Digitized by Google

Per. 7 lh 4°
(1868,1

Erheiterungen

Digitized by Google

Per. 7 ch 4° ...

Erheiterungen.

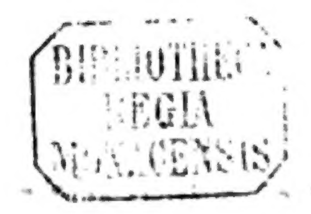
Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Jahrgang 1868.

Aschaffenburg.
Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google


BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalts-Verzeichniß.

(Die Zahlen bedeuten die Nummern der einzelnen Blätter).

Novellen und Erzählungen.

Ein Glücksritter. 1. — Bangen und Verlangen. 14. — Das Herz der Mutter. 23. — Die alte Jungfer. 25. — Schein und Wahrheit. 32. — Die Warnung einer Todten. 45. — Die Erbschaft. 77. — Zwei Ehen. 85. — Kein Scheidungsgrund. 104. — Ein Paragraph des Landrechts. 120. — Des Spielers Weib. 136. — Die Geheimnisse Indiens. 254.

Vermischte Aufsätze.

Die Norddeutsche Seewarte in Hamburg. 2. — Eine schreckliche Ueberschwemmung. 6. — Ueber Lebensversicherung. 7. — König Ludwig I. von Bayern. 10. — Der Leichnam des Kaisers Maximilian. 10. — Zum dritten deutschen Bundesschießen. 12, 14, 20, 28, 32, 38, 46, 51, 56, 62, 70, 73, 81, 87, 92, 106, 111, 113, 116, 123, 124, 131, 137, 157, 170, 172, 173, 176. — Ein Nachtstück nach der Natur gezeichnet. 13. — Charles Gounod. 15. — Einholung der Leiche des Kaisers Maximilian. 16. — Das Leichenbegängniß des Kaisers Maximilian in Wien. 18. — Winterreise über den Brenner. 19. — Ein kleines Erlebniß aus dem letzten Krieg. 22. — Wie es einem ergehen kann! 24. — Eine Mutter auf dem Thron. 30. — Die Schlacht bei Königgrätz. 33. — Amerikanisches Spekulationsfieber. 35. — Die Einnahmen und Ausgaben der Meere. 36. — Der neue Ausbruch des Vesuvs. 36. — Die Gasmaschinen. 37. Virchow über den Hungertyphus. 37. — Die Feinde des Kaisers Maximilian. 40. — Zur silbernen Hochzeitsfeier des hannoverischen Königspaares. 42. — Doppelter Brudermord. 43. — Der Trousseau der Erzherzogin Maria Theresia. 47. — Der Jahresbericht der deutschen Gesellschaft in New-York. 48. — Der Papst als Kunstmäcen. 50. — Gräfin Dora d'Istria. 53. — Aus dem Leben König Ludwig I. von Bayern. 55. — Das Londoner Generalpostamt. 55. — Der Sonnenwendtag und seine Geheimnisse. 57. — Das Leichenbegängniß des Königs Ludwig I. 58. — Ein Lauscher an der Wand auf den Berliner Subskriptionsbällen. 59. — Aus dem englisch-abessinischen Kriege. 61. — Zur Leichenfeier des Königs Ludwig I. zu Nizza. 62. — Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. 63. — Die Schwabmünchener Versammlung und das Schulgesetz. 68. — Ein Mädchen mit zwei Müttern. 69. — Die Herrschaft des Menschen über den Tod. 71. — Der amerikanische Dampfmann. 80. — Konzertbericht. 82. — Bildungsgang eines Gelehrten am Ausgang des 15. Jahrhunderts. 83. — Sie kommen (Schwank in einem Akt). 85. — Das älteste Passionsspiel. 90. — Die Osterprozession in Barcelona. 91. — Der Bummler der Insektenwelt. 93. — Prozeß Ebergenyi. 95. — Eine russische Osterfeier auf dem Lande. 102. — Bericht über das Preisausschreiben zur Begründung einer deutschen Handschrift. 102. — Das Unglück auf der Erie-Bahn. 105. — Die Sonnenfinsterniß am 18. August 1868. 107. — Der Einsturz der Linzer Donaubrücke. 107. — Zum Prozeß Chorinsky. 110. — Zur Geschichte des Kompasses. 112. — Der Brand in Stettin. 117. — Ueber den Zusammenstoß bayerischer und preußischer Truppen bei Seubottenreuth. 118. — Eisenbahnunfall. 119. — Die Einnahme Magdala's. 120. — Der kurhessische Hochverrathsprozeß. 121. — Ueber das Gefecht bei Roßdorf. 125. — Sitzung des Vollparlaments am 1. April 1869 (Satyre). 127. — Deutsche Preis-Nationál-Handschrift. 128. — Eine Hinrichtung in Wien. 129. — Das Gefecht bei Zella. 130. — Der Kampf

Digitized by Google

mit den Thierseuchen. 133. — Das Gefecht bei Kissingen. 134. — Der Schiffbruch des Lessing. 135. — Prozeß Chorinsky. 136. — Die dritte Wanderversammlung der technischen Lehrer Bayerns. 137. — Ueber die Panik vor dem Feinde. 143. — Das Gesangsfest zu Lohr. 144. — Ein italienischer Brigantenprozeß. 145. — Richard Wagners Meistersinger. 146. — Ein Giftprozeß. 147. — Die Enthüllung des Luther-Denkmals zu Worms. 148. — Das Soolbad Orb. 149. — Die Freisprechung eines Mörders. 151. — Der internationale Frauenbund. 154. — Der Papst im Lager von Rocca di Papa. 155. — Der Krieg in Südamerika. 156. — Die Ersteigung des Königsteins. 160. — Ueber Anlegung von Blitzableitern. 160. — Festprogramm für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien. 162. — Eine Heldenthat der Königsberger Feuerwehr. 162. — Das Gefecht bei Hammelburg. 163. Schwurgerichtsverhandlung gegen die Traunsteiner Exzedenten. 165, 166, 168, 169. — Das Gefecht bei Würzburg. 166. — Unsere Tyroler. 172. — Der Kaiser von Oesterreich auf dem Schützenfestplatze. 177. Die deutsche Nordpol-Expedition. 182, 242. — Was sich die „Patrie" vom Wiener Schützenfeste berichten läßt. 186. — Gefecht bei Uettingen, Roßbrunn und Helmstadt. 190. — Geschichte der Entstehung des Credit Mobiliers. 194. — Beschießung der Veste Marienberg. 195. — Besetzung von Mainz. 196. — Der Lohn einer edlen That. 196. — Ereignisse im Bereiche der zum Schutze der Nordostgränze Bayerns verwendeten Truppen. 197. — Kaspar Hauser. 198, 203, 204. — Göthe über das zukünftige Deutschland. 208. — Aus dem Leben eines Lokomotivführers. 209. — Eine merkwürdige neue Erfindung. 210. — Zur totalen Sonnenfinsterniß. 211. — Aus Rocheforts Laterne. 212. — Die Restauration des Ulmer Münsters. 213. — Die Union-Pacific-Eisenbahn. 215. — Eine neue Zeitungs-Druckmaschine. 216. — Neue „Wegdampfer". 218. — Die österreichische Sonnenfinsterniß-Expedition. 219. — Die Perle der Garonne. 220. — Das sechste mittelrheinische Musikfest. 221, 227, 230. — Der Krystallpalast in Sydenham. 223. — Schiller und der Buchhändler Hempel. 224. — Admiral Farragut. 225. Ueber Irrenanstalten und die Vorurtheile gegen dieselben. 226. — Das Erdbeben in Südamerika. 228. Ueber die Strandung der russischen Dampffregatte „Alexander Newsky". 228. — Der Ursprung der Liedertafeln. 235. — Die Wasserverheerungen in den Kantonen Tessin und Wallis. 237. — Isabella II. in Pau. 238. — Serrano und Prim. 240. — Die Ergebnisse der Sonnenfinsterniß vom 18. August 1868. 241. — Die Militär-Bildungsanstalten in Bayern. 243. — „Schach dem König!" 244. — Beschäftigung und Anstrengung der Augen bei künstlichem Lichte. 246. — Eine schaurige Geschichte. 249. — Die Sonnemaschine Ericson's. 250. — Die englische Marine. 251. — Aus dem Feldzuge des Jahres 1866. 252. — Ueber Kindergärten. 254. — Aus dem Gerichtssaale. 256. — Die Volkszählung in Bayern vom 3. Dezember 1867. 257. — Der größte Viehmarkt der Welt. 258. — Der neue Wein. 259. — Ein Pascha unserer Zeit über Volksbildung. 261. — Die Salzbergwerke Wieliczka. 261. — Der Suez-Kanal. 262. — Aus dem Gerichtssaal. 263. — Die Holzknechte des Raßwaldes. 264. — Ein antiker Silberfund. 265. — Ueber die Religionsverhältnisse der Bevölkerung Bayerns. 266. — Die Bevölkerung Bayerns. 268. — Kaiser Maximilians Ende. 270. — Der Feldzug in Böhmen. 274. — Der Wahnsinn Chorinsky's. 275. — Eine Giftmischerin. 277. — Die Noth an den Nordseeküsten. 279. — Prozeß der Giftmischerin Marie Jeanneret. 281. — Eröffnung der militärischen Gesellschaft zu München. 283. — Von König Ludwig II. Stillleben im Gebirge. 284. — Das Erdbeben von Peru und seine Veranlassung. 286. — Der Prozeß der Marseiller Giftmörderinnen. 291. — Der Weihnachts-Abend eines Alt-Junggesellen. 292. — Die Fabrikation von Liebig's Fleisch-Extrakt zu Fray Bentos in Uruguay. 293. — Ein Justizmord. 294. — Die Operationen des 8. deutschen Bundeskorps im Feldzuge des Jahres 1866. 295. — Die Aussetzung von sieben Schiffsjungen im Neu-Fundländischen Eismeere. 295. — Die Blumenwelt nach ihren deutschen Namen, Sinn und Bedeutung geordnet. 297. — Aus dem Gerichtssaale. 299. — Die Stäupsäule in Delaware. 300. — „Schwarz, Weiß und Braun". 302. — Ueber Schnellhinterlader und deren Einheitspatronen. 303.

Länder- und Völkerkunde.

Schloß Weißenstein bei Pommersfelden. 47. — Ein Vorkämpfer der Frauenbildung in Indien. 48. — Besteigung der Ortlerspitze. 74. — Die Bukowina. 83. — Ein Tag in Algier. 94. — Die Metzger- und Studentenposten des Mittelalters. 108. — Neujahrsfeier in China. 255. — Die südafrikanische Republik Pretoria. 290.

Nekrologe.

Dr. Heinrich Schultz-Bipontinus. 1. — Antonie v. Arneth. 1*. — Dr. Dampe. 1*. — Karl Ferdinand Adam. 1*. — Nekrolog für 1867. 4. — Moritz Hauptmann. 6*. — Marochetti. 6*. — Karl Mayer. 8*. — Georg Oberhäuser. 13*. — Dr. Karl Hagen. 25*. — Adalbert Stifter. 29*. — Karl Mathy. 30*. — Eduard Benseler. 31*. — Felix Sebastian Feldbausch. 39*. — Th. Rousseau. 44*. — Herrmann v. Bequignollos. 45*. — Andreas Schuhmacher. 54*. — Ferdinand Pirscher. 56*. — König Ludwig I. 64. 67. 78. — Karl Eberwein. 67*. — Dr. Balling. 67*. — Geh. Rath v. Hesse. 69*. — Graf Stadion. 69*. — Dr. Hummel. 69*. — Frhr. v. Binzer. 70*. — Chirurg Progroff. 72*. — Pepita de Olivia. 73*. — Johannes Cotta. 78*. — Hauptmann Gredler. 94*. — Mehwald,

Digitized by Google

97*. — Dr. Le Winkel. 110*. — Kapitän Blakely. 139*. — Thiermaler Rostosky. 145*. — Hofmaler Hohe. 146*. — Johann Nepomuk Zwerger. 152*. — Johann Jakob Bräutigam. 153*. — G. Stiphelli 155*. — Dr. Daniel Ernst Müller. 207. — A. v. Sternberg. 212*. — J. G. Meyer. 212*. — Franz Borgias Fleischmann. 260. — Hofrath Dr. Friedrich Förster. 266*. — Bonaventura Genelli. 268*. — Gioachimo Rossini. 269. — Mongkut, König von Siam. 280. — Major Eder. 281*. — Dr. Karl Theodor Kind. 295*. — Pagonis. 297*.

☞ Die mit * bezeichneten Nekrologe befinden sich unter der Rubrik Mannigfaltigkeiten.

Gedichte.

Das Lob des Matrosen. 2. — Der Südwind. 3. — Im Winter. 4. — Der Traum der Braut. 10. — Der Traum der Mutter. 10. — An Kaiser Maximilians Getreue. 11. — Sylvesternacht. 13. — Mein Trost. 17. — Ein Wort zu seiner Zeit. 22. — Mene, tekel, upharsin. 23. — Verschwiegenheit. 33. — Bei der Vermählung des Prinzen Ludwig von Bayern mit der Prinzessin Maria Theresia von Modena-Este. 41. — Chignon und Krinoline. 44. — Bitte. 46. — Mein Vaterland. 49. — Ode auf das Grab Seiner Majestät König Ludwig I. 50. — Ein Menschenherz. 54. — Es denkt ein Vater Dein. 57. — Die deutsche Mutter Anno 1866. 59. — Das Röslein. 60. — Der alte Förster. 65. — Das Paradies des Kindes. 71. — Die Tauben. 72. — König Ludwig I. von Bayern. 72. — Gedanken an Julius Grab. 75. — Der brave Mann 84. — Deine Mutter. 87. — Am Grabe eines Vaters. 90. — Fare the well and if for ever von Byron. 94. — Die bayerische Schanze im königlichen Forstrevier Rupertshütten. 97. — Wenn ich die Rosen blühen seh'. 102. — Am Rhein 103. — Der Mai. 106. — Gruß in die Heimath. 109. — Habt Mitleid. 111. — Der Maimorgen. 114. — Ersterbe. 115. — Am Grabe Sr. Hochwürden des Herrn Borgias Fleischmann, Quardian des Kapuzinerklosters in Aschaffenburg. 124. — Die sterbende Mutter. 125 — Die Sonne und der Mensch. 129. — Der Ru der Mutter. 132. — Sr. Maj. König Ludwig II 140. — Der Hochzeitstag. 148. — Im Lenze such ein Liebchen Dir. 150. — Erinnerung an Max von Witzleben. 151. — Das Fest des Waldes (zum 25jährigen Dienstjubiläum des königl. Forstmeisters Herrn Röttger zu Aschaffenburg). 156. — Fest-Chöre, gesungen bei der feierlichen Uebergabe des Denkmals für die gefallenen Oesterreicher. 157. — Auf dem Dorfkirchhof. 159. — Gruß an die Gäste aus Oesterreich. 161. — Festlied für das dritte deutsche Bundesschießen. 170. — Festgruß zum deutschen Bundesschießen in Wien. 171. — Festlied zum 50jährigen Jubiläum der Gabelsberger'schen Stenographie. 191. — Thebais. 197. — Zur 100jährigen Geburtsfeier Christophs v. Schmid. 205. — Heimkehr. 209. — Im Lager von Chalons. 224. — Abschiedsworte an das vierte Infanterie-Regiment. 228. — Oktober 1868. 239. — Moritz Hartmanns Abschied von Schwaben. 245. — Am Allerseelentag. 255. — Wer sich der Einsamkeit ergibt. 256. — Wahrheit. 257. — Unser Leben. 267. — Winzergedanken nach dem Herbst 1868. 277. — Festlied, gesungen bei der Enthüllungsfeier des Denkmals des Königs Max zu Landshut. 282. — Das geprüfte Herz. 286. — An die Nacht. 287. — Was willst Du trauern stets. 293. — Der todte Liebling. 298. — Jugendblüthe. 299. — Am Christabend. 300. — Vergessen. 301. — Am Jahresschlusse. 304.

Kunst und Literatur.

1, 71, 143, 157, 172, 194, 239, 244.

Mannigfaltigkeiten und Räthsel (fast in allen Nummern).

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 1 Donnerstag, 2. Januar 1868.

Ein Glücksritter.

Erzählung von E. F. v. Dedenroth.

Es ist Spätabend. Die große Stadt liegt mit den Gärten ihrer Vorstädte am Saume der weiten Ebene. Die langen Furchen der jungen Saat ziehen sich wie Strahlen nach diesem Kreise zusammen, auf den Landstraßen kehren die Leute heim von den Vergnügungsorten, auf den Feldern wird es still, man hört ein fernes Rauschen wie Meereswellenschlag und Brandung; das ist der Pulsschlag des Stadtlebens; wie unzählige Johanniswürmchen glänzen die Lichter aus dem dunklen Häusermeer.

Die Glocken läuten die Abendstunde, die Nachtigall singt das Abendlied und die Schatten des Abends ziehen über die Felder, die Mutter Natur zu verhüllen, welche sich zur Ruhe legt, den Segen für den folgenden Tag zu gebären. Der junge Tag ist das heitere oder ernste Kind der Nacht, auch die Sorge brütet. Der Mensch folgt dem Beispiele der Natur. Den Einen kräftigt die Ruhe zum folgenden Morgen, der Andere arbeitet und schafft und sinnt für den kommenden Tag, und wie das Unkraut aufschießt, die junge Saat zu verderben, schleicht das Verbrechen an das Bett der Schlummernden, lauert der Neid vor dem Hause der Zufriedenen, brütet der Groll an der Stätte des Friedens, und Habgier zertritt, was die Sorge mühsam gesäet.

Es macht einen eigenen Eindruck, dieß Bild des wirklichen und des scheinbaren Friedens in einer Schattirung. Hier die schlummernde Natur, der wahre, segensreiche Friede, dort die schlummernde Stadt, ein Krater, den man aus der Ferne in der Dunkelheit mit einem Weinberge verwechselt, Tücke und Verderben unter dem Mantel des Friedens.

Gestern war ich bei Sonnenaufgang denselben Weg gewandert, den ich heute nach Sonnenuntergang zurücklegte. Gestern hauchte mir der junge Tag seinen frischen Morgengruß entgegen, ich trat aus dem erwachenden Geräusch der Stadt in den Tempel der freien Natur, wo in jeder Blume eine Thräne perlte, die Vögel den Choral sangen und es feierlich durch die Stille wehte, als verkünde ein unsichtbarer Geist das Wort Gottes. Wenn die Menschen aus der Stadt mit dir hinauswanderten, dachte ich, wie leicht würde ihnen das Herz werden, wie rasch würde aller Groll schwinden — ich schaute mich um — eine graue Staubwolke lagerte über der Stadt, schwarz von Rauch und feucht von Dämpfen. In der dicken Luft kann ein reiner Vorsatz nicht wohl gedeihen, die frische Thatkraft sich nicht hoch schwingen, da kann man die Sorge nicht vergessen, da hat man kein Herz, aufzuathmen.

Ich trat in den Wald. Ich athmete den würzigen Duft der Kräuter, hörte das Rauschen der Blätter — wunderbar wohl und wehmüthig ging es mir durch's Herz, als müsse ich ein Lied singen. — Da sah ich vor mir die Leiche eines Selbstmörders.

Die schöne Eiche war durch die Hand eines Frevlers entweiht; es war mir, als wäre ich Zeuge einer Tempelschändung, als ich den Erhängten an dem frischen grünen Aste erblickte.

Der Zweig war von der Last tief niedergebogen, die Füße des Mannes berührten die Erde, die Knie waren gebeugt, die Arme hingen schlaff herab, das Antlitz, vorn übergeneigt, hatte einen widerlichen Ausdruck.

Der Zug des Todes kann nimmer so entstellen, wie der Stempel der Selbstbefleckung. Die Geberden des Schmerzes, die ich schon oft in Todtenmasken gesehen, waren mir nie so gräßlich erschienen als dieser Ausdruck, die Leiche sah aus, als habe sie die Hand ausstrecken wollen, ein Verbrechen zu begehen, und sei vor Gottes Blitz zusammengefahren. Der Todte trug den Stempel eigener Erbärmlichkeit, ich fühlte nur Abscheu, kein Mitleid.

Die Branntweinflasche, aus welcher der Selbstmörder Muth zu seiner That geschöpft, lag auf der Erde, seine Kleidung verrieth, daß er dem Arbeiterstande angehörte. Ich faßte die Leiche nicht an, aber ich fühlte dennoch, daß sie das einzige Kalte war, so weit das Auge reichte, Tod mitten im Leben, und nicht ein Tod, der der Natur angehört — ein Tod, den die Natur nicht kannte, bis der Mensch ihn erfunden, sie zu entweihen.

Bei keinem Selbstmörder tritt das Verbrechen gegen sich selbst so sprechend aus der Todtenmaske hervor, als beim Erhängten. Die Leiche eines am Strang Gestorbenen läßt nimmer das Mitleid erwachen, wie man auch über den Selbstmord denkt, hier redet die Natur in zu deutlicher Sprache.

Digitized by Google

Ich machte heute Abend einen Umweg, um jenen Baum nicht zu sehen, an welchem ich gestern die Leiche gefunden. War es Noth oder ein Verbrechen, was den Mann zur verzweifelten That geführt — ich weiß es nicht; jedenfalls hatte die Gesellschaft an ihrem unglücklichen Mitgliede nicht das gethan, was zu ihrer Schuldigkeit gehörte. Wer die Hand an sich selbst legt, um dem Elende oder der Schande zu entgehen, bei dem war noch Hülfe möglich; vollständig verdorbene Charakter schlagen den Weg des Verbrechens ein, sie haben nicht mehr die Kraft zum Selbstmorde.

Es war mir, als ruhe der Fluch dieses Selbstmordes dort auf der Stadt, seit man die Leiche fortgeschafft, als trüge auch ich einen Theil der Schuld. Man geht bei vielen Menschen vorüber, ohne ihre flehende Geberde, ohne die Sorge auf ihrer Stirne zu sehen. Viele kann ein herzliches Wort trösten, Vielen kann geholfen werden, ohne daß es uns Opfer kostet. Die großartige Industrie der Spekulanten überwuchert das Feld, auf welches der bescheidene Fleiß sein Saatkorn gesäet, wir sind zu bequem, dem kleinen Arbeiter Brod zu geben, wir lassen uns durch die Schaufenster der Spekulanten verlocken, wir denken nur an uns. Wir feilschen nicht in dem eleganten Laden, aber wir handeln mit dem Handwerker um die Groschen seines Verdienstes, um das Brod, mit dem er seine Familie ernährt. Der reelle Mann verliert dadurch, der unehrliche Handwerker macht die Arbeit um so viel schlechter.

Ich näherte mich der Stadt. Dort war eine Belle-Etage glänzend erleuchtet, man sah die goldenen Kronleuchter durch die Spiegelscheiben im Glanze der Kerzen strahlen. Dort sah ich im dritten Stock den matten Lichtschimmer einer kleinen Lampe. Ich sah noch Tausende von erhellten Fenstern. Hätte ich hineinsehen können in die Wohnungen, ich hätte noch grassere Gegensätze geschaut; eine dünne Wand trennt vielleicht hier den Prasser vom Elend, das laute Vergnügen vom klagenden Schmerz, die gähnende Langweile von schweißtriefender Arbeit, den Mitleidigen, der wahrem Unglück helfen möchte, von der Verzweiflung, die nirgends Hülfe gefunden.

Im Hause trennt eine steinerne Mauer die Menschen von einander — draußen trennt sie das Eis der Menschenfurcht, der falschen Scham und Kälte, durch Gewohnheit starr gewordene Gleichgültigkeit.

Ich hatte eine gefüllte Börse in der Tasche, ein längst vergessener Schuldner hatte mir längst vergessenes Geld zurückerstattet, mir war bei der Rückgabe zu Muth gewesen, als hätte ich ein Geschenk erhalten oder in der Rumpelkammer eine vergessene alte Sparbüchse gefunden.

Verwende das Geld zu einer Wohlthat! rief es in mir, vielleicht kannst du Jemand retten.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Carl Heinrich Schultz-Bipontinus.

(Aus der Pfälzer Zeitung.)

Am 19. Dezember 1867, Nachmittags, wurde Dr. Karl Heinrich Schultz in Deidesheim zur letzten Ruhestätte getragen. Die Leichenbegleitung war eine zahlreiche von nah und fern, besonders waren die Notabilitäten des ganzen Haardtgebirges stark vertreten. Und eine so allgemeine Theilnahme war natürlich bei dem Hintritte eines Arztes, der über 31 Jahre in einer Stadt und deren Umgegend seine segensreiche Thätigkeit entfaltet hatte. Aber nicht allein seine Wirksamkeit als Arzt hatte ihm die Herzen zugewendet, seine Leutseligkeit, seine Humanität, sein Wohlthätigkeitssinn, seine nie ermüdende Güte, seine Aufopferungsfähigkeit ließen ihn viel beweinen und beklagen, daß er seinen Lebensgang jetzt schon enden mußte. Wir erachten, als vieljähriger Freund, es für unsere Aufgabe, einem solchen Manne, der auch in weiteren Kreisen eine hochgeschätzte Persönlichkeit war, und in unserer Pfalz, wie in ganz Deutschland, zu den Celebritäten in dem Gebiete der Botanik zählt, einige Worte des Nachrufes zu widmen.

Derselbe war 1805 zu Zweibrücken geboren und erhielt eine sorgfältige, klassische Erziehung. Der Stand seines Vaters, als Apotheker, führte ihn schon frühe gleichsam spielend zur Botanik, und hier, im Vaterhause an der Hand eines geübten väterlichen Meisters, ward ohne Zweifel schon in jener Zeit die Lust und Liebe zu diesem so herrlichen Zweige der Naturkunde in dem Knaben geweckt, den er als Mann nachmals mit so großem Eifer gepflegt und gefördert hat. Eine imposante männliche Schönheit, verband er mit einem offenen biederen Gemüthe und rückhaltloser Seele einen klaren, selbstbewußten, praktischen Verstand, ohne gerade ein durch Geistesschärfe hervorragendes, selbst schaffendes und gewaltsam bahnbrechendes Genie wie Linné, Jussieu, Decandolle gewesen zu sein.

Von lebhaftem Temperamente und in der Fülle eines jugenddurchglühten, der ganzen Menschheit schwärmerisch schlagenden Herzens vermochte er den freiheitlichen Bestrebungen, wie sie als Nachklänge der französischen Juli-Revolution zu uns nach Deutschland tönten, wahrscheinlich in einem unbewachten Augenblicke seinen Beifall nicht zu versagen, und so mag es gekommen sein, daß die damals furchtsame Reaktion in unserem Schultz einen gefährlichen Revolutionär erblickte und ihn über zwei Jahre in der Münchener Frohnveste gefangen hielt. Aber derselbe war in Wahrheit weder ein Camille Desmoulins, noch ein Danton und eben sowenig war ein Robespierre oder Cromwell in ihm verborgen. Er suchte weder Throne umzustürzen, noch Kronen zu rauben. Wenn er nach einer Krone strebte, so war es einzig und allein nach jener der Wissenschaft, wofür sein ganzes Leben unzweideutiges Zeugniß ablegt.

Digitized by Google

Werden gemeine Menschen durch lange Haft häufig verbittert und verwildert und kommen als vollständige Lotterbuben aus Gefängnissen, wohin sie im ersten Antriebe vielleicht nur der Leichtsinn geführt hatte, so reifen bessere Naturen dort, ernster Selbstprüfung anheimgegeben, nicht selten höherer Veredlung entgegen. So geschah es augenscheinlich mit unserem Schultz.

Aus der Frohnveste erlöst, ließ er dort jedwede Leichtfertigkeit, die dem jovialen Jüngling vielleicht zuvor angehaftet haben möchte, und kehrte als ein durch Unglück schwer geprüfter und nach überstandenen Leiden durch Resignation gestählter Mann in seine pfälzische Heimath zurück. Wohl würde es ihm kaum verweigert worden sein, nach seiner Haft in seine frühere Stellung als praktischer Arzt nach München zurückzukehren und dort wissenschaftliche Verbindungen wieder anzuknüpfen, wie solche ihn früher mit Pistor — dem späteren Advokaten in Metz — und Beckers — dem nunmehrigen Professor der Philosophie in München — zur Herausgabe der akademischen Zeitschrift zusammengeführt hatten; allein eine tiefe Sehnsucht zog ihn nach seiner geliebten Pfalz. Er ließ sich als Arzt in Deidesheim nieder und vermählte sich bald darauf mit Fräulein Giessen, einer Tochter aus einer der dort angesehneren Familien. Er zeugte mit derselben zwei Söhne und zwei Töchter, wovon die ältere, das Bild einer vollendet schönen Jungfrau, bereits seit mehreren Jahren, zum herben Schmerze der Ihrigen, durch Typhus hinweggerissen, in ein frühes Grab vorangeeilt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Cornelia, Taschenbuch für Frauen auf das Jahr 1868. Herausgegeben von Frater Hilarius. 53ster Jahrgang. Darmstadt. Druck und Verlag von Gustav Georg Lange.

Unter den Taschenbüchern nimmt die „Cornelia" vermöge ihres gediegenen Inhaltes an Gedichten und Novellen 2c. und ihrer eleganten Ausstattung eine ehrenwerthe literarische Stellung ein, wofür gewiß auch der Umstand spricht, daß, während viele andere Taschenbücher nur ein ephemeres Dasein fristeten, die Cornelia" bereits in ihrem 53. Jahrgang erscheint. Auch der neue uns eben vorliegende Jahrgang der „Cornelia" schließt sich, was Inhalt und Ausstattung anbelangt, seinen Vorgängern würdig an. Denselben zieren sieben prachtvolle Stahlstiche, die in den nachfolgend bezeichneten Gedichten ihre Erklärung finden: 1) Der Liebesbote. 2) Das Hänflingsnest. 3) Der Philister. 4) An der Wiege. 5) Am Bach. 6) Brandung. 7) Zur Mühle hin! Als weiteren Inhalt bezeichnen wir: Die Geschichte von Hjorleif, dem Isländfahrer, Novelle von C. A. Dempwolff. Eine alte Sängerin, Novelle von Henri Dacour. Ein bretonischer Dichter, von Heinrich Leuthold. Gedichte von Heinrich Leuthold. Ein Minister, Erzählung von Frater Hilarius.

Mannigfaltigkeiten.

[Antonie v. Arneth.] In Wien wurde am 26. Dezember Frau Antonie v. Arneth zu Grabe getragen. Dieselbe gehörte durch 10 Jahre als Künstlerin dem Burgtheater an, und war während dieser Zeit eine Zierde dieses Kunst-Instituts. Sie war die Tochter des einst berühmten Tenoristen Adamberger und genoß eine vortreffliche Erziehung. Da sie frühzeitig ihre Eltern verlor, kam sie in das Haus ihres Großvaters Jacquet, und bildete sich unter der Leitung des Gelehrten und Dichters Heinrich Collin für den selbstgewählten Beruf, für die dramatische Kunst, aus. Im Jahre 1807 betrat sie die Bühne und glänzte in naiven Rollen. Nicht lange darauf machte sie die Bekanntschaft Theodor Körner's, der damals als Theaterdichter beim Burgtheater engagirt war. Der junge Dichter faßte zu ihr eine innige Zuneigung und verlobte sich mit ihr. Körner's Heldentod (1813) zerriß das schöne Band. Fünf Jahre darauf, im Jahre 1819, vermählte sie sich mit dem Custos des Münz- und Antiken-Kabinets, Joseph Arneth, worauf sie der Bühne für immer entsagte. Ihrem Sarge folgten zwei geachtete Söhne, deren einer Abgeordneter des niederösterreichischen Landtages ist.

[Ein Opfer des Absolutismus.] Im Kopenhagener Gemeinde-Hospital ist Dr. Dampe im 77. Jahre gestorben. Dampe trat schon vor mehr als einem Menschenalter als Vorkämpfer des Konstitutionalismus und der Religionsfreiheit auf, aber völlig isolirt und bei weitem, bevor die Zeit reif war. In Folge dessen erlitt er als beklagenswerthes Opfer des Absolutismus ein höchst trauriges Schicksal, wurde zum Tode verurtheilt, dann zwar zu lebenslänglichem Staatsgefängniß auf Christiansö begnadigt, aber, so lange Friedrich VI. lebte, mit großer Härte behandelt. Der Name Dampe ist ein schwarzer Fleck in der Geschichte jenes Monarchen, Christian VIII. begnadigte Dampe halb, d. h. erlaubte ihm, auf Bornholm zu wohnen, erst das Jahr 1848 brachte ihm die Freiheit, und der dänische Reichstag gab ihm dann ein doch zu kärgliches Jahrgehalt, das weder Ersatz für sein Leiden noch Genugthuung enthielt.

Am 23. Dezember ist in Leisnig der um den deutschen Männergesang hochverdiente Kantor und Musik-

Digitized by Google

direktor Karl Ferdinand Adam, im Alter von 59 Jahren, gestorben.

Eine an die „Times" gerichtete Zuschrift von A. Nobel in Hamburg, dem Schweden, welcher das Glycerin zuerst in salpetersaurer Verbindung zu technischen Zwecken benutzte, bemüht sich, die durch die New-Castler Explosion heraufbeschworenen Schrecknisse vor diesem Agens zu beschwichtigen. Wer damit umzugehen verstehe, laufe mit dieser Substanz entschieden weniger Gefahr, als mit dem gewöhnlichen Schießpulver. In den Clausthaler Gruben allein seien nicht weniger denn 20,000 Bohrlöcher damit gefüllt worden, ohne daß mehr als zwei leichte Unfälle zu beklagen gewesen wären. Gut verpackt, könne es so sicher transportirt werden, wie irgend eine andere Waare. Von freiwilliger Entzündung sei bei sorgfältig gereinigtem Glycerinnitrat so wenig, wie bei Schießbaumwolle die Rede, und daß es im krystallisirten Zustande bei der leisesten Berührung, z. B. durch Kratzen mit einer Nadel, explodire, gehöre ins Fabelreich. Große Stücke solcher Krystalle seien bei einer Explosion an Steinwände geschleudert worden, ohne daß sie explodirt wären. In solidem Zustande sei das salpetersaure Glycerin noch weit ungefährlicher, denn im flüssigen, und daß die Explosion in Newcastle durch eine Explosion der an den Büchsen anklebenden Krystalle entstanden sei, gehöre zu den unwahrscheinlichsten Dingen. Eher lasse sich vermuthen, daß in den Büchsen ein paar Tropfen flüssigen Materiales zurückblieben, die einem starken Stoße ausgesetzt worden seien.

[Ein Gaunerstreich der sich hören läßt.] In der Gegend von Grafenau befinden sich mehrere Maierhöfe, welche einzeln stehen — mit einer 5—6 Schuh hohen Mauer umfriedet sind, und des Nachts durch Schließen des Thores förmlich abgesperrt werden. Vor nicht langer Zeit sah einer dieser Maierhofbesitzer Abends nach eingetretener Dämmerung einen Gendarm im Mantel eingehüllt vor dem verschlossenen Hofthor stehen. Da dieser sich nicht von der Stelle bewegte, fand sich der Bauer veranlaßt, hinauszugehen und den vermeintlichen Gendarmen zu fragen, was er hier wünsche; Letzterer antwortete, er habe in Erfahrung gebracht, daß diese Nacht zwei Diebe kommen werden, um des Bauern großes Mastschwein zu stehlen, deßhalb stehe er hier auf der Lauer, um gemeinsam mit noch einem Gendarmen, welcher in einer halben Stunde kommen werde, die Diebe zu arretiren, der Bauer solle das Hofthor offen lassen und sich schlafen legen, damit die Diebe nicht etwa durch Unruhe im Hause schon vor der That verscheucht würden. Der Bauer, im guten Glauben, daß sein Haus auf diese Weise beschützt sei, that wie ihm befohlen und legte sich ganz ruhig in's Bett; des andern Morgens aber machte er große Augen, als sein Schwein aus dem Stalle war, der Tschako des als Gendarm maskirten Spitzbuben an einer Wagenkupfe hing und das Gewehr auf dem Boden lag. Der Tschako war von Pappendeckel und das Gewehr von Holz geschnitzt und schön schwarz angestrichen, und der Bauer war angeschmiert.

Die „Trier'sche Zeitung" schreibt: „Sicherem Vernehmen nach bestehen die Trierer Domschätze, welche sich gegenwärtig im nassauischen Besitze befinden, unter Anderem: 1) in einer Monstranz von purem Golde, mit sehr werthvollen Edelsteinen, 2) einem schweren goldenen Kelche, 3) einer reichlich mit Edelsteinen besetzten Mitra, 4) einer Kreuzpartikel in einer außerordentlich kunstreichen goldenen Fassung aus dem 10. Jahrhunderte, 5) einer Kapsel mit der Hälfte des Stabes des hl. Petrus. Zur Beurtheilung des Werthes dieser Gegenstände dürfte die Mittheilung dienen, daß ein Engländer für einen derselben die Summe von 20,000 Pfd. Sterl. geboten haben soll. Diese Schätze wurden der Domkirche zu Limburg, wo sie sich heute noch befinden sollen, vom Herzoge von Nassau zur Benutzung geliehen. Zum Zeichen, daß sie Eigenthum des Herzogs verbleiben, befindet sich auf allen das herzogliche Wappen, der nassauische Löwe."

Kürzlich ging durch die Zeitungen ein Petersburger Telegramm, welches besagte, der Kaiser habe die Anfertigung von Hinterladern nach dem System „Carl" befohlen. Den Wenigsten wird dieser Name bekannt gewesen sein. Vielleicht interessirt es, zu erfahren, daß es ein Hamburger ist, dessen Erfindung in Rußland zu Ehren kommt. Derselbe heißt jedoch nicht Carl, sondern Carls. Augenblicklich weilt dieser Hamburger Dreyse in Berlin, um mit der preußischen Regierung über sein Gewehr zu unterhandeln.

Räthsel.

Ich bin beliebt bei alten, jungen Damen,
Ich mache reich und arm.
In allen Zonen kennt man meinen Namen,
Mein Vaterland ist warm.
Grün, gelb und braun sind meine Farben;
Um mich zu haben, will man lieber darben.
Und wenn auch Friedrich einst, der große König,
Mir off'ne Fehde bot:
So thut mir dieß doch weniger als wenig,
Ich bin, und er — ist todt.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 2 — Freitag, 3. Januar — 1868.

Ein Glücksritter.

(Fortsetzung.)

Am Thore der Stadt stand ein Bettler, ich reichte ihm einige Groschen und entfernte mich, um ihn von Weitem zu beobachten. Hätte der Mann sich Brod gekauft, ich wäre ihm in seine Hütte gefolgt, und hätte vielleicht sein Loos für immer gebessert, aber er bettelte weiter, und trat dann in einen Branntweinladen.

Ich ging weiter und sah Jedem ins Gesicht, ob der Zug der Sorge es furche. Ich begegnete Vielen, die ich deßhalb hätte ansprechen mögen, aber ich wagte es nicht. Unberufenes Mitleid kann beleidigen. Ich wollte einem Menschen helfen, aber nicht ein Dutzend Grobheiten hören, wollte auch nicht geprellt und ausgelacht werden.

Als ich in dieser Weise suchend die Straßen hinabging, bemerkte ich plötzlich einen jungen Mann, der aus einem Weinhause trat.

Es war schon Nacht und die Straßen waren leer geworden. Der unsichere Gang des Fremden bekundete, daß er zu viel getrunken, sein Rausch war jedoch nicht lärmender, sondern mehr finsterer Natur. Das bleiche verstörte Antlitz starrte wie Haß und Groll. Die Kleidung war elegant, aber nachlässig, Haare und Bart waren stutzerhaft gepflegt.

Was führt diesen Mann allein ins Weinhaus, oder treibt ihn, dasselbe ohne seine Freunde zu verlassen? dachte ich — ein Säufer liebt die Gesellschaft, oder er trinkt zu Hause, er wird die Schenke nicht verlassen, so lange noch Jemand zecht oder so lange er noch Besinnung hat.

Mangel an Geld kann nicht die Ursache sein, denn die Wirthe geben solchen Kunden Kredit.

Der Mann ist ins Wirthshaus gegangen, um sich in diesen Zustand zu versetzen, er hat vielleicht eine Sorge, einen Kummer, einen Groll vertrinken wollen, dachte ich, und ging dem jungen Manne nach.

Bei dem Schimmer einer Laterne sah ich das Antlitz näher. Die Züge waren edel und stolz, der stiere Ausdruck der Halbtrunkenheit lag darin wie der Stempel des Verbrechens. Meine Neugierde ward rege. Ich sann darüber nach, wie ich ihn anreden könne, um eine Bekanntschaft anzuknüpfen. Ich dachte an den Baum im Walde, und es war mir, als sei dieser Mann auf dem Wege, ein gleiches Ende zu finden. Ich schauderte. Seine Züge verriethen, daß er zu etwas Besserem geboren, als im Koth zu versinken, daß er das Gift mit Widerwillen nahm, welches ihn unter das Thier herunterbrachte, daß der Trunk das Opium war, mit dem seine Verzweiflung das Gewissen einschläfern wollte.

Ich stellte mich ebenfalls trunken und bot ihm in gurgelndem Tone einen guten Abend. Ich sah, daß er mir einen Blick des Ekels zuwarf, als er mir dankte und scheu ausbog. Er ahnte es nicht, daß ich ihm nur einen Spiegel vorhielt.

Ich fragte nach einer Straße und stellte mich weniger berauscht, als ich es anfänglich gethan. Er wies mit der Hand vor sich hin.

„Dann gehen wir also einen Weg?“ fragte ich, ohne mich von seiner abweisenden Geberde zurückschrecken zu lassen. „Ich bin hier fremd in der Stadt und schon kreuz und quer gewiesen worden,“ setzte ich hinzu, um meine Dreistigkeit zu entschuldigen.

„In der P.-Straße liegt kein Gasthof,“ antwortete er höflicher.

„Ich habe nur nach der Straße gefragt, entgegnete ich, „weil ich mich von dort aus zurechtfinde. Dort liegt ein vortreffliches Weinhaus, in dem ich häufig verkehre, und bei dem ich auch heute nicht vorübergehen mag.“

„Mir schien es zuerst,“ lächelte der Fremde, „als ob Sie schon der Flasche zugesprochen —“

„Ja, aber ich habe schlechten Wein getrunken, und dieser hat mich ein wenig betäubt; ich muß etwas Gutes trinken, um Magen und Kopf zu beruhigen. Man trinkt hier schlechten Wein in der Stadt.“

„Da haben Sie Recht,“ lächelte der Fremde, „man wird überall betrogen. Ich glaube, mir ist es ebenso ergangen, wie Ihnen.“

„Wir sind hier in keinem Weinlande,“ bemerkte ich, „und die Leute trinken wohl den Rebensaft, aber man sieht keine Weintrinker, wie dort unten, am Rhein und wie es früher überall üblich war. Die Leute sitzen an besonderen Tischen, reden nur mit ihren Freunden, eine Gesellschaft kümmert sich nicht um die andere, es herrscht keine Gemüthlichkeit, die auch den Fremden willkom-

men heißt, und ihn in der Weinstube sich heimisch fühlen läßt. Wer mit Sorgen hingeht, läßt sie nicht dort."

„Da haben Sie sehr recht," antwortete der Fremde, mich vertraulicher anschauend, „man trinkt und bezahlt, aber das Vergnügen fehlt. Ich habe schlechten Wein getrunken, aber ich würde mit noch schlechterem zufrieden gewesen sein, wenn ich Gesellschaft gehabt hätte."

„Ich kann nicht allein trinken," war meine Antwort, „aber," und ich deutete auf das von mir bezeichnete Weinhaus, „hier stehen wir vor der Thüre; bin ich zu dreist, wenn ich Sie bitte, noch ein Glas mit mir zu trinken?"

„Sie sind sehr freundlich," erwiderte der Fremde zögernd, „es ist schon sehr spät."

„Dem Frohen schlägt keine Stunde, dem Traurigen schlägt die Uhr zu langsam."

„Ich gestehe, daß ich auch nicht bei Kasse bin — ich nehme stets nur so viel Geld mit, wie ich verbrauchen will —"

„Ich biete Ihnen ein Glas aus meiner Flasche an, ein andermal trinke ich mit Ihnen —"

Der Fremde zögerte noch immer, aber mein Zureden half. Wir traten in die Weinstube, ich ließ Sodawasser geben und dann eine Flasche Ungar aufsetzen.

Das Sodawasser that ihm wohl. Ich bemerkte, daß er mich mit Neugierde musterte, und ließ ihm dazu Zeit. Mir entging es nicht, daß er, wie ich vermuthet, den besseren Schichten der Gesellschaft angehörte. Seine Wäsche war fein und sauber, die Hände zart, seine Manieren verriethen den Gentleman. Wir sprachen über Allerlei, er verrieth Kenntnisse und Geist, aber bei jeder Gelegenheit machte sich die Bitterkeit des Herzens Luft, es schien eine frische Wunde zu sein, an der er litt, denn er freute sich an ihrem Bluten.

Wir wurden bald vertraut. Ich erzählte ihm scherzend, mit welchem Vorsatz ich heute nach der Stadt zurückgekehrt sei, meine Begegnung mit dem Selbstmörder und mit dem Bettler.

Er horchte aufmerksam, seine Wangen rötheten sich, er schien zu fühlen, daß ich ihm diese Anekdote absichtlich erzählte, daß meine Begegnung mit ihm nicht zufällig gewesen.

„Ihr Vorsatz ist löblich," sagte er, „aber die Zeit war schlecht gewählt. Die wirkliche Armuth treibt sich nicht Abends auf den Straßen herum, die Bettler spekuliren auf Mildthätigkeit. Ich könnte Ihnen Arme nennen, die eine Wohlthat verdienten —"

„Das will ich nicht, unterbrach ich ihn, Arme, welche man kennt, die gehören schon der Fürsorge ihrer Gemeinde und ihres Stadtbezirks an, ich suche einen verschämten Armen, den ich vom Untergang retten kann, Jemand, der an der Gränze steht zwischen Stehen und Sinken, dem ich die Hand bieten kann, sei es mit baarer Hülfe oder mit Rath und Trost."

Ich mochte bei diesen Worten den Fremden zu scharf angesehen haben, denn er wurde sichtlich verlegen. Es war, als kämpfe er mit dem Entschluß, mir sein Herz zu öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Norddeutsche Seewarte in Hamburg.

Am 1. Januar 1868 wird in Hamburg eine Norddeutsche Seewarte ins Leben treten. Ueber den von den Handelskammern in Hamburg und Bremen entworfenen Plan dieses Institutes gibt die nachfolgende Anzeige weitere Auskunft: „Vor etwa 15 Jahren machte in den Vereinigten Staaten unter der Leitung des Lieutenants Maury ein öffentliches Institut den Anfang, neben den allgemeinen Zwecken wissenschaftlicher Meteorologie, durch Bearbeitung der von Schiffsführern aller Nationen nach einem bestimmten Systeme geführten Journale Anweisungen zu verfassen, um die oceanischen Reisen zu sichern und abzukürzen. Seitdem haben die Regierungen der Niederlande, Großbritanniens und Frankreichs Anstalten errichtet, welche ein gleiches Ziel verfolgen. In Utrecht, London und Paris bestehen jetzt nautisch-meteorologische Institute, welche im allgemeinen Interesse der Seefahrt das von Maury begonnene Werk fortsetzen, und in erfreulich gemeinnütziger Weise, wissenschaftlich wie praktisch, weiter auszubilden bemüht sind. Deutschland, dessen Handelsmarine gegenwärtig in der Welt die dritte Stelle einnimmt, hat an diesen Bestrebungen bisher nur ganz untergeordnet und zeitweilig sich betheiligt, indem eine Anzahl von deutschen Kapitänen auf einzelnen Fahrten geführte meteorologische Journale als Material an das National-Observatory in Washington eingesandt hat. Allerdings wäre es das einfachste und bequemste Auskunftsmittel, an die Norddeutsche Bundesgewalt das Gesuch zu richten, nach den Vorgängen in den Vereinigten Staaten, den Niederlanden, Großbritannien und Frankreich die Sache in die Hand zu nehmen. Allein man wird bei unbefangener Würdigung der Verhältnisse nicht verkennen, wie gegenwärtig und in nächster Zei, die Regierungskreise in Berlin durch viele andere Angelegenheiten der dringendsten Art schon zu sehr in Anspruch genommen sind, als daß zu erwarten wäre, den hier in Rede stehenden Gegenstand sofort ohne alle Vorbereitung in zweckentsprechender Weise direkt von ihnen gefördert zu sehen. In diesem Sinne ist die Handelskammer in Hamburg bereitwilligst auf ein Anerbieten eingegangen, das ihr vor einigen Monaten Herr Wilhelm v. Freeden (bisher Rektor der Navigationsschule in Elsfleth) machte. Dieses ging dahin, in Hamburg, als dem im Mittelpunkte des ganzen norddeutschen Seeverkehrs gelegenen Platze, versuchsweise, zunächst für

zwei Jahre, ein nautisch-meteorologisches Institut zu begründen, wenn hierzu das erforderliche Lokal, die nöthigen ersten Einrichtungen und die bereitwillige Mitwirkung von Rhedern und Seeleuten gewährt würden. Ein durchaus passendes Lokal für das Zentralbureau hat sich im Hamburger Seemannshause gefunden. Die Bremer Handelskammer wird ihrerseits gleichfalls das Unternehmen bestens zu fördern suchen. Für die nothwendigsten Ausgaben haben beide Handelskammern bestimmte Summen angewiesen, und eine Anzahl bekannter Rheder in Hamburg wie in Bremen haben ihre Mitwirkung zur Herbeiführung guter Beobachtungen und regen Verkehrs zwischen dem neuen Institute und den Schiffsführern, so wie eventuelle sonstige Unterstützung zugesagt."

Dr. Carl Heinrich Schultz-Bipontinus.

(Fortsetzung.)

In Deidesheim, inmitten einer paradiesischen Natur, war der Heimgegangene als ein so eifriger Naturfreund und strebsamer Forscher so recht auf seinem heimathlichen Boden; denn nicht allein, daß die Liebenswürdigkeit seines Charakters, sein ganzes, fast kindliches Wesen ohne alles Falsch und Arg ihm schnell alle Herzen, die sich ihm nahten, gewann und er, im Vollbesitze gediegener medizinischer Kenntnisse, als stets hülfsbereiter, gewissenhafter Arzt und geschickter Geburtshelfer bald ein unbeschränktes Vertrauen, zumal in der dort stark vertretenen gebildeten Klasse, sich errang, so bot dessen Umgebung, die an Reizen so unvergleichlich schöne Haardt, auch seiner wissenschaftlichen Begeisterung für das Studium der Botanik die ergiebigste Ausbeute. Dessen Leistungen auf diesem Felde zu schildern, dürfte hier nicht platzgreifend erscheinen und hervorgehoben sei deßhalb bloß, daß seine Sammlung der Kompositen, die reichste und weitaus bedeutendste der Welt sei, weßhalb zu wünschen, daß dieselbe, zu deren Anschaffung er keine Kosten gescheut, von einer unserer Universitäten oder von dem Museum einer Hauptstadt, um nicht zersplittert zu werden, erworben würde. Schon im Beginne seiner akademischen Laufbahn in Erlangen widmete er sich, ohne die übrige Botanik hintanzusetzen, mit besonderer Vorliebe der tiefen Ergründung dieser eben so umfangreichen als interessanten Pflanzenfamilie und so geschah es denn, daß bei der Fortsetzung seiner Studien in München und später während seiner langen Haft dessen Interesse daran bei seiner warmen Seele einen begeisterten Aufschwung nahm und er auf diesem Felde bald die erste Autorität wurde. Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß überall, wo wahre Gelehrsamkeit in Geltung, sein Namen mit Hochachtung genannt wurde und er dadurch in Berührung mit hervorragenden Naturforschern in ganz Europa und selbst jenseits des Ozeans kam. Wir nennen hier nur Aimé Bonpland, Alexander v. Humboldt's berühmten Reisegefährten, Agassiz, den Prinzen Max von Neuwied, die Brüder Schlagintweit, die Brüder Schimper und deren Vetter Wilhelm Ph. Schimper, Alexander Braun, Georg Neumayer, Martius, Fenzl, C. B. Seemann.

Wo Zweifel über die Natur scheinbar dahin gehöriger Pflanzen bestand, appellirte man in letzter Instanz an den Kompositenmeister. Es ward Deidesheim nicht mehr bloß wegen der Trefflichkeit seiner Weine, sondern auch wegen des dort wohnenden gelehrten Forschers genannt. Sein Ruf als Botaniker hatte Koch, Professor in Erlangen, gleichfalls einen Pfälzer, zur Zeit bewogen, ihn auf den Fall seines Abgangs, in maßgebenden Kreisen zu seinem Nachfolger zu empfehlen, was indessen durch Verhältnisse, die außerhalb Schultz lagen, damals nicht erfüllt wurde. Den Beinamen Bipontinus nahm derselbe nur deßhalb an, um Verwechslungen mit Karl Heinrich Schultz in Berlin in der gelehrten Welt zu begegnen.

(Schluß folgt.)

Das Lob des Matrosen.

O, die Ihr niemals krank seid hingeglitten
Auf öden, fernen, weiten Wasserwogen;
O, die Ihr niemals Mangel habt gelitten
Am süßen Wasser, Gottes schönstem Segen!
O, die Ihr niemals habt im Sturm gestritten,
Im Schiffbruch nie auf scharfem Riff gelegen,
Habt Achtung vor des Seemanns schwarzen Loosen,
Habt Mitleid, habt Achtung vor dem Matrosen.

So klein sein Lohn, so kärglich seine Speise!
Ein wenig trocken Brod macht ihn zufrieden.
So weit sein Weg, so dunkel seine Reise!
Oft ist ihm selbst die Rückkehr nicht beschieden.
So frisch sein Sinn, so fröhlich seine Weise,
Als lebte er im Paris hienieden.
Die schwerste Arbeit sieht man ihn bezwingen
Mit starker Brust, und lautem, frohem Singen!

Und nun Gefahr, o seht doch wie er rennt,
Sieht er am Strand das Haus in Flammen stehen!
Er stürzt hinein ins heiße Element,
Als wollt' er sich im kühlen Bad ergehen;
Versengt ist schon sein Haar, die Kleidung brennt,
Doch der Matros hört nur des Jammers Flehen;
Er trägt ein Kindchen aus des Flammes Rachen,
Die Menge jauchzt, — er läuft davon mit Lachen.

Nun dort ein wrackes Schiff auf scharfen Steinen!
Die Mannschaft halb erstarrt, schon seit drei Tagen
Sieht nirgends eines Retters Hand erscheinen —
Denn nur ein Gott kann Hülfe dahin tragen.
Da sieht man sich ein Häuflein Volks vereinen
In starkem Boot sich durch die Brandung schlagen,
Auf Tod und Leben mit den Wogen ringen,
Und die Geretteten an's Ufer bringen.

Gerettet kaum, ruft Einer wild verwegen:
Zurück an Bord, zurück! Zwei Kranke weilen
Noch dort im Schiff! sie konnten sich nicht regen,
Jetzt wollen wir zu ihrer Hülfe eilen!
Sie stürzen sich ins Boot, und Gottes Segen
Steht ihnen bei, die Fluthen zu durchtheilen.
Kaum sind gerettet Alle, als die Wellen
Das Wrack am Felsen tausendfach zerschellen.

Gerettete und Retter sind Matrosen,
Des blauen Meeres löwenkühne Recken;
So ringen sie, wenn Sturm und Brandung tosen,
So kämpfen sie, wenn Flammen gierig lecken,
So jauchzen sie, wenn um den Tod sie loosen,
Wenn unter ihnen gähnt des Abgrunds Schrecken;
Bis ihnen Gott das Seemannsgrab beschieden
In tiefen Meeresgrundes stillem Frieden.

Mannigfaltigkeiten.

[Das Nationaldenkmal für O'Connell.] In Dublin ist das Modell für das Nationaldenkmal des verstorbenen O'Connell gegenwärtig zur Ansicht aufgestellt und der Künstler, dessen Schöpfung es ist, erntet den Beifall des Komite wie des Publikums im vollsten Maße. Wenn vollständig fertig, wird die Statue über 40 Fuß sich erheben. Die Grundform des Ganzen ist pyramidisch. Von einer Basis in der Form eines alten irischen Kreuzes steigt, gestützt von vier geflügelten Genien, Patriotismus, Treue, Muth und Beredsamkeit darstellend, der Sockel auf. Das Piedestal, umringt von zahlreichen Figuren in Haut- und Basrelief, die versammelt sind, Erins Proklamation der Freiheiten zu vernehmen, die O'Connell für sie errungen, ruht darauf. Erin, eine schöne Figur, deutet mit erhobener Hand auf die Statue, die das Ganze krönt. Bronze und Granit sind die Materialien, die Mr. Foley zur Ausführung der Arbeit auserfehen hat. Für die Kosten sind bereits über 10,000 Pfd. St. im Wege der Subskription aufgebracht worden.

[Der Vesuv.] Das „G. d. Napoli" vom 27. Dezember meldet, daß in der letzten Nacht der Vesuv seine Eruption fortgesetzt hat unter heftigen Stößen, die selbst in Neapel die Fensterscheiben klirren ließen. Die Lava läuft in mehreren Strömen herab und hat sich namentlich in den Pianos del Cavalli ergossen.

Ueber den furchtbaren Nebel in London am 26. Dezember sagt die „Englische Korrespondenz": Nebelschwarz wie der Tag begonnen hatte, ging er auch zu Ende, so daß sein Uebergang in die eigentliche Nacht kaum zu merken war. Gegen 4 Uhr Nachmittags war es so dunkel, daß unsere bisher lichtscheuen Droschkenkutscher sich gezwungen sahen, ihre Laternen anzustecken, wenn sie welche besaßen, oder, wenn sie keine besaßen, resignirt nach Hause zu fahren. Die Briefträger erschienen mit Blendlaternen, denn das Gaslicht der Straßenlampen, das der Nebel in sich aufzusaugen schien, besaß nicht mehr so viel Beleuchtungskraft auf zwei Schritte Entfernung, daß die Postboten durch seinen Beistand allein eine Hausnummer unterscheiden oder eine Adresse hätten entziffern können. Verirrte Menschen, nüchterne, nicht minder als sacht angetrunkene, die nach dem Wege frugen, begegneten einem auf Schritt und Tritt, Omnibusse waren gesuchte Waare, und wer eine Equipage sein eigen nennt, hielt sie sorgsam zu Hause, damit ihr in der Nebelwirrniß kein Leid geschehe. So kam es, daß die Straßen schon am frühen Nachmittag ungewöhnlich öde waren. Nur in und vor den Bahnhöfen, die nach dem Sydenhamer Krystallpalast führen, gab es viel Drängen und Treiben; denn, um dem Nebel zu entrinnen und den Weihnachtsspektakel draußen zu sehen, umlagerten dichte Schaaren die betreffenden Bahnhöfe. Viele mußten unverrichteter Sache wieder abziehen.... Allen Hindernissen zum Trotz betrug die Zahl der im Krystallpalast Anwesenden doch über 30,000, und diese konnten sich unter Millionen rühmen, außer anderen Merkwürdigkeiten auch die leibhaftige Sonne gesehen zu haben, die wenige Meilen außerhalb der Stadt in vollem Glanze leuchtete, während es in letzterer wie am Vorabend des letzten Gerichts aussah.

Räthsel.

Mein Herrscherstab macht arm und reich,
Er schaffet Glück und bringt Gefahren,
Und wenn ich unvermerkt entweich',
Sind Alle wieder, was sie waren.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

# Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 3 Samstag, 4. Januar 1868.

Ein Glücksritter.

(Fortsetzung.)

„Sie sind sehr reich?“ fragte der Fremde scheinbar gleichgiltig.

„Reichthum ist ein relativer Begriff,“ antwortete ich ausweichend.

„Gestehen Sie es nur,“ zwang er sich zu einem Lächeln, „Sie dachten im ersten Augenblick, ich wäre Derjenige, den Sie suchten.“

„Ich leugne es nicht,“ antwortete ich dreist, „und ich bin noch jetzt im Zweifel, ob ich mich getäuscht haben sollte oder nicht. Ich sage damit nicht,“ fügte ich hinzu, als er verletzt aufschaute, „daß ich glaube, Sie bedürfen materiell r Hülfe, aber Sie sind nicht froh, Ihre Auslassungen haben eine Beimischung von Bitterkeit, die Ihrem innersten Wesen gewiß fremd ist — ohne eine indiskrete Frage zu thun, behaupte ich, daß Sie jüngst etwas Unangenehmes erfahren haben. Ich kann Ihnen meinen Rath und meine Hülfe nicht anbieten, denn das vermag nur ein Freund, dem Sie vertrauen, — ich dachte bei meinem Vorsatz nur an das Finden, aber ich hatte vergessen, daß man die Hülfe und den Rath eines Fremden verschmäht.“

Der junge Mann schaute mich an, als wisse er nicht, ob er meinen Worten trauen oder mich für einen Schwindler halten solle, der die Maske eines Menschenfreundes aufsetze, um ihn zu betrügen.

„Ihr Vorsatz ist so originell,“ sagte er, „daß es mich zerstreuen würde, Ihnen bei der Ausführung behülflich zu sein. Man kann dabei Abenteuer erleben.“

Ich merkte, daß er mich auf die Probe stellen wollte. Mehr als seine Worte sprachen dafür die Blicke, mit denen er mich zweifelnd fixirte.

„Abenteuer suche ich nicht,“ war meine Antwort, „Sie haben Recht, meine Idee ist originell, weil sie nicht in die heutige Zeit paßt, wo die Klugheit räth, in jedem Menschen einen Betrüger zu vermuthen, der uns ausbeuten will. Ich gebe die Idee auf. Mir war das Herz voll, es drängte mich, ein gutes Werk zu thun, einem Nebenmenschen zu helfen. Das sind Träume, und damit Sie mich nicht für einen gewöhnlichen Narren halten, will ich Ihnen die Erklärung geben, weßhalb ich ein Recht habe zu träumen. Es ist mein Beruf, sie auf das Papier zu bringen; mit dem Versuch, sie auszuführen, bin ich so eben gescheitert.“

„Ah, Sie sind Dichter!“ rief er überrascht und in einem fast herzlichen Tone.

„Schriftsteller antwortete ich, mit der allen Dichtern eigenthümlichen Bescheidenheit, die jedes Lob verneint, um es noch einmal zu hören.

„Ich könnte Ihnen einen Stoff zu einem Roman geben,“ rief er mit einer Miene, als habe er einen Schatz vergraben und wolle es ausplaudern, wo er liege; aber Sie dürfen keinen Namen nennen.“

„Also eine wahre Geschichte?“ fragte ich.

„Ja — aber glauben Sie deßhalb nicht, daß der Stoff zu uninteressant für einen Roman ist.“

„Das befürchte ich nicht,“ lautete meine Antwort, „die Wirklichkeit ist fast immer romantischer als die Erfindung, sie schafft Situationen, deren Kühnheit man einem Dichter als Uebertreibung vorwerfen würde. Aber wann und wo kann ich Ihre Geschichte hören — es ist schon etwas spät oder vielmehr — früh geworden.“

„Besuchen Sie mich doch,“ sagte der Fremde, und jetzt erst nannten wir einander unsere Namen. Der Seinige — er nannte sich von Hercken — war mir völlig fremd, bei dem Klange meines Namens sah ich ihn überrascht aufschauen.

Ich war bereits so eitel, zu glauben, daß Herr von Hercken mich durch meine Bücher kenne, als er mich enttäuschte, aber nur, um meine Neugier in noch höherem Grade zu erregen.

„Sie kennen die Dame,“ sagte er, „welche eine Hauptrolle in meiner Erzählung spielt; ich habe Ihren Namen oft von derselben gehört, es ist mir jetzt doppelt angenehm, Sie kennen gelernt zu haben.“

Am andern Tage, als ich meinen Vorsatz, Hercken zu besuchen, so eben ausführen wollte, trat er in mein Zimmer. Es war ein schöner Tag, das Wetter lockte uns, nachdem wir ein wenig geplaudert, ins Freie. Nirgends blüht die Vertraulichkeit so rasch auf, als bei einem gemeinsamen Spaziergang. Es wahr nicht schwer, zu errathen, daß Hercken mir seine eigene Geschichte erzählte, in der er nur die Namen veränderte, denn der Ton der Empfindung klang in seiner Erzählung

wieder. Ich gebe die Geschichte dem Leser ohne jede andere Ausschmückung, als die, welche ich durch spätere Erkundigungen zu ihrer Vervollständigung erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Carl Heinrich Schultz-Bipontinus.

(Schluß.)

Ein ganz besonderes Verdienst um die Pfalz gebührt dem Dahingeschiedenen durch die vor mehr denn 27 Jahren von ihm zur Erweiterung der Naturkunde in's Leben gerufene Gesellschaft Pollichia, wozu ihm sein Patriotismus die glückliche Idee eingegeben, in der richtigen Erwägung, daß die Erforschung der Heimath, wie in geschichtlicher, so auch in naturwissenschaftlicher Hinsicht nicht allein dem Bedürfniß der Gebildeten entspräche, sondern auch im Interesse der Veredlung, Aufklärung und Gesittung des Volkes läge. Und seine Erwartung erfuhr in dieser Beziehung keine Täuschung. Nicht nur gelehrte Männer aus allen Ständen, sondern auch viele intelligente Laien auf pfälzer Boden begrüßten freudigst diese Schöpfung seiner Strebsamkeit. Auch wußte derselbe durch das edle Feuer, welches unaufhörlich in ihm brannte, dem neugeschaffenen Vereine auch sonst im großen deutschen Vaterlande und selbst im Auslande viele Theilnehmer zu gewinnen, so daß diese heute nach Hunderten zählen. Seinem rastlosen Bemühen ist es gleichfalls gelungen, der „Pollichia“ so bedeutende Gönner zuzuführen, daß die Errichtung eines zoologischen und mineralogischen Kabinets ermöglicht wurde, wofür die Stadt Dürkheim in dankbar anzuerkennender Weise mehrere Säle ihres Stadthauses behufs deren Aufstellung zur Verfügung gestellt hat. Die alljährlich erschienenen Jahresberichte der „Pollichia“ legen nicht minder Zeugniß von dessen unveränderlichem Fleiße ab; denn deren Inhalt ist zum größten Theil sein Werk. Eine so viel umfassende, fruchtbringende Thätigkeit entging auch unserer Staatsregierung nicht, und so geschah es denn, daß Schultz kurze Zeit nach der Feier des 25jährigen Bestehens der „Pollichia“, seines von ihm mit so enthusiastischer Liebe gepflegten Schooßkindes, bei welcher er ohne Frage die glücklichsten Stunden seines Lebens verbrachte, von unserem Könige durch Verleihung des Michael-Ordens erster Klasse ausgezeichnet wurde. Auch sonst wurden ihm viele Beweise von Anerkennung seines regen Forscherstrebens zu Theil. Schon vor Jahren hatte ihn die Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher zu einem ihrer Adjunkten auserkoren und außerdem hatten viele gelehrte Gesellschaften ihn als Mitglied in ihren Schooß aufgenommen.

Unser dahingeschiedener Freund war überhaupt eine sehr bekannte und hochgeschätzte Persönlichkeit. Wenn nur entfernt seine Berufsgeschäfte als praktischer Arzt und Hospitalarzt es ihm gestatteten, pflegte er alljährlich im Monat September die von Oken in's Leben gerufenen Wanderversammlungen der Naturforscher zu besuchen. Dort war er immerdar eine sehr gerne gesehene Erscheinung. Seinen Vorträgen über Botanik folgte man mit gespannter Aufmerksamkeit und bei den dortigen Festmahlen galten bei dessen angeborener Jovialität seine, wie Nöggerath's sinnige Toaste als die beliebtesten. Noch einen weiteren Ausflug machte er im Sommer vorigen Jahres aus Anlaß der Linnéfeier nach London und kehrte von dort mit Bewunderung über diese Weltstadt überhaupt, wie insonderheit über den unermeßlichen Reichthum des dort befindlichen britischen Museums erfüllt, nach Hause zurück.

Bei dem kraftvollen Körperbau und fast stets ungetrübt genossener Gesundheit schien die Zunahme der Jahre an Schultz beinahe spurlos vorübergehen zu wollen. Da entriß unvermuthet demselben im August dieses Jahres nach kurzer Krankheit der Tod sein treffliches Weib, und mehrere Wochen darauf befiel ihn selbst eine Herzkrankheit, welcher dessen scheinbar felsenfeste Natur Widerstand zu leisten nicht vermochte. Mit großer Standhaftigkeit und männlicher Ergebung ertrug er sein schweres Leiden. Er ging hinüber mit dem ruhigen Bewußtsein des Gerechten, keinen Feind gehabt zu haben, oder mindestens keinen unversöhnt hienieden zurückzulassen. Die Botanik verliert in ihm einen begeisterten Verehrer, die „Pollichia“ ihre mächtigste Stütze, die Pfalz einen Mann, der ihren Namen weit über deren Marken tragen half, die Stadt Deidesheim einen liebevollen, erprobten Arzt, seine Standesgenossen einen ihrer würdigsten Kollegen und seine Freunde eine wohlmeinende, aufrichtige Seele. Dessen schon im Mannesalter stehenden Söhne, beide Kaufleute, beklagen in seinem Hinscheiden den treuesten Rathgeber, sein zwölfjähriges Töchterchen, ob es zwar in Onkel und Tante ein zweites Aelternpaar gefunden, beweint das ihm grausam geraubte, zärtlichst besorgte Vaterherz.

Er schlafe in Frieden!

Landau, den 27. Dezember 1867.

Dr. Friedrich Pauli.

Der Südwind.

Eine lang gezog'ne Welle — gleich dem Seufzer eines Müden —
Ueber glatten Teichesbusen führt ein leichter Hauch aus Süden;
Lüstern spielend rührt den Nachen die geschwellte Fläche an,
Schläfrig schaukelnd rauscht ins Schilfrohr, rauscht zurück
auf's Neu mein Kahn.

Wollustruhe, schwül erschlaffend, über Schilf und Wasser breitend
Athmet der Zephyr, in sanftem Silbersprühduft niedergleitend,
Träufelt auf mich süß Ermatten, träufelt träumerische Ruh,
Und ich schau' dem Zug der Wolken halbgeschloss'nen Auges zu.

Und der leicht geballten Wölkchen Sprache glaub' ich zu vernehmen:
„Fernher kommen wir gezogen aus dem schwarzen Lande Jemen,
Der uns hierhergeführt, der Südwind, unser heuchelnder Despot,
Ruhe bringt er im Leben, Andern bracht' er sie im Tod".

„Wo noch jüngst Kameele knieten, Rosse knirschten in den Zügel,
Wandeln jetzt wir Wolken einsam über schauerliche Hügel;
Denn sie ruht, die Karawane, ruht vom mühenreichen Zug,
Seit der Süd' sein Sandgewölke auf die Hadji's niederschlug."

„Und er kühlte dann die Fersen in den weichen Meeresfluthen,
Doch aus seinem Munde strömten stets noch giftgewürzte Gluthen;
Seit er das Gestad Neapels, den pontin'schen Sumpf betrat,
Zeichnen reichlich Ruhestätten, zeichnen Gräber seinen Pfad."

„Und nun kühlte sich der Herrscher, aufwärts steigend, seine Stirne,
Tiefaufathmend sah er nieder von dem Zackenthron der Firne,
Und sein Odem weckt' im Thale aller Glocken Klagetön,
Denn zur Flamme blies den Funken, und den Kahn versenkt der Fön."

„Und zufrieden seines Werkes wandert weiter er gen Norden,
Ruhen will er selbst, will schlafen in den sanftgeschwung'nen Fjorden;
D'rum mit heuchlerischem Lächeln grüßt dies Eiland der Despot,
Ruhe bringt er hier im Leben, Andern bracht' er sie im Tod."

Axthieb.

Kunst und Literatur.

Bei der Wendung des Jahres pflegen die verschiedenen Journale eine Art von Wettkampf zu bestehen und manche bieten ausnahmsweise in ihrer ersten Nummer des neuen Jahrgangs eine auserlesene Sammlung von Beiträgen, um sich im vollen Glanze zu zeigen. Bei **Westermann's „Illustrirten Deutschen Monatsheften"** kann man sagen, daß sich die Januarnummer 1868 vollkommen würdig der großen Reihe ihrer Vorgängerinnen anschließt, und man darf dabei die Hoffnung hegen, daß das gediegene Unternehmen nach wie vor mit gleicher Haltung an der Spitze unserer Journalliteratur weiterschreiten wird. Keine andere Zeitschrift bietet in gleicher Vereinigung das Beste, was die belletristische und populär wissenschaftliche Literatur in Deutschland hervorbringt und von diesem durchweg edlen Gehalte gibt denn auch das neueste Heft Beweise genug. Eine fein geschriebene spannende Novelle, „Rumpelstilzchen" von Otto Roquette, eröffnet den Reigen des Inhalts, und Frau Elise Polko mit einer tief gemüthvollen Geschichte, „Das Schloß an der Weser", gibt einen weiteren novellistischen Beitrag. Wissenschaftliche Arbeiten von Schlagintweit: Ueber Centralasien, Jakob Nöggerath: Ueber Bernstein, August Vogel, Grandjean u. A. bieten Belehrung und Unterhaltung. Aeußerst anregend geschrieben ist: „Eine Besteigung des Montblanc am 10. September 1866" von C. Bernhardi mit sehr schönen Abbildungen. Reich illustrirt ist auch der Artikel von Weininger: „Ueber mittelalterliche Bewaffnung."

Mannigfaltigkeiten.

Am 27. Dezember starb in London die Gräfin Mary of Harrington, vor ihrer Vermählung eine sehr beliebte Schauspielerin, die in ihrem zwölften Jahre als Julie in Shakespeare's „Romeo und Julie" die Bühne betreten hatte. Sie war eine geborene Foote, ein Sprößling der berühmten Schauspielers-Familie gleichen Namens. Den Earl of Harrington heirathete sie im Jahre 1831. Sie starb in ihrem 70. Lebensjahre.

[Ueber die Einschiffung der Leiche] weiland Sr. Majestät des Kaisers Maximilian auf der k. k. Fregatte „Novara" enthält die „Wr. Corr." folgenden Bericht: Nachdem die Leiche am 25. November ds. Js. in Veracruz eingetroffen und in einer Seitenkapelle der Domkirche beigesetzt worden war, erfolgte darauf die kommissionelle Agnoszirung und Uebernahme derselben durch den k. k. Vizeadmiral von Tegetthoff. Während der Nacht zum 26. hielten in der Kapelle Unteroffiziere aller drei Waffengattungen der Bemannung der Fregatte Wache, indeß der äußere Sicherheitsdienst durch mexikanische Truppen besorgt wurde. Früh Morgens am 26. stießen die zur Abholung der Leiche bestimmten Boote von Bord der im Hafen geankerten Fregatte ab, die große, mit schwarzem Tuche drapirte Barcasse, geschleppt von zwei mit je 16 Matrosen bemannten Seitenbooten und gefolgt von noch zwei Booten, auf welchen der Vizeadmiral und seine Begleitung sich befanden, Offiziere und Mannschaft in großer Parade, die Boote mit der umflorten, auf halben Topp gehißten kaiserlichen Flagge. In der Kirche wurde die unter dreifachen Verschluß befindliche Leiche gehoben und sodann auf einem mit schwarzem Stoffe überzogenen und mit weißen Maulthieren bespannten Wagen zum Molo geführt und in das Trauer-

boot gesenkt. Kurz nach 7 Uhr stieß das Leichenconvoi von Veracruz ab, in ruhigem Tempo zur Fregatte rudernd, die nach vorgeschriebener Salutirung die höchste Leiche in die aus einem Raume der Batterie hergestellte, mit den erzherzoglichen Emblemen ausgestattete Kapelle aufnahm. Der Schiffsgeistliche sprach am Altare die üblichen Gebete und vollzog die ritualmäßige Einsegnung. Ehrenposten hielten an der Thüre der Kapelle Wache. Um zwölf Uhr Mittags verließ die Fregatte den Hafen von Veracruz.

[Eine Ueberraschung.] Vor längerer Zeit brachten Prager Blätter die Mittheilung, daß daselbst ein junger Bursche ein eigenthümliches Handwerk betreibe, indem er Spatzen gelb anzustreichen und dieselben dann als Kanarienvögel zu verkaufen pflege. Derselbe hat es in diesem Geschäfte in der letzten Zeit zu einer noch größeren Vollkommenheit gebracht. Vor den Weihnachtsfeiertagen bot er nämlich einem Prager Privatier ein junges Eichhörnchen — um diese Zeit eine Seltenheit — zum Kaufe an und verlangte dafür einen Gulden. Da das Thierchen gar zu lustig hüpfte, und bei seinen Sprüngen allerhand Possen trieb, namentlich häufig über den Rücken Purzelbäume schlug, war der Herr recht erfreut darüber und kaufte es für seine Familie als Weihnachtsgeschenk. Das Eichhörnchen wurde hinter das Fenster gesteckt und ihm vom Christbaum Nüsse zugetragen, die es jedoch zum Leidwesen Aller verschmähte. Des Nachts wurde es plötzlich am Fenster lebendig; das Thier begann die hölzernen Rahmen anzubeißen und versuchte sich den Eingang ins Zimmer zu erzwingen. Der Herr machte sogleich Licht und begab sich ans Fenster. Sein Erstaunen war jedoch kein geringes, als er gewahrte, daß das Thier plötzlich 6 Füße zur Schau trug, die 2 hintersten waren jedoch von dunkler Farbe. Da begann sich auch der buschige Schweif des Eichhörnchens zu regen und aus demselben kroch das rückwärtig knöcherne Ende einer abscheulichen Ratte hervor, welche der Taugenichts mit vieler Geschicklichkeit in das Fell eines Eichhörnchens eingenäht und am Kopf und den Füßen mit Leim verkleistert hatte.

[Verschneite Schafe.] In einem Kalkofen bei einem böhmischen Orte wurden dieser Tage 17 Stück Schafe aufgefunden, die schon vor einem Monate in Verlust gerathen waren und trotz allen Suchens nicht ermittelt werden konnten. Man glaubt, daß sie in diesem Kalkofen Schutz gegen Sturm und Schneegestöber gesucht haben und dann, als der Ofen ganz von Schnee überdeckt war, nicht mehr aus demselben herauskriechen konnten. Nur drei Stück waren todt; ein Schaf hatte ein Junges geworfen, das aber nicht am Leben blieb. Die ganze Zeit hindurch scheinen sich die Schafe durch das Lecken von Salniter und Schnee erhalten zu haben; sie sind aber sehr abgemagert und haben an vielen Stellen die Wolle abgerissen.

[Eine unglückliche Verwechslung.] Aus Großwardein wird nachstehender Unglücksfall berichtet: Ein der allgemeinen Achtung sich erfreuender Herr wollte ein Unwohlsein durch das Trinken von Bitterwasser beseitigen und sendete seinen Dienstboten zu einem Kaufmanne, solches zu bringen. Das Dienstmädchen kehrte bald zurück und brachte eine gefüllte Flasche, aus welcher der Leidende trank, um sofort todt niederzustürzen. Die Flasche enthielt anstatt des vermutheten Bitterwassers — Scheidewasser. Die Untersuchung über den traurigen Fall ist im Zuge.

Als die interessantesten, aber nicht politischen Neuigkeiten aus Amerika wird gemeldet, erstens daß Dickens dort viel Beifall und zahlreiche Dollars einerntet, zweitens, daß die New-Yorker Damen, in wohlbegründeter Angst vor den schädlichen Einwirkungen der modernen Haarfärbemittel, beschlossen haben, graues Haar zu tragen, in Folge dessen natürliches graues Haar jetzt doppelt so hoch als jedes andere bezahlt wird.

Die australische Post meldet, daß bei Sandhurst in Viktoria jüngst ein Goldklumpen von 500 Unzen Gewicht gefunden worden sei. Es wäre dieß, wenn wirklich keine Uebertreibung vorliegt, wohl der schwerste, der je einem Menschen zu Gesichte gekommen ist.

Räthsel.

Wer es nicht hat, wird's nicht bekommen
Durch Wünschen, oder gar für's Geld.
Und wer es hat, ist oft beklommen,
Wie er den Drang zufrieden stellt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 1:

„Kaffee"-Bohnen bringt das Räthsel;
Doch ihr Damen! nicht zum Kochen:
Nur die Frage ist vorhanden:
Wer denn wohl den Ungebrannten
Hat zuerst — herausgerochen?

M. M.

Redakteur Gustav Weisert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 4 Montag, 6. Januar 1868.

Ein Glücksritter.

(Fortsetzung.)

Bernhard von Hercken war der Sohn eines hochgestellten und wohlhabenden Beamten aus der alten Schule, eines Mannes, dessen Ehrgeiz nie höher ging, als den Posten auszufüllen, auf dem er stand, dem nichts heiliger war, als die kirchliche und staatliche Ordnung, der endlich es für ein Verbrechen gehalten hätte, an der Gerechtigkeit der ihm vorgesetzten Behörden zu zweifeln. Herrn von Hercken war der Staatsdienst ebenso ein Kultus wie der Gottesdienst, und umgekehrt war seine Religion mehr ein Kirchendienst, eine Pflichterfüllung, als das Produkt einer warmen, lebendigen Ueberzeugung. Fünf Minuten vor Beginn des Orgelspiels war er ebenso pünktlich in der Kirche, wie des Wochentags auf dem Bureau.

Herr von Hercken glaubte streng an das Wort, er war überzeugt, daß der Ungläubige ebenso sicher zur Hölle wandere, als der Staat die Verbrecher züchtige, und die Gewalt des Letzteren erschien ihm fast ebenso unfehlbar, als die Gewalt Gottes.

Ein solcher Charakter, der sich stets zwischen festen Formen bewegte und dem jeder Zweifel als Verbrechen, nur in seltenen Fällen als Thorheit erschien, war nicht dazu geschaffen, die Erziehung eines Knaben zu leiten, dessen geistige Begabung einen väterlichen Freund, aber keinen Despoten erforderte. Herr von Hercken ging von dem Grundsatze aus, daß man dem Unglauben und dem Ungehorsam mit Strenge begegnen müsse. Die liberale Richtung der Zeit waren die Schreckgebilde, die ihm stets bei der Erziehung seines Sohnes vor Augen waren, und manche Frage, welche die geistige Reife des Knaben verrieth, ließ ihn davor zittern, daß Bernhard auf den Weg des Verderbens gerathen könne.

Diesem gaben die Worte der liberalen Presse einen Halt. Dein Vater, so dachte er, versteht nicht die Zeit; er ist ein Pedant, verwachsen mit veralteten Begriffen, und die Härte, mit der er dir seine Ansichten aufdrängen will, ist ein Erzeugniß des Grolls, den er darüber empfindet, daß die Welt anders ist, als wie er sie haben möchte. Jeder Mensch muß durch die Periode des Zweifels steuern, ehe er den Anker auswerfen kann, um den Halt für's Leben zu finden. Viele gerathen in den Strudel, Viele werfen den Anker zu früh, und er fällt in den Sand der Dünen und faßt nicht den Grund; aber wehe Dem, der den Anker schon bei der Abfahrt als Ballast über Bord wirft, weil er glaubt, das Meer habe nirgends einen Grund, den der Anker erreichen könne. Der Anker ist der Glaube, den wir aus der Kindheit mitnehmen in das Meer des Zweifels und an den wir uns erinnern, wenn der Sturm den Mast bricht und die Segel zerreißt, und das Schiff unseres Lebens vor Topp und Takel treibt. Bernhard warf diesen Anker, den schon der Rost zerfressen, über Bord. Der Zweifel an der Autorität des Vaters war der Rost, und die Strenge des Vaters ließ auch die Kette reißen, die den Anker sonst fest am Schiffe befestigt — die Liebe des Kindes zu den Eltern.

Der alte Herr fühlte es, als er alt und Bernhard größer wurde, daß er Furcht und nicht Liebe gesäet habe; er war tief bekümmert, als er sah, daß Bernhard mit Liebe an der Mutter hing und ihm scheu auswich. Er hatte nach seinem besten Wissen gehandelt. Die Strenge gegen den Sohn war ihm nicht leicht geworden, und es war ihm jetzt das bitterste Gefühl, durch diese Strenge sich das Herz des Sohnes entfremdet zu haben, der gerade jetzt eines Lenkers bedurfte. Schlag auf Schlag traf den alten Herrn. Die liberale Richtung siegte über das alte System, er ward pensionirt, und er lernte jetzt das Staatsleben von einer andern Seite kennen. Er kam nicht dahin, der liberalen Richtung zu huldigen, aber sein streng rechtlicher Sinn fühlte darum nicht weniger, daß das alte System oft Parteilichkeit geübt und sich Blößen gegeben hatte. Er hatte die Welt nur aus den Fenstern der Bureaustube gesehen, Alles vom Standpunkte des Beamten betrachtet; jetzt erschienen ihm die Verhältnisse in anderem Licht. Er zitterte nicht mehr davor, daß Bernhard sich der Opposition anschließen könne, welche jetzt die Oberhand hatte — er fürchtete, daß sein Sohn, dem er das Staatsgebäude als einen eisernen Koloß gezeigt, sich jetzt der Partei anschließen könne, welcher die liberale Regierung nicht weit genug ging. Er hörte, wie man in gewissen Kreisen die Namen Derer feierte, welche vor Jahren im schwarzen Buche der Regierung gestanden, diesen Ruhm zu erwerben, diese Huldigungen zu

genießen, war ein gefährlicher Köder für die Eitelkeit der Jugend, und Bernhard war eitel. Der Mann, der niemals gekritelt, und in seiner Starrheit für Alles, was um ihn vorging, grau geworden war, der begann jetzt zu zweifeln an Dem, was seinem ganzen Leben den Halt gegeben. Er fühlte, daß seine Pflichterfüllung gegen den Staat mangelhaft gewesen, da er nur Maschinenarbeit gethan. Er verlor seine Gattin, und an ihrem Sterbebette durchbebte es ihn wie ein Schauer, daß jetzt das letzte Band zwischen ihm und seinem Sohne zerrissen sei, daß jede Möglichkeit einer Vermittlung fehle. Sollte er dem Sohne gestehen, daß er ihn falsch erzogen, und konnte ein solches Geständniß Liebe erwecken? konnte ein solches Wort den Sohn veranlassen, ferner seinem Rathe Vertrauen zu schenken? Die einzige Hoffnung Hercken's war jetzt auf das Schicksal basirt, welches den Menschen an den Abgrund führt, um ihm drohend das Ziel seines Weges zu zeigen, und wohl Dem, der schon in der Jugend die Nacht des Verderbens erblickt, wo er noch die Kraft besitzt, umkehren zu können.

Wer raschen Schrittes zum Abgrund eilt, schreckt mit Entsetzen zurück, wer aber langsam und bedächtig den Weg des Verderbens wandelt, dessen Auge gewöhnt sich an den Abgrund, er wandelt am Rande hin, verachtet die Gefahr, der er täglich entgeht, bis er in einem unbewachten Augenblicke strauchelt und fällt.

Herr von Hercken hatte es schon durch die Lehrer Bernhard's und durch fremde Personen erfahren, daß sein Sohn leichtsinnig und spottlustig sei — er sehnte sich nach dem Moment, wo Bernhard ihn um die Bezahlung seiner Schulden angehen werde, und wo er seiner Hülfe bedürfen werde, um den Folgen einer übermüthigen Handlung zu entgehen — einen solchen Moment wollte er benutzen, um Bernhard zu zeigen, daß seine Strenge von Besorgniß der Liebe diktirt gewesen, und daß er keinen aufrichtigeren und wohlmeinenderen Freund habe, als ihn.

Der ersehnte Moment ließ jedoch auf sich warten, ja, es schien, als ob er nie kommen werde, er traute seinen Augen nicht, man schrieb ihm von der Universität, Bernhard gehöre nicht nur zu den fähigsten Köpfen, sondern er zeichne sich auch durch Eifer, Fleiß und gesittetes Betragen vor seinen Kollegen vortheilhaft aus.

Das Lob, welches jeden andern Vater glücklich und stolz gemacht hätte, erfüllte Hercken mit Besorgniß und Unruhe. Er fühlte sehr richtig, daß Bernhard sich nur in einer Art von Rausch befinden könne, die leicht erregbaren Charakteren eigen ist; der Reiz des Wissens hatte seine Laune gefesselt und Hercken ahnte, daß er bald den Geschmack an der Arbeit verlieren werde, und er fürchtete, daß er ihn sich für immer verderbe.

(Fortsetzung folgt.)

Nekrolog für 1867.

Die Todtenliste des Jahres 1867 ist eine ziemlich reiche auf allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und Kunst durch den Hingang bedeutender, ja, bedeutendster Persönlichkeiten, auf welche wir uns auch zumeist beschränken wollen.

Bei den regierenden Häusern begegnet uns zuerst das tragische Ende des hochbegabten Habsburgers, Kaisers Maximilian von Mexiko (erschossen am 19. Juni zu Queretaro mit den Generalen Miramon und Mejia). Ihren Brandwunden erlag (8. Juni) die jugendliche Habsburgerin, Erzherzogin Mathilde; in Mentone starb am 19. Februar Erzherzog Stephan, der einstige Palatinus von Ungarn; an der Cholera (8. August) eine Erzherzogin, die Königin-Wittwe Therese von Neapel, und (14. August) deren jüngster Sohn, Prinz Januarius. Von regierenden deutschen Fürsten starben der älteste im Lebensalter, Heinrich der 67. von Reuß-Schleiz (11. Juli) und der längstregierende (seit 1807) Fürst Günther von Schwarzburg-Rudolstadt (28. Juni). Aus dem Hause Hessen-Kassel starb Landgraf Wilhelm (5. September) und Herzogin Luise von Schleswig-Holstein-Glücksburg, Mutter des Königs von Dänemark (13. März). In Bamberg starb der entthronte König Otto I. von Griechenland (26. Juni). Familienglieder verloren die Häuser Schleswig-Holstein-Augustenburg (Herzogin Luise), Waldeck, Lippe (Fürstin Wittwe Emilie), Sachsen (eine Tochter König Johann's Herzogin Sophie in Bayern), Hessen-Darmstadt (Prinz Friedrich in Paris), Turn- und Taxis (den Erbprinzen Maximilian), Wied-Neuwied (den durch seine Reisen bekannten Prinzen Maximilian, geb. 1782), Solm-Braunfels, Isenburg-Büdingen 2c. Der Tod erledigte sieben Kardinalshüte — 97, seit Pius IX. die dreifache Krone trägt —; es starben die Kardinäle Altieri, Antonio de Azevedo, Villecourt, Fernando de la Puente, Erzbischof von Burgos, Roberto Roberti, Ugolini und Bofondi; ferner Erzbischof Lonovics von Kalasa und Bischof Dr. Pelbram in Trier. Die russische Geistlichkeit verlor ihr Oberhaupt, den Moskauer Metropoliten Philaret, Japan seinen geistlichen Kaiser, den Mikado Kingoo-Koo-Thei. Von Mitgliedern des ersten deutschen Parlaments nennen wir: den Arzt Dr. Eisenmann in Würzburg; Professor Roßmäßler in Leipzig, den in New-York gestorbenen Publizisten Dr. Adolph Wiesner und Christmann aus Dürkheim in der bayerischen Pfalz. Von Abgeordneten den trefflichen Historiker der Freiheitskriege, Major Dr. Beitzke, den aus den hannover'schen Verfassungskämpfen bekannten Syndikus Buddenberg in Osnabrück, Dr. Heyner in Leipzig. — Staatsmänner schieden aus dem Leben: der mehrmalige Finanzminister des zweiten Kaiserreichs, Senator Achille Fould; der spanische Marschall O'Donnell, öfters Minister-Präsi-

dent; der frühere Präsident von Peru, General Castilla; der französische Februar-Minister Duchatel; der niederländische Justizminister Borret; der dänische Justizminister Leuning; der hannover'sche Staatsminister a. D. Dr. Lindemann; der altliberale frühere Oberpräsident von Schlesien, Pinder; Geh. Rath und Regierungs-Präsident Dr. Schenk zu Schweinsberg, 1848 kurhessischer Minister des Aeußern. — Diplomaten: der griechische General Kalergis, Gesandter in Paris; der Gesandte der Vereinigten Staaten in Berlin, Wright; der britische Gesandte in Washington, Sir Fredery Bruce; der bayerische Gesandte in Rom, Frhr. v. Verger. — Preußische Militärs: General v. Wintersfeld, Festungs-Kommandant von Mainz; Generallieutenant a. D. v. d. Goltz; General v. Alvensleben, Stadtkommandant von Berlin; General-Major v. d. Horst, letzter kommandirender General der schleswig-holsteinischen Armee. Oesterreichische Militärs: Feldmarschall Graf Wratislaw; Feldzeugmeister Geh. Rath v. Roßbach; General Graf Haugwitz, 90 Jahre alt; die Feldmarschall-Lieutenants Baron Steininger und Frhr. Rzikowski v. Dobrschitz; in Pesth der ehemalige Honved-General Johann Kiß; ferner in Turin General de Sonnaz; der sächsische General-Lieutenant v. Treitschke, früher Kommandant vom Königstein; in Interlaken der letzte Philhellene, General Hahn; der nordamerikanische General Francis Meagher, einer der Hauptführer der irischen Revolution von 1848; der bayerische General-Lieutenant v. Hagens; der württembergische General-Lieutenant v. Rüpplin, März-Minister und General-Lieutenant v. Röder, Karlsschüler; der englische General Sir Richard Liuellyn; der französische General Senator Lyautry, Veteran des ersten Kaiserreichs. In Sömmerda starb hochbetagt der Erfinder des Zündnadelgewehrs, Geh. Kommissionsrath Nik. v. Dreyse (geb. 1787). Namhafte Repräsentanten haben die National-Oekonomie, Handel und Industrie verloren: den Kammergerichtsrath v. Herford, Geh. Rath Kolbe, Direktor der Porzellan-Manufaktur, und Geh. Kommerzienrath v. Carl in Berlin; Geh. Kammerrath Poppe in Leipzig, eine kaufmännische Notabilität; den Chef des Hauses Fould u. Co. in Paris, Fourtado; Aug. v. d. Heydt, einen der Chefs des alten Bankhauses v. d. Heydt-Kersten; den bedeutendsten württembergischen Industriellen v. Keßler, Begründer und Direktor der Eßlinger Maschinenfabrik; Fabrikant Fr. Merz in Augsburg und Hüttenwerksbesitzer H. von Krämer in St. Ingbert; in Bridgeport, Connecticut, Elias Howe, Erfinder der Nähmaschine.

(Fortsetzung folgt.)

Im Winter.

Winter ist es. In dem weiten Reiche
Der Natur herrscht tiefe Einsamkeit,
Und sie selbst liegt, eine schöne Leiche,
Ruhig in dem weißen Sterbekleid.
Ihre Blumenkinder ruh'n geborgen
An der Mutter Brust, mit ihr bedeckt,
Träumend von dem Auferstehungsmorgen,
Wo der Lenz sie aus dem Schlummer weckt.

Aller deiner Pracht bist du entledigt,
Erde, deine Schönheit ist dahin,
Und du selbst bist eine Leichenpredigt
Von erbauungsvollem, tiefem Sinn.
Was die Erde hat, kann nicht bestehen,
Ihre Gabe heißt Vergänglichkeit,
Aufwärts zu dem Himmel mußt du sehen,
Suchst du ew'ge Schön' und Herrlichkeit.

Laß zum Himmel dich die Erde weisen,
Suche deine Heimath nicht auf ihr,
Du mußt weiter, immer weiter reisen,
Deines Bleibens ist nicht lange hier.
Ew'ge Güter suchst du hier vergebens,
Darum such' im Himmel deinen Schatz,
Von der Erde nur am Ziel des Lebens,
Für das Kleid vom Staube einen Platz.

Aber wenn die Osterlieder klingen
Und der große Ostermorgen graut,
Muß dir auch die Erde wiederbringen
Deine Hülle, die ihr anvertraut.
Sieh', so ist und bleibet nichts ihr eigen,
Suche nicht, was sie nicht hat, bei ihr;
Laß von ihr dich hin zum Himmel zeigen,
Ew'ges Heil find'st du nur über dir.

Mannigfaltigkeiten.

Die Sprechweise des atlantischen Kabels war der Gegenstand eines Vortrages, welchen Professor Lang vor einigen Tagen in Wien im Vereine zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse hielt. Nach den gemachten Erfahrungen lag eine der Hauptursachen der wiederholten Kabel-Unfälle in der Anwendung allzu starker elektrischer Ströme. Man fand nämlich, daß durch den Strom der inneren Leitungsdrähte auch in den äußeren Umhüllungsdrähten ein gleich starker Strom geweckt und durch das Aufeinanderwirken dieser beiden Ströme die mittlere isolirende Guttapercha-Lage durchlöchert wurde. Dieser Uebelstand hätte sich allerdings sofort durch Anwendung eines schwächeren Stromes beseitigen lassen, allein es trat das Hinderniß ein, daß der Morse'sche Schreibapparat in diesem Falle den Dienst versagte. Man mußte daher auf einen anderen Apparat bedacht sein, der selbst für schwache Ströme

empfindlich ist. Auch hier sollte die Magnetnadel die Verbindung mit der neuen Welt vermitteln. Die Magnetnadel ändert bekanntlich unter der Einwirkung der schwächsten Ströme ihre Richtung. Um nun die Bewegungen derselben leicht ersichtlich zu machen, gab man ihr die Form eines freihängenden Spiegelchens, welches ein durch eine optische Vorrichtung empfangenes Lichtbild auf eine weiße Wand reflektirt. Aendert das magnetische Spiegelchen unter der Einwirkung des elektrischen Stromes seine Lage, so macht auch das reflektirte Lichtbild an der mit einer Skala versehenen Wand die entsprechenden Bewegungen, aus denen sich das Alphabet des submarinen Kabels kombinirt. Der Telegraphist hat nichts Anderes zu thun, als den Bewegungen des Lichtbildes aufmerksam zu folgen und die entsprechenden Buchstaben zu notiren. Der Vortragende machte diese Sprechweise durch Experimente mit dem ebenso einfachen als sinnreichen Apparate anschaulich und schloß mit den Worten: „Dieß ist die moderne Flammenschrift aus der anderen Welt, zwar keine solche, wie sie den König von Babylon durch das inhaltsschwere „Mene tekel“ erschreckte, sondern ihr Sinn ist in der Regel ein sehr nüchterner: Gold 133, Baumwolle $15^1/_2$.“

Das salpetersaure Glycerin ist in **England** ein wahres Schreckgespenst geworden. Statt es in die Hand kundiger Leute zu geben und zu technischen Zwecken zu verwenden, glaubt man es, wo man seiner habhaft wird, vernichten zu müssen. So wurde in Gateshead neuerdings wieder eine Quantität dieser Flüssigkeit, deren Vorhandensein aus einer benachbarten Kohlengrube angemeldet worden, zerstört. Sie befand sich in einer Metallbüchse, bedeckt mit Weidengeflecht. Weit im Felde, fern von allen menschlichen Wohnungen, wurde dieser Behälter aufgestellt und eine langsam brennende Lunte daran befestigt. Die Explosion kündigte sich durch ein leichtes blasses Rauchwölkchen an, dem augenblicklich ein gewaltiger Knall folgte. Der Boden wurde später auf eine ziemliche Entfernung aufgerissen und zerwühlt gefunden, und der obere Theil einer benachbarten Hecke war wie abrasirt. Auch an anderen Orten sind Vorräthe der gefährlichen Komposition unschädlich gemacht worden.

Während die Indianer in Nordamerika gegen die Weißen einen blutigen Krieg führen, in welchem sich der Häupling „Gefleckter Schwanz“ (Spotted tail) auszeichnet, befindet sich dessen braune Tochter, die als eine „sehr hübsche und ansprechende Lady“ gepriesen wird, zu Omaha in Nebraska in einem Erziehungs-Pensionate. Sie spielt, heißt es, ganz vortrefflich Klavier und singt italienisch mit ganz korrekter Aussprache. Wenn sie heirathet, will sie nur einen weißen Gentleman haben, nicht einen braunen, rauhen Krieger der Steppe.

Man zählt gegenwärtig in **Paris** 10,348 Wagen für den Personentransport. In dieser Zahl sind inbegriffen 2967 Fiaker und 678 Omnibusse. Während der Ausstellung zählte man über 13,000 Lohnfuhrwerke. Jetzt, wo der Verkehr in das normale Verhältniß zurückgekehrt ist, bekommt man von den Pferden der aufgelassenen Geschäfte bisweilen eine Rosinante um 10 Franks zu kaufen. Befugte (mit einem Erlaubnißscheine der Polizeipräfektur versehene) Kutscher gibt es in Paris heute 25,000.

Durch radikale Fortspülung der vorhanden gewesenen Dünen sind 6 Ortschaften der ganz flachen Insel Zingst in der Ostsee (mit 2500 Bewohnern) in größter Gefahr, von einer stereotypen Fluth für immer verschlungen zu werden. Die bis jetzt von den Bewohnern aufgerichteten Nothwälle, Nothdünen ꝛc. sind immer wieder von Wasser weggespült worden.

Mit Ablauf der letzten Jahresstunde sind im ganzen preußischen Staate die Briefkasten geleert worden. Denn das Porto für alle bei dieser letzten dießjährigen Leerung vorgefundenen Briefe fließt noch in die preußische Kasse, während das Porto für die nach 12 Uhr Nachts in die Briefkasten gelegte Korrespondenz bereits der Norddeutschen Postkasse zu Theil wird, und nach dem neuen Tarif berechnet wird.

Charade.

Mein Erstes ist voll Licht,
Mein Zweites ist voll Lieder;
Mein Ganzes ziert, bewacht,
Vertheidigt, stößt auch nieder.

Auflösung des Räthsels in Nr. 2:

Der „Traum“ macht arm und reich,
Bringt Freude und Gefahr;
Treibt noch unendlich viel
Sein gut und böses Spiel;
— Läßt Alles, wie es war.

M. M.

Redakteur Gustav Weissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nro. 5 Dienstag, 7. Januar 1868.

Ein Glücksritter.

(Fortsetzung.)

Herken's Besorgniß war begründet. So lange Bernhard sich unter den Augen des strengen Vaters bewegte, waren ihm die Studien zuwider gewesen, und nur seinen Fähigkeiten verdankte er es, daß er trotz seines geringen Fleißes das Examen bestand. Er hatte nach Freiheit gedürstet, auf der Universität fand er sie in vollem Maße. Er ging nicht mehr in die Kirche, — das fiel dort Niemand auf; der Zwang, steife Gesellschaften zu besuchen, war nie vorhanden, da ihn Niemand einlud; der Besuch der Bierhäuser, früher sein bestes, heimliches Vergnügen, war bei den Studenten etwas Gewöhnliches, und für ihn fehlte jetzt der Reiz des Verbotenen. Niemand tadelte die Nachlässigkeit seiner Kleidung, er fand sogar, daß Andere weiter gingen als er, Niemand kümmerte sich um sein Treiben, und er fand schließlich, daß man hier nur durch Rohheit oder durch Fleiß exzelliren könne. Die Rohheit des Vergnügens war hier so ausgebeutet, daß er Ekel daran empfand; er schloß sich daher den Studenten an, welche die geistige Elite der Universitätsgesellschaft waren. Sein Witz fand Lacher, aber sein Spott forderte Dispute heraus. Man belachte und bewunderte seine beißende Sarkasmen wohl, aber man bestritt sie auch, und er fühlte sich beschämt, wenn er aus Mangel an gediegenem Wissen den Streit aufgeben mußte. Dieß hatte zur Folge, daß ihn die Colligia anzogen. Er hörte freie Urtheile, überall sah er das scharfe Messer der Kritik von erfahrener Hand benutzt, die Funken des Sarkasmus, die sein Geist beim Wortspiel von sich gegeben, sah er hier als Flammen, wohlgepflegt und kunstgerecht angezündet, um den Beweis zu führen, daß jede Anfechtung die Wahrheit läutert, aber sie nicht zerstören kann.

Er studirte mit dem Geiste der Opposition, der von vornherein Alles verneint. Er schaute nur die Flecken, zergliederte sie, aber er ging nicht tiefer. Ihm war es nur darum zu thun, die Fehler zu erkennen, die Blößen aufzudecken, den Schleier vom Heiligen zu lüften; ihm fehlte der Glaube an das Reine, und er haßte es, je mehr es unantastbar dastand — er wurde in religiöser und staatsbürgerlicher Hinsicht Nihilist, er kam auf den unglücklichen Standpunkt so vieler unserer modernen Kritiker, welche glauben, die Kritik wäre nur dazu da, um herzlosen Witz glänzen und bittere Galle auslassen zu können.

In seinem Innern sah es daher ganz so aus, wie sein Vater es befürchtete — der Nihilismus lebt von der Eitelkeit, das Lachen über einen Witz, die kalte Bewunderung Anderer muß den Nihilisten dafür trösten, daß man seinen näheren Umgang meidet, daß er nie einen Freund findet. Er sehnt sich nach einem solchen, und daß man ihn flieht, das macht ihn bitter. Er bespöttelt das Gefühl, und wer seinen Geist bewundert, fürchtet sich vor den giftigen Pfeilen desselben — schaudert vor der Kälte des Herzens und ahnt nicht, daß sie erheuchelt ist, daß gerade Derjenige, der am bittersten über das Gefühl spottet, den verzehrenden Durst desselben fühlt. Bernhard war unglücklich, am unglücklichsten, je heiterer seine Laune schien. Er bespöttelte die Freundschaft, welche Studenten geschlossen, und beneidete sie darum, er machte die Kollegen lächerlich, welche die Abhängigkeit von ihren Eltern darthaten, und sein Herz blutete, wenn er an die verstorbene Mutter dachte.

Die Menschen nehmen Jeden für das, wofür er sich gibt, sagt Goethe, und wenn Jemand mit Schlechtigkeit prahlt, gelingt ihm dieß am leichtesten. Bernhard hatte den Ruhm erlangt, den er erstrebt hatte, er galt unter seinen Kollegen für Jemand, dem Nichts heilig war, der an Nichts glaubte. Seine Eitelkeit fand darin einen Triumph, und er spielte die Rolle weiter, wie sehr auch jetzt schon das Herz dagegen kämpfte — es war jetzt der Hohn über sich selbst, der aus dem zerfallenen Innern lachte — die Bitterkeit des Unglücks.

Von seinem Vater glaubte sich Bernhard nicht geliebt. Die Furcht vor der Strenge desselben hatte schon früh um sein kindliches Herz eine trennende Schranke gezogen, welche keinen Sonnenstrahl der Liebe warm hineinfallen ließ. Das Vertrauen ist eine zarte Pflanze, die den geringsten Frost nicht übersteht. Bernhard fühlte nicht einmal das Bedürfniß, seinem Vater sich wieder zu nähern; die Ueberzeugung, daß derselbe bloß aus Pflichtgefühl sich um ihn bekümmere, war in seinem Herzen so tief gewurzelt, daß kein Zweifel diesen Glauben erschütterte.

Die beiden ersten Universitätsjahre verstrichen, ohne daß Bernhard genöthigt war, dem Vater Schulden zu bekennen, als er jedoch im dritten Jahre den Ort seiner Studien wechselte, schien es, als wäre er damit ein anderer Mensch geworden. Er kam in eine große Stadt. Die Universität spielte hier im bürgerlichen Leben keine Hauptrolle, die Studenten verschwanden unter der Masse und die Wenigsten lebten in den Verbindungen, denen sie angehörten. Das Commerciren gehörte nicht zum guten Ton, besonders die Studenten von Geburt zogen sich ganz von dem Burschenleben zurück; man sah keine „beschnürten Röcke“, keine bunten Mützen; die Studenten vermischten sich schon mit den „Philistern“.

Bernhard fand Gelegenheit, mit jungen Offizieren bekannt zu werden, in ihnen fand er die Genossen, die er lange gesucht hatte, vergnügungssüchtige Jugend, Uebermuth, stete Laune für einen tollen Streich und doch äußeren Anstand. Der Offizier ist darin dem Studenten voraus, daß er schon etwas ist, daß er eine sichere Stellung hat, und überall für das gilt, wofür der Student gelten möchte — für einen Mann. Dieß Bewußtsein gibt dem jüngsten Offizier eine Sicherheit im Auftreten, die der Student nur Genossen oder Untergeordneten gegenüber hat, eine Sicherheit, ein Selbstgefühl, das man in keinem andern Stande so stark ausgeprägt findet, weil kein anderer es fordert und gibt. Die jungen, reichen Offiziere des Kavallerieregiments wiederum sahen den Zivilisten von Stande gern, weil er Frische in ihre eintönige Unterhaltung brachte, das für sich abgeschlossene Korps lernt nur durch einzelne Individuen die Außenwelt kennen, die es sonst nur durch das vom Korpsgeist gebläute Fenster seiner Kaserne schaut.

Der Nihilismus Hercken's, der beißende Spott und sein spöttischer Witz fanden ungeheuren Anklang bei den Offizieren, da er sich hütete, den Royalismus und den Adel im Allgemeinen anzugreifen. Niemand ist toleranter gegen einen Scherz, als Derjenige, welcher für eine Beleidigung Blut fordert. Seitdem er einmal in den intimeren Umgang aufgenommen worden, sah ihn Jeder als Seinesgleichen an, und jedes Wort ist da frei, wo Niemand die ehrenhafte Gesinnung bezweifelt. Für Bernhard begann jetzt ein Leben des Genusses, wie er es früher nie gekannt, er fand unter den jüngsten Offizieren schon blasirte Gestalten, die das schärfste Gewürz brauchten, um noch Geschmack am Vergnügen zu finden, das sie in vollen Zügen genossen, seit sie das Kadettenhaus verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Nekrolog für 1867.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ungewöhnlich reich ist das Todtenregister auf den weiten Gebieten der Wissenschaft an höchst bedeutenden Vertretern derselben. Um mit der Naturforschung zu beginnen, begegnen uns der berühmte englische Physiker M. Faraday, der französische Physiologe Akademiker Flourens, der Akademiker Dr. Diesing in Wien, Botaniker, Mineralog rc., der Akademiker Kämtz in Petersburg, eine meteorologische Autorität, der populäre naturwissenschaftliche Schriftsteller Professor Roßmäßler in Leipzig, Claas Mulder, Professor der Naturgeschichte in Gröningen. Zweifeln darf man noch an dem Tode des berühmten Afrika-Reisenden und Missionärs Livingstone.

Große Verluste erlitt die wissenschaftliche und ausübende Medizin. Es starben: in St. Petersburg Geh. Rath Dr. v. Reinhold, früher Leibarzt Nikolaus I. (geb. 1782 in Düsseldorf), und der k. Ehren-Leibarzt Geh. Rath Dr. J. J. Person; in Gießen Geh. Rath Dr. v. Ritgen; in Leipzig der berühmte Lehrer, Operateur und Schriftsteller in der Augenheilkunde, Geh. Rath Professor Dr. Ruete; in Heidelberg der ausgezeichnete Chirurg Professor Dr. O. Weber; in Bonn der pathologische Anatom Professor Dr. Albers; in Berlin Geh. Medizinalrath Professor Dr. Troschel; der bedeutende Arzt und Operateur Professor Lewinsky in Wien (durch Selbstvergiftung); der medizinische Schriftsteller Dr. Eisenmann in Würzburg. Frankreich verlor seine berühmten Aerzte Dr. Trousseau und Dr. Velpeau.

Die protestantische Theologie beklagt ihre berühmten Vertreter: Geh. Kirchenrath Professor Dr. Rich. Rothe in Heidelberg und Kirchenrath Domherrn Professor Dr. Tuch in Leipzig, die Jurisprudenz ihren Nestor Geh. Rath Professor Dr. Mittermaier; die Geschichtschreibung den vortrefflichen Historiker Professor Häusser in Heidelberg. Besonders zu nennen ist aber das leuchtende, leider niedergegangene Berliner Dreigestirn am wissenschaftlichen Himmel: August Böckh (geb. 14. November 1784), Geh. Rath, Kanzler des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Kunst, der Nestor deutscher Philologie; der Archäologe Professor Dr. Gerhard, Gründer und Leiter des archäologischen Instituts in Rom, und Franz Bopp, ein geborener Mainzer, durch seine vergleichende Grammatik weltberühmt.

Noch erwähnen wir: die Philologen Professor Geh. Rath Brandis und Professor Dr. Schopen, den Professor der Rechte Dr. Perthes in Bonn; ferner von sonstigen Gelehrten und Schriftstellern: den französischen Akademiker Viktor Cousin, den Orientalisten Munk (geborenen Glogauer), den Philologen Fr. Dübner, den Archäologen A. N. Didron, Dr. Louis Veron in Paris; die um Astronomie verdienten Engländer Sir James South und Earl von Rosse; Lord Wrottesley, Präsident der Royal Society; den Rechtsgelehrten und Historiker Sir Archibald Alison; Henry Crabb Robinson, Freund und Mäcen von Dichtern und Künstlern; den belgischen Archivar Genois La Motte; Graf G. A. Dandolo, Direktor des venetianischen General-

Archivs, Historiker, letzter Sprosse des berühmten Geschlechts; den Archäologen Geh. Rath Sewastianow in Petersburg. Deutschland verlor einen seiner besten Söhne in Paul Pfitzer, März-Minister, in Tübingen, einen wackeren Dichter an Julius Mosen in Oldenburg, und Frankreich seinen Dichter Ponsard. Noch nennen wir: den vielseitigen Schriftsteller und Reisenden Freiherrn v. Harthausen, den anderwärts schon genannten Major Dr. Beitzke, Geschichtschreiber der Freiheitskämpfe, wie General-Schuldirektor Kohlrausch in Hannover; den um die Thierschutzvereine verdienten Hofrath Dr. Perner in München; den Verfasser von Seegeschichten Heinrich Smidt; den Kulturhistoriker Hofrath Dr. Fr. G. Klemm in Dresden; den Alterthumsforscher Archivrath Habel in Miltenberg; Schriftsteller Dr. H. Schiff in Hamburg; den bekannten populären Schriftsteller O. v. Horn (Dekan Oertel) in Wiesbaden; den dramatischen Dichter Dr. Theodor Apel in Leipzig; den Archivrath Kestner in Hannover, Sohn der durch Göthe verewigten Charlotte Buff.

Große Meister verlor die Malerei, Baukunst und Bildhauerkunst. Wir brauchen nur die deutschen Namen Peter Cornelius (geb. 1783, † 6. März in Berlin), des Düsseldorfer Portraitmalers Prof. K. Sohn, des Franzosen J. A. Ingres, des letzten und größten Klassizisten in der französischen Malerei, und des Landschaftsmalers Theodor Rousseau, der englischen Maler John Phillips und Stanley zu nennen; ferner J. J. Hittorf (geb. 1792 in Köln), Architekt des Kaisers und der Stadt Paris, genialer Baukünstler und archäologischer Schriftsteller; die Bildhauer Professor Schivelbein und Professor Cauer in Kreuznach. Ferner den bedeutenden Landschaftsmaler Morgenstern und Genremaler C. Kaltenmoser in München, P. Wintergerst in Düsseldorf; Geh. Oberbaurath Linke in Berlin.

Die Tonkunst verlor ihren berühmten Kenner und Kritiker, Professor L. Bischoff in Köln, und manchen Meister und talentvollen Jünger, von denen wir nur die Namen P. Lespinasse in Paris, den 94jährigen Komponisten Sir George Smart, Lehrer von H. Sonntag und Jenny Lind, in London, Baumgartner in Zürich, J. Vierling in Zweibrücken, K. A. Aiblinger und Pontenrieder in München, Täglichsbeck in Baden-Baden nennen.

In Paris starb eine Berühmtheit der Bühne aus den Zeiten des ersten Kaiserreiches Mademois. Georges (geb. 1788); in Polen der schwarze Tragöde Ira Aldridge; Hofschauspieler a. D. Rott in Berlin; die Theater-Dichter Paul Degort und A. d'Artois de Bournoville, Direktor des Theatre des Varietes in Paris; in Wiesbaden der Intendant des königlichen Hoftheaters von Bequignolles, gebildeter Kenner der dramatischen Literatur.

Wissenschaft und Kunst verloren einen großmüthigen Pfleger und selbst thätigen Arbeiter an dem in Rom verstorbenen Herzog von Luynes, einen der Gründer des archäologischen Instituts. In Leipzig starb der verdienstvolle Kunst- und Buchhändler Rud. Weigel; in Hamburg der Buchhändler Julius Campe, in Paris der berühmte Bibliograph Brunet.

Von den geschiedenen Vertretern der periodischen Presse nennen wir Dr. O. Lindner, Redakteur der „Vossischen Zeitung“, auch Schriftsteller über Musik; Geh. Rath N. Gretsch in Petersburg, Nestor der russischen Journalistik, Jahrzehnde lang mit Bulgarin Redakteur der „Nordischen Biene“; Graf C. Cel. Martini, Chef-Redakteur des Journals de Bruxelles.

Endlich wären aus einem oder dem andern Grunde von den im Jahre 1867 Verstorbenen noch zu nennen: der aus der Wiener Revolution von 1848 bekannte Dr. A. Schütte; Richard O'Gorman, einer der ältesten Genossen des irischen Diktators Daniel O'Connel; Baron de Wellens, Generaldirektor der Kurhausgesellschaft in Wiesbaden und Ems; der Spielpächter Benazet in Baden-Baden; Graf Bentinck, dessen Prozeß so lange den seligen Bundestag beschäftigt hat; der viel berufene Handschriftenfälscher Dr. Konstantin Simonides in Alexandria; der Sprachlehrer August de Robespierre in Wien, angeblich letzter Nachkomme des Republikaners Robespierre, und endlich Frau Antonie v. Arneth, einst Theodor Körner's Braut.

Mannigfaltigkeiten.

Der mehrgenannte Menelek, Fürst von Schoa, Schwiegersohn Theodors, schreibt man aus Abessinien, ist einer von den Feudalhäuptlingen, welche halb oder ganz unabhängig das Land regieren, oder vielmehr verwüsten. Seine nahe Verwandtschaft mit dem König hat ihn nicht gehindert, in letzter Zeit seinem Schwiegervater feindlich gegenüberzustehen. Die größeren Häuptlinge sind überhaupt selten im Frieden miteinander, und es wird den Engländern schwer werden, die Freunschaft des einen zu erhalten, ohne mit den andern zu zerfallen. Kassa, Häuptling von Soho z. B., auf dessen Gebiet sich jetzt die Engländer befinden, ist der Gegner Wagra's, des Fürsten von Lasta, der seit Monaten mit den Engländern in Korrespondenz stand. Als dieser sich gegen Theodor erhob, unterstützte ihn Kassa, um sich dann gegen ihn selbst zu empören. Seitdem sind sie Todfeinde. Merewether aber steht nun im Begriff, mit dem letzteren einen Vertrag abzuschließen, um Zugvieh und Wagen von ihm zu erhalten, kann aber doch seinen ehemaligen Freund nicht hintansetzen, was nicht sehr leicht ist. Solcher großen Häuptlinge gibt es mehrere; die Gallas, der kriegerischste aller abessinischen Stämme, haben eine Frau zum Oberhaupte. Auch sonst gibt es noch eine Anzahl kleiner Häuptlinge, deren

Autorität und Macht nicht über jene eines Gemeindevorstehers hinausgeht. Die Engländer bezahlen solcher nicht weniger als sechs mit je etwa 4 Pfd. St. monatlich, damit sie die Pässe von Kumapla und Hadasz frei und sicher halten.

[Der Fürst der Kaufleute.] Alex. J. Stewart in New-York, wird nächstens mit einem Kostenaufwand von 1,000,000 Pfd. St. in der oberen Stadt eine Reihe Wohnungen herstellen, die zur Aufnahme der arbeitenden Frauen New-Yorks bestimmt sind. Es soll kein Armenhaus werden, sondern eine behagliche Heimstätte, in der sie Kost und Logis zu einem selbst für sie leicht zu erschwingenden Preise finden — und ein etwaiger Ueberschuß soll zur Errichtung ähnlicher Anstalten verwendet werden.

Im Theater der Porte St. Martin in Paris fand am Sylvesterabend eine Scene statt, wie man sie unter dem Kaiserreiche nicht zu sehen gewohnt war. Fräulein Silly, eine mittelmäßige Schauspielerin und um so größere Coquette, ahmte das Fräulein Schneider als Duchesse de Geroldstein nach und überbot dieselbe noch in schlüpfriger Mimik, wobei sie von der bezahlten Claque lebhaft unterstützt wurde. Da erscholl ein Pfiff von der Gallerie aus und sofort stürzten sich vier Polizeibeamte auf den Ruhestörer, der sich indeß widersetzte und nur mit Gewalt hinausgeschafft werden konnte. Das Publikum nahm für den Mißhandelten, der nur sein Recht geübt hatte, Partei; es entstand ein furchtbarer Lärm, die Vorstellung mußte unterbrochen und konnte erst wieder aufgenommen werden, nachdem der Arretirte wieder auf seinem Platze erschienen war. Der Vorfall, an sich unbedeutend, gewinnt dadurch an Interesse, daß er eine Reaktion im Publikum in zweifacher Beziehung andeutet; erstens gegen die unsittlichen Bühnenstücke und zweitens gegen die willkürliche Bevormundung der Polizei.

Das preußische Abgeordnetenhaus zählt in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung: 4 Minister im Dienste, 7 Minister außer Dienst, 7 Hofmarschälle und Kammerherren, ein pensionirter General, 41 höhere Verwaltungsbeamte, 52 Landräthe und hannoverische Amtsmänner, 1 Landschaftsbeamter, 1 Kreissekretär, 22 Bürgermeister, westphälische Amtmänner und Magistratsmitglieder, 7 Domänenpächter, 8 Staatsanwälte, 1 Zuchthausdirektor, 51 Richter, 13 Advokaten, 1 Eisenbahndirektor, 7 katholische Geistliche, 4 evangelische Geistliche, 98 Rittergutsbesitzer, 34 Hofbesitzer und kleinere Grundbesitzer, 12 Rentner und Pensionäre, 32 Fabrikanten, Mühlenbesitzer, Bergwerksbesitzer, Kaufleute, Buchhändler, Banliers, 4 Aerzte, 19 Professoren, Lehrer, Bibliothekare, Zeitungsredakteure und Schriftsteller.

Das spanische Witzblatt „Gil-Blas" bringt einen originellen Entwurf zu einem Denkmal für den jüngst verstorbenen Erfinder des Hinterladers; der Sockel desselben wird aus aufeinandergehäuften Todtenschädeln gebildet. Auf einer Abstufung desselben stehen an den Ecken als Ehrenwachen Todtengerippe mit großen Bärenmützen bedeckt. Hoch oben auf dem Monument throut das Standbild Dreyse's, sein Zündnadelgewehr über dem Kopfe schwingend — um dieses Denkmal führen die Gerippe von Soldaten aller Waffengattungen, an welchen diese neue Erfindung schon erprobt wurde, einen schauerlichen Todtentanz aus. Die Widmung des Monumentes lautet: „Dem glücklichen Erfinder des Zündnadelgewehrs die undankbare Menschheit."

Eine besondere Auszeichnung wurde Hrn. Militärmusikmeister Siebenkäs in München zu Theil. Derselbe erhielt vom Kaiser Napoleon für drei ihm gewidmete Militärmärsche eine große werthvolle goldene Medaille mit dem Bildniß des Kaisers nebst einem sehr schmeichelhaften Begleitschreiben.

Eine wichtige Institution in England ist die der National-Lebensrettungsboote. Während des Jahres 1867 wurden durch diese vortrefflichen Boote 785 und seit der Errichtung der Institution 16,987 Personen vom Tode des Ertrinkens gerettet.

[Ein junges Paar.] Der 92jährige reformirte ungarische Seelsorger Daniel Köszeghy hat nach achtjährigem Wittwerstande eine 52jährige Matrone zum Altar geführt.

Räthsel.

Die Thoren lassen mich selten ruh'n;
Der Weise gibt mir wenig zu thun.
Nur einfach hat mich der Biedermann,
Doch doppelt Falschheit und ihr Gespann.
Mich faßt die Gerechtigkeit scharf ins Gesicht,
Indem sie wäget auf ihrer Waage
Und dennoch dreschen alle Tage
Viel Rechtsverdreher mit mir vor Gericht.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nro. 6 Mittwoch, 8. Januar 1868.

Ein Glücksritter.

(Fortsetzung.)

In den Kreisen der Offiziere begegnete Hercken zuweilen einem jungen Manne, der an der Geselligkeit der Kameraden Theil nahm, aber sich von ihren Gelagen ausschloß. Graf Wächter war ebenfalls noch ein junger Offizier, aber in seinem Wesen lag Etwas, das den Andern imponirte, so daß sie ihm mit einer gewissen Scheu begegneten, als wäre er ihr Vorgesetzter. Man legte die Karten bei seinem Eintritt fort, die ausgelassene Freude that sich Zwang an. Auch auf Bernhard machte sich dieser Einfluß geltend. Das ernste, gehaltene und doch kameradschaftlich herzliche Wesen, das Wächter seinen Standesgenossen gegenüber zeigte, hatte für ihn nichts Vertrauenerweckendes, da der Graf ihm stets gemessen und mit formeller Höflichkeit begegnete. Bernhard fühlte sich in Gegenwart Wächter's gedrückt, es war, als ob der beobachtende Blick des Grafen seiner Laune unsichtbare Zügel anlegte, er konnte nicht spotten, nicht scherzen, er fühlte sich geistig gelähmt. Anfangs hielt er Wächter für arm, da derselbe nicht spielte und zurückgezogen lebte, er hielt ihn für einen Pedanten und geistig wenig begabten Menschen, er erklärte den Einfluß Wächter's auf seine Kameraden durch den Eiseshauch, welchen ein starrer Charakter ausathmet. Da erfuhr er, daß er sich in allen Punkten getäuscht habe. Wächter galt für unermeßlich reich, und seine Börse war das Asyl jedes Kameraden, der in augenblickliche Geldverlegenheit gerieth; man sagte ihm, daß Wächter in jeder Beziehung höchst tolerant denke und auf der Universität einer der flottesten Studenten gewesen sein solle.

„Er hat studirt?“ fragte Hercken betroffen, denn abgesehen davon, daß er sich durch diese Nachricht in seinem Urtheile über Wächter völlig getäuscht sah, war ihm der Graf immer sehr jugendlich erschienen.

Man antwortete ihm, daß Graf Wächter schon in seinem siebzehnten Jahre die Universität bezogen habe und für einen der ausgezeichnetsten Köpfe gelte. Bernhard ward neugierig, diesen Charakter kennen zu lernen. Er versuchte es, sich Wächter zu nähern, und begann damit, ihn in ein Disput zu ziehen. Er bestritt bei erster Gelegenheit eine Ansicht, die der Graf geäußert, aber dieser widerlegte ihn so schlagend und mit so kalter Ruhe, daß er von seinen besten Waffen, dem Sarkasmus und der Ironie, keinen Gebrauch machen konnte. Jetzt ward ihm die Gegenwart des Grafen geradezu peinlich, seine Laune vertrug es nicht, daß man ihren Humor kalt aufnahm und ihre Bemerkungen zergliederte. Er fühlte, daß er von Wächter beobachtet wurde, und der Verdacht schlich sich in sein Herz, daß der Graf seine Kameraden vor ihm warne. Seit er einmal diese Idee gefaßt, wurzelte sie in ihm und schlug wuchernd ihre Keime. Er ward mißtrauisch, einsylbig, gereizt — es schien ihm, als sähe man seine Gesellschaft nicht mehr so gern wie früher, und er nahm sich vor, darüber bei erster Gelegenheit klar zu werden.

Eines Abends wurde hoch gespielt. Die Gesellschaft hatte Anfangs den höchsten Satz bestimmt, aber Hercken's Spott trieb allmählig das Spiel höher. Er war im Verlust, das Glück schlug um, er gewann Schlag auf Schlag und übernahm endlich die Bank, da dieß kein Anderer mehr vermochte. Auch hierbei war ihm das Glück günstig. Die Offiziere setzten immer leidenschaftlicher, um das Glück zu erzwingen und ihre Verluste wieder einzuholen.

Da trat Wächter ins Zimmer. Heute war das Interesse so groß, daß Niemand von ihm Notiz nahm. Ein Lächeln des Triumphes flog über Hercken's Züge, als er Wächter aufforderte, am Spiele Theil zu nehmen.

Bernhard war auf eine abschlägige Antwort gefaßt, aber zu seiner und allgemeiner Ueberraschung nahm der Graf Platz, zog einige Karten und besetzte dieselben mit kleiner Silbermünze, dem niedrigsten Satze, der gelitten wurde.

Von dem Augenblicke an, wo der Graf mitspielte, verlor die Bank, und Hercken, welcher Anfangs darüber gelächelt, daß Wächter so niedrig setzte, erbleichte, als er das Auge des Grafen fest auf sich gerichtet sah, als dieser jeden Gewinn stehen ließ, jede verlorene Karte doppelt besetzte und dieß mit eiserner Konsequenz, ohne die leiseste Aufregung fortsetzte. Der Graf verlor eine Karte mit fünfzig Thalern und setzte hundert, er gewann und es standen zweihundert, er hatte Glück,

wenig Minuten später und seine Karten waren durch das unausgesetzte Verdoppeln so hoch besetzt, daß sie dem Inhalt der Bank gleich kamen. Bernhard gewann, aber der Graf verdoppelte wieder und Bernhard schlug mit zitternder Hand, er fühlte, daß ein solcher Gegner die Bank sprengen mußte.

Er schlug um und mit dem Gewinn war auch seine ganze Baarschaft verloren.

Der Graf strich kaltblütig das Geld ein. Die Freude des Gewinners ist peinlich für den Verlierer, aber noch bei Weitem drückender ist das Gefühl, zu sehen, daß das Geld, dessen Verlust uns Verlegenheit bereitet, dem Gewinner gleichgiltig ist, daher auch der Spieler an öffentlichen Banken die Croupiers haßt, welche maschinenartig sein Geld einziehen. Das Menschliche in uns erstarrt vor dieser kalten Theilnahmlosigkeit, die Sünde des Spiels erscheint in ihrer gräßlichsten Gestalt, als Selbstbefleckung, man hat die Ruhe seines Herzens dem Spielteufel verkauft. Das Geld, das uns jetzt fehlt, haben wir nutzlos verschwendet, der Gewinner scharrt es gleichgiltig ein!

„Ich sehe Sie zum Erstenmale spielen,“ bemerkte ein Offizier zu Wächter, sie haben beispielloses Glück.“

„Das wüßte ich nicht,“ lächelte der Graf, Hercken einen Blick zuwerfend, „ich mußte gewinnen, und es hat ziemlich lange gedauert, bis ich die Bank sprengte.“

„Sie mußten gewinnen?“

„Aller Berechnung nach. Wenn man fortwährend doublirt und, wie ich, — den vierzigfachen Betrag der Bank in der Tasche hat, so ist anzunehmen, daß unter tausend Fällen neunhundert neunundneunzigmal die Bank verliert, ebenso wie eine hohe Bank die kleinen Spieler ausbeutet.“

„Dann wundere ich mich, daß Sie dieß nicht öfter thun!“ bemerkte Hercken.

„Ich habe vielleicht heute den Anfang gemacht,“ entgegnete Wächter in einem Tone, der beinahe drohend klang.

Hercken wechselte die Farbe. Er hatte seine ganze Baarschaft, von der er noch zwei Monate leben sollte, verspielt, und nach den Worten des Grafen ging ihm die Hoffnung verloren, morgen seinen Verlust wieder zu gewinnen. Gegen einen Mann, der Tausend gegen Zehn zu setzen vermochte, konnte er nicht aufkommen. Er nahm sich vor, nicht mehr Bank zu legen, sondern zu pointiren.

Als er dießmal nach Hause ging, war er nicht wenig überrascht, als Graf Wächter sich ebenfalls empfahl und ihm seine Begleitung anbot.

(Fortsetzung folgt.)

Eine schreckliche Ueberschwemmung.

Manila, 21. Oktober.

Die nördlichen Provinzen unserer gesegneten Insel Luzon, Ilolos und Abra, sind gegen Ende vorigen Monats der Schauplatz einer Katastrophe gewesen, welche an Schrecken und Furchtbarkeit wohl bis jetzt die einzige in ihrer Art sein dürfte. Man muß sich in die biblischen Zeiten zurückversetzen und an die große Sündfluth denken, um sich das entsetzliche Unglück, welches über die Bewohner der genannten Provinzen hereingebrochen ist, und das grausige Elend, in welchem sie sich noch jetzt befinden, vorstellen zu können. Die offizielle Zeitung von Manilla bringt einen erschütternden Bericht aus Banguet (Abra), dem Sitze der Behörde dieses Distriktes, aus welchem folgende Details über die schreckliche Ueberschwemmung geschöpft sind.

Am 23. Sept. Nachmittags wehte ein Südostwind, von Regenschauern begleitet, der Anfangs keinen Anlaß zu Befürchtungen gab. Seine Stärke nahm jedoch zu, der Regen fiel in Strömen und zwischen 2 — 3 Uhr Morgens herrschte ein ungestümer Orkan. Um dieselbe Zeit ergoß sich plötzlich und unvermuthet eine Ueberschwemmung in die Thalebene von einer so furchtbaren Großartigkeit, daß die Höhe des Wassers bis zu 20 Metres über den gewöhnlichen Stand anwuchs und sich über eine Fläche von wenigstens 10 Kilometres im Durchschnitt (etwa derselbe Flächenraum, welchen die Bai von Manila einnimmt) ausbreitete. Die unglücklichen Bewohner dieses so schwer heimgesuchten Distrikts lagen um diese Zeit zum größten Theil in tiefem Schlaf und wußten, sobald sie die Gefahr bemerkten, welche ihnen drohte, in den ersten Augenblicken vor Angst und Bestürzung nicht, wie sie sich retten sollten; die tiefe Dunkelheit dieser schrecklichen Nacht und das Wüthen eines Sturmes, wie ihn nur die Tropen kennen, gestattete ihnen nicht, Hülfe und Rettungsmittel zu benutzen, welche vielleicht nahe bei der Hand waren; dabei waren sie schlaftrunken, im höchsten Grade erschreckt und beängstigt um das Schicksal ihrer Angehörigen und hatten mit dem Wüthen der Elemente zu kämpfen, in welchen Hunderte gleich Anfangs ihren Tod fanden. Viele, denen das Glück günstig war, fanden Schutz vor dem drohenden Wassertode auf Bäumen oder Bambusröhren, aber Manche nur, um dem Erschöpfungstode zu verfallen. Man muß schaudern, wenn man daran denkt, daß viele Tausende von Menschen, welche sich auf Bäume geflüchtet hatten, ohne Nahrung, ohne Schlaf und nur nothdürftig bekleidet, vor Kälte und Nässe erstarrt und mit Angst und Trauer im Herzen um das Schicksal ihrer Eltern, Gatten und Kinder, deren Untergang sie mit ansehen mußten, ohne im Stande zu sein, Hülfe zu leisten, wenn die Kraft des Windes oder das Gewicht der Rettung Suchenden einen

Ast gebrochen, oder die Gewalt des Stromes einen Baum weggerissen hatte, dem Toben eines fürchterlichen Sturmes während 30 Stunden (der „Diario de Manila“ sagt 3 Tage) Preis gegeben waren, zudem gähnte das eigene nasse Grab zu ihren Füßen; denn sie mußten jeden Augenblick befürchten, ihren Zufluchtsort durch die Heftigkeit des Windes oder Stromes zu verlieren. Wenn man die entsetzliche Lage der Unglücklichen bedenkt, die fürchterliche Aufregung, in welche sie durch die ergreifenden Scenen versetzt waren, das beständige Ringen um ihr eigenes Dasein, so darf es nicht überraschen, daß viele Leichen auf den Bäumen gefunden wurden, nachdem sich die Ueberschwemmung verzogen hatte. Banguet, der Sitz des Gouverneurs von Abra, hat eine Bevölkerung von 10,000 Seelen, und von diesen sind nach der Ueberschwemmung 694 als Leichen aufgefunden; die Zahl der Opfer dieses schrecklichen Naturereignisses ist jedoch weit bedeutender. Viele Personen werden vermißt, welche entweder vom Strome fortgerissen sind, oder unter der dicken Lage Erde, welche die Ueberschwemmung auf den Feldern abgesetzt hat, so wie unter den Bäumen und Gesträuchen und Ueberresten von Häusern, welche die Fluth an verschiedenen Stellen angetrieben hat, begraben liegen, denn es werden noch allenthalben Leichen gefunden; die vorhandenen Begräbnißplätze sind nicht groß genug, um alle Leichname aufzunehmen und es haben neue in Stand gesetzt werden müssen. Das Elend, welche diese Wassersnoth über die unglücklichen Bewohner von Abra gebracht hat, ist gränzenlos; die Reißfelder, welche eine reiche Ernte in Aussicht stellten, sind fast alle zu Grunde gerichtet, durch die dicken Lagen von Erde und Sand, welche die Fluth zurückgelassen hat; alle Anpflanzungen von Gemüse, Tabak u. s. w. sind verwüstet und von den Fruchtbäumen sind nur wenige verschont geblieben. Die letzte Maisernte und die Vorräthe von Reiß sind in allen Dörfern vollständig verloren gegangen, wodurch die Bewohner in eine sehr bedenkliche Lage gebracht sind, und um sie so viel wie möglich vor Hungersnoth zu schützen, hat der Gouverneur angeordnet, daß eßbare Wurzeln in den Bergen gesucht und gleichmäßig vertheilt werden. Neue Anpflanzungen von Nahrung liefernden Pflanzen zu machen, ist für den Augenblick so gut wie unmöglich, weil es an Arbeitskräften fehlt, um die durch die Fluth zerstörten Felder zu bebauen, weil die meisten Arbeitsthiere ertranken und alle zum Ackerbau nöthigen Geräthschaften fortgetrieben sind. In Banguet allein sind 950 Häuser (meist alle aus Holz und Bambus gebaut) zerstört und alle Hausgeräthe, Kleider u. s. w. verloren; so weit man hat in Erfahrung bringen können, sind von den Hausthieren 1500 Stück Rindvieh, 2500 Pferde, 1000 Büffel und 1200 Schweine umgekommen, dazu alles Geflügel, und man befürchtet, daß die Ausdünstungen dieser ungeheuren Menge todter Körper die Luft verpesten und dadurch der allgemeinen Gesundheit sehr nachtheilig sein werden. Sobald die Nachricht von der oben geschilderten Katastrophe in Manila eintraf, bildeten sich sofort Komites von den angesehensten Einwohnern, welche unter allen Schichten der Bevölkerung milde Gaben sammeln.

Mannigfaltigkeiten.

Am 3. Januar starb in Leipzig der berühmte Lehrer der Musik und Komponist Moritz Hauptmann, 76 Jahre alt.

Der in England wohlbekannte und gewissermaßen als Hofbildhauer anzusehende Künstler Baron Marochetti, der Verfertiger so vieler Albert-Statuen und anderer auf öffentlichen Plätzen aufgestellter Monumente, ist am Samstag in Paris gestorben. Sein Tod war, wie die „Times“ sich ausdrückt, „etwas plötzlich.“

Im „International“ ist zu lesen: „Am Weihnachtstage, wo Alles sich freut und das Fest des Herrn in Dankbarkeit begeht, ist in der Weltstadt London eine bejahrte Frau und ein fünfjähriges Mädchen Hungers gestorben. Ruth Dibley, die Mutter des Kindes, ging im Laufe des Vormittags auf die Straßen, um künstliche Blumen zu verkaufen. Ihr Mann lag krank zu Hause und konnte nichts verdienen. Sie trug auf dem Arme das Kind, in elende Lumpen gehüllt, in der Hand ein Körbchen mit den Blumen. Als sie spürte, daß das Kind kein Lebenszeichen mehr von sich gab, sah sie nach — das arme Geschöpf war todt. Bei der Sektion, die durch Dr. Henri Franklin vorgenommen wurde, ergab sich, daß die Eingeweide und der Magen des Kindes grün und durchsichtig waren; lange Entbehrung und Hunger hatten den Tod herbeigeführt. — Eine 48jährige Frau, Anna Carthy, deren Mann als Schneidergeselle in Bristol lebte, wurde am Weihnachtsmorgen todt auf dem Straßenpflaster gefunden. Es wurde konstatirt, daß sie seit einigen Tagen von einem Stück Brod lebte, das sie in etwas Thee eintauchte, den sie von einem mitleidigen Nachbar erhalten. In Dienst wollte sie Niemand nehmen, und als sie am Weihnachtsmorgen bei einem Trödler ihre Jacke versetzen wollte, um Geld zu erhalten, waren alle Läden geschlossen. Einige Stunden später fand man sie auf der Straße — sie war Hungers gestorben.

[Eine deutsche Zeitung in Südafrika.] Der Redaktion des Londoner „Hermann“ wird ein interessanter Beitrag zur deutschen Zeitungsliteratur im Ausland zugesandt, nämlich die Nummern 11, 12 und

13 eines deutschen Wochenblättchens, genannt „Das junge Deutschland“, redigirt und gedruckt in Stutternheim, einer der vielen deutschen Kolonien am Kap der guten Hofnung in Südafrika, „nahe bei den Kaffern“. Das Blättchen erscheint in einem halben Bogen, in Oktav-Format, auf ziemlich grauem Papier. In den vorliegenden Nummern findet man den Freiligrath-Aufruf, ein Gedicht von Ritterhaus, beide aus dem „Hermann“ entnommen, und außer einigen Lokalnotizen auch ein Gedicht, das die Veränderungen im deutschen Vaterlande sehr begeistert besingt. Es dürfte die Pflicht der Deutschen in der Heimath, besonders der Lesevereine, Klubs ꝛc. sein, solche Pflänzchen deutscher Literatur auf fremder Erde durch Abonnements zu hegen und zu pflegen.

[Ein zerstreuter Taufpathe.] Anfangs Dezember vorigen Jahres kam in eine Kirche des Unter-Innthales ein Bauer, der ein Kind zur Taufe brachte. Auf die Frage des Geistlichen, wie es heißen solle, sagte der „Göd“, sich hinter den Ohren kratzend: „Jetz wear i schon wieder recht dumm thien, han in Namen vergössen.“ Nach längerem Besinnen fiel ihm endlich der Name Nikolaus ein. Nachdem das Kind auf diesen Namen getauft war, schickte sich der Pathe an, die Kirche zu verlassen. An der Kirchenthür kehrte er aber plötzlich um, und in voller Bestürzung sagte er: „O Jeses! Herr Coprater, jetz hab' i vergössen, daß das Kind a Madel is, jetz müssen mir's umtafen.“ Auf die Bemerkung des Herrn Cooperators, das ginge nicht, verließ dann der Taufpathe mit seiner Nikolina bestürzt die Kirche.

[Jägerinnen.] Am 29. Dezember jagten der Kaiser Napoleon und die Kaiserin Eugenie in dem Park von Versailles. Sie waren von dem Fürsten und der Fürstin Metternich begleitet. Kaiserin Eugenie erlegte 31, die Fürstin Metternich 25 Stück Wild. Die beiden Damen wurden von den anwesenden Schützen wegen der Sicherheit des Blickes, wegen der Festigkeit der Arme und wegen der Geschicklichkeit bewundert, mit welcher sie das Gewehr zu behandeln wissen.

Leihbibliotheken in China, schreibt der „Globus“, sind schon seit langer Zeit vorhanden und im Blumenreiche der Mitte viel älter, als in Europa. Sie werden vom Volke sehr stark benutzt und haben viel Uebereinstimmendes mit unseren derartigen Anstalten, namentlich auch darin, daß das Publikum vorzugsweise Romane verlangt. Name des Leihenden und Nummer des Buches werden eingetragen; Unbekannte müssen Versatz geben; wer ein Buch beschädigt hat, muß eine im Kataloge festgesetzte Strafe zahlen. Jedes Buch trägt den Stempel der Leihbibliothek, und die Geschäftsleute, welche auf Pfänder leihen, werden ausdrücklich gewarnt, auf diese Werke Geld vorzustrecken. In einer Beziehung sind uns die Chinesen voraus, sie haben nämlich auch wandernde Leihbibliotheken, durch welche die Bücher in die Dörfer gelangen. Hausirer fahren mit ihren Bibliotheken im Lande umher, geben in den Dörfern Bücher ab, nehmen die, welche gelesen worden sind, wieder in Empfang und treiben das Geschäft in dem Bezirke, welchen sie versorgen, das ganze Jahr hindurch.

Die 28 Studienanstalten des Königreichs Bayern hatten am Ende des vergangenen Studienjahres mit Ausschluß der nur 7 Klassen und 142 Schüler zählenden Anstalt Scheyern 7070 Schüler. Am zahlreichsten war Regensburg mit 437, am schwächsten Hof und Schweinfurt mit je 128 Schülern besucht. Die drei Gymnasien Münchens zählten zusammen 855 Schüler.

Die Häringsfischerei an der westlichen Küste Großbritanniens ist dießmal äußerst ergiebig ausgefallen. In Plymouth brachten die Fischerböte Ladungen von 10,000 bis 30,000 Häringen ans Land, die zu dem Preise von 12—15 Schillingen per 1000 Stück schnellen Absatz fanden.

Wie viel Bier gebraut und konsumirt wird in der Welt, wird in langen Reihen Ziffern zuweilen im Durchschnitt berechnet zum Staunen der Leser. Einen der beträchtlichsten Posten dazu liefert jedenfalls die große Londoner Brauerfirma Bass und Komp., die in den letzten Jahren durchschnittlich eine Brutto-Einnahme von 1,700,000 L. gehabt hat.

Räthsel.

Von den beiden Ersten leben
Viele; die zwei Andern geben
Stoff zur Unterhaltung oft. —
Pflanzen saugen neues Leben
Aus dem Ganzen — doch daneben
Tödtet's manchmal unverhofft.

Auflösung des Räthsels in Nr. 3:
Hunger.
Richtig gelöst von M. M.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 7 Donnerstag, 9. Januar 1868.

Ein Glücksritter.

(Fortsetzung.)

„Sie haben viel gewonnen!" sagte Hercken in scherzendem Tone, als Beide auf die Straße traten, „es wird Niemand mehr Bank halten, wenn Sie pointiren."

„Desto besser," antwortete Wächter, „dann wird das Spiel überhaupt aufhören, denn ich werde keine Bank legen."

„Das Pointiren macht Ihnen mehr Vergnügen?"

„Nicht das Geringste. Abgesehen davon, daß das Spiel ein Geist und Leib zerrüttendes Laster ist, welches moralisch noch tiefer dasteht, als die Trunksucht, bin ich auch ein Feind des Spiels, welches man — wie es in unseren Kreisen geschieht, zum Vergnügen treibt, denn die Zerstreuung artet sehr leicht zum Laster aus. Das Spiel macht die Freundschaft kalt, bildet Egoisten, raubt der Ehre das Zartgefühl und zerrüttet immer die Verhältnisse."

Bei diesen Ansichten," entgegnete Hercken nicht ohne Verlegenheit, „bin ich überrascht, sie heute am Spieltisch gesehen zu haben."

„Ich kam zur Gesellschaft, nicht um zu spielen, sondern um dem Spiele Einhalt zu thun," antwortete Wächter, „ich habe erfahren, daß mehrere unserer Freunde sehr derangirt sind, seit die Spielwuth im Korps überhand genommen, und habe den Vorsatz gefaßt, jede Bank zu sprengen — wenn das keinen Erfolg hat, werde ich es für meine Pflicht halten, andere Mittel zu ergreifen. Ich sage Ihnen dieß nicht ohne Ursache," schloß er, Hercken einen prüfenden Blick zuwerfend, „denn ich hoffe, daß Sie mir beistehen werden. Sie sind ein werther Gast in unseren Kreisen, wenn Sie aufhören, am Spiele Theil zu nehmen, so werden Viele schon aus Rücksicht für Sie eine andere Zerstreuung wählen, Sie werden aber meine Bitte erfüllen, wenn ich Ihnen sage, daß Einer aus unserem Kreise, den wir Alle sehr lieb haben, und den Sie heute in der Gesellschaft vermißten, durch das Spiel sehr unglücklich geworden ist."

Hercken antwortete ausweichend. Er schämte sich, einzugestehen, daß er gezwungen sei, ebenfalls seine Hoffnung auf einen Gewinn zu setzen. „Ich halte das Spiel für eine angenehme Zerstreuung," sagte er, „sobald es in einer Weise geschieht, die keinen der Theilnehmer derangiren kann. Ich gebe zu, daß das Spiel in letzter Zeit etwas ausgeartet hat, und bin Ihnen für Ihre Notiz sehr dankbar. Es würde mir schmerzlich sein, das Unglück eines Freundes, wenn auch nur indirekt zu verschulden."

„Sie haben heute bedeutend verloren?" fragte Wächter in einem so herzlichen Tone, wie er noch nie zu Hercken gesprochen.

„Nur meinen Gewinn und eine Kleinigkeit darüber."

„Das freut mich — ich fürchtete, Ihnen durch mein Spiel Unannehmlichkeiten bereitet zu haben, und wollte Ihnen meine Börse zur Disposition stellen."

Bernhard dankte, und so groß auch seine Verlegenheit war, die falsche Scham ließ ihn nicht seine Worte widerrufen. Er ging am folgenden Tag zu einem Wucherer, um sich das fehlende Geld gegen Zins zu leihen.

Wiederum war die Gesellschaft versammelt, man schlug ein Spiel vor, aber Hercken sprach dagegen.

„Sie fürchten wohl, daß Wächter kommt, und es so macht wie gestern," lächelte ein Offizier, „darüber können Sie unbesorgt sein, der Glücksvogel kommt heute nicht, er ist zur Jagd gefahren."

Die Worte des Grafen waren nicht ohne Eindruck auf Hercken geblieben, aber seine Schuld drückte ihn. Du holst dir heute deinen Gewinn wieder, dachte er, und dann rührst du keine Karten mehr an. Er that, als ob er nachgebe, und man setzte sich zum Spiel. Hercken war der Erste, der einen höheren als den gewöhnlichen Satz auf die Karte setzte, der Bankhalter bemerkte dieß erst, als Hercken gewann.

„Pardon," sagte er zu Hercken, „aber Sie sind über den Satz gegangen."

Bernhard schaute verwundert auf, man hatte sich seit längerer Zeit über diese Bestimmung hinweggesetzt.

„Wir haben vergessen, Herrn von Hercken mitzutheilen," nahm ein Offizier das Wort, „daß wir heute Morgen uns verabredeten, die von uns gestellten Gränzen des Spiels wieder festzuhalten, der Gewinn muß daher dießmal ausgezahlt werden.

Hercken that Einspruch dagegen.

Es war eine delikate Frage. Wenn er verloren hätte, so würde der Bankier den ganzen Betrag nicht

angenommen, sondern den Ueberschuß zurückgewiesen haben, er durfte daher auch nicht den ganzen Satz als Gewinn fordern. Man stritt für und wider, der Bankier wollte zahlen, Hercken nicht annehmen. In diesem Momente öffnete sich die Thür und Graf Wächter trat ins Zimmer.

Bernhard hätte in die Erde sinken mögen vor Scham, als Graf Wächter fragte, um was es sich handle. Der Graf entschied sich dahin, daß Hercken seinen vollen Gewinn erhalten müsse, da die Uebereinkunft wegen der Höhe des Satzes faktisch aufgehoben gewesen, und Niemand ihm die neue Verabredung mitgetheilt habe.

Bernhard wagte es nicht, dem Blicke des Grafen zu begegnen, aber er schaute unnöthiger Weise zu Boden, der Graf sah ihn nicht an.

Man spielte weiter, alle Pointeurs hatten Glück, nur Bernhard verlor. Graf Wächter nahm die Karten und erklärte, daß er für den gestrigen Abend Revanche geben wolle, und rieth den Spielern, sein System zu befolgen. Er legte eine so niedrige Bank, daß er in wenig Minuten gesprengt war, und wiederholte dieß mehrmals. Der Einzige, der verlor, war Bernhard; das Glück hatte ihn mit dem Eintritt des Grafen vollständig verlassen. Als er aufstand, hatte er die heute geliehene Summe ebenfalls verspielt.

Kein Unglück drückt den Menschen so tief nieder, als das, welches man sich selber bereitet und dessen man sich schämen muß. Bernhard fühlte, daß Wächter ihn verachten müsse. Die Unruhe über die Art und Weise, mit der er seinen Geldverlust decken könne, erhöhte die peinliche Stimmung. Der verletzte Stolz hätte Thränen weinen mögen. Ein Mann durfte ihn verachten, ohne daß er etwas dagegen thun konnte, und er mußte seinem Vater bekennen, daß er leichtsinnig gewesen sei. Das Letztere war ihm fast noch unangenehmer, als das Erste, weil es von seinem Stolze eine Handlung der Demüthigung forderte. Die Strenge des Vaters ließ ihn eine abschlägige Antwort befürchten, er war überzeugt, daß sein Vater jetzt die Gelegenheit wahrnehmen werde, ihn wieder unter die alte Vormundschaft zu bringen. Diese Besorgniß schreckte ihn ab, seinen Vorsatz auszuführen, und er wandte sich von Neuem an den Wucherer. Schon das Erstemal hatte er mit leisem Schauder an die Folgen seiner Handlung gedacht, der Wucherzins betrug fast die Hälfte der geliehenen Summe. Der Jude forderte dießmal noch mehr, er merkte, daß er es mit einem Spieler zu thun habe. Bernhard mußte für die Prolongation der ersten Schuld dreißig Prozent bezahlen, und die neue Schuld wiederum fast in doppelter Höhe durch einen Wechsel sicherstellen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Lebensversicherung.

Bei der ungeheuren Ausdehnung, welche das Versicherungswesen während der letzten 25 Jahre gewonnen hat, bei der großen volkswirthschaftlichen Bedeutung desselben ist es unläugbar ein Mangel, daß die Tagespresse dasselbe so selten in den Kreis ihrer Besprechungen zieht und es durchaus stiefmütterlich behandelt. Grade die Tagespresse ist am ersten berufen, das Verständniß für dasselbe im Publikum zu wecken und zu verbreiten.

Sobald Jemand die Absicht kundgibt, sein Leben zu versichern, sieht er sich von einer Schaar von Agenten umgeben, wie die Bienen eine Blume umschwärmen, welcher sie den Honig entziehen wollen. Auf die Frage des Versicherungskandidaten, welcher Anstalt er den Vorzug geben solle, ist jeder der Agenten des Lobes über die von ihm vertretene Anstalt dermaßen voll, ein jeder weiß die Sicherheit und die Vortheile, welche die eigne Gesellschaft bietet, dem Laien so klar darzulegen, daß dieser ganz irre geworden, schließlich derjenigen Anstalt zueilt, deren Vertreter die größte Ueberredungskunst besitzt. Ob der Versichernde aber seine Versicherung einem wirklich soliden Institute übergeben hat, ob er nunmehr mit Ruhe der Zukunft entgegensehen und die Ueberzeugung hegen darf, im Falle seines Todes die Seinigen gegen Mangel und Entbehrungen gesichert zu haben — das zu beurtheilen, ist er nicht im Stande, weil ihm dazu die nöthigen Grundlagen fehlen. Diese Grundlagen zu geben, ist der Zweck der vorliegenden Zeilen. Durch die folgende, von allen Nebentendenzen freie Darstellung soll der Weg angegeben werden, auf welchem Jeder im Stande ist, die Geschäftseinrichtung, die Prinzipien und die Sicherheit einer Lebensversicherungsanstalt selbst zu prüfen, um danach beurtheilen zu können, wo er sein Leben versichern soll, um mit Zuversicht sagen zu können: ich bin versichert.

1) Jede Lebensversicherungsanstalt bildet eine Genossenschaft, welche es sich zum Zwecke gemacht hat, gegen bestimmte vom Versicherten zu entrichtende Beiträge, sogenannte Prämien, und unter gleichfalls bestimmten Bedingungen eine im Voraus bestimmte Summe zu bezahlen. Man unterscheidet unter den Versicherungsanstalten die auf dem Prinzipe der Selbsthülfe basirten Gegenseitigkeitsinstitute und die auf Aktien gegründeten Versicherungsanstalten. Bei einer Aktiengesellschaft sind die Aktionäre die Inhaber des Geschäftes, sie tragen Gewinn und Verlust gemeinschaftlich; bei der Gegenseitigkeitsanstalt jedoch ist Jeder Versicherte Theilnehmer am Geschäfte. Es haben also die bei Gegenseitigkeitsanstalten Versicherten gegen die Versicherten einer Aktiengesellschaft einen Vortheil voraus; denn der von dem Gegenseitigkeitsinstitute erzielte Gewinn kommt hier — pro rata seiner Einlagen — jedem Versicherten zu gute, während der Gewinn einer Aktiengesellschaft an die Aktionäre vertheilt wird. Freilich

haben die Ersteren die Verpflichtung, im Fall die Prämieneinnahmen unzureichend sein sollten — wie dieß bei bedeutender Sterblichkeit wohl einmal möglich wäre — Nachschüsse zu leisten; indessen ist dieß Risiko für den Versicherten um so geringer, je größer die Zahl der Versicherten ist. Bei wirklich bedeutenden Gegenseitigkeitsanstalten hat man, wie die Erfahrung lehrt, wohl nie eine Nachzahlung zu befürchten; indessen könnte der Fall eintreten, daß in einem Jahre keine Gewinnvertheilung stattfände, ein Verlust, welchen ein Versicherter der Geringfügigkeit des Objektes wegen wohl eher überwindet, als ein Aktionär den bedeutenden Dividendenverlust verschmerzt.

Wenn wir nach dem Vorgesagten einer Gegenseitigkeitsanstalt im Prinzipe den Vorzug vor einem auf Aktien gegründeten Institute geben, so wollen wir der erstern damit nicht unbedingt das Wort reden; denn es gibt noch andere Rücksichten, welche uns bei der Wahl einer Lebensversicherungsanstalt leiten sollen. Welche weitern Anforderungen wir aber an eine Lebensversicherungsgesellschaft zu stellen haben, werden wir aus dem Folgenden ersehen.

2) Eine nicht unwesentliche Garantie für die Sicherheit eines Institutes liegt in der möglichst großen Vorsicht im Verfahren bei Aufnahme der Versicherungen: denn das größte Bestreben, ihr Leben zu versichern, finden wir unter denjenigen Personen, welche eine Krankheitsanlage in sich verspüren, welche in ihrer Entwicklung noch nicht so weit vorgeschritten ist, daß sie leicht wahrnehmbar wäre. Daher ist es Pflicht jeder Gesellschaft, sich durch gewissenhafte Vertrauensärzte von dem gegenwärtigen Gesundheitszustande des Versicherungsuchenden zu überzeugen, durch Hausärzte die etwa voraufgegangenen Krankheiten des Antragstellers zu konstatiren und durch zuverlässige Agenten genaue Auskunft über dessen Lebensweise &c. einzuziehen, um darnach zu ermessen, ob der Antragsteller zur Annahme geeignet, also in dem Zustande ist, welcher unter normalen Verhältnissen die Erreichung der mittlern Lebensdauer (siehe Abschn. 4) voraussetzen läßt. Nur dann, wenn sich eine Lebensversicherungsanstalt diese Ueberzeugung verschafft hat, darf dieselbe eine Versicherung zum Abschlusse bringen; verfährt sie leichtfertiger in der Annahme von Versicherungen, prüft sie nicht in jedem einzelnen Falle mit derselben Sorgfalt, so hat man Grund genug, ihr mit Mißtrauen zu begegnen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Das „neue" Jahr als Säkularjahr.] Das Jahr 1868 ist ein Säkularjahr für eine ungewöhnlich große Anzahl welthistorischer Begebenheiten. Achtzehn Jahrhunderte sind nämlich verflossen, seit mit Nero's Tode (68) das Geschlecht des Augustus ausstarb und mit der Erhebung Galba's auf den Kaiserthron die Prätorianer-Herrschaft begann. Gerade dreizehn Jahrhunderte sind es her, daß Alboin, König der Longobarden, in Italien einrückte (568) und dort die Gründung des longobardischen Reiches begann. Elf Jahrhunderte verrannen (768), seit Karl der Große den Thron bestieg, und gerade ein Jahrtausend, seit im ost-römischen Reiche durch Basilius I. ein neues Kaisergeschlecht zum Throne gelangte. Vor 750 Jahren ward zu Jerusalem der später so mächtige Tempelherrn-Orden gestiftet, und vor 600 Jahren legte Conradin von Hohenstaufen, der Urenkel Friedrich Barbarossa's, sein Haupt auf den Henkerblock. Ein halbes Jahrtausend verrann, seit Hongwu, ein Chinese von geringer Herkunft, der mongolischen Zwingherrschaft über China ein Ende machte; 350 Jahre sind verflossen, seit Ulrich Zwingli als Reformator auftrat; 300 Jahre, seit Egmont hingerichtet wurde, Don Carlos starb und Maria Stuart vor dem aufständischen Adel aus Schottland floh; 250 Jahre, seit in Prag der dreißigjährige Krieg seinen Anfang nahm; 200 Jahre, seit Portugal von Spanien als unabhängig anerkannt wurde und Ludwig XIV. den Aachener Frieden abschloß; 150 Jahre, seit Oesterreich durch den Frieden von Passarowitz Temesvar gewann und seit König Karl XII. von Schweden vor Friedrichshall seinen Tod fand; 100 Jahre, seit Corsica an Frankreich kam und 50 Jahre endlich, seit der europäische Monarchen- und Minister-Kongreß in Aachen sich versammelte.

[Die Zahl der Bevölkerung unserer Erde.] Unsere Erde ist von 1333 Millionen Menschen bewohnt; von diesen gehören 390 Millionen der kaukasischen Raçe an, 552 Millionen der mongolischen, 190 Millionen der ethiopischen, 1 Million der amerikanischen und 200 Millionen der malaischen Raçe. Diese sprechen 3604 verschiedene Sprachen und bekennen sich zu 1000 verschiedenen Religionen. Es sterben alljährlich fast 33 Millionen, d. h. 91,954 Personen täglich, 60 in einer Minute. Die Durchschnittszahl des Lebens-Alters ist 33, von 1000 Personen erreicht eine das hundertste, von 500 eine das achtzigste, von 100 Personen eine das fünfundsechzigste Lebensjahr. Es gibt 335 Millionen Christen, 5 Millionen Juden, 600 Millionen asiatischer Religion, 100 Millionen Mahomedaner, 200 Millionen Heiden. Von den Christen sind 170 Millionen römisch-katholisch, 76 Millionen griechisch-katholisch und 80 Millionen protestantisch.

Ueber die Größe und den Reichthum der Vereinigten Staaten entnimmt ein Korrespondent des „Schw.

Merk." einem Berichte des Union-Patentamtes: Der Flächeninhalt der öffentlichen Ländereien der Vereinigten Staaten ist nach der neuesten Berechnung auf 5465¾ Millionen Acker festgestellt. Seit dem Beginn des Vermessungssystems bis zum 1. Juli 1867 sind vermessen worden: 474,160,551 Acker. Die Landvermessung schreitet überall vor mit den wirklichen Ansiedlungen und über dieselben hinaus. Das Generallandamt hat seinen Vermessern Weisung gegeben, über den Mineralbestand der Ländereien, die in ihren Distrikten liegen, Erkundigungen einzuziehen. Dadurch ist die Ueberzeugung gewonnen, daß die Steinkohle in großem Maßstab über die öffentliche Domäne verbreitet ist. Die Gesammtfläche der Steinkohlenfelder in Britisch-Nordamerika, Großbritannien, Frankreich, Rheinpreußen, Westphalen, Böhmen, Sachsen, Spanien und Rußland wird auf 16,491 Quadratmeilen berechnet. Die Vereinigten Staaten schlagen die ihrigen, soweit sie entdeckt sind, auf 200,000 Quadratmeilen an. Eisen ist vielfach verbreitet in den öffentlichen Ländereien der Staaten und Gebiete. Kupfer findet sich in großer Menge in der Nähe der Seen, östlich vom Mississippi, so wie auch in der Region zwischen dem Mississippithale und dem stillen Ozean. Blei, Zinn und Zink werden ebenfalls in mehreren Staaten und Gebieten massenhaft gefunden. Die edlen Metalle sind in drei breiten Gürteln niedergelegt, die sich über die Vereinigten Staaten erstrecken; sie befinden sich vorzüglich in Kalifornien, in Nevada, im nordöstlichen und südwestlichen Oregon, im Washingtongebiet, in Idaho, in Montana, Colorado, im südlichen Utah, New-Mexiko und Arizona verbreitet, über ein Areal, das zu einer Million Quadratmeilen veranschlagt ist und jetzt schon einen jährlichen Ertrag von über 10 Millionen Dollars an Gold und Silber produzirt. Aus dem Berichte des Generalfeldmessers in Kalifornien geht hervor, daß auch Kalifornien eine ungemein reiche Fundgrube von Petroleum ist. Der Petroleumgürtel dieses Staates erstreckt sich auf eine Länge von 700 Meilen von Humbold, Grafschaft im nördlichen Theil, bis Los Angelos, Grafschaft im südlichen Theil des Staates. Sandstein und Schieferthon der Gebirge zeigt sich so kräftig von Steinöl durchnäßt, daß es ohne Weiteres im Ofen brennt; es hängt sich in Felsenlöchern an. Eine merkwürdige Quelle befindet sich 3 Meilen vom Ufer des stillen Meeres mitten im Ozean, gegenüber von San Luis Obispo, nördlich vom Fort Conception, wo bei ruhigem Wetter die Meeresoberfläche mit Oel in einer Ausdehnung von 20 Meilen bedeckt ist.

Die auf den hannover'schen Bahnen jetzt in Anwendung kommenden neuen Personenwagen erster und zweiter Klasse sind nach dem Patent des Wagenfabrikanten Reifert in Bockenheim mit doppeltem Federsystem eingerichtet. Der Kasten dieser Wagen ist nicht direkt mit dem Untergestell verbunden, sondern wird von einem zweiten Federsystem frei schwebend getragen, wodurch alle Stöße, Erschütterungen und Vibrationen in den Federn ausschwingen und den Oberwagen nicht mehr direkt berühren, so wie auch eine sehr angenehme und sanfte Bewegung desselben erzeugt wird. Die Kastenfedern heben die Ungleichheit der Belastung, wodurch ein viel gleichmäßigerer Widerstand ermöglicht und eine weitere Veranlassung zu Unglücksfällen vermieden wird. Durch die Einführung der vierten Wagenklasse wird die dritte sehr gehoben, zumal da in derselben auch besondere Damen-Coupees und solche für Nichtraucher eingerichtet sind. Bequem zugängliche Retiraden neben besonderen Coupees erster und zweiter Klasse sind in den Schnellzügen (für's Erste nur auf der Südbahn); ferner Dampfheizung bei sämmtlichen Personenwagen der Schnellzüge zwischen Minden und Braunschweig eingerichtet.

Das Athenäum erzählt von einem der ältesten Ueberbleibsel chaldäischer Kunst, das in den Besitz des British Museum übergegangen ist, nämlich dem Cylinder-Petschaft von Ilgi (?), der ungefähr 2050 vor Christus in Nieder-Chaldäa herrschte.

Charade.

Um meine Erste zu ertragen,
Bewaff'ne mit der Zweiten dich;
Und in des Ganzen sanfte Klagen
Verwandelt dann die Erste sich.

Auflösung der Charade in Nr. 4:

Wo es mangelt an der „Helle", —
Ist kein Ueberfluß an Licht;
Doch, wenn auch der „Barde" mangelt,
Fehlt es an den Sängern nicht. —

In der alten „Hellebarde"
Ist vereinigt Beil und Speer;
Mag sie noch die Leibgard führen,
Doch kein rechter Krieger mehr.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nro. 8 Freitag, 10. Januar 1868.

Ein Glücksritter.

(Fortsetzung.)

Es ist weniger gefährlich, mit einem geladenen Schießgewehr zu spielen, als Wechsel zu unterschreiben, wenn man dieß leichtsinnig thut. Die verbriefte Schuld ist ein Verhaftsbefehl, den man gegen sich selber ausstellt, wenn man ihn nicht auf die Stunde einlöst. Es gilt kein Einwand, kein Unglück entschuldigt, man verpfändet seine Freiheit für die ungewisse Zukunft, und sagt, ich will Schuldgefangener sein, wenn ich an dem und dem Tage nicht Geld habe, um zu zählen. Man kann bestohlen werden, abbrennen, die sichersten Gelder können ausbleiben — der Wechsel fordert kalt und eisern sein Recht.

Der Leichtsinnige schreibt den Wechsel, streicht das Geld ein, und denkt, du hast so und soviel Wochen Zeit, um Rath zu schaffen — für ein Kleines wird auch dein Gläubiger den Wechsel prolongiren.

Der Wechsel geht von Hand zu Hand wie der Tresorschein einer Bank. Der Kredit, die Ehre des Ausstellers klebt daran, der Käufer beurtheilt den Wechsel schon — wie hoch er die Zuverlässigkeit des Ausstellers taxirt. Der Kredit des Ausstellers wird dem Cours unterworfen.

Bernhard hatte seine Börse gefüllt und die Wechsel waren bald vergessen. Als er den Kreis der Offiziere wieder betrat, kam man ihm auffallend kühl und förmlich entgegen. Wächter mochte es seinen Kameraden verrathen haben, daß es den Anschein habe, als spiele Hercken, um zu gewinnen, daß Hercken nicht der Ehrenmann sei, für den sie ihn hielten, seine Geselligkeit, welche, um heiter zu sein, der scharfen Würze des hohen Spiels bedurfte, gleicht einem Gericht, das nur heiß genossen werden darf, das widerlich, ungenießbar und unverdaulich wird, sobald es erkaltet.

Das Spiel lockert schon an und für sich die Bande der Freundschaft, denn Einer ist der Gegner des Andern, es findet kein geistiger Austausch statt, man findet keinen Wohlgefallen an einander, man hat bloß einen Pointeur am Tisch mehr oder weniger. Heute wollte Niemand spielen, das Gespräch war einsylbig. Bernhard fühlte, daß er der Gesellschaft fremd geworden, aber er fand die Schuld dieser Veränderung nicht in sich. Man hat dir dein Geld abgenommen, raisonnirte er, und wird jetzt solide. Die Männer, deren Umgang er gesucht, erschienen ihm plötzlich fade und anmaßend, er verließ die Gesellschaft und bemühte sich, zu glauben, er habe herzlich wenig verloren. Das Gefühl der Scham, das er ableugnete, ließ ihn zuerst die Orte vermeiden, wo er Offizieren begegnete, dann wieder gefiel er sich darin, vornehmere Kreise aufzusuchen und seine früheren Bekannten zu ignoriren. —

Der Verfalltag seiner Wechsel kam heran.

Der Wechselgläubiger wußte, daß Bernhard nicht zahlen werde, und war darauf vorbereitet. Er hatte Erkundigungen über die Familie Hercken eingezogen, und erfahren, daß Bernhard, als der einzige Sohn seines Vaters, eine Erbschaft von dreißig Tausend Thalern zu erwarten habe, daß er der Vater jedoch ein sehr strenger, charakterfester Mann sei. Herr von Hercken wird seinem Sohn nur einmal die Schulden bezahlen, rechnete der Wechselgläubiger, du kannst höchstens mit ihm bis auf zehn Tausend Thaler gehen.

Am Verfalltage der Wechsel stellte er sich pünktlich bei Hercken ein, Bernhard bat ihn die Schuld zu prolongiren, und der Wechselgläubiger gab nach langem Sträuben unter der Bedingung nach, daß Hercken abermals eine bedeutende Summe zuschrieb.

„Herr von Hercken," sagte er, als Bernhard die Wechsel ausgestellt hatte, „warum heirathen Sie nicht? Sie sind jung, vornehm, es könnte nicht fehlen. Da hat der Graf B. sein Glück gemacht, er ist jetzt Millionär; der Herr von K., der auch mehr Schulden hatte, als Haare auf dem Kopf. Jetzt ist er ein reicher Mann."

Bernhard war in einer Stimmung, in welcher der Stolz die Dreistigkeit überhört, sobald sie ihm einen Strohhalm der Hoffnung reicht.

„Die reichen Mädchen sind nicht auf der Straße zu finden," antwortete er.

„Herr Baron, ich kenne mehrere — von solidem Vermögen — habe ich doch auch Herrn von K. meinen Rath ertheilt, und ich bin ihm behilflich gewesen."

„Sie!" rief Bernhard mit einer Mischung von Zweifel und Widerwillen.

„Ja, ich, Herr Baron, ich habe ihm das Geld vorgeschossen zur Reise ins Bad und zu den Geschen-

Digitized by Google

ken, denn man muß nicht pauvre aussehen, wenn man reich heirathen will."

„Und was haben Sie dabei verdient?"

„Ein Geringes, Herr Baron, für die Mühe."

Bernhard brach das Gespräch ab. Der lauernde Blick des Wechselgläubigers traf eine wunde Stelle, aber er war auch nicht verderbt genug, und noch zu weit ab von der Verzweiflung, als daß die Geldgier über das bessere Gefühl sogleich triumphirt hätte. Die Persönlichkeit des Wechselgläubigers machte ihm den Gedanken, ein solches Geschäft einzugehen, noch widerlicher, als das Bedenken, sich zu verkaufen. Der Wucherer hält nicht einmal den Mund, dachte er, er p audert noch die Schande aus.

Was der Teufel säet, geht auf, ohne daß es begossen zu werden braucht. Die ächte Pflanze stirbt, sobald man ihre Wurzel beschädigt; das Unkraut wuchert fort, ob man auch die Wurzel durchschneidet, so lange noch eine Faser im Boden bleibt. Ebenso ist es mit guten Vorsätzen und bö,en Gedanken. Die Ersteren müssen sorgsamer gepflegt werden als die subtilste Pflanze, man muß sie rein halten wie den Apfel des Auges — gegen die Letzteren kann man kämpfen und sich wappnen, sie wuchern wie Unkraut und fressen sich durch wie Rost — man muß stündlich vor ihnen auf der Hut sein.

Hercken war empört über das Anerbieten seines Gläubigers und über die Schamlosigkeit, mit der es gemacht wurde, aber die Idee, sich durch eine reiche Heirath eine selbstständige, sorgenfreie Existenz zu verschaffen, unterwühlte und umwucherte bereits das sittliche Gefühl. „Du müßtest sie natürlich lieben," sagte er zuerst, dann philosophirte die Begierde: die Liebe endet bald, eine Vernunftheirath gibt die glücklichste Ehe, denn sie wurzelt nicht auf dem Krater der Leidenschaft, der die wuchernde Saat plötzlich mit verkohlter Asche überschüttet.

„Und wenn Ihr schließlich doch nicht zu einander paßt," endete das Raisonnement, „dann gibt ja der Reichthum die Mittel, durch eine weitläufige Wohnung und getrennten Haushalt ein erträglicheres Zusammenleben zu schaffen, als die Armuth es vermag, wenn das Herz bei der Wahl eine falsche Münze für ächtes Metall genommen."

Bernhard ging mit dem Vorsatze in Gesellschaften, sich eine reiche Braut zu erobern.

In der modernen Gesellschaft, wo der Luxus mit der Verschwendung wetteifert, und es nur bei wenigen Verständigen nicht Sitte geworden ist, Armuth für eine Schande zu halten, ist es schwer, den Schein mit prüfendem Auge zu durchdringen. Die Mehrzahl darbt lieber, als daß sie auf den äußerlichen Schein der Wohlhabenheit verzichtet, man sieht in der Toilette der Damen kaum einen Unterschied zwischen arm und reich, noch täuschender ist das Urtheil, welches sich auf den Luxus der Wo nungen und verschwenderische Festlichkeiten basiren möchte. Wo Vermögen wirklich vorhanden ist, muß man noch die Solidität derselben prüfen. Häuser und Güter sind meist mit Schulden belastet, unzählige Kapitale schweben auf der stets veränderlichen Wagschaale der Börsenkurse. Das reelle Vermögen wird in dem Maße seltener, als die Zahl der Börsenmillionäre zunimmt.

Bernhard zog hier und dort über Familien Erkundigungen ein, aber er hörte die widersprechendsten Urtheile. Ueberall, wo er ein fürstliches Vermögen vermuthete, hieß es, der Mann kann morgen ein Millionär oder ein Bettler sein. Die Idee, einen Geschäftsmann bei einem solchen „Geschäfte" zu Rathe zu ziehen, erschien ihm nicht mehr empörend, er sah die Nothwendigkeit dieses Schrittes ein, und wandte sich an den Wucherer.

Der Wucherer ist niemals verletzt oder beleidigt, denn wer ihm in die Hände gefallen, dem hat er schon die Sehne des Fußes zerschnitten und eine Kette um den Hals gelegt; er lächelt, wenn sein Opfer wähnt, noch selbstständig zu sein und mit stolzer Miene davonhinkt. Den Wucherer kann man nur dadurch kränken, daß man ihn nicht braucht.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Lebensversicherung.

(Fortsetzung.)

3) Einen weitern Beurtheilungspunkt würde uns die größere oder geringere Sparsamkeit in der Verwaltung bieten; denn gerade bei Lebensversicherungsungs-Instituten hat der übermäßige Aufwand an Verwaltungskosten Konsequenzen im Gefolge, welche das Bestehen einer Anstalt für die Zukunft in Frage stellen. Es wird genügen, hier nur eines Bestandtheiles der Verwaltungskosten zu erwähnen, nämlich der übermäßig hohen Provisionsvergütung an Agenten.

Der Modus der Provisionsberechnung ist ein zwiefacher. Während nämlich manche, namentlich die auf Gegenseitigkeit basirten Versicherungsanstalten eine Abschlußprovision von 10 Proz. der ersten Jahresprämie vergüten, gewähren andere, hauptsächlich die Aktiengesellschaften eine Abschlußprovision von 1, ja sogar von 1½ Proz. der Versicherungssumme. Das schreiende Mißverhältniß in den Resultaten dieser Berechnungen wird durch das folgende Beispiel klar werden. Nehmen wir an, es versicherte Jemand sein Leben mit einer Summe von 1000 Thlrn. und entrichtete dafür eine jährliche Prämie von 20 Thlrn., so würden im erstern Falle die Gesellschaften eine Provision von 2 Thlrn., im letztern eine solche von 10 resp. 15 Thlrn. (also 5—7½mal mehr) bezahlen!

Wenn sich nun auch im Großen und Ganzen das Verhältniß etwas anders gestaltet, so ist und bleibt es doch so abnorm, daß ernste Bedenken dadurch gerecht-

fertigt erscheinen. Sehen wir uns die Resultate zweier der bedeutendern Lebensversicherungsanstalten an, von denen die eine auf Gegenseitigkeit gegründet, die andere eine Aktiengesellschaft ist. Im Jahre 1865 hatte erstere bei einer Provision von 10 Proz. der erstjährigen Prämie eine Versicherungssumme von circa 5,500,000 Thalern erworben, während letztere bei einer Provision von 1½ Proz. der versicherten Summe eine mehr als fünfmal größere Provisionssumme bezahlt, jedoch nicht viel mehr als das Doppelte an neuen Versicherungen erworben hatte.

Statt aber Betrachtungen über die Unzulässigkeit der Provisionsberechnung nach Maßgabe der versicherten Summe und über die Nachtheile, welche besonders den Versicherten dadurch erwachsen können, mag hier ein Abschnitt aus dem Rechenschaftsberichte der allgemeinen Versorgungsanstalt in Baden für das Jahr 1865 folgen. Dieselbe schreibt:

„Wir waren bemüht, in allen diesen (speziell angeführten) Ländern Hauptagenturen zu errichten und zu organisiren. Wir stießen dabei auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten, indem ein Theil der bessern für Agenturen geeigneten Kräfte schon von andern Gesellschaften gewonnen war und weil wir uns nicht entschließen durften, noch höhere Provisionen als die festgesetzten, in Aussicht zu stellen, um andern Gesellschaften gleich zu kommen oder sie zu überbieten und ihnen um diesen Preis wirksame Konkurrenz zu machen. Wir haben durch gründliche Berechnungen die Ueberzeugung gewonnen, daß höhere Provisionen als die Unsrigen nicht leit von einer Versicherungsgesellschaft getragen werden können, wenn sie sich, wie die Versorgungsanstalt, mit den Prämien begnügt und nicht zum Nachtheile der Versicherten Mittel zur Vermehrung ihrer Einnahmen anwendet, welche den gerechten Grundsätzen unserer Statuten widersprechen. Wir wollen hier nur eine dieser bei manchen Gesellschaften sehr reichlich fließenden Einnahmequellen erwähnen. Wer eine jährliche Prämie zur Verfallzeit nicht bezahlt, wird nach den Statuten der Versorgungsanstalt so angesehen, als ob er den Vertrag aufkünden wolle, und erhält alsdann 75 pCt. des Zeitwerthes seiner Versicherung zurück. Ueberdies gewährte ihm das Statut eine Wiederherstellungsfrist von einem vollen Jahre. Bei manchen Gesellschaften ist, wenn die Prämie nicht rechtzeitig bezahlt wurde, die Versicherung ohne Weiteres erloschen und der Versicherte erhält nichts von den bis dahin gezahlten Prämien zurück. Je mehr auf diese Weise Versicherungen erlöschen, desto größer ist der Vortheil der Gesellschaft, und gewissenlose Agenten, welche nur die hohe Abschlußprovision vor Auge haben, suchen mit allen Ueberredungskünsten die Versicherten selbst da zu suchen, wo sie voraussetzen dürfen, daß eine größere jährliche Prämie für die Dauer nicht aufgebracht werden kann. Die Direktionen solcher Gesellschaften aber lassen solches Treiben geschehen, oder begünstigen es sogar, weil es ihnen die Mittel an die Hand gibt, nicht nur hohe Abschlußprovisionen zu gewähren, dadurch Agenten zu gewinnen und anzuspornen und andern Gesellschaften die Konkurrenz zu erschweren, sondern auch, was bei ihnen die Hauptsache ist, die Dividenden der Aktionäre zu erhöhen. Ein solches Verfahren kann für die Lebensversicherung im Allgemeinen nur verderblich sein. Den Minderbemittelten, welchem sie das sicherste Mittel gewähren sollte, seinen Hinterbliebenen ein gewisses Vermögen zu hinterlassen, beraubt dieses Verfahren unerbittlich seiner mühevoll erworbenen Ersparnisse und macht ihn zum heftigsten Gegner."

4. Die am schwierigsten zu beantwortende Frage, welche bei Beurtheilung der Solidität einer Lebensversicherungsanstalt aufgeworfen werden muß, ist die: reservirt die Anstalt hinreichende Fonds zur Deckung der künftigen Todesfälle? — Nur Sachverständige können darüber bestimmten Aufschluß geben; denn die Art und Weise der einschlagenden Berechnungen, welche behufs Ermittlung der Antwort aufzustellen sind, kennen nur wenige. Die Höhe der für künftige Todesfälle zurückzustellenden Summen ist nicht in das Belieben jeder einzelnen Anstalt gestellt, sie wird vielmehr, wie aus Folgendem hervorgeht, durch ein Gesetz genau bestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Karl Mayer †] Am 3. ds. starb in Nürnberg, geehrt von seinen Kunstgenossen, geliebt und geachtet von seinen Mitbürgern, Hr. Karl Mayer, Kupferstecher und Gründer einer Kunstanstalt, deren Erzeugnisse auf dem Markt des Buchhandels seit 30 Jahren nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande wohl geschätzt und gesucht werden. Seinem rastlosen Eifer und seinem kunstsinnigen Genie gelang es, die Kunst zu popularisiren und klassische Bilder zu vervielfältigen, ohne der Industrie Konzessionen auf Kosten ihres anerkannten Werthes zu machen. Der „Frk. Kur." gibt diesem Manne das schöne Zeugniß: Er schmückte sich selbst, während mancher seiner Zeit- und Staatsgenossen in Auszeichnung prangt, ohne damit der öffentlichen Meinung sein Verdienst beweisen zu können.

[Ein Rencontre mit Wilddieben.] In der „Bad. Landesztg." wird berichtet: Die Waldhüter Böhler von St. Blasien und Nägele von Aha gingen am Stephanstag auf die Jagd. Im Distrikt Wolfsboden fanden sie im Wald drei erschossene Rehe an einem Tannenbaume hängend; sie vermutheten, daß diese Thiere von Wilderern erlegt worden seien und verabredeten sich, abzuwarten, bis die letzteren ihre Beute holen würden. Nach ungefähr einer halben Stunde fiel ein Schuß auf Nägele, der, von demselben mit

Schroten über die Brust und am rechten Arm getroffen, auf den Boden fiel; er sprang auf und rief den Böhler um Hülfe an; Böhler kam herbei und sah einen Wilderer, gab Feuer auf denselben und traf Heinrich Isele von Blasiwaldloch. Auf die Füße getroffen, stürzte Isele zu Boden, lud aber sein Gewehr noch einmal; indessen schossen Nägele und Böhler wieder und trafen den Isele in den Unterleib und in's Gesicht, worauf er todt liegen blieb. Nägele und Böhler gingen nach St. Blasien, nachdem sie vorher die Leiche besichtigt hatten, um gerichtliche Anzeige zu machen. Das Amtsgericht setzte sich in Thätigkeit, ging an Ort und Stelle, fand den Leichnam des Heinrich Isele, aber das Gewehr, der Mantel, die Taschenuhr, Geldbeutel und die Rehe waren verschwunden. Der Getödtete wurde nach St. Blasien verbracht. Der Sohn desselben ist verhaftet. Die Gendarmerie fahndet auf Mitschuldige.

[Wie man nach Sibirien kommen kann.] Ein deutscher Mechaniker arbeitete in einer Fabrik in Perm. Er wollte zurück und trat die Reise über Nischnei-Nowgorod zu Fuß an. Unglücklicher Weise begegnete ihm ein Transport von Gefangenen, welche nach Sibirien gingen. Dem Unteroffizier, der den Zug führte, war ein Gefangener (eine Nummer fehlte ihm) entsprungen; er nahm daher ruhig den vorübergehenden Mechaniker gefangen, rasirte ihm die Haare, gab ihm die fehlende Nummer und führte ihn nach Sibirien mit. Der arme Mann wurde nun so 9 Monate lang weiter geführt, bis ihm zufälliger- und glücklicherweise ein deutscher Arzt, der auf einer Reise in Sibirien war, begegnete, dem er die Leidensgeschichte mittheilte. Der Arzt schrieb an den betreffenden Gesandten, dieser wendete sich an die obersten Behörden, und es geschah Alles, um den Mann wiederzufinden. Es dauerte sehr lange, wohl anderthalb Jahre, bis der Mann aufgefunden, nach Petersburg gebracht und dort reichlich entschädigt wurde.

[Erkenntlichkeit.] Ein Bahn-Wärter der Main-Weserbahn in Frankfurt fand vor einigen Tagen zwei Wechsel im Gesammtbetrage von 10,000 Dollars. Derselbe brachte sie dem betreffenden Bankhaus und erhielt — 18 kr. ausbezahlt, die der ehrliche Finder dem Dombauvereine übermachte.

Bekanntlich hatte die bayerische Pfalz als Hochzeits-Geschenk für den König Ludwig II. neben vier Hengsten auch die zwei besten Faß Wein, welche die Hardt erzeugt hatte, bestimmt und letztere bereits angekauft. In Folge der rückgängig gewordenen königl. Verlobung haben sich die Produzenten freiwillig erboten, jenen Wein wieder an sich zu nehmen, und das beste der beiden Fässer befindet sich nun seit einigen Tagen im Besitze der Wiesbadener Weinhandlung A. Wilhelmi jun. Daßselbe ist ein Halbstück 1865er Forster Riesling Kirchenstückauslese aus dem rühmlichst bekannten Weingute des Herrn Werle in Forst und dürfte zu dem Bedeutendsten zu rechnen sein, was das Jahr 1865 produzirt hat.

[Zur Volkszählung.] Als Resultat de[r] jüngsten Volkszählung ergeben sich folgende Zahlen:

		Zuwachs seit 18[illegible]
Ansbach	11,573	809
Augsburg	43,100	1600
Bamberg	27,373	1230
Blieskastel	1627	70
Erlangen	11,533	351
Forchheim	3196	315
Fürth	22,495	1450
Füssen	1780	28
Immenstadt	1857	122
Kulmbach	4639	511
Landshut	11,900	482
Lindau	4056	36
München	145,132	3000
Münnerstadt	1956	
Passau	10,416	712
Regensburg	26,603	622
Rosenheim	5398	778
Sonthofen	2540	
Speyer	12,830	646
Straubing	11,430	
Weißenburg	5210	
Zwiesel	2302	142

Räthsel.

Häng' einem allbekannten Mann
Sein hint'res Zeichen noch vorn dran,
So wird daraus ein Weib,
Als Ersteren plagte Langeweile,
Da machte Gott — (vielleicht in Eile) —
Letzt'res ihm zum Zeitvertreib.

Niedernberg. Ri....., L.

Auflösung des Räthsels in Nr. 5:
Zunge.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

№ 9 Samstag, 11. Januar 1868

Ein Glücksritter.

(Fortsetzung.)

Bernhard bat den Wucherer um den Dienst, welchen er vor wenig Wochen mit Empörung von sich gewiesen, er war jetzt reif für ihn — es ist langsames aber sicher wirkendes Gift, welches der Wucherer seinem Opfer einflößt, es gleicht dem Opium, dessen Genuß berauscht und den Körper hinsiechen läßt, bis er zu einer Marionette geworden, die nur durch Opium zu beleben ist.

Der Wucherer versprach Erkundigungen einzuziehen, nachdem er erklärt hatte, daß dieß Geschäft mit Umständen und Mühen verknüpft sei; Bernhard äußerte, daß er bereit sei, dafür eine Vergütung zu zahlen, und der Wucherer forderte dieß schriftlich.

Bernhard unterschrieb einen Vertrag, wonach er dem Wucherer im Falle einer reichen Heirath zwei Prozent von dem ihm zukommenden Kapitale bewilligte.

Als Bernhard seinen Namen unter diesen schmählichen Vertrag setzte, rief die Furcht, der Wucherer könne das Papier mißbrauchen, ein Bedenken wach, aber die drückende Lage, in der er sich befand, zwang ihn, den Versprechungen des Wucherers Vertrauen zu schenken.

Die Zeit war längst vorüber, wo Bernhard nach Vollendung seiner Studien eine bestimmte Carrière hätte anstreben müssen, er war durch das liederliche und ausschweifende Leben völlig der Arbeit entfremdet, und besaß nicht mehr die Kraft, die Vorbereitung zu einem Examen mit Ernst zu betreiben. Ihn lockte kein Beruf — sein ganzer Sinn war darauf gerichtet, ein Vermögen ohne Arbeit zu erwerben, und als reicher, vornehmer Mann zu leben. Die Meisten seiner Universitätsgenossen waren schon im Amte, alle Vorstellungen seines Vaters waren vergeblich, er antwortete immer nur mit Vorsätzen. Die Schuldenlast trug das Ihrige dazu bei, seinen Muth sinken, und ihn nur auf einen Glückszufall hoffen zu lassen. Es bedurfte jahrelanger Dienste, um ein Amt und mit dem Amte Brod zu erhalten, dieß war aber für die erste Zeit so kärglich, daß er nicht erwarten konnte, seine Gläubiger darauf zu vertrösten.

Der alte Baron kam nach der Stadt und drang in seinen Sohn, ihm zu bekennen, ob er Schulden habe Bernhard hatte bereits den Vertrag mit dem Wucherer geschlossen und seine Hoffnung war noch frisch, er leugnete. Der Vater machte ihm die eindringlichsten Vorstellungen, und als diese nichts halfen, drohte er dem Sohne, ihm die Unterstützung zu entziehen, damit er gezwungen sei, mit Ernst an die Zukunft zu denken. Der Trotz Bernhard's, der sich auch dadurch nicht einschüchtern ließ, erweckte in dem alten Herrn wieder die frühere Kraft, und er gab dem Sohne das feierliche Wort, ihn nur noch drei Monate zu unterstützen, wenn er bis dahin nicht einen Beruf gewählt habe. „Du hältst mich für reich," sagte der alte Herr in tiefer Bewegung, „und wähnst, mich beerben zu müssen. Aber, abgesehen davon, daß mein Vermögen nicht ausreichen würde, einen Mann zu ernähren, der nichts thut, nichts erwirbt, und dessen Bedürfnisse sich also mit der Langeweile jedes Jahr steigern müssen, kann ich nicht vor Gott und meinem Gewissen verantworten, Dir auch nur indirekt einen Vorwand zu geben, Deine Gaben und Fähigkeiten der Vergnügungssucht zu opfern."

Bernhard wurde durch diese mit Festigkeit ausgesprochene Drohung weniger eingeschüchtert, als in dem Vorsatze bestärkt, sich durch eine reiche Frau eine unabhängige und sorgenfreie Existenz zu verschaffen. Er versprach dem Vater, um ihn hinzuhalten, seinem Wunsche nachzukommen, und ging noch an demselben Tage zu seinem neuen Geschäftsführer, um ihn zur Eile zu ermuntern.

Der Wucherer nannte ihm den Namen der Erbin einer halben Million, seine Erkundigungen hatten herausgestellt, daß die junge Dame sogleich bei der Hochzeit zweimalhunderttausend Thaler erhalten sollte, daß das Vermögen sicher angelegt sei, und daß der Vater einen vornehmen Schwiegersohn wünsche.

Bernhard kannte die Dame oberflächlich, er war überrascht, als er hörte, daß sie reich sei, da er sie stets nach der Einfachheit ihrer Erscheinung beurtheilt hatte, und die Aeußerung des Wucherers ließ ihn glauben, daß es nur eines Antrags von ihm bedürfe, um eine bejahende Antwort zu erhalten.

Bernhard vergaß, daß der Geschäftsmann immer seine Waare anpreist, und bei diesem empörenden Handel, der jetzt sogar schon öffentlich, ohne alle Scham betrieben wird, ist die Frechheit des Kommissionärs das

Erforderlichste. Die Dreistigkeit, mit welcher ein solcher Mann lügnerisch die Verhältnisse schildert, denn er kennt nur das Vermögen und die Verwandtschaft — gibt dem Heirathskandidaten den Muth, welcher dem Liebenden fehlt. Die Worte: „sie wünscht zu heirathen," die Bedeutung: „der Vater will einen vornehmen Schwiegersohn," erscheinen unter allen Verhältnissen glaublich — nur die Liebe ist blöde, weil sie idealisirt und an der Gegenliebe verzweifelt. Die Keckheit, den Sturm zu wagen, schießt hier über Nacht auf, während sie dort langsam aus der Sehnsucht reift, und das Mädchenherz verlangt einen solchen Sturm, es läßt sich sogar lieber überrumpeln als lange mit sich kapituliren.

Fräulein Agnes von Raden war ein Wesen, das es nicht verdiente, um seiner irdischen Güter willen an den Pranger für die Geldgier gestellt zu werden. Einfach erzogen, kannte sie den Reichthum nur daher, daß sie um seinetwillen Anfechtungen erlitt, und daß man sie mit Warnungen beunruhigte, ihr kindliches Herz lernte die Erbärmlichkeit der Menschen früher kennen, als es sonst bei ihrer Seelenreinheit möglich gewesen wäre.

Das Vermögen des Herrn von Raden stammte größtentheils von seiner verstorbenen Frau, einer Bankierstochter, er selbst war geadelt worden, aber nicht auf eigenen Antrieb. Die hohe Stellung seines Bruders verschaffte auch ihm einen Titel, auf den er nur geringen Werth legte, die Wenigsten glaubten an seine Bescheidenheit und hielten es für eine eitle Koketterie, daß er nur wenig auf das „Von" gab. Er hatte mit seiner verstorbenen Gattin eine sogenannte Vernunftpartie geschlossen, und es war eine der glücklichsten Ehen gewesen. Der Charakter Radens bürgte seinem Schwiegervater im Voraus dafür. Raden fühlte Achtung und Freundschaft gegen seine Frau vor der Ehe, und die Liebe blühte auf, ohne daß die Gatten es ahnten, sie blühte am schönsten, als der Tod das Band zerriß.

Raden hielt daher nichts von der schwärmerischen Liebe und dem Strohfeuer, welches mit Phrasengeklingel aufflackert und Alles zu verzehren scheint, er hielt seine Tochter von Allem fern, was ihr eine schwärmerische Richtung geben konnte, überwachte ihre Lektüre und warnte sie vor den Täuschungen der Eitelkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Lebensversicherung.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die ersten Lebensversicherungsanstalten entstanden in England schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts. Diesen Anstalten fehlte jede statistische Erfahrung, somit jede Grundlage für die Normirung der Prämien, welche letztere in Folge dessen bedeutend höher berechnet wurden, als dieß heute der Fall ist.

Nachdem sich die Konkurrenz vermehrte und diese die Prämien immer mehr herabdrückte, erkannte man die Nothwendigkeit, die Prämien nach festen Prinzipien zu normiren. Zu dem Behuf vereinigten sich 17 Lebensversicherungsgesellschaften und stellten Ermittlungen über die Sterblichkeit der Menschen an, welche, wie beobachtet war, bestimmten Naturgesetzen unterliegt. Es ergab sich, daß von einer Anzahl gesunder Personen im gleichen Lebensalter in jedem Jahre ein ganz bestimmter Theil sterbe. Auf diese Weise entstand die nachfolgende Sterblichkeitstafel, basirt auf die wirkliche Erfahrung, welche von genannten 17 Englischen Gesellschaften bei 62,537 bei ihnen versicherten und bei der Aufnahme als gesund ausgewählten Personen gemacht ist.

Sterblichkeitstafel:

Alter Jahre	Lebende Personen	Davon starben im Laufe des Jahres	Alter Jahre	Lebende Personen	Davon starben im Laufe des Jahres
10	100,000	676	55	63,469	1375
11	99,324	674	56	62,094	1436
12	98,650	672	57	60,658	1497
13	97,978	671	58	59,161	1561
14	97,307	671	59	57,600	1627
15	96,636	671	60	55,973	1698
16	95,965	672	61	54,275	1770
17	95,293	678	62	52,505	1844
18	94,620	675	63	50,661	1917
19	93,945	677	64	48,744	1990
20	93,268	680	65	46,754	2061
21	92,588	683	66	44,693	2128
22	91,905	686	67	42,565	2191
23	91,219	696	68	40,374	2246
24	90,523	694	69	38,128	2291
25	89,835	698	70	35,837	2327
26	89,137	703	71	33,510	2351
27	88,434	708	72	31,159	2362
28	87,726	714	73	28,797	2358
29	87,012	720	74	26,439	2339
30	86,292	727	75	24,100	2303
31	85,565	734	76	21,797	2249
32	84,831	742	77	19,548	2179
33	84,089	750	78	17,369	2092
34	83,339	758	79	15,277	1987
35	82,581	767	80	13,290	1866
36	81,814	776	81	11,424	1730
37	81,038	785	82	9694	1582
38	80,253	795	83	8112	1427
39	79,458	805	84	6685	1268
40	78,653	815	85	5417	1111
41	77,838	826	86	4306	958
42	77,012	839	87	3348	811
43	76,173	857	88	2537	673
44	75,316	881	89	1864	545
45	74,435	909	90	1319	427
46	73,526	944	91	892	322
47	72,582	981	92	570	231
48	71,601	1021	93	339	155
49	70,580	1063	94	184	95
50	69,517	1108	95	89	52
51	68,409	1156	96	37	24
52	67,253	1207	97	13	9
53	66,046	1261	98	4	3
54	64,785	1316	99	1	1

Digitized by Google

Nach Maßgabe dieser Sterblichkeitstafel ließ sich nunmehr für jede Altersklasse die voraussichtliche Lebensdauer, wie dieselbe aus der hier folgenden Tabelle ersichtlich ist, berechnen.

Tabelle,
welche die erwartungsmäßige durchschnittliche Lebensdauer für jedes Alter nachweist.

Alter Jahre	Durchschnittl. Lebensdauer	Alter Jahre	Durchschnittl. Lebensdauer	Alter Jahre	Durchschnittl. Lebensdauer
10	48,36	40	27,28	70	8,45
11	47,68	41	26,56	71	8,10
12	47,01	42	25,84	72	7,67
13	46,33	43	25,12	73	7,26
14	45,64	44	24,40	74	6,86
15	44,96	45	23,69	75	6,48
16	44,27	46	22,97	76	6,11
17	43,58	47	22,27	77	5,76
18	42,88	48	21,56	78	5,42
19	42,19	49	20,87	79	5,09
20	41,49	50	20,18	80	4,78
21	40,79	51	19,50	81	4,48
22	40,09	52	18,82	82	4,18
23	39,39	53	18,16	83	3,90
24	38,63	54	17,50	84	3,63
25	37,98	55	16,86	85	3,36
26	37,27	56	16,22	86	3,10
27	36,56	57	15,59	87	2,84
28	35,86	58	14,97	88	2,59
29	35,15	59	14,37	89	2,35
30	34,43	60	13,77	90	2,11
31	33,72	61	13,18	91	1,89
32	33,01	62	12,61	92	1,67
33	32,30	63	12,05	93	1,47
34	31,58	64	11,51	94	1,28
35	30,87	65	10,97	95	1,12
36	30,15	66	10,46	96	0,99
37	29,44	67	9,96	97	0,89
38	28,72	68	9,47	98	0,75
39	28,00	69	9,00	99	0,50

Diese Tabelle hat sich im Laufe der Zeit als durchaus zuverlässig erwiesen und ist gegenwärtig den Berechnungen der sämmtlichen Lebensversicherungsanstalten zu Grunde gelegt.

Wie wir sehen, ist die Sterblichkeit in den höhern Altersklassen bedeutend größer, als in den niedern, und logisch würde es sein, wenn ein Versicherter in jüngern Lebensjahren geringere, dann aber von Jahr zu Jahr im Verhältniß der größern Sterblichkeitsgefahr steigende Prämien bezahlte. Es würden indessen durch einen derartigen Modus der Prämienzahlung sowohl für den Versicherten, als auch für die Gesellschaft bedeutende Schwierigkeiten entstehen, während durch gleichmäßige jährliche Prämien für beide Parteien das Geschäft bedeutend vereinfacht wird. Demzufolge wurde den Durchschnittsprämien der Vorzug gegeben.

Selbstverständlich bezahlt der Versicherte bei gleichbleibenden Jahresprämien in jüngern Lebensjahren in Hinsicht auf die vorwaltende geringere Sterblichkeit Prämie zu viel, wie er im höhern Lebensalter bei der dann eintretenden größern Gefahr an Prämien zu wenig bezahlt. Danach würde also ein Versicherter mit jeder Jahresprämie gleichzeitig eine Vorauszahlung für die in spätern Jahren entstehende größere Gefahr leisten und der Betrag dieser Vorauszahlung wird durch die Gesellschaft in Reserve gelegt.

Die zu reservirenden Summen, deren Höhe nach den oben angeführten Tabellen der 17 Englischen Gesellschaften genau berechnet ist, betragen zum Zinsfuße von $3\frac{1}{2}$ Proz. und mit Rücksicht auf die bis zum 90. Lebensjahre zu entrichtenden Prämien für je 100 Thlr. Versicherungssumme:

Beitrittsalter des Versicherten	Nachdem die Versicherung bestanden hat: 1 Jahr	3 Jahr	5 Jahr	
30	1,026	3,169	5,436	In dem gleichen Verhältnisse würde also die Reserve für jedes Beitrittsalter je nach der Dauer der Versicherung steigen u. im 90. Lebensjahre die Versicherungssumme erreichen.
35	1,251	3,865	6,635	
40	1,551	4,793	8,204	
45	1,916	5,838	9,873	
50	2,281	6,914	11,826	

Diese Reserven müssen unbedingt von der Jahresprämie vorweg genommen und für die Zukunft aufbewahrt werden. Der nach Wegnahme der Reserven verbleibende Theil der Jahresprämie wird zur Deckung der fällig gewordenen Leistungen, der Verwaltungskosten u. s. w. Verwendung finden, und der dann etwa noch vorhandene Rest als Dividende zur Vertheilung kommen.

Aus dem Vorgesagten erhellt, daß eine Gesellschaft sich selbst ein Grab graben würde, wenn sie nicht diejenigen Summen reservirte, welche für ihr künftiges Fortbestehen eine sichere Bürgschaft geben. Mag ein Lebensversicherungsinstitut noch so groß dastehen, mag es den gegenwärtigen Verpflichtungen noch so pünktlich nachkommen, es wird eine Zeit kommen, wo sich die Verkürzung der Reserven schwer rächt, und die Gesellschaft vielleicht gezwungen wird, das Feld zu räumen. — Es ist freilich für das Publikum schwer zu prüfen, ob die Totalsumme der von einer Gesellschaft zurückgestellten Reserven zur Deckung der künftigen Schäden genügt; dennoch aber wird vielleicht mancher Gelegenheit haben, einen Vergleich zwischen den Reservesätzen einzelner Versicherungsanstalten und der obigen Tabelle anzustellen, um sich danach über deren Zulänglichkeit ein Urtheil zu bilden.

Fassen wir nunmehr zum Schlusse kurz diejenigen Punkte zusammen, welche wir bei der Wahl einer Lebensversicherungsanstalt zu prüfen haben. Es fragt sich: 1) Ob eine Gesellschaft in allen Fällen bei Aufnahmen der Versicherungen die nöthige Vorsicht anwendet; 2) ob die Verwaltung eine durchaus sparsame ist; 3) ob die Reserven so bemessen sind, daß das künftige Bestehen der Anstalt gesichert ist.

Treffen diese drei Punkte bei einer Lebensversiche-

rungsanstalt zu, so können wir derselben getrost unsere Versicherungen überweisen; einer bedeutendern Gegenseitigkeitsanstalt aber würden wir in diesem Falle noch deßhalb den Vorzug vor allen andern geben, weil wir als Theilhaber am Geschäfte auch am Gewinn partizipiren und somit billigere Prämien erzielen.

Mannigfaltigkeiten.

[Wettrennen.] Im Jahre 1867 hat der Graf von Lagrange bei den Wettrennen 593,291 Fr. mit 41 Pferden gewonnen, Delamarre 247,175 Fr. mit 11 Pferden, von Montgomery 175,625 Fr. mit 4 Pferden; die nächstfolgenden Gewinner st. d Fould mit 174,700 Fr. und André mit 158,000 Fr. Wenn man die Kosten abzieht, wird den glücklichen Gaulbesitzern nicht viel übrig bleiben.

Von London aus werden gegenwärtig von einem angeblichen Spediteur Johnson an deutsche Kaufleute Schwindelbriefe abgesandt, deren einen die „Berliner Börsenzeitung“ zu allseitigem Nutzen veröffentlicht: „London, 16. Dez. 1867. Herrn . . . . in . . . . Von Kalkutta ist hier eine Kiste, gez. △ 1549, Btto. 95 Pfd., enth. Indigo, angekommen, an Ihre werthe Adresse bestimmt, Versicherungssumme 290 Thlr. Gegen Einsendung der Dockkosten von L. 0 15 Sch. 0 D. = Thlr. 5, sage fünf Thaler preuß. Kurant, senden Ihnen die Kiste sofort zu. Auf vorherige Sendung der Kosten muß ich bestehen, da dieselben baare Auslagen und uns bei Nachnahme nur Unannehmlichkeiten erwachsen. Der Indigo ist ein Geschenk eines Ihrer Freunde in Kalkutta und erwachsen Ihnen weiter keine Unkosten, als nur die Fracht ab hier. Achtungsvoll J. Johnson, Spediteur. — Um Porto zu ersparen, senden Sie das Geld in einem gewöhnlichen Briefe, ohne Angabe des Werthes, nur einmal versiegelt; solch kleine Beträge gehen vollständig sicher. Geldsendungen nehmen nur franko und in königlich preußischen Kassenanweisungen. Adresse J. Johnson, Esqr., 72 Westmoreland Place City Road, London. Da jetzt eine günstige Gelegenheit nach Stettin, so senden Sie umgehend.“

Einem Pesther Hausbesitzer wurde ein vollständig ausgebautes Haus gestohlen. Wie Dieß zugegangen, erklärt sich folgendermaßen: Herr G. erstand in der Lizitation ein Haus, die Eigenthümerin schuldete dem Zimmermann den Dachstuhl, dem Baumeister das sonstige Material. Diese beiden Herren trugen eines schönen Tages ihr Eigenthum wieder ab, führten es fort, und als Herr G. sein neu erworbenes Gut besuchte, fand er nichts davon, als den leeren Grund, worauf es gestanden.

Ein Berliner Schneidermeister mahnte seit langer Zeit einen Gläubiger um Bezahlung der Jahresrechnung, ohne etwas Anderes zu erhalten, als persönlich höfliche Antworten und später achtungsvolles Schweigen. Da schrieb er auf einen neuen Mahnbrief: Siebenter Mahnbrief des Schneidermeisters N. an den Kaufmann N.N. rekommandirt! Der Brief ging vorschriftsmäßig durch die Postbureau's, erregte überall große Heiterkeit und wurde schließlich vom Briefträger schmunzelnd dem Adressaten überreicht, welcher vorschriftsmäßig über den Empfang quittiren mußte. Das war ihm denn doch zu viel und um nicht einem zweiten derartigen Spasse ausgesetzt zu sein, zahlte er sofort.

Amtlichen Ausweisen zufolge gab es im abgelaufenen Jahre nicht weniger als 1397 Feuersbrünste in London, darunter 145 ernsterer Natur. Im Vergleiche mit dem vorhergehenden Jahre war die Zahl der Brände zwar um 59 größer, der Schaden aber im Ganzen lange nicht so bedeutend. Von der Feuerlöschmannschaft waren 70 verletzt worden, doch kein einziger bedeutend.

Der Senat der Vereinigten Staaten hat sich einen Zopf abgeschnitten, indem er beschlossen hat, den Titel „ehrenwerth“ (honorable), der bisher in amtlichen Schriftstücken und in den Zeitungen dem Namen jedes Senators vorgesetzt wurde, hinfort wegzulassen.

Charade.

Mein Erstes ist der Besten Schirm und Zier;
Schmerz oder Lust entlockt mein Zweites dir;
Mein Drittes such' im Stall, im Nest, im Sande;
Mein Ganzes nah beim Ungarlande.

Berichtigung. Im Räthsel Nr. 6 d. Bl. erste Zeile soll es statt „Von den beiden Ersten leben“ — heißen: „Vor den beiden Ersten beben.“

Redakteur Gustav Weissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 10 Montag, 13. Januar 1868.

Der Glücksritter.

(Fortsetzung.)

Bernhard von Hercken war einer von den wenigen, durch äußere Erscheinung hervorragenden Herren der jüngeren Gesellschaft gewesen, der Agnes kannte, und sich nicht bemühte, ihr durch Galanterie ein Lächeln abzugewinnen. Die Ursache davon, daß Bernhard sie vernachlässigte, lag darin, daß sein Auge bisher nur von dem Auffallenden und Blendenden gefesselt worden war — er hatte ein- oder zweimal mit ihr getanzt und in einem Tone mit ihr gesprochen, an den sie nicht gewöhnt war, da er jeder höflichen Zudringlichkeit entbehrte. Dieser Umstand kam ihm jetzt zu statten. Niemand konnte ahnen, daß er ihre Verhältnisse früher nicht gekannt hatte. Agnes selbst mußte, als er sich ihr näherte, vermuthen, daß ihre Persönlichkeit ihn fessele.

Agnes hatte sich im Stillen viel mit ihm beschäftigt. Es gilt heute schon für eine Auszeichnung, keine Eintagsfliege zu sein, die wenigen Worte, die er bisher mit ihr gewechselt, ließen sie ihn für geistig bedeutend halten, da er keine Fadaise geschwatzt hatte. Die Erbin war gewohnt mit trivialen Schmeicheleien bis zum Eckel belästigt zu werden, es verletzte sie, daß der Man , der mit einer Dame redete und nicht schwatzte, sich von ihr zurückzog, sie kam ihm daher mit Wärme entgegen, als er jetzt plötzlich seine Blicke auf das früher unbeachtete Veilchen warf.

Dem festen Willen ist Alles möglich! hatte Bernhard raisonnirt, als er den Vorsatz faßte, reich zu heirat en. Du wirst liebenswürdig erscheinen, wo du es sein willst. Bei Agnes wurde ihm dieß leichter, als er geahnt hatte, das reiche Gemüth des jungen arglosen Mädchens erschloß sich ihm in blindem Vertrauen und ließ ihn Perlen schauen, deren Werth ihm noch höher dünkte, als die Zahlen ihres Vermögens. Das Weib war ihm bisher fremd gewesen, er hatte nur Damen und Dirnen gesehen, im Anschauen des holden Wesens fühlte er, daß er durch die Liebe ein anderer Mensch werden könne, daß es etwas Höheres gebe, als käuflichen Genuß. Das Saitenspiel seiner edleren Gefühle ließ ein leises Sehnsuchtslied erklingen. Er liebte, und das Einzige, was den Aufschwung seines Herzens noch störte, war das Wort des Wucherers, „sie wünscht zu heirathen.“ Dieser Argwohn war ein Flecken auf dem reinen Bilde, das sein Herz von ihr geschaffen, aber die Liebe überwand auch den Verdacht, und es rief laut in ihm, daß dieses Mädchen ihn glücklich machen müsse, auch wenn sie die Tochter eines Bettlers wäre, und daß er in ihrem Umgange Kraft und Muth gewinnen werde, mit seinem früheren Denken und Treiben zu brechen.

Die Scham über den Vorsatz, mit dem er ihr genaht, die Furcht, daß sein Vertrag mit dem Wucherer verrathen werden könne, ließen ihm keine Ruhe, und er eilte zu seinem Vater, um ihm Alles zu gestehen. Der alte Herr war vernichtet durch einen alle Befürchtungen weit übertreffenden Schlag. Bernhard forderte den größten Theil seines Vermögens und bot nichts zum Trost, als eine Hoffnung.

Herr von Hercken opferte das Geld für den einzigen Sohn, der Verlust schmerzte ihn weniger als die Gewißheit, daß er Bernhard jetzt nicht mehr retten könne, wenn die harte Lehre ihm nicht ins innerste Mark gedrungen, denn die Hoffnung des Sohnes erschien ihm mehr als ungewiß. „Ein Vater vertraut sein Kind nicht einem Fremden,“ sagte er, „ohne die genauesten Erkundigungen einzuziehen, und wenn Du auch diese Klippe überstehst, so hast Du dennoch noch nicht gewonnen. Gott will, daß der Mensch erntet, was er gesäet, er verzeiht dem reuigen Sünder, aber er überhäuft den Menschen nicht mit Wohlthaten, sobald er nur Miene macht, sich zu bessern, er treibt keinen Handel mit den Menschen. Du mußt von Innen heraus ein anderer Mensch werden, nicht durch Glücksfälle; jetzt denkst Du noch: wenn ich das Mädchen bekomme, dann werde ich mich ändern, wo nicht, dann glaube ich an keinen Gott. Das ist nicht die Stimmung der Buße, welche Gott erhört. Ich rathe Dir, werde zuerst ein anderer Mensch, schaffe Dir eine Existenz, lerne im Glauben vertrauen und dann wird das Glück zu Dir kommen, ohne daß Du es suchest.“

Die Prophezeihung, die in den Worten des Vaters lag, erschütterte Bernhard mehr, als die Ermahnung, und sie ergriff ihn um so tiefer, als er sich durchschaut sah — der Vater hatte Recht, es war ein Handel, den er mit dem guten Geiste treiben wollte — denn, schlug eine Hoffnung fehl — dann — das fühlte er — dann

waren auch seine guten Vorsätze, sein Glaube, seine Reue dahin.

Herr von Hercken war durch Amtsgeschäfte behindert, seinen Sohn zu geleiten und seine Werbung zu unterstützen, Bernhard trat allein die Rückreise an, und zwar unruhiger, als er gekommen, trotzdem, daß er seinen Hauptzweck erreicht hatte.

Der erste Gang nach seiner Rückkehr war zu dem Wucherer. Er bezahlte seine Schulden und fragte den Gläubiger, was er verlange, um vom Vertrage zurückzutreten.

„Was er mir werth ist. Zwei Prozent von Fünfmalhunderttausend — macht Zehntausend."

Bernhard versuchte Einwendungen und Vorstellungen, aber vergeblich; der Wucherer war überzeugt, daß Bernhard ihm nichts geboten haben würde, wenn er der Hand des Fräuleins noch unsicher wäre. Bernhard besaß die Summe nicht, und mußte daher sein Glück noch abhängig von der Verschwiegenheit eines Wucherers fühlen.

Er ging mit unruhig pochendem Herzen zu Raden, das böse Gewissen ließ ihn zittern, daß während seiner kurzen Abwesenheit schon der Schleier gelüftet sei.

Agnes erschien ihm kühler als gewöhnlich, es war ihm, als ob Herr von Raden ihn scharf beobachtete. Es kamen noch andere Gäste, denn es war Freitag — der Empfangstag der Familie — und er sah Agnes sehr vertraulich mit einem jungen Offizier in der Gardeuniform plaudern.

„Die Goldstickerei scheint ihr zu imponiren!" rief es bitter in ihm, und die Eifersucht ließ ihn keinen Blick von dem Paare abwenden, und als ihn Agnes später anredete, konnte er seine Gereiztheit nicht völlig verbergen. Am andern Tage besuchte er das Haus wieder und ward nicht angenommen.

Die Entschuldigung klang natürlich, aber seine argwöhnische Unruhe ließ ihn nicht an das Einfachste glauben, und in seiner Angst beschloß er, sich Raden so weit als möglich zu offenbaren.

Der alte Herr empfing ihn in seinem Kabinet. — Was er befürchtet hatte, geschah, Raden schnitt ihm das Wort ab, sobald er den Zweck seines Besuches angedeutet.

„Herr von Hercken," sagte er, „Sie überraschen mich nicht, ich hatte Ihren Besuch erwartet, aber ich gestehe nicht so bald. Ich lasse meiner Tochter freie Wahl und fordere nur, daß sie einen Mann heirathet, dessen Charakter mir die Bürgschaft gibt, daß Agnes die Schuld trägt, wenn sie nicht glücklich wird. Ein Mann, welcher heirathet, muß zuvor eine feste Stellung in der Welt haben, das ist bei Ihnen noch nicht der Fall, deßhalb nannte ich Ihren Besuch verfrüht. Sie werden entgegnen, daß Sie nur Gewißheit wünschen, aber darauf kann ich erst antworten, wenn ich mit Agnes darüber gesprochen habe, und der Rath, den ich ihr ertheile, auf eine gegründete Ueberzeugung basirt ist. Sie kennen jetzt meine Ansichten," schloß der alte Herr, „ich habe Ihnen weder Ja noch Nein gesagt, halte Sie zu Nichts verpflichtet, sondern überlasse es Ihnen, zu thun, was Ihnen als das Ersprießlichste und Geeignetste dünkt. Mein Haus steht Ihnen offen, wie früher."

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig I. von Bayern.

(Aus der „Leipziger Illustrirten Zeitung".)

Es ist das freilich nicht immer beneidenswerthe Vorrecht der Fürsten, daß ihr Leben und Wirken in der Geschichte fortlebt, und daß diese jene unparteiische Kritik übt, welche zu hören den Hohen der Erde so selten vergönnt ist. Glücklich derjenige, dessen Namen Clio als den eines Wohlthäters seines Volkes in ihre Tafeln eingräbt und so der Nachwelt überliefert, noch segensreicher aber sein Andenken, wenn sich an seine Herrscherthätigkeit Momente knüpfen, die für die Geschichte der Entwicklung der Menschheit von höchstem Belange sind.

So schwer es auch ist, die Geschichte eines noch Lebenden zu schreiben, so steht doch ein Fürst, wie König Ludwig I. von Bayern, der sich schon fast zwei Jahrzehnte vom politischen Leben zurückgezogen hat, der Betrachtung um so objektiver da, als er, der Vertreter einer älteren Zeit, mit den gegenwärtigen Tagesfragen nicht in die mindeste Berührung kommt, mehr aber noch deßhalb, weil seine ganze Regierungszeit der Aera des Friedens anheimfällt und sein von der Geschichte unbestrittenes Verdienst in der Lösung der erhabenen Aufgabe besteht, die Künste des Friedens zur möglichst höchsten Entfaltung zu bringen.

Wenn wir deßhalb im Nachstehenden eine Lebensskizze dieses ächt deutschen Fürsten zu entwerfen versuchen, so wollen wir allerdings das politische Feld nicht umgehen, aber doch das Hauptgewicht darauf legen, in gedrängten Zügen zu schildern, wie er gerade seinen Namen dadurch unsterblich gemacht hat, daß er, unter den deutschen Fürsten der erste, mit wahrhaft königlichem Sinne die deutsche Kunst pflegte und förderte.

König Ludwig I., der älteste Prinz des Herzogs von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, spätern Kurfürsten und nachmaligen Königs von Bayern Maximilian I., aus dessen erster Ehe mit Marie Wilhelmine Auguste, des Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt Tochter, ist am 25. August 1786 zu Straßburg geboren. Seinen ersten religiösen Unterricht erhielt er von dem frommen Priester Sambuga, besuchte als Kurprinz 1803 die vaterländische Hochschule zu Landshut, darauf jene zu Göttingen, und unternahm 1805 zu seiner weitern Ausbildung Reisen nach Italien und Frankreich. Die poetisch angelegte Natur des geistvollen Prinzen brachte ihn schon damals in Rom in den regsten täglichen Verkehr mit Künstlern und Kunstgelehrten, so daß er hier,

mehr aber noch später, so oft er als Kronprinz oder König in der ewigen Stadt seinen Aufenthalt nahm, der gefeierte und belebende Mittelpunkt der dortigen Künstlerkreise wurde, in welchen er die Größe Rafaels und der vorrafaelischen Meister wieder zur rechten Erkenntniß bringen half.

Die damalige trübe politische Weltlage leitete den deutschen Prinzen, als welchen er sich schon auf der Universität gezeigt hatte, durch die damals gebotene Politik des Rheinbundes an den fremden Eroberer; aber hier schon schwebte ihm der Gedanke an die Befreiung und die Größe des deutschen Vaterlandes auf das Lebendigste vor Augen. Heimkehrend von dem Treffen bei Pultusk faßte er in Berlin Angesichts des Brandenburger Thores, dem Napoleon die Zierde der Viktoria entführt hatte, den Entschluß, die Bildnisse der großen Männer, die es nicht verschuldet, daß Deutschland um Freiheit, Glanz und Ehre gekommen war, in einem großen Tempel aufzustellen. Er berieth sich über den Plan mit dem von ihm verehrten Johannes v. Müller, und dieser pries das edle Vorhaben. Schon damals, 1806, wurde der Plan zur Walhalla entworfen, die auf der Stelle, wo die Burg der Staufen gestanden hatte, sich erheben sollte; die Wahl der Walhallahelden und die Herbeischaffung ihrer Bildnisse und Büsten wurde mit Johannes v. Müller und dem Numismatiker Neumann in Wien berathen und gleich jetzt mehrere der ausgezeichnetsten deutschen Bildhauer mit der Herstellung derselben betraut.

Hand in Hand mit diesem deutschen Streben, dieser warmen Liebe für das Vaterland des Kronprinzen Ludwig ging das ernste Studium der Antike, deren Verständniß er in seltener Weise sich um so eher anzueignen wußte, als ein gleichgestimmter Geist an ihr in Ebenmaß, Ruhe und Sammlung sich aussprechendes Wesen herantrat und seine ursprüngliche Neigung für das Große und Wahre an den Denkmalen hellenischer Kunst ihr Ideal verkörpert fand. Mit bedeutenden Summen wurden in Italien und Griechenland kostbare Schätze antiker Erz- und Marmorwerke gesammelt, die berühmten Aeginaten gekauft und Bildhauer Martin Wagner in Rom, dessen Tüchtigkeit und biedern Charakter der Kronprinz schätzen gelernt hatte, mit weitern Aufträgen zur Acquisition betraut.

Aber auch die monumentale antike Kunst, nicht in sklavischer Nachahmung, sondern in Anwendung ihrer Grundformen und Prinzipien für moderne Zwecke, feierte durch Ludwig ihre Auferstehung. Vorerst wurde die Glyptothek in Angriff genommen, nachdem der Plan Klenzes im Jahre 1815 die Billigung des Kronprinzen erhalten hatte. Es folgten später die Walhalla (zwischen 1830—1842), das Kunstausstellungsgebäude (zwischen 1838—1844), die Befreiungshalle bei Kelheim (zwischen 1842—1863), die Ruhmeshalle auf der Anhöhe bei Sendling (zwischen 1843—1850), das Siegesthor und endlich (zwischen 1854—1862) die schon 1846 beschlossenen Propyläen zum Abschlusse des Königsplatzes.

Doch wir haben uns durch das Bestreben, die gleichartigen Bauten zusammenzufassen, schon zu weit vordrängen lassen und müssen uns deßhalb nochmals in jene Zeit zurücksetzen, welche den genialen Fürstensohn so mächtig fördernd in die Entwicklung der deutschen Kunst eingreifen ließ.

(Schluß folgt.)

Der Leichnam des Kaisers Maximilian.

Das offizielle Organ der mexikanischen Regierung, das „Journal von Mexiko" veröffentlichte am Tage der Einschiffung der irdischen Ueberreste des Kaisers Maximilian nach Europa (10. Nov. 1867) den folgenden bemerkenswerthen Artikel:

„In wenigen Augenblicken verläßt der Körper Maximilians v. Habsburg die Hauptstadt, und kurze Zeit darauf wird er an Bord der „Novara" sein, um nach der Heimath überbracht zu werden. Die Regierung hat im Einverständnisse mit jener Oesterreichs geachtete Persönlichkeiten ernannt, um diese Aufgabe mit dem nöthigen Anstande zu erfüllen und dem Abgeschiedenen jene Ehren zu erweisen, welche die Zivilisation unseres Landes erheischt.

„Der Körper Maximilians ist vollständig einbalsamirt, und trotz der verleumderischen Gerüchte, welche bezüglich des Zustandes desselben verbreitet wurden, können wir versichern, daß er keine anderen Entstellungen zeigt, als jene, welche stets nach dem Tode zu Tage treten, wie die Veränderung der Hautfarbe, welche sich bräunte, und das theilweise Ausfallen der Haare; alle anderen Theile des Körpers sind besser erhalten, als man zu hoffen wagte. Die Aerzte, welche den Körper einbalsamirten, haben eine ganz besondere Sorgfalt darauf verwendet, um ihn von jenen klimatischen Einflüssen frei zu halten, welche die bekanntesten Reagentien, welche die Wissenschaft zur Hintanhaltung der Zersetzung an die Hand gibt, unwirksam machen, und es ist ihnen gelungen, zu verhüten, daß der Leichnam bedeutende Veränderungen erleide.

„Der Körper ist schwarz gekleidet, auf Kissen von schwarzem Sammt ausgestreckt und liegt in einem sehr sorgfältig gearbeiteten Sarge von Rosenholz, dessen Verfertiger ganz besonders erwähnt zu werden verdient. Auf dem Deckel befindet sich in erhabener Arbeit ein Kreuz, umgeben von Blattwerk, das vortrefflich ausgeführt ist. Wir haben noch beizufügen, daß es schwer wäre, in dem ganzen Detail der Einbalsamirung und Einsargung irgend einen Fehler zu finden. „Der Sarg ist in eine Zinkkiste so eingefügt, daß der Luft kein Zutritt gestattet ist, und dieser Metallkasten endlich befindet sich wieder in einem sehr stark gearbeiteten Sarge von Cedernholz.

„Ein Wagen wurde ganz speziell für den Transport des Sarges gebaut und keine Vorsichtsmaßregel unterlassen, um während der Fahrt und des Seetransportes Beschädigungen der sterblichen Ueberreste des Erzherzogs Max von Oesterreich zu vermeiden. Die mexikanische Regierung hielt sich für verpflichtet, bei diesem Anlasse mit einem Luxus und einem Dekorum vorzugehen, die der Nation, welche sie vertritt, würdig sind. Wenn man heute der Regierung der Republik Vorwürfe über ihr Verfahren macht, so erklärt sie, daß eine gebieterische politische Nothwendigkeit sie zwar gezwungen hat, über einen fremden Eindringling die Todesstrafe zu verhängen, daß sie aber am Sarge den Leidenschaften Schweigen zu gebieten weiß.

„Bei der Zurückschaffung des Leichnams Maximilians nach Europa müssen ernste und tiefe Reflexionen angestellt werden, und ihre Lehre kann nicht verloren sein für die Geschichte, denn das Schicksal Iturbide's hatte sich noch nicht als lehrreich erwiesen für die Feinde der mexikanischen Freiheit.“

Der „Siglo“, ein anderes mexikanisches Blatt, behauptet, daß einige Theile des Leichnams Maximilians durch eine gewisse Person um den Preis von 15,000 Dollars verkauft worden seien und daß die Regierung, in Uebereinstimmung mit dem Admiral, diese Theile habe vernichten, die fragliche Person aber wie einen Dieb vor Gericht stellen lassen. Man sagt, daß sich dieselbe bereits in Haft befindet.

Der Traum der Braut.

Zum letzten Mal auf dein jungfräulich Herz
Leg' ich die Hand, wie's oft ich that zum Scherz,
Daß gern geschauter Bilder lieblicher Betrug
Dein Bett umgaukelte im neckisch bunten Zug.
Was zuckt dein Herz heut' unter meiner Hand?
Hast du in mir den Traumgott nicht erkannt?

Zum Fest bereit schon liegt dein Brautgewand,
Der Schmuck, ein Blumenstrauß von Diamant,
Ein kalter Strauß, d'ran mancher warme Busen schlug,
Ein alter Strauß, den jede deiner Ahnfrau'n trug,
Den jede trug an einem einz'gen Tag
Am Traualtare und beim Brautgelag.

Noch immer prangt der Demantrosen Glanz,
Maiglöckchen blühen noch als Perlenkranz.
Viel schön're Perlen sind darauf schon hingetropft,
Als die, an welche sehnend hier das Herz geklopft;
Viel schöner, als der Demant Farben sprüht,
War manches Antlitz, hold in Scham erglüht.

Wohl jede Brust, die sich damit geschmückt,
Wie wähnte sie sich ewig hochbeglückt!
Und heut'? — Die Lilienhügel, zwischen deren Pracht
Das Kleinod lag, deckt ew'ger Hügel Nacht.
Von all' der Jugend und dem Maienglück
Blieb nur der leblos kühle Schmuck zurück.

Und wenn er nun in Farbengluthen flammt,
Wer ahnt's, woher jed' einzeln Steinchen stammt?
Wer aber sieht es an dem festlich heitern Tag,
Wohin, zu welchem Ziel er dich geleiten mag?
Zum Glücke? Was ist Glück! Du weißt es kaum,
Denn alles Glück ist Scheinbild nur und Traum.

Der Traum der Mutter.

Ich bin's, der Traumgott, laß mich wieder ein,
In frühern Tagen harrtest oft du mein.
Du hieltest fern mich jetzt schon manche lange Nacht,
Die du am Bett des kranken Kindes durchgewacht.
Vergiß einmal die Sorgen rings um dich!
Du lächelst? — Dir zu dienen zwingst du mich.

Einst führt' ich wohl nach meiner Laune dreist
Durch alle Räume deinen willigen Geist:
Wer gab dir heute über mich sogar die Kraft?
Du selbst ergreifest meine Hand zur Führerschaft!
Du willst zur Wiege hin — da schlummert lind
Mit leis gefärbtem Angesicht dein Kind.

Dieß Antlitz brannte jüngst noch gluthenheiß,
Dann wieder ward es kalt und starr wie Eis,
Und wieder stieg's zur Stirn empor wie Lohe roth.
Schon an die Schwelle setzte sich mein Bruder Tod
Und pochte an mit seiner Hippe Schaft.
Du weintest nicht. Wer gab dir solche Kraft?

Du wachtest, und du wirktest stahlbefeit,
Und was du littest, hast du tief verhehlt.
Erst als unwillig von der Schwelle trat der Tod,
Als wieder dir dein Kind zum Kuß die Lippe bot,
Erst da kam neu die Thräne dir zurück.
Beweintest du verlor'nes Jugendglück?

Das köstlichste Geschmeid trägt deine Brust,
Des Kindes Wangen deiner Lieb' bewußt.
Und wenn die Locke dir die Wange einst verbleicht,
So weißt du dir das höchste Erdenglück erreicht:
Ein liebendes Gedächtniß immerdar;
Denn Glück ist Liebe — Liebe nur ist wahr.

Azthieb.

Redakteur Gustav Heisser. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nro. 11 Dienstag, 14. Januar 1868

Ein Glücksritter.

(Fortsetzung.)

Die letzten Worte beruhigten Bernhard, denn obwohl Herr von Raden nur etwas Billiges forderte, war der Ton seiner Stimme doch so ernst, daß Herckens Argwohn, er suche einen Vorwand für einen häßlichen Korb, immer lauter wurde.

Er irrte sich in dem Charakter dieses Mannes so vollständig, daß die Enttäuschung sehr bitter werden mußte. Das Wort des Wucherers: „der Vater wünscht einen vornehmen Schwiegersohn," erschien ihm als die beste Erklärung für die Antwort auf seine Bitte. Der geadelte Kaufmann, dachte er, verlangt, daß sein Eidam einen Titel besitzt, er ist eitel, jetzt hast du nichts zu befürchten, denn in den Augen Raden's vertuscht der Rang ein schlechtes Renommée.

Der Minister des Auswärtigen war ein intimer Freund seines Vaters. Bernhard hielt daher nichts für leichter, als einen Posten bei der Diplomatie zu erhalten. Das auswärtige Amt hat überall zwei Kategorien von Beamten, der eine Theil repräsentirt, der andere verrichtet die Arbeiten, der ersten Kategorie sind noch eine Anzahl von Aspiranten beigesellt, welche ohne Gehalt unter dem Titel „Attaché" das Personal in gesellschaftlicher Beziehung vergrößern. Es sind dieß Gunstposten, wohl zu unterscheiden von denen, welche durch wirkliche Beamte eingenommen werden, häufig jedoch wird aus einer solchen Gunststellung ein wirkliches Amt, sobald der Attaché der Gesandtschaft sich brauchbar zeigt.

Reichthum und Geburt sind neben Sprachkenntniß und Universitätsbildung die Erfordernisse für eine solche Stellung, die kein Gehalt, sondern nur gesellschaftliche Vortheile gewährt. Bernhard besaß Alles, nur der Reichthum fehlte ihm, und darüber sah der Minister gern hinweg, als der Sohn seines Freundes ihm eröffnete, daß er die bestimmtesten Aussichten habe, auch diesen Mangel zu ersetzen. Er versprach Bernhard, sich für ihn zu verwenden und forderte nur, daß er eine kurze Zeit im Ministerium des Auswärtigen arbeite, um seine Befähigung darzuthun.

Bernhard war überglücklich, er schwelgte in den süßesten Hoffnungen und arbeitete, als ob er Professor der Staatswissenschaften werden wolle, da erhielt er eines Morgens ein Schreiben von Raden, welches ihn aus allen seinen Himmeln stürzte.

„Herr Baron," schrieb der alte Herr, „der Besuch, mit dem Sie mich vor einiger Zeit beehrten, um mich von Ihren Wünschen in Betreff meiner Tochter in Kenntniß zu setzen, macht es mir zur Pflicht, Ihnen mitzutheilen, daß ich schon jetzt die Ueberzeugung gefaßt habe, daß das Glück meines Kindes nicht an Ihrer Seite ist. Agnes, mit der ich darüber gesprochen, theilt meine Ansicht, die unwiderruflich feststeht. Wenn Sie daher die Wünsche, welche Sie damals andeuteten, noch nicht aufgegeben haben, so bin ich in der unangenehmen Lage, Ihnen schreiben zu müssen, daß dieselben niemals in Erfüllung gehen werden.

Ihr ergebener Diener

Raden."

Bernhard zerknitterte den Brief in der geballten Faust. Alle seine Hoffnungen waren zertrümmert, da der Boden versunken, auf den er sie gebaut. Er hatte umsonst gebetet, umsonst gearbeitet. Er verschmähte es, nach der Ursache dieses plötzlichen Abbruches zu forschen, sein Gewissen gab ihm Gründe genug dafür, aber so lange ihm die Gewißheit fehlte, konnte seine Bitterkeit die Schuld auf Agnes und auf Raden schieben. „Der Gardeoffizier hat dich verdrängt, die bunte Uniform hat sie bestochen, es ist ein Graf, der geadelte Kaufmann will höher hinaus! Ihre Neigung war Komödie, es gibt keine Reinheit des Herzens, jedes Weib spekulirt. Sie hat einen Bessern gefunden und lacht dich aus. Du warst der Narr einer edleren Regung, du Thor glaubtest an Liebe!"

In dieser Bitterkeit der Verzweiflung suchte er den Weg zum Abgrund, jetzt fand er Gefallen am eigenen Verderben. Die Scham zog eine unübersteigliche Scham zog eine unübersteigliche Schranke zwischen ihm und der Gesellschaft, er hatte schon für den Verlobten der reichen Erbin gegolten, jetzt fühlte er sich bloßgestellt durch den Korb, und wagte es nicht, Denjenigen gegenüber zu treten, gegen die er früher geprahlt, aus Furcht, man könne ihm sagen, weßhalb er den Korb erhalten. Jede frohe Miene war ihm verhaßt, in jeder Freude sah er Lohn, in jedem Glücklichen sah er einen Feind.

Er ging in die Weinstuben und trank, um die Stimme des Herzens zu betäuben. Jetzt, wo er sie hassen und verachten wollte, da fühlte er, daß er sie liebte, und daß der Verlust schmerzlich war: das machte ihn bitter und ließ ihn keine Ruhe finden.

Trinken in froher Gesellschaft macht froh, zum Wein gehört die Stimmung und die Stimmung zum Wein. Der Einsame wird nicht heiter beim Wein, er beneidet den Frohsinn Anderer, er trinkt und brütet, und jedes Glas stimmt ihn trüber

So traf ich Herrn von Hercken. Die Worte, mit denen er mich neugierig auf seine Erzählung machen wollte, waren für ihn charakteristisch. „Ich will Ihnen Stoff zu einem Roman geben!" Seine Bitterkeit wollte sich damit Luft machen, Agnes sollte als eine leichtsinnige, launenhafte Kokette geschildert werden — als ein launenhaftes, herzloses Wesen", so sprach er — „wie alle Weiber."

Die eigene Schilderung Bernhard's, die er mir von seinem früheren Leben gemacht, zeugte anders, und da ich Fräulein von Raden kannte, so konnte er mein Urtheil nicht färben. Aber die Erzählung bekam ein anderes Interesse für mich. Hatte sie etwas Nachtheiliges über Hercken erfahren oder instiktmäßig seinen Charakter geahnt? War es ihr leicht geworden, den Eindruck den er auf sie gemacht, aus ihrem Herzen zu verwischen oder gehorchte sie nur der Stimme ihrer Vernunft?

Und Hercken? War er anders vor der Schule des Elends zu bewahren, als durch die Liebe, die er jetzt aufrichtig fühlte? Ein Mensch, der einmal vergeblich den Anlauf zum Guten gemacht, sinkt tiefer, als er vordem gewesen, und das Schicksal kurirt nun auf Tod und Leben — es bricht den Stolz und läßt den Menschen verzweifelnd die Hand gen Himmel ausstrecken oder er versinkt im Schmutz des Lasters, und langsam erstirbt jede moralische Kraft für immer.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig I. von Bayern.

(Fortsetzung.)

Es ist bekannt, wie auf dem römischen Boden die deutsche Kunst wiedergeboren wurde; aber was nützte der erwachte neue Geist, was das herrliche Talent, was die zum Schaffen drängende Kraft der begeisterten Kunstträger, wenn sie sich nicht bethätigen konnten in großen monumentalen, durch Gedankeninhalt und Gedankenernst gleich wirkenden Darstellungen? Und hier hat der bayerische Kronprinz Ludwig, in der edelsten Weise von seiner hervorragenden Stellung und den reichen, von der Natur und dem Glücke ihm verliehenen Gaben Gebrauch machend, das hohe Verdienst, dieser Künstlerkolonie ein weites und geeignetes Feld ihrer Thätigkeit angewiesen zu haben, indem er nicht nur die reichen materiellen Mittel, sondern in den meisten Fällen auch die Ideen oder die Anregung zu den Aufgaben religiösen, geschichtlichen und dichterischen Inhaltes gab. So gewann er den Altmeister Peter Cornelius im Jahre 1818 für seine großen monumentalen Pläne und sammelte später ihn und seine Schüler, so wie andere Künstler um sich, so daß sich in München der Mittelpunkt der deutschen Kunstbestrebungen bildete und von da aus die Strahlen derselben über alle deutschen Gauen leuchteten.

Mit seinen monumentalen architektonischen Schöpfungen waren zugleich für die Bildnerei und Malerei neue Bahnen eröffnet, und auch den Schwesterkünsten hinreichender Raum zu ihrer vollen Entwicklung gegeben, wenngleich sich nicht läugnen läßt, daß manchen von den erstern Arbeiten die nothwenige Reife, Durchbildung und Gediegenheit noch mangelt.

Die eigentliche Kunstaera jedoch begann mit dem Regierungsantritte des Königs Ludwig I. (13. Oktober 1825). Es würde aber den gegebenen Raum weit überschreiten, wenn wir seinen zahlreichen Schöpfungen selbst nur eine ganz flüchtige Betrachtung widmen wollten; begnügen wir uns deßhalb mit der späteren, theilweisen Aufzählung derselben.

Allerdings haben namentlich die Bauten Ludwigs I. von neuen Kunstkritikern manche Beanstandungen gefunden, und man hat vor Allem die Mannigfaltigkeit der Stylarten an denselben zu bemängeln gewußt. Aber wie König Ludwig I. zur Zeit, als er seine architektonischen Schöpfungen ins Werk zu setzen begann, einen bestimmten Styl nicht vorfand und in den antiken Bauwerken nicht nur das geeignete Medium für seine idealen Bestrebungen ersah, sondern auch in der praktischen Wiederbelebung dieser Bauweise der verflachten Gegenwart zeigen wollte, wo sie Reinheit und Strenge der Form, Ebenmaß und Harmonie der Theile, überhaupt gediegene Größe zu suchen hätte, so schwebte ihm auch dasselbe Ziel bei seinen kirchlichen Bauten vor. Deßhalb ist es nicht allein den mittelalterlich-romanischen Sympathien des Königs Ludwig I. zuzuschreiben, wenn er in der Basilika, der Allerheiligenhofkirche, der Ludwigskirche, der Kirche in der Au zu den charakteristischen und mustergültigen kirchlichen Baustylen griff; ebenso großen Antheil daran hat das Bestreben, auch in dieser Hinsicht bestimmte Normen vorzuführen und gewisse Prinzipien dem Auge verkörpert darzustellen, um auch auf diesem Gebiete neugestaltend auf die Architektur einzuwirken.

Wir haben schon oben einige architektonische Schöpfungen angeführt, welche durch König Ludwig I. ins Leben gerufen wurden, und die, wie überhaupt alle seine Bauten, die wesentliche Aufgabe mit zu erfüllen hatten, der Malerei, Skulptur und den verwandten Schwesterkünsten Räume zu ihrer Entfaltung darzubieten. Nach-

stehend lassen wir die übrigen folgen: die alte Pinakothek, der Residenzbau, die Feldherrnhalle, die Bibliothek, das Blindeninstitut, das Siegesthor, die neue Pinakothek, das Wittelsbacher Palais, das Pompejanische Haus in Aschaffenburg, das Schloß Ludwigshöhe in der Pfalz, die beiden Brunnen am Universitätsplatze, der Monopteros im Englischen Garten, andere kleinere Monumente und Denkmale u. s. w. Die Herstellung dieser und der oben berührten Bauten wurden mit einziger Ausnahme der alten Pinakothek, des Kunstausstellungsgebäudes, der neuen Pinakothek und des Blindeninstituts, welche auf Staatskosten erbaut wurden, nebst der inneren Dekoration aus den Privatmitteln Ludwigs I. bestritten, und belief sich die Summe, welche Ludwig als König — was in die frühere oder spätere Zeit fällt, dafür stehen augenblicklich die Zahlen nicht zu Gebote — also vom 13. Oktober 1825 bis zum 31. März 1848 für Bauten und Kunstunternehmungen aller Art aus seiner Kabinetskasse verwendete, auf 11,598,560 fl., und zwar der Art, daß für Bauten 8,390,776, für Skulpturen und Malereien 1,465,391, für Glasmalereien 333,551, für Möbel 655,672, für Kunsterwerbungen aus allen Fächern 753,150 fl. treffen.

Um den Gesammtüberblick der kunstfördernden Thätigkeit Ludwigs zu vervollständigen, dürfen wir neben den bedeutenden Bereicherungen der alten und neuen Pinakothek und der Glyptothek weder seiner liebevollen Fürsorge für die Erhaltung und Wiederherstellung historischer Kunstdenkmale, wie der Dome von Regensburg, Speyer, Bamberg, und seines lebhaften Antheiles an der Wiederherstellung und dem Ausbau des Domes von Köln vergessen, noch die zahlreichen Statuen außer Acht lassen, die er dem Andenken berühmter Männer aus eigenen Mitteln setzte.

Griff nun König Ludwig so mit mächtiger Hand in das gesammte Kunstleben der Gegenwart der Art ein, so rang auch seine durch und durch poetisch angelegte Natur nach dichterischen Gestaltungen, und seine Poesien wie seine Prosa sind nicht bloß originell in der Form, sondern athmen auch das Markige und Kräftige, was dem ganzen Wesen Ludwigs eigenthümlich ist, der noch im hohen Greisenalter die alte Frische des Geistes und Körpers bewahrte. Sein Styl ist dem von Johannes v. Müller nachgebildet, den er außerordentlich hoch hält, die Gedanken groß und erhaben, die Empfindungen durch und durch poetisch. Mit allen großen Geistern des Jahrhunderts pflegte und pflegt er noch gegenwärtig brieflichen und persönlichen Verkehr, und noch immer rastlos thätig nimmt er den lebendigsten Antheil an allen neuen Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft.

Werfen wir noch kurz einen Rückblick auf seine Herrscherthätigkeit, um die ganze Erscheinung dieses Fürsten in einem Bilde zusammenzudrängen. Es ist nicht zu läugnen, daß die Anhänger der modernen Staatsidee an die Regierungszeit des Königs Ludwig I. einen Maßstab zur Beurtheilung anlegen, von welchem aus gewisse Streiflichter manche Periode etwas ungünstig beleuchten. Allein die ganze damalige Zeit, wie der Staat von damals trugen einen andern Charakter, und gerade darin liegt ein hervorragendes, politisches Verdienst des Königs Ludwig I., daß, als eine neue Zeit angebrochen war, er nicht unwahr sein wollte und es vorzog, die Regierung in die Hände seines Thronfolgers niederzulegen, als nach Grundsätzen zu regieren, die er in ihren Konsequenzen mit seinem ganzen Wesen nicht in Einklang bringen konnte.

Noch einen Punkt können wir jedoch am Schlusse dieser Skizze nicht unerwähnt lassen, da auch dieser Zug zu dem Bilde des Königs Ludwig I. gehört. Wir meinen seinen hohen Wohlthätigkeitssinn, der allerdings ein Vorrecht der Fürsten ist, aber nicht leicht bei einem Herrscher sich in einer so umfassenden Weise manifestirt. Viele, viele Millionen spendete dieser edle Fürst für wohlthätige Zwecke, und kaum eine Stadt oder ein Städtchen in Bayern wird es geben, die nicht auf die eine oder die andere Weise von ihm bedacht wurden. Und noch jetzt spendet der greise König mehr als ein Drittel seiner jährlichen Einkünfte zur Unterstützung der Armen und Nothleidenden ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, Religion und Abstammung, so daß nach diesen Thatsachen es einleuchtend ist, daß von einem fabelhaften Reichthum dieses Königs die Rede nicht sein kann. Nur sein höchst geordneter, pünktlicher Haushalt und der Umstand, daß er persönliche Bedürfnisse gar nicht kennt, machten es ihm möglich, mit zäher, ja eiserner Konsequenz so viel des Schönen und Großartigen zu schaffen, so daß er nicht bloß unter den edelsten Fürsten dieses Jahrhunderts, sondern jederzeit eine hervorragende Stellung einnehmen und ihm kaum einer die Palme als Friedenskönig streitig machen wird.

An Kaiser Maximilians Getreue.

Gebietet nicht dem Schmerz am hehren Grabe,
Noch Thränen, die an Euern Wimpern hängen,
Forscht nach sogar furchtbaren Leidensgängen,
Wohin der Volksmund Max gerufen habe!

Wie des Verraths verfluchenswerther Rabe
Die Brust zerriß, die, voll von Gluthgesängen
Und deutschem Hochsinn, aus des Muthes Drängen
Uns ahnen ließ des Fürsten Geistesgabe!

Es wird die Nachwelt tief sein Loos ergreifen,
Und ihr der Held sich majestätisch heben,
Den hoch gehalten selbst des Meeres Wogen.

Gewiß, es taucht einst aus den Nebelstreifen
Ein Ossian, dem Hand und Harfe beben,
So oft sein Herz der Mutter Schmerz durchzogen.

Kleinheubach, 12. Januar 1868.

Ph. J. Holl.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein psychologisches Räthsel.] Nicht weit von der Straße nach Paris fand man am 31. Dez. auf dem Territorium von Milly einen in der Gegend wohlbekannten Grundbesitzer an einem Baume erhenkt. In der Tasche seines Rockes fand sich folgender Brief: „Heute, am 31. Dez. 1867, verlasse ich die Lebenden, um die Todten aufzusuchen. Bei Lebzeiten war ich zwar reich und von guter Herkunft, aber körperlich beinahe bucklig; ich sah einem Schurken gleich, wie meine Personalbeschreibung beweist: kleine graue Augen mit einem falschen Blick, schmale Stirn, platte Nase, dicke Lippen, schmutzige Gesichtsfarbe, langes spitzes Kinn, schwarze verdorbene Zähne. Mein Athem war übelriechend. Meine moralischen Fehler harmonirten mit den physischen. Ich war stets launenhaft und verdrießlich. Ich log gerne; Haß und Neid waren meine vorwiegenden Leidenschaften; mein größter Kummer war, daß es mir nicht gelang, ein großes Verbrechen zu begehen, es fehlte mir dazu die Courage. Die Welt zu betrügen, war mir die angenehmste Beschäftigung, und nichts freute mich mehr, als wenn es mir gelang. Ich hatte allerlei Sprachen erlernt, um allerlei Leute hinters Licht führen zu können. Es fehlte mir weder an Bildung noch an Geist; da ich aber stotterte, so wurde mir der Ausdruck schwer, und ich fühlte mich daher in der Gesellschaft unbehaglich. Ich war den Frauen gegenüber so keck, als wäre ich ein hübscher Mann; meine Erfolge schreibe ich dem Reichthum zu. Die Feder wußte ich in Prosa und in Versen wohl zu handhaben; am liebsten schrieb ich boshafte Kritiken. Nie war ich gerecht und wahrhaft, als bis ich diese Worte über mich schrieb. Ich hatte beschlossen, das Jahr 1867 nicht zu überleben, so habe ich mich denn aufgehenkt.“ Bis hieher erscheint der Mann als ein psychologisches Monstrum. Zum Räthsel wird er durch die folgende Schlußanmerkung des französischen Blattes, dem wir diese Notiz entnehmen: Das Selbstporträt des Verblichenen ist stark karrikirt; er war ein sehr wohlthätiger Mann und handelte stets rechtschaffen.

[Eine Wechsel-Gaunerei.] Ein Mann vom Lande, der in Berlin längere Zeit als Hausknecht gedient, kam durch Lotteriegewinn in Besitz von einigen tausend Thalern, was ihn zum Heirathen und Etablirung eines Kleinhandels veranlaßte, bei dem er ganz gute Geschäfte machte. Als Geschäftsmann schämte er sich aber, nicht schreiben zu können und vertraute sich einem Bekannten, einem ehemaligen Kaufmann, der sich erbot, ihm diese Kunst in aller Stille beizubringen. Nach einem Unterricht von ungefähr drei Wochen war jedoch sein Lehrer, nachdem er ein Darlehen von 30 Thalern empfangen, spurlos verschwunden. Jetzt, nach Verlauf von zwei Monaten, wird dem guten Manne ein Papier vorgehalten, auf das er 100 Thaler zahlen soll, worüber er höchst verwundert war, da er den Mann, der das Geld von ihm haben wollte, gar nicht kannte. Doch konnte er nicht läugnen, daß er das „Angenommen N. N.“ geschrieben habe. Jetzt besann er sich, daß ihn sein Lehrer bei dem Unterricht sehr häufig das Wort „Angenommen“ und seinen Namen habe schreiben lassen, unter andern auch einmal auf ein bunt bedrucktes Stück Papier.

In Paris machte in jüngster Zeit ein Skandal-Prozeß gerechtes Aufsehen. Eine Dame von (nicht mehr zweifelhaftem) Charakter, Namens Schuhmacher, hatte den Marquis von Maubreuil geheirathet, und demselben eine fabelhaft bedeutende Summe als Aussteuer (das Resultat ihres „Verdienstes“) zugebracht; da die vornehme Frau gegenwärtig mit ihrem Manne ein großes Haus macht, dabei aber fortgesetzt die Verabreichung der geringsten Unterstützung an ihre armen und darbenden Eltern verweigert, so wurden diese gegen ihre alimentationspflichtige Tochter klagbar und in Folge dieser Klage am 9. ds. die Frau Marquise verurtheilt, denselben jährlich 1000 Franks Alimentationskosten zu bezahlen.

Charade.

Die erste Sylb' ist hart, die Zweite selten weich,
Macht oft die Welt zur Höll' und oft zum Himmelreich.
Das Ganze in der zweiten Sylbe liegt,
Und doch die Sylb' an Kraft weit überwiegt.
Wenn jene nun schafft Höll' und Himmelreich,
Was ist doch wohl an Kraft dem Ganzen gleich!
Nur Wenigen wird es zu Theil auf Erden,
Und doch kann's jeder Bettelj[u]nge werden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 6:

Ein „Donnerwetter“ im Januar? —
Sei Leser deßhalb nicht beklommen!
Es zieht vorüber, du merkst es kaum,
Es kommt aus dem Räthsel, und Räthsel sind Schaum,
Sie gehen, so wie sie gekommen.

M. M.

Gleich richtig gelöst von Adam Philipp.

Redakteur Gustav Meifert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 12 Mittwoch, 15. Januar 1868

Der Glücksritter.

(Fortsetzung.)

Ich war mit Herrn von Raden nur oberflächlich bekannt, aber bei der nächsten Gelegenheit redete ich ihn an. Ich sprach von Hercken, erzählte, wie ich ihn getroffen, und ohne ihn im Geringsten zu vertheidigen, schilderte ich den Seelenzustand, in dem er sich befunden.

Die Aufmerksamkeit, mit welcher Herr von Raden mir zuhörte, ermunterte mich, auch meine Befürchtungen zu äußern, und ich sah es ihm an, daß er außerordentlich überrascht war. Er unterbrach mich nur zuweilen durch Fragen des Zweifels und Ausrufe des Befremdens, jeder Einwurf schien mich aufzufordern, Nichts geheim zu halten, und seine Miene war nachdenklich, ja trübe.

„Das hatte ich nicht erwartet,“ murmelte er, als ich geendet. „Beantworten Sie mir eine Frage: weiß Hercken, daß Sie von ihm mit mir reden?“

Ich betheuerte, daß ich den Schritt ohne sein Wissen gethan, daß er ihn keinesfalls billigen werde, und daß ich nur aus Interesse für ihn mich der Verantwortung dafür aussetze.

„Ich habe vorschnell geurtheilt,“ begann jetzt Raden, im Zimmer auf- und abgehend, „hätte ich ahnen können, daß ihn noch etwas verletzen könne, so hätte ich schonender abgebrochen. Die Geschichte, welche Sie detaillirt erzählt haben, hörte ich in groben Umrissen von einem Verwandten, der dieselbe von seinem Freunde, dem Grafen Wächter, hat. Ich mußte Erkundigungen einziehen, und der Ruf des Grafen Wächter steht so fest, daß ich den Notizen, die er mir sandte, Glauben schenkte. Durch eine dritte Person erfuhr ich endlich Herckens Verhältniß zu einem hiesigen Wucherer, der sich auch damit beschäftigt, Ehen zu vermitteln. Die Offenheit, mit der Hercken Ihnen seine Geschichte vorgetragen, hätte ich ihm nicht zugetraut, ich hielt ihn für einen durchaus verdorbenen Charakter. Sie haben mir gezeigt, daß er nur auf dem Wege ist, verdorben zu werden, daß man ihn noch retten kann. Helfen Sie mir, dieß zu thun, ich will auch nicht indirekt die Schuld an dem Untergange eines Menschen tragen — ich bin zu Allem erbötig, nur muß Agnes aus dem Spiele bleiben.“

„Dann wird Alles umsonst sein,“ war meine Antwort, „diese Hoffnung war mit den Keimen seiner besseren Gefühle verwachsen — mit der Hoffnung ist auch diesen die Wurzel zerstört.“

Der alte Herr schritt immer unruhiger auf und ab. Plötzlich blieb er stehen.

„Glauben Sie, Herr Doktor,“ fragte er, mich scharf beobachtend, „daß ein Weib durch einen Mann glücklich werden kann, so bald sie es verlernt hat, ihn zu achten?“

„Nein,“ entgegnete ich, „aber wer die Achtung verloren, kann sich durch ernste Reue und Besserung dieselbe im höheren Maße zurückerobern. Dazu gehört eine große moralische Kraft und diese — bedarf der Hoffnung.“

„Glauben Sie, daß seine Umwandlung sicher und beständig sein muß, wenn er diese Hoffnung hat?“

„Sie kann es sein,“ antwortete ich, meine Worte betonend.

„Und auf dieß Wagniß hin soll mein Kind die Jugend verlieren!“ rief er. „Nimmermehr. Sie können es wissen — es hat Agnes einen sehr großen Schmerz bereitet, sein Bild aus ihrem Herzen zu löschen, aber es hat ihr dieß keinen Augenblick Kampf gekostet. Soll ich die Wunde aufreißen, und diesen Schmerz zu einem dauernden machen, ohne die Gewißheit zu haben, daß ihre Thränen sich einmal in Freudenthränen verwandeln? Ich entschuldige jede jugendliche Thorheit, verzeihe jede Handlung des Leichtsinns, aber ich traue Niemand, der mit Berechnung von dem Wege der Ehre gewichen ist.“

Ich konnte nichts hierauf entgegnen, die letzten Worte Radens waren charakteristisch. Bernhard hatte nicht bloß ehrlos gehandelt, ihm fehlte das Gewissen der Ehre, sie war ihm nichts Heiliges, er scheute sich nicht vor der Handlung, sondern vor den Folgen.

Agnes, die ich an demselben Tage sah, ließ Bernhard's Charakter in noch schwärzerem Lichte erscheinen, bei ihrem Anblick mußte man ihn verdammen. Es gehörte ein starker Egoismus, eine große Frechheit und gemeine Denkungsart dazu, diesem Wesen mit unlauteren Absichten zu nahen und vor der eigenen Erbärmlichkeit nicht zu erschrecken, sobald ihr reines Auge dem

heuchlerischen Blicke der Geldgier begegnete. Es war ihm gelungen, ihre Liebe zu erwerben, und er hatte nicht vor ihrer Verachtung gezittert, sondern vor den äußeren Folgen der Enttäuschung, und jetzt, wo sie ihn durchschaut, wo sie durch ihn die Bitterkeit des betrogenen Vertrauens auf Menschenwerth erfahren, da konnte er zu mir sagen: „Ich will Ihnen Stoff zu einem Roman geben!"

Raden hatte Recht. Und hätte man ihm auch die Gewißheit geben können, daß Bernhard sich ändern werde, er hätte doch für Agnes zittern müssen, denn Bernhard konnte sie nimmer in vollem Maße würdigen, er konnte nie den ganzen Adel ihres Herzens verstehen lernen, dem die Täuschung bitterer war, als der Schmerz.

Ich ging zu Bernhard, um ihm sein Verbrechen vorzustellen, das er an diesem Mädchen begangen, um ihm zu sagen, daß er den Zauber ihrer Unschuld zerstört, daß er ihr kindlich vertrauendes Herz betrogen, daß er keinen andern, keinen bessern Trost für das Fehlschlagen seiner Hoffnungen haben könne, als den, daß Gott sie noch zur rechten Zeit gewarnt habe.

Wenn er sie je geliebt, wenn er jener Liebe fähig war, die das Glück eines Andern höher stellt, als das eigene, dann mußte ihm die Gewißheit Trost geben, daß Agnes nicht mit ihm gespielt, und daß ihre Trauer größer war, als ihr Schmerz!

Als ich ins Haus trat, kam man mir mit verstörten Gesichtern entgegen. Bleicher Schreck entstellte alle Mienen, ich ahnte, daß hier etwas Entsetzliches geschehen.

Auf der Treppe begegnete mir ein Arzt und ein Beamter der Polizei — sie hatten das Protokoll über den Tod eines Selbstmörders aufgenommen.

Bernhard hatte durch eine Pistolenkugel seinem Leben ein Ende gemacht. —

(Schluß folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Die Vorbereitungen zu diesem im Sommer des laufenden Jahres vor sich gehenden patriotischen Feste sind vom Zentralkomite in großartiger, der Wichtigkeit des Festes und der Würde des deutschen Volkes vollkommen entsprechenden Weise bereits energisch in Angriff genommen worden. Es haben sich bereits die verschiedenen Fachkomites gebildet, es ist die Konkurrenz für sämmtliche Baulichkeiten auf dem Festplatze ausgeschrieben worden, es wird mit gegenwärtigen Zeilen der erste Apell an alle Zeitungsleser, welche ein Interesse an dem bedeutungsvollen nationalen Feste mit uns theilen, vom Preßkomite ergriffen.

Vom Wirthschafts-Komite haben wir zu berichten, daß es sein Hauptaugenmerk dem Grundsatze zuwendet: Die Festtheilnehmer in Bezug auf ihre leiblichen Bedürfnisse möglich gut und billigst zu befriedigen.

Insbesondere soll bei dieser Gelegenheit der Ruf der österreichischen Getränke, sowohl in Bezug auf Güte, als auch auf den Preis zur Geltung gebracht werden. Das Wirthschafts-Komite wird zu diesem Zwecke die Beistellung sämmtlicher Getränke ausschließlich auf sich nehmen. Die Wirthschaft der Festhalle sowohl, als auch alle übrigen Restauranten auf dem Festplatze werden verpflichtet sein, Getränke aller Art nur aus dem Zentral-Depot des Wirthschafts-Komites zu beziehen, welches auch die Preise, natürlich die allerbilligsten normiren und energisch aufrecht erhalten wird. Vorläufig hat man sich als Minimalpreis für das österr. Krügel (etwa eine Halbe bayerisch) auf 12 kr. (2⅓ Silbergr.), vom besten Dreher'schen Bier, und mit 15 kr. (3 Silbergr.) für das Seidel Schützenwein geeinigt.

Mit dem berühmten Schwechater-Etablissement Dreher, der ersten Brauerei des Kontinents, wurde bereits wegen Lieferung des Bieres ein Uebereinkommen abgeschlossen, durch welches die Befriedigung selbst der höchst gespannten Erwartungen und Anforderungen der Festbesucher gesichert erscheint.

Zu Folge Beschlusses des Zentral-Komites wird das Fest am Sonntag den 26. Juli mit dem Festzuge eröffnet werden. Das Schießen beginnt dann unmittelbar am Montag darauf, und wird, wie vorläufig bestimmt ist, durch 10 Tage fortgesetzt werden.

Im Schießkomite sind die Einrichtungen in Bezug auf die Durchführung der Schießkontrole bei den verschiedenen Scheibengattungen im Prinzipe bereits festgestellt. Die Muster zu den Scheibenbildern sind in Originalgröße angefertigt und können gegen Vergütung der Anfertigungskosten durch das Zentralbureau, innere Stadt, Sterngasse Nr. 4., bezogen werden.

Das Finanzkomite hat das Programm zur Beschaffung eines Vorschusses von vorläufig 100,000 fl. im Prinzipe festgestellt, und sollen rückzahlbare Antheilsscheine zunächst bis zu dem obigen Betrage im Wege der Subskription begeben werden. Mit Rücksicht auf den schönen vaterländischen Zweck und bei dem lebhaften Interesse, welches die Wiener Bevölkerung schon jetzt an dem bevorstehenden Feste nimmt, hofft man auf ein sehr günstiges Resultat der Subskription.

Das Festkomite beschäftigt sich schon eifrigst mit den Projekten zu Vergnügungszügen und gemeinschaftlichen Ausflügen in die bekannt schönen näheren und entfernteren Umgebungen der Residenz. Auch sonst wird es an Festlichkeiten und musikalischen Genüssen weder auf dem Festplatze noch überhaupt den gerne gesehenen Gästen fehlen.

Die Anmeldungen zum Eintritt in den deutschen Schützenbund sind schon jetzt sehr zahlreich; so sind in den letzten Wochen über 300 neueingetretene Schützen beim Zentralkomite angemeldet, darunter namentlich viele aus Steiermark. Nach allen Anzeichen dürfte die Betheiligung aus der österreichischen Monarchie eine äußerst lebhafte werden, und aus dieser allein schon auf 5—6000 Schützen zu rechnen sein.

Die Aufrufe an die Deutschen im In- und Auslande zur Theilnahme an dem Feste und zur Widmung von Ehrenfestgaben werden ehestens nach ganz Deutschland, der Schweiz, England, Frankreich, Italien, Nordamerika, kurz überall hin, wo sich deutsche Kolonien befinden, versendet werden. Sie enthalten eine ausführliche Beschreibung des Festplatzes und seiner Umgebung, weßhalb wir für heute davon Umgang genommen haben.

Mannigfaltigkeiten.

[Großartige Erfolge einer Arbeiter-Assoziation.] Den „Arbeiterverein Rochdale" oder, wie er sich heute noch nennt, „The Society of Equitable Pioneers", kennt Jeder, der sich für volkswirthschaftliche Fragen nur einigermaßen interessirt. Es ist ein Verein, der im Jahre 1844 von 28 Arbeitern gegründet wurde, um sich die Anschaffung ihrer Kleider und Lebensmittel durch Einkäufe en gros zu erleichtern — ein Verein, der mit einer Kapitalanlage von 28 Pfund Sterling begann und, wie bemerkt, ursprünglich nur 28 Theilnehmer zählte, der jedoch gegenwärtig gegen 7000 Mitglieder zählt, über ein Betriebskapital von 800,000 Thalern verfügt, seit vielen Jahren anständige Profite abwirft, an vielen Orten Englands Nachahmer gefunden hat, und wohl verdient, auch in andern Ländern nicht bloß studirt, sondern praktisch nachgebildet zu werden. Jetzt hat er sich einen Bau in Rochdale aufgeführt, der über 10,000 Pfd. Sterling kostet, ausschließlich den Vereinszwecken dienen und im Laufe des nächsten Monats feierlich eröffnet werden soll. Es ist ein imposantes, vier Stock hohes Gebäude, mit gothischen Frontverzierungen und zweckentsprechenden Räumen. Den Flur nehmen drei Magazine ein, das eine für Kolonialwaaren (sogenannten Gewürzkram), das zweite für Kleidungsstücke verschiedener Gattung, das dritte, kleinere, ausschließlich für Schuhwerk. In den Kellerräumen befinden sich ebenfalls Werkstätten für Schuhmacher und Lagervorräthe, in den drei obern Stockwerken wieder Ladenräume, aber daneben auch eine Bibliothek, ein Zeitungssaal nebst Räumen für das Verwaltungspersonal, und im alleroberſten ein Saal für öffentliche Besprechungen, der für 1500 Personen Sitzplätze enthält und in dem außer Meetings auch Vorlesungen und gesellige Vergnügungen stattfinden werden. Besonders gerühmt wird an diesem von einem Dilettanten entworfenen und ausgeführten Gebäude die Anordnung der Fenster, welche möglichst viel Licht einlassen, ohne daß dadurch der Solidität der Wände Eintrag geschehe, dann die Vorrichtung zum Heizen. Die Baukosten wurden aus der Vereinskasse bestritten, und daß sie mit Zinsen hereingebracht werden, dafür bürgt die musterhafte Verwaltung, die sich aufs Rechnen wie keine andere versteht. In London selbst, wo die Theuerung der Lebensmittel wie in allen größeren Städten reißend zunimmt, beabsichtigen junge Leute vom Handelsstand, einen Aktienverein und durch diesen billige Speisehäuser zu gründen, wo für einen Schilling (36 Kreuzer) ein nahrhaftes Mittagessen verabreicht werden soll. Sie haben, à 15 Pfund Sterling per Aktie, bereits ein Kapital von 25,000 Pfund Sterling beisammen.

[Frauenbeschäftigung.] New-York hat gegenwärtig unter etwa einer halben Million Frauenzimmer 70,000, welche sich durch andere Handarbeit ernähren, als in der Eigenschaft als Dienstboten. Unter den Beschäftigungen befinden sich die folgenden: Nähen an der Maschine, Kleidermachen, Kappenmachen, Buchfalzen, Hemdenmachen, Emailliren, Verkäuferinnen, Vorleserinnen, Perlarbeit, Reifrockmachen, Copiren, Colportiren, Sacknähen, Haararbeit, Frisiren, Hosenträgermachen, Polstern, Cigarrenmachen, Briefcouverts bestreichen, Schachtelmachen, Koloriren von Photographieen, Buchbinden, Schriftsetzen, Corsettmachen, Putzmachen, Schirmmachen u. s. w.

Nachdem sich Carbolsäure als vorzügliches Mittel bei Epidemieen und Epizootien bewährt hat, sah sich das Ministerium des Innern veranlaßt, auf die in der chemischen Fabrik von Dr. K. Schrader und Dr. M. Berend zu Schönfeld bei Leipzig bereiteten derartigen Präparate aufmerksam zu machen, welche sich durch ihre Qualität und billigen Preise auszeichnen. Aus der genannten Fabrik kann die Carbolsäure nicht nur in unvermischtem Zustande, sondern auch in Form eines Pulvers bezogen werden. Letzteres wird in 3 verschiedenen Sorten bereitet, welche 10, 20 und 25 Prozent reiner Carbolsäure enthalten. Die reine Carbolsäure kostet von Leipzig ab 16 Thaler per Zollzentner, das Carbolsäurepulver 3¹/₃, 5, 5¹/₆ Thaler. Die zu desinfizirenden Gegenstände werden einfach mit dem Pulver bestreut. Zur Desinfizirung der Luft in Krankenzimmern, Stallungen ꝛc. wird das Pulver auf den Boden ausgestreut, in kleineren Räumen, z. B. in Eisenbahnwägen ꝛc. wird eine mit Pulver gefüllte flache Schale aufgestellt. Thiere werden am zweckmäßigsten in der Weise desinfizirt, daß man sie mit einer Mi-

schung von 2 Pfund des 10 Prozent enthaltenen Pulvers mit 25 Pfund warmen Wassers wäscht. Dieselbe Lösung eignet sich auch zum Waschen von Kleidungsstücken, Wäsche, Geräthschaften rc.

Oesterreichs Turner nehmen sich des auf den 26. Juli anberaumten Schützenfestes mit Eifer an. Ueberall werden Sparkassen errichtet, theils um den ärmeren Mitgliedern den Besuch des nationalen Festes zugänglich zu machen, theils zur Anschaffung einer gleichmäßigen Atjustirung. Von den Wiener Turnern wird sich eine Turner-Schützenkompagnie dem Wiener Schützenverein anschließen, die übrigen Turner werden bei Aufrechthaltung der Ordnung thätig sein oder dem Quartier- und Empfangskomite sich zur Verfügung stellen. Ebenso ist vorgedacht auf Verwendung der Turnknaben zum Empfang der ankommenden Schützen als Wegweiser u. s. w.

Der Stadtrath von Chemnitz hat für bevorstehenden Karneval „rücksichtlich der Zeitverhältnisse" das Abhalten von öffentlichen Maskenbällen nicht genehmigt. Chemnitz wird also auf ein derartiges Vergnügen dießmal Verzicht leisten müssen. Die Maßregel wird verschieden beurtheilt, je nachdem man sich entweder auf das Beispiel von Dresden und Leipzig beruft, oder die öffentlichen Maskenbälle überhaupt für keine besondere Schule der Sittlichkeit hält.

In den Fluren der Stadtgemeinde Tirschenreuth befinden sich unerschöpfliche Lager der feinsten Porzellanerde. Die Gewinnung derselben ist mit gar keinen Schwierigkeiten verbunden und der Versandt wegen der Nähe der Eisenbahn erleichtert. Auch an Feldspat ist Ueberfluß in der Gegend vorhanden. Bestellungen können ohne Verzug ausgeführt, und nähere Aufschlüsse vom k. Bezirksamt erholt werden.

Die französische Regierung übersandte an die englische ein Muster der Goldmünze, die nach ihrer Absicht nach der angestrebten Münzeinigung allgemeine Gültigkeit erhalten soll. Bei einem Werth von 25 Francs soll sie an die Stelle des englischen Sovereigns treten, was aber in der Geschäftswelt darum seine Schwierigkeit haben wird, weil ihr Goldgehalt wegen ihrer normal französischen Legirung etwas (um 4/5 Prozent) geringer ist.

In Ottenberg bei Pottenstein hat sich ein vermögender Bauer auf eine eigenthümliche Art erdrosselt. Er band sich ein Tuch um den Hals und drehte mit einem alten Flintenlaufe so lange zu, bis ihm der Athem ausging. Derselbe hatte wegen Holzfrevels 30 Tage Arrest kurz vorher erstanden und soll dann geisteskrank geworden sein.

Am 18. August d. Js. wird sich eine sehr interessante, bei uns aber nicht sichtbare Sonnenfinsterniß ereignen. Die totale Verfinsterung erreicht eine Dauer von 6 Minuten 50 Sekunden, eine Dauer, die in den Annalen des Menschengeschlechtes bisher einzig dasteht.

Was dem leselustigen Publikum oft geboten wird: Der Berichterstatter des „Daheim" über die Pariser Industrieausstellung, schreibt Seite 40: „Doch ich muß mich von Preußen trennen, denn die halbe Welt bleibt uns ja heute noch zu sehen, — und ich führe dich nach Süddeutschland, — wo in der Maschinengallerie Bayern einen hervorragenden Platz einnimmt, besonders durch eine wirkliche Prachtlokomotive, die — man denke — für England in Eßlingen von Keßler erbaut, und für die Strecke von Calcutta nach Delhi bestimmt ist. Die Bayern thun sich nicht wenig auf diese Auszeichnung zu gute . . und sie haben recht. Hessen, Baden, Württemberg bieten nichts Absonderliches u. s. w." Seit wann liegt Eßlingen in Bayern? und welcher Bayer hat sich bei dem betreffenden Herrn damit dick gemacht, wie man zu sagen pflegt?

Charade.

Mein Erstes, Freund! find' ich und du
So gut als jedes Paar;
Doch scheiden wir, — fürwahr!
So schwindet's auch im Nu.
Mein Zweites drückt den harten Strauß
Des Innern und der Feindschaft aus.
Mein Ganzes gibt kein Herrscher zu;
Doch wagt es oft der bravste Mann,
Ja Leib und Leben setzt er d'ran.

Auflösung des Räthsels in Nr. 7:
Wehmuth.
Richtig gelöst von A. Ph.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 13 Donnerstag, 16. Januar 1868

Ein Glücksritter.

(Schluß.)

Die Wirthin Bernhard's erzählte mir, daß er heute mit verweinten Augen in ihr Zimmer getreten sei, und sie gebeten habe, einen Brief an mich zu bestellen. Einen Zweiten — vermuthlich an seinen Vater — hatte er selbst zur Post getragen. Dann war er zurückgekehrt, und bald darauf sei ein Schuß gefallen. Er hatte sich gerade durch das Herz geschossen. Als die Wirthin eingetreten, war er schon todt — aber was er vorher gelitten, ehe er die Hand an sich selbst legte, das stand in deutlicher Schrift auf dem entstellten Antlitz der Leiche.

Das Oel seiner Studierlampe war völlig verzehrt, er mußte die ganze Nacht außer dem Bette zugebracht haben. Leute, die unter ihm wohnten, behaupteten, er wäre mehrmals im Zimmer auf- und abgeschritten, auch wollten sie stöhnendes Seufzen gehört haben.

Ich eilte nach Hause, um die Abschiedsworte Bernhard's zu lesen. Der Brief war mit zitternder Hand geschrieben, das Blatt thränenfeucht.

„Sie versprachen mir," lauteten die Zeilen, „zu ihr zu gehen — ich mag die Antwort nicht hören. Ich war nie so elend, als in der Stunde, wo ich sie verleumdete. Ich habe so lange an dem Heiligsten gezweifelt, daß der Unglaube in mir Wurzel schlug, und ich nicht glauben konnte, wo ich auch wollte. Meine Bitterkeit war Verzweiflung. Ich habe oft behauptet, der Akt des Selbstmordes erfordere einen hohen moralischen Muth, von mir kann ich das nicht sagen. Es soll Niemand mich falsch beurtheilen — ich sterbe aus Feigheit. Ich fürchte mich zu ernten, was ich gesäet — die gerechte Verachtung aller Menschen. Ich habe va banque mit dem Glücke gespielt und meinen Einsatz verloren. Ich bin zu alt geworden, um ein neues Leben zu beginnen, und was ich je erreichen könnte, das kann doch nicht das Verlorene ersetzen. Sagen Sie Agnes, wenn Sie von meinem Tode hört, daß ich mein Leben geendet, um meinen Gläubigern zu entgehen. Je tiefer sie mich verachtet, desto geringer wird meine Schuld an ihrem Herzen sein. Trösten Sie meinen alten Vater, den ich jetzt erst schätzen gelernt habe, wo es zu spät ist. Ich sterbe in dem Glauben, daß Gott mich nicht richten wird, denn er hat mich gerichtet!"

Er war also dennoch nicht ganz abgestorben für edlere Gefühle, dachte ich bei diesen Zeilen; er wäre noch zu retten gewesen!

Man muß nie ganz an einem Menschen verzweifeln — aber es gehört ein starker Glaube dazu!

Ich zeigte den Brief Raden. Der alte Herr war sehr niedergedrückt, als er ihn las. Er sagte kein Wort, aber er fand sich mit mir zur Beerdigung ein.

Die Beerdigung eines Selbstmörders hat etwas Schauerliches, der stille Zug schleicht durch die Straßen, er scheut die Oeffentlichkeit, es liegt Scham in der Trauer.

Außer Raden und mir folgten noch zwei Herren, der eine war Bernhard's Vater, der andere Graf Wächter.

Herr von Hercken glich einem abgestorbenen Baum in herbstlicher Oede. Der Anblick, wie er am Grabe des Sohnes stand, erschütterte tiefer, als die Worte eines Geistlichen es vermocht hätten.

Raden und Hercken schüttelten einander die Hände, der Vater des Selbstmörders hatte gegen Niemand einen Groll, er fühlte nichts als Schmerz. Graf Wächter geleitete den alten Herrn zum Wagen, dann trat er zu mir.

„Wenn hier Jemand eine Schuld abzubüßen hat," sagte er, „dann bin ich's — man soll Niemand verdammen."

„Sie konnten nicht anders denken und handeln!" entgegnete ich.

„Doch!" schüttelte er sinnend den Kopf, „ich sah dieß Ende voraus, ich wußte, daß er früher oder später die Hand an sich legen werde."

„Das befürchtet man bei Jedem, der mit seinem Ehrgefühl in Kämpfe geräth, aber man kann Niemand zwingen, den Weg zu seinem Glücke zu wählen."

„Aber man kann den Versuch dazu machen," sagte Wächter; „wäre ich damals, als er das Spiel fortsetzte, zu ihm gegangen, anstatt mit ihm zu brechen, dann wären wir vielleicht heute nicht hier."

„Und wenn er Sie ausgelacht, Ihre Vorstellungen verhöhnt, und Sie gefragt hätte, was Ihnen ein Recht gegeben, sich um seine Verhältnisse zu bekümmern?"

„Dann hätte ich meine Pflicht gethan und würde mir heute keinen Vorwurf machen," antwortete Wächter, „aber er stand mir fern, und dieß ist der Fluch der Gesellschaft — man unterscheidet Freunde und Gleichgültige, der Mensch scheut sich vor seinem Nächsten."

„Der Vorwurf trifft nicht Sie, sondern alle Welt," endete ich das Gespräch, „die Sitte zieht Schranken zwischen den Menschen, und aus diesen Schranken wuchert die Menschenfurcht und die falsche Scham."

Als ich wieder vor's Thor ging und den Baum sah, wo ich vor Kurzem den Erhängten gefunden — da überlief es mich kalt. Der Mensch kann das Elend der Zeit nicht brechen.

Dort liegt die große Stadt. Hunderttausende wohnen bei einander und der Einsame findet dort weniger Freunde als der Bauer in seinem Dorf.

„Bleibe in der Heimath und nähre dich redlich."
„Er geht in die Fremde."

In diesem Sprichwort und in dieser Redeweise liegt mehr als man glaubt.

Ein Nachtstück nach der Natur gezeichnet.

(Aus dem Bürger- und Bauernfreund.)

Am Ende eines Dorfes in Ostpreußen steht ein kleines, niedriges, einsames Haus aus Holz, wie es die Losleute fast immer bewohnen, wie überhaupt die mehrsten Bauernhäuser wenig anders gebaut sind. Vier Zimmer mit einem kleinen Fenster und je einer fast dunkeln Kammer daran, in der Mitte des Hauses der weite Schornstein mit Durchgang, zwei kleine Hausflure mit Leitern nach dem Boden, das ist der ganze Grundriß des Hauses, mit getrennten Wohnungen für vier und mehr Familien; denn selten bewohnt Eine ein Zimmer mit Kammer allein. Nur besonders Glückliche können die Miethe von 7 bis 10 Thalern für eine solche Wohnung allein erschwingen. Der Stacketzaun vor dem Häuschen, der im Sommer das winzig kleine Gärtchen schützte, ist längst verbrannt. Wir arbeiten uns durch den hohen, losen Schnee. Die eingeklinkte Hausthüre öffnet sich schwer, da eingestürmte Schneemassen ein Hinderniß bieten. Leise treten wir in die Stube rechts, die eine bis zum Herbste gutgestellte Losmannsfamilie allein bewohnt. Ein Schneestreifen hat noch durch die Ritzen der Stubenthüre den Eingang gefunden, und zeichnet auf dem Lehmestrich einen weißen Strich. Die geweißten Wände sind mit Eiskristallen bedeckt, das Fenster so dicht befroren, daß im Zimmerchen nur ein Halbdunkel herrscht. Der Kamin zum Kochen an der Wand am Schornsteine hat keine Thüren mehr; sie sind verbrannt. Lange nicht benutzt, ist er voll Stroh gestopft, um dem Winde und dem Schnee den Eingang zu wehren. Am Tische rechts in der Ecke sitzt ein junges, eingehülltes Weib, gedankenlos, mit den Händen einen Zipfel ihres Tuches über ein kleines Mädchen deckend, welches die Füßchen auf die Klumpen (Holzpantoffeln) gestellt, sich in ihren Schooß geworfen. Auf der Ofenbank, am eiskalten Ofen, liegt aus Gewohnheit ein schlafender Knabe, mit einem zerrissenen Sacke bedeckt. Von dem dürftigen Bette links in der Ecke, welches die ganze Familie aufnehmen muß, wollen wir schweigen. Es ist nicht in Ordnung gebracht. Wahrscheinlich hat das kleine Mädchen, die Wärme in demselben suchend, es nur eben verlassen, um von der Mutter Brod zu verlangen. Unter dem Bette gähnt schwarz ein viereckiges tiefes Loch. Zur Aufnahme von Kartoffeln bestimmt, blieb es dieses Jahr leer, und der Holzdeckel derselben ist längst verbrannt. Die kleine Blechlampe auf dem Ofen ist bestäubt und gefroren, da lange schon kein Oel da war, die Abende zu erhellen. Eine peinliche Stille herrscht in dem Zimmer, nur von dem leisen Weinen des kleinen, hungernden Mädchens unterbrochen, von dem Knistern der Scheiben, die der Frost sprengt.

Unter schweren, langsamen Schritten hört man draußen den Schnee knarren. Die Frau lauscht.

„Maricke, weine nicht, der Vater kommt; er bringt Geld und Brod, er war ja schon acht Tage auf Arbeit aus."

Der Vater tritt ein, eine große, kräftige, aber von Elend und Ermüdung gebeugte Gestalt. Die Klumpen, ja die über die Beinkleider gezogenen wollenen Socken voll Schnee, den langen Stock mit der Eisenspitze in der Hand, den Reise- oder besser Bettelsack auf dem Rücken, die Pelzmütze mit einem Tuche gegen den Schneesturm festgebunden. Die Augen der Frau sind fragend auf ihn gerichtet. Stumm nickt er mit dem Kopfe und legt eine Krähe und einige kleine Vögel auf den Tisch.

„Sie sind erfroren, koche sie." —

„Womit? ich habe kein Holz, an Salz nicht zu denken."

„Borge bei den Nachbarn."

„Hat keiner. Die Nachbarn auf der andern Seite sind seit Tagen fort betteln; der Nachbar nebenan erkrankte in der Stadt und starb im Lazareth."

„Es ist hier so kalt als draußen; holtest Du oder der Junge kein Sprock?" —

„Der Schnee ist zu tief; wir kamen seit Tagen nicht mehr durch. Beim letzten Gange hat sich Karl, dort liegt er, die Füße abgefroren." —

Eine traurige Pause trat ein, dann fragte die Frau: „Vater, Du warst auf Arbeit an der Eisenbahn; bringst Du kein Geld mit?" —

„Man schickte mich von der Stadt auf die nächste Station; ein schwerer Marsch mit hungrigem Magen; und von da — nach Hause, da keine Karren da wären."

„Und gingst Du nicht zur Narpe-Entwässerung, Vater?"

„Da habe ich gearbeitet, schwer gearbeitet, und erhielt 5 Sgr. den Tag. Davon wurde ich allein bei den theuern Preisen nicht satt; viel weniger war für Euch beizulegen. Da ging ich fort und — bettelte mich nach Hause. —

„Vater, wir — mußten es auch, um nicht zu verhungern; jetzt ist der Schnee zu tief, wir zu schwach. Seit zwei Tagen kommen wir nicht mehr fort. Jetzt — hungern wir. Suchtest Du aber nicht bei Bauern zu dreschen? Die hätten Dir doch das Essen und für uns 1 Sgr. und 4 Pf. gegeben?" —

„Habe versucht, Mutter; aber es hat beinahe keiner mehr zu dreschen, die Scheunen sind leer."

„Vater der Exekutor war hier wegen rückständiger Klassensteuer. Er fand nichts zu nehmen. Vater, was thun wir, damit die Kinder und wir nicht verhungern? — Ich hörte einmal von 600,000 Thalern Unterstützungsgeldern, die bei der Regierung liegen sollen." —

„Mutter, ich hörte auch, aber jetzt ist's stille davon. Wenn das Wetter erlaubt, gehen wir alle betteln. Die Kraft ist erschöpft; arbeiten kann ich auch nicht mehr, wenn's selbst Arbeit gäbe."

„Vater, ehe es dahin kommen muß, — wärst Du bei dem großen benachbarten Gutsbesitzer nach Arbeit?"

„Ach Gott ja, aber er hat ja keine; kaum Getreide genug, um seinen eigenen Leuten Deputat geben zu können. Da bekam ich das Brod" — er nimmt es aus dem Bettelsack — „es ist gefroren, aber eßt, ich aß dort warme Suppe, ich halte schon eine Weile an. — Der Bettelstab ist eine schwere Arbeit. Und nur auf den Gütern gibt's noch Essen und Brod. Die Bauern haben selbst nichts. Sie haben die Höfe geschlossen, um nicht die Nothleidenden mit Worten abweisen zu müssen." —

* * *

Ein trauriges Bild aus dem Leben! Nicht ein bestimmtes Bild, aber 30,000 bis 40,000 solcher oder ähnlicher Scenen spielen jetzt leider ungefähr täglich im Regierungsbezirk Gumbinnen allein.

Sylvesternacht.

Langsam zieh'n die letzten Stunden
Eines langen Jahrs dahin,
Das geschlagen manche Wunden,
Manche Hoffnung sah entflieh'n.

Und auch mir mußt' es entreißen
Noch im letzten Augenblick,
Was mir Treue hat verheißen,
Meines Daseins ganzes Glück! —

Dort in jener bunten Menge
Wiegend sich im frohen Tanz,
Freuend sich der Hörner Klänge
Weilt auch sie beim hellen Glanz.

Deßhalb drängt mich mein Verlangen,
Auch in jene Hall'n zu geh'n,
Trotz dem schwersten, innern Bangen
Sie, die mein' vergaß, zu seh'n. —

Da erblick' ich sie am Arme
Eines Andern durch den Saal
Tanzen, ach, zu meinem Harme,
Nicht gedenkend meiner Qual.

Immer näher kommt die Stunde
Wo das Jahr zu Grabe geht.
Alles jubelt in der Runde,
Daß man kaum noch Musik hört.

Endlich schallt es zwölf vom Thurme,
Freudig tönt es durch den Saal;
Das Getose, wie beim Sturme,
Uebertönt der Musik Schall.

Alle wünschen Glück und Segen
Sich zum neugebor'nen Jahr;
Ich auch trete ihr entgegen,
Bring' ihr meine Wünsche dar.

Doch statt des ersehnten Blickes
Dankt sie mir nur stolz und kalt,
Und entreißt des süßen Glückes
Letzte Hoffnung mir so bald. —

Hingezogen sind die Stunden,
Und mit ihnen meine Freud'
Lassen mir des Herzens Wunden,
Lassen mir zurück nur Leid. —

Doch läßt schwer sie mich auch leiden,
Und mich weinen spät und früh,
Heißt sie selbst mir, sie zu meiden:
Zürnen kann ich ihr doch nie.

Mag sie auch mich stolz verlassen,
Nimmer Freude mir verleih'n,
Mag ein And'rer sie umfassen,
Schmerz mein Innerstes entzwei'n.

Selbst würd' feindlich sie mich hassen,
Und sich meines Elends freu'n:
Nie könnt' ganz ich von ihr lassen,
Nie soll sie vergessen sein! —

C.

Mannigfaltigkeiten.

In Paris starb am 10. ds. Mts. Georg Oberhäuser, gebürtig aus Ansbach, der durch die ausgezeichneten Instrumente seiner Werkstatt wesentlich zu dem großen Aufschwung der mikroskopischen Forschung beigetragen hat. Er war weit und breit bekannt als ein uneigennütziger Förderer der Wissenschaft, der den Forschern in der Benutzung und Erwerbung seiner kostbaren Instrumente vielfach Erleichterung gewährte.

[Zur Katastrophe von Clerkenwell.] Das Unterstützungs-Komite zu Gunsten der durch die Explosion von Clerkenwell Verunglückten hat seinen ersten Bericht veröffentlicht. Wir entnehmen demselben folgende Daten: 7 Personen haben in Folge der Explosion ihr Leben eingebüßt; 41 haben theils das Augenlicht, theils Gliedmassen verloren, oder sonstige Verstümmelungen und Entstellungen erlitten; 56 sind obdachlos geworden und haben ihren Hausrath und ihre Arbeitsgeräthe eingebüßt. Außerdem sollen an „600 Familien aus der Nachbarschaft durch die Heftigkeit der Erschütterung in ihrem Befinden und Besitzthum geschädigt worden sein". Die öffentliche Subskription hat bis jetzt 6691 Pfund Sterling ergeben; außerdem sind zu demselben wohlthätigen Zwecke 452 Pfund Sterling bei verschiedenen Bankiers deponirt.

Man findet in dem „Pariser Moniteur" eine Uebersicht über die Preise, welche gegenwärtig für den Grund und Boden in der unmittelbaren Nähe der Pariser Theater bezahlt werden. Man kann daraus einen Schluß auf die ungeheure Steigerung des Werthes ziehen, den in der letzten Zeit die Bauplätze überhaupt in Paris erlangt haben. In der Nähe des Theatre francais und des Palais Royal wurden namentlich da, wo die zur neuen Oper führende Avenue Napoleon durchgebrochen werden soll, verschiedene Loose zu 1300, 1260, 1250, 1200 und 1150 Fr. der Quadratmeter verkauft. In der Nähe der neuen Oper kostet der Quadratmeter jetzt schon zwischen 1050 und 900, in der Nähe des neuen Vaudeville, an der Ecke des Boulevard und der Chaussée d'Antoin zwischen 1250 und 1000 Fr.

Wie der „Linzer Zeitung" ein Beobachter mittheilt, wurde Samstag den 11. d. um halb 10 Uhr Früh bei einer Temperatur von 5 — Grad in den Ortschaften Rohricht, Kirchschlag, Glasau, Hellmonsödt, Davidschlag und Ober-Neukirchen eine Erderschütterung mit donnerähnlichem Getöse verspürt. In Kirchschlag selbst klirrten alle Fenster, und in einer dortigen Villa waren die Einwohner der Meinung, es sei die schwere Schneemasse, die auf dem Dache lag, plötzlich herabgestürzt, während man sich später vom Gegentheil überzeugte; der Wirth in der Glasau glaubte bei diesem donnerähnlichen Schlage, daß in seinem Keller von den Weinfässern die Reife abgesprungen seien, was aber gleichfalls nicht der Fall war. Diese Erderschütterung erfolgte somit in einer Region von 2 bis 3000 Fuß über der Meeresfläche.

Die „Seifenblasen" enthalten über den Nothstand in Ostpreußen folgende Verse:

Aus dem Jahre 1868.

Ihr habt im Staatsschatz dreißig Millionen —
Den fast Verhungernden gebt ihr sie nicht;
Ihr gebt den Generalen Dotationen —
Indeß der Hungernde zusammenbricht;
Entschädigt fremde und vergeldet eig'ne Kronen
Und denkt nicht an die erste Menschenpflicht.
Ein Nachtstück ist's, voll Elend und voll Graus,
's ist Tanzmusik in einem Trauerhaus!

Charade.

Wem streng die Eins als Zuruf gilt,
Der darf nicht Rast sich gönnen;
Ein Weib, — wird es auch gern die Zwei —
Läßt ungern sich so nennen;
Das Ganze, oft nur Fristungsquell
Für manches äuß're Leben,
Kann auch als Reichthum innern Seins
Zum Himmel uns erheben.

Auflösung des Räthsels in Nr. 8:

Als Gott den „Adam" einstens fragte,
Wie die „Madam" Eva ihm behagte?
Sprach er: o nehm' mir alle Rippen 'raus,
Und mach' mir lauter Eva's d'raus!
Wenn der liebe Gott thät jetzund fragen?
Alsdann würde mancher Adam sagen:
O Herr! wenn du mir willst zu Gnaden sein,
So setz' mir meine Rippe wieder ein.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. Ph.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 14 Freitag, 17. Januar 1868.

Bangen und Verlangen.

Novelle von Margaretha Carl.

Der Abend dunkelte schon, und immer höher thürmten sich die Felsen, deren zackige Spitzen nur noch im gelben Scheine der trüb untergegangenen Sonne sichtbar waren. Der Wagen holperte schwerfällig durch den engen Paß, ich blickte ängstlich aus dem Wagenfenster, zu beiden Seiten begegneten meinem Auge nur schroffe Felsen, deren Fuß mit dichtem schwarzen Gestrüppe bewachsen war. Der Kutscher wankte auf dem Bock, daß sein Kopf bald links, bald rechts taumelte. Er schlief, glaube ich; denn trunken konnte er von dem Kännchen Wein nicht sein, das die Domina ihm beim Abschied reichte. Sie sprach: „Solche Leute können schon etwas vertragen." Aber den Schlaf hatte es vielleicht bewirkt, und darum wünschte ich, die gute Frau hätte nur heute ihren schlimmen Tag gehabt, wo aus der sonst so liebevollen Pflegerin kein freundlich Wörtchen, viel weniger eine solche Gabe zu bringen war.

Dieser schlimme Tag war der Jahrestag, an dem sie einst der schnöde Bräutigam verlassen hatte. Sie barg ihr blutend Herz in stillen Mauern, und ward den Schwestern und den jungen Kostfräulein eine liebende, sorgende Hülfe; doch an dem schlimmen Tage ging Jedes ihr aus dem Wege.

Der Kutscher taumelte noch immer, die Straße mußte sich aufwärts ziehen, weil die Pferde Schritt für Schritt dahinschlichen. Die Brust war mir wie zugeschnürt, kaum wagte ich mehr aus dem Fenster zu schauen, das Gebüsch zu beiden Seiten des Weges bildete so sonderbare Gestalten, und wie leicht konnte Raubgesindel sich darin verbergen, um den sorglos Reisenden zu überfallen, wohl gar zu morden. — Und ich allein in dem großen, schweren Reisewagen, und der Kutscher schlafend — mir trat der Angstschweiß auf die Stirne. Durch welches Geräusch sollte ich ihn erwecken, da er bei dem lauten Poltern des Wagens so fest schlief? Doch, glücklicher Gedanke! mit ihm sprechen, das konnte ich ja. Schnell riß ich das vordere Fenster auf, und schrie mehr, als ich sprach: „Mein guter Mann, haben wir noch weit nach Aarburg, zu dem Herrn Vormund?"

Der Alte fuhr erschrocken in die Höhe, hieb in die Pferde ein, und brummte etwas in den Bart, wovon ich kein Wörtchen verstand, aber mir war doch viel leichter ums Herz, nun ich wußte, daß er nicht mehr schlief, und die Pferde wacker darauf lostrabten.

Es war jetzt völlig Nacht geworden, ein feiner Regen wehte durch's offene Fenster herein, mir ins Gesicht; ich schloß es, kauerte mich in die Ecke des Wagens zurück, drückte die Augen fest zu und betete. Wie immer, so wirkte auch jetzt das Gebet süß beruhigend auf mein Inneres. Ich dachte zurück an das fromme Haus, das ich so plötzlich hatte verlassen müssen, an die Trennung von meinen Gespielinnen, an den Abschied von der guten Domina, und ihre letzten tröstenden Worte: „Beruhige dich, meine holde Mathilde," sprach sie, „du bist ein so gutes frommes Kind, daß der Herr dich nimmer verlassen kann, und Gott ist ja der Waisen Vater, an ihn wende dich in jeder Noth und Gefahr, und du wirst Hülfe finden."

Meine Augen füllten sich mit Thränen bei der Erinnerung, eine süße Wehmuth ergriff mich und wiegte mich in Träume der Vergangenheit.

Ich glaube, ich war ein wenig eingeschlummert; denn als jetzt ein heftiges Rütteln des Wagens auf dem steinigten Wege mich hastig aufblicken machte, war der Mond aufgegangen und beleuchtete, oft von fliehenden Wolken verschleiert, schwach die Gegend. Jetzt ging es wirklich bergauf, die hohen Felsen waren zu kleinen Hügeln geworden, die Pferde keuchten vor dem schweren Fuhrwerk im langsamen Schritt, und, o Himmel! der Kutscher war ganz verschwunden. — Sollte er wieder eingeschlafen und so vom Wagen gestürzt sein? was geschah dann mit mir armen, hülflosen Mädchen!

Seit meinem fünften Jahre hatte ich das Kloster nicht verlassen, nie war ich allein, mir selbst überlassen; stets unter der Aufsicht der frommen Domina, umgeben von muntern Gespielinnen, befand ich mich jetzt zum Erstenmale in einer Gefahr, der ich nicht gewachsen war, in der ich mir nicht Rath, nicht Hülfe wußte. Mit jedem Augenblick stieg meine Bangigkeit, und ich allein, verlassen auf offener Straße!

Plötzlich vernahm ich ein Geräusch, als wetze man ein Messer an einem Stein, — kalter Schauer durchrieselte meine Glieder — nun war es ausgemacht, Räuber und Mörder umringten meinen Wagen; —

schon glaubte ich das Messer blinken zu sehen, das nur geschliffen ward, um mein Herz desto sicherer zu treffen. Ich wollte schreien, die Stimme versagte mir!

„Sieh immer der Gefahr kühn ins Auge, so trifft sie dich nicht unvorbereitet." Diese Worte unserer Domina fuhren jetzt wie ein Blitz durch meinen Kopf. Ich raffte mich zusammen, und näherte mich dem Wagenfenster; in diesem Augenblick wiederholte sich jenes Geräusch, und — heiß vor Scham schoß mir das Blut in die Wangen — der erste Gegenstand, der sich meinen Augen zeigte, war der Kutscher, der neben dem Wagen zu Fuße ging, vermuthlich um den armen Pferden die Last etwas zu erleichtern, die Zügel hatte er leicht um den Arm geschlungen, und — jenen Schreckenston, den ich für das Wetzen eines Dolches hielt, brachte ein kleiner Stahl hervor, den er gegen einen Feuerstein schlug, um die Tabakspfeife anzuzünden, die er im Munde hielt. — Beschämt zog ich mich zurück, doch dankte ich im Stillen der guten Domina, deren weise Lehren mir auch in diesem Augenblick genützt; denn sicher würde meine Phantasie mich noch lange geängstigt haben, hätte ich mich nicht ermannt, um die Gefahr näher zu beschauen.

Jetzt hatten wir die Höhe erreicht, der Kutscher schwang sich wieder auf den Wagen, lenkte rechts in einen Feldweg ein, und bald umgab uns ein dichtes Wäldchen. Die Bäume warfen im Mondschein seltsame Schatten, die manchmal menschlichen Gestalten glichen; doch wandte ich die Blicke mit Gewalt von ihnen, denn ich hatte mir ja fest vorgenommen, mich nicht mehr wie ein Kind zu fürchten. Bald athmete ich leichter, da wir uns aus des Waldes Dunkel in eine fruchtreiche Ebene wandten, an deren Saum ein großes Gebäude sich erhob. Es war das Ziel unserer Reise, Schloß Aarburg lag vor uns. Jetzt hielt der Wagen vor einem großen Thore, der Kutscher sprang ab, und zog an der Glocke. Nach einigen leise gewechselten Worten wurde geöffnet, der Wagen rollte über einen geräumigen Hof und hielt an einer breiten Marmortreppe. Ein alter Diener trat an den Schlag und hob mich heraus; mit feierlichem Ernst leuchtete er mir die Stufen hinan, doch nur langsam konnte ich ihm folgen, das ungewohnte lange Fahren hatte mich ganz schwindlich gemacht, ich mußte mich ein paar Mal am Treppengeländer halten, denn immer fühlte ich noch das Schwanken des Wagens. — Wir gingen durch lange Gänge, stiegen noch eine Treppe höher, dann wieder über einen langen Gang, an dessen Ende der stumme Alte eine Thüre öffnete, und mir einzutreten winkte. Bang und schüchtern folgte ich ihm in ein hohes, geräumiges Gemach. Der Alte setzte das Licht hin und verließ mich; dumpf verhallten seine Schritte auf dem Steinboden draußen. Wie fiel der Empfang in diesem Hause schwer und drückend auf mein Herz! Die Todtenstille um mich her, wie öde und schauerlich! — Noch hatte ich keines Menschen Stimme hier gehört, unentschlossen stand ich noch nahe der Thüre, durch die ich eingetreten war; ein bitteres Gefühl beengte mein Herz. „So muß ich das väterliche Haus betreten!" dachte ich, „Niemand, der mich willkommen heißt! kein Gruß, kein Laut aus einer Menschenbrust tönt mir entgegen! Doch ich bin ja eine arme, elternlose Waise, wer kümmert sich um mich!" Thränen füllten meine Augen — „o hätten sie mich doch in meinem stillen Kloster gelassen, bei meinen trauten Freundinnen, bei den guten Schwestern, die mich Alle so liebten, — hier liebt, hier kennt mich Niemand!"

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Der Kaiser hat bei der Audienz am 9. d. die Deputation des Zentralkomite's, bestehend aus den Präsidenten Dr. E. Kopp, den beiden Vizepräsidenten Kaufmann Ritter v. Maurer und Oberbaurath Schmitt, dann den Komitemitgliedern Frhrn. v. Suttner und Notar Braunendal empfangen und von derselben den Dank des Komite's für die Ueberlassung eines Theiles des Praters als Schieß- und Festplatz, so wie die Schießordnung entgegengenommen.

Dr. Kopp richtete an Se. Majestät folgende Ansprache:

„Der aus der Mitte der Wiener Bürgerschaft hervorgegangene große Ausschuß für das dritte deutsche Bundesschießen habe die Deputation beauftragt, Seiner Majestät den ehrerbietigsten Dank für die allergnädigste Ueberlassung der entsprechenden Räumlichkeiten im Prater zu Zwecken des Festes auszusprechen. Die Deputation erlaube sich, diesen Dank Seiner Majestät ergebenst zu Füssen zu legen, und im Namen des Komite's die weitere Bitte vorzubringen, daß Se. Majestät dem Bundesschießen, diesem vaterländischen und nationalen Feste, auch immerhin die huldvolle Unterstützung zuzuwenden geruhe. Das eifrigste Bestreben des Komite's werde es sein, das Fest zur Ehre Sr. Majestät und des Vaterlandes durchzuführen."

Der Kaiser entgegnete hierauf ungefähr Folgendes:

„Es freut Mich, daß Ich schon in der Lage war, das Unternehmen durch die Zusicherung des Festplatzes unterstützen zu können. Sie können überzeugt sein, daß Ich auch fernerhin, so weit sich Mir Gelegenheit bietet, dem Feste gewiß Meine volle Unterstützung zuwenden werde. Ich spreche nur den Wunsch aus, daß Sie hierbei auch die österreichischen Interessen wahren mögen."

Vor der Audienz bei Sr. Majestät wurde der Präses des Zentralkomite's von dem Reichskanzler Frhrn.

v. Beust empfangen. Dr. Kopp richtete an denselben die Bitte, die k. österreichischen Konsulate durch deren Vermittlung die Verbreitung der Aufrufe zur Theilnahme an dem Feste im Auslande stattfinden soll, Seitens des Ministeriums des Aeußern anzuweisen, daß sie den bezüglichen Ersuchschreiben, welche ihnen vom Zentralkomite zukommen werden, nach besten Kräften entsprechen. Der Reichskanzler hat mit zuvorkommender Bereitwilligkeit die Zusicherung gegeben, daß er alles Erforderliche im Sinne dieser Bitte veranlassen werde.

Die Betheiligung an dem Konkurs für die Gebäude auf dem Festplatze verspricht sehr lebhaft zu werden. Es sind bisher über 40 Anmeldungen erfolgt, darunter je eine aus München, Bremen, Pesth und Bozen. Mehrere Mitglieder des Schützentages, welche früheren Festen beiwohnten, haben sich bereit erklärt, alle erforderliche mündliche Auskunft jenen Projektanten, die es wünschen, zu ertheilen.

Der Schlußtermin für die Einreichung der Projekte wurde auf mehrseitiges Verlangen auf den 6. Februar, 6 Uhr Abends, erstreckt.

Für die Beleuchtung des Festplatzes sind die Unterhandlungen mit der Gasgesellschaft im Zuge. Gleichzeitig aber taucht der Gedanke auf, bei dieser Gelegenheit wo möglich die so dringend gebotene Beleuchtung der Hauptallee des Praters durchzuführen und werden Schritte vorbereitet, um die Bewilligung hiezu zu erhalten. Da in diesem Falle nichts Provisorisches zu schaffen wäre, würde sich die Beitragsleistung für das Schützenfest auf ein Minimum verringern, und die Wiener genössen endlich einmal das Schauspiel einer glänzend erleuchteten Parthie ihres herrlichen Praters.

Vom Preß-Komite wird seit voriger Woche zu jeder einzelnen Sitzung jedes der übrigen Komites je ein Mitglied delegirt, um stets in Allem, was dem größeren Lesekreis wünschenswerth erscheinen dürfte, au fait zu sein, und wichtige Beschlüsse nöthigenfalls sofort durch eine Extra-Korrespondenz den befreundeten Blättern mitzutheilen.

Das Centralkomite einigte sich über Anfragen aus Bulkesz (Ungarn), Panizova (Banat), Broos, Klausenburg (Siebenbürgen), „ob deutsche Schützen aus Transleithanien als Mitglieder in den deutschen Schützenbund aufgenommen werden sollen", zu dem Beschlusse, alle Anmeldungen von Deutschen aus Transleithanien, wenn dieselben einem deutschen Wehrverein angehören, anzuerkennen.

Laut Referat des Fest- und Zugs-Komites bildet sich der Festzug aus vier Abtheilungen, welche sich auf der Ringstraße vereinigen, und zwar auf der Strecke zwischen der Babenbergerstraße und dem Stadtparke. Wenn sich der Festzug dort gebildet hat, bewegt er sich durch das äußere Burgthor, welches dekorirt wird, auf den innern Burgplatz, Kohlmarkt, Graben, Stephansplatz, Rothenthurmstraße und die Jägerzeile zum Festplatze im Prater. Der Festzug wird alles Komödiantenhafte aus sich verbannen, und mit Würde, jedoch keineswegs tristo oder befangen auftreten. Sinnige und würdige Dekorationen sollen durchaus nicht ausgeschlossen bleiben.

Die Uebernahme der Bundesfahne, welche sich gegenwärtig in Bremen befindet, durch den Bürgermeister der Stadt Wien wird wahrscheinlich auf dem Stephansplatze erfolgen, und zwar während der Festzug diesen Platz passirt. Wenigstens ist vom Zentral-Komite der Stephansplatz in erster Reihe, der Graben erst in zweiter Linie hiefür in Aussicht genommen.

Die Scheibenbilder zu den verschiedenen Scheibengattungen, wie sie in der Schießordnung festgesetzt sind, werden nach den bereits in Originalgröße vorliegenden Mustern ehestens angefertigt werden. Es sind eben die Verhandlungen wegen Uebergabe der betreffenden Arbeit an eine bestimmte Steindruckerei im Zuge und werden sodann die Letztere, so wie die Preise, zu welchen die Scheibenbilder unmittelbar von derselben bezogen werden können, durch die deutsche Wehr- und Schützenzeitung und die autographische Schützenkorrespondenz bekannt gegeben werden.

Nach einer freundlichen Mittheilung des Vorstandes des deutschen Schützenbundes Hrn. H. H. Schröder in Bremen, tagt in Hamburg am 26. ds. eine Versammlung von Abgeordneten des deutschen Schützenbundes, welche die Errichtung eines Bezirksvereins des Bundes für den Norden bezweckt. An den Vereins-Vorstand Hrn. E. C. L. Wage in Hamburg ist demnach vom hiesigen Zentralkomite mit der herzlichsten Begrüßung die Einladung an alle Mitglieder des zu gründenden Bezirksvereins ergangen, das Fest durch einen Massen-Besuch auszuzeichnen. Zugleich wurden dem Vorstande 200 Exemplare der Schießordnung übersendet.

Die Anmeldungen zum Festbesuche wollen möglichst frühzeitig und so viel wie thunlich korporativ nach den Landes-, Bezirks- und Einzel-Schützenvereinen und durch Vermittlung der Vorstände derselben erfolgen, weil es nur bei einer solchen Einrichtung möglich sein wird, die Evidenthaltung der Festtheilnehmer auf das Genaueste durchzuführen, und für deren entsprechende Unterkunft, so wie für die Befriedigung über Bedürfnisse derselben sichere Fürsorge zu treffen. Derselbe gilt auch bei den Anmeldungen zum Eintritt in den deutschen Schützenbund und wozu sich aus Oesterreich allein circa 1100 Schützen angemeldet haben.

Dr. jur. und Ph. Alfred Jmnitschek, welchen das Zentralkomite zum Generalsekretär des dritten deutschen

Bundesschießens ernannte, hat seine Funktionen bereits angetreten, und die Leitung der Bureaux übernommen.

Mannigfaltigkeiten.

[Zur Volkszählung.] Als Resultat der jüngsten Volkszählung ergeben sich folgende Zahlen:

		Zuwachs seit 1864.
Amberg	10,016	719
Annweiler	2805	37
Aschaffenburg	7679	333
Culmbach	4639	511
Cusel	2835	234
Deggendorf	5142	383
Edenkoben	5100	40
Frankenthal	6558	62
Freising	7130	191
Gleishammer bei Nürnberg	1111	268
Grünstadt	3704	56
Herxheim	3965	
Hof	14,933	1247
Ingbert, St.	7824	345
Ingenheim bei Landau	1575	
Kaiserslautern	15,274	1810
Karlsberg (Rheinpfalz)	2698	459
Kaufbeuren	4851	110
Kempten	9777	357
Lambrecht (Rheinpfalz)	2584	188
Landstuhl	2873	3
Ludwigshafen	4849	1136
Memmingen	7109	180
Neuburg a/D.	5488	119
Neustadt a/H.	8613	524
Neu-Ulm	1976	485
Nürnberg	71,798	6090
Pirmasenz	8675	704
Plassenburg	847	235
Rehau	3202	102
Rockenhausen	1900	
Schweinau bei Nürnberg	1674	192
Selb	3852	254
Stein bei Nürnberg	1320	161
Würzburg	33,414	1839
(mit Militär)	41,696	
Wunsiedel	3583	63
Zweibrücken	7683	50

[Woher stammt der Name Fiacre?] Im Jahre 1650 gerieth ein gewisser Nikolaus Savage auf den Einfall, Wagen und Pferde in Paris beständig zum Vermiethen bereit zu halten. Das gefiel, und weil der Mann in einem Hause der Straße St. Martin wohnte, welches „Hotel Fiacre“ hieß, so benannte man das Miethsfuhrwerk nach diesem Hause.

Man schreibt aus New-York: Die hiesigen Vertreter der transatlantischen Kabelgesellschaft theilen mit, daß in der vergangenen Woche ein Telegramm von London nach Washington in 9 Minuten und 30 Sekunden befördert wurde, so daß es in Washington 4 Stunden 58 Minuten und 30 Sekunden eher ankam, als es in London abgesandt wurde, wenn man die Zeit-Differenz zwischen den beiden Erdtheilen berücksichtigt.

Im Jahr 1868 werden in Preußen geprägt werden für 696,666⅔ Thlr. Goldmünzen, für 200,000 Thlr. 2 Thalerstücke, für 13,650,000 Thlr. Einthalerstücke, für 481,000 Thlr. ⅙, 1/12 Thalerstücke und Silbergroschen, für 204,000 Thlr. ½ Silbergroschen und Kupfermünzen; zusammen für 15,231,666⅔ Thaler.

Scherz-Räthsel.

Es kaufte Jemand einen Ring,
Und zwar ein sonderbares Ding;
War nicht von Silber, nicht von Gold,
Wie ihn wünscht die Liebste hold.
Auch nicht für Finger oder Ohr'n
Ward solch' ein Ring je auserkor'n.
Und weil er ist an Form nicht rund,
Steckt ihn der Käufer in den Mund.
Dazu macht er ein sauer G'sicht,
Verschluckt sogar den armen Wicht,
So daß er ihm im Magen hing.
Hä! — was ist das für ein Ring?

Niedernberg. Ai....., L.

Auflösung der Charade in Nr. 9:

Ein „Wall“, ein „Ach“, und dann dabei —
Damit es sind der Sylben drei,
Auch noch ein xbeliebig „Ei“,
Und fertig ist die „Wallachei“.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 15 Samstag, 18. Januar 1868.

Bangen und Verlangen.

(Fortsetzung.)

Plötzlich unterbrach mein Schluchzen ein leises Pochen an der Thüre; erschrocken horchte ich auf, da öffnete sie sich, und ein freundliches altes Frauengesicht blickte herein. — „Da ist sie ja, da ist mein liebes Mathildchen!“ rief die Alte auf mich zueilend, schön willkommen, mein liebes Fräulein, schön willkommen! Sie erinnern sich wohl der alten Anna nicht mehr, die Sie so oft auf ihren Armen trug, und sich jetzt herzlich freut, das geliebte Kind wieder zu sehen. Ei, wie sind Sie groß und schön geworden, ganz das Ebenbild Ihrer seligen Mutter, meiner theuern Gebieterin! sogar die lieben Augen. Aber, was sehe ich, die sind von Thränen feucht? Ach, du liebster Gott! was ist Ihnen denn begegnet?“

„Nichts, gar nichts,“ erwiderte ich mit leichterem Herzen, „ich war nur so ganz allein hier, und...“

„Ei ja,“ fiel sie mir in die Rede, „der mürrische Jakob, der noch das Reden ganz verlernt, hat Ihnen wohl kein freundlich Wörtchen gesagt? Nun, lassen wir den Murrkopf, jetzt bin ich bei Ihnen, und will es meinem lieben Mathildchen an nichts fehlen lassen.“

Sie führte mich nun mit schmeichelnden Worten zu einem Sopha, nahm mir den Reisemantel ab, und öffnete die seidenen Vorhänge eines hohen Himmelbettes, darauf eilte sie mit liebevoller Geschäftigkeit hinweg, ein Abendessen zu besorgen. Wie war mir jetzt um Vieles leichter, da ich ein weibliches Wesen in meiner Nähe wußte! Die freundliche Alte hatte mein Zutrauen in der ersten Minute gewonnen, ich trocknete meine Thränen, und blickte mit froher Zuversicht ihr wieder entgegen. Es währte auch gar nicht lange, so trat sie mit einem Diener ein, der aus einem Korbe, Gedeck und verschiedene Speisen auftrug, und uns dann allein ließ. Die Alte hatte indessen noch ein paar Lichter angezündet, und drang nun in mich, auf die beschwerliche Reise mich zu erquicken; allein mir lag noch eine schwere Sorge auf der Brust, und ich gestand ihr offen, ehe sie mir diese Last nicht abgenommen, könne ich nicht ganz ruhig sein. — Mit zärtlichem Ungestüm bat sie mich, ihr jeden Wunsch zu äußern, und ich gestand ihr, daß ich in dem großen fremden Hause mich recht unheimlich fühlen würde, wenn sie nicht auch des Nachts in meiner Nähe bliebe.

„Ei, mein liebes Fräulein!“ rief sie, „das geschieht ja ohnehin,“ und rasch erhob sie sich und öffnete eine Thüre neben dem Bette. „Sehen Sie nur hier herein, da wohne ich, dicht neben Ihnen, und werde stets zu Ihren Diensten sein. Die Thüre, welche auf den Gang führt, verschließen wir und diese hier lassen wir offen, damit ich gleich bei der Hand bin, wenn Sie meiner bedürfen.“

Ich fiel der guten Alten um den Hals, und dankte ihr für die mütterliche Sorgfalt, die sie mir bewies. Nun konnte ich mit frohem Herzen etwas speisen, und ehe ein Stündchen verging, schlief ich schon sanft, vom traulichen Gekose der guten Anna in den Schlaf gewiegt. Als ich erwachte, schien die Sonne hellstrahlend in mein Zimmer, mir war leicht und wohl; neugierig musterte ich nun meine Umgebung. Die Wände meines Zimmers waren mit Tapeten von grünem Damast bedeckt, ein großer Spiegel, wie ich nie einen sah, füllte den Zwischenraum von zwei hohen Fenstern. Die Möbel schienen nicht neu, aber kostbar; über meinem Bette zwischen den grünseidenen Gardinen hing ein schönes Christusbild. Es erinnerte mich an eine heilige Pflicht; schnell sprang ich aus dem Bette, schlüpfte in mein Morgenkleid, und kniete hin, mein Gebet zu verrichten. Als ich mich erhob, stand Anna neben mir; mich nicht zu stören, war sie so leise näher getreten, sie betrachtete mich mit gerührten Blicken. „So recht, mein Engelskind!“ sprach sie, den Kopf sanft wiegend, „Sie sind das Ebenbild Ihrer seligen Mutter an Gestalt und Gemüth.“

Ich fragte schnell, ob sie denn meine Mutter gekannt, und bat, sie möchte mir doch recht viel von ihr erzählen.

„Wer kann das besser als ich!“ rief sie, die nassen Blicke nach oben gerichtet, „die sie seit ihrer Kindheit nicht verließ, in deren Armen die Theure hinüberschlummerte in ein besseres Leben!“

Weinend drückte ich die liebe Alte an meine Brust, und bat sie, mich doch auch nicht zu verlassen bis zum Tode.

„Ach, das hat noch gute Weile,“ erwiderte sie, rasch die Thränen trocknend; „ehe Sie, liebes Fräulein, die Hälfte Ihrer Lebensreise zurückgelegt haben,

bin ich schon bei Ihrer edlen Mutter, und erzähle ihr recht viel Schönes von Ihnen."

Sie half mir nun mich ankleiden, und brachte mir das Frühstück. Indeß sie dieses besorgte, trat ich an das Fenster, dessen Aussicht auf einen schönen, großen Garten ging. Er war wohl zwanzigmal größer, als unser Klostergärtchen; ich staunte ihn bewundernd an, doch fehlte ihm das fröhliche Gewühl von dreißig jungen Mädchen, das unsern Spielplatz belebte; hier erblickte ich keine menschliche Seele. Anna, die schon in aller Frühe meinen Koffer ausgepackt, und Alles in einen großen Schrank, der in ihrem Zimmer stand, geordnet hatte, brachte mir meinen Venetianerhut, und lud mich zu einem Spaziergang in den Garten ein. „Doch will ich Ihnen zuvor noch eine Freude machen, mein liebes Fräulein," sprach sie, „eine große Freude!" — Und nun zog sie an einer seidenen Schnur, die neben meinem Bette hing, und ein grüner Vorhang, den ich wegen der gleichen Farbe mit der Tapete nicht bemerkt hatte, schob sich auf die Seite, und enthüllte das Gemälde einer schönen blassen Frau.

Eine dunkle Erinnerung durchbebte mich, fragend starrte ich Anna an; diese nickte mit dem Haupte.

„Ja, ja, sie ist's — Ihre verewigte Mutter ist's!"

Mit unbeschreiblichen Gefühlen stürzte ich hin zu dem lieben Bilde, Freude und Wehmuth, Sehnsucht und Schmerz kämpften in meiner Brust, ich hätte es fest an mein Herz drücken, und recht darüber weinen mögen. Doch Anna sprach, indem sie das theure Bild wieder verhüllte, mich sanft fortziehend: „Lassen Sie sich durch seinen Anblick nicht allzu sehr erschüttern, liebe Mathilde, Sie können es von jetzt an täglich, stündlich sehen, und sich zu allem Guten durch seinen Anblick stärken; nur vergessen Sie ja nicht, stets den Vorhang wieder darüber zu ziehen, Ihr Oheim und Vormund hat es so befohlen."

Zum Erstenmale, seit ich das Schloß betreten, ward der Mann genannt, dessen plötzlicher Befehl, die Pension zu verlassen, um hinfort in seiner Nähe, und unter seiner unmittelbaren Aufsicht zu leben, mich eben so überrascht als betrübt hatte. Ich mußte mich aus dem Kreise guter, mich inniglieben der Menschen reißen, um dem nie gesehenen Manne in eine Welt zu folgen, die mir noch fremd war, nach der ich schüchternes, seit meiner Kindheit nur von weiblichen Wesen umgebenes Mädchen, mich nie gesehnt hatte. Kaum kannte ich seinen Namen; denn seit meinem zehnten Jahre, da mein erster Vormund, Herr von F*** gestorben war, und Herrn von Grauenstein, einen entfernten Verwandten meiner Mutter, mir zu seinem Nachfolger ernannt hatte, ließ dieser nur durch seinen Geschäftsträger alle halbe Jahre, mit Uebersendung des Kostgeldes, sich nach meinem Verhalten erkundigen. Mir bangte recht vor ihm.

In tiefe Gedanken versunken, folgte ich der guten Anna durch abgelegene Gänge und unbewohnte Zimmer, eine Wendeltreppe hinab, in einen kleinen Hof; hier öffnete sie ein Pförtchen, und wir traten in eine große Kastanienallee. Nun zeigte mir Anna die schönsten Parthien des Gartens, Stellen, von wo aus man der herrlichsten Aussicht genoß, und wunderhübsche Blumenbeete, wo nicht bloß Tulpen und Sonnenblumen prangten, wie in unserm bescheidenen Klostergärtchen. Dann führte sie mich in einen Pavillon, worin ein schöner Flügel stand; große Gemälde, meist Landschaften, zierten die Wände, und zu den geöffneten Fenstern duftete Jasmin und Flieder herein. Ich hätte da wohnen mögen, so lieblich sprach der Ort mich an. Ich öffnete das Klavier und frug Anna, ob ich ein wenig spielen dürfe; nach kurzem Besinnen sprach sie: „Ja doch, hier kann er uns nicht hören." — Anna lauschte mit stillem Vergnügen meinem Spiele, und sagte, ich hätte es in dieser Kunst beinahe so weit gebracht als meine selige Mutter. — Wir blieben bei zwei Stunden im Garten, doch bemerkte ich, daß Anna einen Theil desselben, der zu dem linken Flügel des Schlosses führte, stets vermied.

(Fortsetzung folgt.)

Charles Gounod.

Die meisten unserer Leser haben wohl schon Gounod's „Faust und Gretchen" oder „Romeo und Julie" gehört und sich an den graziösen Melodieen erfreut, welche die Anmuth der italienischen und neufranzösischen Musik mit dem Ernst, der Fülle und Würde der klassischen deutschen Opernmusik verbindet, und Viele werden daher einen kurzen Lebensabriß des genialen Komponisten willkommen heißen, welcher sich unter zahllosen Hemmnissen und Entmuthigungen einen geachteten Namen in der modernen Tonkunst gemacht hat und schon durch die Wahl seiner Stoffe eine gewisse ernstere Gediegenheit bethätigt, wie wir sie bei der Mehrzahl der heutigen Franzosen nicht zu finden gewohnt sind. Die wenigsten modernen französischen Musiker hätten sich Dichtungen von Shakespeare und Göthe zum Gegenstand von Operntexten gewählt, und noch unendlich wenigere wären diesen gehaltvollen Sujets auf eine solche Weise gerecht geworden, wie wir dieß von Gounod's obengenannten Opern rühmen dürfen.

Charles François Gounod ist am 17. Juni 1818 zu Paris von armen Eltern geboren und hat manchen Anstrengungen sich unterziehen müssen, bevor es ihm gelang, ein Schüler des Pariser Conservatoire zu werden. Dort studirte er den Generalbaß bei Halevy, dem talentvollen Komponisten der „Jüdin", und ward dann von Lesueur und später von Päër in der praktischen Komposition unterrichtet. Bei dem Konkurs um eine Preisaufgabe des Instituts im Jahre 1837 trug

er den zweiten Preis davon und erlangte zwei Jahre später den ersten Preis für seine Kantate „Fernand". In Folge dieser wiederholten Auszeichnung erhielt er ein Reisestipendium von der Regierung, ging damit nach Rom und widmete sich einem sorgfältigen Studium der klassischen Kirchenmusik. 1843 ging Gounod nach Wien und ließ daselbst in der Karlskirche eine Messe im Style Palestrina's, für Singstimmen allein, aufführen. Nach Paris zurückgekehrt, ward er zum Musikdirektor an der Kirche der Auswärtigen Missionen ernannt, nahm die geistliche Tracht an und blieb bis 1851 verhältnißmäßig unbekannt, da man das Gerücht verbreitet hatte, er sei in einen geistlichen Orden getreten. Damals aber erschien ein Aufsatz im „Athenäum", welchen man dem bekannten musikalischen Kritiker und Schriftsteller Viardot zuschrieb, über ein Konzert, worin vier Kompositionen eines ganz unbekannten Musikers, Namens Gounod, aufgeführt worden waren. Viardot äußerte sich über dieselben dahin: die Musik erinnere ihn an keinen andern Komponisten, weder einen alten, noch einen modernen, und trägt in Form, Melodie und Harmonie ein ganz eigenthümliches, originelles Gepräge; sie sei nicht neu, sofern man unter diesem Ausdruck das Excentrische und Fremdartige verstehe, und nicht alt in dem Sinne des Trocknen und Steifen; aber sie gebe sich kund als das Werk eines vollendeten Künstlers, als die Dichtung eines neuen Tondichters. Er bemerkt dann weiter, die Musik habe zwar unverkennbar einen wirklichen und tiefen Eindruck auf die Zuhörerschaft gemacht, aber er fühle sich durch die Musik selbst und nicht durch die Aufnahme, welche sie gefunden, zu der Prophezeiung berechtigt, daß dem Komponisten noch eine bedeutende Laufbahn bevorstehe. Der Aufsatz, woraus das Vorstehende entlehnt ist, war in der Pariser „Gazette musicale" vom 26. Januar 1851 abgedruckt und erregte desto mehr die Neugierde, als gerade damals Gounod's „Sappho", sein erster Versuch in Opernmusik, einstudirt wurde und bald darauf in der großen Oper gegeben werden sollte. Die erste Aufführung der „Sappho" fand am 16. April desselben Jahres statt, hatte aber weitaus nicht denjenigen Erfolg, welchen sich die Freunde des Komponisten davon versprochen hatten, denn die Oper litt nicht nur an einem mangelhaften Text, sondern auch an einer gewissen Abgerissenheit und Incohärenz der Ideen, einem Ueberwiegen der Recitative, einer beharrlichen Vermeidung aller konventionellen Formen, an großer Unkenntniß des Bühneneffekts und einem Mangel der Periodizität der Phrasen in der Partitur. Zu gut deutsch gesagt, die Oper „Sappho" fiel beinahe durch; allein der poetische Geist, welcher beinahe das ganze Werk durchhauchte und sich bisweilen in glänzenden Blitzen kundgab, überzeugte die kompetenten Kritiker, daß Gounod mit Sicherheit auf einen endlichen Erfolg rechnen durfte. Im Jahre 1852 wurden einige Chöre, die Herr Gounod für die Ponsard'sche Tragödie „Ulysses" geschrieben hatte, am Theatre français aufgeführt, welchen der Komponist entweder mittelst des Rhythmus oder durch ungewöhnliche Modulationen einen gewissen antiken Charakter zu geben gestrebt hatte; allein die Musik verrieth zwar Talent, war jedoch eintönig und machte mit Ausnahme des einzigen Chores „Treulose Dienerinnen" keinen allgemeinen Eindruck.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die letzten Nachrichten über das Befinden des berühmten Künstlers Bogumil Däwison lauten sehr beunruhigend. Ein Gehirn und Rückenmarkleiden, woran er niederliegt, geben wenig Hoffnung, ihn je seiner Kunst wiedergegeben zu sehen. Er befindet sich seit einiger Zeit in dem „maison de santé" zu Schöneberg bei Berlin.

Eine dramatische Neuigkeit, welche in diesen Tagen in Ulm mit ungewöhnlichem Erfolg über die Bühne ging und die Feuerprobe ihrer Aufführung glänzend bestand, verdient als eine Schöpfung von wirklicher poetischer Bedeutung eine ehrende anerkennende Erwähnung auch in weiteren Kreisen. Es ist die bürgerliche Tragödie „Valentine" von dem k. bayerischen Artilleriehauptmann Fr. E. Schubert in Ulm (wenn wir nicht irren einem Sohn des verstorbenen verdienten Professors Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert). Das Sujet des Stückes ist den sozialen Zuständen der heutigen vornehmen Pariser Gesellschaft entnommen, und der dramatische Knoten basirt auf jenen Konflikten von Liebe und Ehe, an welchen jene Gesellschaft dermalen krankt. Wir haben es daher mit einem Sensationsstück zu thun, worin zwar ebenfalls eine Scene aus Demi-monde geschildert wird, aber in einer Vertreterin, welche durch Uneigennützigkeit, Großmuth, Entsagung und einen gewissen Fond von Weiblichkeit geadelt und versöhnlich gemacht wird. Das Drastische der Situationen, der lebendige Fluß der Handlung, die meisterhafte Charakterzeichnung sühnen neben dem sittlichen Grundgedanken das, was etwa Scabröses und Herbes für sensitive Gemüther in dem Sujet liegen könnte. Als Drama wirksam, wie wenige moderne Bühnenstücke, ist „Valentine" als Dichtung innig, keusch und lebenswahr, und umgibt das Laster nicht mit der Glorie des Martyrthums, wie die französischen Dramen des jungen Alexander Dumas und Andere mehr thun, sondern verhilft jedem Pathos zur verdienten sittlichen Würdigung und sucht die Schuld allenthalben heim. Wir zweifeln nicht, daß diese Tragödie, die eine wirkliche poetische That ist, auch auf größeren Bühnen sich schnell einbürgern wird, und halten es für eine Pflicht der Presse, ihr hiezu behülflich zu sein.

Ein Korrespondent der „A. Z." schreibt aus Venedig: Wenn man nach längerem Aufenthalt im

Süden zur Winterszeit über die Alpen nordwärts kehrt, kommen Einem dort die geheizten Wohnungen, die Gast- und Kaffeehäuser fast unerträglich heiß vor, und man empfindet dann beim Wiederhinaustreten ins Freie um so greller den Unterschied in der Wärme. Meines Erachtens lebt der Italiener, Spanier ꝛc., der im Winter nicht zu heizen pflegt, in dieser Beziehung naturgemäßer und gesünder; er hat im Zimmer fast die gleiche Temperatur wie draußen, und weil die Luft gewöhnt, erträgt er die Kälte auch besser. Nicht bloß seine Brust, auch andere Organe müssen sich dabei wohl befinden, wie denn die Südländer nicht nur einer gesunden Lunge, sondern auch durchweg der trefflichsten, gesündesten Zähne sich erfreuen, während das Gebiß um so schlechter zu werden pflegt, je mehr die Menschen sich fortwährend in geheizten Räumen aufhalten. So steht als Thatsache unzweifelhaft fest, daß in Rußland, wo man sich gegen die kalte Luft am Aengstlichsten absperrt, die weitaus meisten Damen schlechte oder künstliche Zähne haben. Wie Dieß zusammenhängt, mögen die Aerzte erforschen.

In Düsseldorf ereignete sich am 14. ds. Mts. der wohl noch nie vorgekommene Fall, daß eine Leiche, die auf dem Friedhofe beerdigt werden sollte, zurückgewiesen und wieder zum Sterbhause gebracht werden mußte. Der Hauderer Heinr. Frank erschien nämlich an den Thoren des Kirchhofes mit der Leiche seines Bruders Johann, die auf seinem eigenen Wagen dorthin gebracht worden war. Derselbe fand indessen das Thor geschlossen und wurde die Zulassung der Leiche verhindert, weil dieselbe nicht auf dem städtischen Leichenwagen dorthin gebracht worden war. Die Stadt nimmt nämlich das Monopol in Anspruch, sämmtliche Leichen mit ihrem Fuhrwerk (natürlich zu sehr hohen Preisen) zu Grabe zu bringen, und bestreitet dieses Recht jedem Andern. Die Angehörigen des Verstorbenen wandten sich indessen, Beschwerde führend, an den Herrn Regierungs-Präsidenten, welcher zu Gunsten der Beschwerdeführer entschied und die Aufnahme der Leiche auf dem städtischen Friedhofe befahl. So wurde denn die Leiche auf dem Frank'schen Wagen zum Friedhofe gebracht und dort am gestrigen Nachmittage beerdigt.

Ein Herr Sarby in England hat eine Methode entdeckt, das Innere von Eisenstangen jeder Dicke in Beziehung auf ihre gleichmäßige Dichtigkeit zu untersuchen. Es geschieht dieß vermittels einer Magnetnadel, welche man in perpendikulärer Richtung auf den magnetischen Meridian des Ortes an dem zu untersuchenden Eisen entlang führt. Wenn das Eisen in seiner Masse gewogen ist, so wird die Magnetnadel keine bemerkenswerthen Bewegungen machen, finden sich aber im Innern brüchige Stellen oder sonstige Ungleichheiten, so wird die Nadel solche Stellen durch eine leicht zu erkennende Abweichung anzeigen. Wenn die Nadel bei dem Vorbeiführen an der Eisenstange eine oscillirende Bewegung annimmt, so ist die Stange als fehlerhaft zu verwerfen. In den Arsenalen von Woolwich werden Versuche angestellt, um die Zuverlässigkeit der Erfindung zu prüfen, die — wenn sie sich bestätigt — von großer Wichtigkeit sein wird.

[Zur Volkszählung.] Als Resultat der jüngsten Volkszählung ergeben sich folgende Zahlen:

		Abnahme seit 1864.
Bergzabern	2522	12
Dürkheim	5553	26
Godramstein	1709	44
Haßloch	5121	71
Landau	6116	103
Langenkandel	3436	88
Miltenberg	3209	178
Oggersheim	3123	5
Schifferstadt	3839	125

Logogryph.

Zwei Sylben nennen uns ein Wort,
Es zeigt uns eines Helden Namen,
Nimmst du das zweite Zeichen fort,
So lernen d'raus die Herrn und Damen.

Auflösung der Charade in Nr. 11:

Reich („steinreich"), wie das Sprichwort sagt —
Möcht' keineswegs ich sein!
Ich hätte immer Furcht und Angst
Vor Meister Klapperbein.

Arm, bettelarm, wie Mancher ist —
Behagte mir auch schlecht,
Weil ich vom Mitleid Anderer
Durchaus nicht leben möcht.

Nach was, denkt jetzt der Leser — steht
Denn eigentlich dein Sinn?
Nach weiter Nichts: als immerfort
Zu bleiben, was ich bin.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 16 Montag, 20. Januar 1868.

Einholung der Kaiserleiche.

Triest, 16. Januar.

Wenige Minuten bevor Kaiser Maximilian von Mexiko am 14. April 1864 in Miramar an Bord der „Novara“ trat, erwiderte er der Deputation der Stadt Triest unter Anderm: „Die Zukunft ist für Jeden mit undurchdringlichem Schleier verhüllt; die Vorsehung weist mir neue Bahnen an, und ich betrete sie mit Vertrauen. — — Heute vielleicht zum Letztenmale ist es mir gegönnt, Sie, meine Herren, als Gäste unter meinem Dache zu empfangen — —“ Es liegt nahe, dieser Worte, die im blutigen Drama von Queretaro eine so unheilvolle Bestätigung fanden, gerade am heutigen Tage zu gedenken, wo dieselbe „Novara“ den Leichnam des unglücklichen Prinzen seiner heimathlichen Erde zurückstellte.

Hatten schon die persönlichen Eigenschaften des Prinzen und sein hartes Schicksal als Kaiser eine allseitige pietätvolle Theilnahme an dem Akte sichergestellt, der sich heute abspielt, so war diese Theilnahme doch noch durch die Spannung erhöht worden, welche naturgemäß von den schwankenden Nachrichten erzeugt wurde, die uns aus dem andern Welttheile bald die Vorenthaltung und bald wieder die Uebergabe der irdischen Ueberreste meldeten. Endlich wußte man diese in der sichern Obhut des Helden von Lissa; man vernahm, daß sie, beschattet von der Flagge des Reiches, bereits die Wogen des Ozeans durcheile, daß sie Europa, daß sie Oesterreich erreicht, und mit Spannung harrte man also des Augenblicks, wo der schlanke Bug der „Novara“ am Horizonte auftauchen, und den Körper des Kaisers dem Lande seiner Ahnen wiedergeben sollte. Die „Novara“ war am 13. l. Mts. um halb 11 Uhr Vormittags in Pola eingelaufen, stach von dort gestern den 15. um halb 8 Uhr Morgens wieder in die See, begleitet von den Fregatten „Adria“ und „Radetzky“ und vom Kanonenboote „Velebich“.

Nach einer auf höhere Anordnung bis nach Sonnenuntergang verzögerten Fahrt langte die Escadre nach 6 Uhr Abends auf der Rhede von Triest an. Es unterblieben somit alle Trauersalven der Forts und der im Hafen schon befindlichen Kriegsschiffe, welche nach dem Programme bei Ankunft der Escadre zur Tageszeit hätten gelöst werden sollen. Ein ziemlich dichter Nebel, der sich Nachmittags auf das Meer gesenkt hatte, ließ nicht einmal die Umrisse der angekommenen Schiffe erkennen, deren Anwesenheit der zahlreich an den Ufern versammelten Menge sich bloß durch die Raketen- und Lichtsignale und durch das herübertönende Rasseln der schweren ablaufenden Ankerketten kundgab. Als Mittelpunkt der Aufstellung der Kriegsschiffe war der für die Landung des Leichnams ausgewählte Molo S. Carlo, ein gegen Nordwest in die See hineinragender, beiläufig 330 Schritte langer und 30 Schritte breiter Kai, genommen worden. Um die Stirnseite und um die linke Seite dieses Molo bildeten nun die Kriegsschiffe einen rechten Winkel, der sich von Nord gegen West und von West gegen Süd zog, so zwar, daß die „Adria“ am nördlichsten lag und ihr in gerader Linie „Velebich“, „Radetzky“, „Schwarzenberg“, „Novara“ und „Elisabeth“, dann im rechten Winkel abfallend „Minerva“ und „Salda“ folgten.

Die Morgensonne des heutigen Tages, begrüßt von den Salven der genannten Schiffe und sämmtlichen Landbatterien, vermochte nur langsam den dichten Nebel zu zerstreuen, der sich ober dem Meere gelagert hatte, und nur nach und nach zerrinnt er, das nicht häufige Schauspiel einer stattlichen Anzahl von Kriegsschiffen im nächsten Umkreise des Ufers entschleiernd. Das entfernte Seeschloß von Miramar bleibt aber noch immer vom Nebelschleier verdeckt, als wollte es nicht Zeuge des Schlußaktes jener unglückseligen Episode der Weltgeschichte sein, der seine marmornen Hallen zur Wiege dienten.

In den Straßen, welche schon gestern eine eigenthümliche Bewegung aufwiesen, strömte die Menschenmenge von aller Frühe an in gedrängten Massen gegen den Mittelpunkt des Hafens und gegen die Plätze, über die der Trauerzug seinen Weg nehmen sollte. Das Militär begann zum Theile Spaliere zu bilden und zum Theile auf und vor dem Molo S. Carlo Stellung zu nehmen. Der Bischof mit seiner Assistenz, die Zivil- und Militärbehörden, die Deputationen, das Konsularkorps und viele andere Theilnehmer versammelten sich einstweilen auf dem Molo, wo etwas nach 9 Uhr die Herren Erzherzoge Karl Ludwig, Ludwig Viktor und Heinrich erschienen. Die im Hafen und auf der

Rhede liegenden Handelsschiffe, die fremden Konsulate und die öffentlichen Gebäude hatten die Flaggen auf halben Mast gesenkt. Die Handelsschiffe, welche nahe dem Molo S. Carlo lagen, waren auf Deck, auf den Leitern und Mastkörben, ja sogar auf den Raaen von zahlreichen Zuschauern besetzt. Auf dem Kajütendeck der italienischen Brigg „Carolina", gerade gegenüber der zur Ausschiffung der Leiche bestimmten Stelle, hatte ein Photograph mit seinem Apparate einen vortheilhaften Platz sich erobert.

Das zur Aufnahme der Leiche bestimmte Fahrzeug war indessen von der Dampfbarcasse „Schwarzenberg" an den Bord der „Novara" geschleppt worden, auf deren Hauptmaste die kaiserliche Standarte wehte. Der Sarg wurde auf das Trauerfahrzeug gebracht, die Standarte auf der „Novara" gestrichen und auf dem Leichenboote gehißt, und dieses setzte sich nun, abermals von der Dampfbarcasse geschleppt, unter Führung des Linienschiffs-Kapitäns Nauta und unter dem Donner der Kanonen gegen das linke Ufer des Molo S. Carlo in Bewegung. Der Barcasse voran fuhr ein in Trauer dekorirter Gig, geführt vom Fregatten-Kapitän Adrano; dem Schiffe mit der Leiche folgten die Boote des Vice-Admirals Tegetthoff, der Kriegsschiffe, die Schiffe des Lloyd und der Handelsmarine.

Das Fahrzeug, welches die Leiche weiland Seiner Majestät des Kaisers von Mexiko trug, eine abgerüstete Penische der Kriegsmarine, war unter der Leitung des Herrn Tonello zu dem traurigen Akte, zu dem es heute zu dienen hatte, zweckentsprechend hergerichtet worden. Es bildete ein großes schwimmendes Zelt, dessen Spitze eine vergoldete Kaiserkrone überschattete, von welcher gegen die vier Ecken der Basis zu reichgefaltete schwarze Festons abfielen. Die Bordseiten, ebenfalls mit schwarzem Tuche behangen, waren von einem silbernen Kranze eingerahmt und trugen das österreichische und das mexikanische Wappen. Auf dem Buge war ein Engel von versilbertem Metalle angebracht, über welchem neben dem Flaggenstocke mit der halbtop gehißten kaiserlichen Standarte auf einem schwarzen Sockel ein ruhender Löwe von gleicher Farbe lag. In der Mitte des Verdeckes erhob sich, umgeben von hohen Leuchtern, ein schwarzer Katafalk, auf welchem der Sarg mit der irdischen Hülle des Kaisers lag. Der Sarg ist von Rosenholz mit goldenen Kanten und an seiner oberen Fläche mit einer silbernen ornamentirten Platte geziert. Auf dem Sarge ruhte auf einem Polster ein großer Lorberkranz, von dem drei prachtvolle Bänder mit goldgestickten Inschriften abfielen. Um den Sarg lagen auf Sammtpolstern der österreichische Erzherzogshut, die mexikanische Kaiserkrone und die Orden des Verblichenen. Ein Geistlicher verrichtete am Vorderdecke die Gebete. Den Sarg umstanden als Ehrenwache mit gezogenen Säbeln die Linienschiffs-Lieutenante (Hauptleute): Julius Stepskal, Joseph Pichler, Julius Gröller, Franz Frhr. v. Minutillo, Karl Seemann v. Treuenwart, Müller, Oskar Kern und Marquis Hamilcar Paulucci. Seekadet Leonhard Eberan v. Eberhorst leistete die Wache bei der kaiserlichen Standarte. Alle eben Genannten trugen die Dekorationen theils der eisernen Krone und theils des Militär-Verdienstkreuzes, erworben in den blutigen Tagen von Helgoland und von Lissa.

Das Trauerfahrzeug legte nun in der Mitte des Molo-Ufers bei einem schwarz drapirten Postamente an, welches in Form einer schiefen Ebene mit Eisenschienen zur Ueberführung des Sarges vom Bord des Fahrzeuges auf den Trauerwagen errichtet worden war. Dekorirte Unteroffiziere der Marine unter Leitung des Korvetten-Kapitäns Bellen und des Bootsmannes Lonzar brachten den Sarg über eine Gleitbrücke auf das obere Ende des Postamentes und von diesem auf eine am unteren Ende angebrachte, mit schwarzem Tuche behangene und von acht hohen Leuchtern umgebene Plattform.

Es trat nun der Bischof von Triest-Capo d'Istria mit zahlreicher Assistenz vor und begann die Einsegnung des Leichnams. Als diese kirchliche Zeremonie beendet war, wurde der Sarg von Marine-Unteroffizieren in den mit acht prächtigen Rappen bespannten Trauerwagen gebracht und setzte sich der Zug in Bewegung.

Den Zug eröffneten eine Linien-Infanteriekompagnie; es folgten der Generalmajor Herzog von Württemberg zu Pferde mit dem Brigadestab, drei andere Kompagnieen, eine Musikkapelle der Linieninfanterie, ein Bataillon, eine Kompagnie der Marineinfanterie und die Musikkapelle der Küstenartillerie. Hieran reihte sich zahlreiche Geistlichkeit mit dem Bischofe unter Vorantragung des Kreuzes und der umflorten Stadtfahne. Hierauf der Trauerwagen, umgeben von der vorgenannten Ehrenwache des Marine-Offizierkorps. Unmittelbar hinter dem Wagen schritten die Herren Erzherzoge und Vizeadmiral Tegetthoff. Es folgte dann eine unübersehbare Menge von anderen Theilnehmern an dem Trauerzuge, worunter die Chefs und die Mitglieder der hiesigen Zivil- und Militärbehörden, die Vizeadmirale Wüllerstorf und Fautz, die Deputationen von Agram, Fiume und Istrien, die fremden Konsuln, einschließlich jener der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die österreichischen Generalkonsuln Herzfeld und Loosey, der italienische Geniegeneral Mezzacapo, Festungskommandant von Venedig, mit drei Adjutanten, Graf Mocenigo, Conte Bembo und Conte Manna aus Venedig, Graf Hadik, Graf Ferdinand Zichy, Marquis Corrio, Graf Bombelles, Ministerialrath Scherzer, der gewesene mexikanische Oberst von Kodolich, viele Mitglieder des Stadtrathes von Triest und der Handelskammer, die Verwaltungsräthe des Oesterreichischen Lloyd u. s. w. Hieran schloß sich eine Kompagnie des Matrosenkorps, eine Militärmusik, die Divisionsschule und endlich zwei Infanteriebataillone. In den Straßen, durch welche der Zug den vorgeschriebenen Weg zur Eisenbahn nahm, waren sämmtliche

Balkons und Fenster dicht besetzt und mit Trauer-Emblemen geschmückt. Sämmtliche Gewölbe waren gesperrt. Der Menschenandrang auf den Straßen selbst und auf dem Plateau der Eisenbahn, wo der Zug gegen 11 Uhr anlangte, entzieht sich jeder Beschreibung. Vor dem Eingange in den Bahnhof nahm die Geistlichkeit eine nochmalige Einsegnung der Leiche vor, welche sodann aus dem Wagen gehoben und in ein außerhalb der Bahnhalle aufgeschlagenes, schwarz drapirtes Zelt getragen wurde. Nach neuerlichen Gebeten wurde der Sarg aus dem Zelte in den hiefür bestimmten Trauerwaggon des bereitstehenden Zuges gebracht. Der Trauerwaggon ist von Außen ganz schwarz lackirt und hat im Innern drei Abtheilungen. Die mittlere, größere Abtheilung, in welcher der Sarg aufgebahrt wurde, ist ganz schwarz drapirt und wird durch einige an den Seitenwänden angebrachte Armleuchter mit matten Gläsern ein wenig erhellt. Vor dem Sarge steht ein Betpult, von einem schwarzen Tuche mit weißem Kreuze überdeckt. Die anderen zwei Abtheilungen des Waggons sind für die als Ehrenwache mitfahrenden Marine-offiziere bestimmt.

So war denn diese traurige Feier um halb 12 Uhr beendet, und nachdem die zur Begleitung bestimmten Unteroffiziere und zwei Kompagnieen der Marine ihre Plätze in den Waggons eingenommen hatten, setzte sich der Zug in Bewegung, bei Miramar vorbei, begrüßt von dem weithallenden Donner der Geschütze der Spitzbatterie und des Forts Kressich.

Wien, 17. Januar.

Es war ein stiller Zug, der den todten Kaiser heute an uns vorüberbrachte, ein stiller Zug, trotz der unübersehbaren Menge, die vor, neben und hinter dem Sarge wogte, trotz der prachtvollen Karrossen, die ihm das Geleite gaben; ohne Sang und Klang nahte er unseren Blicken, hell beleuchtet von den im Nachtwinde zitternden Fackeln; als er aus der Dunkelheit auftauchte, verstummte die Menge und ehrte den Todten durch Schweigen. Als der Sarg sich langsam entfernt und die Nacht ihn verschlungen hatte, überkam uns die Empfindung, als sei ein düsteres Traumbild an uns vorübgeglitten. — Diese Stimmung wurde, so lange der letzte Widerschein der Lichter, welche neben dem Sarge mit der Dunkelheit kämpften, sichtbar war, nicht gestört, und doch füllte halb Wien die Straßen, um den „todten" Kaiser zu grüßen. Vom Burgthor angefangen, auf dem Burg-, Opern- und Kärtnerring, bis zur Schwarzenbergbrücke wogte schon nach Eintritt der Dämmerung eine große Menschenmenge. Minder zahlreich hatten sich Neugierige in der Heugasse aufgepflanzt. Außerhalb der Belvedere-Linie begann jedoch wieder ein dichtes Gewühl. Der Platz vor dem Südbahnhofe, sonst zur Aufstellung der Wagen bestimmt, war durch ein Militärspalier abgeschlossen. Hinter diesem Saume von Bajonnetten bildete, Kopf an Kopf gedrängt, das Publikum eine undurchdringliche Menschenmauer. — Nach 7 Uhr fuhren die Hofwagen mit dem Hoftrauerwagen über die Ringstraße und Heugasse zum Südbahnhof. Eröffnet wurde dieser Zug von reitenden Lampionsträgern, welchen der Trauerwagen und etwa 20 Hofwagen folgten. Der Trauerwagen, von sechs Schimmeln gezogen, war roth ausgeschlagen, vier vergoldete Säulen trugen die Kuppel, von welcher rothe Draperien herabhingen. Der Zug langte nach $^{3}/_{4}8$ Uhr am Südbahnhof an und nahm seine Aufstellung innerhalb des abgegränzten Raumes.

Der Südbahnhof war entsprechend dekorirt. Das Vestibul war mit einem schwarzen Tuch belegt, sonst aber jedes Schmuckes bar, und in der Wagenhalle war nur ein kleines Stück schwarz ausgeschlagen. Längs des Perrons der Abfahrtseite und über die Stiege war ein schwarzer Laufteppich gelegt. Die Wagenhalle selbst war für das Publikum abgeschlossen, und nur auf dem Vorplatze zur Stiege war den Journalisten gestattet, sich aufzustellen.

Vor dem Auffahrtsthore war durch 2 Kompagnien (300 Mann) des Regiments Ferdinand d'Este ein Spalier gebildet, welches Mühe hatte, die hier sehr dichte Menschenmenge zurückzudrängen. Der Platz selbst war durch Pechfackeln hinlänglich erleuchtet.

Zum Empfange der Leiche war im Bahnhofe, gegenüber dem Ausladeplatz, eine Kompagnie zu 32 Rotten des Regiments Graf Crenneville in Parade aufgestellt. An Notabilitäten hatten sich eingefunden: der Landmarschall Frhr. v. Pratobevera, sein Stellvertreter Baron Suttner, der Bürgermeister Zelinka, Statthalter Graf Chorinsky, Polizeidirektor Hofrath Strohbach, der Obersthofmeister Sr. Maj. des Kaisers, Fürst Hohenlohe; der kommandirende FZM. Baron Hartung, FML. Mollinary, Generalmajor Graf Auersperg, der Verwaltungsrath der Südbahn, mehrere österreichische und mexikanische Offiziere, zahlreiche Hofbeamte und Dienerschaft. Zur Einsegnung der Leiche war der Prälat der Elisabethkirche, Columbus, mit zwei assistirenden Geistlichen erschienen.

Punkt 8 Uhr ertönten gedämpfte Trommelschläge, und unter dem Schalle derselben rollte der Trauerzug in die Halle. Eine kurze Pause folgte, während welcher der Sarg aus dem Wagen gehoben wurde. Hierauf ertönten abermals gedämpfte Trommelschläge und gleichzeitig von der Elisabethkirche das Geläute der Sterbeglocke. Um $8^{1}/_{4}$ Uhr war die Einsegnung beendet und der Trauerzug setzte sich in Bewegung. Voran schritten zwei kaiserliche Lakaien, diesen folgten ein Platzoffizier, dann eine Kompagnie Marine-Infanterie und eine Matrosen-Kompagnie. Unmittelbar vor dem Sarg schritt Prälat Columbus mit den zwei Geistlichen und der assistirenden Hofdienerschaft. Den Sarg trugen 16 Matrosen, zu beiden Seiten desselben schritten 14 Mann der Trabanten-Leibgarde, so wie 12 Hofbeamte mit Fackeln. Vom Sarge waren die mitgekommenen Kränze,

Kissen und Kronen entfernt, und nur der hier vom österreichisch-mexikanischen Unterstützungsverein gespendete Kranz lag auf demselben.

Hinter dem Sarge schritten die Admirale Tegetthoff und Fautz, Fürst Hohenlohe, so wie sämmtliche Anwesende und mit dem Zuge Angelangten. Der Sarg wurde nun über die Stiege zum Hof-Leichenwagen getragen, worauf der Zug sich in folgender Ordnung durch die Belvedere-Linie, Heugasse, Schwarzenbergbrücke, den Kärntner-, Opern- und Burgring, das Burgthor zur Bellaria in Bewegung setzte: Zuerst zwei Hofreitknechte mit Laternen, ein Stabsoffizier des Platzkommandos, eine Eskadron Kavallerie, ein Hof-Einspanier zu Pferde, ein Kammerfourier in einem zweispännigen Hofwagen, ein Hoffourier zu Pferde, die Deputation der Kriegsmarine in einem zweispännigen Hofwagen, der k. k. erste Obersthofmeister, der Vize-Admiral v. Tegetthoff und zwei k. k. Kämmerer in einem sechsspännigen Hofwagen rc. Zu beiden Seiten des Leichenwagens gingen acht Marine-Offiziere und acht Hausoffiziere mit Wachsfackeln. Eine Abtheilung der k. k. Trabanten-Leibgarde leistete zu beiden Seiten von Außen die Nebenbegleitung. Außer dieser Begleitung bildeten noch 300 Mann des Infanterieregiments Ferdinand d'Este ein ambulantes Spalier. Den Schluß bildeten Marinetruppen und eine Eskadron-Windischgrätz-Dragoner.

Auf der Bellaria wurde der Sarg nach erfolgter Einsegnung über die Schwarze-Adlerstiege in die Kammerkapelle hinabgetragen. Se. Maj. der Kaiser mit den Erzherzogen und den Hofchargen erwarteten den Sarg bei dem Eingange der Schwarzen-Adlerstiege und begleiteten denselben in die Kapelle. Nachdem der Sarg in die Kapelle gebracht war, verließ Alles, bis auf die kaiserliche Familie, dieselbe. Nachdem die allerhöchsten Herrschaften ein stilles Gebet für den Verstorbenen gebracht hatten, verließen auch diese die Kapelle, und der Sarg blieb unter der Obhut zweier Priester, die bei demselben die Nacht betend durchzuwachen haben. Der Sarg, welcher in Triest zugenietet wurde, wird hier nicht mehr geöffnet werden, daher auch die übliche Uebertragung der Eingeweide und des Herzens, so wie auch die Agnoszirung der Leiche durch den Guardian der Kapuziner diesesmal nicht stattfindet.

Morgen Früh 7 Uhr wird der Sarg in der Stille in die Hofkirche übertragen und bleibt hier von 8 Uhr Früh bis 2 Uhr Nachmittags dem Publikum zur Besichtigung ausgestellt, worauf nach dem bereits bekannten Programme die Leichenfeier erfolgt.

Die Herren Erzherzoge Karl Ludwig und Ludwig Viktor, welche die Leiche bereits in Triest agnoszirt haben, waren heute Nachmittags um 1 Uhr in Wien angelangt, während mit der Leiche Abends außer dem obgengenannten Vize-Admirale auch Graf Bombelles und Graf Zichy eintrafen.

Mannigfaltigkeiten.

Nach den Berichten des Oberstabsarztes der Vereinigten Staaten gingen im letzten Bürgerkriege von Seiten der Nordstaaten 244,747 Soldatenleben zu Grunde, außerdem noch 30,000 Neger. Ferner wurden noch 208,000 Soldaten, soweit es bekannt geworden ist, verwundet und kampfunfähig gemacht. Da es in den Nordstaaten gegen 2 Millionen männlichen Geschlechts zwischen 20 und 40 Jahren gibt, die zum Waffendienst tauglich sind, so kann man rechnen, daß ein Achtel der Bevölkerung dieser Klasse das Leben eingebüßt hat, ein anderes Achtel verwundet wurde.

Oesterreichische Freiwillige haben verschiedene Sämereien aus Mexiko mitgebracht, wovon mehrere in Krain bereits versuchsweise angebaut wurden, darunter die schwarze mexikanische Bohne, welche einen beinahe 200fachen Ertrag geliefert haben soll.

Charade.

Die Erste nennet dir, was nahe hat die Schranken;
Die And're hat man meist als trocken in Gedanken;
Das Ganze aber herrscht im weiten Reich des Nassen,
Will Schranken setzen gern, doch sich nicht setzen lassen.

Auflösung der Charade in Nr. 12:

„Zweikampf“ — erinnert uns an längst vergang'ne Zeiten, —
Gehört auch heute noch — nicht zu den Seltenheiten
Zwar ist er stark verpönt in kultivirten Staaten,
(Was bei der Kampflust Mancher — auch eben nichts kann schaden!)
Allein, so lang en gros — man todtschießt, haut und sticht,
Ist auch der „Kampf“ zu „Zwei“ das größte Uebel nicht.

M. M.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 17 Dienstag, 21. Januar 1868.

Bangen und Verlangen.

(Fortsetzung.)

Als wir wieder auf meinem Zimmer waren, faßte ich mir ein Herz, Anna zu fragen, ob mein Vormund hier sei, und ob ich ihn wohl bald sehen würde.

Mit einem Seufzer antwortete die gute Alte, und ihr sonst so freundliches Gesicht zog sich in ernste Falten: „Er wohnt unter einem Dache mit Ihnen, Fräulein, doch wird es wohl noch einige Tage währen, bis er Sie zu sehen verlangt, er muß sich erst durch Ihre Nähe an den Gedanken gewöhnen, denn," fuhr sie fort, mich verlegen anblickend, „Sie sehen auch Ihrer Mutter gar zu ähnlich."

Seufzend wie vorhin, entfernte sie sich bei diesen Worten; mit Befremden blickte ich ihr nach. Mein Vormund wollte mich noch nicht sehen? Warum hatte er mich denn kommen lassen? — Das Bild meiner Mutter mußte vor ihm verborgen bleiben? — Diese Räthsel ängstigten mich; doch hoffte ich mir Annens Liebe und Vertrauen bald in dem Grade zu gewinnen, daß sie mir sie lösen, mich nicht länger in dieser Ungewißheit lassen würde.

Täglich besuchten wir nun den Garten, wo ich dann oft ein Stündchen auf dem Flügel spielte, während Anna mir einen schönen Blumenstrauß band.

Eines Abends, als wir im traulichen Gespräche beisammen saßen, erzählte ich ihr von meinem Aufenthalte im Kloster, von der guten Domina, von meinen Gespielinnen und unserer Lebensweise, dann theilte ich ihr mit, was noch aus den dunkeln Erinnerungen meiner Kindheit mir geblieben war. Wie meine Mutter fast immer schwarz gekleidet, und sehr blaß und traurig mir vorschwebe; wie sie oft mit einem schönen, jungen Manne, der mir immer Zuckerwerk gebracht, gestritten habe, wie ich dann immer fortgebracht worden, und wenn ich wieder zu ihr ins Zimmer gedurft, sie stets allein, und in Thränen gefunden habe; wie wir einmal weit gefahren, und dann lange in einem kleinen Hause bei Bauersleuten gewohnt; wie eines Nachts ein großer Lärm mich geweckt, und meine Wärterin weinend meine kleinen Händchen gefaltet habe, indem sie sagte: „Bete Kind, bete für deine arme Mutter!" und wie man dann mein blasses Mütterchen in einem schwarzen Kasten fortgetragen, und ich sie nimmer wieder gesehen. — Da sprach denn Anna oft dazwischen, und erklärte mir dieß und jenes: daß meiner Mutter Thränen um den frühen Verlust ihres zärtlich geliebten Gatten geflossen seien; daß sie seit seinem Tode stets Trauerkleider getragen, und ihm, ach! nur alljubald nachgefolgt sei. Jener junge Mann, dessen ich mich noch erinnere, sei ein Vetter meiner seligen Mutter und mein jetziger Vormund. Er habe meine Mutter mit aller Gluth der ersten Leidenschaft geliebt, und ihren Verlust so tief empfunden, daß jahrelange Reisen und der Aufenthalt in den fernsten Ländern seinen Schmerz nicht stillen konnten. Seit er in sein Vaterland zurückgekehrt sei, lebe er nun hier auf diesem Landgute wie vergraben, und lasse Niemand vor sich, als sie und den alten Jakob, der schon fast so stumm geworden, als sein Herr. Sie selbst dürfe nur zu ihm, wenn er sie rufen lasse, außer dem müsse sie, wie alle übrigen Bewohner des Schlosses, bei Verlust des Dienstes, ihm aus dem Wege gehen. Vor ungefähr fünf Monaten habe er sie eines Morgens zu sich beschieden, und ihr gesagt, er glaube, es sei jetzt an der Zeit, seine Nichte aus der Verborgenheit des Klosters zu ziehen und sie in die Welt einzuführen, welche ihrem Stande und Vermögen gebühre. Sie hätte laut aufjauchzen mögen bei dem Gedanken, das geliebte Kind ihrer unvergeßlichen Gebieterin, nach dessen Anblick sie sich so lange sehnte, endlich wieder zu sehen; doch habe sie ihre Freude unter anscheinender Ruhe verborgen, seiner Meinung ehrfurchtsvoll beistimmend. D'rauf habe er sie mit finsteren Blicken gefragt, ob sie sich meiner Züge wohl noch erinnere, ob ich — hier habe er ein wenig gestockt — ob ich meiner Mutter ähnlich zu werden versprochen hätte? Anna antwortete darauf mit innerem Beben, sie hätte nie die geringste Aehnlichkeit bemerkt, weil sie wohl wußte, daß dieß ihn eher bestimmen würde, mich in seine und ihre Nähe zu bringen. — Seit der Zeit habe sie ihn nicht mehr gesehen, und er müsse also noch lange gekämpft haben, bis er sich zur Ausführung eines Planes entschloß, den sie seiner Menschenfeindlichkeit nimmer zugetraut hätte. Die ängstliche Scheu, welche bis jetzt mein Herz bei dem Gedanken erfüllte, meinen Vormund zum Erstenmale zu sehen, schwand um Vieles nach Anna's Erzählung.

Er hatte meine theure Mutter geliebt, er konnte nicht hart gegen mich sein.

Am achten Tage meiner Ankunft brachte mir Jakob mit einer stummen Verbeugung folgende Zeilen von meinem Oheim:

„Meine liebe Nichte! Zürnen Sie Ihrem Vormunde nicht, daß er sich den Anblick des Wesens so lange vorenthält, das ihm auf dieser Welt einzig noch theuer ist. Ein tiefer Gram nagt an meinem Leben; er hat meine Gesundheit untergraben, und ich fühle, es ist Zeit mein letztes, heiligstes Geschäft zu beschleunigen, Ihr Glück zu gründen. Nur diese heilige Pflicht fesselt mich noch an diese Erde. — Ich werde Sie morgen Früh im Gartenpavillon besuchen; doch lassen Sie sich durch meine Gegenwart nicht in Ihren gewohnten Beschäftigungen stören, thun Sie, als käme ich nicht. Auch ersuche ich Sie, Anna zu entfernen.

Franz von Grauenstein.“

Ich mochte wohl etwas bleich geworden sein bei Lesung dieses Briefes, denn Anna eilte besorgt auf mich zu. — Ich reichte ihr das Blatt, sie las, und schien nicht weniger erschrocken als ich.

„Endlich also!“ rief sie, „Gott gebe seinen Segen zu dieser ersten Zusammenkunft, sie kann uns Alle glücklich machen, oder“ — hier senkte sie den Blick traurig zur Erde, und murmelte etwas, das ich nicht verstand.

Ich schlief diese Nacht nur wenig, und erwachte früher als gewöhnlich. Das Frühstück mundete mir auch nicht. Anna war heute so still, und beim Ankleiden schien es mir ein paar Mal, als zitterten ihre Hände. Um zehn Uhr, unserer gewöhnlichen Spazierstunde, führte sie mich bis zur Gartenthür; als sie mich dort verließ, wollte sie meine Hand küssen, ich fiel ihr um den Hals, und umarmte sie innig, ihre Thränen benetzten meine Wange. Die gute Alte liebte mich so sehr! Mit unsichern Schritten eilte ich durch den Garten, dießmal fesselten die schönen Blumenbeete meine Blicke nicht; ein wenig außer Athem langte ich im Pavillon an. Ich war allein, Niemand zu sehen noch zu hören. Ich betrachtete die Gemälde, als hätte ich sie noch nie gesehen, ich trat ans Fenster und blickte dem Zug der Wolken nach. Endlich öffnete ich das Klavier; ich mochte wohl eine Viertelstunde gespielt haben, da sprach plötzlich eine sanfte männliche Stimme hinter mir: „Sie spielen mit vielem Gefühl! — Erschrocken wandte ich mich um, und erblickte einen schwarz gekleideten Mann hinter mir, von hoher schlanker Gestalt, einem schönen, doch sehr bleichen Gesicht, dunkeln Augen, deren melancholischer Ausdruck sich, als er meine Züge sah, in starren Schrecken verwandelte. — Ich erhob mich, vergebens nach Worten suchend, da bemerkte ich, daß mein Vormund — denn er war es — sich krampfhaft an eine Stuhllehne haltend, zu wanken begann. Besorgt eilte ich auf ihn zu, doch er wich bebend zurück, und mit dem leisen Ausruf: „Elise!“ sank er in einen Stuhl. Seine Augen schlossen sich, sein Haupt, von Leichenblässe bedeckt, sank zurück. Da wich plötzlich jene Schüchternheit von mir, ich fühlte eine nie gekannte Kraft meinen Busen erweitern. Mit Blitzesschnelle flog ich zu dem nahen Springquell, schöpfte Wasser in die hohlen Hände, eilte zurück, und rieb ihm Stirn und Schläfe damit, dann schlang ich den Arm um sein Haupt, und strebte es sachte zu erheben. — Nach einigen Minuten kehrte Leben und Odem in die starren Glieder zurück, mein Herz schlug hoch vor Freude, Thränen füllten meine Augen. „Mein theurer Oheim,“ sprach ich leise, „erholen Sie sich!“ — Er schlug die Augen auf, und blickte mich mit einem Ausdruck an, den ich nie vergessen werde. Ich war noch immer über ihn gebeugt, mein Arm stützte sein Haupt, und über meine Wangen flossen heiße Thränen. Eine sanfte Rührung verbreitete sich über seine edlen Züge. „Gutes Kind,“ sprach er, „wie habe ich dich erschreckt!“ — Flehend bat ich ihn, sich noch zu schonen, und versicherte ihm, daß ich vor Freude über sein Erwachen meinen Schrecken ganz vergessen habe. Er faßte meine Hand, und drückte sie, mit einem dankbaren Blick aus den schönen dunkeln Augen, an sein Herz. Da fühlte ich, wie eine glühende Röthe mein Gesicht überströmte; plötzlich ließ er meine Hand los, und sich erhebend, rief er: „Gott! wie ähnlich Ihrer Mutter!“ dann fügte er nach einer Pause hinzu: „Bald, meine liebe Mathilde, werden Sie mehr von mir hören“, und verließ langsamen Schrittes den Pavillon.

Ich stand noch lange regungslos auf derselben Stelle, nach der Thüre blickend, durch die er sich entfernt hatte, und immer tönten die Worte „meine liebe Mathilde“ in mir fort, und immer fühlte ich den tiefen seelenvollen Blick seiner wunderschönen Augen in meinem Herzen. Ich blieb wohl noch lange im Garten, doch erinnere ich mich nicht mehr, was ich in der Zeit begann.

(Fortsetzung folgt.)

Charles Gounod.

(Fortsetzung.)

Am 18. Oktober 1854 kam eine große Oper von Gounod zur Aufführung: die „blutige Nonne“. In dieser bethätigte derselbe ganz entschiedene und bedeutende Fortschritte als dramatischer Komponist, besonders in Beziehung auf Anordnung der Ideen und instrumentale Tonfärbung. Die Musik war aber noch immer ungleich und in einzelnen Theilen unverkennbar schwach. Die interessantesten Züge beschränkten sich auf ein Duett

im ersten Akt, auf die Musik beinahe des ganzen zweiten, und auf eine Arie und ein Duett im dritten Akte. Auf die „blutige Nonne," welche noch jetzt hie und da in langen Zwischenräumen aufgeführt wird, folgte ein Versuch in komischer Musik, indem Gounod den Molière'schen „Arzt wider Willen" als komische Oper behandelte; sie wurde 1858 am **Theatre lyrique** in Paris und 1864 auch am Convent-Garden-Theater aufgeführt. Die Partitur enthält eine geistvoll gesetzte Tenor-Arie im Anfang des ersten Aktes, einen wirksamen Chor der Holzhauer, ein originelles ächt humoristisches Lied für die „Amme", einige äußerst verdienstliche konzertirte Passagen und eine nicht ganz befriedigende Ouvertüre. Die Instrumentation ist durchaus reizend, nur die Finale sind etwas schwach aufgebaut und eine Affektation der veralteten Formen hemmt einigermaßen den Fluß der genialen und ausdrucksvollen Melodie. Wir begegnen darin schon häufigen Vorahnungen der reizenden Liebesmusik des „Faust", und es liegt vielleicht zumeist nur in dem gegen opernartige Behandlung etwas spröden und unergiebigen Sujet der Molière'schen Komödie „Der Arzt wider Willen", daß das Gounod'sche Werk keinen größern und durchschlagenderen Erfolg erzielt hat.

Gounod's erste erfolgreiche That und sicherste Begründung seines Ruhmes als Opern-Komponist war sein „Faust", welcher am 19. März 1859 am **Theatre lyrique** in Paris zum Erstenmale aufgeführt, aber von den Franzosen nicht sogleich nach seinem wahren Werthe gewürdigt wurde. Der Mangel an ächtem Verständniß der Musik bei den Franzosen machte sich hier wieder einmal augenfällig geltend, wie denn das französische und insbesondere das Pariser Publikum für die höheren Phasen der Kunst nur eine sehr geringe und langsame Werthung besitzt, und Gounod's Faust ward in Paris erst als Meisterstück anerkannt und wirklich willkommen geheißen, nachdem ihm die deutsche Kritik beinahe einstimmig den Preis eines vollendeten Kunstwerkes zuerkannt hatte.

Eine dreiaktige Oper: „Philemon und Baucis", welche am 18. Februar 1860 am **Theatre lyrique** zum Erstenmal aufgeführt wurde, weist eine köstliche Ouvertüre, einen äußerst lebensvollen wirksamen Chor der Bachantinnen, den man zuweilen in öffentlichen Konzerten in Paris zu hören bekommt, und einige andere, minder allgemein bekannte hübsche Musikstücke auf; allein das Sujet der Oper ist ungenügend, und hat daher, durch den Mangel an wahrhaft dramatischem Leben, auch weniger wirkliche Inspirationen von Seiten seines Tonschöpfers bekommen, als die meisten anderen Werke seiner Feder.

(Schluß folgt.)

Mein Trost.

Unter den grünen Fichten,
Unter dem blauen Himmel,
Wer möchte nicht verzichten
Auf schales Volksgetümmel?

Unter der Vögel Lieder,
Unter der Blätter Rauschen,
Wer möchte Ruhe wieder
Mit Weltgeräusch vertauschen?

Unter dem Gottesfrieden,
Unter den Wonnethränen,
Wer möchte sich hienieden
Jemals nach And'rem sehnen?

Und wenn mich Freunde fliehen,
Und wenn mich Lieb' betrogen,
Will ich zum Walde ziehen,
Ins kühle Blätterwogen. —

— r —

Mannigfaltigkeiten.

[Ehelosigkeit.] Ein Artikel der „N. Z.", welcher die Klagen der „Morning Post" über das in allen englischen Gesellschaftsklassen zunehmende Nichtheirathen der Männer bespricht, schließt mit den Worten: „Der Grund des alten Jungferthums in England (und wohl auch anderswo) liegt vor Allem in der verschrobenen, unweiblichen Erziehung, welche den jungen Ladies der oberen Stände (bloß der oberen?) zu Theil wird, in der fabelhaften Steigerung des Luxus, welchen das „Halten einer Frau" auch für einen wohlhabenden Mann zu kostspielig und gefährlich macht. Diese Salon-Engel sind wie die Lilien auf dem Felde; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Für die Kleidung sorgen sie allerdings, lassen aber Väter und Ehemänner dafür bezahlen, daß ihnen die Augen übergehen.

Aus Pernitz wird der „N. Fr. Pr." geschrieben: „Die Nachricht, daß in der Nähe der Villa Raimund nächst Guttenstein Wölfe herumschwärmen, wurde daselbst für eine Fabel gehalten, sollte sich aber traurig bewahrheiten. Als nämlich der Eigenthümer dieser Besitzung, der Finanzrath v. Paumgartten, am 14. Januar, Abends 6 Uhr, den gegenüberliegenden Schallhof besuchen wollte und an die über den „kalten Gang" führende Brücke gelangte, trabten zwei Wölfe heran und versperrten ihm den Weg. Hr. v. Paumgartten hielt Anfangs in der Dunkelheit diese Bestien für Fleischerhunde und pfiff ihnen, um sie zu beschwichtigen.

Da sie sich aber nicht entfernten, vielmehr knurrend auf ihn zuschritten, so erhob er eine Eisenstange, welche er mit sich führte, und schlug eine der Bestien so stark auf die Nase, daß sie heulend das Weite suchte. Der zweite Wolf sprang auf den Finanzrath los, und obwohl ihm dieser mit der Eisenstange mehrere Schläge versetzte, so konnte er doch nicht verhindern, daß das Thier ihm einige bedeutende Bisse in den Schenkel beibrachte. Glücklicher Weise kam ein Schlitten mit Schellengeläute auf der Straße gefahren, was den Wolf veranlaßte, von seinen Angriffen abzulassen und zu fliehen."

Die Lokomotive hat sich eine wahrhaft kosmopolitische Geltung verschafft, denn nicht nur in allen Welttheilen, sondern auch fast in allen Zonen ist sie thätig. In Norwegen reicht eine Eisenbahn zwischen Throndhjem und Stören bis nahezu zum 64. Grad nördlicher Breite; eine russische Bahn verbindet das ganze Getriebe des innerasiatischen Karawanenhandels in Nischnei-Nowgorod mit der europäischen Kaufmannswelt. In Asien dringt die Lokomotive bis an den Fuß des Himalaya, hoch in den Punjab hinauf. Amerika baut ein wahrhaft gigantisches Werk in denjenigen Bahnlinien, welche 800 Meilen lang, San Franzisko mit New-York verbinden werden und die Pässe der Felsengebirge in der Sierra Nevada in einer Höhe von 7000 Fuß über dem Flußbette des Sacramento überschreiten, also den Semmering- und Brenner-Uebergang weit hinter sich zurücklassen. In Australien haben alle englischen Kolonien Eisenbahnen, und in Afrika Aegypten, Algier, die Cap-Kolonie, Natal und die Insel Mauritius.

In Claydon, Grafschaft Suffolk in England, ist vor Kurzem eine Frau gestorben, welche im Jahre 1761 getauft worden war. Ihr genaues Alter ist unbekannt; jedenfalls zählte sie mehr als 106 Jahre. Sie war Hebamme, und mehr als die Hälfte der Einwohner Claydons sind durch ihre Intervention zur Welt befördert worden. Ihren 72jährigen Sohn pflegte sie als den „Burschen William" zu bezeichnen. Sie war heiteren Temperaments und erfreute sich bis zu ihrem Ende einer auffallenden Kraft des Gedächtnisses.

Die Kassenfabrik von Wertheim und Comp. in Wien fertigte für ein großes Geldinstitut ein komplettes eisernes Kassenzimmer von 4 Klafter Länge, 4 Klafter Breite, 2½ Klafter Höhe an; Wände, Plafond und Fußboden sind aus starken Kesselplatten gearbeitet; das Ganze ruht auf starken eisernen Trägern; Gesammtgewicht 300 Zentner.

Ein englisches Blatt berechnet die Höhe der gesammten auf Kriegsfuß stehenden Armeen der europäischen Mächte auf 7,500,000 Mann. Wenn jeder Soldat durchschnittlich 480 fl. per Jahr kostet, so belaufen sich die Ausgaben für Erhaltung der Heere auf 9,600,000 fl. täglich, 288 Mill. monatlich und 3456 Mill. jährlich, und das Volk muß dafür zahlen!

[Kurze Predigt.] Ein Pfarramts-Kandidat, der schlecht memorirt, sonst aber das Herz auf dem rechten Fleck hatte, begann seine Predigt mit den verhängnißvollen Worten: „Der Apostel Paulus grüßet die Gemeinde!" blieb aber damit stecken, obgleich er diese Worte mehrere Male wiederholte. — Ein Bauer, der neben dem Ortsschulzen saß, sagte zu diesem: „Na, Schulze, so sag' doch auch was!" dieser erhob sich sogleich und seine Gemeinde vertretend rief er zum Kandidaten hinauf: „Die Gemeinde läßt den Herrn Paulus schönstens wieder grüßen!" worauf dieser, indem er schleunigst die Kanzel verließ, erwiderte: „Danke, Schulze, ich will's sogleich ausrichten!"

Charade.

Die Erste lehrt ein fremd' Gericht dich kennen,
Was nur kein Unding ist, wird dir die Zweite nennen.
Das Ganze lob' ich mir, wenn es ist gut gerathen,
Es sei vor oder nach, nur nicht anstatt des Braten.

Auflösung der Charade in Nr. 13:

Spricht von „Gehalt" — das Räthsel heut' —
So wie es mir will scheinen?
Geb' ich für's Erste den Bescheid:
Daß ich beziehe — keinen!

Was inneren „Gehalt" betrifft —
Entbehr' ich ihn nicht minder,
Und Jeder merkt an Wort und Schrift,
Daß gar Nichts steckt dahinter.

Nun! wenn der Erste auch gebricht —
So weiß ich doch zu leben!
Und durch den Letzten — will ich nicht
Zum Himmel mich erheben.

M. M.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 18 | Mittwoch, 22. Januar | 1868

Bangen und Verlangen.

(Fortsetzung.)

Als ich in mein Zimmer zurückkehrte, trat mir Anna erwartungsvoll entgegen. Ich erzählte ihr den ganzen Hergang, nur weiß ich nicht, warum ich ihr verschwieg, daß der Oheim meine Hand an sein Herz gedrückt, und welchen Eindruck das „liebe Mathilde" auf mich gemacht; doch sagte ich ihr, wie ich mir meinen Vormund so ganz anders vorgestellt. „Wahrscheinlich viel älter?" sprach sie lächelnd, „denn Oheim und Vormund denkt man sich nur mit grauen Haaren oder Stutzperücke. — Nein, liebe Mathilde, Ihr Vormund zählt erst dreiunddreißig Jahre. Als Ihre Mutter starb, war er ein blühender Jüngling von kaum Zwanzigen, voll Feuer und Leidenschaft; Sie waren damals ein vierjähriges Kind; nun sind Sie zur blühenden Jungfrau herangewachsen, und er hält sich für einen abgelebten Greis. Ja, ja, Jahre des Kummers währen lange!"

Nach einigen Tagen, als ich wieder im Pavillon am Klavier saß, und Anna hinausgegangen war, mir einen Blumenstrauß zu binden, trat mein Vormund wieder ein, doch dießmal mit Geräusch, vermuthlich um mich nicht wie das Erstemal zu erschrecken. Ich stand sogleich auf und ging ihm entgegen. Beim ersten Anblick, den ich auf ihn warf, schien es mir, als sei er heute nicht so blaß; doch als ich das Zweitemal zu ihm aufsah, bemerkte ich, daß ich mich getäuscht hatte. — Er sagte mir, daß er mich mit einer liebenswürdigen Familie aus der Nachbarschaft bekannt machen werde; Baron Woller, ein würdiger Freund seines verstorbenen Vaters und auch der seine, wohne nur zwei Stunden von uns, und ich würde an seiner edlen Gattin und Tochter bald zwei liebe Freundinnen gewinnen.

Anfangs war ich etwas verlegen, ihm zu antworten, und stockte einige Male, wenn ich bemerkte, daß sein Blick auf mir ruhte; allein er wußte mich unvermerkt zutraulicher zu machen, und indem er mich auf mein Lieblingsthema, die Musik, und meinen Aufenthalt im Kloster brachte, verscheuchte er gänzlich meine Befangenheit. Ich erzählte ihm, in welchen Gegenständen wir Unterricht genossen. Als er hörte, daß ich Französisch und Englisch gelernt, begann er sich sogleich in diesen Sprachen mit mir zu unterhalten. Er sprach sie vollkommen rein und mit einem Wohllaut, der mich bezauberte. Mein Blick hing an seinen Lippen, und mochte wohl das Vergnügen ausdrücken, das ich empfand; denn plötzlich schwebte ein sanftes Lächeln um seinen Mund und zeigte zwei Reihen der schönsten Zähne; doch als erschrecke der fremde Gast über sich selbst, so schnell verschwand es wieder, um jenem Ausdruck von tiefer Melancholie Platz zu machen, der auf diesen Zügen eingewurzelt schien. — Er versprach mir, einige gute Bücher auf mein Zimmer zu senden, auch einen Flügel, da ich bei schlechtem Wetter den Pavillon nicht besuchen könne. Er bat mich, ihm jeden meiner Wünsche sogleich mitzutheilen, er würde sie nach Kräften zu erfüllen suchen; denn er sei überzeugt, ich könne keine unbilligen hegen. Bei diesen Worten drückte er mir leise die Hand, wie zum Abschied, und verließ mich.

Mir war sonderbar zu Muthe nach dieser Unterredung, unruhig und froh, beklommen und heiter; doch war das innigste Mitleid mit dem traurigen Schicksal dieses edlen Mannes, unter all' den wechselnden Gefühlen in meiner Brust, das vorherrschendste. Wie tief mußte das Unglück ihn gebeugt haben, um den vor wenig Jahren noch blühenden, lebensfrohen Jüngling in einen Menschenfeind zu verwandeln! Abgestorben für jede Freude, für jedes gesellige Vergnügen, ja für die ganze Welt, schien ihn nur mein Dasein noch an diese Erde zu fesseln.

Sinnend ging ich den ganzen Tag umher, überall begleitete mich sein Bild; sogar des Nachts im Traume sah ich ihn. Er lag in einer Todtenbahre, die edlen Züge noch bleicher als gewöhnlich, die wundervollen Augen für immer geschlossen! Ich weinte darüber so laut, daß Anna erschrocken herbeieilte, mich zu wecken, und fragte, was mir begegnet sei. — Sie schalt mich wacker aus, daß ich so trüben Gedanken nachhinge, die mir dann des Nachts im Schlafe vorkämen.

Al ich nach einigen Tagen des Morgens erwachte, lagen alle Stühle voll der niedlichsten Anzüge, und Anna stand, fröhlich und geschäftig sie ordnend, vor mir. Als ich meine Verwunderung darüber ausdrückte, sagte sie, mein Vormund habe ihr befohlen, ein Musterkleid von mir herzugeben, um darnach für mich in der Residenz einige Anzüge nach dem neuesten Geschmack fertigen zu

lassen; denn da ich in Gesellschaft erscheinen solle, so müsse das auch meiner würdig geschehen. Sie habe mir aber nichts davon gesagt, um mich damit zu überraschen.

Ich dankte der guten Alten, mit herzlichen Worten, doch in Gedanken meinem lieben Vormund für die zarte Aufmerksamkeit. Die Kleider waren allerliebst, und da Anna mir sagte, wir sollten nach Tische hinüberfahren zu Baron Woller, so wählte ich eines von weißem ostindischen Mousselin, das seiner Einfachheit wegen mir besonders gefiel.

Als wir auf dem Gute des Barons ankamen, wiesen die Diener uns höflich in den Garten; dort fanden wir die Familie auf einer Anhöhe, im Schatten einer großen Linde sitzen, von wo aus man einer herrlichen Aussicht genoß. Als sie uns erblickten, eilten alle drei auf uns zu, und wußten meine Schüchternheit sehr bald durch ein freundliches Entgegenkommen zu zerstreuen. — Der alte Baron, ein Mann von hoher Bildung und heiterem Gemüthe, belebte Alles um sich her. Seine würdige Gemahlin erregte Liebe und Ehrfurcht in gleichem Maße; doch wie soll ich Emilien beschreiben, die sobald meine beste, innigste Freundin für's ganze Leben ward? Ihr Gesicht konnte man gerade nicht schön nennen, doch goß die Sanftmuth, die Engelsgüte ihres Herzens einen eigenen Zauber darüber aus, und ihr geistreiches Auge belebte wunderbar die zarten Züge. Nie sah ich sie lärmend froh, doch immer theilnehmend an Allem, was sie umgab; die sanfteste Heiterkeit umschwebte sie unter den Frohen, die rührendste Trauer unter den Unglücklichen. Gebildet, wie Wenige ihres Geschlechts, hüllte ihre Bescheidenheit alle Vorzüge, mit denen Kunst und Natur sie ausgestattet hatten, in einen dichten Schleier, und nur der treuesten Freundschaft und Liebe war es vergönnt, ihn zu lüften. Bald war ich wie zu Hause in dieser achtungswerthen Familie. Als Baron Woller mich zum Wagen führte, sagte er mir: „Wie vielen Dank sind wir Ihrem Vormunde schuldig, daß er uns eine so liebenswürdige Freundin in Ihnen schenkt. Möchten doch Ihre Nähe, die Pflichten, die Theilnahme, die Sie ihm auferlegen, ihn selbst unserm Kreise wiedergeben!"

Ich mußte versprechen, recht bald wieder zu kommen, und that es mit freudigem Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Charles Gounod.

(Schluß.)

Eine weitere große Oper: „Die Königin von Saba", mit einem hoffnungslosen Libretto, hat nirgends recht zünden und Erfolg finden wollen. Auch sie enthält viele reizende Melodieen und augenfällige Partieen voll Interesse und wird bezüglich ihres rein musikalischen Verdienstes von Manchen noch über den „Faust" gestellt. Wir haben diese Oper niemals aufführen sehen, sondern nur im Krystallpallast von Sydenham einen Auszug daraus in wesentlich modifizirter Gestalt als eine Art Oratorium unter dem Titel „Irene" darstellen gehört, und darin einen herrlichen Marsch und Aufzug, einige geistvoll instrumentirte Balletmusik und etliche wirksame Chöre gefunden. Befähigte Kritiker schreiben jedoch dem Ganzen einen Mangel an Abwechslung zu und versichern, daß der Grund des Mißerfolgs vorzugsweise im mangelhaften dramatischen Charakter des Libretto liege.

Im Jahre 1864 ward ein neues Werk: „Mirella", (eine italienische Version des französischen „Mirelle", welches Michel Carrel nach der Pastobale Mireio bearbeitet hatte) an Her Majesty's Theatre in London mit theilweisem Erfolg aufgeführt. Die Musik wird von Kritikern und Tonkünstlern vom Fache sehr günstig beurtheilt, ist aber niemals in's Volk gedrungen; der Text ist ermüdend langweilig, beinahe unerträglich, denn das Sujet, ohnedem mehr ein Idyll, als ein Drama, ist in fünf unzusammenhängende breite Akte ausgedehnt, Gounod zog seine „Mireille" später in eine dreiaktige Oper zusammen und brachte sie in dieser Gestalt mit ziemlichem Erfolg auf die Bühne; allein so viel uns bekannt, ist die Oper seither noch nicht nach Deutschland, Italien oder England gedrungen.

Gounod hatte, wie wir oben erwähnt, sich ursprünglich auf die religiöse und kirchliche Musik gelegt, und diese Neigung und Begabung für die ernstere Musik macht sich vielfältig in seinen größeren Opernkompositionen geltend, namentlich in Faust, Romeo und Julie und in Mireille (obschon in letzterer etwas spärlicher).

Gounod hat eine Menge Messen, Psalmen und Motetten für einfachen oder doppelten Chor, für bloße Singstimmen oder für Gesang mit Orchester-Begleitung geschrieben. Seine große „St. Cäcilien-Messe" hat ihm in der ganzen zivilisirten Welt ungemeine und verdiente Anerkennung erworben, und es gibt nur wenige größere Kirchen, in welchen nicht Auszüge daraus mit Begleitung von Orgel oder Harfen aufgeführt worden wären. Aber auch andere kirchlich-religiöse Kompositionen von Gounod, z. B. sein „kirchliches Drama Tobias", seine prachtvolle Komposition des Psalms „An den Wassern Babylons" und einige kleinere Stücke, verdienen die Beachtung der Künstler und des gebildeten Publikums.

Das Hauptverdienst von Gounods dramatischen Kompositionen ist eine anerkennenswerthe Mannigfaltigkeit der musikalischen Ideen, eine reiche und klare, geniale Orchestration, neue und feine Harmonieen, mächtig wirkende, effektvolle Chöre und ein unbestreitbarer, origineller, poetischer Geist, welcher eine unendliche Abwechslung von Stimmungen zu schaffen weiß. Sein Recitativ ist gewöhnlich ausdrucksvoll, aber er vergißt

sich in Hinsicht auf Breite, Kraft und dramatische Intensität. Seine Melodie ist beinahe überreich, aber selten schlagend originell. Konventionelle Formen mißachtet er bis zu einem gewissen Grad, und namentlich legt er eine unverkennbare Abneigung gegen die mühsam aufgebauten und sorgfältig ausgearbeiteten Finale, wie sie bei den Tonsetzern der Rossini'schen Schule herrschend sind, an den Tag. In „Romeo und Julie" tritt die Annahme einer Theorie, welche er in „Faust" und der „Königin von Saba" schon angedeutet hat, deutlicher hervor, nämlich dasselbe Bestreben, welches schon Richard Wagner in „Lohengrin" und „Tristan und Isolde" nicht eben mit anmuthendem Erfolge bethätigt hat, nämlich die Unterordnung der Musik und der übrigen Künste unter die Poesie, dieses Schibboleth der ganzen sogenannten Zukunftsmusik. Gounod huldigt dieser neuen Theorie ebenfalls unverkennbar, und der zweite und fünfte Akt seiner jüngsten Oper sind unverkennbare Illustrationen dieser neuen, aber sicher nicht sehr glücklichen Doktrin.

Gounod's Privatleben ist merkwürdig einfach und schlicht bürgerlich; seine Frau ist eine Tochter des bekannten Musikers Zimmermann, und eher der Typus einer gebildeten deutschen Hausfrau, als der einer Französin. Im Jahr 1852 übernahm Gounod die Direktion des „Orpheon", jenes großen Gesangvereins der Pariser kommunalen Musikschulen, gab jedoch 1860 diesen Posten wieder auf, um seine Thätigkeit ausschließlich der musikalischen Komposition zuzuwenden. Seit einigen Jahren arbeitet er angeblich an einer neuen komischen Oper, die er aber noch nicht vollendet zu haben scheint, wahrscheinlich, weil er damit wieder seinen gewohnten Fehlgriff in Beziehung auf das Libretto gethan hat. In der Wahl seiner Sujets ist nämlich Gounod nur selten glücklich; dieß beweist er auf's Neue wieder, indem er sich gegenwärtig mit einer großen Oper befaßt, welche das musikalisch so wenig versprechende Thema der Francesca da Rimini zum Gegenstand hat, und woran er seine Thatkraft voraussichtlich vergebens verschwenden wird. Diese Fehlgriffe eines so hochbegabten und doch schon so gereiften Mannes sind in Anbetracht der verhältnißmäßig noch so kurzen Periode kräftigen Schaffens, welche vor Gounod liegt, sehr zu beklagen.

Kurt v. Wisandt.

Das Leichenbegängniß des Kaisers Maximilian in Wien.

Die Wiener „Presse" schreibt unterm 18. Jan.: So ist denn auch in Wien die große Leichenfeier vor sich gegangen, welche noch vor wenigen Tagen Triest in die tiefinnerste Erregung versetzt hatte, und die zu jenen seltenen außerordentlichen Trauerfeierlichkeiten zählt, welche allerwärts, so weit noch Menschen von Geist und Empfindung dem Geschicke des Einzelnen folgen, die ernsteste achtungsvollste Theilnahme finden.

Als es heute Nachmittags vom Stephansdome 3 Uhr schlug, begannen sämmtliche Kirchenglocken Wiens — es klang, als wenn sie tausendstimmig ertönten — einen gewaltigen Chor, und in demselben Augenblicke begann das Leichenbegängniß des Kaisers von Mexiko, des edlen und begabten Sprossen des österreichischen Kaiserhauses; das grandiose geschichtliche Ereigniß, das vor Monaten fast wie ein schreckliches Märchen über den Ozean herüberdrang, trat nunmehr mit trauriger überzeugender Realität vor unsere Augen.

Ein eigenthümlich frappirender Zufall will es, daß heute, am 18. Januar, gerade vor zehn Jahren, ein Leichenbegängniß in Wien stattfand, das, wie das heutige, von außerordentlicher Theilnahme der Bevölkerung begleitet wurde — das Leichenbegängniß des Helden Radetzky.

Heute um 2 Uhr Nachmittags, nachdem der Einlaß in die Hofburgkapelle für das Publikum geschlossen war, fanden sich daselbst der Vize-Admiral Tegetthoff, die beiden Kämmerer, so wie die Offiziere der Kriegsmarine und des 8. Uhlanen-Regiments ein, um dem Leichenzuge zu folgen.

Schlag 3 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Daß sich lange vor der festgesetzten Stunde schon in allen Straßen, die der Zug passiren mußte, so wie in den Nebengassen eine zahllose Menschenmenge angesammelt hatte, ist selbstverständlich. Das Gedränge war so furchtbar, daß selbst das doppelt- und dreireihige Militär- und Polizeiwachespalier und die Polizei-Kavallerie nicht im Stande waren, die Massen zurückzustauen.

Die Basteirampe beim Albrechtspalais, die Dächer der umliegenden Häuser, der Augustinerthurm, der Brunnen am Neuen Markt und die Fenster aller Häuser der Umgebung waren von Menschen dicht besetzt.

Noch bevor der Zug seinen Anfang nahm, begaben sich der Kaiser und die sämmtlichen Mitglieder des kaiserlichen Hauses in geschlossenen zweispännigen Wagen nach der Kapuzinerkirche am Mehlmarkte, wo die kaiserliche Familie in dem für dieselbe vorbereiteten Refektorium Platz nahm und die Leiche erwartete.

Das Innere der Kapuzinerkirche war schwarz ausgeschlagen, die Kniebänke und die Kirchenstühle schwarz überzogen, der Fußboden schwarz belegt. An der Kirchenpforte wurde der Sarg vom Wagen gehoben und unter Begleitung des Vize-Admirals Tegetthoff, der beiden Kämmerer und der übrigen Suite in die Kirche getragen. Die Marine-Infanterie bildete Spalier in dem Gange zur Gruft. Nachdem der Sarg in der Kirche auf die bereitstehende Trauerbahre gelegt war, erfolgte die feierliche Einsegnung, worauf von den Sän-

gern der Hofmusik-Kapelle das Libera abgesungen wurde. Sodann wurde der Sarg von den Kapuzinern unter Beihülfe der Matrosen-Unteroffiziere erhoben und unter Trauer-Gebeten und Fackelbeleuchtung hinabgetragen. Voran gingen der Pontifikant und die assistirende Geistlichkeit, nach dem Sarge der Kaiser und die Brüder des Verblichenen, der erste Oberstihofmeister mit dem Stab in der Hand, Vize-Admiral Tegetthoff und die beiden Kämmerer. Nach Uebertragung in die Gruft erfolgte nochmals eine Einsegnung, und nachdem die Gebete beendet waren, übergab der erste Oberstihofmeister des Kaisers nach dem Ceremoniel dem Guardian der P. P. Kapuziner die Leiche, empfahl dieselbe seiner Obhut und händigte ihm einen der beiden Sargschlüssel ein, während er den zweiten Schlüssel dem anwesenden Ceremoniel-Protokollführer zur Hinterlegung in die Schatzkammer überreichte.

Die Wogen der drängenden Zuschauermenge erreichten ihren Höhepunkt in dem kreisförmig geschlossenen Raume des Mehlmarktes, welcher ein feierlich bewegtes Schauspiel darbot. Der Fond des Platzes bildete eine förmliche Ausstellung von Gallawagen, die in dem bunten Farbengemenge der Drappirungen und Wappen den Freunden der Heraldik Gelegenheit zu eingehenden Studien geben konnte. In weit geschwungenem Kreise ringsum erschienen an den allseitig geöffneten Fenstern, die sich fast wie Balkonlogen ausnahmen, dicht gedrängte Reihen von Zuschauern — voran die Frauen — weit hinaus vorgebeugt und mit Operngläsern und Feldstechern bewaffnet. Auch zahllose Gallerien waren von spekulativen Unternehmern improvisirt worden; dünne Bretter, die durch Knieleitern leicht verbunden waren und unter den Schaaren von Menschen, mit denen sie besäet waren, oft drohend knarrten. Festere Position bot der Donner'sche Brunnen dar, der sogar auf dem Dache Hunderte von Personen in sternförmiger Gruppirung vereinigte. Die Massen im Parterre erst waren so dicht gepreßt, daß kaum eine Bewegung möglich war, und jeder Versuch, vorwärts zu kommen, hart gebüßt werden mußte. Die Menge wich nicht vom Platze und harrte bis zum Schlusse aus, trotzdem die große Mehrzahl nichts zu sehen bekam, als höchstens die einzelnen Kerzenflammen, die in dem düsteren Schiffe der geöffneten Kirche leuchteten, und die Militärs, welche den Eingang bewachten. Die Menge blieb, denn es war mehr als Schaulust, was heute das Volk auf den Kapuzinerplatz zog; es war die tiefe Bewegung, welche die erschütternde Romantik des großen Dramas in den Herzen geübt, und die Popularität, welche den Namen des heldenmüthigen Prinzen unvergänglich umgibt.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Luftschiff.] In San Francisco wurde von Mechaniker Mariot ein lenkbares Luftschiff erfunden. Es besteht aus Bambusstäben, Eisen, Stahl und Kattun, ähnelt in seiner Gestalt einem Vogel mit kurzem Hals und Schnabel, aber weit ausgespannten Flügeln, hat 88 Fuß Länge, 20 Fuß Höhe und 21 im Durchmesser, bewegt sich durch Dampf, der in einer Reihe von Rädern angebracht, und wird durch ein Steuerruder wie ein Dampfschiff gelenkt. Der Ballon faßt 14,500 Kubikfuß gereinigtes Wasserstoffgas.

Unsere Seiden-Zylinderhüte stammen, wie wir einigen Mittheilungen entnehmen, die Ingenieur Karl Kohn im Wiener Verein „Gewerbebund" machte, direkt aus China, dem Mutterlande der Seidenkultur. Der erste Seiden-Zylinderhut wurde nämlich vor etwa 40 Jahren von einem chinesischen Kappenmacher nach dem Muster eines Filz-Zylinderhutes auf Bestellung eines französischen Reisenden und Naturforschers verfertigt und kam durch diesen nach Europa, wo sich zunächst Herr Duport in Paris dieser Erfindung bemächtigte, welche derzeit in Frankreich eine jährliche Einnahme von 60 Millionen Francs liefert. Ueber die Seidenkultur selbst erzählt eine alte Chronik, daß dieselbe vor länger als 4000 Jahren von dem chinesischen Kaiser Joanktin erfunden und betrieben wurde und lange Zeit hindurch Geheimniß der kaiserlichen Familie blieb, bis eine Prinzessin dasselbe verrieth. Nach Europa kam die Seitenkultur im Jahre 1148, zuerst nach Palermo, von dort nach Frankreich, England und Deutschland.

Charade.

Die Erste hat der Gott des Meeres erschaffen,
Die Zweite mahnt an süße Harmonie,
Das Ganze ist berühmt durch deutscher Krieger Waffen,
Gern nennens Preußen, doch Franzosen nie.

Auflösung des Scherz-Räthsels in Nro. 14:

Schön Dank für den „Häring"! ihm fehlte nichts, als
Der Essig, das Oel und die Zwiebeln und's Salz; —
Das Beste vom Schmauße war jeglichenfalls:
Daß uns keine Gräte — blieb stecken im Hals.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 19 Donnerstag, 23. Januar 1868.

Bangen und Verlangen.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Morgen besuchte mich mein Vormund im Pavillon. Mit wehmüthiger Freundlichkeit horchte er dem Entzücken über meinen gestrigen Besuch, und der Beschreibung, die ich ihm von dieser würdigen Familie machte; doch als ich es wagte, endlich auch des Barons letzte Worte, welche ihn betrafen, zu wiederholen, flog eine sanfte Röthe über sein Gesicht, dann schüttelte er mit düsterem Blicke den Kopf, und verließ mich schnell. Schon bereute ich meine Kühnheit bitter, da sandte er mir nach einigen Stunden mehrere auserlesene Bücher auf mein Zimmer, begleitet von ein paar Zeilen seiner Hand, in denen sich die liebvollste Vatersorge ausdrückte. Sie waren Balsam für mein Herz!

Als ich das nächste Mal zu Baron Woller kam, fand ich Gesellschaft da, ein Fräulein Junghof mit zwei Brüdern und einem Vetter, der Rittmeister in **schen Diensten ist. — Das Fräulein schien mir ein sehr fröhliches, gutmüthiges Geschöpf, ihr älterer Bruder ein fein gebildeter, doch etwas ernster junger Mann, aber die beiden Andern ein paar leichtsinnige Weltmenschen. Freilich machte ich diese Bemerkungen erst nach mehreren Besuchen, indem ich sie jetzt fast jedes Mal dort traf. Für den ältesten Bruder Gustav hegte Frau von Woller viele Achtung, und meine liebe Emilie nicht minder; denn kam Gustav allein, so belebte die schönen Augen meiner Freundin ein ganz eigenes Feuer, doch waren die Andern dabei, so bemerkte man keine Veränderung an ihr.

Ich ward bald auf eine sehr unangenehme Weise überzeugt, daß der Rittmeister Gefallen an mir unbedeutendem Mädchen fand. Ich saß nämlich mit Emilien in einer Laube, sie erzählte mir von einer Stickerei, die sie heimlich zum Geburtstage ihrer Mutter verfertige, und stand auf, mir sie unbemerkt aus ihrem Zimmer herabzuholen. Sie hatte sich kaum entfernt, so vernahm ich Fußtritte in der Allee, welche sich hinter der Laube, wo ich saß, hinzieht. Bald erkannte ich die Stimmen des jüngern Junghof und des Rittmeisters.

„Ich sage dir," sprach der Letztere, „in der ganzen Residenz ist kein Mädchen, das ihr gleich käme. Die würde unsere koketten Modeschönheiten aus dem Sattel heben! Diese Graziengestalt, das himmlische Gesicht, dieser Liebreiz in jeder Bewegung! sie hat mich ganz behext, sie muß mein werden, ich gebe es, hole mich der Teufel, nicht zu, daß dieser Engel bei dem schwarzgalligen Misantropen versauere!"

„Aber weißt du denn schon, lachte ihm der Andere entgegen, „ob Du Mathilden auch gefällst?"

„Bruder!" rief der Rittmeister, „mir hat noch kein Weib widerstanden, ich werde doch dieses schüchterne Täubchen gewinnen können? das lasse du meine Sorge sein. Und bedenke nur ihr Vermögen."

Hier verklang die Stimme des eitlen Thoren in der Entfernung, und ich dankte Gott, daß sie mich nicht bemerkt hatten. Ich wagte kaum zu athmen, während man mir so unverschämte Lobsprüche spendete, und wie fürchtete ich den Rittmeister jetzt, der mich, gegen meinen Willen, sein nennen wollte! Am meisten aber kränkte mich der häßliche Name, den der unartige Mensch meinem guten Vormund gegeben hatte.

Ich wich heute nicht mehr von Emiliens Seite, und entfernte mich, Kopfweh vorschützend, früher als gewöhnlich, so daß es dem Herrn Rittmeister unmöglich wurde, sich mir zu nähern. Aus Furcht vor diesem fatalen Menschen blieb ich nun mehrere Tage von meiner Emilie entfernt. Mein Vormund besuchte mich von Zeit zu Zeit im Pavillon, und ich wurde mit unbeschreiblicher Freude gewahr, daß er jedes Mal etwas länger blieb. Einmal freilich hätte ich mich für immer um dieses Glück bringen können. — Im Laufe des Gesprächs, das stets so angenehm und belehrend für mich war, entschlüpfte mir eine Erinnerung an meine Mutter; erschrocken fuhr er zusammen, seine Lippen bebten, als wolle er etwas sagen, doch unfähig auch nur einen Laut hervorzubringen, wankte er, die Hand vor die Stirne gepreßt, mit Hast zur Thüre hinaus. Ich war weder im Stande, ihm zu folgen, noch ihn zu unterstützen, denn mein Schrecken war nicht geringer als der seine. Ich sah ihn nun fünf lange Tage nicht, doch endlich eines Morgens, als ich im Garten lustwandelte, erblickte ich ihn an einem Fenster des Schlosses. Ich that, als bemerkte ich ihn nicht, obgleich ich deutlich gewahrte, daß er nach mir sah. Sonst hatte

Digitized by Google

ich mich nie lange in diesem Theile des Gartens aufgehalten, heute konnte ich nicht weg. Mit laut klopfendem Herzen und glühenden Wangen sprang ich jetzt einen Schmetterling zu haschen, dann bückte ich mich, eine Blume zu pflücken, dann machte ich ein Sträußchen, die Blumen dufteten heute schöner als jemals, ich mußte sie küssen, dann steckte ich sie an meinen Busen; warum ich dabei immer das Gesicht nach der Seite seines Fensters wandte, wußte ich selbst nicht recht. Beinahe eine Stunde trieb ich mich so herum, und er verließ das Fenster nicht. — Da kam Anna auf mich zu, und als ich wieder nach dem Fenster lauschte, war er verschwunden. — Nun ging ich in den Pavillon und setzte mich an den Flügel. Ich spielte ein Weilchen, es ging nicht, dann suchte ich unter den Musikalien, die hier aufgehäuft lagen, und fand ein Liederbuch, das ich noch nicht gesehen hatte. Unter vielen sehr hübschen Liedern, die ich darin fand, gefiel mir vorzüglich das von Göthe: „Leidvoll und freudvoll ꝛc." Als ich es zum Zweitenmale sang, traten mir Thränen in die Augen, mir war so beklommen! ich nahm die Blumen von meiner Brust, küßte sie und legte sie auf das Lied, dann verließ ich den Garten und kehrte langsam auf mein Zimmer zurück.

Als ich den andern Morgen den Pavillon betrat, lag das Liederbuch noch auf derselben Stelle, aber mein Blumenstrauß war weg. Ich fragte Anna, ob außer uns Beiden noch Jemand diesen Ort betrete?

„Ihren Vormund ausgenommen, keine lebende Seele."

Sollte er die Blumen genommen haben? Dieser Gedanke machte mein Herz laut klopfen. Anna entfernte sich, ich setzte mich ans Klavier und sang mein gestriges Lied. Während ich sang, glaubte ich ein Geräusch hinter mir zu vernehmen, doch weiß ich nicht, wo ich die Kühnheit hernahm, trotzdem fortzusingen. — Als es zu Ende war, blickte ich noch immer nicht um, obgleich mir schien, als stände Jemand hinter meinem Stuhle. Ich blätterte in dem Liederbuch, dann machte ich es zu und las auf dem Einband mit goldenen Buchstaben den Namen meines Vormunds. Ich weiß nicht, warum ich heute so kurzsichtig war, ich mußte das Buch ganz nahe an mein glühendes Gesicht halten, dann nahm ich es in den linken Arm, und während ich mit der Rechten in den übrigen Musikalien blätterte, mußte ich das liebe Buch fest an mein Herz drücken, versteht sich, um es nicht fallen zu lassen. Da vernahm ich plötzlich dicht hinter mir, von jener schönen melancholischen Stimme, die mir stets bis ins Innere drang, ganz leise die Worte: „Glückliches Buch!" — Nun mußte ich wohl umsehen; aber es geschah in großer Verwirrung. Mein Vormund faßte meine Hand und sagte: „Wie schön singen Sie, Mathilde!" Ich erwiderte etwas verlegen, daß es mich sehr glücklich mache, ihm durch irgend etwas Vergnügen zu verschaffen. Ein leiser Druck seiner Hand antwortete mir. — Ich schlug die Augen nieder, weil mir das Blut in die Wangen schoß, da ließ er plötzlich meine Hand los und fing ein gleichgültiges Gespräch an. Doch wie konnte das, was er sprach, lange gleichgültig bleiben. Bald hing mein Auge wieder aufmerksam auf seinen Lippen; wie gerne hörte ich ihm zu! Er mochte das wohl in meinem Gesichte lesen, denn zum Zweitenmale erblickte ich jenes bezaubernde Lächeln, dießmal von einer eben so seltenen Erscheinung begleitet; denn ein sanftes Roth überflog zugleich seine Wangen. Mich machte dieses Lächeln so selig, mir war, als müßte meine Mutter so aus dem Himmel auf mich herablächeln. Ich ergriff seine Hand, drückte sie an meine Lippen und benetzte sie mit meinen Thränen. Gerührt bog er sich zu mir herab; „Mathilde!" rief er, „was bewegt Sie so sehr?" — Ich blickte zu ihm auf. „Die Freude, Sie heiterer zu sehen," sprach ich, und meine ganze Seele lag bei diesen Worten in meinen Augen; denn ich sah den Wiederschein meines Gefühls in seinen Blicken, und von meiner Liebe überwältigt, schloß er mich in seine Arme. Wer beschreibt die Wonne dieses Augenblicks! Ja, jetzt erst fühlte ich es klar, daß ich ihn unaussprechlich liebte. Als ich nach einer seligen Minute zu ihm aufblickte, sah er gen Himmel fragend: „Verdiene ich dieses Glück?" dann entfernte er sich mit einem tiefen Seufzer von mir, ging einige Male das Zimmer auf und nieder, und warf sich in einen Sessel, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend. — Ich sann vergebens nach, warum er mit einem Male so traurig wurde, doch wagte ich es nicht, ihn darum zu fragen. Endlich trat er wieder zu mir, sah mich lange schmerzlich an, und sprach: „Mathilde, meine geliebte Tochter! Ihre kindliche Liebe streut die letzten Blumen auf mein gramerfülltes Leben, ich danke Ihnen dafür; aber," fuhr er ernster werdend fort, „wissen Sie auch gewiß, ob ich diese Liebe verdiene?!"

„Gewiß, lieber Oheim," sprach ich sanft, „Sie verdienen die Liebe aller Menschen, mißtrauen Sie sich nur nicht selbst!" — „Mathilde, wenn Sie wüßten," hier wurde der Ausdruck seines Gesichts fürchterlich; „nein," rief er jetzt mit bebender Stimme, „nein, ich verdiene keines Menschen Liebe mehr; denn meine Liebe hat einen Engel getödtet!" Die letzten Worte beinahe schreiend, stürzte er in den Garten hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Winterreise über den Brenner.

(Aus der A. A. Ztg.)

Einen Ausflug in die Berge zur schönen Sommer- oder Herbstzeit zu machen, ist ein leichtes Ding und die Leser haben das wohl schon alle versucht. Etwas

Anderes ist es, mitten in strengem Winter, bei einer Kälte von 10—18 Grad, über den Brenner fahren zu wollen — ein Unternehmen, vor welchem Viele der Respekt vor der Kälte oder die Befürchtung abhalten würde, daß zu solcher Jahreszeit doch nichts Ordentliches zu sehen sei.

Mir selbst war es vorzugsweise darum zu thun, die Verheerungen der Lawinen und den berüchtigten Mühlthal-Tunnel in Augenschein zu nehmen, um die alarmirenden Zeitungsnachrichten auf ihr richtiges Maß zurückführen zu können. An die von einigen Schwärmern gerühmte Erhabenheit eines Winters in den Alpen dachte ich mit fröstelndem Grausen; allein ich kann dem Leser versichern, daß ich auf das Angenehmste enttäuscht und wunderbar überrascht worden bin.

Es war ein herrlicher Wintertag mit heiterem Himmel und kalter trockener Luft von etwa 13 Grad, als ich den Bahnzug bestieg und die Richtung nach Rosenheim einschlug. Es ist männiglich bekannt, wie langweilig diese Fahrt selbst im Sommer ist; ich war eigentlich froh, daß die Fenster gefroren waren; so sah man doch nichts, und die angenehme kühle Langweile wurde durch nichts unterbrochen, als durch das Pfeifen der Lokomotive und das rauhe „Fertig!" der Kondukteure.

Nach drei langen Stunden kam ich endlich hinlänglich durchfroren nach Rosenheim.

Den Bahnhof fand ich in dem alten Zustand und Alles hatte mit großem Konservatismus seinen Charakter beibehalten. Man ist jetzt vielleicht zum Drittenmal daran, den Bahnhof zu erweitern, weil man die Zunahme des Verkehrs nicht vorausgesehen hatte. Die Folge davon ist, daß der also zusammengeflickte Bahnhof immer seinem Zweck nur wenig entsprechen wird.

Nach einer kleinen Erquickung wollte ich zu meinem Wagen zurückkehren, als mir der Kondukteur sagte:

„Sie wollen ja nach Kufstein; dieser Wagen geht ja nach Salzburg."

„Aber haben wir denn nicht direkte Züge ohne Wagenwechsel zwischen Leipzig und Kufstein angekündigt gelesen?" frug ich verblüfft.

„Die gehen bloß bei Nacht."

Dankbar für diese Belehrung, nahm ich Decke, Pelz, Pelzstiefel und alle sonstigen Wärmeffekten auf die Schulter und vollzirte als wandelnder Trödlerladen von Schiene zu Schiene und suchte den Kufsteiner Zug auf, der leicht daran kenntlich, daß er wohl aus den schlechtesten Wagen zusammengesetzt ist, welche Bayern besitzt.

Der Anblick, welchen das bei Brannenburg sich eröffnende Gebirgspanorama im Sommer bietet, ist viel bekannt und viel gefeiert; ich weiß aber kaum, ob ich nicht das nämliche Gemälde in der krystallenen Pracht des Winters als noch bei weitem überwältigender bezeichnen soll.

Der Bahnzug hatte zwischen Brannenburg und Fischbach viel mit den Schneemassen zu kämpfen und schien mehrmals stehen bleiben zu wollen. Ich theilte meine Bedenken einem Reisegefährten, einem Habitue dieser Strecke, mit, und dieser war boshaft genug, auf die bekannte Eigenschaft vieler Pferde anzuspielen, die bei jedem Wirthshaus Halt machen.

In Kufstein glaubten wir in der Mauth jene Anwandlung von Liberalismus zu finden, dessen Hauch jetzt durch den ganzen Kaiserstaat weht. In der Restauration war nichtsdestoweniger P. Greuter der Held des Tages, wenigstens wurde er von allen Seiten mit größter Aufmerksamkeit betrachtet.

Von Kufstein bis Innsbruck fährt man fast ununterbrochen zwischen ziemlich hohen Schneemauern dahin, seitwärts treibt der Inn förmlich Eisstöße und ringsum starren die Berge in blendendem Gewand.

Mein Stern hat mich dießmal mit einem andern Jesuiten zusammengebracht; glücklicherweise gehöre ich nicht zu den Leuten, welche vor den offenkundigen Schülern Loyolas eine unbeschreibliche Scheu haben, und ich erschrack sogar nicht, als es dunkel wurde und der Jesuit die Rede des Marschalls Niel und die Pflichttreue Napoleons gegen die Kirche zu preisen begann. Der brave Mann sprach die Hoffnung aus, daß auch die übrigen katholischen Monarchen ihre Aufgabe erkennen würden.

In Innsbruck erholte ich mich von all den Strapatzen meiner sibirischen Reise, um am anderen Morgen die Fahrt über den Brenner zu machen. Es hatte eine Kälte von 18 Grad, und man wird es mir verzeihen, wenn ich mich nach russischer Manier u. A. auch mit einem feurigen Branntwein verproviantirte. Auf der eigentlichen Brennerbahn ist jetzt überall nur ein Geleis offen; die Schneemauern zu beiden Seiten sind namentlich zwischen Gries und Brenner oft fast gerade so hoch wie die Wagen und reichen fast durchweg über die Basis der Fenster herauf. Man sieht mehrfach Züge verkehren, welche keinen anderen Zweck haben, als den Schnee wegzuräumen; dabei wurden aber große Massen von der Bahn auf die alte Brennerstraße herabgeworfen, so daß auch diese theilweise unterbrochen ward. Der berüchtigte Mühlthal-Tunnel hat allerdings wegen des stattfindenden Seitenschubs zu Bedenken Anlaß gegeben, und es wurde jedem Zug auf zwei Stationen voraus telegraphirt: ob diese Stelle passirt werden könne oder nicht.

Jetzt glaubt man der heiklichen Gefahr so ziemlich Herr geworden zu sein, und wir fuhren getrost durch den Tunnel und genossen dessen eigenthümliche Kellerwärme mit keinem besonderen Behagen. Bis zum Brenner hinauf hat man eine Reihe unbeschreiblicher Schauspiele; im Thal ist der Schnee oft wellenförmig verweht, daß man ein wahres Schneemeer zu übersehen glaubt, in dem die Hütten bis zum Dach vergraben sind; die Waldbäume tragen die wunderlichsten Schneedekorationen, und wenn man dazu noch die zu wunder-

vollen Krystallpalästen erstarrten Wasserfälle, das tausendfache Glitzern der ganzen Landschaft und darüber einen klaren tiefdunkeln Himmel erblickt — dann glaubt man sich wirklich auf einen Augenblick in ein feenhaftes Wunderreich versetzt. Aber um all' diese Pracht zu erschauen, mußten wir die Fenster offen halten, und trotz aller Feenhaftigkeit herrschte auf dem Brenner eine grimmige Kälte. Gesegnet sei Wein nnd Alkohol, der bekanntlich nicht gefriert und auch das Blut vor dem Erstarren bewahrt; denn ohne diese Heizmittel würde der Körper, der ein chemischer Ofen ist, gänzlich erfroren sein. Auch in Betreff des Appetits kann ich all' die Sätze bestätigen, welche über den Einfluß der Kälte aufgestellt worden sind.

Aus dieser Skizze soll sich ergeben, daß der Teufel nicht so schwarz ist, als er geschildert wird, und daß man auch im Winter mit Hülfe der Brennerbahn eine sehr amusante Fahrt machen kann. Die Gefahren erscheinen bei einer eben so umsichtigen, als muthvollen Leitung des Betriebs nicht unüberwindlich.

Mannigfaltigkeiten.

In der Versammlung des Berliner „Wissenschaftlichen Verein" sprach Hr. Lentze, Hauptmann im Generalstab, über die militärische Bedeutung der Eisenbahnen und Telegraphen. Was die erstern zu leisten vermögen, davon hat der Krieg des Jahres 1866 die glänzendsten Proben abgelegt. Ihnen verdankt es Preußen, daß es beim Ausbruch der Feindseligkeiten schlagfertig zur Stelle war, während seine Gegner noch mitten in den Vorbereitungen standen. Eine zweigleisige Eisenbahn vermag innerhalb 24 Stunden 28 Züge mit etwa 10,000 Mann im Ganzen zu befördern. Von Mitte Mai bis Mitte Juni 1866 haben die preußischen Eisenbahnen auf 530 Zügen über 200,000 Mann, 40,000 Pferde und 5000 Geschütze und Fahrzeuge ohne irgend welche Einbuße an Menschen, Thieren oder Kriegsmaterial fortgeschafft. Auf forcirten Märschen legte ehedem eine Armee 6 — 8 Meilen täglich zurück und 3 — 4 Prozent ihres Bestandes gingen dabei stets unterwegs verloren. Wenn die hannöverischen Truppen ihre Verbindung mit den bayerischen nicht bewirken konnten, und bei Langensalza kapituliren mußten, so hatte das lediglich darin seinen Grund, daß das Gebiet zwischen Göttingen und der bayerischen Gränze rings von Schienenwegen umrahmt war. Von unberechenbarer Wichtigkeit sind ferner die Eisenbahnen für Verpflegung einer im Felde stehenden Armee, wie für die Abnahme der dem siegreich vordringenden Heere so lästigen Kranken und Gefangenen. Kaum einen geringern Umschwung in der Kriegführung haben sie zur Folge gehabt, als ehedem die Erfindung des Pulvers. Sie kürzen die Kriege nicht allein ab, sie machen sie auch seltener, weil sie den Zwecken der Vertheidigung mehr zu Gute kommen, als denen des Angriffs. Für die Operationen im feindlichen Lande haben sich die schon seit 10 Jahren den preußischen Truppenkörpern beigegebenen Eisenbahnabtheilung trefflich bewährt. Die militärische Bedeutung des Telegraphenwesens liegt auf der Hand, auch dieses erweist sich noch ungleich wichtiger für die Abwehr als für den Angriff. Die Brauchbarkeit der Feldtelegraphen für die Regelung der taktischen Bewegungen auf dem Schlachtfelde ist noch nicht erprobt worden, die Möglichkeit liegt aber nahe, daß in den Kriegen der Zukunft der kommandirende General nicht allein von einer Schaar berittener Adjutanten, sondern auch von einer Menge elektrischer Batterien, die Meldungen bringen und nach allen Richtungen hin Befehle tragen, umgeben sein wird.

In Mailand wurden vor einigen Tagen zwei Personen auf der Straße gefunden, welche bereits so erfroren waren, daß es nur mit größter Anstrengung gelang, sie wieder zum Leben zu bringen. An einigen Plätzen Oberitaliens hatte man in den letzten Tagen 15 Grad Kälte.

Räthsel.

Mein Erstes zu sein, ist mein Letztes bestimmt,
So sehr es die Weiber mag schmerzen,
Den kraftvollen Namen des Ganzen vernimmt
Der Deutsche mit klopfendem Herzen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 15:

Ruhmvoll glänzt der Name „Blücher" —
In der ältern Kriegsgeschichte!
Auch in Arbeit sind die „Bücher"
Von den allerneu'sten Helden —
Auf daß sie die Nachwelt richte.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. T.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 20 Freitag, 24. Januar 1868

Bangen und Verlangen.

(Fortsetzung.)

Ich sank halb ohnmächtig in den nächsten Stuhl. Matt und bleich kam ich in mein Zimmer zurück. Anna, erschrocken über mein Aussehen, drang mit Fragen in mich, was mir begegnet sei. Unfähig, ihr den Vorfall zu erzählen, sagte ich, mir sei unwohl geworden. Die arme Alte war so besorgt, daß ich mich mit Gewalt zu fassen suchte, und sogar ihren Bitten nachgab, Nachmittags zu Wollers hinüber zu fahren. — Heute war es mir gleichgültig, ob ich den Rittmeister da finden würde. — Ich traf ihn wirklich, und obgleich ich ihm mit abstoßender Kälte begegnete, so wich er dießmal doch nicht von meiner Seite. Zwar drückten seine Worte die tiefste Ehrfurcht aus, doch seine glühenden Blicke verfolgten mich unaufhörlich. — Einmal ließ ich mein Taschentuch fallen, schnell sprang er hinzu, es aufzuheben, und indem er es mir reichte, wagte er zugleich meine Hand zu drücken. Vor Unwillen erröthend, zog ich sie schnell zurück; er blickte mich verwundert an, und schwieg eine Weile. Plötzlich brachte er das Gespräch auf meinen Vormund, während seine Augen mich neugierig anstarrten. Ich fühlte, daß ich die Farbe wechselte; ein spöttisches Lächeln zog sich um seinen Mund, und ein boshafter Triumph, der aus seinen Augen leuchtete, brachte mich aus aller Fassung.

„Herr von Grauenstein ist noch ein junger Mann," sprach er zu Baron Woller, der ihm erwiderte: „Kaum Dreißig."

„Und auch ein schöner Mann," fuhr der Rittmeister fort, mit seinen Blicken mich durchbohrend. „Ich sah ihn nie," fuhr er fort, „denn er vergräbt sich ja; doch begreife ich nicht, wie ein so junger Mann zum Vormund eines jungen unschuldigen Mädchens paßt."

„Herr Rittmeister," fiel Baron Woller ihm in die Rede; „Grauenstein ist der Sohn meines theuersten verewigten Freundes und mein Freund. Obgleich ich ihn mehrere Jahre nicht sah, kenne ich doch seinen edlen, vortrefflichen Charakter genau, und bin überzeugt, der selige Herr von F*** konnte keinen Würdigeren zu seinem Nachfolger als Vormund des Fräuleins wählen."

Der Rittmeister beugte sich verstummend gegen den Baron, während er einen hämischen Blick nach mir warf. — Wie dankte ich in meinem Herzen dem lieben alten Baron! seine Worte strömten süß beruhigend in mein Herz. Als ich in den Wagen stieg, flüsterte mir Emilie zu, den künftigen Donnerstag ja nicht zu versäumen, und das Geburtsfest ihrer lieben Mutter mitfeiern zu helfen. Es ihr versprechend, umarmte ich sie und eilte fort. — Als ich nach Hause kam, stand ein schöner, neuer Flügel in meinem Zimmer. Anna sagte mir, der Vormund habe ihn aus der Residenz kommen lassen. Wie rührte mich diese Aufmerksamkeit. Schnell warf ich Shawl und Hut von mir, und probirte das herrliche Instrument.

Als ich den folgenden Morgen den Garten verlassen mußte, ohne meinen Vormund gesehen zu haben, wagte ich es in ein paar Zeilen ihm meinen innigen Dank für die angenehme Ueberraschung auszudrücken. Nach einer halben Stunde erhielt ich folgende Antwort:

„Die kleinen Freuden, die ein so armer Mann, als ich, Ihnen, meine theure Mündel, bereiten kann, sind einzelne Lichtblicke in die Nacht meines Lebens. Gönnen Sie mir diese! Auf jedes andere Glück habe ich resignirt.

F. G."

Von meinen Thränen überströmt, drückte ich das Blatt an meine Lippen.

Der Donnerstag kam. So viele Freude mir sonst ein solches Fest verursacht haben würde, fuhr ich doch dießmal in recht trüben Gedanken hinüber. Die gute Anna hatte mich zwar recht schön geschmückt, und sagte, ich sähe aus wie eine Braut; aber mich begleiten konnte sie nicht, ein heftiges Kopfweh hielt sie auf ihrem Zimmer zurück.

Als ich ankam, flog mir Emilie entgegen und führte mich in den Gartensalon, wo bereits eine große Gesellschaft versammelt war. Ein Geflüster entstand, als ich der Frau vom Hause mich nahte, ihr meine Glückwünsche darzubringen. Frau von Woller umarmte mich mit liebevollem Lächeln; doch als sie bemerkte, wie sehr es mich in Verlegenheit setzte, aller Blicke auf mich gerichtet zu sehen, sagte sie leise, mich am Kinn fassend: „Sie sind aber auch heute gar zu hübsch!" und nun setzte

sie laut hinzu: „Haben Sie denn meine Geschenke schon gesehen? Emilie, zeige sie doch dem Fräulein!" Und mich verbeugend, eilte ich froh mit Emilien ins Schloß, wo sie mir eine Menge sehr hübscher Arbeiten und Andenken dieses Tages zeigte.

Als wir wieder zur Gesellschaft kamen, wurden eben Erfrischungen servirt, wir Beide setzten uns in ein Fenster und plauderten. — Noch hatte ich meinen Peiniger, den Rittmeister, nicht erblickt, und die Hoffnung, seiner Gegenwart heute enthoben zu sein, erheiterte mich. — Bald unterbrachen ferne Töne von Blasinstrumenten das allgemeine Gespräch. Ein Zug von den Bewohnern des Dorfes näherte sich, alle festlich gekleidet, an ihrer Spitze zwölf kleine Mädchen, weiß und mit Blumen geschmückt. Die Aelteste, ein Kind von ungefähr neun Jahren, trug auf einem Kissen von weißem Atlas einen großen Blumenkranz, in dessen Mitte ein Gedicht lag. Sie näherte sich Frau von Woller, und überreichte ihr das niedliche Geschenk. Die liebe Frau empfing die Glückwünsche ihrer Unterthanen wie eine liebende Mutter, die Mädchen küßte sie der Reihe nach, und beschenkte eine Jede. — Plötzlich hörte man neue Töne von fremdartiger Musik erschallen. Eine Gesellschaft in provençalischer Bauerntracht, mit Tambourins und Guitarren, trat ein, unter ihnen die Familie Junghof und der Rittmeister als Troubadour gekleidet. Er bat um die Erlaubniß, das Lied singen zu dürfen, das man der Frau vom Hause eben überreicht hatte. — Alles klatschte Beifall und er begann. Die Worte waren ergreifend schön, von einer passenden einfachen Melodie begleitet, auch klang seine sonore Stimme ganz gut dazu; doch fehlte dem Gesang das tiefe Gefühl, das in dem Gedichte lag. Ich erfuhr später, daß es von meiner theuern Emilie war. Als die Dämmerung einbrach, versammelte sich die ganze Gesellschaft im Schlosse zu einem kleinen Ball. Mir bangte nicht umsonst, daß der fatale Rittmeister mich zum Tanzen auffordern würde. Wieder in Uniform gekleidet, war er Einer der Ersten, mich um einen Walzer zu bitten. In meiner Herzensangst versprach ich ihm einen der letzten Tänze; denn da ich meinen Wagen um zehn Uhr bestellt hatte, so hoffte ich, bis dahin schon fort zu sein. — Da ich mich nun von dem Rittmeister befreit glaubte, gab ich mich unwillkürlich dem eigenen Reize hin, welchen der Tanz immer für die Jugend hat. Nur wenn ich an meinen armen Vormund dachte, der zu Hause in Gram versunken trauerte, wich plötzlich alle Freude von mir, und mit Gewalt mußte ich die Erinnerung an ihn verbannen, um nicht mein Herz unter all' den Fröhlichen zu verrathen.

Mit Vergnügen bemerkte ich, daß es bald zehn Uhr, und der Walzer, den ich dem Rittmeister zugesagt, noch weit entfernt war, als er sich mir mit den Worten nahte: „Mein Fräulein, Herr von Junghof hat mich ersucht, mit Ihrer Erlaubniß, diesen Walzer an seiner Statt mit Ihnen zu tanzen, da er sich eben etwas unwohl fühlt, und ihm den mir später zugesagten dafür abzutreten."

Mit diesen Worten führte er mich, die über diese kühne List alle Fassung verloren hatte, in die Reihen, denn eben begann die Musik.

Bei dem ersten Ruhepunkt flüsterte er mir zu, wie unendlich er mich bedauern müsse. — Ich sah ihn bei diesen Worten mit unwilligem Befremden an; doch er fuhr fort, daß er sich ganz das Schreckliche meiner Lage denken könne — (mein Erstaunen wuchs) — in der Nähe eines Mannes leben zu müssen, ja so zu sagen in seiner Gewalt zu sein, der doch — hier hielt er schaudernd inne.

Höchst erzürnt wandte ich mich von ihm ab, doch er fuhr fort, mir in die Ohren zu flüstern. Flehend bat er mich, ihm zu vergeben, wenn sein Herz, das mich anbete, ihn zwinge, mir die Augen über einen Bösewicht zu öffnen, der das Unglück meines Lebens gründen würde. In Todesangst wollte ich mich losreißen, doch eben ging der Walzer zu Ende, und kein Aufsehen zu erregen, mußte ich es dulden, daß er mich zu meinem Stuhl zurückführte. Auf dem Wege dahin fuhr er leise fort:

„Ihr Vormund liebte einst Ihre Mutter mit aller Raserei eines jungen leidenschaftlichen Herzens, sie widerstand ihm, und der Verschmähte, dessen glühende Liebe nun in Haß überging, ward — ihr Mörder!"

Hier sank ich erbleichend und an allen Gliedern zitternd, in meinen Stuhl, da bog der Tückische sich zu mir herab und fügte noch hinzu:

„Auf einer Reise, in einer elenden Dorfschenke, hat er Ihre Mutter vergiftet."

Mit diesen Worten verließ er mich.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 21. Juni.

Für diejenigen Herren Schützen aus Wien, welche bereits früher Mitglieder des deutschen Schützenbundes waren, ist es vielleicht von Interesse zu erfahren, daß die aus Bremen eingelangten Mitgliedskarten für das Vereinsjahr 1866|67 und die für das Jahr 1867|68 hier ausgefertigten Karten im Zentralbüreau für das „Dritte deutsche Bundesschießen" (Stadt, Sterngasse Nro. 4, erster Stock) bereit liegen, und daselbst nebst den Satzungen des Bundes und der Schießordnung täglich zwischen 10 bis 2 Uhr Vormittags, und 4 bis 6 Uhr Nachmittags behoben werden können. Eben so werden vom Zentralkomite alle jene Herren Schützen, welche sich im Laufe des Monats Dezember 1867

als neueintretende Mitglieder des deutschen Schützenbundes im Zentralbüreau gemeldet und darüber eine Interimsbestätigung in Händen haben, freundlichst eingeladen, ihre inzwischen ausgefertigten Mitgliedskarten nebst Statuten und Schießordnung im genannten Büreau zu übernehmen.

Das Wirthschaftskomite beabsichtigt zum Zwecke der Vergebung der Festwirthschaft in der Fest- und Schießhalle eine Offertverhandlung einzuleiten und ladet daher diejenigen, welche auf Uebernahme der Festwirthschaft reflektiren, hiermit ein die Bedingungen im Zentralbüreau (Stadt, Sterngasse Nro. 4, erster Stock), wo dieselben täglich zwischen 11 bis 2 Uhr aufliegen, einzusehen, um ihre Offerte bis längstens 31. Januar, um 6 Uhr Abends, versiegelt im Zentralbüreau für das dritte deutsche Bundesschießen einzureichen.

Aus dem Bau-Programm zur Preisausschreibung heben wir folgende interessante Data hervor. Die zum Zwecke des Festschießen erforderlichen Baulichkeiten theilen sich in:

A. Die Schießhalle mit allen dazu gehörigen Räumlichkeiten.
B. Die Festhalle mit den Wirthschaftsgebäuden.
C. Den Gabentempel.
D. Die Einfriedung des ganzen Platzes mit den Portalen.

Für die Einrichtung der Schießhalle sind u. A. folgende Daten als maßgebend zu betrachten: Es sind im Minimum 160 Schießstände einzurichten, davon entfallen 98 für Feld mit der Distanz von 158° (300 Meter) und 62 auf Stand mit der Distanz von 92° (175 Meter). Jeder Schießstand bedarf einer Breite von 8' und einer Tiefe von 5'. Die Hauptkommunikation hinter den Schießständen soll im Minimum eine Breite von 12' haben.

Rücksichtlich der Ladeplätze ist zu bemerken: Mit Ausnahme der zwölf in die Mitte der Feldschießstände zu verlegenden Stände für die Feldfestscheiben, so wie der zwölf in die Mitte der Standschießstände zu verlegenden Stände für Standfestscheiben ist für jeden Schießstand parallel mit der Schußlinie im Mittel des Schießstandes und zwar jenseits der Hauptkommunikation ein 18' langer und 30'' breiter Ladetisch aufzustellen, von dessen beiden Längenseiten mindestens je neun Ladeplätze anzubringen sind. Hinter diesen Ladetischen längs der ganzen Schießhalle ist ein 4' breiter Kommunikationsweg offen zu halten, und an der Rückwand der Schießhalle, sohin in gleicher Höhe mit den Ladetischen, ein 18'' breites Nothladebrett der ganzen Länge der Halle nach anzubringen. Mangel an Raum zwingt uns, nur diese wenigen kurzen Notizen aus dem reichen Programm mitzutheilen, weil sie von mehr allgemeinem Interesse sind.

Die Festhalle, um auch dieser kurz zu erwähnen, soll zur Aufnahme von Schützen und Gästen zu Banketten und sonstigen Festlichkeiten Sitzplätze für 6000 Personen sammt den dazu gehörigen Tischen erhalten. Auch kann die Festhalle mit einer Gallerie für Zuschauer konstruirt werden und soll auf derselben eventuell der für zwei Musikbanden erforderliche Platz disponibel sein. Die Räumlichkeiten für Wirthschaftszwecke stehen mit der Festhalle in unmittelbarer Verbindung und erfordern einen Flächenraum von circa 1200 □°.

Der Gabentempel wird zwei getrennte Räume enthalten, wovon der kleinere für die Ausstellung der Ehrengaben und Preise bei den Festscheiben, der größere für die Ausstellung der als Gaben gewidmeten Industrie- und Kunstobjekte bestimmt ist. Der kleinere Expositionsraum ist für das Publikum nicht zugänglich; desto mehr wird es Aufgabe des betreffenden Architekten sein, für dessen bequeme Beschauung von Außen Sorge zu tragen. Der größere Ausstellungsraum wird so eingerichtet, daß er für die Beschauer von Innen zugänglich ist, und wird man den Zu- und Abgang so einrichten, daß der abtretende Beschauer ohne umkehren zu müssen, nach der Besichtigung sich entfernen kann.

Endlich sollen drei Haupteingänge in den Festplatz mit Berücksichtigung der Geh-, Fahr- und Wasserstraßen angelegt werden. Außerdem wird eine Haupteinfahrt speziell für Wirthschaftszwecke der Art angelegt, daß die Berührung des Festplatzes durch die Wirthschaftsfuhren streng vermieden wird.

Neuerdings haben sich wieder Bewerber für die in Aussicht gestellten Bauplanprämien, in Folge der Preisausschreibung angemeldet, darunter 2 aus Dresden.

Die Theilnahme für das dritte deutsche Bundesschießen ist in ganz Deutschland eine außerordentliche! —

Von den verschiedensten Seiten kommen dem hiesigen Zentralkomité und auch den Fachkomité's schon jetzt zahlreiche Zuschriften zu, welche das lebhafteste Interesse für das deutsche Schützenfest in Wien glänzend beweisen. Besonders bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht ein Schreiben des Vorstandes der Schützengesellschaft in Worms. In diesem Briefe wird die Besorgniß ausgesprochen, daß durch die Enthüllungsfeier des Luther-Denkmals zu Worms, welche vom 25. bis 27. Juni stattfinden soll, viele Schützen Süd- und Westdeutschlands abgehalten werden dürften, dem Bundesschießen in Wien beizuwohnen. Das Schreiben schließt mit den Worten:

„Wir müßten das um so mehr bedauern, als „wir in dem Wiener Schießen nicht allein das Na„tionalfest, sondern auch eine Massendemon„stration zur Manifestirung der Zu„sammengehörigkeit Deutsch-Oesterreichs „zum deutschen Vaterlande mit ganzem „Herzen begrüßen!" —

Glücklicherweise ist diese Besorgniß der wackeren Wormser unbegründet; denn nach den endgiltigen Beschlüssen wird das diesjährige Bundesschießen bekanntlich nicht Ende Juni, sondern am 26. Juli beginnen.

Mannigfaltigkeiten.

[Zur Statistik der Orden.] Man zählt heute 148 Orden für Verdienste im Zivil und Militär, und zwar in Frankreich, Griechenland, Braunschweig, Sachsen-Weimar und Sachsen-Gotha, Mecklenburg, Oldenburg, Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, in der Republik San Marino, Modena, im Fürstenthum Monaco, in Montenegro, Tunis, in China und auf den Sandwichs-Inseln je 1; in Dänemark, im Nassauischen, in Hessen-Darmstadt, Belgien, Parma und Persien je 2; in Hannover, Württemberg, im Badischen, in Toskana, in der Türkei und Mexiko je 3; in Italien, den päpstlichen Staaten, im Königreiche Sachsen, in Holland und Kurhessen je 4; in Schweden und Norwegen, dann in Sizilien und Brasilien je 6; in Portugal und England je 7; in Rußland 8, in Oesterreich 9, in Spanien 10, in Preußen 11, in Bayern 12, darunter 4 Frauenorden. Deutschland steht demnach im Großen und Ganzen hier dießfalls obenan. Zu diesen Dekorationen kommen noch 2 kirchliche Orden, die unter den Auspizien des heil. Stuhles stehen. Die ältesten Orden sind: Der militärische Calatrava-Orden (1158 durch Sancho III. von Castilien gestiftet), St. Jago vom Schwerte (1170), Alcantara-Orden (1156); der dänische Danebrog-Orden (1219); die portugiesischen Orden des hl. Benedikt von Aviz (1162) und St. Jago (1167). Zu den jüngsten Orden gehören: Der Stern von Indien und der türkische Osmanie-Orden (1861), der mexikanische Adler-Orden, Kamehameha auf den Sandwichinseln (1865). Unter den obgedachten Dekorationen sind 8 nur für Damen bestimmte, nämlich in Oesterreich der Sternkreuz-Orden; in Bayern der Orden der hl. Elisabeth, der Theresien-Orden, der St. Annen-Orden des Damenstifts zu München und der gleichnamige Orden des Damenstifts zu Würzburg; in Portugal der Orden St. Elisabeth; in Mexiko der kaiserliche Orden des hl. Karl; in Preußen der Louisen-Orden. Alle Republiken, mit Ausnahme von San Marino, kennen keine durch Ordens-Verleihung begründete persönliche Auszeichnung.

Dem „Rheinischen Kurier“ wird aus Wiesbaden vom 15. ds. geschrieben: Ein kleines Mädchen von kaum 6 Jahren (Tochter des Komponisten A. Hennes und der bekannten, vor einigen Jahren hier verstorbenen Dichterin Marie Clausnitzer) erregt in hiesigen Privatkreisen das größte Aufsehen durch sein musikalisches Talent. Wie von Fachmännern seiner Zeit konstatirt wurde, spielte das Kind im Alter von 2½ Jahren bereits Melodien mit einem Finger auf dem Klavier und sang dazu. Ein Jahr später benutzte es 3—4 Finger zum Klavierspiel und spielte Alles, was ihm von einfachen Melodien vorgespielt oder vorgesungen wurde, sofort nach. Im vierten Lebensjahre begann es mit beiden Händen zu spielen und in höchst drolliger Weise vollständige Harmonien zu bringen und zwar mitunter solche eigener Erfindung. In dieser Weise hat die kleine Therese ohne Notenkenntniß und ohne die geringste Unterweisung aus eigenem Antrieb das Klavierspiel bis zum Alter von 5½ Jahren fortgesetzt und vor Kurzem erst, ohne sonst lesen und schreiben zu können, einige Unterweisung im Notenlesen und im richtigen Gebrauch der Finger erhalten. An 100 Klavierstücke aus den bekannten „Klavierunterrichtsbriefen“ ihres Vaters spielt sie jetzt mit staunenswerther Sicherheit und zum Theil sogar auswendig. Die größte Verwunderung erregt sie jedoch, wenn sie ohne Noten spielt, „was sie will“ und mit vollständiger Harmonie eigene Melodien in ihrer Weise zum Vortrage bringt. Für solche, die hierbei etwa an körperliche Entwicklung denken sollten, kann übrigens in beruhigender Weise noch erwähnt werden, daß das Kind sich einer kräftigen Konstitution und eines blühenden Aussehens zu erfreuen hat, im Freien eben so lustig herumspringt, wie andere Kinder und (denn auch als kleine Schwätzerin ist sie ziemlich bekannt) ein überaus heiteres Temperament besitzt.

Räthsel.

Die erste Sylbe ist beim Golde sehr willkommen,
Doch ob der Zweiten wird es oft nicht gern genommen.
Das Ganze schalte ein bei jeglichem Versprechen,
Wenn du gewiß sein willst, dein Wort niemals zu brechen.

Auflösung der Charade in Nr. 16:

Was „eng“ ist, ist nicht weit;
Ein „Land“ — meist lang und breit.
„England“, im weiten Reich des Nassen —
Will Schranken setzen gern, doch sich nicht setzen lassen.
Mein werther Herr Autor! Dieß acceptir' ich nicht!
Wo bliebe denn alsdann — das europä'sche Gleichgewicht?
Wie würd' bei solcher Politik — Europa sich gestalten?
Doch: Preußen wird es schon in der Balance erhalten. —

M. M.

Berichtigung. In der Charade Nr. 17 d. Bl. erste Zeile soll es statt Gericht — „Gewicht“ heißen.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 21 Samstag, 25. Januar 1868.

Bangen und Verlangen.

(Fortsetzung.)

Mir ward schwarz vor den Augen, meine Stirne eiskalt, mein Athem stockte. Zum Glück kam in diesem Augenblick Emilie auf mich zu, erschrocken fragte sie, was mir fehle; ich stammelte, mir sei nicht wohl geworden, bat sie, kein Aufsehen zu machen, und nachdem ich mich etwas gesammelt hatte, schwankte ich an ihrem Arm in ein anstoßendes Zimmer. Hier beschwor ich sie, sogleich nach meinem Wagen zu schicken, und mir behülflich zu sein, daß ich die Gesellschaft verlassen könne, ohne bemerkt zu werden. Emilie umarmte mich zärtlich besorgt, und versprach es mir sogleich. Sie klingelte ihrem Mädchen, diese mußte den Wagen bestellen, meinen Shawl und Mantel bringen, auch etwas Thee herbeischaffen, den mir Emilie mit liebevoller Theilnahme aufnöthigte. Der Wagen war endlich vorgefahren, stumm schloß ich die Freundin an meine Brust, und eilte, von ihrem Mädchen durch eine Seitenthür geleitet, fort.

Vor Fieberfrost geschüttet, nur immer die fürchterlichen Worte hörend: „Er hat deine Mutter vergiftet!" kam ich halb sinnlos nach Hause. Ich sprang die Treppe hinauf, wie von bösen Geistern verfolgt, doch statt in das zweite Stockwerk, das zu meinem Zimmer führte, zu gehen, eilte ich im ersten die schwach beleuchteten Gänge durch, ohne den Irrthum gewahr zu werden, endlich kam ich an eine Thüre, die ich für die meinige hielt, ich öffne sie, stürze hinein, und stehe vor meinem Vormund, der sich eben von seinem Schreibtisch erhob. — Erstaunt und erschrocken über mein Aussehen, wollte er auf mich zueilen; doch indem ich entsetzt vor ihm zurückwich, schrie ich mit ersterbender Stimme: „Fort von mir, Mörder meiner Mutter! fort!" und sank bewußtlos zu Boden.

Als ich die Augen wieder aufschlug, lag ich in meinem Zimmer auf dem Bette, und Anna und ein Dienstmädchen waren beschäftigt, meine Kleider aufzulösen, und meine Schläfe mit Essig zu reiben.

„Gott sei gelobt!" rief Anna, „sie schlägt die Augen auf, sie lebt! Barmherziger Himmel, was war das für ein Schrecken!"

Ich seufzte tief auf; denn mit meinem Bewußtsein kehrte die Erinnerung der fürchterlichen Augenblicke zurück, die ich heute erlebt hatte. — Als ich entkleidet und zu Bett gebracht war, hieß Anna das Mädchen zur Ruhe gehen, doch vorher dem Jakob zu sagen, daß ich mich wieder erholt habe. — Ich wollte Anna fragen, wie ich hieher gekommen sei, doch sie fiel mir in die Rede, und beschwor mich, heute nichts mehr zu sprechen, sondern mich der Ruhe zu überlassen, die ich so sehr bedürfe, wenn ich nicht meinen Tod, und mit ihm auch ihr Ende herbeiführen wollte. — Schweigend drückte ich ihre mütterliche Hand an mein Herz und weinte still, von ihr unbemerkt, in meinen Kissen, bis ein wohlthätiger Schlummer mir die Augen schloß.

Körperlich genesen erwachte ich am Morgen, doch mit trübem Sinne. Anna stand schon vor meinem Bette und reichte mir freundlich die Hand. — „So mein Mathildchen," sprach sie, „nun ist's gut, die Röschen kehren auf Ihre Wangen zurück, und die Ruhe in Ihr Herz."

Traurig blickte ich sie an, und schüttelte den Kopf. „Anna," sagte ich, „erzähle mir doch, wo du mich gestern fandest."

„Ach, du lieber Gott," erwiderte sie, „das war ein Schrecken! Sehen Sie, liebe Mathilde, ich hatte mich in meinen alten Sorgenstuhl gesetzt, um auf Sie zu warten, und da entschlief ich endlich. Plötzlich stürmt der stumme Jakob herein, und das Maul ging ihm wie eine Mühle, ich sollte schnell zum Herrn hinunterkommen, Sie lägen dort ohnmächtig auf dem Boden, er wisse sich nicht zu helfen u. s. w. — Der Schrecken war mir in die Glieder gefahren, ich konnte nicht von der Stelle; doch der Alte faßte mich an, und halb mich tragend, brachte er mich in das Zimmer des Herrn, wo ich Sie dann — entsetzlicher Anblick! — wie todt am Boden sah, Ihren Vormund neben Ihnen knieend, Ihre Hand in der seinen haltend, die er mit Thränen benetzte. — Ich wollte Sie auf ein nahes Ruhebett bringen, doch mit Entsetzen rief er: „Nein, nein, an diesem Orte darf sie ihre Augen nicht aufschlagen, mich soll sie nie mehr erblicken!" und wir mußten Sie nun mit Gewalt herauf in Ihr Zimmer schleppen, wo Sie, dem Himmel sei Dank, bald darauf erwachten."

Ich sagte ihr nun, wie ich mich schon bei Baron Woller auf das Tanzen nicht wohl gefühlt, hier angekommen, mich in den Gängen verirrt habe, und durch den Anblick eines Mannes, in dem Zimmer, das ich für das meine hielt, so sehr erschreckt worden sei.

Sie schien mir vollen Glauben beizumessen, obgleich sie mir späterhin gestand, daß sie wohl noch eine andere Ursache meines Unfalls vermuthet hatte. Wie danke ich ihr jetzt die zarte Schonung, die sie mir damals bewies!

Ich brachte nun einige Tage auf meinem Zimmer zu, selbst Anna's Bitten konnten mich nicht bewegen, den Garten zu besuchen, mir graute vor jeder Erinnerung an die verflossenen Tage. Endlich als Anna mich wieder einmal weinend vor dem Bilde meiner Mutter fand, fragte ich sie, ob sie denn die theure Frau gerade in ihren letzten Tagen verlassen habe?

„Ich sie verlassen?" rief sie aus, „niemals bin ich von ihrer Seite gewichen; ich schmückte sie als Braut und — im Sarge." Mit Thränen fuhr sie fort: „Als Ihr verewigter Vater im Felde blieb, wer hätte sie da trösten können, als ihre treue Anna — doch was sag' ich, trösten! mit ihr leiden, ihren Gram theilen; denn für sie gab es keinen Trost mehr, als nur in dem Gedanken, ihm bald zu folgen. — So wurde noch kein Mann geliebt, ihre Seelen waren nur Eins, getrennt mußten sie vergehen!"

„Aber," fragte ich, „warum ließ man nicht der Natur und der Zeit ihr Recht, die sie mir vielleicht doch erhalten hätten, warum mußte sie gewaltsam — und eines so schrecklichen Todes sterben?" — Thränen erstickten meine Stimme. — Anna starrte mich an, als fürchte sie, mein Verstand habe gelitten. „Ja, Anna," fuhr ich fort, „gestehe mir's nur auch, denn ich weiß schon Alles."

„Und was wissen Sie?" fragte sie erstaunt.

„Daß meine Mutter ein Opfer verschmähter Liebe ward — daß Gift . . ."

„Allbarmherziger!" fuhr Anna erschrocken auf, „Fräulein, sehen Sie Gespenster? oder hat der Schrecken Ihre Sinne verwirrt? — Gift! behüte und bewahre uns! — Die arme Frau starb an einer langsamen Abzehrung, die ihr der Gram um den geliebten Gatten zuzog. Dieses Gift nagte an ihrem Leben."

„Aber — mein Vormund?"

„Ja der machte ihr allerdings viel Kummer; verliebt bis zum Wahnsinn in die junge, schöne Cousine, wollte er Tag und Nacht nicht weichen, verfolgte sie auf allen Schritten, eilte ihr, wenn sie ihm zu entfliehen glaubte, von Ort zu Ort nach, bestürmte sie mit Bitten, Drohungen, Verzweiflung, — wollte sich oft vor ihren Augen das Leben rauben, wenn sie nicht einwilligte, seine Gattin zu werden. Doch sie blieb sich gleich, unverhohlen zeigte sie ihm den Schmerz um den Verlust ihres geliebten Gemahls, und gab ihm nie auch nur einen Strahl von Hoffnung. — Noch einige Wochen vor ihrem Tode hatte sie einen fürchterlichen Auftritt mit ihm, wo sie sogar im Zorne ihm sagte, er würde sie mit seiner unsinnigen Liebe noch ins Grab bringen. Er stürzte wie ein Verzweifelnder fort, sie aber ließ schnell einpacken, und wir reisten noch in derselben Nacht ab, und das so heimlich, daß er uns dießmal nicht eher fand, als bis wir um die theure Leiche herstanden und sie mit unsern Thränen überströmten. — Als habe ein Erdbeben vor seinen Augen Alles, was ihm jemals lieb auf Erden war, verschlungen, so stand er bei diesem Anblick da, dann sich die Haare raufend, schrie er: „Rächer im Himmel! ich habe sie getödtet! ich bin ihr Mörder!" — und fort eilte er, Gott weiß wohin, wir sahen ihn lange nicht mehr. — Gerne hätte ich ihm gesagt, daß ihm die Selige herzlich vergeben, daß sie ihn wie einen Bruder geliebt und geschätzt, und zu Gott noch auf ihrem Sterbelager gebetet, ihn zu heilen von dieser unglücklichen Liebe, ihn durch den Besitz eines glücklichern, edlen weiblichen Wesens zu entschädigen. — Ihr Gebet ward nicht erhört. — Verzweifelnd durchstreifte er die fernsten Länder, ohne Ruhe zu finden. — Als endlich der alte Herr von F*** starb, und ihn zu Ihrem Vormund ernannte, schrieb man ihm in die Schweiz, wo er sich damals in tiefer Einsamkeit aufhielt; er wollte es lange nicht glauben, daß des alten Herrn Wahl, der ihn und seine Verhältnisse doch so genau gekannt, auf ihn gefallen. Nun mußte er wohl zurückkehren — doch, wie kam er hier an! gleich einem Sterbenden. — Freilich legte die Zeit lindernden Balsam auf seine wunde Seele; doch blieb er menschenscheu und tiefsinnig."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Mißbrauch des Telegraphen.] Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" bringt in sehr verständiger Weise die Uebelstände zur Sprache, welche durch das unmäßige Ueberhandnehmen der Telegramme in den Zeitungen herbeigeführt werden. Es leide darunter vor Allem das Vertrauen auf die Zeitungen, da da das Publikum immer noch gewohnt sei, in einem Telegramm nicht nur etwas besonders Wichtiges, sondern auch etwas besonders Zuverlässiges zu erblicken, diese beiden Eigenschaften aber den Telegrammen bei ihrer schrankenlosen Vermehrung nothwendig abgehen müssen. „Zweck der Telegraphie ist, Dasjenige so rasch als möglich zu verbreiten, dessen möglichst schnelle Kenntniß für das Publikum und also für die dasselbe bedienenden Organe, die Zeitungen, entweder schlechterdings nothwendig oder doch im höchsten Grade wünschenswerth ist. Was nicht in diese Kategorie gehört,

für dessen Uebermittlung genügt der gewöhnliche Weg der Korrespondenz, zumal bei unsern auch so sehr beschleunigten Post- und Eisenbahnverbindungen; wird es dennoch telegraphirt, so ist dieß nicht blos ein höchst unnöthiger, direkt die Zeitungen, indirekt auch deren Abonnenten belastender Mehraufwand, sondern es hat noch überdieß den sachlichen Nachtheil, daß durch die Masse der solchergestalt sich anhäufenden Telegramme das Publikum verwirrt und ihm der Ueberblick über die eigentlich wichtigen, ausschlaggebenden Neuigkeiten des Tages bedeutend erschwert wird. Wir wollen dafür nicht schlechthin die telegraphischen Bureaux (in London, Paris, Berlin, Frankfurt, München rc., von denen die Zeitungen die meisten Telegramme beziehen), verantwortlich machen. Diese glauben den von ihnen bedienten Zeitungen gefällig und nützlich zu sein, wenn sie ihnen recht viel Depeschen liefern. Die Konkurrenz, sowohl der Zeitungen unter sich, als auch verschiedener telegraphischer Anstalten, hat, wie überall, neben ihren wohlthätigen Folgen auch ihre Verbindungen, die der Korrektur bedürfen. Das telegraphische Bureau A will natürlich nicht weniger, lieber mehr Depeschen liefern, als das telegraphische Bureau B., und was die Zeitungen betrifft, so würde zwar sehr wahrscheinlich jede einzelne herzlich gern einen großen Theil des Depeschenballastes entbehren, der ihr tagtäglich durch den Telegraphen zugeschleudert wird; aber keine mag und darf hinter der anderen zurückbleiben, und so schraubt und schwindelt man sich gegenseitig zu einer immer maßloseren Höhe hinan. Wir glauben zu wissen, daß nicht blos die Zeitungsredaktionen über dieses Unwesen seufzen, sondern daß auch die Inhaber telegraphischer Bureaux vollkommen einsehen, daß dieß ein Unwesen ist, daß sie wünschten, ihm Einhalt thun zu können, allein sich dazu außer Stande sehen, so lange nicht die Zeitungen selbst ihnen dazu die Hand bieten. Eine gründliche Abstellung des Uebels dürfte daher kaum anders, würde aber ganz gewiß dann möglich sein, wenn eine Verständigung unter den größeren Blättern darüber stattfände, daß und in welchem Maße sie eine Beschränkung der telegraphischen Depeschen auf das wirklich Nothwendige und Wichtige den telegraphischen Bureaux gemeinsam zur Pflicht machen wollten. Am besten vielleicht nähme der Journalistentag, beziehentlich dessen Ausschuß, die Sache in die Hand, bei welchem ja die Frage des Telegraphenwesens im Allgemeinen schon früher einmal in Anregung gekommen ist. Zu einer Vereinbarung solcher Art in der einen oder anderen Weise, die, wir wiederholen es, dringend wünschenswerth ist, möchten wir durch Vorstehendes einen Anstoß geben.

[Ein schlau angelegter Schurkenstreich] hat kürzlich mehrere Leute in New-York um ansehnliche Summen Geldes gebracht. Ein Börsenmakler kaufte Fonds, bezahlte dieselben mit Anweisungen, deponirte die Staatspapiere in einer Bank, stellte seiner Schwester dann für den Betrag Schuldscheine aus und ließ auf dem Exekutivwege dieselbe das Depositum in der Bank mit Beschlag legen. Die zuerst an Zahlungsstatt gegebenen Anweisungen kamen auf ein trockenes Konto, und dem geriebenen Spitzbuben, der sich auf diese Weise 80,000 Dollars angeeignet hatte, war nicht beizukommen.

[Grammatikalisches.] Die, die die, die die hülflos umherirrende Tugend beschützenden Edlen irrende Ritter nennen, für Irre halten, irren nicht. Ein Beweis, daß man grammatikalisch richtig und doch sehr unschön schreiben kann.

Die Rekognoszirung, welche Merewether von Sanafeh, wo bekanntlich von den abyssinischen Expeditionstruppen ein Lager errichtet ist, nach Addi Graht unternommen hatte, ergab, daß die Wege dorthin in ziemlich gutem Zustande waren. In Addi Graht war Jahrmarkt, wo Schlachtvieh, Getreide, Honig rc. feilgeboten wurden. Doch kann man sich beim Vorrücken in das Innere nicht auf die Hülfsquellen des Landes verlassen, da die Ernte in Folge der Dürre und der Heuschreckenschläge sehr mangelhaft ist. Den Reitern flogen nicht selten dichte Wolken dieser Insekten über die Köpfe hinweg, und wo sie sich niederließen, war in wenigen Minuten die ehedem grüne Fläche gelb geworden. Die Einwohner suchen sie durch Anzünden großer Feuer zu verscheuchen, doch mit geringem Erfolge. Die Gegend würde von dieser Landplage bald in eine Wüstenei verwandelt werden, wenn nicht gewisse Gattungen Vögel und mehr noch die Affen unter diesen Thieren aufräumten. Die Einwohner bedienen sich ihrer als Nahrungsmittel. Sie machen ein Loch in die Erde, bekleiden die Höhlung mit Thon und zünden dann ein Feuer darin an. Hat dasselbe ausgebrannt, so wird die Asche herausgenommen und werden Heuschrecken in die Grube geschüttet, die dann wieder mit Lehm zugedeckt wird. Sind die Insekten in der heißen Erde genügend geröstet, so werden sie herausgenommen und zu feinem Pulver zerstoßen, das mit Mehl vermengt und genossen wird. Der Transport ist und bleibt bisher die große Schwierigkeit des Feldzuges; denn trotzdem die Sappeure fortwährend in den Pässen arbeiten, mußte doch bis jetzt das schwere Geschütz in Kumoyle zurückbleiben. In letzter Zeit entflohen auch viele Maulthiertreiber mit ihren Thieren und Ladungen. Viele wurden in Aegypten gefangen genommen und ausgeliefert. Sie geben als Ursache ihrer Desertion an, daß man sie ohne warme Kleidung in kalte Gebirgsgegenden sende.

Die „Novara" hat die Reise von Mexiko fast ohne Unterbrechung im Kampfe mit den Elementen zurücklegen müssen. Die Stürme, welche in den letzten Monaten so außerordentliche Verheerungen angerichtet haben, waren auch für sie auf dem offenen Meere empfindlich, und nur ein günstiges Schicksal bewahrte sie, in der Nähe von Havana und St. Thomas vor der Gefahr, in das Zentrum der dort wüthenden Orkane zu gerathen. Der Leichnahm des Kaisers Maximilian ist bekanntlich von dem Vizeadmiral v. Tegetthoff und dem Dr. Basch sowohl bei der Uebergabe in Mexiko, als auch später in Vera-Cruz feierlich agnoszirt worden. Noch während der Reise wurde der Sarg viermal geöffnet, um sich zu überzeugen, ob der Leichnam nicht etwa durch das Eindringen der Luft in den Sarg und durch die Sturzwellen, welche von dem Deck des in der furchbaren See stark rollenden Schiffes in das Zwischendeck gedrungen waren, gelitten habe. Es ergab sich, daß die Befürchtung unbegründet war. Die Reise von Havana nach Kadix machte die „Novara" in 21 Tagen, eine der schnellsten je vorgekommenen Fahrten. In Gibraltar legte die „Novara" nicht an. In Korfu besuchten an Einem Tage über 3000 Personen aus allen Kreisen das Schiff, um dem Todten pietätvoll ihre Theilnahme zu bezeugen.

Eine Wiener Lokalkorrespondenz erzählt folgende Soldaten-Anekdote: Bekanntlich hielt sich eine preußische, zu Kaiser Maximilians Leichenbegängniß beorderte militärische Deputation hier auf. Dieselbe besichtigte unter andern militärischen Etablissements auch die Räumlichkeiten der Franz-Josephs-Kaserne. Oberst Bauchitsch und Oberstlieutenant v. Willisen, die Führer der Deputation, sprachen mit verschiedenen Soldaten, und Letzterer unterhielt sich durch längere Zeit mit einem Gemeinen eines Infanterie-Regiments, den er unter Anderm fragte: „Ihr habt also jetzt auch Zündnadelgewehre? Na, wie geht's denn damit?" Der Angesprochene erwiderte, ohne lange zu überlegen, sofort: „Mit dem Zündnadelgewehr ging's schon gut. Schade nur, daß wir dieselben nicht schon vor zwei Jahren gehabt haben." Alles lachte über diese treffende Antwort und auch die Deputation machte gute Miene zu dem bösen Worte.

[Zuckerfabrikation in Oesterreich.] Die österreichische Monarchie zählt gegenwärtig 166 Zuckerfabriken und Raffinerien. Davon kommen 84 auf Böhmen, 38 auf Mähren, 12 auf Schlesien, 4 auf Niederösterreich, 1 auf Oberösterreich, 1 auf Steiermark, 2 auf Gallzien, 24 auf Ungarn. Schlesien hat eine Zuckerfabrik auf 7³/₄, Mähren auf 10¹/₅, Böhmen auf 11¹/₅, Niederösterreich auf 90, Ungarn auf 162¹/₃ Quadratmeilen. Von den 166 Zuckerfabriken sind 104 dem Assekuranzverein beigetreten.

In Antwerpen ereignete sich vor einigen Tagen folgende tragische Geschichte: Ein junger Seemann, der so eben von einer langen Reise zurückgekehrt war, eilte, seine Geliebte, eine hübsche Wittwe und Fruchthändlerin, zu besuchen, ward aber von dieser, die sich inzwischen anders besonnen hatte, sehr kühl aufgenommen und kurzweg fortgeschickt. Der arme Junge ging, kaufte sich bei dem nächsten Waffenschmied ein Pistol, lud dasselbe und kehrte zu der Ungetreuen zurück, um sich in ihrer Gegenwart durch den Kopf zu schießen. Er war auf der Stelle todt.

Vor einiger Zeit verlor Vicomte Dario im Spiele in einem der Pariser Cercle, wo das Spiel mit unerhörter Leidenschaft getrieben wird, an zwei Millionen, darunter 600,000 Frs. an Khalil-Bey. Man kann Schulden haben, Spielschulden aber müssen bezahlt werden, und da er nicht zahlen konnte, überließ er dem Bey seine vorzügliche Gemäldesammlung moderner Meister. Jüngst nun verspielte Khalil-Bey im Cercle des Moutards in einer Nacht 1,200,000 Frs., und in diesem Augenblicke verkauft er im Hotel Drouet seine Gallerie, um seine Spielschuld zu decken.

Charade.

Die zwei ersten Sylben.

Wir sind die Zweite von vier Geschwistern,
Und machen Euch Herz und Seele warm;
Und Lüfte und Düfte uns leise flüstern:
„O, schaffet nur Segen für Reich und Arm."

Die dritte Sylbe.

Ich bin die Vierte von vier Geschwistern,
Und hab' eine dunkle kalte Gestalt;
Doch liebliche Eng'lein mir leise flüstern:
„O, schaffe Du Ruhe für Jung und für Alt."

Die vierte Sylbe.

Ich stehe allein im Reiche der Geister,
Und doch lebt in mir eine ganze Welt;
Ein Zeitvertreib wohl dem Herrn und Meister,
Der mich verwendet, wie's ihm gefällt.

Das Ganze.

Entstanden durch ein Genie,
Veredelt in Melodie,
Gewürzt mit treffendem Witz,
Bin ich der Künste Sitz,
Der Menge ein hoher Genuß
Des Märchens Zauber-Kuß.

Redakteur Gustav Meisert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 22 Montag, 27. Januar 1868

Bangen und Verlangen.

(Schluß.)

Anna hätte noch lange fortschwatzen können, ich würde sie nicht unterbrochen haben. Gott! was ging in meinem Herzen bei dieser Erzählung vor! wie bestürmten mich Reue und Scham, wie rührte mich sein Unglück! wie mußte ich den häßlichen Verleumder verachten! — Im Kampfe, wie ich mein Unrecht wieder gut machen, und wo den Muth dazu hernehmen sollte, vergingen noch zwei Tage, als ich am dritten ein großes Packet von meinem Vormund erhielt. Mit pochendem Herzen hielt ich es lange in meinen zitternden Händen — endlich öffnete ich den Umschlag. Es enthielt drei Schreiben. Eines war versiegelt mit der Aufschrift: „An Mathilde von Aarburg an ihrem Verlobungstage zu übergeben." — Befremdet legte ich es bei Seite, einem erbrochenen Brief, an meinen Vormund adressirt, kaum einen flüchtigen Blick gönnend, und ergriff das dritte, von ihm an mich gerichtet. — In Ausdrücken des rührenden Schmerzes klagte er sich selbst an, durch seine wahnsinnige Liebe das Leben meiner theuern Mutter verkürzt zu haben, und gestand, daß er durch dieß Vergehen die Achtung aller bessern Menschen verwirkt habe; darum wolle er die tiefgekränkte Tochter nicht mehr durch seinen Anblick beleidigen. Das Wenige, was noch zwischen uns abzumachen sei, könne ja schriftlich geschehen. Er wünsche mir Glück zur Verbindung mit dem Manne meiner Wahl, dessen Bewerbung er hiemit beifüge. Auch sende er mir ein Schreiben meines vorigen verewigten Vormundes, da mein Verlobungstag nun doch nicht mehr ferne sein könne. Dann schloß er mit einem kurzen feierlichen Abschied für's ganze Leben, den ich vor Thränen kaum lesen konnte.

Nachdem ich mich etwas erholt hatte, blickte ich in den andern offenen Brief, er war von dem verhaßten Rittmeister, der bei meinem Vormund förmlich um mich warb, in Ausdrücken, die deutlich zu verstehen gaben, als thue er diesen Schritt mit meinem Einverständniß. — Wie berechnet war sein Plan, mir die Nähe meines Vormunds so schrecklich zu machen, daß ich dann um jeden Preis mich von ihm befreien würde! — Dem Himmel sei Dank, zu rechter Zeit noch wurden mir die Augen geöffnet. — Nun erbrach ich, ohne mich länger zu bedenken, das dritte Schreiben. — Es war von dem würdigen Greise, der mich so oft auf seinen Knien geschaukelt. Es lautete wie folgt:

„Mein geliebtes, theures Mathildchen! Wenn du diese Zeilen liesest, blickt dein alter Vormund von oben auf dich herab, selig in dem Anblick deines Glückes. — Ich irre nicht, meine ahnungsvolle Seele sagt mir, du wirst die zärtliche Gattin des edlen Mannes, den ich dir zum Vormund bestimmte, und das ist mein Werk! — Würde ich sonst einem so jungen Manne diese schwere Pflicht auferlegen? Ich kenne sein treffliches Herz, seinen biedern Charakter, ich weiß, er wird meine Mathilde glücklich machen. — Als ich deine gute Mutter das Letztemal sprach, sagte sie mit schon verklärten Blicken: „O könnte es meine Mathilde einst durch ungetheilte treue Liebe an meinem armen Vetter vergüten, daß ihre Mutter jetzt den edlen Mann so elend machen muß!" — Diese Worte blieben in mein Herz gegraben. Sehe ich doch, wie gut, wie sanft und hübsch du zu werden versprichst, wie so ganz das Ebenbild deiner holden Mutter — wußte ich doch, daß ihr beiden edlen Menschen nur euch sehen, euch kennen lernen durftet, um euch zu lieben! Darum brachte ich euch in diese Berührung. Und nun empfanget meinen und eurer Mutter heil'gen Segen! Gott mache euch glücklich, wie ihr es verdient. Amen!

Rudolph von Z***."

Glühend heiße Thränen überströmten mein Gesicht, als ich dieß las, ich fühlte, was ich dem Verewigten schuldig war, und was dem Lebenden, dem Heißgeliebten! — Rasch sprang ich auf, eilte die Treppe hinab nach jenem Zimmer, in welchem ich vor wenig Tagen fast vor Schrecken starb, jetzt kam ich Liebe und Leben zu bringen.

Mit lautklopfendem Herzen öffnete ich leise die Thüre, mein Vormund saß, mit dem Rücken gegen mich, am Schreibtisch, den Kopf in die Hand gestützt; — ich trat erröthend näher, und legte den offenen Brief des edlen Greises vor ihn hin. — Erschrocken fuhr er auf und wollte fliehen; ich hielt ihn zurück, und flehte mit stummer Geberde, den Brief zu lesen. Unfähig zu widerstehen, sank er in den Stuhl zurück und las. Als

er geendet und sich erschüttert nach mir wandte, lag ich auf meinen Knieen, und weinte laut.

„Mathilde!" rief er außer sich, „was machen Sie aus mir!"

„Vergib edler Mann!" bat ich, „ich ward getäuscht und habe dich tief gekränkt! Lasse mich gut machen durch meine unendliche Liebe!"

„Mathilde!" rief er, „wär's möglich!?"

Da stürzte ich an seine Brust und schluchzte: „Dein auf ewig!"

Nun bin ich seine glückliche Gattin, ein herziges Mädchen spielt zu meinen Füßen, ein holder Knabe ruht an meiner Brust! — Meine Emilie und ihr Gustav sind täglich bei uns, oder wir bei ihnen, und die gute alte Anna verjüngt sich in unserm Glück!

Ein kleines Erlebniß aus dem letzten Kriege.

„Wir waren", so erzählt ein preußischer Lieutenant, „mit klingendem Spiele eines schönen Abends in ein böhmisches Städtchen eingerückt, und wie ein dürstender Hirsch nach frischem Wasser schreit, sehnte sich meine hungerige Seele nach einem guten Quartier und solidem Abendbrode. Bald sah ich auch meinen sehnlichen Wunsch erfüllt und steuerte direkt auf ein Häuschen los, das sich durch sauberen Anstrich vor seinen Nachbarn vortheilhaft auszeichnete. Ein junges Tischler-Ehepaar, von dem das Haus allein bewohnt ward, nahm mich freundlich auf und erquickte mich, was die Hauptsache war, mit einem gediegenen Abendbrode. Um jedoch das Städtchen, dem wir morgen schon wieder Adieu sagen sollten, wenigstens etwas kennen zu lernen, wurde auf den matten Beinen noch ein kleiner Spaziergang unternommen, und als ich mich todtmüde zurück schleppte, stand schon der Mond am Himmel. Kaum war ich in's Haus getreten, als ich meinen gastlichen Wirth, einen Deutschen, bat, mir mein Nachtlager anzuweisen.

„Fürchten Sie sich, Herr Lieutenant?" fragte er, mich ernst ansehend.

„Ich glaube gar", polterte ich heraus, „wie wird sich ein preußischer Soldat fürchten!"

„Auf Ihrem Zimmer stehen nämlich Särge", fuhr der blonde Jünger der edlen Tischlerkunst fort, „und ich pflege im Winter, wenn ich weniger zu thun habe, dergleichen auf Vorrath anzufertigen. Da aber manche Menschen eine abergläubige Scheu haben, in der Nähe von Särgen zu schlafen, so erlaubte ich mir die Frage, mit der ich Sie indessen keineswegs kränken wollte."

Mein Wirth zündete jetzt ein kurzes Licht an und führte mich auf mein Schlafzimmer, ein niedliches Stübchen, dessen eine Seite Särge bis zur Decke aufgestapelt einnahmen, und wünschte mir eine gute Nacht.

Beim Anblick der Särge konnte ich mich eines leichten Schauders nicht erwehren, da wir Soldaten doch dem Tode so nahe standen. Das frisch überzogene Bett lockte indeß nicht vergebens und bald lag ich in den weichen Kissen und sah auf die weißen Särge, auf die der Mond sein bleiches geisterhaftes Licht warf; ein leichenartiger Firnißgeruch der Särge erfüllte das ganze Zimmer. Eben als sich der Schlaf mir auf die Augenlider senken wollte, tönte mitten aus den vom geisterhaften Mondlicht beschienenen Särgen ein leises „Ach!" Mir ward unheimlich zu Muthe, sollte das, dachte ich bei mir, nicht vielleicht eine Ahnung sein, daß ein naher Verwandter sehr erkrankt ist, oder etwas Dem Aehnliches? Ein abermaliges deutliches „Ach!" schreckte mich aus meinen Betrachtungen auf und deutlich vernahm ich den Ton aus den Särgen; jetzt brach mir der Angstschweiß aus, und ich zog mir die Decke über die Ohren, um Nichts zu hören, und Nichts zu sehen, und erst sehr spät schlief ich ein.

Als ich am andern Morgen erwachte, fiel mir sogleich der Vorfall des vorigen Abends ein, da durchtönte plötzlich dasselbe „Ach!" das Zimmer, dießmal aber mit einem recht gemüthlichen Gähnen begleitet, und gleich darauf wie zur Bekräftigung schob sich das schlaftrunkene Gesicht des Tischlerjungen zwischen den Särgen hervor und sagte: „Guten Morgen, Herr Lieutenant!"

Am Abend vorher hatte der Junge, um die Bettstelle für mich zu räumen, sein Bett in einen großen Sarg gebracht und dann darin göttlich geschlafen, und er war der Urheber des gespenstischen „Ach!" gewesen.

Ein Wort zu seiner Zeit.

Es flammen die Kerzen, es schimmert der Saal
Von Gästen, von festlich geschmückten,
Es rauscht die Musik und es klingt der Pokal,
Es umdrängen die Hochbeglückten,
Der Erde Götter, den Königsthron
Und rufen mit schallendem Freudenton:
Hoch lebe der herrliche König!

Doch draußen ist's Nacht und der Sturmwind pfeift
Von dem fernen Osten herüber,
Wo Hunger und Kummer wild um sich greift
Und das Leben wird trüber und trüber,
Wo Mutter und Kind durchschüttelt der Frost
Und dem Vater Verzweiflung das Herz durchstoßt:
O gib uns zu essen, Herr König!

Und fährt er erschrocken nicht auf vom Sitz
Des Landes liebender Vater?
Und schleudert er nicht mit zürnendem Blitz
Darnieder die schlechten Berather?
Und säubert er nicht von den Schranzen den Platz
Und greift mit den Händen tief in den Schatz
Und wehret der Noth, wie ein König?...

Sie hungern noch immer, sie frieren noch
Die Männer, die Frauen, die Kinder!
Noch lastet auf ihnen des Elends Joch,
Noch quält sie der eisige Winter!
O schweiget, o schweigt doch mit eurem Geschrei!
Zum Brode nicht, nur zum Pulver und Blei
Hat seine Schätze der König!

Ja schweiget, ihr Brüder am Ostseestrand,
Bald nahet die Noth ihrem Ende!
Noch gibt es ein deutsches Vaterland,
Es öffnen sich Herzen und Hände;
Wir opfern willig das irdische Gut,
Um euch zu erwärmen das starrende Blut,
Und einst — einst richtet der König!

Der fragt nicht nach irdischer Herrlichkeit,
Der achtet nicht irdische Größe;
Weh' dem, der vor seiner Gerechtigkeit
Dasteht dann in elender Blöße.
Geht hin, ihr Verfluchten, so hebt er an,
Was ihr den Geringsten nicht habt gethan,
Mir habt ihr's verweigert, dem König!

Da wird dann so Mancher werden klein,
Der hier trug Orden und Titel;
Da geht dann zur ewigen Freude ein
So Mancher im schlichten Kittel.
Und Hunger und Kummer und Elend und Noth
Vorbei ist's auf immer, — das Lebensbrod
Reicht dar uns der ewige König!

Mannigfaltigkeiten.

[Zur Aufsuchung Franklins.] Die New-Yorker Zeitungen veröffentlichen Berichte über das Vordringen des Kapitäns Hall in den Nordpolgegenden, die sich in Folgendes zusammenfassen lassen: Da Kapitän Hall nicht im Stande war, sich einen Zug Hunde zu verschaffen, so machte er eine Schlittenreise, die ihn endlich mit einer Abtheilung feindlicher Eskimos in Berührung brachte, von welchen er indeß folgende Nachricht erhielt. Ungefähr um die Zeit des Verlassens der Franklin'schen Schiffe sahen diese Eingebornen, ihren Angaben zufolge, eine Anzahl weißer Männer einen todten Körper an die Küste tragen und eine Art Gewölbe bauen, in das sie den Leichnam niederlegten, und dasselbe dann mit schweren Steinplatten bedeckten. Diesen Leichnam hält Kapitän Hall für den Sir John Franklins; es ist jedoch seine Absicht, die beschriebene Oertlichkeit zu besuchen und sich womöglichst Gewißheit darüber zu verschaffen. Da die Gegend von feindlichen Eingebornen bewohnt wird, so hat sich Kapitän Hall die Dienste von fünf weißen Männern gesichert, die er von einem Wallfischfänger erhielt. Er gedenkt seine Reise am Ende dieses Herbstes anzutreten, und wenn er Erfolg hat, so können wir aller Wahrscheinlichkeit nach im nächsten Sommer bestimmte Nachricht erhalten über den Begräbnißplatz Sir John Franklins. Kapitän Hall hat von den Eskimos viele werthvolle Gegenstände bekommen, welche früher Eigenthum der Offiziere der Franklinschen Expedition gewesen.

Ein merkwürdiges Beispiel von Hundetreue erzählt die „Rh.- und Ruhr-Ztg." vom 20. d. Mts.: „Schaudererregend ist es, in welcher Weise sich die Gräuelthaten auf dem Wege von Ruhrort nach Laar wiederholen. Am Samstag Abend fuhr der 14jährige Sohn des Metzgers W. von Laar mit dem mit einem Hunde bespannten Wagen von Ruhrort nach Hause. An der Phönix zwischen dem Direktionsgebäude und Bonivet wurde er in der Weise von zwei Straßelagerern angefallen, daß der eine der Strolche, ein kräftiger Kerl, ihn bei der Brust faßte und die Herausgabe des Geldes forderte, während der andere den Wagen durchsuchte. Auf die Erklärung des Knaben, daß er kein Geld bei sich führe, zog der eine Räuber ein großes Messer aus der Tasche und wollte solches dem Knaben ins Gehirn führen. Letzterer parirte diesen Streich mit dem Arm und das Messer fuhr dermaßen in diesen hinein, daß die Wunde später an drei Stellen zugeheftet werden mußte. Nur durch die Anhänglichkeit seines Hundes sollte dem Knaben das Leben gerettet werden, da der Räuber noch nicht von ihm abließ. Sei es nun, daß das edle Thier durch das Hülferufen seines Gebieters oder durch den Geruch dessen fließenden Blutes die Gefahr erkannte, genug, das Thier spannte sich selbst aus dem Karren, flog dem Räuber an die Brust, warf ihn zu Boden und hat ihm an Gesicht und Armen gehörig zugesetzt, so daß es bei der Zuhausekunft noch die Fetzen aus den Kleidungsstücken zwischen den Zähnen mitbrachte und fortwährend in der größten Wuth umherrannte, gleich als suche es noch seinen Gegner. Ein der That verdächtiges Individuum ist bereits, Dank der Amtsthätigkeit des Gendarmen Rödelle, gefänglich eingezogen; dem Komplicen ist man auf der Spur. Es wäre zu wünschen, daß der treue Hund recht bald mit dem Inhaftirten konfrontirt würde, denn es ist nicht zu bezweifeln, daß er instinktmäßig durch sein Gebahren ein Zeugniß ablegen würde."

[Industrielles.] Seit Anfang Dezember hat die Dampf-Chokoladen-, Bonbons-, Dragee- und Zuckerwaaren-Fabrik von Franz Stollwerck in Köln ihre neuen Magazine eröffnet, welche an Großartigkeit alles bisher Gesehene übertreffen! Vom frühen Morgen bis zum späten Abende sind die 9 Riesen-Schaufenster von Zuschauern belagert! Die ganze Parterrefronte des palastartigen Gebäudes ist in drei Haupträume, das Detail-, das Engros-Lager und den Maschinenraum, abgetheilt. Man hat Gelegenheit, in denselben die Süßigkeiten direkt aus den Rohprodukten durch zahlreiche Hände, welche mit dem Fabriziren, Verwiegen, Emballiren, Verpacken, Herbeischaffen und Expediren der Waare beschäftigt sind, in den Konsum übergehen zu sehen. Das größte Interesse bietet der prächtige Maschinenraum! Eine zehnpferdige, äußerst elegant ausgeführte Dampfmaschine treibt hier 6 Chokoladen-Maschinen, wovon sich zwei durch ihre kolossalen Dimensionen ganz besonders auszeichnen; dieselben fertigen unter den Augen der Passanten täglich circa 3000 Pfund Chokolade, welche, nachdem sie im Souterrain getafelt, auf den umfassenden Gallerien von einer Anzahl Mädchen sichtbar in Staniol gehüllt werden. Hinter dem Haupthause liegt die Bonbons- und Zuckerwaaren-Fabrik, worin außer allen erdenklichen Maschinen 240 Arbeiter beschäftigt sind, und werden unter andern hier täglich 9 bis 10,000 Packete der berühmten Brust-Bonbons gefertigt. Die Firma Franz Stollwerck verdankt die ungeheure Ausdehnung ihres Etablissements nur der Vorzüglichkeit und Reellität ihrer Waaren; die Chokoladen dieses Hauses werden in Folge ihrer sorgfältigen Verarbeitung und Zusammenstellung der Rohstoffe als die besten des Zollvereins anerkannt, und werden bald die französischen Fabrikate vollständig von dem deutschen Markte verdrängt haben.

Eine großartige Gabe ist dem Hans Sachs-Denkmal von Seite des berühmten Genremalers Anton Seitz in München, eines gebornen Nürnbergers, zugedacht. Er wird den vollen Erlös für eines seiner kostbaren Bilder, welches in Kürze in Nürnberg ausgestellt und dann in Paris verkauft werden soll, dem Denkmal widmen. Die erste Gabe von Seite der deutschen Theater ist aus Oesterreich, von Steyr, gekommen, dessen Direktor Hr. Karl Joh. Osinski ist.

In einer feinen Kneipe zu Nashville (Staat Tenessee) steht den Gästen eine Kutsche zur Verfügung, mit welcher sie gratis nach Hause gefahren werden, wenn sie betrunken sind. Sehr hübsche Einrichtung, die der Polizei gewiß viel Umstände und Schererei erspart.

In Prag wurde am 21. Jänner im czechischen Theater ein neues Original-Trauerspiel: „Baron Görtz", von einem jugendlichen Dramatiker, Emanuel Bozdech, mit ungeheurem demonstrativem Applaus gegeben. In Baron Görtz, dem „unglücklichen" Premierminister Karls XII. von Schweden, will das Stück den Reichskanzler Beust kennzeichnen.

In Baden sind die Frauen jetzt förmlich in den Staatsdienst eingereiht, und es wird ihre Anstellung nun auch im Regierungsblatte wie bei den Männern mitgetheilt.

Dr. Luther hat am 23. November auf der Sternwarte zu Bilk bei Düsseldorf einen neuen Asteroiden (den 95.) entdeckt, der den Namen Arethusa erhalten hat. Es ist dieß bereits der sechzehnte Planet, dessen Entdeckung man dem Dr. Luther verdankt.

Charade.

Was die zwei Ersten der Sylben enthalten,
Pflegt Keuschheit und Süßigkeit zu entfalten,
Drei And're der zartesten Art bereitet
Ein Wesen, das Schreck oft und Grausen verbreitet;
Das wunderbare Geflechte des Ganzen
Durchdringt die Organe der Menschen und Pflanzen.

Auflösung der Charade in Nr. 17:

Ein „Pud" — ist russisches Gewicht,
Bedeutet vierzig Pfund;
Dieß wußte Herr Zachäus — nicht,
Ihm war das „Ding" — zu rund; —
Doch, wenn auch Nichts vom „Pud" versteht
Mein Jünger des Merkur, —
(Dieweil sich seine Praxis dreht
Um's deutsche Zollpfund nur:)
So kennt er doch manch' fremde Speis',
Den „Pudding" — namentlich,
Und wie man ihn verzehrt, das weiß
Er besser noch als ich.
Ich schließe mein Gedicht vom Pud,
Und meinen kleinen Spaß;
Und wenn Herr Z. was merken thut —
Dann merkt er freilich was.

M. M.

Redakteur Gustav Meifert. — Druck und Verlag der F. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 23 Dienstag, 28. Januar 1868.

Das Herz der Mutter.

(Novelle von Bernd von Guseck.)

I.

Der Abend dunkelte schon, reichlicher Thau näßte die Flur. Im niedern Gesträuch am Wege gaukelten Glühwürmchen, von Zeit zu Zeit ließ eine Cicade ihr eigenthümlich schrilles Geräusch hören, sonst waltete feierliche Stille weithin über der dämmernden Landschaft.

Unter einem wilden Birnbaume, der einsam auf der Höhe stand, hatte ein Wanderer gesessen, wohl eine Stunde lang. Er hatte den goldklaren Wiedergang der Sonne geschaut, hatte das allmählige Erlöschen der Purpurflammen im Westen, das Erglimmen des ersten Sterns am Himmel beobachtet — jetzt erhob er sich rasch, warf den Hut, der neben ihm im Grase gelegen hatte, auf den Kopf und schritt mit Hast, als gelte es, die lange Säumniß wieder einzuholen, den Weg entlang, welcher sich allmälig senkte. Unten in der weiten Fläche blinkten, über einen mächtigen Raum zerstreut, viele Lichter von einer großen Stadt, näher jedoch sah der Wanderer einen einzelnen Schein, der zuweilen hinter Bäumen verschwand, aber immer wieder hell aufleuchtete und mit seinem stetigen, gastlichen Strahl dem Verspäteten winkte.

„Hier muß es sein!“ sagte dieser für sich, als er auf dem ebenen Grunde fortschritt und sein Weg zu einer stattlichen Pappel-Allee wurde, welche offenbar nach jenem Lichte hinführte. Eben schlug auch von dort eine Uhr mit ziemlich dünnen Klängen die neunte Stunde. Auf den Thürmen der nahen Stadt wurde diese gleich darauf ebenfalls, aber mächtiger hallend, von einer Uhr nach der anderen verkündet.

„Ich komme spät an — ob ich ihn finden werde?“ sagte der Einsame. Er war einen Augenblick stehen geblieben, um die Schläge zu zählen, und wollte nun weiter gehen, als er hinter sich einen Hufschlag im Galop auf dem festen Boden klingen hörte. Der ankommende Reiter achtete wohl den abschüssigen Gang für kein Hinderniß, denn er blieb im Galop bergab, — plötzlich aber hörte der Lauschende vom Fuß der Höhe das Pferd oben stolpern, hörte einen dröhnenden Sturz — dann war eben so plötzlich Alles still. Er besann sich nicht lange, sondern stieg den letzten Abhang wieder hinan, um dem Gestürzten zu Hülfe zu eilen.

„Kommen Sie, kommen Sie, lieber Mann!“ rief ihm eine Stimme entgegen. „Sie schleichen ja wie eine Schnecke! Mir liegt der nichtswürdige Gaul auf dem Fuße, ich kann mich nicht rühren und werde ihn wohl gebrochen haben — durch solch' eine elende Mähre!“

Der Fußgänger sah im Dämmerschein Pferd und Reiter am Boden liegen, das Thier rührte sich nicht, sondern stöhnte nur, wie vor großen Schmerzen. Gleich legte er Hand an.

„Fassen Sie es an der Trense — so!“ sagte der Gestürzte in einem tiefen Baß. „Reißen Sie es auf — nur daß es mich nicht obend'rein tritt, das verruchte Thier! Aber Herr, Sie haben ja nicht so viel Kräfte, wie ein kleines Kind! Werden doch einen Pony in die Höhe bringen können! Geben Sie ihm nur einen derben Fußtritt in die Flanke!“

Der Helfer gehorchte nicht, er versuchte vielmehr das kleine Pferd, das sich gar keine Mühe aufzuspringen gab, von seinem Reiter abzuwälzen, was ihm endlich, aber nicht ohne Schmerz für diesen, gelang.

„Sie haben mir ordentlich eine Walze über die Beine gehen lassen!“ murrte er, indem er langsam seine mächtige, breitschulterige Gestalt vom Boden aufrichtete. „Ich bin halb zerquetscht. Aber was fällt dem Unthier ein? Es hat wohl das Genick gebrochen?“

„Das Genick nicht, aber einen Fuß — an Ihrer Stelle!“ erwiderte der Wanderer.

„Wahrhaftig — dicht über dem Fesselgelenk!“ brummte der starke Mann, nachdem er es untersucht hatte.“ Da ist keine Hülfe mehr — du sollst dich nicht lange mehr quälen! Er griff nach dem Sattel, wo ein paar Taschen sein mochten, der Andere hörte ein ihm bekanntes Knacken, offenbar vom Hahn einer Feuerwaffe, und gleich darauf blitzte auch der Schuß auf, dessen Knall ihn erschreckte.

„Was thun Sie?“ rief er.

„Ich werde die Kreatur doch nicht in Martern liegen lassen!“ antwortete der Mann. „Mit einem gebrochenen Beine ist nichts zu machen, kuriren und hinken, unnütz füttern, nicht wahr?“ Er hatte sich

niedergebückt und zog noch Einiges, wie es schien, aus den Satteltaschen.

„Also weil er vielleicht etwas lahm geblieben wäre —", sagte der Fußgänger, und es machte sich eine gewisse Bitterkeit in seinem Tone bemerklich.

„Habe ich ihn todtgeschossen," ergänzte der Reiter gelassen. „Er wäre übrigens nicht einmal mit dem Leben davongekommen, wegen der Maulsperre, die sich eingestellt hätte — doch Sie verstehen das nicht, Herr. — Wir haben wohl nicht einen Weg? Sie gehen doch nach der Stadt?"

„Nein," war die lakonische Antwort.

„Mir auch recht, ich habe nichts darnach zu fragen. Danke übrigens noch für Ihre Assistenz, sonst hätte ich bis zum Morgen unter dem Pferde liegen können." Er machte eine Bewegung, als wolle er dem Unbekannten die Hand reichen, zog sie aber zurück und sagte: „Eine Strecke gehen wir doch noch zusammen, hier gibt es nur einen Weg, unten erst bei meinem Hause scheidet er sich."

„Ist das Ihr Haus?" fragte der Andere überrascht.

„Warum wundert Sie das? Halten Sie mich für einen Zigeuner, der ohne Obdach lebt?"

Jener ging neben ihm her und erwiderte nach einer kurzen Pause: „Ich verstand, das Haus gehöre Ihnen."

„Gehört mir auch! Warum soll ich nicht ein Haus besitzen können? Aber, Herr, Sie hinken ja auch! Sind Sie auch lahm?"

„Wie Ihr Pferd!" ergänzte der Fremde. „Ich hinke, allerdings."

„Haben sich die Füße wund gelaufen?" fragte der Große mit seinem Baß, dessen Grundton immer derselbe blieb.

„Ich bin lahm seit Jahren," war die Antwort. Sie schien auf den Frager einen sonderbaren Eindruck zu üben, denn er fing erst nach einem langen Schweigen, während dessen er seinen Schritt gemäßigt hatte, wieder zu reden an, dießmal mit einer gewissen Verlegenheit.

„Bin Ihr Schuldner — Sie haben mir einen großen Dienst geleistet. Sagen Sie's dreist, womit ich Ihnen —"

„Lassen Sie's gut sein, mein Herr!" unterbrach ihn der Fremde mit einem hörbaren Stolze. „Ich kenne Sie nicht, und hätte es Jedem gethan. Eine Belohnung dafür, wie Sie mir anbieten wollten, würde ich nicht annehmen."

„Aber ein Nachtquartier?"

„Auch das nicht. Ich finde solches bereit."

„Wollen Sie mir wenigstens Ihren Namen nennen, lieber Herr?"

„Habe ich nach dem Ihrigen gefragt?" klang die Antwort.

„Wetter, Sie führen einen Ton, als wären Sie der Kaiser Napoleon!" rief der Große mit einem dröhnenden Gelächter. „Nun, ich heiße Dorsch und bin ein alter Soldat, wie Sie wohl gemerkt haben, ein Veteran aus württembergischem Dienst. Wenn Sie mir die Parole nicht zurückgeben, muß ich es mir freilich gefallen lassen."

„An meinem Namen kann Ihnen nichts liegen, doch — er ist Landau. Eine Frage noch —" setzte er hinzu, da sie eben an den Kreuzweg in der Nähe des kleinen Gehöfts gekommen waren, welches der alte Soldat als sein Haus bezeichnet hatte. „Wo ist die Familie hingezogen, welcher diese Besitzung früher gehörte?"

„Kellberg's? Kennen Sie Kellberg's?"

„Ja!" sagte Landau wiederum mit dem Tone, der weitere Forschung zurückwies.

„Sie wohnen in der Stadt, oder vielmehr vor der Stadt. Ein wunderlicher Kauz, der alte Hans Kellberg, wenn Sie ihn kennen, starr, wie ein eiserner Ladstock. Biegen ging nicht, also brechen!"

„Wo ist sein Sohn jetzt?" fragte Landau.

„Ha! Denken Sie sich, der lernt die Handlung! Der Sohn des alten Hans Kellberg, der soll Kaufmann werden, und gleich en gros, Banquier wo möglich. Ohne einen Kreuzer Vermögen! Wenn Sie den jungen Menschen kennen, so wissen Sie, daß er sich dazu paßt, wie mein gewesener Pony zum Kürassierpferde! Indessen, der kleine Gaul hat mich großen Kerl tragen müssen, so wird Walter Kellberg sich am Ende auch in den Kaufmann schicken, besonders wenn sein Prinzipal, der an ihm einen Narren gefressen hat, ihm unter die Arme greift, vielleicht ihm gar seine Tochter gibt — Bercken und Compagnie ist keine üble Firma."

„Was sagen Sie?" rief Landau heftig und wild.

„Nun, nun! Sie prellen ja wie ein scheues Pferd. Er kommt Ihnen wohl ins Gehege?"

„Mir!" sagte Landau mit Bitterkeit. Und ohne sich in Erklärungen einzulassen, fragte er nach der jetzigen Wohnung des alten Herrn Kellberg.

„Sie können gar nicht fehlen — diesen Weg schlagen Sie ein, das zweite Gartenhaus, an welches Sie vor der Stadt kommen, ist Kellberg's Wohnung, kaum eine Viertelstunde, oder für Sie etwa eine kleine halbe —"

„Weil ich lahm bin, nicht wahr?" sagte Landau. „Ich danke und empfehle mich Ihnen, Herr Dorsch." Er schlug den Weg ein, welchen ihm der alte Soldat bezeichnet hatte und war kaum eine halbe Strecke gegangen, als er wiederum durch einen Schuß erschreckt wurde. Zornig über sich selbst und seine elende Nervenschwäche wandte er sich um.

„So melde ich mich immer an," rief ihm Dorsch lachend zu. „Ein Signalschuß für meinen Kerl, weiter nichts. Alte Chevauxlegers-Mucken!"

(Fortsetzung folgt.)

Mene, tekel, upharsin.

(Ein nordisches Königslied aus dem Chattenlande.)

Was deutet dort die Helle in dunkelgrünem Wald,
Erscheint der Purpurmorgen des jungen Tages bald?
Küßt mit den ersten Strahlen die Sonne Wald und Flur?
Ist's Sonnenglanz, ist's Feuer, ist's eitel Blendwerk nur?...

Wohl ist es tief am Abend, doch glänzt die Löwenburg
Im hellsten Feuerstrahle weit durch den Wald hindurch,
Dort sitzt ein Prinz des Nordens beim Chattenfürst zu Gast,
Stolz flattert dessen Fahne roth-weiß an hohem Mast.

Taghell erglänzt der Abend, und köstlich ist das Mahl,
Es trinkt der Gast gar lustig aus seines Wirths Pokal.
Fürwahr, solch' gastfrei Wesen, wie dort am Hessen-Thron,
Noch nie erlebt' es wieder der stolze Königssohn.

Nur kurze Zeiten schwanden seit jenem frohen Tag,
Wo jener Gast am Herzen des hohen Wirthes lag,
Da zieht als König wieder er jene Burg hinan,
Doch blicken kalt die Zinnen den fremden Herrscher an.

Die Gastfreundschaft vergessen, der Veste Herrn verjagt,
Kehrt er als König wieder; doch seht — sein Roß es zagt;
Der Hufschlag sagt dem König: als Gast nur kehrst du ein,
Und dunkel wird's im Burghof, es glänzt kein Fackelschein.

Nur in der Burgkapelle durch bunte Fenster bricht
Ein tiefgeheimnißvolles und weißes, mildes Licht,
Des Wirthes Ahn beleuchtend im Sarkophag von Stein,
Kehrt wohl der König heute beim Tod zu Gaste ein?

Wie war doch einst der Abend hier im Kapellenraum
Im reichen Königsleben, ein glücklich schöner Traum!
Am Kurfürst-Sarkophage lag frisch ein Lorbeerkranz
Und reinster Himmelsfrieden ergoß der Kerzen Glanz.

Verwelkt sind jetzt die Blätter, der Enkel, der sie gab,
Der ist verjagt vom König, von seines Ahnherrn Grab,
D'rum stutzt er jetzt und wendet sich ab vom Heiligthum,
Hier — fühlt er sich verlassen trotz seinem Schlachtenruhm.

Nur Schranzen hoch von Adel, gewaltig einst beim Herrn,
Der hier sie früh'r beschenkte mit Band und Ordensstern,
Nur Knechte, keine Männer, die flüsteren ins Ohr
Dem Fremdling von der Treue die alte Lüge vor.

Da bricht die Nacht hernieder, der König fühlt sich matt,
Von Höflingen und Schranzen hat er das Reden satt,
Er wirft sich müd' auf's Lager der Chattenfürsten hin,
Und hofft für sein Gewissen des Seelenheils Gewinn.

Noch wogt es in den Straßen, noch geht dort Mann an Mann,
Da zeigt vom Thurm St. Martin der Wächter Zwölfe an;
Wie Feuer zuckt's dem König durch alle Glieder da,
In fremdem Schlafgemache glaubt er sein Stündlein nah.

Denn seitwärts ihm erscheinen fünf Finger einer Hand,
Die schreiben feuersprühend vier Worte an die Wand,
Und mene, mene, tekel, upharsin liest er dort,
Wer deutet wohl dem Fremdling der fremden Sprache Wort?

Er fühlt's: dem er genommen **die Wiege und das Grab**,
Der wandert fernen Landes, beraubt, am Pilgerstab;
Er fühlt's: dem er genommen **das heil'ge Vaterhaus**
Der streckt zu Gott als Kläger die Hände rächend aus!

Des Königs Lenden schlottern, es zittert ihm das Bein;
Soll unter fremdem Dache er gar verrathen sein?
Schnell ruft er all' die Schranzen, doch wen sein Auge trifft,
Der steht vom Blitz getroffen und Keiner löst die Schrift.

Und sich in wildem Grimme entbrennt des Königs Mund,
„Ist das des Himmels oder ist das der Hölle Bund?"
So schreit er an die Schranzen, er zittert und erblaßt,
Nach Trost und Geistesstärkung begehrt er ohne Rast.

Da naht ein Diener Gottes und sagt: „mein König, hört,
Euch hat der Glanz des Ruhmes im tiefsten Herz bethört;
Ihr schiebet Eure Thaten auf Gott, der hab's gewollt,
Daß Ihr aus diesem Hause den Herrn verjagen sollt.

Doch steht im Buch der Bücher für Euch ein ander Wort,
Gott selbst schrieb's an die Wände des Schlafgemaches dort,
Denn dieses Mene wisse, es heißt, dein Königreich
Gezählt ist's und vollendet — es ist dem Raube gleich.

„Das Tekel dann bedeutet, daß Du bei Gott als Christ
Im Denken und im Thuen zu leicht befunden bist;
Upharsin aber heißet, wie einst bei Belsazar,
Dein Reich, es wird zertheilet und untergeh'n dein Aar.

„Vom Tisch des Herrn genommen hast Du die Krone Dir,
D'rum ist es Gotteslästrung, in fremden Landen hier
Vom Haupt des Bruders nehmen, der gleich gesalbt wie Du,
Den gleichen Schmuck, die Krone — Du trägst sie nie in Ruh!"...

Der Alte hat gesprochen und ging zur Thür hinaus,
Die Schranzen aber flohen aus dem geraubten Haus,
Der König stieg zu Rosse, zog eilig heimathwärts,
Nicht Rast läßt ihm noch Ruhe die Schrift wie glühend Erz.

Lucian von Fulda.

Mannigfaltigkeiten.

[Selbstvergiftung.] Großes Aufsehen hat in Berlin die Selbstvergiftung eines jungen Arztes erregt.

Der Doktor der Medizin, Albert Wölfer, zuletzt Unterarzt im 2. Garde-Regimente, hatte von jeher die krankhafte Leidenschaft, mit chemischen Essenzen zu experimentiren, und hatte schon einmal im vorigen Sommer behufs eines solchen Experimentes eine Quantität Morphium zu sich genommen, die ihn ohnmächtig und bewußtlos niederwarf. Wölfers pekuniäre Verhältnisse waren in der letzten Zeit sehr derangirt, jedoch nicht in der Weise, daß eine Handlung, wie er sie begangen, zu rechtfertigen gewesen wäre. Da durch seine sonst immer heitere Laune in der letzten Zeit nicht selten trübe Gedanken blickten, welche auf eine Selbstmordsabsicht deuteten, so nahmen ihm seine Freunde das Ehrenwort ab, sich nicht zu erschießen. Am Samstag Nachmittag um 2 Uhr hat Wölfer nach seiner eigenen Aussage eine Quantiät von fünf Gran Morphium zu sich genommen, während ½ Gran die höchste Dosis ist, die einem Kranken zur Einschläferung gegeben werden darf. Um 5 Uhr klingelte Wölfer seinem Burschen und ließ durch ihn seinen intimsten Freund, den Dr. S., rufen, dem er mittheilte, daß er schwerlich noch eine Stunde leben werde, und den er zugleich um die Bestellung eines Briefes an seine Eltern bat. S., der glauben mußte, Wölfer mache einen seiner gewöhnlichen Späße, besonders da er sehr heiter war und ihm mit Lachen die traurige Wahrheit erzählte, bat ihn, seine Witze später zu machen und ihm lieber eine Tasse Kaffee zu kochen. Als Wölfer auf dem halben Wege zu dem Schranke war, in welchem die Kaffeemaschine stand, sagte er zu S.: „Du, es geht nicht mehr, meine Beine werden schon ganz schwer, hole Dir den Kaffee allein, mit mir ist es zu Ende." Er legte sich auf das Sopha nieder und war um 6 Uhr todt.

In manchen Gegenden Böhmens wird die „pěkna hodina" (Kirchweihnacht) mit besonders großen Lustbarkeiten gefeiert. Getanzt wird so rasend, als ob der ganze Holzschuhvorrath in einer Nacht verbraucht werden sollte und zarten Ergötzlichkeiten wird eben auch nicht aus dem Wege gegangen. In einer solchen Nacht sind vorigen Jahres in Libomischel zwei junge blühende Bauerntöchter auf eine schaudererregende Art um's Leben gekommen. Sie hatten bis gegen Mitternacht mit Honza Sedlakowic, einem jungen Pferdeknechte, abwechselnd getanzt und sich von ihm manche Artigkeit erweisen lassen. Die beiden Schwestern, sie hießen Josepha und Maria Czervenka, stolzirten mit Honza auf dem Tanzboden umher; der Bursche, welcher seine Cigarre schmaucht, will diese entzünden und streicht das Zündhölzchen über den Nacken seiner Tänzerin. Einige Augenblicke später steht sie in hellen Flammen, ihre Schwester Marie wirft sich mit furchtbarem Geschrei auf sie, um die Flamme zu ersticken, statt dessen wird sie selbst auch von der Flamme umzingelt und das abergläubische Volk schreit entsetzt, es falle Feuer vom Himmel herab. Die Thüre, die Fenster wurden eingeschlagen und Alles stürmte hinaus. Die brennenden Mädchen stürzten ebenfalls in's Freie und jagten, von den fürchterlichsten Qualen gemartert, um's Haus herum. Es rannte Alles aus dem Dorfe zusammen und blieb erstarrt stehen bei dem Anblicke der zwei feurigen Gestalten, die in weiten Kreisen das Haus umflogen. Jeder bekreuzigte sich, aber Niemand wagte sich herbei, um die Unglücklichen zu retten. Als endlich die Kleider herabgebrannt und die fast nackten Mädchen, furchtbar schreiend in wilden Sätzen dem Teiche zurannten und in's Wasser sprangen, faßte sich der Bauernbursche Prochaska ein Herz und sprang ihnen in's Wasser nach. Er zog sie heraus, riß ihnen die letzten Kleiderreste vom Leibe und legte sie am Ufer hin. Beide Mädchen waren noch am Leben. Jetzt warf sich das Volk auf den Burschen, weil es glaubte, er sei es, der das Unglück der Mädchen verschuldet hatte. Man hätte ihn in Stücke gerissen, doch Josepha Czervenka rief, man soll ihn gehen lassen, nicht er, sondern der Honza habe es gethan. Die ergrimmte Menge wollte nun Honza es büßen lassen, allein dieser war nirgends zu finden, er hielt sich verborgen. Indeß waren die verunglückten Mädchen in's Elternhaus gebracht worden, wo sie zwei Tage später in Folge der erlittenen Brandwunden starben. Honza Sedlakovic wurde des Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens schuldig erkannt und zu drei Monaten strengen Arrestes verurtheilt.

In Warnemünde ist jüngst ein alter Seemann gestorben, der vor 50 Jahren durch eine englische Kugel beide Beine bei dem Bombardement von Kopenhagen verlor. Die dänische Regierung zahlte 60 Jahre die Pension und zuletzt noch die Begräbnißkosten.

Auflösung der Charade in Nr. 18:

Bei „Roßbach" (wie kitzelt's die preußischen Ohren:)
Da hat der Franzos' die Courage verloren.
Bei Auerstädt und Jena fiel vor den Franzosen —
Jedoch auch den Preußen — das Herz in die Hosen.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. T.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 24 Mittwoch, 29. Januar 1868.

Das Herz der Mutter.

(Fortsetzung.)

II.

Der Mond mit scharfer Sichel stand gerade über dem kleinen Gartenhause, welches Landau nach der Beschreibung leicht gefunden hatte. Durch die verschlossenen Jalousien glaubte er noch Licht schimmern zu sehen, auch hatte es noch nicht zehn Uhr geschlagen, und da heute Sonntag war, hoffte er den Sohn des Hauses, auch wenn er bei seinem Prinzipal wohnte, noch mit seinen Eltern vereinigt zu finden. Er zog also unbedenklich die Glocke, welche an dem Pförtchen des Gitterzaunes angebracht war.

Nicht lange, so öffnete sich ein Fenster, die Jalousie wurde zurückgestoßen und ein kräftiges: „Wer da?“ schallte in die Nacht hinaus. Landau war heute nun einmal unter die veterane Soldateska gerathen.

„Ist Herr Walter Kellberg zu Hause?“ fragte er höflich.

„Schon wieder eine Nachfrage?“ entgegnete die männliche starke Stimme. „Was wünschen Sie von ihm?“

„Wenn er zu Hause ist, ihn als alter Freund zu begrüßen. Der Name Landau wird ihm nicht fremd sein.“

„Landau?!“ hörte er jetzt in weiblichen Tönen mit dem Ausdrucke freudiger Ueberraschung. Sie sind es, Herr Landau? O, Ihr Name ist auch uns nicht fremd! Ich komme, Ihnen zu öffnen.

Gleich darauf erschienen in der Hausthüre, vom Schein eines hochgehaltenen Lichtes umflossen, zwei Gestalten, und die kleinere von Beiden, eine behende Frau, eilte, das Gitterpförtchen des Gartens aufzuschließen.

„Walter ist zwar heute nicht zu Hause,“ sagte sie freundlich, indem sie dem Eintretenden die Hand bot, „aber der Freund und noch mehr, der Retter meines Sohnes, ist uns herzlich und dankbar willkommen.“

„Mache nicht so viel Worte, Frau! rief der alte Kellberg. „Nur näher, Herr Landau. Walter ist heute ganz in der Nähe, ich werde nach ihm schicken.“

Landau lehnte das entschieden ab, und erwiderte den freundlichen Empfang mit einer Entschuldigung seines Einfalles zu so später Stunde.

„Keine Redensarten!“ unterbrach ihn der Alte. „Für Sie ist Quartier um Mitternacht bei uns!“

Er führte ihn in das kleine Zimmer und die beiden alten Leute betrachteten ihren Gast mit dem regsten Antheil, welcher sich besonders in den milden Zügen der Frau bemerklich machte. Was sie sahen, nahm für den Freund des Sohnes ein, wie konnte es auch nach Allem, was ihnen Walter erzählt hatte, anders sein? Landau war weder von großer, noch kräftiger Gestalt, aber sein feines, blasses Gesicht hatte einen gewinnenden Ausdruck, und die schwarzen Augen, von denen Walter so viel (die Mutter nannte es lächelnd nicht anders) geschwärmt hatte, leuchteten mit einem Glanze, der wohl, wie Walter immer sagte, Frauen- und Männerherzen bezaubern konnte. Landau trug eine anständige, schwarze Kleidung, über welche er nur einen offenen Staub- oder Regenmantel geworfen; sein Ränzel verrieth, daß er eine Fußreise unternommen hatte.

Während er nun eingeladen wurde, abzulegen und es sich bequem zu machen, die Mutter ihm das Zimmerchen ihres Sohnes, das stets eingerichtet sei, verhieß, und sich ungern von ihm das Erbieten abendlicher Kost oder nur Erfrischung abschlagen hörte, stellte auch er seine Beobachtungen an. Die Mutter kannte er schon Zug für Zug. Walter hatte ihm diese zarte Gestalt, das noch im Alter liebliche Antlitz mit seinen gutmüthigen blauen Augen zu oft geschildert. Der Vater war ihm interessanter, von welchem sein Freund weniger und stets mit einer gewissen Zurückhaltung gesprochen hatte. Der alte Hans Kellberg, wie ihn der Mann mit dem gestürzten Pferde vor einer halben Stunde bezeichnet, starr wie ein eiserner Ladstock, dessen Wahlspruch **Brechen** war, da **Biegen** unmöglich — stand wirklich so vor ihm, daß er die Wahrheit der Schilderung anerkennen mußte, kerzengerade, mit dem strengen Gesicht, dem man den Soldaten aus alter Zeit und Schule auf den ersten Blick ansah, wenn er auch nicht den Schatten eines Barthaares im glattrasirten Gesicht trug. In seinen Tagen war es bei den deutschen Reiter-Regimentern im kaiserlichen Heere — er hatte in einem solchen gedient — noch nicht Sitte gewesen, den Schnurrbart stehen zu lassen. Heute, wenn er im Dienst gewesen wäre, hätte er es wohl auch ge-

thar," seit er dasselbe von dem greisen Feldmarschall, den er enthusiastisch verehrte, gelesen, aber im Zivilkleide, wo jeder junge Mensch jetzt, auch der nie eine Waffe in Händen gehabt, mit seinem Bart renommirte, hätte er dessen sich geschämt.

„Was sehen Sie mich so an, Herr Landau?" fragte er.

„Ich verglich Sie mit dem Bilde, das mir Ihr Sohn, und vor wenig Minuten Ihr Nachbar von Ihnen gegeben hat, ich meine Herrn Dorsch."

„Dorsch! Ja, der kennt mich genau. Hat er Ihnen gesagt, auf welche Weise wir unsere erste Bekanntschaft gemacht haben? Nicht? Nun es war lächerlich genug. Sie wissen von der Schlacht von Eggmühl? Auch nicht! Nun, Ihr Volk von heute kümmert Euch nur um Eure Nasenspitze, nichts für ungut, Herr Landau. Bei Eggmühl standen wir — Dorsch und ich — feindlich gegeneinander, er bei den würtembergischen Leichten, die mit den Franzosen gingen, ich bei Gottesheim Kürassieren; es war ein Reitergefecht, wie Gottes Erde noch keines gesehen hatte, zuletzt waren neunzig Schwadronen handgemein, und im Dunkel des Abends konnte man nicht mehr Freund und Feind unterscheiden, und sah nichts, als die Funken, die von den Klingenhieben sprühten. Da kam ich mit einem Franzosen zusammen, und gleich darauf stach mich ein Anderer mit dem Pallasch von der Seite, aber mein Küraß hielt den Stich ab, und der Mann wurde von einem Dritten mit einem deutschen Fluchworte heruntergehauen. „Gut so, Bruder!" schrie ich dem zu; wir Beide hielten nun zusammen, Bügel an Bügel — und wie endlich von allen Seiten zum Sammeln geblasen wurde, da fragte ich ihn, ehe wir auseinanderritten: wie heißt du, Bruder? „Dorsch, von Bismarck's Schwadron" war ein Würtemberger, haha! der mit mir auf die Franzosen eingehauen hatte, mich hatte er für einen Bayern gehalten. Das war eben Schimpf und Schande, daß Deutsche es mit den Fremden hielten — und noch halten!" setzte er murrend hinzu. „Wie wir nun nach vielen Jahren hier zusammen kamen, mochte er von der Geschichte nichts mehr wissen —" Ein Kanonenschlag, welcher gleichsam wie ein Kommentar zu der kriegerischen Erzählung in einiger Entfernung vom Hause abgefeuert wurde, unterbrach den alten Kellberg.

„Das Feuerwerk!" sagte die Mutter.

„Kommen Sie!" forderte Kellberg seinen Gast auf. „Herr van Bercken, der Prinzipal meines Sohnes, gibt ein großes Fest in seiner Villa, die nur einen Büchsenschuß von hier liegt, wir können das ganze Feuerwerk mit ansehen."

Sie traten in das Freie, eben stieg eine Rakete, welcher viele Leuchtkugeln folgten, aus einem nahen Garten in die Luft, man hörte von dort her Stimmengewirr und Ausbrüche der Bewunderung.

„Ist auch Walter dort?" fragte Landau, und da es bejaht wurde, sagte er: „Ich werde ihn überraschen. Erlauben Sie mir, daß ich mich nur schnell in seinem Zimmer, welches Sie mir zugedacht haben, etwas schicklicher arrangire."

„Das ganze Gitter ist aber drüben gesperrt, damit die Zuschauer — hören Sie nur die Menge! — nicht eindringen, Sie werden nicht eingelassen werden!"

„Ich bin mit Herrn van Bercken bekannt," sagte Landau, „und habe ohnehin etwas mit ihm abzumachen."

(Fortsetzung folgt.)

Wie es einem ergehen kann!

Es war im August 185 . . Ich hatte in Berlin die große juristische Staatsprüfung absolvirt, war glücklich zwischen allen Klippen der Probearbeiten hindurchgeschifft und erhielt eines Tages durch den Boten des Ministeriums meine Ernennung zum **Gerichtsassessor**. Nur wer 6 bis 7 Jahre unbesoldet an den verschiedenen Gerichtshöfen des Landes „zur Uebung" gearbeitet, und wer, den dreißiger Jahren näher als den zwanzigern, bescheiden in den Sitzungen in der Ecke gesessen und seine besten Arbeiten von launigen alten Herren hat „korrigiren" lassen müssen, nur **der** weiß, was ich beim Empfange dieser Botschaft fühlte! Endlich ist die Zeit der Prüfung vorüber, endlich der Hafen erreicht, der Jahre lang in Nebelschleier vor uns lag, endlich die Möglichkeit vorhanden, ein anständiges Auskommen zu erreichen. Rosenfarben liegt die Zukunft vor uns da. Rosenfarbener noch, wenn eine alte Mutter, die Jahre lang die höchsten Entbehrungen getragen, um dem Sohne die große Karriere zu ermöglichen, die Freude theilen kann.

Ich hatte also eines schönen Morgens mein Patent erhalten. Ich wohnte im Hotel X., Zimmer Nro. 4, und mit Blitzesschnelle hatte sich die freudige Kunde dem ganzen Hauspersonal mitgetheilt. Kellner, Hausmädchen und Barbier erschienen mit grinsendem Gesicht und wünschten mit Nachdruck dem „**Herrn Assessor**" einen guten Morgen. — —

Der Tag und der Abend wurden freudig im Kreise lieber Freunde verbracht, Briefe wurden nach allen Himmelsgegenden geschrieben, und die einbrechende Nacht sah den neugebackenen Herrn Assessor auf den Tiger- und Löwenfellen in Reineckes Kap-Keller an der Ecke der Linden sitzen, wo er behaglich sein Glas Cap Constantia schlürfte. Gegen Mitternacht trat ich meinen Heimweg an. Wie selig warf ich mich auf mein Lager! Vorüber rauschten sie, die Bilder vergangener Jahre, eines folgte dem andern und verdrängte es mit Macht. Aber inmitten alles Gewirres leuchtete immer ein heller Schein und vergoldete ein gar liebliches, herziges Bild. Waren es nicht blaue treue

Augen, die auf den Schlafenden hernieder schauten, waren es nicht dunkle Locken, die in den schönsten Nacken fielen . . . ? . .

„Machen Sie auf, mein Herr, machen Sie auf!“ tönte eine tiefe Stimme.

Erschrocken fuhr ich von meinem Lager in die Höhe, denn ein starkes ungeduldiges Klopfen begleitete diese Worte. Es war schon heller Tag.

„Wer ist da?“ antwortete ich.

„Die Polizei, mein Herr, die Polizei!“

Die Polizei! Das fehlte gerade noch zu aller Freude! Aber ich mußte gehorchen, kleidete mich nothdürftig an und öffnete. Da stand auf dem Flur eine wahre Armee von Schutzmännern, voran ein Wachtmeister mit riesigem Schnurrbart, in der rechten Hand einen Stiefel. Hinter ihm der Wirth des Hotels, kreideweiß im Gesicht.

Sie traten ein.

„Darf ich fragen, Herr Assessor, wo Sie den gestrigen Abend zugebracht?“ begann der Beamte.

„Im Cap-Keller, mein Herr.“

„Wann verließen Sie denselben?“

„Um Mitternacht!“

„Welchen Weg gingen Sie nach Hause?“

„Die Friedrichsstraße entlang.“

„Wer öffnete Ihnen das Hotel?“

„Der Nachtwächter, da ich vergebens die Glocke zog.“

„Also Sie standen länger vor der Thür?“

„Ja wohl!“

„Was machten Sie da?“

„Welche Frage, mein Herr?“

„Sie haben recht, aber wenn, wie dieß heut' Nacht geschehen ist, von der Straße aus in das Komptoir des Wirthes dieses Hotels eingebrochen und die Summe von 800 Thalern entwendet ist, wenn sich ferner auf dem Steinpflaster vor dem zerbrochenen Fenster ein großer Theerfleck, ein dergleichen im Innern des Comptoirs auf der Diele befunden hat, und wenn ferner an Ihrem Stiefel, den Sie zum Reinigen vor die Zimmerthür auf den Flur gestellt haben, auch Theer klebt, so werden Sie die Frage wohl verzeihlich finden!“

Der Beamte hob den ominösen Stiefel in die Höhe. Wahrhaftig an der Sohle klebte Theer. Ich fühlte, daß mir das Blut in das Gesicht stieg.

„Mein Herr“, begann ich, „es gibt mehr Theerflecken in Berlin!“

„Das ist wohl möglich“, sagte der Beamte mit langgedehnter Stimme, indem er, an meiner linken Seite vorbei, den Blick fest auf den Tisch richtete.

„Was ist das, Herr Assessor?

„Was meinen Sie?“

„Was liegt da auf dem Tisch?“

„Meine Cigarrenspitze!“

„Ja — aber — der Kopf fehlt!“

„In der That, ich — muß ihn verloren haben.“

„Dann bin ich vielleicht so glücklich gewesen, ihn zu finden und zwar auf der Straße unter dem zerbrochenen Fenster!“

Sprach's und holte aus der Tasche ein Meerschaumköpfchen hervor, das ich auf den ersten Blick als das meinige erkannte. Ich fühlte, wie das Blut mir aus dem Gesichte wich.

„Das ist sehr schlimm“, sagte der Beamte.

Ich fühlte, wie recht er hatte.

„Sie werden gestatten, daß wir im Zimmer Nachsuchung halten!“

„Ich bitte sogar darum, mein Herr!“

Alles wurde durchsucht. Endlich öffnete der Beamte die luftdichte Thür des Ofens, streckte seinen Arm hinein und . . . . . ein schwerer Beutel kam zum Vorschein, dessen Inhalt sich als grobes Courant erwies.

Das Blut im Herzen drohte mir still zu stehen. Als Jurist fühlte ich die Macht der Beweise. Welch' herrliches Material zur Anklage wegen schweren Diebstahls für den Staatsanwalt des Stadtgerichts! Ein Indizienbeweis, wie er im Buche stand!

Der Wirth mischte sich jetzt in die Sache.

„Es fehlt noch ein Notizbuch mit 400 Thalern Papier“, sagte er.

Ich war vor Wuth und Aerger unfähig zu antworten.

„Sie werden die Güte haben, mir auf das Polizeibureau zu folgen.“

„Sehr gern, der Schein ist gegen mich!“

„Das wird sich finden!“

In diesem Augenblicke entstand ein Geräusch auf dem Vorsaal. Die Thür öffnete sich, und ein anderer Beamte, der den Hausknecht des Hauses am Kragen hielt, trat ein. Er wendete sich an den Wirth: „Ich habe bei der Zuhälterin Ihres Hausknechtes Haussuchung gehalten und das Notizbuch mit den 400 Thalern gefunden. Der Mensch ist geständig und behauptet, einen Beutel mit Courant in dem Ofen dieses Zimmers Nr. 4 versteckt zu haben.“

„Ist schon da!“ schrieen wir alle einstimmig.

Der Wachtmeister trat vor: „Bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Assessor. Der Schein hat getrogen. Sie werden selbst zugeben müssen, daß . .“

„Schon gut, mein Herr“, unterbrach ich ihn, „Sie haben nur Ihre Schuldigkeit gethan!“

Ich athmete dankbar auf.

Eine Stunde später aber saß ich auf der Eisenbahn, und nach 5 Stunden lag ich in den Armen meiner alten Mutter, ihr lachend erzählend, — wie es einem ergehen kann!

Mannigfaltigkeiten.

[Merkwürdige Entdeckung eines Diebstahls.] Dieser Tage wurde in Rudolphsheim (bei Wien) ein Diebstahl vereitelt, wie es in ähnlicher Weise wohl noch nie in der Geschichte der Diebereien vorgekommen sein mag. Die Frau eines in der Kirchengasse wohnhaften Arbeiters war eben auf einen Augenblick aus der Wohnung gegangen, um den Einkauf der Lebensmittel zu besorgen; da schlich sich ein Dieb in die unversperrte Wohnung und nahm aus dem offenstehenden Bette alles dasjenige Bettzeug mit sich, welches er in der Eile unter dem Arme zusammenraffen und davontragen konnte. Um der Last sobald als möglich ledig zu werden, verfügte er sich zu dem in demselben Hause wohnenden Tandler N. und bot demselben die verschiedenen Kissen und Decken zum Kaufe an. Während nun der Tandler das Bettzeug musterte, drangen deutlich die Schmerzensschreie eines Säuglings aus dem Innern der Federkissen, welche das Dasein eines Kindes in dieser Umhüllung unzweifelhaft verriethen, und als der Tandler weitere Nachforschungen anstellte, schälte er einen gesunden halbjährigen Knaben aus den Federbetten heraus, den der eilige Dieb aus Versehen hatte mitgehen lassen. Das Schreien half dießmal die Thatsache zu beweisen, daß man es hier mit einem Gauner zu thun habe, den festzuhalten sich der Tandler beeilte.

Beim Rückzuge der österreichischen Armee im Juli 1866 sind den Schlachtviehdepots des 1., 3. und 4. Armeekorps eine große Anzahl ärarischer Schlachtochsen in Verlust gerathen, und konnten bis jetzt nicht ausgeforscht werden. Die Gemeindevorstände haben daher nachzuforschen, ob nicht irgendwo beim Marsche marschunfähige Schlachtochsen übergeben wurden, oder ob nicht irgendwo ärarische Ochsen in Wäldern oder auf Feldern eingefangen wurden, oder ob beim Einmarsch preußischer Truppen nicht etwa ärarische Schlachtochsen gesehen wurden, welche vom Feinde erbeutet worden wären. Die dießfällige Anzeige haben nun die Gemeindevorsteher sogleich (so wird im Januar 1868 geschrieben) zu erstatten.

Ein interessanter Schneefall ereignete sich in einem Tanzsaale in Petersburg. Draußen waren 25 Grad Kälte. Bei der plötzlichen Abkühlung des Saales verwandelte sich der Wasserdunst unmittelbar in Schnee — es schneite im Tanzsaale, während es im Freien trocken kalt war.

In New-York wurde jüngst ein Ball gegeben, auf welchem die schönsten und reichsten Toiletten aus Papier bestanden, welchem man die Farben von Kleiderstoffen gegeben hatte. So berichtet eine amerikanische Zeitung.

Vor einem der Pariser Bezirksgerichte wird in den nächsten Tagen eine Forderungsklage von 484 Franken zur Verhandlung kommen. Die Beklagte ist eine Russin, welche in ganz kurzer Zeit ein so bedeutendes Milchquantum verbrauchte — zu Bädern!

Charade.

Erste Sylbe.

Ich halte fest, was Ihr mir übergebt,
Ich halte fest, was zu entfliehen strebt.
Erhöhung über alles Volk durch mich,
Ist Tod, ist Untergang, o Mensch, für Dich.

Zweite Sylbe.

Ich schütze, wärme, schmücke Groß und Klein,
Ihr habt mich eng und weit, auch groß und fein;
Bei Vielen wohn' ich ganz und gar versteckt,
Doch sichtbar, hab' ich wohl schon Neid erweckt.

Das Ganze.

Mein Ganzes? Wißt, ein Ganzes ist es nicht,
Auf diesen Namen thut es gern Verzicht.
Als Bruchstück wird es unbrauchbar veralten,
Es soll zur letzten Hälfte sich gestalten,
Und kommt als Ganzes diese dann zu Stande,
So gilt auch sie als halb, von Land zu Lande.

Auflösung des Räthsels in Nr. 19:

Der „Mann“ muß „Herr“ im Hause sein!
So sehr die Frau mag murren;
Die Frau spricht auch ein Wörtchen d'rein,
So sehr der Mann mag knurren:
Denn wenn die Frau im Haus, den Mann soll „Herrmann“ nennen,
Dann muß er die Frau-frau im Haus auch anerkennen.
Ich suche keineswegs den Frauen hier zu schmeicheln, —
— Schreib' einfach, was ich denk', und kann, und mag nicht heucheln.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 25 Donnerstag, 30. Januar 1868.

Das Herz der Mutter.

(Fortsetzung.)

Das Feuerwerk bildete den Glanzpunkt, aber nicht das Ende des großartigen Festes, welches der reiche Kaufherr in den schönen Gartenräumen seiner Villa gab. Nachdem die letzte Girandola mit ihren kolossalen Feuergarben, ein Meisterstück der Pyrotechnik, in sprühender Farbenpracht, den nächtlichen Himmel eine kurze Weile durchflammt hatte, und Alles erloschen war, zog sich die Gesellschaft durch den Portikus in die weitgeöffnete Reihe, geschmackvoll dekorirter Zimmer, deren Ausstattung den Reichthum ihres Besitzers bekundete. Es war eine zahlreiche, eine gemischte Gesellschaft in der edelsten Bedeutung des Wortes: alle gebildeten Stände waren in ihr vertreten. Und welch' ein liebenswürdiger Ton herrschte in diesen Räumen! Das ist aber allemal das Verdienst der Frauen vom Hause. Man mußte sie sehen, die noch immer anmuthige Frau van Bercken, wie sie Alles in der ungezwungensten Weise zu beleben wußte; die jüngsten Männer, sonst nicht eben pressirt, sich um ältere Damen zu bemühen, suchten ihre geistreiche Unterhaltung. Und auch ihr Gemahl — Jeder gestand ihm zu, daß er in seiner Haltung das würdigste Bild eines jener Nobili-Kaufherren der alten Königin der Meere vorstellen könne, wo der Adel seinen Stolz darin suchte, den Handel der Welt in seinen Händen zu haben, und dadurch Reichthum, folglich Macht, zu gewinnen, wo Könige um die Ehre buhlten, Nobili von Venedig zu heißen. Herr van Bercken stammte nun freilich aus keiner venetianischen, sondern aus einer holländischen Familie, aber von dem Phlegma seiner Ahnen war nichts mehr in seinem Blute, er war ein Mann von rascher Thatkraft, die sich in seinem ganzen Auftreten zeigte. Wie fern war er aber dabei von jeder Anmaßung, die man so oft mit dem Reichthume gepaart findet!

Letzteren im Auge, konnte es nicht fehlen, daß seine einzige Tochter heute, wie immer, der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit blieb. Sie war eine lebhafte Brünette mit pikanten Gesichtszügen, ein ganz besonderer Liebreiz, über ihr Wesen verbreitet, machte sie zu einer höchst anziehenden Erscheinung. Um so weniger konnte man glauben, womit Herr Dorsch, der Mörder seines Pony, draußen seinen lahmen Helfer erschreckt hatte, daß der reiche Kaufherr die Hand seiner einzigen Erbin einem armen Menschen, der bei ihm die Handlung erlernte, geben werde. Wo war denn dieser Walter Kellberg? Suchte ihn vielleicht ihr Auge, das zuweilen so unruhig, als erwarte sie Jemand, über die bunt durcheinander wogende Versammlung streifte?

Durch diese drängte sich einer der Bedienten zu dem Hausherrn und reichte ihm eine Karte. Herr van Bercken stutzte, eine leichte Röthe flog über sein Gesicht. „Wo ist er?" fragte er rasch.

„Draußen am Eingange, mir ist die Karte durch den Gärtner zur Bestellung übergeben worden."

„Laß' öffnen. Es werde uns sehr angenehm sein, sage."

Zufällig befand sich Frau van Bercken in der Nähe ihres Mannes. „Liebe Julie: Landau!" flüsterte er ihr zu.

„Landau?!" rief sie staunend, und ihr Blick suchte unwillkürlich die Tochter, welche im angelegentlichen Gespräche mit mehreren jungen Herren an der Draperie der Fensternische stand.

„Es ist mir ganz unbegreiflich, wie er nach Allem noch unser Haus besuchen kann — sage mir nur Eins, Julie. Hertha kann ihm doch nicht Hoffnungen gelassen haben?"

„Wie kannst du glauben! entgegnete Frau van Bercken. „Vor mir hat Hertha kein Geheimniß."

„Da ist er schon — der diablo boiteux! Verzeih' mir die Herzlosigkeit, aber mir ist er ein Teufel!"

Die Gattin sah ihn mit einem fragenden Blicke an, sein Ton hatte etwas Unheimliches, auch das sonst so ruhige Gesicht ihres Mannes hatte sich merkwürdig verändert — haßte er denn diesen Mann und warum? Er hatte nach kaum gewonnener Bekanntschaft in Ischl um Hertha's Hand geworben, sie war ihm versagt worden, gab das einen Grund, ihn zu hassen? Doch war jetzt keine Zeit zu Erörterungen, denn Landau, welcher das Paar bemerkt hatte, näherte sich schon und stellte sich mit freiem Anstande vor, auf das Recht früherer Zeiten, wie er sagte, und die bekannte Gastfreundschaft des Hauses fußend. Bercken hatte schnell seine volle Fassung wieder gefunden, und erwiderte die

[Stempel:] REGIA MONACENSIS

Anrede, wie es die Konvenienz gebot. Andere Gäste nahmen ihn darauf in Anspruch, Frau van Bercken wurde ebenfalls von Landau abgezogen, der sich nun selbst überlassen blieb. Kein Mensch kannte ihn sonst in der ganzen Gesellschaft. Er schaffte sich, unbekümmert darum, bald Raum und schritt gerade auf die Tochter vom Hause zu. Das Auge des Vaters folgte ihm, aber es blickte beruhigt, denn es fand in der fast hochmüthigen Weise, wie Hertha, ganz ihrer sonstigen Natur zuwider, Landau's Gruß aufnahm, durchaus keinen Anlaß zu Besorgnissen, auch war der Moment, welchen sie ihm widmete, sehr kurz.

Landau eilte jetzt nach der Thüre des nächsten Zimmers, in welchem er endlich seinen Freund erblickte. Dort stand Walter Kellberg, von einem hagern, auffallend häßlichen Manne festgehalten, der eindringlich und leise auf ihn einsprach und Daum und Zeigefinger zum Kreise gefügt, ihm etwas vorzuzählen schien. Walter's blühende Jugend, sein frisches Gesicht mit den braunen, schwärmerischen Augen kontrastirte sehr zu seinem Vortheil mit der wenig einnehmenden Gestalt des Hagern, dessen Mittheilungen ihn offenbar bestürzt machten.

„Sie wollen's nicht Wort haben?“ vernahm Landau, der ein ungemein scharfes Gehör hatte. „Um so edler!“ Ich werde es Ihnen nie vergessen!“

Aber wenn ich Ihnen bei meiner Ehre versichere —“ sagte Walter, der noch immer das Nahen seines Freundes nicht bemerkte. „Ah bah! Ehre! Was hat ihre Ehre dabei zu thun? Sie sind nicht kompromittirt — nun, wenn Sie nach Haus kommen, finden Sie mein Billet. Keine Weiterungen deßhalb, was Sie auch darin finden mögen, es ist nur eine Schuld, die ich abtrage. Also keinen Dank, ich nehme ihn für genossen.“ Er brach das Gespräch ab, welches Landau gern noch weiter belauscht hätte.

Walter sah diesen jetzt, und in der staunenden Freude, die ihn bei so unerwartetem Glücke überkam, ging der peinliche Eindruck des eben Erlebten bis zu völliger Vergessenheit unter. „Mein Oswald! Mein Lebensretter! Mehr noch, der Retter meiner Ehre!“ rief er ihm entgegen. „Endlich! Endlich! Und die ganze Umgebung nicht mehr beachtend, stürzte er ihm an die Brust. Das war nun eine Scene, die gewiß nicht in den Salon gehörte. Landau fühlte es auch, und zog den Freund schnell mit sich fort durch die geöffnete Glasthür in die sternhelle Nacht, in die dämmernden Räume des Gartens.

„Was macht dein Fuß?“ war Walters erste Frage.

„O, sprich doch jetzt nicht von dieser längst der Vergessenheit übergebenen Geschichte!

„Der Vergessenheit?“ rief Walter. „Wie kannst Du glauben, daß ich je vergessen könnte, wer den Verleumder meiner Ehre, ohne daß ich etwas davon ahnte, gezüchtigt, wer dabei selbst den unglücklichen Schuß in das Knie davon getragen hat, der ihn auf Lebenszeit lähmte? Wie soll ich das vergessen, da mir noch immer keine Gelegenheit geboten wurde, Dir die Treue zu vergelten!“

„Rufe sie nicht,“ warnte Landau halb scherzend. „Sie könnte Dir geboten werden!“

„O das wäre mein heißester Wunsch!“ rief Walter mit glühender Begeisterung. „Kein Opfer würde mir zu schwer sein!“

„Keines?“ fragte Landau. „Auch nicht das Deiner Ehre?“

„Du hast meine Ehre vertreten, als jener Elende mir Schuld gab, hinter dem Rücken des Vaters, der mir sein Vertrauen in seltenem Maße geschenkt hat, die Tochter gewinnen zu wollen —“

„Das kann nur ein Schwärmer, ein Phantast, wie Du, eine Ehrensache nennen! Ich sagte Dir schon, daß ich den Vorlauten nicht deßhalb zur Rechenschaft zog, sondern weil er sich über Dich lustig machte —“

„Oswald, raube Deiner Handlung den Werth nicht. Du denkst so hoch von der Ehre als ich, Du mußt es für eine Ehrlosigkeit halten, wenn ich wirklich Hertha ohne Vorwissen des Vaters zu gewinnen, sie ihm gleichsam zu stehlen suchte! Nein, nein! Und wenn ich Dir meine Ehre zum Opfer bringen müßte, um Dir meine Dankbarkeit zu beweisen, ich schwöre Dir —“

Schwöre nicht!“ unterbrach ihn der Freund. „Du könntest beim Wort genommen werden!“

„Ford're!“ rief Walter, ihn stürmisch an sein Herz drückend.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Jungfer.

Von Amely Bölte.

Der Todesengel hatte seine Fackel ausgelöscht, vor dem Drama eines Lebens war der Vorhang gefallen, tiefe Stille herrschte in dem Gemache und der sausende Nachtwind störte den Schlummer der Todten nicht mehr. „Friede sei mit ihr!“ sprach eine sanfte Stimme, und die zarte Gestalt eines jungen Mädchens trat dicht an das Lager und bereitete einen Schleier über das Antlitz, auf dem beinahe ein Lächeln schwebte, so friedlich war das Gepräge desselben. „Lassen Sie uns jetzt hinunter gehen, Anna!“ flüsterte eine männliche Stimme, — denn im Hause des Todes spricht man leise, als fürchte man das Ohr, das nicht mehr hört, durch die menschliche Sprache zu verletzen. — „Sie bedürfen der Ruhe und ich — der Speise!“ Die Angeredete folgte stumm mit einem letzten traurigen Scheideblick auf die verhüllte Todte, und die Thüre schloß sich mit leisem Druck zwischen Zeit und Ewigkeit.

Zur ebenen Erde, in einem weiten, behaglich ein-

gerichteten Gemache, brannte mit falbem Lichte eine Lampe, auf dem Büffet standen kalte Speisen aufgestellt und im Kamine loderte eine behagliche Flamme. Das junge Mädchen schürte behutsam die Kohlen, rückte einen Sessel neben das Feuer und betrachtete sinnend ein kleines Päckchen, das sie in der Hand trug. „Folge meinem Beispiele, Anna," sprach der Herr, ein kleiner Mann von vielleicht 50 Jahren, mit einem düster blickenden Antlitz, „genieße Etwas und suche dann die Ruhe."

„Ich danke dir, Onkel," versetzte das Mädchen ernst; „ich könnte jetzt nicht essen und eben so wenig schlafen. Was ich beabsichtige, ist, sobald du dich entfernt hast, dieß kleine Manuskript zu lesen, das vielleicht noch manchen Rath und Wunsch meiner guten Pathe enthält."

„Dazu wird es auch morgen noch Zeit sein."

„Das wohl, da mich aber Nichts abhält, schon jetzt diese Neigung zu befriedigen, so ist der Aufschub nicht nothwendig."

„Es ist am Ende nichts weiter, als ihr Tagebuch und ein Paar Liebesbriefe, wenn sie deren je besessen hat."

„Sprich nicht in diesem Tone, Onkel! Ich kann es nicht leiden, weißt du, und heute nun vollends nicht."

„Was ich gesagt habe, ist ja nichts Böses, du aber wirst alle Tage schlimmer mit deiner Empfindelei und dem, was sich schickt und nicht schickt."

„Stille, stille, Onkel. — Im Hause des Todes muß das Schweigen und der Friede herrschen."

„Wieder eine schöne Phrase," murmelte der Andere vor sich hin und verließ mit einem Lichte in der einen, mit einem Glase Branntwein und Wasser in der andern Hand das Zimmer.

Anna war jetzt allein. Sie schloß leise die Thüre, schürte noch einmal die Flamme, deren Knistern eine Art schauerlichen Fröstelns durch ihre Glieder jagte und entsiegelte nun das Päckchen, das sie nicht aus der Hand gelassen. Kein vergelbtes Pergament begegnete ihrem Auge unter des Umschlags sorgfältiger Umhüllung, weiß und frisch lagen die Blätter wohlgeordnet da und die große, leserliche Schrift trug den Stempel einer Hand, der das Alter schon viel von ihrer Sicherheit genommen. Also nur erst kürzlich mußte der Inhalt dem Papiere anvertraut sein. — Sie las:

„Diese Zeilen, meine gute Anna, sollen zu dir sprechen, wenn die mütterliche Freundin es nicht mehr kann; sie sollen dir sagen, was ich dir nie selbst gesagt, daß das Leben karg mit mir verfahren ist, und daß ich doch nicht unglücklich gewesen bin, und ich hoffe, daß mein Beispiel dir dann eine Lehre sein wird, die dir manche Pflicht leichter macht.

Es ist dir bekannt, mein liebes Kind, daß ich von reichen Eltern geboren wurde und in Ermangelung von Söhnen mit meinen Schwestern das große Vermögen theilen sollte. Du hast mir diese Gabe des Glückes oft beneidet, und ich habe dazu gelächelt; denn was mir dafür entzogen war, überwog bei Weitem diese Gabe. Es war nicht Schönheit, was mir fehlte, Anna, denn auch ohne schön zu sein, kann man gefallen; es war auch nicht Gesundheit, denn ich wuchs hoch und kräftig heran; — es waren die Haare, die mir jedes Glück der Jugend raubten. Du lächelst vielleicht, Anna, und denkst bei dir, wie die Pathe nur so viel Wesens von einer so unbedeutenden Sache machen kann, denn dein Haarwuchs ist prächtig und du kannst dir nicht vorstellen, daß die Entbehrung desselben einen Unterschied in deinem Lebensglücke machen würde, weil du es nicht versucht hast. Wir wissen selten den Werth der Dinge zu schätzen, bis wir sie entbehren. So geht es dir auch damit.

Stelle dir nun aber deine alte Pathe als ein Mädchen von vierzehn Jahren vor, groß und hoch gewachsen, blühend und frisch, wenn auch nicht schön, und sehe nun dasselbe Mädchen nach einer Masernkrankheit aus ihrem Bette aufstehen mit — schneeweißen Haaren.

Aber du kannst dir diesen Anblick nicht vorstellen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Bern starb am 24. Jan. nach kurzem Krankenlager Dr. Karl Hagen, Professor der Geschichte an dasiger Universität, im besten Mannesalter. Der Verstorbene, ein geborner Badener, war Mitglied des Frankfurter Parlaments, und lebte in der Schweiz seit 1858. Die Universität Bern hat durch seinen Tod einen großen Verlust erlitten.

[Eine interessante Erbschaftsgeschichte] erzählt die „Bohemia": Anna Ring lebte vereinsamt nach dem Tode ihrer zwei Brüder in ihrem Hause auf dem Marktplatze zu Böhmisch-Leipa, betrieb eine Zuckerbäckerei, plagte sich vom frühesten Morgen bis in die Nacht und gönnte ihrem gebrechlichen Körper kaum eine Erquickung. Ihre Sparsamkeit ging bis ins Lächerliche und doch besaß sie zwei schuldenfreie Häuser in der Stadt, Aecker und Wiesen und auch sonst noch hübsches Vermögen. So hätte sie sichs wohl in ihren alten Tagen behaglich machen können; allein sie kargte und darbte, als reichte es nicht. Da fand man sie am Morgen des 19. Oktober 1867 todt in ihrem Bette. Die Frage, wer ihr Erbe sein werde, da sie ohne alle nähere Verwandte war, beschäftigte die ganze Stadt. Als das Inventar der Nachlassenschaft aufgenommen wurde, fand man Werthsachen und Vorräthe der mannigfachsten Art, ein ganzer Jahrmarkt der unterschiedlichsten Dinge aus alter und neuer Zeit war

in den Räumen des winkelreichen Hauses aufgespeichert. Da gab es Kästen über Kästen, alle gedrängt voll, Massen von Seidenbändern und von Kleidern uralten Schnittes, kostbare Waffen, Schmucksachen, silberbeschlagene Meerschaumpfeifen, tausenderlei Kram verschiedenen Werthes. In einem Gewölbe zumal fand man viele vermauerte Sachen. Nachdem man hinter einem großen Kasten daselbst einen Sack mit Kupfergeld hervorgezogen hatte, wurden auch noch zwei Kistchen mit Silbergeld im Werthe von 40,000 Gulden und eine Chatulle mit Papiergeld xc. vorgefunden. Das Kupfergeld wog beiläufig einen Centner. Man schätzt den Werth der ganzen Nachlassenschaft auf 100,000 fl. Und zu all dem Vermögen gab es keinen bestimmten Erben. Unter großem Andrange eines neugierigen und kauflustigen Publikums fand die letzten Tage die Auktion der hinterlassenen Mobilien statt. Bei dieser Gelegenheit nun erstand eine jüdische Trödlerin für 45 kr. einen Pack alter Lumpen. Aus diesem Packe fiel eine Schrift heraus und das Erstaunen der Trödlerin mag nicht gering gewesen sein, als sie in dem Schriftstücke das Testament der verstorbenen Anna Ring erkannte. Aus ihren Händen kam das auf eine seltsame Weise gefundene Testament an die Behörde, wo es gegenwärtig zur Prüfung niedergelegt ist. Es ist ein vollständiges, eigenhändig geschriebenes Testament der Erblasserin, worin diese unter dem Datum vom 20. Juni 1860 ihre Pathe zur Universalerbin mit der Bedingung bestimmt, daß dieselbe um sie ein Jahr Trauer trage.

[Staatsschulden Europa's.] Die finanziellen Verhältnisse Europa's befinden sich seit Jahren in einer Lage, die den Kühnsten erbeben lassen muß, weil nicht abzusehen ist, wie die Lasten, welche Sorglosigkeit und Unverstand aufgehäuft haben, auf die Länge der Zeit getragen werden sollen. Während der Ruf nach Sparsamkeit im Staatshaushalt immer allgemeiner geworden ist, haben sich die Ausgaben der Staaten von Jahr zu Jahr vermehrt, und die Budgets eine Größe erreicht, die das vorige Jahrhundert geradezu für unmöglich gehalten haben würde.

„— — — es hängt Gewicht sich an Gewicht,
Und ihre Masse zieht uns schwer hinab!“

Nach einer Schätzung des „Bremer Handelsbl.“ belaufen sich die Staatsschulden Europa's auf 66,013,111,000 Fr. und deren Zinsen auf 2,438,963,000 Fr. Davon kommen an Staatsschulden auf England 18,665,270,000 Fr., auf Frankreich 12,315,946,000 Fr., auf Oesterreich 7,078,028,000, auf Rußland 6,883,280,000, auf Italien 5,288,000,000, auf Spanien 4,705,370,000, auf die Niederlande 2,100,387,000, auf Preußen 1,626,624,000, auf's übrige Deutschland 1,384,514,000, auf die Türkei 1,238,000,000, auf Portugal 1,069,852,000 auf Dänemark 747,737,000, auf Belgien 655,486,000, auf Griechenland 452,672,000, auf Schweden 419,225,000 auf Rom 336,891,000 und auf Norwegen 46,230,000 Francs.

[Ein wichtiges Manuskript.] M. Bigelow, der frühere amerikanische Gesandte in Paris, hat daselbst das Original-Manuskript von Benjamin Franklin's Autographie vorgefunden und nach Amerika mitgenommen, aus dem hervorgeht, daß in der Ausgabe von 1817 große und darunter wichtige Abschnitte des Originals ausgelassen wurden.

[Was Theaterenthusiasten] leisten können, davon berichtet die „Allgemeine Theaterchronik“ ein neues Beispiel aus St. Petersburg. Bei dem ersten Erscheinen der Tänzerin Granzow erscholl ein solcher Applaus, daß er volle zwölf Minuten in immer zunehmender Weise anhielt, und genannte Ballerina erhielt so viel Lorbeerkränze und Blumen, daß sie die ganze Bühne bedeckten und 20 Menschen beschäftigt waren, die Blumen in großen Körben fortzuschaffen.

[Ein einträgliches Spektakelstück.] „The black Crook“, ist im Wintergartentheater in New-York nicht weniger als 475 Mal nach einander gegeben worden und hat 760,000 Dollars eingebracht, wovon 15,000 Dollars an Gebühren an die Regierung gezahlt wurden.

Charade.

Wer den Schaden hat, braucht nicht
Für mein Erstes lang zu sorgen.
Wem am Zweiten es gebricht,
Woll' es nicht bei Dichtern borgen,
Denn um's Ganze wandern Myriaden
Ihrer Verse in den Bücherladen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 20:

„Viel“ — ist beim Golde sehr willkommen;
Doch was davon zu „leicht“, wird nicht gern angenommen.
Wenn Jemand hat „vielleicht“ ein unvollwichtig Stück?
Der bringe es nur mir, ich weis' es nicht zurück.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 26 Freitag, 31. Januar 1868.

Das Herz der Mutter.

(Fortsetzung.)

III.

Ein glänzendes Mahl beschloß das Fest. In allen Zimmern waren plötzlich, wie hervorgezaubert, kleine Tische servirt, an denen die Gesellschaft zwanglos nach eigener Wahl sich gruppirte. Die feinsten Weine perlten und schäumten, Frohsinn und Witz belebten die Unterhaltung.

„Wo ist Landau?“ fragte Herr van Bercken leise im Vorübergehen seine Gemahlin, deren Tisch der Mittelpunkt der Gesellschaft bildete. Sie wußte es nicht, sie hatte ihn gar nicht mehr gesehen.

„Wer sitzt bei Hertha?“ fragte sie.

Er nannte einen bekannten Gutsbesitzer der Nachbarschaft und Walter. Sie winkte zufrieden. Aber als sie dem weitergehenden Gatten nachsah, bemerkte sie wieder das räthselhafte Zucken in seinem Gesichte, das ihm einen Ausdruck der Sorge, man konnte es Angst nennen, verlieh. Was hatte er denn? War er krank?

Hertha's Benehmen fiel heute ein wenig auf. Man sieht einer reichen Erbin viel nach, aber wenn sie das ganze Füllhorn ihrer Freundlichkeit über einen unbedeutenden Menschen ausgießt, den bisher Keiner ihrer vielen Bewerber als einen nur gefährlichen Nebenbuhler geachtet hatte, so fordert sie böse Zungen heraus. Das war heute der Fall. Sie hatte nicht allein den jungen Kellberg aufgefordert, ihr Tischnachbar zu sein, sondern sie bewies ihm während der Tafel auch eine Huld, die Niemand mißverstehen konnte und Jeder malitiös kritisirte. Und der Tropf saß neben ihr, oft ganz wie im Traume. Wenn sie ihn anredete, schrack er zuweilen auf, wie ein Mondsüchtiger, der bei Namen gerufen wird. Hatte sein Glück ihn betäubt, oder war er zu zaghaft die Fortuna, ehe sie ihm wieder entfloh, bei der Stirnlocke zu fassen?

Als die Tafel aufgehoben wurde, geschah, wie immer, der allgemeine Aufbruch, mit und ohne Abschied, die Mehrzahl der Gäste entzückt, aber auch im Innern voll Neid über das grandiose Fest, das Alles überstrahlte, was die alte Handelsstadt bis jetzt gesehen hatte. Draußen rollten die Wagen, einer nach dem andern, davon: Die Familie van Bercken war endlich allein, auch der junge Kellberg hatte sich bescheiden zurückgezogen.

Frau van Bercken hatte ihren Mann schon lange mit besorgten Blicken beobachtet, jetzt that er sich keinen Zwang mehr an, er sank erschöpft in einen Sessel, sein Gesicht war sehr blaß, auf der Stirne perlten klare Tropfen, er bedeckte seine Augen mit der Hand. — „Seid ruhig, Kinder! Ich bitte Dich, Julie, laß mich — es wird vorübergehen, ich will keinen Arzt! Mir ist ein wenig unwohl, krank bin ich nicht!“ Aber sein ganzer Zustand, wie er sich offenbarte, widersprach dieser Behauptung. Frau van Bercken wollte um jeden Preis nach dem Hausarzte schicken, und eilte schon der Thüre zu.

„Wenn du mich lieb hast, mache kein Aufsehen!“ rief er aufspringend, und eine plötzliche Energie schien wieder in ihm erwacht. „Mir ist schon besser — morgen wird Alles ganz gut sein. Geht zu Bett, Kinder, auch ich will mich zur Ruhe begeben. Morgen ist Alles vorüber.“

„Es gelang ihm, wenn auch mit einiger Mühe, die Seinigen zu beschwichtigen. Sie wünschten ihm eine gute Nacht, und es rührte ihn fast bis zu Thränen, daß Hertha, welche sonst leicht, wie die Jugend ist, über Alles hinflatterte und jeden Anlaß zu ernsten Gedanken vermied, heute mit einer Innigkeit von ihm schied, welche er noch nie an ihr bemerkt hatte. Sie schien sich gar nicht von ihm trennen zu können, und küßte ihn immer wieder mit leisen Schmeichelworten.

Im Sommer, ehe die Familie ihre gewohnte Lust- oder Badereise unternahm, oder wenn sie von dieser heimgekehrt war, bewohnte sie die reizende Villa vor der Stadt, und auch für den jungen Kellberg, welchen Herr van Bercken wie seinen Sohn liebte, war hier ein Zimmer eingerichtet, in welchem er nach beendigten Comptoirgeschäften Aufnahme und seine Schlafstätte fand. Schon der Nähe seiner Eltern wegen hatte der wohlwollende Prinzipal darauf bestanden.

Walter konnte heute den Schlaf, der sonst auf sein sorgenfreies Haupt so leicht sich senkte, nicht finden. Was er heute erfahren und besprochen hatte, ließ seine Pulse fieberhaft schlagen, quälte ihn mit fruchtlosen Entwürfen, wie er handeln solle, was er thun könne.

Da glaubte er an seiner Thüre ein leises Klopfen zu hören. Er richtete sich auf und lauschte mit stockendem Athem.

„Schlafen Sie, Walter?“ hörte er mit gedämpftem Tone fragen. Es war die Stimme seines Prinzipals.

„Ich komme!“ antwortete er, sprang auf, warf den Hausrock über und öffnete die Thüre. Herr van Bercken stand wirklich vor ihm, ohne Licht, er trat rasch ein und zog die Thüre leise hinter sich zu, schob auch den Riegel wieder zu.

„Zünden Sie nicht an,“ sagte er, als er Walter zum Feuerzeuge greifen hört. „Sie haben Ihr Fenster offen gelassen, ganz recht, die Helle der Nacht reicht hin für das, was ich Ihnen zu sagen habe. Setzen wir uns.“

Walter gehorchte mit schwer klopfendem Herzen.

„Sie wissen, daß ich Ihnen mein volles Vertrauen geschenkt habe — und Sie verdienen das auch. Ich komme es Ihnen zu beweisen —“ hier stockte er, das Reden fiel seiner heftig arbeitenden Brust schwer. „Ein Geschäft, einen Auftrag habe ich für Sie —“ fuhr er dann mühsam sprechend fort — „Sie müssen eine Reise unternehmen, eine schnelle und heimliche Reise — noch diese Nacht. Hamburg, Bremen — Sie kennen meine intimsten Häuser dort — ich — bin augenblicklich in Verlegenheit — aber nein, nein, verloren ist noch nichts, noch gar nichts, so lange Alles verschwiegen bleibt. Meinen guten Namen, meine — Ehre!“ dieß Wort schrie er schmerzlich auf — „ich werde sie behaupten, nur Zeit, nur Kredit, den Lebensnerv des Kaufmanns! — Sie sehen, guter Walter, ich vertraue mich Ihnen ohne Rückhalt an, denn ich kann es, nicht wahr? Sie werden mich nicht verrathen. —“

„O Gott! Gott!“ rief Walter mit der heftigsten Bewegung ringend. „Und wenn doch schon auf unerklärliche Weise etwas verlautet hätte — —“

Der Kaufmann war wie vom Blitze gerührt. „Unmöglich! stammelte er. „Das ist ganz unmöglich. — Nein,“ fuhr er etwas ruhiger fort, „noch kann kein Mensch eine Ahnung haben, ich bin zu vorsichtig gewesen, habe mich selbst zu sehr beherrscht. — Die Krisis wird vorüber gehen, in welche mich gewissenlose Geschäftsfreunde gebracht haben — Freunde, fürwahr!“ setzte er bitter hinzu. „Nun hören Sie, Walter, hören Sie meine Aufträge, verfahren Sie geschickt und klug. Ihre Meldung durch den Telegraphen — hier sind die Worte, nur uns verständlich — dann ist Alles gerettet, und ich kann als ehrlicher Mann meine Verbindlichkeiten lösen —“

„Aber wenn bis dahin —“

„O, quälen Sie mich doch nicht mit einem Unkenlied! Die Zeit ist kostbar — hören Sie mich und dann brechen Sie gleich auf, ich werde Sie aus dem Hause und Garten lassen. Der Nachtzug kommt in einer Stunde an.“

Walter senkte das Haupt, und hörte schweigend an, was ihm der Prinzipal auftrug, er nahm die Briefe, Gelder und Vollmachten, welche er ihm einhändigte, in Empfang, dann warf er sich, von ihm gedrängt, in seine Kleider, und verließ mit ihm leisen Schrittes das Haus. An der Gartenpforte, welche er ihm öffnete, schloß ihn Herr van Bercken in die Arme und sagte mit bewegtem Tone: „Gehe mit Gott, mein Sohn, und wenn Du mich durch Deine Treue rettest, sollst Du in Wahrheit mein Sohn werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Jungfer.

(Fortsetzung.)

Denke dir nun, wie die Aerzte zu Rathe gezogen werden, wie jedes Mittel angewendet wird und nichts die Farbe dieses Haarwuchses herstellen will. Wie sehr man den armen Kopf auch quälte und ihn mit tausend Oelen und Wassern rieb, wie oft man das Haar auch abschnitt, ja es bis auf den Grund wegrasirte, immer blieb es störrisch, häßlich weiß. Endlich schwand jede Hoffnung einer Aenderung und man gab mich muthlos auf. Eine hübsche hellbraune Perrücke wurde bestellt und das sechzehnjährige Mädchen mit einem falschen Haarwuchse bekleidet, unter dem es sich mit großer Befriedigung sah.

Ich kann nicht läugnen, daß an dem Tage, als ich mich zum Erstenmale wieder mit einem braunen Kopfe erblickte, meine Eitelkeit bedeutende Fortschritte machte und ich dem Spiegel manchen überflüssigen Besuch abstattete.

Ich war nun alt genug, um in die Welt zu treten und bei unsern Gutsnachbarn eingeführt zu werden. Diese Alle kannten mich von Jugend auf, nahmen Theil an mir, und liebten mich meiner Perrücke wegen nicht weniger, ich selbst gewöhnte mich auch bald an die Sache, und binnen eines Jahres war der mangelnde Haarwuchs verschmerzt. Indessen wurden meine beiden Schwestern, Elisabeth und Ella, — deren du dich noch aus deiner Kindheit entsinnst, — die älter waren als ich, verheirathet, und ich blieb den Eltern nur einzig übrig, die Jüngste von der Familie und, nach dem Testamente des Großvaters, die Reichste. Aber Niemand kam, mich zu begehren. Es war in der Gegend bekannt, daß ich eine Perrücke trug, und jeder junge Mann scheute den Gedanken, die Gattin einmal mit dem kahlen Kopfe zu erblicken. Mir machte das auch wenig aus, ich war jung und fröhlich und dachte nicht an die Ehe, während mir die Zeit so anmuthig verstrich und mein Herz durchaus stumm blieb. Da nöthigte ein Anfall von Gicht meinen Vater ein Seebad

zu besuchen, und hier war eben eine bunte Welt versammelt, in deren Strudel wir auch sogleich geworfen wurden. Daß ich eine Perrücke trug, war hier natürlich nicht bekannt. Auf den ersten Anblick — besonders im Winter unter dem Hute, und den Abend im Ballschmucke verrieth sich dieser Fehler auch nicht, und da das Gerücht mich als reiche Erbin auspries, so wurde ich bald von einem Schwarm begehrlicher Freier umgeben. Diese Zeit steht wie ein Meteor in meinem Leben, und blicke ich darauf zurück, so ist mir noch heute, als könne mir dieß nicht wirklich passirt sein.

Mein Vater ritt alle Tage aus, ich ritt sehr gut und begleitete ihn. Ganz leicht war es nun für die junge müssige Herrenwelt, sich hier auf der Promenade zu uns zu gesellen und ihr Glück bei der reichen Tochter zu versuchen. Ich war aber ein Landkind und in der Einsamkeit aufgewachsen, und die Sprache der großen Welt verstand ich nicht. Sie mögen sich also oftmals über meine naiven, ja einfältigen Antworten gewundert haben, mit denen ich ihren hohlen Phrasen begegnete.

Eines Tages, als wir eben unsern Lieblingsweg auf die Höhe bei Brighton einschlugen, um den Punkt zu erreichen, den man des Teufels Hügel nennt, wegen der schönen, weithin reichenden Aussicht, die sich von hier wie in ein gelobtes Land bietet, — führte uns ein Bekannter einen jungen Mann zu, der der jüngere Sohn eines Lords war und dem geistlichen Stande angehörte. Unser neuer Bekannte hieß Herr William Forbes und war von sehr schönem Aeußern. Er bat uns begleiten zu dürfen, wie sein Freund, und als mein Vater höfliche Einwilligung nickte, brachte er sein Pferd an meine Seite herum und knüpfte eine Unterhaltung mit mir an. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich konnte mit ihm weit besser sprechen, als mit irgend einem der andern jungen Herren, die sich bei uns eingeführt hatten, und unser Gespräch stockte auch nicht ein Einzigesmal, bis wir das Haus erreichten. Ich war streng kirchlich erzogen und ein Geistlicher war für mich eine Person, auf die ich mit einer Art Ehrfurcht blickte. Es konnte daher nicht fehlen, daß ich Herrn Forbes auch mit größerem Vertrauen begegnete und mit ihm über Manches sprach, was ich vor meinen weltlichen Freunden unberührt ließ, wie z. B. unser Dorf, unsere Schulen, unsere Armen, und die kleinen Wohlthätigkeitsanstalten, an denen ich mich mit so großem Vergnügen betheiligte. Ich sah, daß diese Dinge für ihn nicht ohne Interesse waren, denn sie gehörten ja in sein Fach, und wieder und wieder kam ich daher auf dieselben zurück, bis wir dadurch in eine höchst vertrauliche Beziehung geriethen. Herr Forbes ritt jetzt täglich mit uns aus, und die Stadt sagte, wir wären verlobt. Mein Vater mochte auch vielleicht so etwas wünschen, hoffen oder erwarten, denn er begünstigte ihn sichtlich und sah es stets mit Vergnügen, wenn der junge Mann ihn verließ, um an meiner Seite zu reiten.

Ich will dir nicht läugnen, meine gute Anna, daß diese Tage recht glücklich für mich waren, obgleich ich mir kaum gestand, was ich hoffte, träumte, wünschte. Ich schwamm in einem Meer von Seligkeit, ohne mir des Warums klar bewußt zu sein, und sagte mir nur täglich, das Leben sei doch wunderschön. So verstrich die Zeit und unsere Abreise nahte heran. Wenn davon die Rede war, wurde Herr Forbes ernst und sprach dann oft lange nicht wieder. „Sie besuchen uns doch manchmal in Fothergay?“ fragte ich ihn eines Tages, als wir von unserem Dorfe sprachen und ich ihm rühmte, wie schön dessen Lage sei. „Es wird Ihnen gewiß bei uns gefallen.“

„Kein Zweifel!“ versetzte er; „ob ich indessen je meinen Fuß dahin setze, hängt noch von Umständen ab.“

„Die Reise ist ja so weit nicht?“ sagte ich arglos.

„Weit? — Ihr Wunsch würde sie kurz machen.“

„Dann habe ich sie ja bereits verkürzt.“

„Durch eine so beiläufige Einladung mögen Sie auch Andere dahin führen, Fräulein Welsh; ich möchte aber ausnahmsweise und ganz besonders von Ihnen gebeten sein. Dürfte ich hoffen, Ihnen einst so werth zu werden, daß Sie eine solche Bitte an mich richteten, so wäre ein glücklicher Tag für mich angebrochen!“

Ich sah verlegen vor mich nieder. „Ich weiß nicht was Sie meinen, Herr Forbes,“ versetzte ich und ich wußte es auch wirklich nicht; denn was ließ sich auf solche Frage antworten?

„Ich möchte nicht als Fremder nach Fothergay kommen, um vielleicht Zeuge zu sein, wie diese Hand eines Andern Eigenthum geworden, während ich sie gerne für mich selbst begehrte;“ und er nahm dabei meine Hand in die seine und drückte sie an die Lippen. Ich entzog sie ihm. „Sprechen Sie mit meinem Vater!“ sagte ich und wandte mich verlegen ab, um meinen Arm unter den einer Bekannten zu schieben, die vor uns auf der Promenade ging.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Deutsches Turnfest.] Dieser Tage beriethen die Vorstände der beiden Breslauer Turnvereine über die Abhaltung eines allgemeinen deutschen Turnfestes. Nürnberg lehnte bekanntlich die Veranstaltung eines solchen Festes für 1868 ab; der Gesammtausschuß der deutschen Turnvereine erwog im Dezember v. Js., ob das Fest ganz ausfallen, oder dessen Abhaltung Breslau oder Kassel angetragen werden soll. Ein Beschluß wurde nicht bekannt. Die Breslauer Turnvereine nahmen die Frage auf, und erklärten sich bereit, für die Kosten der Abhaltung zu stehen, mit der Beschränkung, daß man es den glänzenden Einrichtungen anderer Feste

nicht nachthun, aber für die gastliche Aufnahme der auf 9—10,000 angeschlagenen Gäste freundlich sorgen wolle. Dieser Beschluß soll etwa in folgender Fassung dem deutschen Turn-Ausschusse mitgetheilt werden: „Die Vorstände der beiden Breslauer Turnvereine sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Abhaltung eines vierten allgemeinen deutschen Turnfestes durch das Interesse der gesammten deutschen Turnerei geboten erscheint. Sie erklären sich auch bereit, alle ihnen zukommenden Lasten und Mühen für die würdige Herstellung eines solchen Festes in Breslau zu übernehmen, wenn ihnen die Abhaltung desselben von der deutschen Turnerschaft durch den Zentralausschuß angetragen wird, und wenn sie insbesondere die Ueberzeugung hegen können, daß auch die süddeutschen Turnbrüder an dieser Festfeier Theil nehmen, daß dieses Fest also wirklich ein allgemein deutsches werden wird."

[Vom dießjährigen Winter in den Apenninen.] Fast auf dem Grat des Berges Calzolano, an einer unter dem Namen „il ligno" bekannten Stelle, hausten in einer ärmlichen Alpenhütte ein Hirt mit seiner Frau, einem Knechte und drei kleinen Kindern. Die letzten Dezemberstürme hatten rings um die Hütte den Schnee so massenhaft zusammengeweht, daß an einem Verkehr mit den Bewohnern derselben nicht gedacht wurde und nur die aus dem Schornstein emporwirbelnde schwache Rauchsäule war den Leuten im Thale ein Zeichen, daß dort oben noch Leben herrschte. Als aber auch dieses Zeichen nicht mehr sichtbar war und auch das Brüllen und Blöcken der Heerde nicht mehr gehört wurde, glaubte man Hülfe bringen zu müssen. Ein Polizeibeamter von Palazzuolo machte sich in Begleitung mehrerer Carabinieri nächtlicher Weile auf den Weg. Nach siebenstündiger Anstrengung gelangten sie zu der Hütte, wo sich ihnen ein schauderhafter Anblick darbot. Die drei Kinder waren starrgefrorne Leichen. Neben den zwei älteren lag die ebenfalls gefrorne Leiche einer Kuh; im Stalle fanden sich 28 verhungerte Schafe. Das einzige lebende Wesen in der Hütte war ein Hund, der eben an einer Schafleiche seinen Hunger stillte. Man suchte nach den drei Erwachsenen und fand nach langem Mühen ihre Leichen in der Nähe einer Quelle, wo eine stürzende Lawine sie erfaßt und verschüttet hatte.

Wie der „Kamerad" berichtet, hat sich die Adjustirungskommission in Wien dahin geeinigt, daß der „deutsche Hut" als die zweckmäßigste Kopfbedeckung für die Linientruppen, die Artillerie und Kavallerie der österreichischen Armee zu adoptiren wäre. Das Material des (von dem Hofhutfabrikanten Skrivan gefertigten) Hutes besitzt neben der erforderlichen Festigkeit die nöthige Elastizität, so daß derselbe keiner Einlage von Eisendraht bedarf. Ein Futter klebt fest an dem Filz und macht den Hut vollends wasserdicht. Eine an der Seite des Hutes angebrachte Oeffnung läßt die Ausdünstung des Kopfes entweichen. Die Einfassung der Krämpe und das Hutband sind aus schwarzlackirtem Leder, die Offiziere erhalten ein Hutband von Goldschnur mit Eicheln. Ein kleiner metallener Doppeladler dient zur Befestigung der Hahnenfedern, die sich aus demselben nach rückwärts legen. Die Jäger erhalten als Emblem ein Jägerhorn mit Hahnenfedern, die Artillerie erhält statt der Hahnenfedern Roßbüsche. Die Hüte der Kavallerie werden mit breiteren Krämpen versehen und durch wallende Roßbüsche verziert. Das Gewicht des neuen Hutes beträgt 15 (bei Offizieren nur 6½) Loth, während das Gewicht des alten Jägerhutes 28 Loth betrug. Ein vollständig adjustirter Mannschaftshut soll für den Preis von etwas über 3 Gulden, ein adjustirter Offiziershut für den von 8 bis 10 Gulden hergestellt und geliefert werden.

Eine neue Anwendung der Photographie hat man in Brüssel gemacht. Es handelte sich um die Vorlage von Akten und Dokumenten aus einem in Brüssel verhandelten Prozesse (der bekannte Prozeß des Rikk-Allah) vor englischen Gerichten. Da der belgische General-Prokurator diese Akten und Dokumenten nicht ausliefern wollte, so hat man dieselben in Gegenwart von Zeugen photographisch kopiren lassen.

Der Ball, welchen am 26. ds. der Pariser deutsche Hülfsverein im Grand Hotel gab, ist, wie gewöhnlich, sehr glänzend ausgefallen. Das deutsche diplomatische Korps war fast vollständig vertreten.

Räthsel.

Ich bin ein Ding so flügelschnell,
Und doch ohne Schwingen geboren,
Bin eilig und furchtbar in meinem Lauf,
Manch' Leben ging durch mich verloren.
Ein Zeichen hinweg, ein kurzes Wort,
Das nur dem Schlechten ist eigen,
Erniedrigten Sinn, dem Höheres fehlt,
Wird seine Bedeutung Dir zeigen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

№ 27 Samstag, 1. Februar 1868.

Das Herz der Mutter.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen war der alte Kellberg, wie gewöhnlich, zu früher Morgenstunde im Garten bei seinen Blumen beschäftigt, die er in großer Fülle und Schönheit, ein Gegenstand der Bewunderung für alle Vorübergehenden, zu ziehen wußte: alte Soldaten pflegen Blumen und Kinder zu lieben. Nicht lange nach ihm trat auch die Hausfrau in ihrem saubern Morgenanzuge in den Garten.

„Heute kommt Walter, nicht wahr?“ fragte sie der Alte, von seiner Arbeit aufsehend.

„Ja wohl. Etwas spät vielleicht, da er die Nacht durchschwärmt hat.“

„Wenn er uns nur sagen wird, was das mit seinem Freunde bedeutet, der wie die Katze vom Taubenschlag gegangen ist, ohne Dank und Lebewohl — und das geheimnißvolle Billet vom Herrn Roloff gestern! Walter ist versteckt, Mutter, Du magst ihn noch so sehr vertheidigen, er sagt Dir auch nicht Alles.“

„Walter hat ein tiefes Gemüth — seine innere Welt ist ihm selbst so heilig, daß er sie wie einen reichen Schatz verschließt —“

„Das thun Geizhälse!“ brummte der Vater, indem er scharfe Schnitte in überflüssiges Rosenholz that. Die Mutter lächelte: Geiz war freilich ihres Gatten Fehler nicht, im Gegentheil hatte seine wenige Fürsorge für einst gute Vermögensumstände sie um das schöne Besitzthum, wo jetzt Herr Dorsch hauste, und in eine sehr beschränkte Lage gebracht, aber sie liebte ihn zu sehr, um jemals zu grollen oder ihn seine Fehler entgelten zu lassen. Hatte sie an Dorsch gedacht, dort kam er eben geritten. Kellberg bemerkte ihn auch und lachte laut. Der alte Würtemberger saß auf einem hochbeinigen, in den Seiten stark aufgeschürzten Ackergaule, der die Nase in der Luft und den dünnen Schweif, wie ein furchtsamer Hund, ängstlich eingeklemmt trug. „Das ist wohl Dein Streithengst von Eggmühl, Alter?“ rief er ihm, an das Gitter getreten, entgegen. „Wo hast Du den Kleinen?“

„Todtgeschossen — Bein gebrochen!“ rapportirte Dorsch und ritt, ohne anzuhalten, vorüber.

Bald darauf brachte ein Knabe, welchen Frau Kellberg kannte, ein Billet, an sie adressirt. „Von Walter?“ sagte sie verwundert, indem sie ihren Mann ansah. Das Billet war kurz, in großer Hast geschrieben und lautete: „Eine unvermuthete Reise wird mich auf vierzehn Tage entfernen, ich hatte keine Zeit mehr, Abschied zu nehmen, und grüße meine lieben Eltern herzlich. Den Brief, der gestern für mich bei Euch abgegeben wurde, schicke doch an Herrn Bankier Roloff zurück, liebe Mutter, und laß ihn wissen, daß ich verreist bin. Was ich ihm gestern gesagt, sei die reine Wahrheit, und ich ließe ihn um Gotteswillen bitten, mit seinem Vorhaben zu warten, bis ich zurückgekehrt sei.“

„Siehst Du die Heimlichkeiten?“ sagte der Vater. „Gib acht, dahinter steckt nichts Gutes.“

„Schlechtes gewiß nicht, wenn es Walter betrifft,“ versetzte die Mutter.

„Er hat kein gutes Gewissen, sonst wäre er mitten in der Nacht gekommen!“ sagte der Alte.

„Das ist nicht wahr!“ entgegnete die Mutter, und ging etwas unwillig in ihre Küche.

Nach einer halben Stunde kam Dorsch im schwerfälligen Trabe von der Stadt zurück, und da er den alten Kellberg noch im Garten beschäftigt sah, rief er ihn an das Gitter.

„Ist die Frau in der Nähe?“ fragte er halblaut.

„Was soll sie?“ entgegnete Kellberg. „Sie ist d'rinnen.“

„Gut so. Höre, Alter, das ist eine verdammte Geschichte: wie hängt sie denn eigentlich zusammen?“

„Was denn?“ fragte Kellberg aufmerksam. „Ich weiß von nichts.“

„Weißt nichts? Nun Mann gegen Mann braucht man keine Sammetpfötchen, Du bist ja ein alter Soldat. In der Nacht ist Bercken's Tochter durchgegangen — mit wem? Du erräthst es wohl schon.“

Dem Kellberg schwollen die Stirnadern. „Was geht's mich an!“ sagte er trotzig.

„Dich allermeist und Deine Frau noch mehr. Mit Eurem Walter ist sie durchgegangen.“

„Frau!“ rief der alte Kellberg mit donnernder Stimme. Sie erschien auch gleich fragend, vorgebeugt in der Thüre. „Komm' her! Dein Walter ist mit der Tochter seines Brod- und Lehrherrn durchgegangen.“

„Das ist nicht wahr!" entgegnete die Mutter erschrecken, und eilte herbei.

„Ja, es thut mir leid, Frau Nachbarin, aber es ist nicht anders. Die ganze Stadt weiß es schon, es ist von den Domestiken ausgeplaudert worden. Was sonst erzählt wird, mag ich auch nicht glauben — sie sollen bedeutende Kapitalien mitgenommen haben —"

„Das ist nun erst, so gewiß Gott lebt, nicht wahr!" rief die Mutter, und ihre sonst so gutmüthigen blauen Augen blitzten zornig.

„Rufe den lieben Gott nicht an in so schlechter Sache!" sprach der Vater mit finsterm Blick, während sich der Ausdruck seiner harten Züge noch mehr versteinerte. „Ich danke Dir, Dorsch. Von einem alten Kameraden habe ich es am liebsten erfahren — reite nur, helfen kannst Du uns nicht mehr, wir müssen's allein verwinden."

„Aber Mann, Du wirst doch Dein eigenes Kind nicht ungehört richten!" rief die Mutter außer sich.

„Er hat sich selbst gerichtet!" versetzte der Vater, reichte dem Reiter über das Gitter zum Abschiede die Hand, und ging, die kerzengerade Richtung ungebeugt bewahrend, in das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Jungfer.

(Fortsetzung.)

Zitternd erwartete ich nun, was der Tag mir bringen würde, ich horchte auf jeden Tritt und wagte kaum dem Vater in das Gesicht zu schauen, so oft er in die Stube trat, gerade als habe er mich auf einer Sünde zu ertappen. So kam der Abend heran, der Thee war schon aufgetragen, die Mutter erwachte eben aus einem kleinen Schlummer in ihrem Armstuhle und mein Neffe Charles, der hier in einer Pension war, aß mit großem Appetit ein mächtiges Stück Kuchen; da trat endlich der Vater ein, der die Zeitungen in dem konservativen Klub gelesen und sich heute ungewöhnlich verspätet hatte. Ein schelmisches Lächeln spielte um seine Lippen, als er an den Tisch trat und mir gegenüber Platz nahm.

„Richte dich noch auf etwas mehr Thee ein," sagte er, mich mit seinen Blicken musternd, „es wird noch ein Gast kommen." Ich fühlte, daß ich roth wurde. Da klingelte es an der Hausthüre und ein Schritt wurde hörbar. Meine Ohren mußten heute besonders geschärft sein; denn gewöhnlich hört man auf den Teppichen keinen Schritt. Geh doch, geh, Charles!" rief ich ungeduldig dem Knaben zu, der an mir zupfte und zerrte, wie Kinder in dem Alter es zu thun pflegen, wenn ihnen die Zeit lang wird. „Du wirst heute keinen Kuchen mehr bekommen, ganz gewiß nicht, du hast schon dreimal gehabt, und kannst jetzt zu Bett gehen." — Da öffnete der Diener die Thüre; — ich fühlte, daß ich zitterte.

„Geh doch, Kind!" sagte ich ungeduldig, und schob ihn etwas unsanft mit dem Ellbogen zurück. Da trat Herr Forbes ein; ich wollte aufstehen, der Knabe aber, in seinem Unmuthe hatte meine Bandschleife gefaßt, und während ich diese, etwas rasche Bewegung machte, hielt er noch daran fest und — meine Perrücke war in seiner Hand. Rasch entfloh ich durch eine Seitenthür. Aber meine Geistesgegenwart fruchtete nur wenig, denn der Knabe hatte die Ursache meiner Flucht zurückbehalten. Der Vater hieß ihn mir damit folgen und er kam; aber ich hatte mich eingeschlossen und öffnete nicht. Ich hatte es nicht über mich vermocht, heute Herrn Forbes unter die Augen zu treten, so beschämt fühlte ich mich über diesen Zufall. Die Nacht verging unter ängstlichen Träumen und mancher Verwünschung des muthwilligen Neffen, der mir wegen eines Stück Kuchens den schönsten Abend verdorben hatte. Am Morgen erschien ich spät im Frühstückzimmer, denn ich schämte mich vor dem Vater, vor den Dienern, vor aller Welt. — Es war Niemand da, auf meinem Platze aber lag ein Brief; der kein Postzeichen trug. Ich öffne ihn, — die Hand war mir unbekannt — und fand eine Karte darin von Herrn William Forbes p. p. c. — Die Perrücke kostete mich den Bräutigam.

Ich habe ihm manche Thräne nachgeweint, denn ich liebte ihn und hörte nicht auf ihn zu lieben, bis — das Herz stille steht. Wir kehrten auf das Land zurück, wo ich in der Stille über mein Schicksal nachdachte und einsah, daß ich auf das Glück der Ehe Verzicht leisten müßte. Wer sich, trotz meiner Perrücke, um mich bewarb, konnte es nur meines Geldes wegen thun, und ich mochte nicht die Zugabe sein. Auch liebte ich ihn und Niemand sonst und wollte ihm treu bleiben bis an mein Grab.

Ich widmete mich nun ganz den Armen und der Kirche, that wohl so viel ich konnte und fand den Frieden des Gemüths in dieser Thätigkeit. Auf die Welt verzichtete ich jetzt ganz, und meine Eltern ließen mich gewähren, denn auch sie fanden keine Freude mehr daran.

So vergingen die Jahre, nicht glücklich, aber ohne Schmerz, bis die Stunde kam, wo ich allein im Leben stand. Da ging ich in mich und fühlte, daß ich noch eine Sache gut zu machen habe, ehe auch meine letzte Stunde schlage, und das war das Mißwollen, das ich gegen meinen Neffen Charles hegte. Ich hatte ihn seit jenem Abend nicht wieder gesehen und vermieden, daß er mir irgendwo vor Augen komme. Das war unrecht, denn er hatte mir nicht absichtsvoll geschadet, und die Sünde der Unwissenheit rechnet der Himmel nicht, wie durfte ich es denn? — Ich ließ ihn kommen. Er war zum Jüngling herangewachsen und wünschte zu

reisen, ich gab ihm das Geld dazu. Er kehrte wieder und begehrte ein Mädchen ohne Vermögen, wogegen die Eltern sich sträubten; ich stattete sie aus. Das gab mir meinen völligen Frieden und immer heiterer sah ich dem Tage entgegen, der meine irdische Laufbahn beschließen sollte.

Da kamst du in mein Haus, eine kleine Waise, und ein neuer Lebensmorgen brach für mich an. Du wuchsest heran, du liebtest mich und ich lernte Mutterfreude durch dich kennen. Oftmals fragtest du mich wohl nach deinen Eltern und wolltest wissen, wie du mir verwandt, dann lächelte ich im Stillen und nannte dich laut eines geliebten Bruders Kind. Mir aber lebte nie ein Bruder. Der Bruder, den ich meine, der war mir theurer als ein Bruder, das war der Freund meiner Jugend, das war William Forbes. Du bist sein Kind, meine Anna, und darum mir so theuer. Er hatte eine Frau geheirathet, mit der er unglücklich lebte und die ihn endlich verließ. Du warst die Frucht dieser kurzen Ehe. Dein Vater ging als Bischof nach Madras. Deine Mutter reiste nach Egypten, und du, die weder dem einen noch der andern folgen konntest, solltest unter fremder Obhut hier zurückbleiben. So wie ich das erfuhr, sandte ich zu deinem Vater und bat um das Kind. Er gab dich mir gern. Er wußte, daß ich dir Mutter sein würde und es beruhigte ihn, deine Zukunft auf die Art sicher gestellt zu sehen. Vor seiner Abreise kam er noch zu mir, um dich zu sehen und mir zu danken. Er war beschämt und verlegen und konnte mir kaum in das Auge sehen. Das that mir in meiner Seele weh. Ich bot ihm herzlich die Hand und sagte wohlmeinend: „Nicht wahr, wir sind Freunde?“ Er sah mich gerührt an. „Ich habe ein großes Glück verscherzt,“ sagte er mit einem Tone, der aufrichtig schien, „und Ihre Güte macht diese Jugendthorheit jetzt noch fühlbarer.“

„Reden wir davon nicht; das sind vergangene Dinge,“ versetzte ich freundlich; „die Wege des Herrn sind wunderbar! Ohne Zweifel war es sein Wille so. Und dieß Kind wird ja nun ein Band zwischen uns, das uns dennoch vereint, wenn auch in anderm Sinne.“

Ich nahm dich auf meine Kniee, ich küßte dich und reichte dich dann deinem Vater. Er sah mich an und eine Thräne stand in seinem Auge. Diese Thräne habe ich nie vergessen. Sie machte Alles, Alles wieder gut.

Seitdem habe ich deinen Vater nicht wieder gesehen; doch hörte ich von Zeit zu Zeit von ihm und schrieb ihm auch. Er wünschte, daß du dich für elternlos halten solltest und sein Wunsch war mir Gesetz. Sein Grund dazu war die Besorgniß, daß des Kindes junge Seele durch diese abwesenden Eltern und deren getrenntes Verhältniß in einen Zwiespalt gerathe und sich mit Sorgen und Sehnen und Hoffnungen plage, die den ruhigen Frieden störten, der über des Lebens Morgen wachen sollte. Und die Erfahrung hat mir bewiesen, wie er recht hatte; denn du konntest es nur in der Gegenwart zu leben und das eben machte dein Gemüth so ruhig und friedlich.

Es sind wohl ein halbes Dutzend Jahre her, da starb deine Mutter. Dein Vater theilte mir diese Nachricht mit und fragte auf zarte Weise bei mir an, ob ich mit dir zu ihm kommen wolle. Ich verstand ihn, er wollte gern vergüten, wollte wieder gut machen; aber es war nichts gut zu machen. Er hatte mir ja sein Kind gegeben und — jene Thräne! — Ich schrieb ihm wieder, wir wollten hier ausharren, bis er komme, und dann den Abend des Lebens als Freunde hier theilen. Ich sollte seine Rückkehr nicht erleben. Schwächer und schwächer glimmte der Lebensfunke und ich sah ein, daß ich nicht lange mehr hienieden weilen würde. Wenn denn die letzte Stunde kommt, dann drückt meine Anna mir das müde Auge zu, und in mein Grab legt sie meine Perrücke und jene Karte mit dem p. p. c.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Tödtung aus religiösem Fanatismus.] Vor dem Todtenschaugerichte zu Blackfriars, London, enthüllte sich neulich bei Gelegenheit einer Untersuchung über die Leiche eines 14 Monat alten Kindes ein trauriges Bild von religiösem Fanatismus. Das Kind war die Tochter eines Elternpaares, das einer Sekte, genannt „Die Auserwählten“ (Peculiar People), angehörte. Obgleich ein Mädchen, wurde es nach einem Kirchenheiligen „Louis“ genannt. Es war am Keuchhusten erkrankt, und statt die Hülfe eines Arztes in Anspruch zu nehmen, wurden die Vorsteher der Kirche zusammenberufen, um das Kind zu salben, und Gott um die Heilung desselben zu bitten. Außerdem wurden dem Kinde schädliche Hausmittel, unter anderen Rum mit Wasser vermischt, verabreicht. Das Kind wurde schlimmer und starb. Auf die Frage des Leichenbeschauers an die Mutter des Kindes, warum sie keinen Arzt gerufen, antwortete sie: „Ich handelte nach dem Worte Gottes, das da sagt: „Verflucht der Mann, der sein Vertrauen auf Menschen setzt“ und ferner „Verlaß dich nicht auf den Arm des Fleisches.“ Ein Vorsteher der Kirche erschien vor Gericht und verlas die Glaubens-Artikel der Sekte, woraus allerdings hervorging, daß in Krankheitsfällen von Mitgliedern nie die Hülfe eines Arztes in Anspruch genommen werden darf und Heilung nur von Gott erwartet wird. Auf die Frage eines Geschworenen, was gethan werde, wenn Jemand ein Bein bräche, antwortete der fromme Mann: „Gott sagt: Die Gebeine eines Rechtschaffenen werden nie

gebrochen werden.“ Die Jury gab jedoch ein Verdikt auf „fahrlässige Tödtung“ und verwies die Eltern des Kindes vor die Assisen.

Der Berliner „Publizist“ erzählt: Die heftige Liebe, welche ein hiesiger Konditorjüngling zu der ersten Liebhaberin des Kroll'schen Theaters faßte, und die ihn so rasend machte, daß er die Flamme seines Herzens am 6. Januar zu erschießen versuchte, spielte ihren letzten Akt am Dienstag vor dem Polizeirichter ab. Der Angeklagte, der 18jährige Konditor Rausch aus Delitzsch, ein schmächtiges Bürschchen mit sentimentalen, fast stupiden Zügen, war zuerst dem Staatsanwalt überwiesen; dieser konnte aber in dem Thun des süßen Jünglings keinen Mordversuch, sondern nur einen Knabenstreich erblicken, und stellte ihn deßhalb wegen groben Unfugs dem Polizeianwalt zur Disposition. Seiner Aussage nach hatte ihn das Spiel der Fräulein Mejo so angezogen, daß er öfter, als es seine Kasse ihm erlaubte, das Kroll'sche Theater besuchte, und als ihm sein Onkel darüber Vorwürfe machte, reifte in ihm der Entschluß, sich an der Künstlerin zu rächen, nämlich sie durch einen Pistolenschuß zu erschrecken. Glücklicherweise versagte aber das mit Schrot geladene, auf 10 Schritte Distance abgeschossene Mordgewehr. Interessant ist die Aussage der Hauptzeugin, Frl. Mejo; sie sagte: „Ich hatte schon einmal bemerkt, daß der Angeklagte, wenn ich vom Kroll'schen Theater nach Hause fuhr, neben der Droschke lief, ohne auf ihn zu achten. Auch traf ich mehrmals, wenn die Hausthür schon verschlossen war, ihn auf der Flur; er trat an mich heran und bat mich, ihm die Thüre zu öffnen. Ich erwiderte: „Aber Junge, was willst Du denn hier?“ und ließ ihn hinaus. Er kam mir wie ein Verrückter vor. An einem Dienstag Abend kam er nach meiner Wohnung und fragte nach mir; ich wollte gerade zum Corps de Ballet-Ball gehen und ließ mich nicht sprechen. Er äußerte zu meinem Dienstmädchen, ich möge am folgenden Tage aufpassen; es würde dann, wenn ich spielte, ein Schuß auf die Bühne fallen. Ich achtete nicht weiter darauf und es passirte auch am folgenden Tage nichts. Am 6. ds. Mts. aber Abends, als ich vom Theater nach Hause fuhr, schien es mir, als liefe der Junge wieder neben der Droschke; plötzlich an einer Allee im Thiergarten hörte ich neben dem Wagen einen Knall; als ich vor meinem Hause in der Hirschelstraße Nr. 15 anlangte, war der Angeklagte nachgekommen, er hatte das Pistol in der Hand; der Nachtwächter wurde hinzugerufen, und dieser brachte ihn zur Wache.“ Der Polizeirichter verurtheilte den überspannten jungen Menschen zu vier Wochen Gefängniß.

[Wohlfeiles Porto.] In Wien wurden in der ersten Woche nach Herabsetzung des Porto's auf 3 kr. 1000 Briefe mehr aufgegeben; in München im ersten Monat 116 fl. mehr eingenommen. In Baden stieg der Briefverkehr um 62 Prozent, die Einnahme um 36 Prozent.

Charade.

Die letzte Sylbe stiehlt, und kann die ersten Zwei nicht leiden,
Das Ganze, das stiehlt auch, und zwar die ersten Beiden.

Auflösung der Charade in Nr. 21:

Der „Sommer“ bringt Freuden der Menge,
Und Gaben, je länger, je mehr;
Doch treibt er auch oft in die Enge —
Und lastet auf Manchem recht schwer.

Es sendet die „Nacht“ ihren Schatten,
Läßt mahnen an Schlummer und Ruh',
Deckt selber die Müden und Matten —
Und auch manche Frevelthat zu.

Wohl dem, so kann ruhen in Frieden,
Den Kummer und Laster nicht drückt!
Ein sorgloser Schlaf ist beschieden,
Und rosiger „Traum“ noch entzückt.

Von dem, was Dichter und Poeten,
An launigen Reden,
Mit Witz gewürzt,
Zum Knoten geschürzt, —
Und Komponisten
Mit Musik versüßten,
— Damit verbanden
Dieweil sie's verstanden; —
Die Schauspieler schließlich,
Weil's ihnen ersprießlich —
In Scene gesetzt,
Und die Menge ergötzt:
Gibt's Köstlicher's kaum
Als der „Sommernachtstraum“.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. T.

Redakteur Gustav Weitert. — Druck und Verlag der A. Walland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 28 Montag, 3. Februar 1868

Das Herz der Mutter.

(Fortsetzung.)

IV.

Viel trauriger sah es in dem noch gestern vielbeneideten Bercken'schen Hause aus. Allerdings war Hertha spurlos in der Nacht verschwunden, allerdings fehlte eine Kassette von beträchtlichem Inhalt, es war der letzte Hort, mit welchem sich der unglückliche Vater bis zu Walters Heimkehr zu halten gehofft. Von seiner finanziellen Bedrängniß hatte aber seine Frau noch keine Ahnung, die Sorge darum wäre auch vielleicht in der Angst und Betrübniß um ihr geliebtes und — leider! — verzogenes Kind untergegangen. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß Walter das leichtsinnige Wesen bethört habe, da seine plötzliche Abreise ihr nicht erklärt worden war; auf diese Weise hoffe er gewiß eine Einwilligung zu erzwingen, die er auf dem geraden Wege einer ehrlichen Werbung nie erlangt haben würde. Sie sprach sich darüber mit großer Bitterkeit gegen ihren Gatten aus und warf alle Schuld mit der vollen Schaale ihres Zornes auf den Unwürdigen, der die empfangenen Wohlthaten in solcher Art vergalt. Bercken machte einen schwachen Versuch, ihre vorgefaßte Annahme zu entkräften, aber er war selbst allzusehr geknickt, um mit voller Seele bei einem andern Gedanken zu verweilen, als bei der nun unrettbar nahenden Katastrophe.

Sie ließ auch nicht lange mehr warten. Herr Roloff wurde gemeldet. Es war derselbe hagere Mann, welchen Landau gestern in so eifrigem Gespräch mit seinem Freunde getroffen hatte — jetzt kannte er wohl den Inhalt desselben. Roloff erschien mit der freundlichsten Miene und drückte Herrn van Bercken gar liebreich die zitternd gebotene Hand.

„Ich bringe Ihnen, verehrter Herr und Freund, einige Promemoria," sagte er. „Sie wissen —"

Herr van Bercken suchte sich zu fassen, er nahm die Wechsel, welche von ihm acceptirt und heute verfallen waren, und rechnete schnell ihren Betrag zusammen.

„Wenn es Ihnen gelegen ist — nicht gerade in dieser Stunde!" Oder geben Sie mir eine Ordre an Ihr Comptoir", sagte Roloff.

„Mein bester Herr Roloff — Sie würden mich sehr verbinden — wenn Sie mir — es sind gerade jetzt bedeutende Zahlungen geleistet worden —"

„Weiß, weiß! Sie sind der Mann, der den Moment zu benutzen versteht, haben neue Operationen angefangen, ein wahrer Feldherr! Nun wünschen Sie von mir, da das neue Wechselrecht noch nicht in Kraft getreten ist, die Respektzeit inne zu halten, hab' ich's errathen?"

„Ich wollte Sie — um Prolongation bitten — höchstens vierzehn Tage —"

„Sie spaßen!" lachte Roloff auf. „Van Bercken und Prolongation — das reimt sich nicht! Sie wollen mich mystifiziren, Sie, der Börsenkönig, und ich, der arme Wurm, mich dann auslachen, nicht wahr? Das ist nicht hübsch von Ihnen!"

„Es ist mein Ernst, Herr Roloff. Sie werden mich nicht in Verlegenheit bringen wollen —"

Roloff's Miene wurde plötzlich sauer. „Das bedauere ich, wahrhaftig! Aber — ein kleiner Geschäftsmann, wie ich, der gleichsam von der Hand in den Mund lebt, kann nicht prolongiren — ich bedaure! Aber ich muß auf Zahlung bestehen."

„Herr! Sie wollen wirklich darauf dringen, auch wenn ich Ihnen in vierzehn Tagen eine bedeutende Avance verspreche?"

„Verspreche? Und wenn Sie es nicht halten könnten, ist zwar lächerlich — van Bercken und seinen Verpflichtungen nicht nachkommen! Aber wenn doch — und ich purzle unterdessen, mir gibt kein Mensch Prolongation, kein Mensch! Nein, Herr van Bercken, es geht nicht!"

„Gut!" versetzte Bercken, dessen ganzer Stolz plötzlich erwachte. „Ich nehme nur die Respekttage in Anspruch." Und seine Haltung imponirte Roloff momentan so, daß er ganz kleinlaut seinen Abschied nahm und sich unterwegs ängstigte, daß er doch wohl zu weit gegen den Mächtigen gegangen sei, der sich jedenfalls halten, und dann an ihm rächen werde. Aber nein! Die Krisis war richtig, das hatte er Bercken nur zu wohl angesehen.

Er richtete seinen Schritt nach der Vorstadt und suchte Kellberg's Gartenhaus auf. „Lieber junger Mann der Walter!" murmelte er vor sich hin. „Und

so klug — hat sich und sein Schäfchen auf's Trock'ne gebracht."

„Madame!" redete er die Mutter an, welche er allein zu Hause fand, „Sie haben mir ein Billet wieder geschickt, das Ihren Herrn Sohn nicht mehr angetroffen hat. Demungeachtet bringe ich Ihnen wenigstens den Inhalt zurück. Es ist eine Schuld, welche ich abtrage — da es leider unmöglich war, Sie werden mir das als vernünftige Frau nicht verdenken, seine Wünsche auf andere Weise zu erfüllen. Er hat sich auch bereits getröstet."

„Herr Roloff," antwortete Frau Kellberg erröthend. „Ich verstehe Sie nur halb."

„Sie verstehen mich ganz, ich sehe es Ihnen an. Wenn die Verhältnisse es erlaubt hätten, ich würde ja mit Freuden die Hand meiner Tochter einem so lieben jungen Manne gegeben haben, aber es ging doch nicht wegen finanziellen Rücksichten. Hoffnungen habe ich ihm nie gemacht, um so edler von ihm, daß er mich vor dem entsetzlichen Verlust warnte, der mir bei Verden bevorstand."

„Das hätte mein Sohn gethan?" rief die Mutter.

„O, Sie kennen den braven jungen Menschen nicht! Die Sache ist kein Geheimniß mehr, munkeln habe ich heute Früh schon gehört, jetzt riefen mich Mehrere laut deßwegen an. Ja, die festesten Häuser wanken in dieser schlimmen Zeit, warum soll van Verden stehen bleiben?"

„Gott im Himmel!" rief die Mutter, über diese neue Nachricht entsetzt. „Und mein Walter?"

„Sie zweifeln noch immer? Sehen Sie hier, bestes Frauchen — ist das seine Handschrift oder nicht? Lesen Sie!" Die Mutter ergriff den ihr dargereichten Brief — es war ihres Walters Handschrift — sie las, es dunkelte vor ihren Augen. „Wie! Seinen Prinzipal sollte Walter verrathen, einen Fremden gewarnt haben?

„Das ist falsch! Das ist nicht von ihm!" rief sie.

„Sehr edel, daß auch Sie das leugnen, um sich dem Beweise meiner Dankbarkeit zu entziehen!" sagte Roloff lächelnd. „Aber es hilft Ihnen nichts — ich deponire diese Banknote, welche ich gestern Ihrem Sohne geschickt und die er nicht erhalten hat — in Ihre Hände. Zu meiner Freude hat er sich auch schon über seine fehlgeschlagene Hoffnung auf meine Friederike anderweit getröstet. Sie wissen ja, er ist dem Schiffbruch auf Flügeln der Liebe entronnen!"

„Schändliche Lügen, Verleumdung!" rief die Mutter außer sich. Nehmen Sie Ihr Judasgeld, das mein Sohn nicht verdient hat, geben Sie es dem, der den unbescholtenen Namen meines Sohnes gemißbraucht — nehmen Sie es vom Tische oder ich zerreiße es vor Ihren Augen."

„Sie sind eine obstinate Frau," sagte Roloff kopfschüttelnd, indem er die Banknote wieder einsteckte. „Nun, die Augen werden Ihnen wohl über den Herrn Sohn geöffnet werden." Damit entfernte er sich.

Der Mutter war es nicht unbekannt, daß Walters Herz sich der Tochter dieses Mannes, welche er öfter in den Gesellschaften seines Prinzipals gesehen, zugewendet hatte, sie wußte es nicht durch sein Vertrauen, denn leider hatte ihr Gatte Recht, daß Walter zu den verschlossenen Naturen gehörte, welche auch Denen, die sie am liebsten haben, ihre innere Welt nicht klar enthüllen, aber sie hatte seine Neigung mit mütterlichem Scharfblick doch errathen, und was sie über das sanfte Mädchen gehört, war vollkommen geeignet gewesen, sie damit zu versöhnen. Die Zukunft stellte sie, wie immer, Gott anheim. Um so mehr war sie empört, daß jetzt ihrem Sohne ein Verbrechen aufgebürdet wurde, das mit jener Neigung, die freilich außer ihr nur der Vater Friederikens kannte, im schroffsten Widerspruche stand: die Entführung der Tochter seines Prinzipals! und daß die Welt, wie sie eben gehört, es den niedrigsten Beweggründen zuschrieb. Eine Weile tröstete sie sich noch damit, daß der gute Ruf ihres Sohnes in allen Kreisen seiner Bekanntschaft zu verbreitet, daß er allgemein zu wohl gelitten war, um solcher Schändlichkeit fähig gehalten zu werden: „es ist der erste Moment, wo sie Steine auf ihn werfen!" dachte sie. „Bei ruhiger Ueberlegung werden Sie finden, daß es ganz unmöglich ist!" — Aber ach! tröste man sich nur mit der Beständigkeit im Urtheil der Welt! Heut trägt sie einen Namen auf dem Schilde der Abgötterei bis zum Himmel, und morgen wirft sie ihn verächtlich in den Staub. Und hier, wo der eigene Vater den Sohn verurtheilte, wo er ihn nach einem harten Kampf gegen die ihn kühn vertheidigende Mutter aus seinem Herzen stieß, und sie nur mit heißer Bitte den Fluch zurückhielt, der schon auf der Lippe des erbarmenlosen Greises schwebte! Hier, wo sich zu seinen Gunsten auch keine Stimme, keine einzige erhob, wo Frau van Verden ihn verachtete, wo der alte Freund und Nachbar, der sonst so viel auf Walter gehalten und ihn schon scherzweise seinen Adoptivsohn und Erben genannt, über ihn den Stab brach — wo das Mädchen, dem er sein Herz mit inniger Liebe geweiht, Roloff's Tochter, welche diese Neigung — die Mutter wußte es — so zärtlich erwidert hatte, wo diese selbst nicht an ihn glaubte, sondern ihn aufgab und verstieß — wie konnte sie hoffen, daß Fremde für ihn sprechen würden? Nur das Herz der Mutter glaubte noch an ihn, das blieb ihm treu: ein Mutterherz kann sich nicht verläugnen!

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 28. Januar.

Im Zentralkomite hat man sich für die Veröffentlichung folgender „Aufrufe“ geeinigt.

a) An die Schweizer Schützen!

Eidgenössische Schützen!

Im Monat Juli l. Js. feiert das deutsche Volk sein drittes deutsches Bundes-Schützenfest in der altehrwürdigen Donaustadt, — in Wien. Die ehrenvolle Aufgabe, die uns durch die auf unsere Stadt gefallene Wahl geworden, wir werden sie, so Gott will, in einer des Vaterlandes würdigen Weise zu lösen bemüht sein. In diesem Sinne sind alle unsere Vorbereitungen getroffen, in diesem Geiste alle unsere Kräfte thätig.

Gedrängt von dem Zuge jener Sympathie, die stammverwandte und freie Völker verbindet, hat Wien bereits bei dem eidgenössischen Schießen in Schwyz seinen Gruß und Ruf zum Feste Euch gesendet und tausendstimmiger Jubel gab den Widerhall Eurer Herzen zurück. Wir kommen nun, um unseren Gruß und Ruf zu erneuern; wir laden Euch ein, die Bande der Freundschaft und Brüderlichkeit, die uns mit Euch verbinden, wenn möglich noch enger zu knüpfen, um mit uns zu feiern ein Fest des Friedens und der Freiheit, wie es wehrhaften Männern geziemt!

Schützen der Eidgenossenschaft!

Die Geschichte Eures Heimathlandes ist die Geschichte der Leiden eines nach Freiheit ringenden Volkes; sie ist aber auch die Geschichte des Triumphes männlicher Kraft und Ausdauer, des endlichen Sieges der Freiheit. Diese Geschichte ist auch die Geschichte des deutschen Volkes! Nach jahrelangem Ringen ist auch uns die Morgenröthe der Freiheit geworden, und mit Stolz und Freude werden wir Euch festlich begrüßen, als die bewährten Herolde der Freiheit in den Mauern von Wien!

Das Fest beginnt am 26. Juli 1868 und wird durch zehn Tage fortgesetzt. Frühzeitige Anmeldung der Festbesucher zur rechtzeitigen Ermöglichung der zu treffenden Anordnungen wird besonders erbeten.

Wien im Januar 1868.

Das Zentralkomite für das dritte deutsche Bundesschießen.
Dr. Ed. Kopp, Präsident,
Heinrich Ritter v. Maurer, 1. Vize-Präsident.
Friedrich Schmidt, 2. Vize-Präsident.

Einen zweiten Aufruf erläßt das Zentralkomite:

b) An unsere deutschen Landsleute im Auslande!

In der zweiten Hälfte des Monats Juli 1868 findet in Wien, der Hauptstadt Oesterreichs und der deutschen Ostmarken das dritte deutsche National-Bundesschießen statt.

Was im Jahre 1862 in Frankfurt unter dem Beifalle jedes Patrioten begonnen, und in Bremen mit vollem Erfolge fortgesetzt wurde — die Vereinigung freier Männer zur Förderung deutschen Sinnes und Geistes, deutscher Kraft und Wehrhaftigkeit, deutscher Sitte und Ehre — das soll im Geiste steliger Entwicklung in Wien zum neuerlichen sieghaften Ausdrucke gelangen.

Deutsche Männer in der Ferne! Ihr, denen das beneidenswerthe Loos zugefallen ist, den deutschen Namen überall zur Ehre und Geltung zu bringen, deutsche Wissenschaft und Sitte über den ganzen Erdball zu verbreiten, und so die kulturgeschichtliche Aufgabe Eures Heimathlandes zu erfüllen, Ihr werdet, deß sind wir gewiß, unser Streben und Ringen nach brüderlicher Vereinigung aller deutschen Stämme zu den Werken des Friedens, wie bisher mit Euren Segenswünschen begleiten, und freudig wird der Ruf aus dem Vaterlande in Euren Herzen widerhallen! Darum entbieten wir Euch unseren herzlichen Gruß, und laden Euch freundlichst ein, zu kommen, und nach der Väter Sitte mit uns zu rathen und zu thaten über ernste Dinge beim fröhlichen Waffenspiel — denn unser Fest ist Euer Fest!

Die inhaltschweren Ereignisse der jüngsten Vergangenheit vermochten nicht, das Bewußtsein der von uns übernommenen nationalen Aufgabe in uns abzuschwächen: sie forderten uns vielmehr auf, das vorgesteckte Ziel — die Freiheit und Einigkeit des Vaterlandes mit verdoppelter Kraft anzustreben.

Tausendfaches freudiges Willkommen auf freier deutscher Erde wird den Brüdern entgegenschallen, die aus der Ferne zum heimathlichen Feste erscheinen werden. Jede Ehrengabe, die zur Verherrlichung des Festes und den Schützen zum Preise eingesendet werden wird, soll als Zeichen der Sympathie und treuer vaterländischer Gesinnung dankbar entgegengenommen werden.

Das Fest beginnt am 26. Juli 1868 und wird durch zehn Tage fortgesetzt. Frühzeitige Anmeldung der uns Besuchenden wird insbesondere erbeten.

(Folgen Datum und Unterschriften wie oben.)

Ein dritter Aufruf an unsere deutschen Landsleute in überseeischen Ländern und außereuropäischen Kolonien, wörtlich wie der vorstehende abgefaßt, wird demnächst versendet. Das Zentralkomite hat, um Verzögerungen zu vermeiden, obgleich es von Herrn v. Beust die freundliche Zusicherung einer Vermittlung durch das k. k. Ministerium des Aeußern empfing, den Weg der direkten Zusendung an die verschiedenen k. k. Konsulate doch aus dem Grunde einschlagen zu sollen geglaubt, weil sich der k. k. Generalkonsul in Hamburg, Herr E. F. Werthenholz, mit der größten Zuvorkommenheit erboten hat, die Versendung der Aufrufe nach außereuropäischen Ländern von Hamburg aus zu besorgen.

Es darf die Brüder im engeren deutschen Vaterlande nicht befremden, daß man die Einladungen zum Feste zuerst an das Ausland versendete. Die bedeutenden Entfernungen, welche uns von dem Letzteren räumlich trennen, waren allein dabei maßgebend und es werden die Aufrufe an die Schützen Deutschlands und Deutschösterreichs in den nächsten Tagen erfolgen.

Auch die Nichtdeutschen Oesterreichs werden mit Hinweis auf den § 2 der Schießordnung zur Theilnahme am Feste, — natürlich als Gäste eingeladen werden.

Durch das von der k. k. n. ö. Statthalterei genehmigte neue Statut des Wienerschützenvereins ist es nunmehr unbescholtenen jungen Männern schon von 16 Jahren aufwärts ermöglicht, durch ihren Beitritt zum Verein, als Theilnehmer am Bundesschießen und an den Festlichkeiten zu erscheinen. Diese Nachricht wird besonders die hiesigen Turner sehr lebhaft interessiren, nachdem sich dieselben schon bereitwilligst zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Bewachung des Festplatzes angeboten haben. Die Kundmachung hierüber geht den Wiener Blättern direkt zu.

Das vom Finanzkomite für die Beschaffung eines Vorschußkapitals von 100,000 fl. ö. W. zur Bedeckung jener Kosten, welche noch vor dem Eingehen der Festerträgnisse zur Bezahlung gelangen müssen, ausgearbeitete Programm, welches vom Zentralkomite definitiv genehmigt worden ist, lautet:

1) Es werden Antheilscheine zu 25 fl. ausgegeben. Dieselben lauten auf den Namen des Subskribenten und haben fortlaufende Ordnungsnummern.

2) Die durch Ausgabe von Antheilscheinen beschaffte Summe dient zur Bedeckung der Vorauslagen des Festes und wird nach Beendigung des Festes und Ablegung der Schlußrechnung den betreffenden Antheilscheinbesitzern unverzinst zurückgezahlt, insoweit die Erträgnisse des Festes es gestatten.

3) Sollte nach Rückzahlung der Antheilscheine sich ein Ueberschuß ergeben, so wird derselbe zum Zwecke der Erbauung einer Schießstätte in Wien verwendet.

4) Die Abnahme eines Antheilscheines gewährt das Recht auf 4 Eintrittskarten in den Festplatz, welche, vom Eröffnungstage des Festes angefangen, benützt werden können.

Jeder Abnehmer von mindestens 4 Antheilscheinen erwirbt das Recht nach seiner Wahl entweder die hierauf entfallenden Eintrittskarten oder ein Abzeichen zu verlangen, womit ihm während der ganzen Dauer des Festes, für seine Person, der freie Eintritt gestattet ist.

Für je subskribirte 100 fl. erhält der Subskribent ferner eine Eintrittskarte für die bei Gelegenheit des Festzuges (auf dem Stephansplatze) zu errichtende Damen-Tribüne.

Jeder Abnehmer von mindestens 1000 fl. rhn. erwirbt außerdem das Recht auf Eintragung seines Namens in das nach dem Feste herauszugebende Festalbum.

5) Die Namen aller Antheilscheinnehmer werden durch die Schützenkorrespondenz veröffentlicht.

Zur Verstärkung des Schießkomite's haben sich zahlreiche Schützen und Schützenfreunde angemeldet, die bereits durch Zuschriften von ihrer Aufnahme in das Komite verständigt worden sind. Die Einberufung dieser Herren wird jedoch erst dann erfolgen, wenn das engere Schießkomite über die prinzipiellen Fragen sich geeinigt haben wird.

Im Verfolg der Verhandlungen wegen Beleuchtung des Festplatzes hat die Gasgesellschaft als billigsten Modus die Führung eines Guttaperchaschlauches von dem Erdberger-Reservoir aus und mittelst einer Pontonbrücke über den Donaukanal vorgeschlagen. Sollte indessen die bleibende Beleuchtung der Hauptallee im Prater genehmigt werden, so erklärt die Gesellschaft, für die Leitung selbst keinerlei Entschädigung beanspruchen zu wollen.

Der Termin zur Einreichung von Offerten zur Uebernahme der Wirthschaft auf dem Festplatze ist bis zum 8. Februar l. Js. verlängert worden. Die Herren Offeranten werden eingeladen, die Offertbedingnisse im Central-Bureau, Stadt, Sterngasse Nr. 4, abzugeben; auch können sie daselbst jede Auskunft erhalten.

Charade.

Die ersten Beiden sind ein Werk der Hitze,
Auch eines Pilgers Thun bezeichnen sie;
Ermüdet nimmt er's Dritte oft zum Sitze
Und ruhet von der ersten Beiden Müh'! —
Dem Ganzen, hochberühmt im deutschen Land,
Ward schmachvoll einst der Tod durch Mörders Hand.

Auflösung der Charade in Nr. 22:

„Zelle“ der Keuschheit,
Und süßesten Süßigkeit;
„Gewebe“ der Kunst,
Und blauen Dunst;
In Summa Summaris:
„Tela cellularis“.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. Ph.

Redakteur Gustav Weffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 29 Dienstag, 4. Februar 1868.

Das Herz der Mutter.

(Fortsetzung.)

V.

Momente gibt es, in denen die Macht der Thatsachen alle eingelebten Zustände, auch der Charaktere umstürzt, die Schranken der Konvenienz, des Hergebrachten niederwirft und Panzer zerschlägt, durch die sich versteinerte Herzen ganz gesichert wähnten. Da beugt sich manches stolze Haupt in Demuth, da sucht der starre Richter, der kein Erbarmen kannte, für sich selbst das Mitgefühl einer theilnehmenden Brust, da wird der harte Soldat weich wie ein Kind, und der kluge Geschäftsmann, der nur kalte Berechnung werth hielt, läßt sich zu Schritten bewegen, die er bisher belächelt haben würde.

So war es Herrn van Bercken geschehen. Erst schon hatte er gethan, was er nun bereute: die Welt durch das glänzende Fest zu täuschen gesucht, um Zeit zu gewinnen, die für ihn jetzt Alles war. Dann hatte er sich zu einem Schritte ohne viel Ueberlegung entschlossen, den er noch vor vier Wochen lächerlich gefunden hatte. Ein Schreiben an die Börsenältesten war es, durch welche er sie von seiner Lage in Kenntniß setzte, die zwar gefährdet, aber nicht hoffnungslos sei, wenn ihm die Möglichkeit gelassen bliebe, sich zu helfen; die Ehre des Kaufmanns stehe ihm hoch und werde er heilig halten, aber sich durch einen Roloff in Wechselhaft bringen und dadurch in seinen Handlungen lähmen zu lassen, sei ihm unmöglich, er müsse sich also für eine kurze Zeit entfernen. Doch gebe er sein heiliges Ehrenwort, sich, wenn die angeknüpften Unterhandlungen für ihn ungünstig ausfielen, spätestens nach vierzehn Tagen in Person zu stellen und das Weitere dem Gesetze anheimzugeben.

Wo er eine Zuflucht gefunden, blieb sein Geheimniß und selbst seiner Frau verborgen, welche überhaupt, seit sie die niegeträumte Lage der Dinge erfahren hatte, in einem trostlosen Zustande war, allen ruhigen Vorstellungen unzugänglich. Sie nahm es gleichgültig auf, daß der Gatte sich entfernte, sie war wie gelähmt, auch körperlich, und gute Freundinnen, die wie immer in diesen Fällen mit ihrem lästigen Beileid nicht ausblieben, sahen sich schon mit bedenklichen Mienen an, für ihren Verstand fürchtend.

Plötzlich erwachte sie aber aus diesem Starrkrampf; eine Nachricht, die ihr zuging, hatte sie wie ein elektrischer Schlag getroffen und zur Thätigkeit geweckt. Es war jetzt an ihr, der schändlich verlassenen und verrathenen Frau, zu handeln. Von Hamburg war eine telegraphische Depesche an ihren Mann gerichtet, von ihr eröffnet und gelesen worden; sie lautete: „Hamburg ist kein Ort für uns — weiter nach Bremen! W. K." — Der Gedanke, der gleich durch ihre Seele schoß, wurde zur furchtbaren Gewißheit. Ihr Mann war im Einverständniß, er hatte um die Flucht gewußt und sie begünstigt, er war jetzt unterwegs, sich mit den Flüchtigen und dem geretteten Gute zu vereinigen und jedenfalls nach Amerika zu gehen. Sie, die treue Gefährtin seines Lebens, hatte er nicht mitnehmen wollen, sie wäre ihm ein unnützer Ballast gewesen!

Wenn diese Schlußfolgen schon etwas auf Geisteszerrüttung deutend befunden werden sollten, so haben wir nichts dawider. Sie führten aber die aufgeregte Frau zum Polizeidirektor, von welchem nach einer langen Unterredung sofort durch den Telegraphen die Aufforderung an seinen Kollegen in Bremen ging, einen gewissen Walter Kellberg zu ermitteln, sammt Begleitung zu verhaften, und gegen Erstattung der Kosten anhero transportiren zu lassen. Frau van Bercken konnte es sich nicht versagen, auf dem Rückwege noch einen Gang in die Vorstadt zu thun, um der Mutter des Elenden, dessen Spur nun glücklich durch ihn selbst verrathen war, zu sagen, daß sie in ihrem blinden Glauben an den Sohn, welchen sie ihr neulich so keck ins Angesicht behauptet, dennoch bethört sei. Als sie in den Garten trat, kam eben der alte Dorsch heraus, der zuweilen mit ihrem Manne Geschäfte gehabt; er stutzte bei ihrem Anblicke und grüßte sie mit einer gespannten Miene, als erwarte er von ihr irgend eine Mittheilung. Sie erwiderte aber nur seinen Gruß und ging nach dem Hause. — „Die weiß nichts!" sagte er für sich. „Es ist auch so besser — Weiber können nicht schweigen. Ich fürchtete schon, sie hätte Witterung bekommen."

Frau Kellberg war nicht allein, ihr Mann stand vor ihr und schien hart mit ihr gesprochen zu haben,

denn seine Stimme, welche der Dame stark entgegengeklungen, verhallte, als sie eintrat, in zornigem Murmeln und seine Frau weinte. Ein weibliches Mitleid überkam die Bercken, und sie konnte nicht mehr so lieblos verfahren, wie sie eigentlich gewollt hatte. Doch gab, was sie mittheilte, der Mutter immer noch schmerzliche Wunden genug — konnte sie sich auch jetzt der Ueberzeugung von der Schuld ihres Sohnes entschlagen? Und dennoch! „Es wird sich aufklären!" sagte sie mit heißen Thränen. „Was auch jetzt gegen meinen armen Walter sprechen mag: Alles wird sich aufklären zu seiner Rechtfertigung!"

Der Vater kehrte ihr unwillig den Rücken, Frau van Bercken aber sagte sanft: „Das will ich Ihnen wünschen."

Als sie fortgegangen war, schloß sich die Mutter in ihr Kämmerlein, sank auf die Knie und rang die Hände inbrünstig betend zu dem Helfer in der Noth empor, der versprochen hat, die Seinigen nicht zu verlassen, noch zu versäumen. Da wurde ihr leichter um das Herz: die Macht des Gebetes bewährte sich auch an ihr.

Zu Hause fand Frau van Bercken einen Brief, ein wohlbekanntes Siegel — die Aufschrift ihrer Tochter Hand. Bebend riß sie das Couvert auf: die Unwürdige bat um ihren Segen, um ihre Vermittlung beim Vater, damit er seine Einwilligung zu der Verbindung gebe; die das Glück ihres Lebens sei — sie bat um Verzeihung wegen des Kummers, den sie den Eltern verursacht habe; wie schwer ihr der Schritt geworden, könne ihr die Mutter wohl am Abende ihrer Trennung, wo sie kaum noch die Fassung behauptet, angesehen haben, aber sie habe nicht anders handeln können! Den Namen ihres Entführers erwähnte sie nicht ein einziges Mal, sie setzte voraus, daß darüber kein Zweifel obwalte. Eine, hoffentlich gute, Antwort erbat sie sich nach Bremen! Die entrüstete Mutter drückte das Blatt zusammen; welch' ein hinterlistiges Spiel wurde hier mit ihr getrieben, sie sollte den Vater bitten, wo er gewiß schon bei der entarteten Tochter war, in ihren Augen aber sollte er gerechtfertigt erscheinen. So hatten sie also doch noch eine gewisse Scheu vor ihr — welch' ein Wiedersehen mußte es geben, wenn ihr heutiger Schritt Erfolg hatte!

Nach einigen Tagen ängstlichen Harrens ging ihr wiederum, an ihren Gatten gerichtet, eine telegraphische Mittheilung zu: „Ich komme!!! W. K." Was sollte das heißen? Und während sie sich noch den Kopf zerbrach und sich die unglücklichste aller Frauen nannte, erschien der Polizeidirektor mit geheimnißvoller Miene und eröffnete ihr, daß er so eben von Bremen die amtliche Anzeige erhalten habe, daß der junge Mann, auf den gefahndet werde, mit einer Dame, seiner Begleiterin, in dem Moment, wo er ein Schiff besteigen wollte, arretirt worden sei.

„Gott sei Dank!" rief Frau van Bercken: „Skandal wird es geben — sie haben es nicht anders gewollt!" Nun es aber so weit war, fielen ihr plötzlich die Folgen ihrer That schwer auf die Brust, besonders da sie nun doch in Bezug auf ihren Mann wieder irre geworden war.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Jungfer.

(Schluß.)

Hiemit schloß die Lektüre. Das junge Mädchen senkte weinend das Haupt in die Hände und machte ihren aufgeregten Gefühlen in einem Strome von Thränen Luft, bis endlich ein sanfter Schlummer sich auf ihr Auge senkte und diese beschwichtigte. So fand sie der grauende Morgen, als er mit kaltem Hauche über die Erde strich und am Himmel das erste Frühroth malte. Frösteln zitterte durch ihre Glieder, sie stand auf, schaute um sich, fand Lampe und Licht erloschen, und kein Auge, außer dem ihrigen, im Hause mehr wach. Sie schellte. Mit schlaftrunkenem Angesicht erschien eine Dienerin, der sie gebot, ihr eine warme Bedeckung zu bringen, dann senkte sie sich abermals in die Polster des Armstuhles, stützte das Haupt nachdenklich, und sann nach über ihre gegenwärtige Lage. Ein Vater lebte ihr, das war eine große Entdeckung, und durfte sie nicht hoffen, daß dieser Vater zu ihr eilen würde, sobald er erfuhr, daß ihre mütterliche Beschützerin dahin sei? Die gute Pathe! Den fremden Vater konnte sie doch nicht lieben, wie sie die Pathe geliebt?

Das Begräbniß war vorüber; ein kalter Stein bezeichnete die Stelle, wo die gute Pathe ruhte, und den kleinen Rasenhügel, der sich über ihre sterbliche Hülle wölbte, schmückte die Hand der Liebe so eben mit schönen jungen Rosenstöcken. Da trat ein Mann auf den sonst einsamen Friedhof. Seine Gestalt war gebeugt, sein Haar gebleicht, sein Antlitz sprach von den Sorgen und Mühen des Lebens. Sein Auge blickte suchend umher, er hielt seine Schritte oft an und musterte diesen und jenen neuen Rasenhügel und immer noch hatte er den richtigen nicht gefunden und schickte sich zu neuem Forschen an. Da gewahrte er eine schwarze Gestalt, die gebückt an einem Rasenhügel ordnete. Er blieb stehen. Es war ein junges Mädchen, wie er gar bald aus Formen und Bewegungen errieth, die hier mit ihren zarten, weißen Händen die schwarze Erde häufte und wieder plattete. Ihr rosiges Gesicht überzog ein Ausdruck der Trauer, der sich wie eine tiefe Empfindung darauf spiegelte und es noch anziehender machte. Sie faltete eben die Hände wie zum Gebet.

Der Fremde trat um ein Paar Schritte näher, sein Auge musterte den Grabstein und auf seinem Gesichte malte sich ein unaussprechliches Etwas, das wie Freude, Trauer und Ueberraschung aussah. Er näherte sich leise, der in stiller Andacht Versunkenen. „Ella Forster," sprach er mit sanfter Stimme, „du betest für eine edle Frau, die ich tief verehrt; schließ aber auch deinen Vater in dein Gebet ein." Ueberrascht wandte sie sich um, seine Arme öffneten sich und die Tochter ruhte an seinem Herzen.

Jahre sind seitdem hingeschwunden. Ella Forster hat das reiche Erbe der guten Pathe angetreten und mit den Gütern derselben auch ihren Namen angenommen, der wie ein Segen über dem Hause waltet. — Der Vater steht ihr nicht länger als sorgende Stütze zur Seite, aber ein Gatte ihrer Wahl hat dessen Stelle eingenommen und eine muntere Kinderschaar begleitet sie, wenn sie in unveränderter Pietät zu dem Grabe der guten Pathe pilgert, um hier mit eigener Hand die frischen Rosen einzusenken. Aber schon die nächste Nachkommenschaft würde das, was ihr eine liebe, ewig theure Erinnerung ist, in den Schooß der Vergessenheit begraben und kein Kindeskind mehr je den Namen der guten Pathe lallen, wäre nicht, dem Willen derselben gemäß, eine Perücke ihrem Wappen angefügt und jeder neue Führer desselben dadurch auf alle Zeiten darauf hingeleitet, mit einer Frage nach dem Ursprung dieses seltsamen Zeichens hervorzutreten, und dafür die Geschichte der guten Pathe entgegen zu nehmen.

Mannigfaltigkeiten.

[Adalbert Stifter], dessen Tod kürzlich in Linz erfolgte, war zu Ober-Plan in Böhmen am 23. Oktober 1806 geboren. Sein Vater, ein armer Leinweber, konnte nichts für die Erziehung des Kindes thun, und so blieb Stifter sich selbst überlassen. Er trieb sich in der freien Natur herum, half das Vieh hüten und lernte schon so in seiner frühesten Kindheit Wald und Flur und was sie erfüllt, schätzen und lieben. Durch Verwendung eines hohen Gönners, der auf den aufgeweckten Knaben, welcher schon damals als kleiner „Fabulant" galt, aufmerksam gemacht wurde, kam er zu den Benediktinern nach Kremsmünster, und bezog endlich im Jahre 1826 die Universität zu Wien, wo er neben dem Studium der Rechte hauptsächlich Naturwissenschaften und Philosophie kultivirte. Nach beendigten Studien ward er Lehrer des Fürsten Metternich, des jetzigen Botschafters in Paris. Seit 1848 in Linz wohnhaft, wo er als Schulrath für die oberösterreichischen Gymnasien und Realschulen der Statthalterei zugetheilt war, hat er, die letzten Jahre seines Lebens an einem chronischen Uebel leidend, zumeist im Bette und im Zimmer zugebracht und war ihm der Tod ein willkommener Befreier von seinen Leiden. Als Schriftsteller hat Stifter durch seine „Studien", von denen die ersten als „Feldblumen" im Jahre 1840 erschien, und namentlich der mit „Bunte Steine" betitelte Band dieser Sammlung einen bedeutenden Ruf erlangt. So sehr diesen Genrebildern der Mangel an Charakteristik und plastischer Gestaltung Eintrag thut, so fesseln sie doch durch die stimmungsvolle Naturmalerei, die feine Beobachtung der Details und die warme Innigkeit der Darstellung. Aus den späteren Werken des Dichters seien hier noch der „Nachsommer", ein Roman in drei Bänden, und „Witiko" erwähnt, welche, obgleich sie nur getheilten Beifall fanden, dem Dichter einen bleibenden Platz in der deutschen Literatur sichern.

[Telegraphenapparat.] Im Februar 1868 wurde in dem Telegraphenbureau zu Limoges ein eigenthümlicher Apparat geprüft. Die Depesche wird in Lettern gedruckt, etwa wie ein Journalartikel. Der Erfinder ist ein Amerikaner, Hughes, der seine Erfindung für 200,000 Fr. an Frankreich, für 120,000 Fr. an Italien verkauft hat und über den Ankauf für Rußland in Unterhandlung steht. Der Apparat von Hughes ist etwas schwerfällig, doch fehlt es ihm nicht an gefälligem Aeußern. Er hat eine Klaviatur von Elfenbein, auf deren Tasten die Buchstaben und Zahlen gravirt sind. Die erste beste Person kann man auffordern, sich davor zu setzen und den Fingern auf die Tasten zu legen, deren Buchstaben sie telegraphiren will. Es geschieht, und der Buchstabe springt frisch gedruckt zu Paris, Marseille, Berlin oder am Ende der Welt heraus. Es wird durch diesen Apparat das Doppelte des Morse'schen Telegraphen an Arbeit geleistet, das Dreifache des Zifferblatttelegraphen; er gibt dem Empfänger die Depesche, wie sie aus dem Apparate kommt, ohne daß sie übertragen oder kopirt wird. In dem Zentralbureau der Telegraphen in Paris finden sich 200 Apparate, darunter 170 Morse'sche nach dem System der Gebrüder Digney, die übrigen sind Typendrucktelegraphen von Hughes.

[Das Needham-Gewehr.] Unter den verschiedenen Systemen der Hinterlader hat England das Needham-Gewehr acceptirt und bereits das abessinische Expeditionskorps damit ausgerüstet. Der Mechanismus ist ein so dauerhafter, daß er nach zweitägigem anhaltendem Gebrauche, wobei während des ersten Tages u. A. 1000 Schüsse hinter einander gethan wurden, auch nicht der geringsten Reparatur bedurfte. In der Schnelligkeit des Feuers übertrifft das „Needham" das Zündnadelgewehr eben so wie in dem Gebrauch auf

weitere Distanzen; in der Minute sollen 15 Schüsse abgegeben werden können; die Visirvorrichtung geht bis auf 1500 Schritte. Das ganze Gewehr, etwa 5 Zoll länger als das Zündnadelgewehr und bei Weitem leichter als dieses, zeichnet sich durch Leichtigkeit in der Handhabung beim Exerzieren und insbesondere dadurch aus, daß alte Perkussionsgewehre ohne Schwierigkeit und bedeutenden Kosten in dasselbe umgeändert werden können.

Vor einiger Zeit machte die Mittheilung durch die Blätter die Runde, der ehemalige sächsische Gesandte in London, Graf Vitzthum, sei mit der Aufgabe betraut, die hinterlassenen Papiere des verstorbenen Staatskanzlers Fürsten Metternich zu sichten und zum Drucke vorzubereiten. Die Sache verhält sich nicht ganz so. Vor Allem wollen wir bemerken, daß die Herausgabe überhaupt noch in weitem Felde steht, denn einmal findet sich in der letztwilligen Erklärung des Fürsten die Bestimmung, daß an die Herausgabe seiner hinterlassenen Schriften erst zwanzig Jahre nach seinem Tode (das wäre also im Jahre 1879!) gegangen werden solle, dann sind erst vor Kurzem diese hinterlassenen Schriften, in vier großen Kisten verpackt, von Schloß Königswart nach Wien gebracht worden, und hat man hier erst mit der Sichtung derselben begonnen. Graf Vitzthum interessirt sich für die Sache und benutzt seinen gegenwärtigen Aufenthalt in Paris unter Anderm dazu, um die dießfällige Willensmeinung des österreichischen Botschafters, Fürsten Richard Metternich, einzuholen, der vor eben nicht sehr langer Zeit nicht sehr geneigt war, die Memoiren seines Vaters herausgeben zu lassen. Bei der Sichtung der Papiere hat sich ergeben, daß die Korrespondenz des Fürsten mit Gentz nicht nur sehr umfangreich ist, sondern auch eine Menge bisher ganz unbekannt gebliebener Schriftstücke enthält; man ist daher zu dem Entschlusse gekommen, zunächst alle auf den Verkehr des Fürsten mit Gentz bezüglichen Papiere auszuscheiden und die separate Herausgabe der in dem fürstlichen Nachlasse vorfindlichen „Gentziana" vorerst dem österreichischen Botschafter in Paris zu empfehlen. Die Arbeit, die Papiere zu sichten, wird wohl eine sehr langwierige sein, da politische Korrespondenzen, Personalien, Aphorismen, Randglossen zu Tagesereignissen u. s. w. in den Kisten durcheinander aufgestapelt sind.

Das für Rechnung der preußischen Regierung in London gebaute Panzerschiff „König Wilhelm" soll die größte Panzerfregatte sein, welche bisher gebaut worden ist. Der Panzer hat eine Dicke von 8 Zoll; die Schiffsbatterie zählt 26 Dreihundertpfünder und das Schiff selbst ist 365 Fuß lang und 60 Fuß breit. Die Maschine hat 1150 Pferdekraft. Im Monat März soll die Fregatte von Stapel laufen.

Das abgebrannte Opernhaus Her Majesty's in London wird mit großer Pracht wieder aufgebaut werden. Die Kosten des Neubaues, welche der Earl of Dudley übernimmt, sind auf ein Viertel Million Pfund Sterling veranschlagt und die Eröffnung des neuen Hauses ist auf den Monat März des nächsten Jahres anberaumt.

Charade.

(Sechssylbig.)

Ein kleines Wörtchen ist das Erst',
Gleicht auf ein Haar dem Vierten,
Denk' nicht, daß diese Beiden je
Dich trüglich irre führten.

Das Zweit' und Dritte lies vereint,
Ist leichtlich zu ergründen,
Doch wenn du lang vergeblich sinnst,
Sinn' länger, du wirst's finden.

Das Fünft' und Sechste ist dir noch
Mehr als lieb und theuer;
Ist's nicht ein Mann, ist's nicht ein Sohn,
Ist's sicher doch ein Freier.

Und wenn in trauter Lieben Kreis
Mein Ganzes dich umranket,
Sprecht ihr's zu dem als Bitte aus,
Dem euer Glück ihr danket.

Auflösung der Charade in Nr. 24:

Verstehe gleichwohl ich so mancherlei Sachen,
Die Räthsel zu lösen und Reime zu machen;
Auch manchmal sogar, mit lateinischen Brocken
Die Katz hinterm Ofen hervor weiß zu locken —
Auch Manches noch weiß, was der Hanns nicht versteht
Und über der Grethel Horizont geht!
So kömmt mir doch eben ein Ding in die Quere —
Ein „Strickstrumpf", es will mich bedünken, auf Ehre!
Als ob der Autor es d'rauf ab hätt' es gesehen,
Mir heute einmal das Konzept zu verdrehen,
Kömmt meiner Gelehrsamkeit so überzwerch,
Daß ich dabei stehe, wie die Ochsen am Berg.

M. M.

Redakteur Gustav Weissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 30 Mittwoch, 5. Februar 1868.

Das Herz der Mutter.

(Fortsetzung.)

VI.

Das Amtsgeheimniß wird zwar mit Recht unverbrüchlich zu halten verlangt, und seine Verletzung mit strengen Strafen bedroht, aber um es vollkommen zu sichern, müßte die Beamtenhierarchie, wie in alten Zeiten bei den Osmanen geschehen, von allen Privat- und Familienverbindungen losgerissen sein. Auf welche Weise das Verfahren der Frau van Bercken gegen ihr eigenes Kind unter das Publikum gekommen war, blieb freilich unermittelt, aber Jemand mußte doch geplaudert haben; wir wollen indessen zu Ehren der Telegraphen-Bureaus und des Herrn Polizeidirektors glauben, daß sie selbst gegen eine vertraute Freundin ihr Herz ausgeschüttet habe. Roloff, als er davon Kunde bekam, griff es begierig auf. Er hatte auf die Beschwichtigung, welche die Börsenältesten an ihm versucht, wenig gegeben, denn er beurtheilte Bercken nach sich selbst, und war fern davon, an sein Wort zu glauben. „Er müßte ja dumm sein — und das ist immer das größte Verbrechen!“ sagte er sich. Wenn aber das entflohene Paar wieder eingebracht würde, so konnte er hoffen, daß auch die Summen, welche sie mitgenommen hatten, in die Masse zurückfließen würden.

In seinen Gedanken wurde er auf dem abendlichen Spaziergange gestört, indem der Besitzer von Grünau, ein solid fundirtes Haus, vor dem er allen Respekt hatte, angesprengt kam.

„Servus, Herr Dorsch! Wissen Sie schon?“ Und er kramte seine Neuigkeit aus.

Dorsch sah ihn mit einem finstern Blicke an, vor welchem er erschrack. „Wahrheit?“ fragte er mit seinem markerschütternden Baß, und da Roloff sie ihm betheuerte, stachelte er sein plumpes Thier zu einem Satze, der auch den hagern Mann einen Seitensprung thun ließ, um nicht niedergeritten zu werden. Dorsch hielt nur einen Augenblick bei seinem Nachbar an, um ihn von dem nächsten ihm drohenden Ereigniß zu benachrichtigen. „Bereite die Frau vor! Wird sie's auch jetzt nicht glauben?“ sagte er.

„Die glaubt es nicht,“ erwiderte Kellberg finster. „Und wenn der Mensch, der mein Sohn nicht mehr ist, in Ketten vor sie geführt wird, und ihr Alles selbst gesteht, so glaubt sie es nicht.“

Dorsch zuckte die Achseln und ritt weiter, an seinem hübschen Landhause vorüber, die Höhe hinauf, wo er seinen Pony, den bis jetzt noch unersehnten, hatte erschießen müssen, an der Feldmark hin, wo der wilde Birnbaum auf dem Gränzhügel stand, zu dem Walde, der ihm auch gehörte, von einem benachbarten Grundbesitz abgezweigt und erkauft. Ein Fußsteig brachte ihn nach kurzem Ritte zu einem Jagdschlößchen, von düstern Tannen umgeben; er zog wiederum, seiner alten Soldatenmucke, wie er sie selbst genannt, treu, ein Pistol aus dem Halfter, um sich anzumelden. Der Schuß hallte laut durch die stille Waldung, gleich darauf erschien am Fenster des Hauses ein blasses, sorgenvolles Gesicht.

„Gute Nachricht?“ wurde ihm entgegen gerufen. — Der Reiter saß ab, ohne eine Antwort zu geben, band sein Pferd an einen Baum und begab sich in das Haus. Erst nach einer Stunde kam er wieder und ritt langsam des Weges zurück, der ihn hergeführt hatte.

„Da lobe ich mir den Kellberg!“ murrte er. „Das ist doch ein Mann, der weiß sein Schicksal zu tragen. Eins nur freut mich an dem hier, daß er die Ehre höher stellt, als das Geld — man ist es in der erbärmlichen Welt gar nicht mehr gewohnt.“

Als er das Freie erreicht hatte, war die Abenddämmerung schon eingebrochen. „Stürze du nur nicht auch!“ sprach er zu seinem hochbeinigen Gaule. „Bei dir wär's kein Wunder!“ Das Pferd spitzte auf einmal die Ohren und wurde unruhig. Dorsch hörte gleich darauf einen schwachen Knall, achtete ihn aber nicht weiter. Unten am Fuß der Höhe begegnete er einem Gend'armen, den er kannte. „Haben Sie vielleicht einen lahmen Mann unterwegs getroffen?“ fragte dieser.

„Einen Lahmen?“ wiederholte Dorsch. „Heute nicht — vor etwa acht Tagen, glaub' ich.“

„Nein, heut. Er ist als Arrestant angekommen und entwischt, ein lahmer Mensch! Es ist eine wahre Schande, drei von uns spüren ihm nach. Man hat ihn bei Grünau gesehen.“

Dorsch konnte keine Auskunft geben und der Gend'arm ritt die Höhe hinauf. „Kann ich einmal Ihr Revier abtreiben?" fragte er noch zurück. Dorsch riß sein Pferd herum und wollte antworten, aber er besann sich eines Bessern: „Meinetwegen!" rief er dem Gend'armen nach, und für sich murmelte er: „Es ist ja nicht möglich — er hat so genaue Verhaltungsregeln, daß er nicht gefunden werden kann."

Und dennoch wurde er gefunden! Wer kann den Argusaugen der Sicherheitsbehörde entgehen, wenn man bisher keine Ursache gehabt hat, sie zu scheuen? Der Gend'arm störte noch am späten Abend den Polizeidirektor bei einer höchst interessanten L'hombre-Partie mit haushohen Böten durch eine fast eben so interessante Meldung, die er gleich weiter befördern mußte.

„So kommt ja die ganze versprengte Familie wieder zusammen!" lächelte er dabei in amtlicher Herzlosigkeit.

Es war schon in der zehnten Stunde, als an die Thür des Kellberg'schen Gartenhauses geklopft wurde. Das Fenster öffnete sich bald: „Wer ist noch hier?" fragte die strenge Stimme des Alten.

„Ich bin's, Vater!" klang es von Außen in bewegtem Tone.

„Walter!" rief der Greis heftig. „Und du wagst es, mine unbescholtene Schwelle noch zu betreten? Fort mit dir."

„Vater, höre mich — lieber Vater!"

„Dein Vater bin ich nicht mehr! Hinweg mit dir! Du hast meinen ehrlichen Namen geschändet, für dich ist meine Thür verschlossen!" — Aber schon hatte die Mutter sie geöffnet und breitete ihre Arme nach dem Sohne aus, der sie mit innigem Ausrufe umpfing.

„Du bist unschuldig, Walter! Nicht wahr, du bist unschuldig? Ich habe es nie anders geglaubt!" Und sie führte ihn hinein, wo der Vater mit flammenden Augen stand.

„Ich bin unschuldig, so wahr mir Gott gnädig sein möge!" sagte Walter in höchster Aufregung. „Willst du mich hören, Vater? Sieh, ich komme frei und ungehindert zu dir, ich bin in meines Herrn Geschäften verreist gewesen, ich habe nichts gemein mit dem unseligen Beginnen, das heute auch sein Ende erreicht hat: Gott möge Denen verzeihen, die mir die Schuld aufbürdeten — ich will den ersten Stein nicht auf sie werfen, denn ich habe ihnen freilich die Hand gegen mich selbst geboten."

Was er nun mit möglichster Schonung gegen den Freund, der auch ihn hintergangen und gemißbraucht hatte, erzählte, fand Anfangs nur in der Mutter eine beglückte Hörerin. Der Vater war, ohne eine Wort zu sagen, hinausgegangen. Aber er hatte in seiner Kammer halb wider Willen darauf lauschen müssen, und als Walter geendigt hatte, und die Mutter mit tausend Thränen der Freude Gott pries, da trat der Greis wieder ein, seine harte Miene hatte einen milden Ausdruck angenommen, der sie wahrhaft verschönte, in seinen Augen lag ein nie gesehener feuchter Schimmer, und er bot dem Sohne stumm die Hand. Dieser küßte sie mit liebevoller Zärtlichkeit.

(Schluß folgt.)

Eine Mutter auf dem Throne.

Die Vertreter und Vertheidiger der unbegränzten — auch politischen — Emanzipation des weiblichen Geschlechts könnten kaum ihre Sache kräftiger beleuchten, als durch Hinweisung auf die große deutsche Frau, die im vorigen Jahrhundert vierzig Jahre lang auf dem österreichischen Kaiserthrone gesessen. Denn wenn einerseits die Geschichte Friedrichs des Großen Urtheil über Maria Theresia: „Eine Frau führte Entwürfe aus, die eines Mannes würdig" vollständig bestätigt hat, so ist es andererseits durch zahlreiche Einzelforschungen, Veröffentlichungen von Memoiren, Briefen 2c. unwiderleglich bewiesen, daß sie eine ebenso vortreffliche Gattin und Mutter, als sie eine unvergleichliche Herrscherin gewesen. Freilich bringt selten ein Jahrhundert eine solche Frau hervor, und im bürgerlichen Leben dürften die ähnlich begabten nicht gerade zahlreicher sein.

Achtzehn Jahre alt war Maria Theresia, als ihr Vater, der letzte Habsburger, Karl VI. sie in den Staatsrath einführte; fünf Jahre später (1740) bestieg sie den Thron. Ihr Leben zeigt, mit welcher Energie sie die ihr gestellten großartigen politischen Probleme löste, wie muthig sie den Kampf mit den von Anfang ihrer Regierung an ihr entgegentretenden feindlichen Mächten aufnahm, und wie sie bei ihrem Hingange, trotz der erlittenen Einbuße Schlesiens, Oesterreich doch mächtiger zurückließ, als sie es überkommen hatte.

Aber nicht nur in den großen Entwicklungsgang ihres Landes und Volkes griff sie mit genialer Hand ein: auch für die geringfügigsten, trockensten Geschäfte der Regierung entfaltete sie eine nie ermüdende Treue. Mit vollem Ernst und seltener Gewissenhaftigkeit lag sie dem ihr von Gott anvertrauten, hohen Amte ihres Lebens ob. Man muß sich des entsetzlichen Kanzleistyls der Schriften ihrer Zeit erinnern, um ihre Geduld recht zu bewundern, mit der sie alle Staatsakten durchstudirte; und die Randglossen, die sie dazu hinwarf, zeugen für ihren praktischen Blick und treffen meist den Nagel auf den Kopf. Oft war sie mit derartiger „amtlicher" Lektüre bis in die Nacht beschäftigt, um gleich am frühen Morgen die dringendsten Sachen erledigen zu können. Selten fand eine Konferenz statt, der sie nicht beiwohnte, und häufig ergriff sie in wichtigen Angelegenheiten selbst das Wort. Jede Rechts-

sache erweckte ihr Interesse; sie kümmerte sich um Brückenbauten und Wegeanlagen eben so sehr, wie um die Stimmung der verschiedenen Komitate und die einzelnen Beamten, die niedrigsten nicht minder wie die höchsten. Und doch war sie so sehr Frau in Allem, was sie that, daß Adam Wolf gewiß nicht irrt, wenn er sagt: „Es weht uns aus der historischen Erinnerung an diese Frau dasselbe wohlthuende Gefühl, derselbe Zauber entgegen, wie ihn jene empfanden, welche in unmittelbarer Einwirkung die Großartigkeit ihres Sinnes, die Frische und Beweglichkeit ihrer Kraft kennen lernten."

An ihrem Gemahl, Franz Stephan von Lothringen, konnte sie — vermöge ihrer unzweifelhaften geistigen Ueberlegenheit und seiner auf andere Dinge gerichteten Neigungen — nur wenig Schutz und Stütze haben, wie sie sich denn auch nach seinem Tode, zu Josephs Zeiten, die höchste Macht und Entscheidung überall vorbehielt. Nur nominell war Franz I. ihr „Mitregent", wozu sie ihn gemacht, und als „Kaiser von Deutschland", was er auch durch ihre Bemühungen geworden, hatte er ebenfalls nicht mehr zu sagen, als zu thun. Neben seiner Gemahlin war er nur ein Privatmann, der „Geschäftsmann der Kaiserin", durchweg übrigens ein tüchtiger Finanzmann, der bei aller Sparsamkeit ein warmes Herz für die Armen hatte, und übrigens — außer der Alchymie auch in den Naturwissenschaften reelle Kenntnisse besaß und sich selbst um die Hebung der Industrie Verdienste erwarb.

Ungeachtet des geistigen Mißverhältnisses der beiden Gatten war ihre 30jährige Ehe — wie sie aus wahrer Neigung einst geschlossen worden — auch eine wahrhaft glückliche. Aus vielen Zügen ist bekannt, wie Maria Theresia ihrem „Franzl" nichts abschlagen konnte, wie sie öffentlich gerne mit ihm zusammen erschien, wie sie sein Bild immer neben dem ihrigen aufstellen ließ und kleine Statuetten verschenkte, welche sie und den Kaiser zu Pferde vorstellten. Und wenn man dazu nimmt, wie sie ihn — fünfzehn Jahre lang — bis an ihren eigenen Tod betrauerte, so darf man gewiß nicht an der Aufrichtigkeit der Worte zweifeln, die sie, gleich nach seinem Tode, an die Gräfin Harrach schrieb: „Ich habe in ihm von Kindheit an den zärtlichsten Freund, den liebsten Gefährten in einer dreißigjährigen Ehe und meine Lebensfreude verloren; er milderte meine Sorgen und Leiden, indem er sie theilte."

Um aber diese häusliche Seite ihres Wesens ganz richtig zu würdigen, müssen wir die merkwürdige Frau als Mutter kennen lernen. Denn nicht weniger als sechzehn Kinder, 6 Söhne und 10 Töchter, sind aus ihrer Ehe mit Franz I. entsprossen. Zehn dieser Kinder hat sie ganz erzogen und ist von ihnen überlebt worden, während die übrigen sechs, zum Theil ganz jung, zum Theil halberwachsen, ihr wieder entrissen wurden.

Der Erziehung dieser reichen Kinderschaar lag sie mit demselben Eifer und derselben Treue ob, wie den Staatsgeschäften. Sie verstand es, an ihrem Hofe ein musterhaftes, altdeutsches Familienleben zu schaffen, das aus der Geschichte der Höfe ihrer Zeit hell und einzig hervorleuchtet. Die Erziehung und den Unterricht jedes ihrer Kinder überwachte sie bis in die kleinsten Einzelheiten. Sie setzte Gebete auf, welche dieselben auswendig lernten, entwarf die Tagesordnung und den Stundenplan für sie 2c. 2c. Sie sah auf den strengsten Gehorsam und strafte die Ungehorsamen; selbst ihrem Lieblinge, dem Erzherzog Karl, der als sechzehnjähriger Jüngling starb, verbot sie einmal, seinen Geburtstag in der sonst üblichen Weise zu feiern.

In einer Instruktion für die Hofmeisterin der Erzherzogin Josepha empfahl sie derselben besonders, „darauf zu sehen, daß die Erzherzogin gegen die Dienstboten freundlich sei." Ihr in besonders schwerer Zeit (1741) geborener Schmerzenssohn Joseph, der einstige Erbe so vieler Reiche, wurde ganz besonders strenge von ihr behandelt; und wenn man auch gerade in der Erziehung dieses Sohnes so manche Fehler und Irrthümer entdeckt, wird man doch nicht leugnen können, daß sie alle einem warmen, um das Wohl des Sohnes eifrig bemühten Mutterherzen und dem Wunsche entsprangen, aus ihrem Sohne einen festen, sittlich thatkräftigen Charakter zu bilden, der sich selbst und darum auch andere zu erziehen verstände.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Karl Mathy †] Am 3. Februar starb der badische Staatsminister Karl Mathy. Derselbe wurde im März 1806 zu Mannheim geboren. Im Jahre 1833 trat er in den Staatsdienst, wurde aber in Folge eines Steckbriefes der Centraluntersuchungskommission zu Frankfurt, den die badische Regierung genehmigt hatte, schon 1835 landesflüchtig. Zuerst hielt er sich im Elsaß auf, dann in der Schweiz. Aus beiden Asylen vertrieb ihn der Verdacht, er sei hervorragendes Mitglied des jungen Deutschlands. Nach einer befriedigenden Erklärung Mathys nahm die schweizerische Polizeibehörde den Ausweisungsbefehl zurück. Mathy erhielt das Bürgerrecht von Grenchen, Kanton Solothurn, und eine Lehrstelle an der dortigen Sekundarschule. Sein Plan, eine eigene Lehranstalt zu gründen, kam nicht zur Ausführung. Zu Anfang der 40er Jahre kehrte Mathy in die Heimath zurück. 1842 beriefen ihn die Wähler der Stadt Konstanz in die badische zweite Kammer und er nahm als Mitglied der damaligen Opposition an dem Verfassungskampfe gegen das damalige Ministerium Theil. Das Jahr 1848 sah ihn jedoch

als Stütze der Regierung gegenüber der Revolution und als Staatsrath im großherzoglichen Staatsministerium. Die Reaktion vertrieb ihn von seinem Posten aufs Neue in die Fremde, wo sein Talent und seine Energie ihm jedoch hervorragende Stellungen sicherten (Gotha, Berlin, Leipzig). Als leitende Persönlichkeit gehört Mathy dem badischen Staate seit 1862 wieder an, wo er zuerst Direktor der Hofdomänenkammer, dann (30. Januar 1864) Präsident des Handelsministeriums wurde. Im Jahr 1866 trat er in Folge der politischen Ereignisse vorübergehend (5. bis 27. Juli) in Ruhestand, befand sich aber bald wieder an der Spitze der Geschäfte als Staatsminister der Finanzen und Präsident des Staatsministeriums. Aus dieser Stellung rief ihn in vergangener Nacht der Tod ab. Er starb an einer Brustfellentzündung und hinterläßt eine Wittwe; die Kinder sind ihm vorangegangen. Die zweite Kammer ehrte das Andenken des Verstorbenen dadurch, daß unmittelbar nach einer passenden Ansprache des Präsidenten die Sitzung geschlossen und auf morgen vertagt wurde.

[Militärkosten.] Nach dem jetzt vorliegenden Etat für den Norddeutschen Bund kostet ein Infanterie-Regiment 107,711 Thlr., ein Garde-Infanterieregiment mit Ausschluß des ersten Garderegiments zu Fuß, welches 170,000 Thlr. kostet, 130,000 Thlr. Ein Linien-Kavallerie-Regiment erfordert 57,000 Thlr., ein Garde-Kavallerie-Regiment 60,000 Thlr., doch kostet das Regiment der Gardes du Korps noch 30,000 Thlr. mehr. Ein Feld-Artillerie-Regiment erfordert einen Kostenaufwand von 144,727 Thlrn., ein Pionir-Bataillon von 24,000 Thlrn., ein Train-Bataillon von 21,000 Thalern, der Stamm eines Landwehrbataillons von 2206 Thlrn. Die Gehälter und die Löhnungen der Truppen innerhalb des Norddeutschen Bundes betragen nämlich 23,907,918 Thlr., davon ommen 13,324,641 Thaler auf die Infanterie, 4,361,153 Thlr. auf die Kavallerie, 2,941,299 Thlr. auf die Artillerie, 323,788 Thaler auf die Pioniere, 302,324 Thlr. auf den Train. Die Landwehrstämme und Uebungskosten figuriren mit 1,090,05[illegible] Thlr., die Invaliden mit 99,056 Thlrn., die anderen Formationen mit 1,559,028 Thlrn.

Das russische Blatt „Die neue Zeit" theilt Folgendes aus der Petersburger Künstlerwelt mit: Der Schauspieler (er heißt Worms), welcher in der „Dame aux camélias" die Rolle des Armand Duval spielte, erhielt dieser Tage ein Bouquet zugeschickt, in welchem sich ein Ring, eine Tuchnadel und Hemdknöpfe in Brillanten im Werthe von 5000 Rubel befanden. Der Kammerdiener, welcher dieses in unserer geldarmen Zeit seltene Geschenk überbrachte, war in eine Livree gekleidet, auf deren Bordenbesatz sich eine Fürstenkrone erkennen ließ. Dieser Bote überreichte zugleich ein Billet, welches in französischer Sprache die Worte: „An Armand Duval von seiner Margarethe" enthielt. Der Künstler, welchem Geschenk und Billet in Gegenwart seiner Frau überreicht wurden, antwortete dem Boten: „Ich bin nicht Armand Duval, ich kenne keine Margarethe, ich habe meine Frau", und mit diesen Worten gab er das Geschenk zurück.

Räthsel.

Willst du in jenem Wunderbuche blättern,
In welchem sich mit ewig gold'nen Lettern
Ein holder Kranz von Mädchennamen schrieb?
Ein Name, der dem Höchsten angehöret,
Was Schiller's Muse zauberisch verkläret,
Bleibt deinem Herzen ewig werth und lieb.
Ist dir der Träume seligster entschwunden,
Von Liebesglück, von wonnevollen Stunden,
Dann wird dieß Wort in Wehmuth dich versenken,
Und neu wird dein Verlust durch schmerzliches Gedenken. —

Ein Zeichen weg! — Gehüllt im Nebelschleier,
Tritt vor dich hin ein riesig — Ungeheuer,
Verderben sendend aus des Herzens Grund.
In seinen Adern rollen Feuerflüsse,
Und wehe, wenn die flammenden Ergüsse
Den Weg sich bahnen durch den schwarzen Mund!
Wenn Gluth und Eis sich wunderbar vereinen,
Die Bande der Natur sich aufzulösen scheinen;
Denn, was ein ew'ger Bann der Menschheit noch gewährt,
Das wird erbarmungslos vom Ungethüm zerstört.

Auflösung der Charade in Nr. 25:

Ist der Schaden nur erst dein, —
Kömmt der „Spott" auch hintend'rein.
Und wem es an „Geld" gebricht,
Such' es bei den Dichtern nicht:
Weil die Meisten, um zu leben —
Ihr Produkt dem Handel geben
Um ein „Spottgeld".

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. Ph.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 31 Donnerstag, 6. Februar 1868

Das Herz der Mutter.

(Schluß.)

„Verzeihe mir, Walter!“ sagte der Greis und seine Stimme schwankte.

Der Sohn dem Vater! Walter hat ihn erschüttert, ihm nur immer seine Liebe zu erhalten, und auch den unglücklichen Landau, der von einem bösen Schritte zum andern seit frühester Jugend hingerissen worden sei, nicht zu hart zu beurtheilen. In Bremen, kurz vor seiner Verhaftung — denn er war es gewesen, der unter Walter's Namen dort mit dem leichtsinnigen Mädchen, welches von ihm bethört ihm ihr Schicksal anvertraut hatte, verhaftet worden war — in Bremen hatte er von Walter Abschied genommen und ihm seine ganze dunkle Vergangenheit, seine selbst verschuldete Entlassung aus dem Staatsdienste, sein Abenteuerleben als Spieler gebeichtet; ja auch das hatte er nicht verschwiegen, daß er nach einem kurzen Sonnenschein des Glückes, der ihn auf bessere Wege hätte führen können — es war die Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit Walter und der Familie van Bercken — in neues Elend gerathen und zum Fälscher von Banknoten geworden sei; entdeckt und verfolgt, habe er sich zu Fuß auf Seitenstraßen geworfen, da sein lahmer Fuß den ewigen Steckbrief für ihn abgegeben. Hier sei er nun heimlich mit Hertha Bercken wieder in Briefwechsel getreten, habe die Flucht und — Alles! mit ihr verabredet und den Freund um seinen Namen und die Paßkarte als „Nebelkappe,“ wie er sich ausdrückte, zu spurlosem Verschwinden gebeten. Das Signalement zu ändern, war ihm nicht schwer gefallen. „In Amerika,“ hatte er geschlossen, „in der neuen Welt werde ich ein neuer Mensch werden!“ Und Walters dringende Vorstellungen mit Hohn zurückweisend, war er hinweggegangen, um seine Abreise zu betreiben, wo er dann verhaftet und mit seiner leichtsinnigen Begleiterin nach deren Heimath zurückgebracht worden war. Daß es ihm hier gelungen sei, zu entkommen, wußte Walter schon: er wünschte ihm, trotz Allem! Rettung und bessere Tage, damit er zum Bewußtsein, zur Umkehr gelangen möge.

Eins nur hatte der Sohn seiner Mutter noch verschwiegen: den letzten schändlichen Streich, den ihm Landau gespielt und, um zwischen ihnen Alles aufzuklären, noch beim Abschiede mit der Bitte um volle Absolution gebeichtet hatte. Jener räthselhafte Brief an Roloff, welcher diesen von Bercken's Verlegenheiten in Kenntniß gesetzt, war von Landau mit Walters gefälschter Handschrift geschrieben worden. Er hatte die augenblickliche Bedrängniß des Kaufherrn durch seine Tochter, die ihn einmal belauscht, erfahren. Beide standen, wie schon erwähnt, im geheimen Briefwechsel; diese Nachricht hatte ihn bewogen, einen entschiedenen Schritt zu thun, um nächst der Geliebten noch aus dem Schiffbruch für sich zu retten, was doch dem Vater nicht geblieben wäre — und der Gedanke, ihn zu ängstigen durch einen harten Gläubiger, war nur eine Konsequenz der Rache, welche er gegen ihn seit Ischl im Herzen trug. Daß Roloff bedeutende Wechsel auf ihn angenommen, wußte er durch den Freund, dessen inniges Verhältniß zu Roloff's Tochter ihm kein Geheimniß geblieben war: so schrieb er den Brief und rühmte sich noch, daß er seinem Walter dadurch die Einwilligung des alten Filzes habe gewinnen wollen. Dem aber war es bei dieser Eröffnung gewesen, wie ein eiskalter Griff in sein warmes Herz, und er konnte es erst später der Mutter vertrauen.

„Und Du bringst Hülfe für Deinen rechtschaffenen Prinzipal, dem ich so viel verdanke?“ fragte der Vater, nachdem die hochgehenden Wogen des Gefühls sich etwas geebnet hatten.

Walter bejahte es und gab darüber, so viel er es für passend hielt, frohen Aufschluß.

„Dann habe ich heute noch — und wäre es Mitternacht! — einen Gang. Ich verdanke es Herrn van Bercken, daß ich wenigstens noch diese Hütte mit den Paar Beeten draußen mein nennen kann, er hat mir vorgeschossen und geholfen, hat Dich wie einen Sohn behandelt — ich kann ihn keine sorgenvolle Nacht mehr verleben lassen. Frau gib mir den Rock. Du kannst mich begleiten, Walter.“

Am andern Tage hatte die Handelsstadt, so groß sie war, fast nur einen Stoff des Gesprächs, wenigstens in den höhern Kreisen. Das Haus van Bercken stand wieder felsenfest, der Chef war zurückgekehrt und hatte all' seine Neider und Feinde zu Schanden gemacht — welche glänzende Operation mußte ihm gelungen sein! Auch der junge Walter sammt dem Töch-

terlein war wieder da, man erwartete in kürzester Frist die Verlobung. Dem war aber nicht so, und die von Amtswegen Eingeweihten wußten es besser. Fräulein Hertha, nachdem sie sich öffentlich ein Paarmal gezeigt hatte, wurde zu einer entfernt wohnenden Tante auf Reisen geschickt.

Gegen Mittag klärte sich noch ein anderes Geschick auf, wenigstens so weit es sich aufklären ließ. Im Dickicht des Ebenhorster Waldes, welcher jetzt zu Grünau gehörte, war ein todter Mann gefunden worden, der offenbar durch Selbstmord geendet hatte; das Pistol neben ihm, eine kleine Baarschaft neben ihm, die er noch bei sich hatte, vor Allem eine Menge zerrissener Papiere, welche umhergestreut waren, bekundeten das. Zwar hatte der Schuß das Gesicht des Unglücklichen unkenntlich gemacht, aber das sonstige Signalement paßte auf den gestern trotz seiner Lahmheit Entsprungenen, welcher einen Moment, wo der Beamte auf dem Bahnhofe nur das Auge von ihm gekehrt, mit empörender Gewandtheit benutzt hatte, um zu verschwinden. Man nahm also mit Bestimmtheit an, daß der gefährliche Mensch, der unter verschiedenen Namen, zuletzt Landau, die Sicherheitsbehörden in Athem erhalten, auf eine so traurige aber seiner würdige Weise geendet habe.

Dorsch, der sich vor Walter, nach seinem eigenen Ausdruck, wie ein begossener Pudel schämte, führte nun wirklich aus, was er schon längst im Sinne gehabt, den Sohn seines alten Kameraden zu adoptiren. Es machte viel Sensation und der junge Mann wurde jetzt mit ganz andern Augen angesehen. Am stärksten berührte es Herrn Roloff — „Friederike, mein Kind, es ist an der Zeit, wieder anzuknüpfen,“ sagte er. „Laß mich dafür sorgen, ich verstehe fein zu manipuliren.“

Er erlebte aber die Demüthigung, daß Walter ihm auswich, wo er nur irgend mit ihm zusammentraf. Indessen Demüthigungen hatte er in letzter Zeit viele erfahren; jetzt, da Herr van Bercken wieder fest stand, behandelten die Leute Herrn Roloff fast verächtlich, daß er einem Manne von solchem Ansehen und so goldreinem Kredit, und bloß auf einen plump verfälschten Brief hin lästig geworden sei. Er gab die Hoffnung, die Kapitalien des alten Dorsch für sein Geschäft zu gewinnen, noch nicht auf.

Ob aber Walter, der von dem Mädchen seiner Wahl so leicht aufgegeben worden war — Frau van Bercken, die ihn jetzt förmlich vergötterte, hatte ihm kein Geheimniß daraus gemacht, wie sich Friederike über ihn geäußert haben sollte — ob Walter schwer gekränkt, wie er davon war, seine Neigung nicht unterdrückt hatte, war eine andere Frage. Für den Moment wenigstens war seine ungetheilte Liebe mit der vollen Innigkeit seines tiefen Gemüths nur Einer geweiht, der Einzigen, die, wo Alles ihn verstieß, noch an ihn geglaubt hatte. Das Heiligthum seiner Liebe war das Herz der Mutter.

Eine Mutter auf dem Throne.

(Schluß.)

Auch bei der Vermählung ihrer Kinder zeigte sich ihre mütterliche Liebe, wie ihre mütterliche Klugheit, und selbst ihren verheiratheten Kindern war sie fort und fort eine einsichtsvolle Freundin und Beratherin, wovon zahlreiche Briefe, namentlich die an ihre Tochter Marie Christine ein beredtes Zeugniß ablegen.

Die glücklichste und freieste Entfaltung erfuhr das kaiserliche Familienleben, dessen Seele immer die Mutter war, in Schönbrunn und noch mehr in dem ihr besonders lieben Laxenburg.

Die vereinten Bemühungen des kaiserlichen Ehepaares hatten aus Schönbrunn einen so reizenden als prächtigen Landsitz geschaffen. Während Maria Theresia das öde und verfallene alte Schloß von Grund aus neu aufführen ließ, war der Garten ganz ihres Gemahls Schöpfung, der Fremde gern und mit einem gewissen Stolz darin umherführte. Uebrigens war schon damals der Eintritt Jedermann freigestellt, ja die Kaiserin hatte sogar einem Koch erlaubt, in einem Nebengebäude Gäste mit Speis und Trank zu bedienen.

Wenn Maria Theresia auch in Schönbrunn ihre Geschäfte nicht vernachlässigte und man sie oft in einer Laube an einem mit Papieren beladenen Tische schreiben sehen konnte, wurde doch hier das Ceremoniel nicht so streng als in Wien beobachtet, und gar manches fröhliche Familienfest wurde hier mit besonderem Ergötzen gefeiert. Und wenn sie Sonntags zum Hause Gottes ging — der immer heitere Kaiser an ihrer Seite, die zahlreichen fröhlichen Kinder hinter ihnen; wer konnte dann glücklicher sein, als die reiche und stolze ... Mutter, die allen Häusern ihres großen Reiches ein wahres Vorbild war!

Bis zum Tode Franz I. weilte aber Maria Theresia — wie gesagt — ganz besonders gern einige Wochen des Jahres in Laxenburg, dem Sommersitz der Habsburger seit alten Zeiten, voll reicher historischer Erinnerungen, der so hell und heiter in der weiten Ebene bei Wien gelegen ist. In dem nicht sehr geräumigen Schloß herrschte das gemüthlichste Leben, zu dem nur die allervertrautesten Freunde herzugezogen wurden. Selbst für die Kinder war es eine ganz besondere Freude, wenn sie einmal ausnahmsweise alle dort übernachten durften, was — wegen des beschränkten Raumes — selten ausführbar war.

Bei aller Einfachheit war übrigens Maria Theresia gegen die Toilette keineswegs gleichgültig, und auch für diesen Landaufenthalt war dieselbe bestimmt geregelt. Seit 1758 erschienen die Damen in Laxenburg in rothen Robes oder Sacs, die mit Gold und Silber durchflochten und mit Blonden verbrämt waren, die

Herren in Fracks von rothem Tuche und mit grünen, goldbordirten Westen.

Maria Theresia, die man meist im vorgerückten Alter und in Trauerkleidern abgebildet sieht, ins Auge zu fassen, wie sie sich in diesem eleganten und gewählten, ihre Familie nur erweiternden Kreise bewegte, ist wohl der Mühe werth. Die meisten ihres Geschlechtes an Größe überragend, besaß sie doch eine Gestalt von vollkommenem Ebenmaß, die sie bis in ihr hohes Alter gerade und stattlich hielt. Ihr Haar war reich und blond, ihre Augen hellgrau, ihr Mund feingeschnitten. Erst spät thaten die mancherlei schmerzlichen Erfahrungen ihres Lebens, dann ein Sturz aus dem Wagen und besonders die Blattern ihrer Schönheit Eintrag, und in ihrem Alter waren ihre Gesichtszüge fest, gedrungen, fast männlich, ihre einst so leichte Gestalt stark und schwerfällig.

In ihrer ganzen Jugendschöne wandelte die kaiserliche Frau eines Tages durch den Garten ihrer Sommerresidenz. Eine weite Robe von Silberbrokat, ein Leibchen von blauer Seide umhüllte ihre hohe Gestalt.

Diamanten blitzten an ihrem reichen Gewande wie in ihrem gepuderten Haar; eine Perlenschnur schmückte ihren Hals, wie ihre Arme. Da, als sie eine der breiten steinernen Treppen hinabsteigt, die alte, dichte Bäume überschatteten, gewahrt sie plötzlich auf einem der Steinsitze, das müde Haupt an das kühle, harte Polster gelehnt, ein armes Weib, vor Schmerz, Gram, Elend zusammengesunken und in ihrem Schooß ein ganz junges Kind, das vergeblich zu seiner Mutter aufschaut und vor Hunger wimmert und klagt. Durch diesen herzzerreißenden Anblick wird sie, die selbst ein Kind gleichen Alters und für dasselbe so reichliche Nahrung besitzt, auf's Tiefste ergriffen; ohne einen Augenblick zu zögern, läßt sie sich neben der vor Müdigkeit eingeschlummerten Frau nieder, ergreift deren Kind und legt den kleinen Schwarzkopf an ihre eigene Brust und schaut mit lebhafter Befriedigung auf das arme, glückliche kleine Wesen. Ein Blick auf das Bild Liezenmayers, eines der hervorragendsten und hoffnungsvollsten jüngeren Münchener Künstler, genügt, um mit der sich so herablassenden Frau zu fühlen, die für die elendeste ihrer Unterthanen wie eine Schwester, für den geringsten Säugling ihres gewaltigen Reiches wie eine Mutter sorgte. Anders darüber dachte freilich die gravitätisch daherschreitende Wärterin, die den kleinen Joseph in ihren Armen trug und bei dem aller Hofordnung so schnurstracks widersprechenden Anblick ihren Augen nicht trauen wollte.

Wir wissen nicht, ob der vorstehende Zug aus dem Leben der großen Kaiserin vor der historischen Kritik, die ja bekanntlich auch das berühmte „**Moriamur pro rege nostro!**" angegriffen hat, bestehen kann. Mit ihrem historisch feststehenden Charakter stimmt er völlig überein. Wie oft durchbrach sie alle Formen der Etiquette und folgte dem Impuls des Augenblicks! Im Jahre 1741, als zu Preßburg bei der Krönung die Krone sie drückte, nahm sie dieselbe bei der Tafel kaltblütig ab und stellte sie vor sich hin, und 1745 rief sie ganz ungenirt bei der Kaiserkrönung dem Volke in Frankfurt zu: „Vivat, Kaiser Franz!" und lachte herzlich, als ihr Gemahl im Krönungsornat mit den langen Handschuhen vorbeizog; 1756 schrieb sie auf einen Bericht, daß die feierliche Uebergabe des neuen Universitätsgebäudes stattfinden könne: „all dieses erst nach der Kindbett"; ja noch 1768, also in schon vorgeschrittenem Alter, kam sie Abends in die Loge des Burgtheaters und rief ganz lustig in's Parterre hinab: „Der Leopoldl (ihr Sohn) hat'n Buebn!"

Vor Allem aber steht es fest, daß sie ein Herz für ihr Volk hatte. Durch sie wurde bereits die Leibeigenschaft gemildert und die Lage der Bauern verbessert; sie hob die Hexenprozesse und die Tortur auf. An Leid und Freud der Aermsten ihrer Unterthanen nahm sie aufrichtig Theil, oft besuchte sie Alte und Kranke in ihren Hütten, — der Geringste konnte sich ihr mit seinem Anliegen nahen, und obenerwähnter Zug aus dem Burgtheater zeugt, wie sie auch ihr Volk an ihren eigenen Freuden einen Theil schenken wollte. Durch ihre eigenen häuslichen Tugenden war sie ihrem ganzen Volk ein leuchtendes Vorbild, und so widerstreitet dem schönen Zuge nichts in ihrem Wesen, und mit vollem Recht kann sie — eine Mutter ihres Landes und Volkes, eine Mutter auf dem Throne genannt werden!

Mannigfaltigkeiten.

Am 1. Febr. starb in Leipzig im 61. Jahre Dr. Eduard Benseler, der gelehrten Welt bekannt durch seine lexikographischen Arbeiten. Früher Oberlehrer am Gymnasium zu Freiberg, wurde er 1849 ins Gefängniß geworfen und 4 Jahre lang in Haft gehalten. Der Kerker brach seine Gesundheit, nicht seinen Charakter. Seine Stelle erhielt er nie wieder, auch keine Pension, geschweige denn eine Entschädigung. Im letzten Jahre war Benseler Vorsitzender des Leipziger Schriftstellervereins.

[Zu Tode getanzt.] Man berichtet aus Soovar nächst Eperies in Ungarn folgenden Unglücksfall: Der 22jährige Gutsbesitzersohn Ludwig v. Sz., als einer der besten und unermüdlichsten Tänzer im ganzen Komitate bekannt, wettete verflossenen Mittwoch mit einem Kollegen, daß er eher die Musikanten ermüden könnte, als selbst vom Tanze ermüdet zu werden. Die „geistreiche" Wette galt hundert Dukaten, und der edle Jüngling tanzte nun unter den Klängen

der Musik abwechselnd mit verschiedenen Mädchen 11 Stunden ununterbrochen nach einander. Endlich stürzte er mit einem leisen Aufschrei zu Boden und war augenblicklich eine Leiche. Ein Schlaganfall hatte ihn getödtet; er bezahlte die Wette mit seinem Leben.

[Ironie des Schicksals.] Als im August des vorigen Jahres der König von Preußen vor seinem Einzug in Kassel die Stadt Marburg passirte, da drängte es die wackeren Bürger, ihrem neuen König ihre Ergebenheit zu bezeugen, und ihm einen Beweis von der viel genannten „Hessentreue" zu liefern. Feierlicher Empfang am Bahnhof und Vortrag des unvermeidlichen Festgedichts ward beschlossen. Nun sah man sich nach einem Dichter um. Ein Mann aus dem Volk, ein Lohgerbermeister, der sich poetischer Begabung erfreut, ward um Abfassung des Festgedichtes angegangen. Der jedoch lehnte das Ansinnen ab. Große Noth. Aber man weiß Rath. Man wendet sich an einen Dozenten der Universität und dieser läßt sich willig finden. Er versprach ein Festgedicht zu liefern. Und er suchte in den hinterlassenen Papieren seines Großvaters und fand darin ein Gedicht aus alter Zeit, dessen Inhalt so ziemlich paßte, das er mit einigen nothwendigen Abänderungen dem hocherfreuten Festkomite übersandte, und welches dann bei der Einfahrt des Königs feierlichst vorgetragen und, wie man sich schmeichelte, mit Wohlgefallen aufgenommen wurde. Das Gedicht fiel aber auf durch seine alterthümliche Sprache und veranlaßte zu Nachforschungen über seinen Ursprung. Und es gab Leute in Marburg, die hatten eine große Belesenheit in aller möglichen Literatur und waren in der Geschichte bewanderter, denn Andere; und diese Leute setzten sich hin, und ließen sich's keine Mühe verdrießen und suchten und suchten und fanden, — daß das Gedicht, mit welchem die getreuen Bürger der Stadt Marburg den Einzug ihres neuen Königs am 15. August des Jahres 1867 feierten, ganz dasselbe Gedicht war, welches schon zur Begrüßung Jerom's, des Königs von Westphalen, als er zum Erstenmale in Marburg erschien, seine Verwendung gefunden hatte! Ja, der Gang der Geschichte ist wunderbar!

[Schneewehen.] Man schreibt aus Auerbach (Voigtland), 1. Februar: In hiesiger Gegend und bei Mehltheuer haben bedeutende Schneewehen mehrere Bahnzüge vollständig eingeweht. Gestern fuhr ein Schlitten in unserer Nähe die Chaussee entlang. Der Herr fuhr selbst, der Kutscher saß auf der Pritsche. Der Wind nimmt dem Herrn die Mütze, der Kutscher springt vom Sitze und eilt der über das schneebedeckte Feld eilenden Mütze nach. Eine Schneewehe kommt daher und begräbt den Unglücklichen sofort. Den alsbald von seinem Herrn aufgebotenen Leuten ist es bis heute nicht gelungen, den Mann aus seiner Schneegruft herauszugraben.

Opernsänger Niemann hat, wie die in Hannover erscheinende „Ztg. f. Nordd." schreibt, zum Zweck der Auseinandersetzung mit seiner Frau seine sämmtlichen Kapitalien auf schleunige Frist kündigen lassen. Aus Dresden, wo er zum Gastspiel war, ist er plötzlich nach Petersburg gereist.

Glasbrenners Montags-Zeitung schreibt: „Es heißt, Hr. Niemann habe sich eiligst nach Petersburg begeben. Wie wir aus sicherer Quelle wissen, hat Frau Niemann-Seebach, vor einigen Tagen zu diesem Zwecke in Berlin eingetroffen, die Ehescheidungsklage gegen ihren Gatten eingeleitet."

Ein sächsischer Landmann kam mit seiner Frau nach Berlin. Als er unter den Linden bei Moser vorüberkam, sah er in einem Stereoskop eine Venus. Er rief seine Frau und sagte zu ihr: „Siehste, Frau, so sein de Berliner, nisch nicht haben se anzuziehen; aber photographiren lassen se sich doch!"

[Bedingte Bartfreiheit.] Die „Posener Zeitung" meldet, daß innerhalb des 5. preußischen Armeekorps die Erlaubniß ertheilt worden sei, die Bärte, sobald sie „kräftig" sind, voll wachsen zu lassen.

Charade.

(Dreisylbig.)

Wenn dich auf dunklem Pfad das Erste schreckt,
Wenn Stürme dir die beiden Letzten rauben,
Dann denk' in hoffnungsvollem Glauben,
Der Zeit, wo dich das Ganze deckt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 26:

So gefährlich der Pfeil — so ist jedoch
Ein Mensch, der „feil" ist — gefährlicher noch.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. Ph.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 32 Freitag, 7. Februar 1868.

Schein und Wahrheit.

Lebensbild in Novellenform von E. Baldamus.

Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder.

I.

Zwei herrliche Grenadierbataillone zogen unter dem Schalle kriegerischer Musik die Jägerzeile herauf, gefolgt, umlagert von einer schaulustigen Menge, deren Zahl noch jeden Augenblick durch die Neugierigen wuchs, welche die schmetternden Klänge der türkischen Musik herangezogen. Unter diesen Schaulustigen, welche zum Theil aus größerer Entfernung herangezogen, befand sich auch ein Mann hoch in den Fünfzigen, mit dunklem sonneverbranntem Teint, in schwarzer fremdartiger Tracht, die beinahe wie Trauer aussah, ein Mann, in dessen gutmüthigen ernsten Zügen neben einer tiefen Wehmuth ein Ausdruck von Angst und Unstetigkeit, von innerer peinlicher Unruhe sich geltend machte. Einen Knaben von etwa zwölf Jahren an der Hand führend, eilte er, wie von instinktmäßiger Sehnsucht angezogen, der militärischen Truppe so schnell entgegen, als es seine offenbar ziemlich geschwächte Gesundheit erlaubte. Auf einer Haustreppe Posto fassend, fixirte er mit dem schwarzen unsteten Auge die heranschreitenden Kolonnen, und eine wilde Freude, ein gewisser Stolz überflog seine Züge, als die stattlichen Reihen in schnurgerader Linie und mit dem sicheren Takte eines Uhrwerkes daherschritten, die Trommeln wirbelten, die Blasinstrumente schmetterten, die Waffen blinkten im Scheine einer unbewölkten Julisonne, und das ganze ausdrucksvolle Schauspiel eines militärichen Aufzugs sich vor seinen Augen entfaltete. Da kam die Fahne heran, ein ehrwürges Banner mit den Hausfarben Habsburgs, zerschossen in mancher heißen Schlacht, gebleicht von mancher Schlachtensonne und vom Nachtthau manches Bivouaks, und ihr Anblick regte den Alten mit einem Male gewaltig auf. Den Knaben mit beinahe jugendlicher Kraft, von der Erde emporreißen, ihn auf seinen Arm setzen und mit ihm sich in die vorderste Reihe der Zuschauer drängen, welche zu beiden Seiten der Straßen Spaliere machten — war für den Alten das Werk eines Augenblicks.

„Sieh', sieh', Joseph!" rief er dem Kleinen in englischer Sprache zu, „daß ist die Fahne, die Fahne, von der ich dir so oft erzählt! Es ist mein Regiment. Bei diesem Korps haben Dein Papa und ich gestanden, mit dieser Fahne haben wir bei Aspern gefochten und bei Eßling, bei Regensburg! Sieh' nur hin, die Fahne, die schöne Fahne!" Das Gesicht des Mannes strahlte bei diesen Worten vom Widerscheine schöner Erinnerungen, eine Thräne perlte in den grauen dichten Backenbart des Alten herab, und der Offizier des ersten Zuges, welcher des Alten lebhaften Ausdruck gehört, blickte sich mit Interesse nach dem Fremdlinge um, der den schmucken Knaben auf dem Arme hielt.

„Sieh' nur, Wenzel," sagte der Kleine, „der schöne Offizier dort hat Dich freundlich gegrüßt! Kennst Du ihn denn? wie heißt er? war er schon damals Dein Offizier?"

„Der Lieutenant dort?" fragte Wenzel lächelnd und salutirte militärisch, „o nein mein Knabe! der war noch nicht auf der Welt, da Dein Vater und ich dem Kaiser dienten! bedenke, es sind über fünfundzwanzig Jahre! Aber sieh' nur die Fahne!"

„Die Fahne? O die gefällt mir nicht! Sie ist ja zerrissen und zerfetzt. Wie kann man an ihr Gefallen finden? Dort hinten kommt eine weit schönere neue, die will ich mir besehen. Aber siehst Du die junge Lady in dem Phaeton dort neben dem alten Herrn, die der stattliche Offizier so eben begrüßt hat. Wie schön sie ist, wie freundlich sie lächelt, wenn die Offiziere den Degen vor ihr schwenken und die Soldaten präsentiren!"

„Närrchen!" sagte Wenzel; „die Soldaten präsentiren nicht vor ihr, sondern vor dem alten Herrn neben ihr, der vielleicht ein General oder ein höherer Offizier ist. Laß ihn nur näher kommen, daß ich ihn mit meinen blöden Augen sehen kann, so will ich Dir sogleich sagen, was er ist!" In diesem Augenblicke fühlte Wenzel einen Ruck an der Brusttasche seines Rockes, drehte sich rasch um, ließ den Knaben herabgleiten, tastete mit den Händen nach der Tasche und rief: „Meine Brieftasche! meine Uhr! ich bin bestohlen! Ein Gedräng, ein Aufsehen entstand, dienstfertige Leute in Zivilkleidern und Polizeidiener erkundigten sich nach seinem Verlust, und umringten ihn, bestürmten ihn mit Fragen. „Hundert Gulden Münze Dem, der mir meine Brieftasche wieder zurückbringt!" rief Wenzel, und

beschrieb sie. Eine Bestürzung und Entmuthigung, eine Unruhe und Spannung hatte sich des Mannes bemächtigt, welche sich kaum beschreiben lassen. Er war wie verrückt, und Mehrere der Umstehenden hielten ihn dafür.

„Joseph, lieber Knabe!“ sagte er zu dem Kleinen, „Du siehst, was mir begegnet ist. Kehre rasch nach Hause zurück — jedes Kind kann Dir das Gasthaus zum goldenen Schlüssel zeigen — und warte, bis ich heimkomme. Sage aber der Großmutter ja Nichts, hörst Du! Die arme Mrs. Walden würde aufs Neue unruhig werden und ist ohnedem schon so sehr angegriffen . . . schweige also von Dem, was mir passirt ist, und ich werde wohl bald wieder bei Dir sein!“ Damit wies er dem Knaben die Straße bis zu dem Gasthause, wo er mit seiner Begleiterin am Abende zuvor abgestiegen war, und der Knabe erschreckt und bestürzt, verwirrt von Dem, was ihn umgab, sah den alten Wenzel mit einigen Polizeidienern der Praterstraße und Ferdinandsbrücke entgegeneilen um sich auf die Polizei zu begeben.

Die Wiener Polizei ist bekanntlich nicht die schlechteste der Welt, und war besonders zu der Zeit, von welcher wir reden, sehr gut organisirt. Die Begleiter Wenzel's, welche ihm die Polizeihofstelle zeigen wollten, nachdem er bei dem Distriktskommissär seine Angabe gemacht, versicherten ihn daher, es werde gar nicht fehlen, daß der binnen Kurzem wieder in den Besitz seines Eigenthums komme. Auch auf dem Polizeiamt, wo man ihn artig empfing, ward ihm dieselbe Zusicherung, denn ein Fremder, welcher hundert Gulden Münze für die Wiederbeischaffung seiner Brieftasche aufwenden konnte, welcher einen englischen Paß besaß, war schon einer artigen Behandlung und Rücksicht werth. Der Beamte, welcher ihn empfangen hatte, war besonders artig, und erlaubte sich mit der feinen Höflichkeit eines Weltmannes einige Fragen, welche nicht gerade indiskret waren, sondern der bekannten Wiener Gemüthlichkeit und Gastlichkeit zugeschrieben werden konnten.

„Sie sind wohl kein geborener Engländer, Mr. Wenzel, da Sie so fertig deutsch sprechen?“ fragte der Beamte.

„Ja, — nein! stotterte Wenzel verlegen; „ich bin eigentlich ein Oesterreicher, aber seit 25 Jahren im Auslande.“

„Ein Oesterreicher? Ei, um so eifriger werden wir sein, unserem Landsmanne wieder zu seinem Eigenthume zu verhelfen!“ versetzte der Beamte lebhaft. „Sie haben wohl ihr Vaterland nur in der Absicht aufgesucht, hier den Abend ihres Lebens in Ruhe zu beschließen, um im Kreise der Ihrigen die Früchte Ihres Fleißes zu verzehren?“

„Wenzel schüttelte den Kopf und sah verlegen vor sich nieder! „Verzeihens, Gnaden!“ sagte er; „ich habe keine Verwandten mehr, wenigstens weiß ich von keinen. Vermögen hab' ich auch nicht viel, und der Kreditbrief, welcher in meinem Taschenbuch war, enthält nicht meine Ersparnisse, sondern den Rest des Vermögens einer Waise und einer hülflosen alten Frau, welche ich hierher gebracht habe, um sie den Verwandten zuzuführen, die sie hier noch haben. Auch ist es nicht der Kreditbrief allein, noch die paar Banknoten, welche in meinem Taschenbuch waren, die für mich den großen Werth haben, sondern Papiere, wichtige Familienpapiere, welche die Herkunft des Knaben beweisen, der hier seinen Großvater suchen soll.“

„Wirklich? Sie machen mich ordentlich neugierig, Herr Wenzel! Und von welcher Art waren diese Papiere?“

„Ich weiß es nicht genau,“ versetzte der Alte ausweichend. „Doch war ein Brief darunter, überschrieben an meinen theueren Vater, den Major Franz Vogel, vom Regiment Schwarzenberg, und mit der Unterschrift Louis Vogel. Außerdem zwei Briefe, zwei Trauscheine in englischer Sprache, einige Miniaturbilder in kleinen Medaillons und ein englischer Paß, lautend auf Mr. Francis Creß, von Bhertpur in Indien.“

„Und wer ist dieser Mr. Creß?“ fragte der Polizeibeamte anscheinend unbefangen, obwohl er, seit er die Namen, der Familie Vogel gehört, gedoppeltes Interesse an dieser Angelegenheit hatte.

„Das . . . bin ich!“ sagte der Fremde zögernd. „Es ist mein eigener Name. Besondere Verhältnisse bestimmten mich, in London vom belgischen Konsul mir einen Paß unter anderem Namen zu nehmen. Es hing dieß mit meinem Auftrage zusammen . . .“

„Aha, ich verstehe! Sie wollten Ihre Nachforschungen mehr inkognito anstellen, um desto sicherer zu sein! Sie hatten Recht! erwiderte der Beamte leichthin. „Aber dürfte ich mir wohl die Frage erlauben: wen sie denn eigentlich hier suchen? Wollten Sie sich überhaupt über den Zweck ihres Hierseins näher auslassen? Ich frage Sie hier als Privatmann, nicht als Beamter. Sie kommen aus Indien, Sie müssen ein Leben voll merkwürdiger Schicksale hinter sich haben, das mich ebenso sehr interessirt, als Ihr ehrwürdiges Aeußere und die Schwermuth Ihres Angesichts. Bedenken Sie, welche Veränderungen während Ihrer Abwesenheit von hier sich zugetragen haben, wie mühsam vielleicht ihre Aufgabe ist, — würden sie da vielleicht nicht wesentliche Vortheile von der Unterstützung eines Mannes ziehen können, welcher sich ein Vergnügen daraus machen würde, Ihnen mit seiner ausgedehnten Bekanntschaft und seinem Einflusse zu dienen?“

Der alte Wenzel blickte dem Beamten forschend ins Gesicht, und zauderte mit der Antwort. Aber die ernsten Züge dieses Herrn waren wohlwollend, sein Benehmen, sein Alter und Stand sprachen so sehr zu seinen Gunsten, daß er sich veranlaßt sah, die Theilnahme dieses Mannes nicht von sich zu weisen. Mit

warmem Danke nahm er es an, flehte des Himmels Segen auf das Haupt des Beamten hernieder, und eine Thräne fiel aus Wenzel's Auge auf Herrn v. Grinding's Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 4. Februar.

Vom Zentralkomite wurde eine Offertverhandlung mit dem Schlußtermine bis 17. Februar ausgeschrieben, bezüglich der bis 15. Juli zu liefernden 1000 Stück Festbecher aus Silber in zwei verschiedenen Formen. Der Werth eines Bechers wird ungefähr 24 fl. österr. Währung betragen. Offerte übernimmt das Zentralkomite.

Für die Beurtheilung der Planskizzen zu den Festbauten, bezüglich deren Einreichung der Termine am 6. Februar 6 Uhr Abends abläuft, ist die Jury bereits gewählt. Sie besteht von Seite des Baukomite's aus:

Den Herren Heinrich Ritter v. Ferstel, Architekt.
Rudolf Niernsee, Stadtbauamtsdirektor.
Theofil v. Hansen, Architekt.
Karl Tietz, Architekt.

Von Seite des Schießkomite's aus den Herren:
Fried. Eltz, k. k. Rittmeister a. D.
Ludw. Angerer, Hofphotograph und
Ferd. Froll, Architekt.

Die Planskizzen werden unmittelbar nach Ablauf des Konkurstermines im städtischen Kursaale des Stadtparkes, welchen der Herr Bürgermeister bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat, — durch 8 Tage zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt.

Zu Folge vertragsmäßiger Vereinbarung zwischen dem Zentralkomite und der typographisch-artistischen Anstalt von L. C. Zamarski in Wien, Stadt, Schauflergasse Nr. 6, können die schießordnungsmäßig angefertigten Scheibenbilder zu dem dritten deutschen Bundesschießen bei der genannten Firma zu den nachstehenden Preisen bezogen worden.

	Oester. W. per Blatt:
Feldscheibe	9 kr.
Feldfestscheibe	16 „
Wehrmannsscheibe	9 „
Schnellfeuerscheibe	25 „
Standscheibe (schwarzes Zentrum auf weißem Grunde)	3 „
Standscheibe (weißes Zentrum auf schwarzem Grunde)	3 „
Standfestscheibe (ohne Karton) schwarzer Kreis auf weißen Papier . . .	3 kr.
Standfestscheibe (weißer Kreis auf schwarzem Papier)	3 „
Stand-Industriescheibe (schwarzer Mal auf weißem Grunde)	
Stand Industriescheibe (weißes Mal auf schwarzem Grunde)	6 „
Feld-Industriescheibe	16 „

Die Firma L. C. Zamarski übernimmt die Bestellungen und führt dieselben unmittelbar gegen Postnachnahme, beziehungsweise gegen Vergütung des Kostenpreises, der Verpackungs- und Frachtspesen aus.

Die Aufrufe an die Deutschen in den außerösterreichischen Staaten, so wie an die Schweizer sind bereits versandt.

Aus Kärnthen haben abermals 37 Männer ihren Beitritt zum deutschen Schützenbunde angemeldet; auch die hiefür entfallende Gebühr sofort eingesendet. Der Vorstand des Schützenvereins in Klagenfurt, der k. k. Herr Landesgerichtsrath Florian Grabner, erläßt einen Aufruf an alle Schützen Kärnthens, entwickelt überhaupt für die lebhafte Betheiligung seiner Freunde an dem Feste eine dankenswerthe Energie. Dasselbe gilt von der Lokalpresse ganz Kärnthens, welche dem großartigen Unternehmen mit der zuvorkommendsten Bereitwilligkeit gerne ihre Spalten öffnet, während man sich anderen Orts zuweilen etwas spröde in Aufnahme unserer Korrespondenz verhält.

Nachdem das vom Finanzkomite zur Beschaffung eines Vorschuß-Kapitals von 100,000 fl. ö. W. ausgearbeitete Programm, wie bereits von uns gemeldet, vom Zentralkomite genehmigt worden ist, wird dieses Letztere mittelst eines geeigneten Aufrufes zur Betheilung an der Subskription einladen.

Der Gemeinsinn der Wiener hat sich jederzeit glänzend bewährt, wenn es gilt, vaterländische Unternehmungen nach Kräften zu fördern. Man darf sich daher der zuversichtlichen Erwartung hingeben, daß in dem vorliegenden Falle, wo es sich um die Durchführung einer der Stadt Wien zur Ehrensache gewordenen Aufgabe handelt, die Aufbringung des benöthigten Vorschußkapitals in jenen Kreisen, an deren Willfährigkeit dießfalls zunächst appellirt werden muß, sicher gelingen werde.

Es liegen alle Anzeichen vor, daß die Betheiligung an dem Feste eine wahrhaft großartige, über alle bisherigen Erwartungen weit hinausgehende zu werden verspricht. Die Gestaltung der politischen Verhältnisse macht die Besorgniß vor einer Störung in dieser Richtung immer mehr schwinden, und es kann daher mit fast völliger Gewißheit auf ein Gelingen, somit auf ein Erträgniß des Festes gerechnet werden, welches jedes Defizit ausschließt und die Rückzahlung der Antheilsscheine im vollen Betrage — ganz außergewöhnliche Zwischenfälle abgerechnet — als gesichert erscheinen läßt.

Es hätte vielleicht kaum der den Abnehmern der Antheilscheine eingeräumten Begünstigungen bedurft; — dieselben sollen auch nichts weniger, als besondere Reizmittel sein — allein das Festkomite glaubt jenen Mitbürgern, durch deren zuvorkommende Bereitwilligkeit das Unternehmen in der fraglichen finanziellen Richtung unterstützt werden soll, durch die für die Betheiligung an der Subskription gewährten Vorrechte eine Art dankende Anerkennung zollen zu müssen.

Nachdem die neuen Statuten des Wohnungs-Komite's nunmehr endgültig festgestellt worden sind, hat sich dieses Komite definitiv konstituirt. Die Statuten dieses Komite's sowohl, als aller übrigen erscheinen demnächst im Druck.

Nachträglich erfahren wir noch, daß die Jury zur Beurtheilung der Bauplan-Skizzen am 19. Februar ihr Urtheil bekannt geben wird.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Sperlinge in Nordamerika.] Wenn unsere Spatzen wüßten, wie viel in Amerika über sie geredet und geschrieben wird, während man in Deutschland höchstens Notiz von ihnen nimmt, um über sie zu schimpfen, sie würden wahrhaftig ganz hochmüthig. Im Osten ist große Nachfrage nach ihnen und man kann in den Tagesblättern ganze Spalten über ihre Geschichte, Charakter-Eigenthümlichkeiten, Zucht, Lebensweise ꝛc. lesen und erhält die genauesten Anweisungen, wie man sie zu behandeln und zu füttern hat. Viele Besitzer von Farmen und Landgütern haben sich im verflossenen Sommer mit Sperlingen versehen und für dieselben recht artige Preise bezahlt. Nachdem man sie aber hatte in den Gärten fliegen lassen, nahmen sie sich gewöhnlich die Freiheit, ihren Flug dahin zu wenden, wo es ihnen am besten paßte. Und sie wurden nie wieder gesehen. In der „Evening Post“ führt ein Gutsbesitzer schrecklich Klage über die undankbaren Spatzen, für die er fünf Dollars per Paar bezahlt haben will, die es aber, trotzdem man ihnen reichlich Futter und Wasser auftischte, nicht ganz eine Stunde bei ihm aushielten. Er sagte zum Schlusse: „Wenn ich in den Zeitungen so Vieles über die Vortheile lese, welche die Sperlinge gewähren, verfalle ich in betrübtes Nachdenken und um meinen Mund spielt ein grimmiges Lächeln.“ Die Unterschrift lautet: „Ein Mann ohne Sperlinge.“

Die Londoner unterirdische Eisenbahn scheint, trotz der vielen in letzter Zeit laut gewordenen Klagen über die in ihren Tunnels herrschende böse Luft, doch keine Leichenstätte für ihre Beamten zu werden. Wenigstens wurde bei einem von der Gesellschaft ihren uniformirten Mannschaften in dem unterirdischen Saale einer ihrer Stationen gegebenen Banquet allgemein das gesunde Aussehen dieser Leute bemerkt. Der Generaldirektor brachte den großen Toast auf das Gedeihen der „Metropolitan Railway“ und erklärte, die Bahn habe ihren Verkehr seit dem ersten Jahre ihres Bestehens (1865) verdreifacht und im vergangenen Jahre 30,000,000 Passagiere befördert. „Signale, Vorsicht und Höflichkeit waren die drei, besonders für Eisenbahnbeamte, beherzenswerthe Worte, die er den anwesenden Beamten warm ans Herz legte.

[Verurtheilung.] In den amerikanischen vereinigten Staaten wurde kürzlich — zum Erstenmal — ein Weißer wegen Ermordung eines Negers zum Tod verurtheilt und hingerichtet.

Räthsel.

5 6 7 4 1 2 3 brachte 1 2 3 4 5 6 7 8 eine 3 4 5 6 7 Rose, indem er sagte: „3 8 5 6 7, wo ich sie gefunden habe.“ — „Gewiß am Ufer der 2 1 7 3,“ antwortete 1 2 3 4 5 6 7 8, „2, wie unvorsichtig du bist, du hast dich gewiß sehr tief gebückt, um sie zu bekommen, du hättest ertrinken können; ich hätte mich alsdann gegrämt wie 6 7 3 4, und es hätte mich weder die schönste auf deinen Tod gedichtete 2 1 7 getröstet, noch wenn du einen Geschichtsschreiber gleich 6 7 3 4 1 2 5 gefunden hättest.“

Auflösung der Charade in Nr. 27:

Der „Tagdieb“ und der Schlenderich,
Das sind kuriose Leute:
Sie stellen bei der Arbeit sich
Gar linkisch — alle Beide;
Doch gibt's, wo — eine Schlemmerei,
Und eine volle Mette:
Dann schaffen sie gewiß dabei
Mit Jedem um die Wette.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. Ph.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 33 Samstag, 8. Februar 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

„Wohlan denn, Herr v. Grinding," sagte Wenzel, „ich will Ihnen Alles sagen. Der liebe Gott schickt mir in Ihnen meinen Rettungsengel; ja wohl, wo die Noth am größten, da ist die Hülfe am nächsten. Sehen Sie, gnädiger Herr, ich suche eben jenen Major Franz Vogel, der Anno 9 bei Regiment Schwarzenberg Infanterie stand; er ist der Großvater des Knaben, den ich hieher gebracht habe, und dessen Vater Anno 9 nach dem Feldzuge von der Fahne geflohen ist, da er als Lieutenant bei Deutschmeister-Grenadieren stand."

„Vogel? Vogel?" wiederholte Herr v. Grinding, und nahm einige Bücher aus dem Schranke, um darin nachzuschlagen; „das ist schon sehr lange her, daß es Mühe halten wird, diesen Herrn ausfindig zu machen. Wissen Sie denn gewiß, ob er überhaupt noch lebt?"

Wenzel zuckte die Achseln. „Mein Herr, der Sohn jenes Major Vo el ist todt; seit vielen Jahren hat er von seinem Vater nichts mehr erfahren, und ich möchte glauben, er hat selbst nicht ganz genau gewußt, ob er noch lebt!" sagte er. „Vielleicht ist es aber dennoch der Fall, wiewohl der Herr ein starker Siebziger sein muß!"

Herr v. Grinding blätterte noch immer in seinen Büchern. „Ich finde im Staatskalender und der Armeeliste keinen höhern Offizier dieses Namens mehr, mein Bester," sagte er, „und auch unter den Pensionirten führt keiner diesen Namen. Die Kriege bis 1815 haben unter den kaiserlichen Offizieren tüchtig aufgeräumt. Indeß ist es allerdings möglich, daß der Gesuchte noch lebt, — vielleicht in einem Zivildienste. Das läßt sich leicht ermitteln, und ich werde mir alle mögliche Mühe geben, Ihnen hierüber Gewißheit zu verschaffen. Aber vergessen wir da Dringendste nicht, was Sie jetzt zu thun haben — Sie müssen Ihren Kreditbrief unschädlich machen. Wissen Sie den Namen des Bankiers, an den er ausgestellt war?"

Wenzel verneinte verlegen. „Er war englisch geschrieben," sagte er, „und das kann ich nicht gut lesen; ich habe mir deßhalb heute Morgen den kleinen Mr. Joseph mitgenommen, der ganz vortrefflich geschult ist. Vielleicht weiß er . . ."

„So fragen Sie ihn . . . Doch nein! das würde die Sache noch mehr verzögern. Wissen Sie was, Herr Wenzel oder Herr Greß, ich gebe Ihnen einen Polizeibeamten mit, welcher Sie der Reihe nach bei den verschiedenen Bankiers herumführt; um fünf Uhr haben Sie die Güte mich wieder zu besuchen, und ich sage Ihnen Näheres über den Herrn Vogel, den Sie suchen!" Er schellte, und gab dem eintretenden Polizeibeamten Befehle, die sich auf das bezogen, was er Wenzel versprochen hatte. „Ihr laßt mir den Menschen keinen Augenblick aus dem Gesicht," flüsterte er ihm aber noch besonders zu, „ich muß jedes Wort wissen, was er und zu wem er es gesprochen hat!"

Kaum hatte Wenzel nach unzähligen Dankesbezeugungen den Rücken gekehrt, so schellte Herr v. Grinding mit einem eigenthümlichen Lächeln von Neuem. „Meinen Neffen!" sagte er zu dem eintretenden Diener, und schrieb hastig die Deposition Wenzel's zu Ende. Gleich darauf erschien ein eleganter junger Mann von ungefähr 28 Jahren, und fragte demüthig und ehrfurchtsvoll nach des Oheims Befehlen.

„Da, lies!" sagte der Hofrath, während er seine Toilette machte, um die Kanzlei zu verlassen; „die Auffindung dieses Taschenbuchs kann Dich einige hunderttausend Gulden kosten! Der verlorne Sohn kehrt zwar nicht heim, um vom Vater mit einem Schmause empfangen zu werden; aber der Enkel ist dem Großvater vielleicht ein noch heiligeres Vermächtniß!"

„Mein Gott! wie soll ich das verstehen?" rief Adolph v. Grinding.

„Du liebe Zeit! wie wenig Kombinationsgabe für einen Polizeimann!" sagte Herr v. Grinding spöttisch. „Die Sache ist ja ganz klar. Der Sohn des Generals, des Gatten Deiner seligen Tante, jener Taugenichts Louis, der einst im Felde desertirte, hat nach Verfluß von 25 Jahren, die ihm den Generalpardon zusicherten, ins Vaterland zurückkehren, und mit seinem Vater sich aussöhnen wollen; da ist Freund Hain dazwischengetreten und hat Deinem Onkel General die sentimentale Scene erspart, die Dich Dein Erbtheil gekostet hätte. Statt des Deserteurs kommt nun sein Sohn, ein kleiner Range aus Indien, in Begleitung einer Großmutter und eines ehrlichen dummen Teufels

von Diener, der sich gleich beim ersten Ausgang hier die Brieftasche mit den wichtigen Papieren stehlen läßt, womit er seine Operationen hier beginnen soll. Wenn die Brieftasche wiedergefunden wird, lieber Neffe, so hast Du das Nachsehen, da Du nicht so glücklich bist, wie Deine Cousine Therese, welcher der Herr General doch wenigstens eine Mitgift von sechzigtausend Gulden ausgesetzt hat!"

Adolph v. Grinding war vor Schreck bleich geworden; seine Hand zerknitterte das Papier, das ihm der Herr Bureauchef gereicht hatte, seine Hände zitterten, sein stierer Blick suchte das Auge des Oheims. „Verdammt" murmelte er; „der Oheim hat für den verlornen Sohn zwar in seinem Testamente ein Pflichttheil ausgeworfen; allein wer steht dafür, daß er das Testament nicht vernichtet, wenn der Junge wirklich sein Enkel . . ."

„Allerdings, dafür könnte Niemand stehen! Solche biedere deutsche Degenknöpfe haben oft barocke Launen, mein Herr Neffe!" versetzte der Hofrath kalt.

„Aber ich bitte Sie, bester Onkel, was ist da zu machen?" fragte Adolph beinahe zähneknirschend und rathlos.

„Zu machen, Adolph? Je nun, es hängt Alles davon ab, ob man der Brieftasche und ihres Inhalts wieder habhaft wird!" versetzte der Hofrath, bedächtig eine Prise nehmend. „Ferner, ob man mit dem alten Herrn Wenzel etwas beginnen kann! Der gute Mann ist sehr dumm, daher vermuthlich auch ehrlich, und nicht zu bestechen. Aber ohne Geld, ohne Papiere, ohne faktische Beweismittel haben die Aussagen des Alten kein Gewicht, und sind die Leute arm, sind sie auf fremde Unterstützung angewiesen oder ohne Paß, so existirt für sie der Schub, als die legalste Weise, sie sich vom Halse zu schaffen. Es kommt nur darauf an, wer diese Sache von Polizeiwegen zu betreiben hat!"

„Wie? Sie meinen also, bester Oheim? . . . Sie wollten? . . ."

„Ich meine Nichts und will Nichts, mein lieber Neffe!" versetzte der Hofrath eiskalt; „ich habe mit dem Alten nur privatim gesprochen, wie ich jetzt mit Dir rede! Wohlgemerkt, ich sage Dir nicht, was man thun solle, sondern was man thun könnte. — Herr Aktuarius v. Grinding, Sie werden die Herbeischaffung der Brieftasche und ihres Inhalts von Polizei wegen betreiben. Heute Abend um sechs Uhr erwarte ich den Bericht des Herrn Aktuarius!" Damit nahm der Hofrath Hut und Stock und verschwand aus der Thüre.

Adolph v. Grinding athmete freier auf; er hatte seinen Onkel verstanden. — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Königgrätz.

Unter dem Titel „Rückblick auf den Krieg 1866" ist zu Wien vor einigen Tagen ein Werk im Buchhandel erschienen, das sich zur Aufgabe gestellt hat, alle bisher über die Schlacht bei Königgrätz dunkel gebliebenen Momente aufzuklären, die Ereignisse chronologisch zu registriren und geschichtsgetreu zu verzeichnen. Die Darstellung ist sehr interessant und gibt ein so übersichtliches, klares Bild von dem Gange der gewaltigen und folgenreichen Schlacht, wie wir es bis jetzt noch in keinem andern Bericht gefunden haben. In Folgendem geben wir die Beschreibung der Schlacht in dem Auszuge, welchen der Militärberichterstatter der Wiener „Presse" davon gibt. Die Erzählung des Kampfes beginnt mit dem Kampfe des österreichischen rechten Armeeflügels — 2. und 4. Armeekorps — bei Maslowed, Horzenowes, Racitz gegen die preußische 2. Armee des Kronprinzen. Nach der Disposition sollten die beiden k. k. Korps die durch Tags zuvor aufgeworfene Verschanzungen markirte Linie von Chlum-Nedelist besetzt halten und vertheidigen. Als nach 6 Uhr Morgens die ersten Kanonenschüsse von Seite der feindlichen 1. Armee des Prinzen Friedrich Karl an der Bistritz vor Sadowa gegen die österreichische Brigade Prohazka gelöst wurden, brach das 4. Armeekorps FML. Graf Festetits aus seiner Lagerstellung bei Nedelist auf, um die bei Benatek und Herzenowes durch die preußische 7. Division Fransecky mit großer Vehemenz angegriffene, eigene Vorpostenbrigade Brandenstein zu unterstützen. Diese Offensiv-Bewegung führte das 4. Korps, dem retirirenden Feinde nachrückend, bis auf das Plateau von Masloweb, und nun engagirte sich gegen die, den hochgelegen Swieb oder Masloweder Wald okkupirenden Preußen einer jener hartnäckigen Kämpfe, wie deren die Geschichte wenige aufzuweisen hat. Die 4 Brigaden des 4. Korps reichten nicht aus, den Feind aus dem waldigen Höhenterrain zu vertreiben. Zwei frische Brigaden vom 2. Korps mußten requirirt und in die Gefechtslinie vorgezogen werden, und selbst da war es nicht möglich, in den definitiven Besitz des Masloweder Waldes zu gelangen. Um 12 Uhr berief der Feldzeugmeister-Armeekommandant seinen siegreichen, in der Offensive zu weit gegangenen rechten Flügel der Schlachtordnung nach der Linie Chlum-Nedelist zurück, weil im Hauptquartier die Meldung über das Anrücken des kronprinzlichen Heerestheils in der rechten Flanke der österreichischen Armeeaufstellung eingelaufen und der ausgedehnte Raum von Cistowes über Masloweb, Horenowes, Racitz bis an die Trotinka und Elbe mit der geringen Macht nicht zu behaupten war. Die Truppen hatten die anbefohlene retrograde Bewegung kaum angetreten, als die feindliche Garde-Division Hiller und das 6. Armeekorps Mutius mit zahlreicher Artillerie das Höhenplateau von Horzeno-

wes zu ersteigen begannen und zum Angriff übergingen. Das k. k. 2. Armeekorps FML. Graf Thun, obwohl noch über 16 fast intakte Bataillone verfügend, trat den Rückzug, ohne Widerstand zu leisten, mit der Kavalerie-Division Fürst Taxis über Lochenitz und Predmeritz hinter die Elbe an. Auf sich selbst beschränkt, leistete das 4. Korps hinter der Batterielinie von Chlum-Nedelist eine energische, wenn auch kurze Gegenwehr und ging, nachdem der Korpskommandant FML. Graf Festetits, die Brigadiere GM. Brandenstein und Oberst Poeckh, die beiden Generalstabschefs Oberst Görz und Oberstlieutenant Gareis und fast sämmtliche Staabsofiziere und Bataillonskommandanten getödtet oder blessirt und 34 Geschütze verloren gegangen waren, in eine zweite Aufstellung bis Sweti zurück. Durch den Rückzug der beiden rechten Flügelkorps frei geworden, nahm die Garde-Division Hiller Chlum und Rozberitz, das 6. Korps Mutius den letzteren Ort und Sweti zum Angriffsobjekt. In der einen Richtung traten 64 Geschütze der Armeegeschütz-Reserve unter Oberstlieutenant Hoffbauer dem 6. Korps entgegen und in der anderen standen das 1. und 6. österreichische Armeekorps in Reserve gefechtbereit. Das Zentrum der österreichischen Schlachtlinie bildete das bei Lipa zu beiden Seiten der großen Heerstraße von Gitschin-Königgrätz aufgestellt gewesene 3. Armeekorps, Erzherzog Ernst mit der Brigade Appiano in Chlum, dann das 10 Armeekorps des Feldmarschall-Lieutenants Gablenz bei Langenhof. Diesen Kräften gegenüber entwickelten die Preußen $2\frac{1}{2}$ Armeekorps von der ersten Armee des Prinzen Friedrich Karl. Von 6 Uhr Früh bis 3 Uhr Nachmittags vermochten auf diesem Theile des Schlachtfeldes 80,000 Preußen mit 276 Geschützen keinen Zoll Boden gegen 48,000 Oesterreicher mit 144 Kanonen zu gewinnen; alle Offensiv-Versuche des Feindes wurden energisch zurückgewiesen. Um 1 Uhr Nachmittags hatte sich im Zentrum der österreichischen Schlachtlinie die Gefechtslage über alle Maßen günstig gestaltet. Nicht nur vermochte der Angriff nach einem fünfstündigen, heftigen Kampfe keinen Schritt vorwärts zu kommen, sondern er ward zum langen Stillstande verurtheilt und gerieth schließlich in's Wanken. Die dezimirten feindlichen Bataillone mußten aufgelöst aus der vordersten Treffenlinie zurückgezogen werden; ein Theil der preußischen Truppen, namentlich von den Divisionen Horn und Herwarth, vermochte das zerschmetternde Granat- Shrapnelfeuer der Oesterreicher nicht mehr auszuhalten und verließ ohne Kommando das Schlachtfeld. Um dieser allgemein einzureißen drohenden Unordnung und rückgängigen Bewegung zu steuern und Einhalt zu thun, blieb dem Prinzen Karl nichts übrig, als seine letzte Infanterie-Reserve auf's Spiel zu setzen und in die Aktion eingreifen zu lassen. Das bisher hinter Sadowa in Rückhalt gestandene dritte Armeekorps ward vorgenommen und in's Treffen geführt. Um halb 3 Uhr erreichte bei der 1. Armee an der Bistritz die Schlachtkrisis den Gipfelpunkt. Zerschmettert, zerstört und durch einander gewürfelt war dieser Heerestheil keiner nachhaltigen Thätigkeit mehr fähig, alle Stoßkraft ging ihm ab, und es bedurfte nur eines nachträglichen Chocs, um ihn über den Haufen zu rennen und zum übereilten Rückzuge zu zwingen. Der glückliche Verlauf der Gefechtshandlung im Zentrum bis 2 Uhr Nachmittags hatte denn auch den österreichischen Oberbefehlshaber bestimmt, seine Reserven, das ist das 1., 6. Korps und die Kavallerie-Divisionen Coudenhove und Holstein in die vorderste Gefechtslinie nach Langenhof vorzuziehen, um den entscheidunggebenden Stoß gegen den Prinzen Karl zu führen, die Bistritz zu forciren und das feindliche Zentrum zu sprengen. Während man im österreichischen Hauptquartier bei Lipa mit der Ausführung der Offensive sich beschäftigte und im preußischen Generalquartier bei Dub den Rückzug beschloß, trat ein plötzliches Ereigniß ein, das alle Calkule umstieß. Die feindliche Garde-Division Hiller drang in das Herz derer durch die retrograde Bewegung des 2. und 4. Korps entblößten Stellung der Oesterreicher bei Chlum ein, überfiel die hier aufgestellten 3 Bataillone des Infanterie-Regiments Nr. 46 und setzte sich nach einer beispiellosen Massacre (von 3000 Mann wurden 1000 getödtet und verwundet) auf diesem wichtigen Punkte fest, die hier zur Begegnung einer feindlichen Unternehmung von Seite des Generalmajors Appiano getroffenen Gefechtsmaßregeln werden vom Verfasser als unter aller Kritik stehend geschildert und verurtheilt.

(Schluß folgt.)

Verschwiegenheit.

Den Menschen darfst dein Leid du niemals klagen,
Mag's noch so groß und noch so schwer zu tragen sein;
Denn, wirst dein' Kummer du den Andern sagen,
So findest du statt Mitleid Spott nur obend'rein.

Hat dir der Himmel nichts als Unglück hier beschieden,
Ist es Verzweiflung, die dein armes Herz durchwühlt,
Raubt das Verhängniß dir den innern Frieden,
Hat das Geschick mit Kummer, Schmerz dich überfüllt:

So sollst du dennoch Keinem es vertrauen,
Ertrage muthig, standhaft auch die größte Pein!
Auf And'rer Trost ist jetzt kaum noch zu bauen,
Da ihre Herzen meist sind kalt und hart wie Stein. —

Hat dich dein Lieb' verlassen und betrogen,
Von dem du Liebe, Treu' und Freundschaft stets geglaubt;
Hat Lieb's und Gut's sie dir nur vorgelogen,
Hat dir das Schicksal so das Wertheste geraubt:

So hast du Grund zu trauern und zu weinen.
Doch laß dieß nur gescheh'n, so bald du ganz allein;
Denn vor den Menschen mußt du heiter scheinen,
Willst zum Gelächter nicht und Hohn du ihnen sein.

Den wahren Trost find'st niemals du hienieden;
Nur Einer lebt und herrscht, — Dem klage all' dein Leid!
Bei ihm allein find'st du den wahren Frieden;
Er wird vergelten einst mit ew'ger Himmelsfreud. —

C.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Waidmannsbegräbniß.] Auf Jahrmärkten auf dem Lande ist häufig ein Bild zu sehen, welches das Leichenbegängniß eines durch einen Hirsch getödteten Försters vorstellt, den das gesammte Wild des Waldes zur letzten Ruhestätte geleitet. In Oberplan ist dieser Fall mit einigen Aenderungen dieser Tage wirklich vorgekommen. Der in Vorderstift verstorbene fürstlich Schwarzenberg'sche Oberförster K., den der Arzt Hirsch behandelte, wurde zur Ruhe bestattet. Die zwei Kapläne, welche vor der Bahre gingen, hießen Fuchs, des Meßner Füchslein; die zwei Adjunkten, welche dem Sarge folgten, Birkhan und Zeisig; unter den anderen Personen, welche dem Leichenzuge folgten, bemerkte man viele Bären- und Fuchsfamilien. Der letzte Verstorbene, welcher neben dem Oberförster begraben liegt, hieß Wolf. Dieß war gewiß ein rechtes Waidmannsbegräbniß!

[Ein Straßen-Abenteuer.] Der Puszta Lajoser Einwohner Martin Csorba fuhr, wie Jaszkunsag erzählt, mit seiner Frau nach Hause, als er plötzlich von einem Wegelagerer angehalten wurde, der mit gespannter Pistole ihm die etwas variirte Alternative: „La bourse ou la vie!" stellte, indem er nämlich nur seinen Schafpelz verlangte. Csorba, dem sein eigenes Fell lieber war, stieg ab und lieferte den Pelz aus. So wie aber der Räuber ihm den Rücken gekehrt hatte, packte er ihn von hinten, warf den Ueberraschten zu Boden, und hielt ihn so lange niedergedrückt, bis seine Ehehälfte ihm zu Hülfe kam, und dem Uebelthäter Hände und Füße mit Stricken band, in welchem Zustande er auf den Wagen geworfen und in die Arme der Gerechtigkeit abgeliefert wurde.

Großes Aufsehen erregt in Pesther Kreisen die auf Requisitionen des Pesther Kriminalgerichtes in Wien durch die k. k. Polizei-Direktion erfolgte Verhaftung des Pesther Dandy Ernst C., welcher gestern von Wien nach Pesth eskortirt und an das Kriminalgericht eingeliefert wurde. Der Vater des C., eine allgemein bekannt gewesene Persönlichkeit, hatte seinem Sohne — dem einzigen Kinde — ein Vermögen von etwa 80,000 fl. hinterlassen. Laut Testament bezieht jedoch Ernst C. von den Interessen des Kapitals bis zur erlangten Großjährigkeit bloß 1200 fl. jährlich; vom 24. Jahre angefangen, tritt er in den Genuß der gesammten Kapitalszinsen, und mit 40 Jahren ist ihm das Dispositionsrecht über das Kapital selbst eingeräumt. Ernst C. war Kavallerie-Offizier, mußte jedoch seine Charge quittiren, und domizilirte seither in Pesth, wo er in einem Hotel eine elegante Wohnung innehatte. C. besuchte täglich das Theater in einer Loge, hielt Anfangs eine Equipage, dann einen permanenten Fiaker und lebte „auf großem Fuße", wozu die durch das strenge Testament seines Vaters kurz zugemessenen Revenuen natürlich nicht ausreichten. Um die Mittel zur Bestreitung der Bedürfnisse zu beschaffen, begann C. Schulden zu machen und gerieth immer mehr in die Hände von Wucherern, von welchen er in den meisten Fällen statt Geld allerlei Waaren empfing, diese natürlich tief unter dem Werthe an Trödler überließ und seinen Gläubigern Wechsel über oft unglaubliche Summen einhändigte. So besitzt der bekannte Pesther Negoziant D. einen Wechsel des C. über 15,000 fl., wofür ihm derselbe nicht mehr als 1000 fl. in Baarem und für 5000 fl. alte Seidenstoffe gab. Ernst C. hatte in der Dachsengasse Nro. 1 ein Monatzimmer gemiethet, wohin die ihm „angehängten" Waaren geschafft und dort wieder „umgesetzt" wurden. Unter solchen Umständen gerieth Ernst C. bald auf den Weg des Verbrechens und fälschte zum Schaden eines Gutsbesitzers, Herrn Nikolaus v. J., Wechsel im Belaufe von 35,000 fl., welcher Umstand seine kriminalgerichtliche Verfolgung und Verhaftung nach sich zog.

Charade.

Die Erste wird gemacht und wird genommen,
Der Säumige wird niemals von ihr kommen;
Doch hört er sie, beeilt er sich wohl mehr.
Die andern Drei sind hochgestellte Leute,
Doch von Papier sucht man sie oft wohl heute;
Das Ganze dient im Frieden, nicht im Krieg.

Auflösung der Charade in Nr. 28:

Wallenstein.

Richtig gelöst von M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 34 Montag, 10. Februar 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Während der alte Wenzel auf der Polizei war und von da bei den verschiedenen Bankiers die Runde machte, war der kleine Joseph in den goldenen Schlüssel zurückgekehrt, und hatte die Großmutter wieder aufgesucht. Der schmucke Knabe wußte zwar nicht, was für eine hohe Bedeutung Wenzels Verlust für ihn hatte; aber die Unruhe und Spannung des Alten hatte düstere Ahnungen in ihm angeregt, und nicht ohne einiges Bangen betrat er das in einer kleinen Enggasse der Leopoldstadt gelegene Gasthaus. Die Großmutter weinte und klagte wie gewöhnlich, als er zurückkehrte und erschrack beinahe über seine unvermuthete Rückkehr.

„Wo ist Wenzel?“ fragte sie; „warum kommst Du ohne ihn, mein Kind?“

„Er hat mich heimgesandt, Großmutter,“ versetzte Joseph; „er kann mich auf seinen Gängen nicht gebrauchen! Aber gib nur Acht, liebes Großmütterchen, er wird bald nachkommen!“

„Gebe Gott, daß er bald kommt!“ sagte Mrs. Walden. „Der Himmel weiß, ich bin nicht unbescheiden in meinen Ansprüchen, ich habe schon viel Opfer bringen lernen, ich habe mich in eine Lage geschickt, die mir nicht vor der Wiege vorgesungen worden ist, — aber eine Spelunke wie dieses Gasthaus hier ist mir noch nicht vorgekommen. O, Kind!“ setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, „was für Ungemach haben wir seit Deiner Mutter Tod nicht schon ausgestanden, und was mag uns noch bevorstehen!? O, daß ich die unglückselige Reise nach diesem Deutschland niemals unternommen hätte! ... Diese miserablen Wirthshäuser ohne Komfort, mit ihrem Lärm und Gestank nach Taback und Knoblauch, diese groben, nur auf Trinkgelder erpichten Kellner! O Gott, wenn ich mich zurückdenke in unser Hotel in Singapur, nach unseren Gütern in Malacca mit den herrlichen Gärten und lustigen Bungalos (Sommerhäusern), ja wenn ich mich nur um wenige Monate zurückversetze in die kleine freundliche Cottage, welche wir in der Nähe von Brighton bewohnten — welch' ein greller Kontrast mit dieser Reise und dem Leben in diesem jämmerlichen Deutschland! ... O Joe, bedenke! nur um Deinetwillen hab' ich es gethan, damit Du, der Sohn eines Gentleman, auch ein Gentleman werdest! ...“

„Liebe Großmama!“ bat der Kleine und schmiegte sich zärtlich an die unmuthige kränkliche Frau; „ich weiß es ja, wie gütig Sie sind, und was Sie mir zu Liebe thun! Ach, wie arm wäre ich seit Papa's jähem Tode, wenn ich Sie nicht hätte und den guten alten Wenzel! Aber wenn ich einmal ein Gentleman bin, beste Großmama, wenn wir Papa's Vater gefunden haben, und er wirklich ein reicher, vornehmer Herr ist, — dann, lieb Großmütterchen! dann will ich Dir auch erst vergelten! dann sollst Du wieder in einer vierspännigen Kutsche fahren, und das Haus soll von Dienern wimmeln, wie einst in unserem großen Hause in Indien!“

„Guter Knabe!“ rief die alte Dame gerührt, und ihr Antlitz strahlte von Freude über des Kindes Zuversicht. — „Ja,“ murmelte sie, „Du bist ein geborner Gentleman! Deines Vaters Anmuth und Deiner Mutter Stolz haben sich in Dir verkörpert. Joseph, wenn Du je arm würdest, — ich könnt' es nicht ertragen!“

Der Knabe trat ans Fenster, um der kränklichen Frau die Unruhe zu verbergen, welche er über das lange Ausbleiben des alten Dieners empfand. Nach einer langen Pause hörte er die Großmutter laut seufzen, und sich umwendend, sah er Thränen in ihren Augen. Liebste Großmama, fragte er, „was ist Ihnen?“

„O Nichts, mein Kind! gar Nichts! ... meine alte Krankheit regt sich wieder, — die böse böse Gicht! komm' her, erzähle mir, was Du vorhin auf Deinem Spaziergang gesehen? Ist Wien so schön wie Kalkutta, oder nur wie das Westend von London, wo Deines Vaters Freunde wohnen, die alten Ostindier?“

„Nicht ganz, liebe Großmama!“ versetzte der Knabe, und hub an zu erzählen von den Soldaten mit den fliegenden Fahnen und der rauschenden Musik, die er gesehen, und wie ihm Wenzel gesagt: das sei das Regiment, worin er mit dem Vater gedient habe. Und wie dann Wenzel auf einmal sehr erschrocken sei und sich beklagt habe, daß irgend ein Taschendieb ihn bestohlen!

„Bestohlen!“ rief Mrs. Walden. „O Himmel, wie Du mich erschreckst! Wenn es wahr wäre, wenn er den Kreditbrief verloren hätte! ... Er wollte zu

dem Bankier gehen, dessen verwünschten deutschen Namen ich nicht behalten konnte! O, meine Ahnung! meine Ahnung!"

„Er hat nur seine Uhr vermißt!" entgegnete Joseph. „Beruhigen Sie sich doch, liebe Großmama; die Leute sagten Alle, er werde sie wieder bekommen; dit Polizei sei hier so gut! Und Wenzel rief mir noch zu: er werde sogleich wieder kommen!"

„Warum ging ich doch nicht selbst!" jammerte die Dame; „warum mußten mich diese peinliche Gicht und die Folgen der Reisestrapazen im Zimmer zurückhalten! Hätte ich mir doch denken können, daß der alte Griesgram sich unter den Pöbel mischen und der Gefahr aussetzen werde, bestohlen zu werden! O meine Ahnungen! meine Ahnungen!"

Der kleine Joseph erschrack. Die Befürchtungen seiner Großmutter erhoben seine eigenen bangen Befürchtungen zur Gewißheit, und er bereute, die Großmutter mit seiner Nachricht erschreckt zu haben.

„Du hättest nicht von ihm gehen sollen, mein Kind!" sagte Mrs. Walden zürnend. „Du begreifst nicht, welch' wichtige Papiere Wenzel hatte! Unser ganzes Vermögen trug er in seiner Tasche. Wenn es ihm gestohlen worden wäre, würden wir verloren sein, denn Niemand kennt uns hier, und Deinen Großvater haben wir noch nicht gefunden. Aber ich fürchte noch mehr! dieser alte Graukopf von Dienern war mir nie hold; ich mochte ihn nie leiden, denn ich war ihm um des Ansehens und Einflusses willen, in welchem er bei Deinem Vater stand! . . . Wenn er ein Schurke wäre! . . ." setzte sie leise hinzu, und erschrack selbst über diesen Argwohn.

Zum Glück gab der Kellner ihren Gedanken eine andere Richtung, welcher sich erkundigen wollte, ob die gnädige Frau auf ihrem Zimmer speisen wolle oder d'runten an der Fremdentafel. Joseph verdolmetschte der Großmutter diese Frage, denn die gute Frau verstand kein Deutsch; sie entschied sich für das Speisen auf dem Zimmer, und ließ sich serviren. Es war gerade ein Fasttag, und die süßen Mehl- und Fastenspeisen der berühmten Wiener Küche mundeten auch der fremden Dame, deren Gaumen von den Leckerbissen der englischen und indischen Küche verwöhnt war, zumal die gute Frau etwas stark für zeitliches Wohlbehagen eingenommen war. Nach der Tafel versank sie in das gewohnte Mittagsschläfchen, nachdem sie noch eine Weile über Wenzel's Ausbleiben gescholten. Joseph sah aber die Großmutter kaum eingenickt, so schlich er davon, eilte auf die Straße hinab und ließ die Blicke nach allen Richtungen hinschweifen, ohne aber im Gewühl der Spaziergänger und Geschäftigen etwas von dem alten Wenzel zu entdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Königgrätz.

(Schluß.)

Generalstabs-Oberst Neuber brachte um 2¾ Uhr Nachmittags die Meldung von der Einnahme Chlum's in das Armee-Hauptquartier; FZM. Benedek sprengte an der Spitze seines zahlreichen Stabes gegen diesen Brennpunkt der Schlacht; einige Salven der Garde-Kompagnie des Hauptmanns Zaluszkowski setzten eine Menge Personen außer Gefecht und zerstreuten die feldherrliche Suite nach allen Richtungen; alle Bemühungen und Anstrengungen des Generalstabes, mit dem zweiten Treffen der Brigade GM. Benedek die Lokalität von Chlum dem Feinde zu entreißen, blieben ohne Erfolg. Die in einem höllischen Feuer vom Feldzeugmeister — General en chef — zum Sturm vorgeführten 3 Bataillone des Regiments Franz Karl Nr. 52 und Sokcsevic Nr. 78 vermochten den Ort gegen die Uebermacht von 12 Garde-Bataillonen nicht zu forciren. Nun ward der Befehl an das erste und sechste Korps zum Angriffe auf Chlum ertheilt. Die Offensive dieser Reservemasse von 67 Bataillonen und 140 Geschützen konnte nicht gelingen, weil die Brigaden einzeln ins Gefecht befohlen, und die beiden Generale Ramming und Gondrecourt ohne Konzert und Uebereinstimmung operirt haben. Um 4 Uhr Nachmittags befanden sich bloß 18 preußische Bataillone und 24 Geschütze zwischen Roßberitz und Chlum. Von 8½ k. k. Reserve-Brigaden kamen nur drei, und zwar: Rosenzweig, Ringesheim und Leiningen, zur Aktion; Erstere nahm dem Feinde in Chlum 3 Kanonen und mehrere hundert Gefangene ab, verlor aber durch einen glücklichen feindlichen Gegenstoß mit frischer Macht alle Siegestrophäen wieder. Die Garde war zertrümmert und völlig kampfunfähig, die aus dem ersten und fünften Korps der Generale Bonin und Steinmetz bestehenden Reserven der kronprinzlichen Armee waren noch zwei Stunden vom Schlachtfelde entfernt, als der Angriff der österreichischen Reserve auf Chlum ins Werk gesetzt wurde, nach 6 Uhr trafen sie erst auf dem Höhenzuge von Horzenowes ein. Bei nur einigermaßen besserer Führung konnte der Sieg erstritten werden, da die Hauptkraft der feindlichen Armee in Faktoren aufgelöst und die Rückhaltskorps entfernt waren. „Statt einen großen und kühnen Gedanken zu fassen, und sich ihm ganz hinzugeben, um dann mit aller Energie und Willenskraft an seiner Verwirklichung hinzuarbeiten, sehen wir den österreichischen Oberbefehlshaber in der Stunde der Krisis auf seine Stellung als oberster Chef der Armee vergessen. Nur zu bald abdizirte Benedek auf seine hohe, feldherrliche Würde, um die Rolle eines tapferen Brigade-Generals zu übernehmen. Der Kommandant der Nord-Armee überläßt seine zahlreichen Reserven dem Zufalle, statt das Kommando über dieselben persönlich zu über-

nehmen, und an ihrer Spitze die Entscheidung zu geben oder zu suchen; er begibt sich nach Chlum, um in diesem Krater der Schlacht durch Vorführung einzelner Bataillone im verheerendsten feindlichen Schnellfeuer neuerdings den Beweis zu liefern, daß man nicht tapferer sein kann als er, und daß sein Leben dem Kaiser, der Armee und Oesterreich gehört. Wie ein antiker Held wollte er auf seinem Schilde sterben." So beurtheilt der Verfasser diesen Gefechtsmoment; wir müssen dazusetzen, bemerkt der Militärberichterstatter der Wiener „Presse", daß man auch seine eigentliche Aufgabe nicht leicht ärger verkennen konnte, als Benedek. Am linken Flügel der österreichischen Ordre de bataille kämpfte das 39,000 Mann und 140 Geschütze starke sächsische und achte österreichische Armeekorps gegen eine Anzahl Preußen von der Elbe-Armee. Die Sachsen-Oesterreicher hatten den Befehl, die Stellung von Tresowitz und Popowitz zu vertheidigen, aber die geringen taktischen Vortheile dieser Position bestimmten den Kronprinzen von Sachsen, sie aufzugeben und mit seinen Truppen zwischen Problus und Nieder-Prim Posto zu fassen. Die Preußen, welche die Bistritz-Defiléen von Nechanitz, Kuncitz, Bobarna ꝛc. nur mit geringer Macht okkupirt fanden, stellten die Brücken bei Nechanitz her, und drangen in zwei Kolonnen über Hradek und Lubno vor. Ein glänzender Gegenangriff der sächsischen Leibbrigade über Neu-Prim warf den Feind zurück, ein zweiter mit der ganzen entbehrlichen Kraft unternommene Offensivstoß scheiterte dagegen und zwang das Kommando des linken Flügels, die okkupirten und zur Vertheidigung eingerichteten Dörfer Problus und Nieder-Prim zu räumen, weil der rechte Flügel der Armee in Folge der bei Maslowed und Chlum erlittenen Niederlage im Rückzuge begriffen war. Ein Kampf der Division Münster mit der sächsischen Arrieregarde in Problus setzte die Preußen endlich in den Besitz dieses wichtigen Objektes. Durch die Besetzung von Chlum und Swell einerseits, Problus andererseits und die Wiederaufnahme der Offensive von der Bistritz aus durch die preußische erste Armee gestaltete sich die Lage der Oesterreicher im höchsten Grade kritisch. Die beiden Kavallerie-Divisionen Coudenhove und Holstein mußten sich opfern. Ohne Rücksicht auf die zahlreichen feindlichen Artillerie- und Infanteriemassen, welche von den angränzenden Höhen Tod und Verderben in die Reihen der österreichischen Armee schleuderten, warf sich die brave Reiterei der nachfolgenden feindlichen Kavallerie entgegen, erlitt furchtbare Verluste, warf aber dennoch den siegberauschten Feind zurück und setzte seiner Verfolgung ein Ziel und Ende. Ueber 80 Eskadronen oder 12,000 Reiter standen sich in dem erbitterten Kampfe mit der blanken Waffe gegenüber. Gewaltig war der Zusammenstoß dieser großen Kavalleriemassen.

Die Nord-Armee kämpfte bei Königgrätz mit einer streitbaren Stärke von 210,000 Mann mit 760 Geschützen, die Preußen mit 240,000 Mann mit 770 Geschützen. Der Totalverlust der Oesterreicher beläuft sich rund auf 50,000 Mann, 5800 Pferde, 174 Geschütze; der preußische auf 9000 Mann. Ueber Benedek äußerte sich das genannte Werk wie folgt: Wie in vielen Schlachten und Gefechten früherer Epoche, welche der Feldzeugmeister mit der österreichischen Armee durchkämpfte, zeigte er sich auch in der großen Kriegsaffaire bei Königgrätz als antiker Held, als Bayard des Heeres, als Tapferster der Tapferen. Obwohl ihm das sprichwörtlich gewordene Glück erst am Nachmittag des verhängnißvollen 3. Juli untreu ward und den Rücken kehrte, so verleugnete er dennoch bei keiner Gelegenheit und auch in den kritischesten Momenten nicht den Soldaten und General von Goito, Mortara, Komorn, Szöreg und S. Martino. Gegen seine bessere Ueberzeugung lieferte er die Schlacht bei Königgrätz; am 1. Juli in Dubenec rieth er zur Anbahnung des Friedens und wollte die Armee über Königgrätz nach Olmütz führen; ein höherer Befehl oder Ueberredung seiner Umgebung bewog ihn aber zur Annahme der Hauptschlacht." Die Verdienste der beiden Korpskommandanten Erzherzog Ernst und General Mollinary und ihrer Korps werden hervorgehoben. Ueber den Feldzeugmeister Grafen Degenfeld wird als Friedensunterhändler gesagt, daß er die Regierung zum Abschluß der Friedens-Präliminarien von Nikolsburg bestimmte, obwohl es notorisch ist, daß die Oesterreicher Ende Juli 225,000 Mann hinter der Donau hatten, die Preußen dagegen nur 170,000 Mann. Ueber 40,000 Feinde lagen krank in den Feldlazarethen, und der Volkskrieg stand auf dem Punkte, sich auf allen Theilen des okkupirten Landes zu entzünden. In dem moralischen oder philosophischen Theilen des Werkes wird der Beweis zu führen gesucht, daß die Staats- und Armeemoral, und nicht die Armeeführung die Hauptschuld an der Katastrophe von 1866 im Norden trägt.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein sonderbarer Fund.] Dienstag kamen mehrere mit der Reparatur des Pflasters beschäftigte Arbeiter des Dombauvereins unter der Stiege der Kronkammer neben der Wenzelskapelle zu Prag nach dem Ausheben der Quadersteine auf eine verborgene Oeffnung. Sie gelangten von dort in ein bisher gänzlich unbekanntes unterirdisches Gemach, welches in kreisrunder Form angelegt, durchwegs ausgepflastert und mit einer aus Stein aufgeführten starken Wölbung versehen ist. Das Gemach hatte einen Durchmesser von 1 Klafter 1½ Schuh in der Breite und einen Durchmesser von 1 Klafter 1 Schuh in der Höhe. In demselben stieß man auf eine alterthümliche, aus starkem Eichen-

holze gezimmerte Kiste, deren Schließen jedoch, wie es scheint, gewaltsam gesprengt waren, wogegen das alte, bereits stark vom Roste zerfressene Schloß noch an seiner ursprünglichen Stelle hing. In der Kiste, deren Holz übrigens vom Zahne der Zeit stark genagt ist, fand man bloß zwei Münzen, ähnlich den alten böhmischen Groschen, deren eine den Löwen, die andere eine Krone zeigte. Außerdem fanden sich noch zwei Korallen vor, welche Gegenstände dem Präsidenten des Dombauvereines, Herrn Grafen Franz Thun, übergeben wurden. Das Gemach war vollständig trocken, der Deckel der Kiste jedoch mit Schlamm bedeckt. Donnerstag stieß man auch auf den bereits ganz verfallenen Zugang, der einer Wendeltreppe gleicht, und zugleich als Luftzug dienen mochte. Die alterthümliche Kiste ist 2 Schuh 9 Zoll lang, 1 Schuh 11 Zoll breit und 1 Schuh 4 Zoll hoch. Ueber die ursprüngliche Bestimmung dieses geheimen Gemaches gibt es bloß Muthmaßungen. Die eine Anschauung geht dahin, daß hier in den stürmischen Zeiten früherer Jahrhunderte Schätze des Domkapitels verwahrt wurden; Andere wieder glauben, daß das Gemach als geheimer Aufbewahrungsort der böhmischen Kron-Insignien diente.

In einem deutschen Garnisonsstädtchen hat sich vor wenigen Tagen ein Vorfall zugetragen, welcher die Wahrheit des alten Sprüchworts: „Wer Andern eine Grube gräbt, selbst hinein," wieder einmal, und zwar in höchst ergötzlicher Weise bestätigt. Einem erst kürzlich in das betreffende Städtchen, dessen Name nichts zur Sache thut, versetzten Offizier fiel es bei Inspizirung des Festungsrayons höchst mißliebig auf, daß die in demselben belegenen Rasenplätze vom Publikum zum Bleichen der Wäsche benutzt wurden. Er gab daher gemessene Ordre, daß alle zu diesem Behuf ausgetheilten Erlaubnißscheine zurückzuziehen seien. Nichtsdestoweniger fand der besagte Offizier, als er einige Tage später mit seiner Mannschaft zum Exerzieren ausrückte, den betreffenden Platz vollständig mit Wäsche aller Art belegt. Aufgebracht über diese der Disziplin Hohn sprechende species facti ließ er seine Truppen über die unschuldigen Missethäter, die sich in Gestalt friedlich ruhender Leintücher, Windeln, Hemden u. s. w. seinem Auge darboten, Parademarsch, links- und rechtsum, Kehrtübungen, kurz alle möglichen Evolutionen des Exerzierreglements ausführen, bis plötzlich todtenbleich und fliegenden Haares die eigene Magd des Kommandirenden herbeistürzt und händeringend in die Worte ausbricht: „Ach Gott, mein Herr, was wird die Madame sagen!" Was die Madame zu dem an seiner eigenen Wäsche zum Tyrann gewordenen Offizier später gesagt hat, ist leider nicht bekannt geworden.

Die „Berner Ztg." berichtet: In der Kirche zu Sumiswald fand vor einigen Tagen eine öffentliche Probe statt mit einer elektrischen Orgel, konstruirt von den Herren Lauenberger u. Komp. in Sumiswald. Diese elektrische Orgel spielt nach vorgelegten Noten Alles, was es auch sei, mit der gleichen Leichtigkeit und Genauigkeit. Damit die Noten von der elektrischen Orgel gespielt werden können, werden sie mit einer eigens zu diesem Zweck konstruirten Maschine auf breite Papierstreifen von beiläufig 40 bis 50 Fuß Länge so übertragen, daß sich auf denselben die verschiedenen Werthe der Noten und diese selbst als schmale Ausschnitte von verschiedener Länge darstellen, woselbst sie dann von dem elektrischen Mechanismus abgelesen werden. Der spezifisch elektrische Theil des Instruments ist ein für sich unabhängiger Apparat, der so beschaffen ist, daß er in kürzester Zeit an jeder beliebigen Kirchenorgel angebracht werden kann und dieselbe dadurch zu einer elektrischen Orgel wird.

Die deutsche Gesellschaft in New-York hat von den unglücklichen überlebenden Passagieren des Auswandererschiffes „Leibnitz" einige Einzelnheiten über die Zustände auf diesem Fahrzeuge erhalten, die in der „New-York Tribune" veröffentlicht werden. Die Nahrung war von der schlechtesten Qualität, das Wasser spärlich und schmutzig, und als die Cholera ausbrach, kümmerten sich die Schiffsoffiziere nicht um die Unglücklichen, von denen nach und nach 105 todt über Bord geworfen wurden. Der Ueberrest, 300, kamen in einem an Wahnsinn gränzenden Zustande in New-York an. Das Brod, was als Probe auf dem Bureau der „Tribune" vorgezeigt wurde, war ganz grün von Schimmel.

Bei Castranova auf Sizilien, ganz oben auf dem Plateau des Gebirges von Cassera, hat man die Spuren einer weitläufigen antiken Stadt gefunden. Der Direktor des archäologischen Museums, Professor Cavallaro, hat einen topographischen Plan derselben aufnehmen lassen.

Auflösung der Charade in Nr. 29:

Denk ich an Pumpernickel — dann schüttelt es mich
Jedesmal, wie kaltes Fieber;
Bleibt mir die Wahl? dann esse ich
Bayerische Knödel — „Jelängerjelieber."

M. M.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 35 Dienstag, 11. Februar 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Eine Seelenangst überkam den Knaben in der fremden Stadt. Schon zweimal war er über die Ferdinandsbrücke bis zum Rothenthurmthor und wieder bis ans Praterthor gegangen, ohne etwas von Wenzel zu sehen. Die glänzenden Equipagen, die vielen Reiter, die an ihm vorübereilten, regten seine Neugierde nicht an; er wartete Viertelstunden lang an den Ecken der auf die Jägerzeil einmündenden Straßen und musterte die Vorübergehenden, aber Wenzel kam noch immer nicht. Nicht daß er gegen Wenzels Treue irgend einen Verdacht hegte, denn der alte Mann war dem Knaben Alles, er liebte ihn mehr als die wunderliche, von ewig wechselnden Launen geplagte Großmutter, — nein, er fürchtete für ihn, ob ihm nicht ein Unglück zugestoßen, denn er erschrack manchmal und drückte sich unwillkürlich an die Mauer, wenn ihm die wilde unheimliche Gestalt eines Slavoniers oder ungarischen Bauern, oder eines Krainers oder Gränzers begegnete. Der Abend war mittlerweile hereingebrochen, lange Wagenzüge rollten in Eile die Jägerzeil entlang, dem Prater zu, wo in de Bach's Sommercircus heute die gefeierte Mademoiselle Armandine ihre Benefizvorstellung gab. Wehmüthig blickte der verwaiste Knabe den herrlichen Equipagen mit den schmucken Pferden nach, auf denen hie und da ein Mohr, meist aber ein reichbetreßter Jäger hintenauf stand. In seiner frühen Jugend war auch er mit Vater und Mutter in solchen Wagen gefahren, umgeben von allen Genüssen des Luxus und Reichthums. Schmerzliche Bilder schnellen Glückswechsels zogen an ihm vorüber, und er versenkte sich in dieselben, als plötzlich ein Tilbury von der Praterstraße herab in die Jägerzeile einbog, worin ein schöner junger Offizier in der kleidsamen Uniform der Grenadiere mit seinem Diener saß; Joseph blickte mechanisch dem Wagen entgegen, da erkannte er in ihm den Offizier, der sich heute nach Wenzel umgeblickt, als dieser ihm die alte Fahne so stolz gezeigt, und dem Knaben schoß der Gedanke durch den Kopf, ob der Herr Offizier ihm vielleicht nicht Auskunft über den alten Wenzel geben könnte, als der Einzige, welcher sich etwa Wenzels Physiognomie gemerkt, zugleich als die einzige mitfühlende Seele, welche der Knabe in der weiten Stadt kannte. Eilig sprang er auf den Trottoirs dem Tilbury nach, und hielt lange gleichen Schritt mit ihm, denn die Wagenreihe war so dicht, daß sie sich eine Zeit lang stemmte. Die ganze vornehme Welt schien heute die schöne Armandine beehren zu wollen. D'runten aber, in der Nähe des Praterrondells, wo der Wagenknäuel sich löste, verlor Joseph das Tilbury aus den Augen, es verwickelte sich in das Chaos, und eilte auf den freien Raum heraus. Jetzt fand, jetzt verlor er den Offizier wieder, da sah er ihn hinter sich, und entschlossen, ihm nachzugehen, bis er irgendwo halte, wo er ihn anreden könne, wagte er sich mitten unter die Wagen hinein. Da fuhr plötzlich eine schöne Pritschka, von zwei trefflichen Pferden gezogen, die ein dicker Kutscher in reicher Livree lenkte, im raschesten Trabe der beiden edlen Rosse von der Franzensbrücke daher, den anderen Wagen zuvorzukommen, der Grenadieroffizier trieb sein Pferd an, grüßte achtungsvoll die schöne Dame, die in der Pritschka saß, Joseph blickte instinktmäßig ebenfalls dorthin, gerieth zwischen die Wagen hinein, verlor den Kopf im betäubenden Hufschlag und Räderrollen um ihn, und ehe er sich's versah, kam er unter die Pferde der Pritschka, ward zu Boden geworfen, und hörte über sich den lauten Angstruf einer weiblichen Stimme. Ein stechender Schmerz auf dem Rücken war Alles, dessen er sich erinnerte, als ihn mitleidige Vorübergehende vom Boden aufhoben. Sonst fühlte er sich unversehrt; die fremden Menschen, welche um ihn her standen, machten ihn vollends bestürzt. Die Einen schalten ihn, daß er sich unter die Wagen hineingewagt, die Anderen bemitleideten ihn, besonders die Frauen, schalten weidlich auf das schnelle Fahren der Vornehmen, das die harmlosen Spaziergänger gefährde, und reinigten den erschrockenen Joseph vom Staube. Dieser dagegen fühlte sich beengt, und bange darüber, daß er so viel Aufmerksamkeit errege; die beiden Equipagen, die ihn allein interessirt hatten, waren verschwunden. Er wußte nichts Besseres zu thun, als sich durch rasche Flucht den Erkundigungen zu entziehen, mit welchen er bestürmt wurde, und die zusammengelaufenen Gaffer verließen sich wieder, als sie sahen, daß dem Knaben kein Unfall begegnet, daß er noch im Stande war, auf eigenen Füßen wegzulaufen.

Doppelt wehmüthig suchte Joseph sich in den Straßen zurecht, bis er den „goldenen Schlüssel" wieder erreicht hatte. Er fand die Großmutter in fieberischer Unruhe um ihn; sie hatte schon Leute des Gasthauses nach ihm ausgesandt, um ihn aufzusuchen, und begrüßte den Heimkehrenden mit Vorwürfen über die Angst, die er ihr bereitet. Joseph verschwieg ihr seinen Unfall klüglich, um sie nicht noch mehr zu erschrecken. Er entschuldigte sich damit, daß ihn die Langeweile fortgetrieben, als Großmama geschlafen habe; dann habe er sich verlaufen, bis er endlich nur mühsam wieder den Heimweg gefunden. Wenzel war noch nicht wiedergekehrt, und die Großmutter deßhalb noch mehr aufgeregt und in Sorge, als am Mittag. Die Nacht brach ein, und rückte vor, aber der Erwartete blieb noch immer aus. Mrs. Walden hatte den Knaben zu Bette gebracht und brünstiger und ernster mit ihm gebetet, als dieß wohl seit Jahren der Fall gewesen; dann hatte sie sich mit ihrer Taschenbibel hingesetzt, um aus diesem Buch der Bücher Trost zu suchen, aber sie fand ihn nicht: die bange Unruhe, welche sie quälte, wollte nicht weichen, und in all' ihre Gedanken drängte sich die Angst, der Argwohn, der alte Wenzel könnte treulos, könnte zum Betrüger an ihr und ihrem Enkel geworden sein, und sich mit den Summen davongemacht haben, die sie ihm anvertraut. Sie weinte vor Bangigkeit und überwältigt von dem Bewußtsein ihrer hülflosen Lage, und doch konnte sie eine Anwandlung von Hoffnung nicht unterdrücken. Jeden Schritt auf der Treppe oder dem Flur hielt sie für den des alten Dieners, und sah sich immer wieder getäuscht. Oft trat sie an des Knaben Bett, der ruhig zu schlummern schien, lauschte seinen Athemzügen, und seufzte unter Thränen: „Armer Joe, was hast Du verschuldet, daß Dir schon in Deiner Kindheit so herbe Erfahrungen aufgebürdet sind! Der Herr segne Dich, und gebe Dir Stärke, sie zu tragen! Und Du, meine Corah! geliebte theure Tochter, die mir der Tod zu frühe geraubt für mich und ihn, bete Du vor dem Thron des Ewigen für ihn! Umschwebe ihn wie ein guter Engel in der Hülflosigkeit, worein uns der unerforschliche Rathschluß Gottes versetzt hat! Mir aber gib Muth, vielen Muth, und Geduld, o Gott, die Prüfungen zu ertragen, die meiner harren!"

Der Knabe schlief aber nicht, wie seine Großmutter wähnte; er hörte vielmehr Alles. Den Armen schmerzte der Rücken, in welchen ihn der Hufschlag eines Pferdes oder der Stoß der Wagenachse getroffen; aber mehr als der körperliche Schmerz quälte ihn die Sorge; er war alt genug, um zu begreifen, daß der Großmutter Befürchtungen sehr bedenklich sein mußten, wenn sie die Frau aus ihrer Anhänglichkeit an leibliche Wohlfahrt und Behaglichkeit herauszuschrecken vermochten. Ja, noch mehr! er liebte den alten Wenzel zu sehr, um ihn missen zu können, und Joseph litt doppelt, wenn er an den Zweifel dachte, welchen die Großmutter in Wenzels Treue setzte. Der Kleine betete auch — ernster und brünstiger noch als die Großmutter! Keine Gedanken weltlichen Sinnes und eitler Hoffart mischten sich in seiner Seele reinen Aufschwung zu jenen lichten Höhen, wo seine theuren Eltern waren! — Aber im Rathe Dessen, der sein Gebet hörte, war beschlossen, daß es noch nicht erhört werden solle.

Die Nacht verrann; der Mond versank im West und die Sterne erbleichten, als der kleine Joseph endlich einschlief. Seine Großmutter war schon vor ihm auf dem Sopha eingeschlummert, um — noch rathloser und beängstigter zu erwachen. —

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanisches Spekulationsfieber.

Die Selbstbiographie Barnums, dieses Königs der Humbugs gibt ein Bild, wie Künstler und Zwerge, Schlangen und anderes Gethier der Spekulation dienen können, und dieß Terrain ist in Amerika mit wahrer Meisterschaft ausgebeutet worden, nur schade, daß es — wenn zufällig auf geradem Wege — häufiger in der Theorie, als in der Praxis zu dem gewünschten Resultate führt, denn selbst der große Barnum erlag der Ungunst des Schicksals. Folgende wahrhafte Erzählung wird auf eine dieser Abart verwandte Spekulation — ein „Spec", wie die Amerikaner zu sagen pflegen — einiges Licht werfen und darthun, zu welchen Extravaganzen die amerikanische Spekulationswuth sich bisweilen hinreißen läßt.

Vor einigen Jahren kam ein Maryländer auf die Idee, es müsse ein enormes Vermögen zu erwerben sein, wenn man eine Zucht schwarzer Katzen anlege und deren Felle verwerthe. Der Gedanke war in der Theorie brillant zu nennen, und zwar aus folgendem Grunde: in Boston gilt ein schwarzes Fell 50 Cents, und obgleich jeder der ersten Produzenten eines solchen Vließes dem Spekulanten dieselbe Summe kosten würde, so kalkulirte derselbe, daß bei zehnfältiger jährlicher Vermehrung ein Anlagekapital von 75 Dollars folgende Resultate liefern müsse: „Erstes Jahr 150 Katzen, zweites Jahr 1500 Katzen, drittes Jahr 15,000 Katzen, von denen dann 5000 Stück für 2500 Dollars auf den Markt gebracht und einen Fond von 10,000 Produzenten zurücklassen würden."

Bei gleicher Vermehrung geben diese dann im vierten Jahre 100,000 Katzen, welche als zinstragendes Kapital unserem Spekulanten eine jährliche Revenüe von 500,000 Dollars einbringen sollten, indem er alle Katzen über jene Zahl fangen und auf den Markt bringen ließe, nämlich 1 × 100,000 = 1,000,000 a 50 Cent = 500,000 Dollars.

Man sieht, daß der Gedanke, aus 75 Dollars im

fünften Jahre ein Einkommen von über eine Million Gulden jährlich zu erzielen, eines Rothschild würdig war; aber leider fand derselbe in der Ausführung seine Schwierigkeiten, sonst würde unser Maryländer gewiß zu den größten Männern seines Vaterlandes gezählt worden sein und einen Ehrenplatz im Kapitol von Washington erworben haben.

Da unserem Spekulanten die größte Schwierigkeit einer günstigen Lösung des Problems darin zu liegen schien, daß die Wandereigenschaft des Katzengeschlechtes und dessen Kletteratalent eine Einhegung unmöglich mache, so kam er auf die luminose Idee, daß Wasser diesen Katzenqualitäten eine natürliche Barriere setzen würde, und da der Zufall es wollte, daß er der glückliche Besitzer einer Insel in der Chesapeakbai war, so hielt er den Erfolg für gesichert und machte sich sofort ans Werk.

Er engagirte einen Agenten und verbreitete Zirkulare, in welchem er einen gewissen Preis für jedes schwarze Katzenpaar aussetzte, welches ihm geliefert würde. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Anerbieten unter der schwarzen Bevölkerung an der Bai (d. h. der zweibeinigen), und in kürzester Zeit stahlen die Neger alle schwarzen Katzen, welche in den benachbarten Departements nur aufzutreiben waren. Es war eine Zeit tiefer Trauer unter allen Jungfern und Matronen, denen ihre Lieblingspuß entwendet ward; manche Thräne folgte den Todtgeglaubten, während die gewissenlosen und habgierigen Neger schonungslos aufräumten, um die versprochene Prämie zu verdienen. Auf diese Weise wurden 150 Katzen gesammelt und nach der Insel transportirt, wo der Agent — ein zweiter Robinson Crusoe — sich als Katzenwächter unter seinen Zöglingen niederließ.

Anfangs schien es, als ob die Katzen sich in ihrem neuen Quartiere auf's Beste amüsirten; da gab es Feldmäuse zu fangen, Vögeln nachzujagen, gemeinsames Spiel mit Katzenkonzerten. Aber endlich ging das Wild aus, es fehlte an Futter, dieß erzeugte Hunger und Verzweiflung; in Truppen zogen die schwarzen Bestien über die Insel, nicht miauend wie vernünftige Katzen, sondern gräßlich heulend, wie ihre wilden Verwandten im Innern Afrika's. Dem Agenten ward bange, er schrieb seinem Herrn und beschwor ihn um Zusendung von Katzenfutter. Die Antwort war, „man solle einige Neger anstellen, um für die Katzen Austern zu öffnen, deren es am Ufer eine Menge gäbe." Diesem Befehl ward entsprochen, und die Katzen — in der Alternative zwischen dem Hungertode und einem ihnen unbekannten Gerichte — entschieden sich für Letzteres. Der Magen einer Katze muß indeß anders konstruirt sein als der unserer Gastronomen, denn die ungewohnte Kost erzeugte eine Art Cholera, in deren Folge die Hälfte starb; die übrigen wurden wahnsinnig und endeten ihr Leben mit Selbstmord oder griffen zu dem verzweifelnden Entschlusse, durch Schwimmen das Festland erreichen zu wollen. Immerhin war das Resultat dieser so kühn erdachten Spekulation, daß sechs Monate nach dem ersten Versuche keine Katze mehr auf der Insel zu finden war.

Der Agent meldete hierauf seinem Herrn, welche traurige Wirkung die epikuräische Kost auf seine Pflegebefohlenen gehabt habe, und fügte eine bescheidene Anfrage hinzu, wie es mit seinem Gehalte stände. Doch jener war so empört über den Agenten, über die Katzen und vor Allem über seine getäuschten Erwartungen, daß er die Zumuthung fernerer Opfer mit Verachtung von sich wies. Die Folge war ein Prozeß für schuldigen Gehalt, welcher sich mehrere Jahre vor den Gerichten hinzog. Als er in letzter Instanz entschieden werden sollte, brach der große Bürgerkrieg aus, und Kläger Verklagte und Richter — sie alle blieben auf dem Schlachtfelde.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die schon erwähnte Heirath des Erzherzogs Heinrich schreiben österreichische Blätter: Die langerwartete Vermählung des Herrn Erzherzogs Heinrich mit dem Fräulein Leopoldine Hoffmann, Tochter des Kriegsgerichts-Archivars Hoffmann in Krems, ist endlich eine vollzogene. Der Erzherzog hat sein dem Bürgermädchen vor nahezu zwei Jahren gegebenes Versprechen gelöst und Fräulein Hoffmann am 4. d. Abends zum Traualtar geführt. Fräulein Hoffmann, erzählt das „Tagblatt", lebte während der letzten zwei Jahre ganz zurückgezogen im Familienkreise ihres Schwagers, des Herrn Dr. Oppenauer in Hüttelsdorf. Manchen harten Kampf hatte das durch frisches und natürliches Wesen ebenso, als durch ihre äußeren Vorzüge gewinnende Mädchen dort zu bestehen. Wiederholt traten Anträge an sie heran, welche sie bestimmen wollten, ihrer Neigung zu entsagen, Fräulein Hoffmann aber leistete all' dem Andrängen ausdauerndsten Widerstand. Am 28. Januar erhielt die Braut ein Schreiben vom Erzherzoge, sich zur Abreise nach Botzen bereit zu halten und fleißig am Brautkleide zu nähen, das nach des Bräutigams Wunsche in einem schlichten, weißen Mousselinkleide bestehen sollte; der nächste Brief werde Bestimmteres enthalten. Am 2. Februar erhielt Fräulein Hoffmann die Weisung, abzureisen. In aller Hast wurden die nöthigsten Habseligkeiten gepackt und am Abende desselben Tages in Begleitung der Schwester die Fahrt auf der Westbahn angetreten. Die nächsten Verwandten von der bevorstehenden Heirath in Kenntniß zu setzen, war dem Mädchen versagt, Alles mußte im Stillen vor sich gehen, denn so nahe das Paar dem Ziele seiner Wünsche schon war, immer lag es noch im Be-

reiche des Möglichen, daß neue Hindernisse, ein Machtwort von Oben die Vermählung zu verschieben im Stande wären. Am 3. traf die Braut in Botzen ein und einen Tag später war sie die Gattin des Erzherzogs. Inzwischen hatte der Bräutigam sich auch jener Pflichten entledigt, welche ihm der Gedanke an die Familie seiner Braut auferlegte. In einem an Frau Dr. Oppenauer gerichteten Schreiben, in welchem jedes Wort treuen schlichten Mannessinn athmet, rechtfertigt derselbe sein bisheriges Verhältniß zu seiner Braut, bittet um den Segen der älteren Schwester, da die Braut keine Mutter mehr besitze, vor welcher er in dieser ihm wichtigsten Stunde knieen könne, versichert, daß „Leopoldine" sein höchstes Glück ausmache, und daß er unter allen Verhältnissen des Lebens ein Gatte in des Wortes bester Bedeutung sein wolle. Fräulein Hoffmann ist nicht in den Adelstand erhoben worden, sondern wie Philippine Welser gut bürgerlich dem Erzherzog angetraut; die junge Frau zählt 26 Jahre; Erzherzog Heinrich, ein Bruder des Erzherzogs Rainer, und von mütterlicher Seite Neffe des Königs Viktor Emanuel von Italien, steht im 38. Lebensjahre.

Man schreibt aus Paris vom 30. Jan.: Ein kleines, ärmlich aber reinlich gekleidetes Mädchen, Lucile R., stand vor einigen Tagen vor dem Zuchtpolizeigerichte, dessen Richter, wenn es sich nicht gerade um Politik handelt, sehr oft ganz menschliche Leute sind. Das kleine Mädchen war des Vagabundirens angeklagt. Präsident: Reklamirt dich Jemand? — Angeklagte: Ach, Herr, ich habe Niemanden mehr. Mein Vater und meine Mutter sind todt; ich habe nur noch einen Bruder, den Jakob, aber er ist auch ganz klein. Ach Gott was wird aus mir werden! Präsident: Das Tribunal wird genöthigt sein, dich in ein Korrektionshaus zu senden. Eine kindliche Stimme ertönt aus den Zuschauern hervor: „Da bin ich, Schwester, hab keine Angst, da bin ich!" Und ein kleiner, intelligent aussehender Knabe in dem eleganten Kostüme eines Grooms tritt aus der Menge hervor. — Präsident: Wer bist du? — Der Jakob, ihr Bruder. — Wie alt bist du? — 13 Jahre. — Und was willst du? — Ich will die Lucile abholen. — Hast du denn die Mittel, um für ihren Unterhalt zu sorgen? — Gestern hatte ich sie nicht, aber heute habe ich sie. Habe keine Angst, Lucile. — Lucile: Du guter, guter Jakob! — Präsident: Höre, mein Kind, der Gerichtshof ist bereit, für deine Schwester Alles zu thun, was er kann. Gib mir einige Erklärungen. — Jakob: Als meine Mutter starb, waren wir in gräßlicher Verlegenheit. Ich sagte mir: Du muß Arbeiter werden; wenn ich ein Handwerk kenne, ernähre ich meine Schwester. Ich trat bei einem Bürstenfabrikant in die Lehre. Alle Tage brachte ich meiner Schwester die Hälfte meines Essens; des Abends führte ich sie im Geheimen in mein Zimmer; sie schlief in meinem Bette und ich wickelte mich in meinen Kittel und legte mich auf den Fußboden. Es scheint aber, daß die arme Kleine nicht genug gegessen habe, weil sie Brod verlangt hat. Als ich hörte, daß man sie deßhalb arretirt habe, nahm ich Dienst als Groom bei einem guten Herrn. — Lucile (weinend und die Hände ringend): Mein Gott, wie gut er ist, der liebe, liebe Jakob! — Präsident (mit bewegter Stimme zu Jakob): Mein Kind, dein Betragen ist bewunderungswürdig. Bleib' auf diesem Wege und Gott wird dich segnen. — Der Gerichtshof beschließt, daß Lucile ihrem Bruder zurückgegeben werde. Diese erhebt sich von der Anklagebank, um zu ihrem Bruder zu stürzen, aber der Präsident sagte zu ihr freundlich: Mein Kind, du kannst erst morgen in Freiheit gesetzt werden. — Jakob zu ihr: Sei ruhig, ich komme morgen ganz früh; (und sich gegen die Richter wendend): ich darf sie doch küssen, nicht wahr, meine Herren? Und ohne die Antwort abzuwarten, umhalsen sich Beide, laut weinend, Jakob geht dann fort; er wischt sich die Augen aus und ruft: Ach, Gott ist gut; er hat mir meine Schwester wiedergegeben! — In der ganzen Versammlung blieb kein Auge trocken.

Ein trauriger Fall von Vergiftung durch Streichhölzer hat sich in voriger Woche in Berlin ereignet. Die Frau eines wohlhabenden, erst im vorigen Jahre aus Breslau dorthin gezogenen Kaufmannes, der eben nach Ostpreußen verreist war, überließ am Donnerstag, als sie ausgehen mußte, ihre vier unerwachsenen Kinder der Aufsicht der beiden Dienstmädchen und die Kleinen spielten bei diesen in der Küche. Am Abend klagte der eine fünfjährige Knabe über Unwohlsein, es zeigten sich Erbrechen und andere eigenthümliche Krankheitssymptome, über welche die Aerzte zu keiner Entscheidung kommen konnten. Am Freitag Morgen legte sich der zweite dritthalbjährige Knabe, und binnen 26 Stunden waren beide Kinder todt. Der Vater wurde durch Depeschen zurückgerufen. Auf Anordnung der Staatsanwaltschaft wurden, wie die „Kreuzzeitung" meldet, am Dienstag beide Leichen in der Anatomie obduzirt, wobei sich zweifellos ergab, daß die Kinder an Phosphorvergiftung gestorben sind. Wahrscheinlich sind Streichhölzer in ein Getränk gefallen, das die Kinder genossen haben. Jedenfalls trifft die Mädchen der Vorwurf großer Fahrlässigkeit in der Beaufsichtigung der Kleinen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 30:

„Thekla", Wallensteins Tochter, und rühmlich bekannt;
„Hekla", feuerspeiender Berg auf Island.

M. M.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 36 Mittwoch, 12. Februar 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile verbrachte auch Wenzel eine schlaflose Nacht — im Gefängnisse. Von einem Polizeibeamten begleitet, hatte er im Fiaker bei den verschiedenen Bankiers der Hauptstadt die Runde gemacht, und hatte die Pferde beinahe zu Tode hetzen lassen, ohne einen Erfolg zu haben. Ihm lag vor Allem daran, um fünf Uhr pünktlich wieder bei Herrn v. Grinding zu sein. Er triefte von Schweiß, als er todesmatt und fast noch nüchtern auf dem Bureau des Hofraths ankam, wo dieser noch nicht eingetroffen war. Die Stunde, während deren Wenzel ihn erwartete, däuchte ihm eine Ewigkeit an peinlicher Spannung und Unruhe. Er grollte sich selbst, er überhäufte sich mit den bittersten Vorwürfen, daß er, hingerissen von alten Erinnerungen beim schmerzlich-süßen Wiedersehen der alten Kaiserstadt und der Truppe, unter welcher er selbst früher gedient, so sehr aller Vorsicht vergessen, daß er sich hatte bestehlen lassen, und zwar um das Unersetzlichste, was er hatte. Thränen des Schmerzes und Aergers rannten ihm über die gebräunte Wange, als er so mit starken Schritten im Vorzimmer auf- und abging, oder in der Fensternische in den Wolkenzug stierte.

Endlich kam der Hofrath in Begleitung seines Neffen. „Nun, mein Herr!“ rief er Wenzel entgegen, „Sie haben sich vergebliche Mühe gemacht; der Kreditbrief ist noch nirgends vorgezeigt worden? für die Zukunft ist er unschädlich gemacht, und das Individuum, welches ihn präsentiren würde, könnte uns nicht mehr entgehen. Seien Sie indessen froh, daß Ihnen außer jenen Papieren von privatem Werthe auch einige von allgemeinem Werthe entfremdet worden sind, denn nur mittels dieser letzteren können Sie die Spur des Thäters ermitteln und wieder in den Besitz jener gelangen. Inzwischen kann ich Ihnen schon einige Hoffnung geben: nach einer Meldung, die ich so eben erhalte, sind heute bei einem jüdischen Geldwechsler in der Alservorstadt englische Banknoten umzusetzen versucht worden, deren Werth ungefähr mit demjenigen Ihrer vermißten übereinstimmt. Da der Wechsler den Verkäufer genau zu schildern im Stande ist, und die Polizei bereits ihren Argwohn auf gewisse Personen geworfen hat, so wird es nicht fehlen, daß wir binnen weniger Tage Ihren Verlust wieder ersetzen können!“

„Das gebe Gott!“ sagte Wenzel sichtlich ermuthigt. „Zweifeln Sie nicht, gnädiger Herr, daß ich gewiß nicht undankbar sein werde. Die Familie, welcher Sie sich verpflichten, wird gewiß eine reiche Belohnung auf die Wiederbringung jener wichtigen Papiere setzen, und der Herr, welchen wir suchen, der Vater meines verstorbenen Brodherrn, wird nicht minder dankbar sein, wenn er wenigstens statt des Sohnes den Enkel wiederfindet!“

„Sie scheinen Ihrer Sache sehr gewiß zu sein, Herr Wenzel!“ sagte Herr von Grinding nicht ohne einen leichten Anflug von Ironie.

„Ich bin überzeugt“, sagte der alte Mann, „daß es so ist!“ Der Vater des Herrn Hencock, wie mein Brodherr sich nannte, — eben jener Herr, der Anno 9 Major bei Schwarzenberg Infanterie war, ist gewiß noch am Leben. Englische Kaufleute, durch welche Herr Hencock hieher schreiben ließ, haben's ihm außer Zweifel gesetzt, er soll sogar eine hohe Militärcharge bekleiden. Ich glaube es so fest, wie den Himmel, denn mein Herr hat es auch geglaubt, hat Güter und Vermögen und Reichthum und Alles im Stich gelassen und ist nach Europa gegangen, um seinen Vater aufzusuchen, sich mit ihm zu versöhnen und wo möglich bei ihm den Rest seines Lebens zu verbringen. — Wollte Gott, er hätte es zu Ende führen können, was der heißeste Wunsch seines Lebens war!“ setzte Wenzel wehmüthig hinzu.

„Und warum konnte er es nicht?“ fragte Herr v. Grinding.

„Das Unglück, das ihn sein Leben lang verfolgte, wollte es nicht!“ versetzte Wenzel. „Herr Hencock war schon in Europa angekommen, als er die Nachricht erhielt, daß das Haus Alexander u. Comp. in Calcutta, welchem er von Singapur aus alle seine Ersparnisse und sein ganzes Baarvermögen anvertraut hatte, Bankerott gemacht; es mögen jetzt vier Jahre her sein! Diese Nachricht, die man ihm in London bestätigte, traf ihn wie ein Donnerschlag. Er mußte nach Indien zurück, um wenigstens noch Etwas zu retten, denn nicht nur sein eigenes Vermögen, — auch das seiner zweiten Frau und seiner Schwiegermutter, Mrs. Wal-

den, stand auf dem Spiele. Er ließ daher seinen älteren Sohn aus erster Ehe, den er mit sich genommen hatte, in England zurück auf einer der großen Schulen, reiste nach Boulogne und von da mit Postpferden nach Marseille, von dort mit dem Dampfschiff nach Aegypten, von Alexandria nach Suez, und von da, der Himmel mag wissen wie, nach Madras, das er in 78 Tagen erreichte. Von dort kam er nach Kalkutta, aber die Reisestrapazen und die Sorgen warfen ihn auf's Krankenbett, ehe er noch Schritte gegen die Alexander'sche Masse thun konnte, denn die Betrüger waren entflohen, nach Amerika oder Europa, wollte man wissen. Glücklicherweise hatte er mich bei seiner Familie zurückgelassen, als er nach Europa reiste, und mir war es gelungen, noch einen schönen Theil des Kapitals zu retten, den ich aus der Bank gezogen hatte, als man schon an ihrer Solidität zweifelte. Mein Brief hatte Mr. Hencock jedoch nicht mehr getroffen. Aber Eines hatte ich nicht retten können, so wenig als Mr. Hencock selbst. Mein Herr hatte kurz vor seiner Abreise nach Europa seine Besitzungen in Singapur verkauft, den Erlös davon in Indigo angelegt, und diesen auf Schiffen Alexanders nach Europa gesandt. Diese hatten die Ladung für eigene verkauft, und so war mein Herr betrogen — statt hunderttausend Pfund blieben ihm kaum noch sechstausend, die ich gerettet hatte. Er machte auf's Neue einige Spekulationen, welche einschlugen, und drang jetzt darauf, mit dem Rest seines Vermögens nach Europa zurückzukehren; er konnte dort noch behaglich von dem leben, was ihm geblieben war, wie er sagte, und Mrs. Hencock, die eine schöne stolze Frau war, drang selbst darauf, denn sie konnte es nicht ertragen, daß man sie nun in Armuth sehe, wo sie früher in Glanz und Herrlichkeit gelebt hatte. Leider aber war das nicht der einzige Schlag, der meinen guten Herrn getroffen hatte. Mrs. Hencock konnte den Verlust des Vermögens nicht verschmerzen; sie siechte, seit wir Kalkutta verlassen hatten, und mein Herr beobachtete und hütete sie so sorgfältig, daß es selbst mir lange Zeit entging, daß sie schwermüthig geworden war, und den Verstand verloren hatte. Endlich brachten wir sie nach England, allein sie war nun so leidend, daß man sie zuletzt in eine Irrenanstalt zu Lewes bringen mußte. Kurz darauf, — wir wohnten in der Nähe von Brighton auf dem Lande, weil Hencock in der Nähe seiner Gattin und Schwiegermutter bleiben wollte, — kam eines Abends der Sheriff der Grafschaft in Begleitung zweier Constables, und fragte nach Mr. Francis Hencock, dem Sohn meines Herrn aus erster Ehe, um ihn zu verhaften. Der unglückliche junge Mann, von hitzigem Temperament und unbesonnenem Wesen, hatte auf einer kleinen Reise in einem Seebade auf der Insel Wight einen Herrn getroffen, in welchem er einen der Brüder Alexander aus Kalkutta erkannt haben wollte; er hatte ihn zur Rede gestellt, einen Wortwechsel mit ihm gehabt, und als der Fremde läugnete, der zu sein, für welchen ihn Francis erkennen wollte, und Francis einen Lügner schalt, ihn mit dem Stocke niedergeschlagen. Nun ward er als Todtschläger verfolgt. Sie können sich den Schmerz des armen Vaters denken; ich sage Ihnen, in Einer Nacht ward er eisgrau und seine Stimme zitterte, wie der Schall von einem geborstenen Topf. Der gebeugte Vater klagte sich selber an, daß er das Verbrechen des Sohnes verschuldet habe; er hatte ihn durch seine zweite Heirath aus dem Vaterhause vertrieben; Francis war schon zwölf Jahre alt gewesen, und ein stolzer, eigensinniger, trotziger Knabe, als die Stiefmutter ins Haus kam; er war ihr unfreundlich begegnet, denn die Leute gaben ihr und ihrer Mutter Schuld, sie haben den Mr. Hencock mit List in ihre Netze bekommen. Aber verzeihen mir Euer Gnaden, ich gerathe da ins Plaudern hinein, während wichtigere Dinge zu besorgen sind!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Einnahmen und Ausgaben der Meere.

Wie jeder geregelte Haushalt, hat auch jedes Meer ein Einnahme- und ein Ausgabekonto. In das erstere müssen die Wassermengen eingetragen werden, die ihm durch den niederfallenden Regen und von den einmündenden Flüssen zugeführt werden. Seine Ausgaben hingegen bestehen in der Verdunstung, die fortwährend an seiner Oberfläche stattfindet.

Ueber das Verhältniß, in dem die Einnahmen und Ausgaben zu einander stehen, hatte der Amerikaner Maury die Ansicht aufgestellt, daß sich beide gerade decken, daß also jedem Meere durch Regen und von den Flüssen jährlich so viel Wasser zugeführt wird, als es in jedem Jahre durch die Verdunstung verliert.

In einer sehr interessanten Arbeit hat nun Nowak am Kaspischen Meere die Probe auf dies Exempel gemacht. Er berechnete zuerst als erste Einnahmequelle die Regenmenge, die diesem Meere jährlich zugeführt wird und fand dieselbe so groß, daß sie die ganze Oberfläche des 8400 deutsche Quadrat-Meilen großen Meeres mit einer Wasserschicht von 27 Zoll Dicke bedecken würde. Dazu addirte Nowak die Wassermenge, die die Flüsse zuführen; und zwar bringt die Wolga allein jährlich 273,000 Millionen Kubikmeter Wasser und alle übrigen Flüsse zusammen mindestens eben so viel. Vertheilt man diese in Kubikmetern gefundene Wassermenge wieder über die ganze Meeresoberfläche, so gibt sie eine Schicht von $42^1/_2$ Zoll Dicke. Im Ganzen also erhält das Kaspische Meer jährlich eine Wassermenge, die, über seine ganze Oberfläche vertheilt, den Wasserspiegel um $69^1/_2$ Zoll erhöhen müßte. Den Wasserverlust durch Verdunstung

bestimmte er nach den für das Mittelländische Meer beobachteten Zahlen. Dort beträgt die jährliche Verdunstung eine Wasserschicht von 36½ Zoll. Nahm nun Nowak für die Verdunstung des Kaspischen Meeres dieselben Werthe an, und dies durfte er, weil beide Meere ungefähr unter denselben Breitengraden liegen, so kam er nach Abzug der Ausgaben von den Einnahmen zu dem Resultat, daß der Wasserspiegel jährlich um 33 Zoll steigen müßte.

Es folgte demnach aus dieser Berechnung, daß die Ansicht von Maury über die Gleichheit der Einnahmen und Ausgaben für das Kaspische Meer wenigstens eine falsche sei.

Aber auch das Resultat, das Nowak erhielt, daß nämlich das Meer jährlich um 33 Zoll steige, stimmte mit der Wirklichkeit nicht überein. Vielmehr hatte er selbst in Uebereinstimmung mit anderen Forschern gefunden, daß das Niveau des Kaspischen Meeres jährlich, wenn auch um eine kleine Größe, sinkt. Es drängt sich also die Frage auf, wo die so bedeutenden überschüssigen Wassermengen hingerathen?

Nowak gibt darauf in seiner Arbeit folgende Antwort: Das überschüssige Wasser fließt durch Spalten des Meeresgrundes nach einem großen unterirdischen Hohlraum. In diesem Hohlraum, den wir uns in sehr großer Tiefe denken müssen, wird das Wasser durch die ungeheure Hitze des Erdinnern theils chemisch zersetzt, theils in einer großen Zirkulation nach den fernsten Gegenden getrieben, um die vielen Quellen der Erdoberfläche zu speisen. Da nun die Quellen ihr Wasser den Flüssen anvertrauen, die es wieder dem Meere zuführen, so sehen wir hier ein gutes Muster eines praktischen Wirthschaftssystems verwirklicht, denn es werden hier die Ueberschüsse der Haushaltung dazu verwendet, die Einnahmequellen anderweitig zu vermehren.

Der neue Ausbruch des Vesuvs.

Das Athenäum bringt von seinem Berichterstatter H. W. einen weiteren Bericht über die fortdauernde Thätigkeit des Vesuvs, d. d. Neapel, 1. Jan. 1868. Die große „Ausstellung" des Tages, und mehr noch der Nacht, sagt der Verfasser ist der Vesuv. Sie fehlt nie, und auch ihre Pracht nimmt nicht ab. Zuschauer drängen sich aus allen Theilen Europa's herbei, um sie zu sehen.

Im ersten Theil des verflossenen Monats warf der Berg große Massen Aschen, Steine und Lava aus, und gleichzeitig rollten seine Donner so furchtbar, daß man sie auf volle zwanzig engl. Meilen hörte. Die Einwohner von Capri behaupten, daß sie diesen Donner deutlich vernommen, und sich über das gewundert haben, was auf dem Festlande vorging.

Den Detonationen gingen natürlicherweise sehr fühlbare Erdstöße voran, die in der That so heftig waren, daß sie unter den Einwohnern der Städte am Fuße des Berges große Befürchtungen erregten, und viele derselben flohen oder sich zur Flucht rüsteten. Die Einwohner von Torre, welche im Jahre 1861 so viel ausgestanden, waren vom panischen Schrecken am meisten befallen, und sandten Hunderte von Korallenkisten nach Neapel, Castellamare und Sorrento — überall hin, wo sie Freunde hatten.

Was würde erst geschehen, wenn der Boden sich öffnete und die Lava herabflösse, wie es in der Geschichte dieser Stadt zu fünf verschiedenenmalen vorgekommen ist? Denn, wie Sie recht wohl wissen, das jetzige Torre del Greco steht auf den Ruinen von vier oder fünf anderen Städten. Im Jahre 1861 stieg ich durch eine der damals geöffneten Spalten in diejenige Stadt hinab, welche zuletzt zerstört worden, und befand mich in einer Kirche, auf deren Pflaster die Gebeine der zweimal begrabenen Todten zerstreut herumlagen. Bei solchen schauerlichen Vorgängen ist der Schrecken der Torresen verzeihlich, und mit sehr lobenswerther Vorsicht ergreifen die Behörden von Torre und andern Städten alle nothwendigen Maßregeln für den Fall etwaigen Unheils. Mehrmals brach die Lava aus dem Gipfel des Berges gerade über ihnen aus, und die Erdstöße waren so ununterbrochen, daß sich der Boden unter ihren Füßen hob, und ihre Thürme und Fenster erschütterten, als ob ein Sturmwind seine Gewalt an ihnen übte.

Während dieser Zwischenzeit, welche bis 14. Dez. dauerte, gab es bisweilen dreizehn aus verschiedenen Punkten ausbrechende und an den Seiten des Berges herab sich ergießende Lavaströme. Bisweilen kamen diese am Fuße des Kegels an, bisweilen aber machten sie launenhaft Halt, und es bildeten sich andere Mündungen. Der obere Theil des Kegels glich einem Sieb, oder einem Filtrum, durch dessen Oeffnungen die Lava beständig ausströmte. Der Anblick für Zuschauer, die nur Unterhaltung suchten, war herrlich, obgleich voll Schrecken für die in der Nachbarschaft Wohnenden. Die Ströme durchzogen den Schnee und bedeckten den glänzenden weißen Mantel des Vesuvs mit Schwarz; an einigen Punkten stürzten sie wie eben so viele Feuer-Cascaden über Abgründe herab.

Es ist der Mühe werth, die Regeln hervorzuheben, welche der Berg in seinen Schaustellungen beobachtet Hr. Palmieri ist der Meinung, daß das Ausstoßen von Asche eine Periode der Ruhe bezeichne, und hat deßhalb mehrmals berichtet: der Ausbruch sei im Abnehmen begriffen; allein bald hernach kamen schwere Rauchmassen wieder zum Vorschein, und kündigten Zuckungen an von stärkerer Gewalt als je. Die wissenschaftlichen Instrumente erneuerten ihre Thätigkeit im Observatorium, dessen Mauern selbst so sehr in Er-

schütterung geriethen, daß es nothwendig wurde, den Seismograph und andere wissenschaftliche Apparate herunter zu nehmen, und sie auf den Boden zu legen; dann kamen die oben erwähnten Donnerschläge, und endlich strömte die Lava aus, um den überbürdeten Berg zu erleichtern.

Dieß sind nicht sowohl wissenschaftliche als vielmehr praktische Beobachtungen, und wir können daraus schließen, daß schwerem Rauch, in Begleitung von sehr starken Erdstößen, reichliche Lavaausströmung folgt; auf diese folgen dann Steine und Asche, und endlich tritt eine Zwischenzeit vergleichsweiser Ruhe ein. So hat es der Berg seit dem 20. Nov. gehalten; wann oder wie aber es endigen wird, wagt Niemand zu sagen.

Die am Berge wohnenden Leute, die seit ihrer Geburt den Rauch desselben eingesogen und unter seiner Asche gespielt haben, sagen: der Ausbruch werde viel länger dauern, und ein großes und schreckliches Ende nehmen. Dieß sind indeß blos Muthmaßungen, die sich aber zugleich auf eine gewisse Summe von Erfahrungen gründen; allein Thatsache ist, daß sich bis zum gegenwärtigen Augenblick keine Zeichen der Abnahme wahrnehmen lassen.

Vom 14. Dez. bis zur Stunde, in welcher ich schreibe, sind die Erscheinungen den von mir bereits geschilderten ähnlich geblieben. Zu Zeiten, während des Vorherrschens eines Scirocco-Winds, war der Vesuv dem Anblick entzogen; dennoch aber haben wir selbst in Neapel von dem, was vorging, Kenntniß erhalten, durch den dunkelrothen Schimmer, mit welchem bei Nacht die Wolken gefärbt waren, und durch das Donnergekrach und die Erdstöße bei Tage. Trotz der Kälte, die wir während der letzten vierzehn Tage hatten, gingen Massen von Menschen allnächtlich hinauf, obgleich sie es, zwei oder drei tollkühne Personen ausgenommen, unmöglich oder gefährlich fanden, dem Krater sich zu nähern. Die Lava hat den Boden in viele Theile zerschnitten, und überdieß werden beständig Steine von großem Gewicht und Umfang ausgeworfen, so daß man mit Sicherheit nicht weiter als bis an den Fuß des Kegels gehen kann.

In Neapel war während der hellen kalten Nächte der letzten zehn Tage die Aufregung sehr beträchtlich, und Massen von Menschen versammelten sich, besonders in der Strada Santa Brigitta, um Zeuge des Schauspiels zu sein. Die Steinregen konnte man deutlich sehen, und einige Felsstücke von ungeheurer Größe waren leicht zu unterscheiden; während die Erdstöße, die häufig eintraten, sich sehr fühlbar machten. Diesen Morgen ist alles in Wolken und Dunkelheit gehüllt, denn es weht ein heftiger Scirocco. Ich darf nicht vergessen, auch von der Gestalt des Berges zu sprechen, der jetzt einem regelmäßigen Kegel gleicht. Das Kindlein innerhalb des Kraters ist reißend schnell herangewachsen, und hat Größe und Verhältnisse eines Mannes erreicht, so daß unser schöner Berg jene geringe Unregelmäßigkeit verloren hat, durch die er sich jahrelang auszeichnete. Aus diesem inneren Kegel heraus sind zwei Auswüchse entstanden, die vielleicht ebenfalls nach der Ehre der Mannesreife trachten, allein der erste heftige Stoß wird ihnen wahrscheinlich in ihrer Kindheit schon den Garaus machen. Außerhalb des Kraters gibt es ebenfalls mehrere Mündungen, welche Rauch oder Asche auswerfen, von diesen aber braucht man weiter keine Notiz zu nehmen, da Mündungen sich öffnen und schließen, wie in einem Filtrum.

Mannigfaltigkeiten.

Seit einigen Tagen ist die bedeutungsvollste Trophäe des Feldzuges von 1864, der vielbesprochene Löwe von Flensburg, auf dem Hofe des Berliner Zeughauses fertig aufgestellt und seines Holzgerüstes entkleidet. Man bemerkt noch deutlich an ihm die Wunden welche die keineswegs unberechtigte Volkswuth, die das zur Schmach der getreuen deutschen Schleswiger errichtete Denkmal zerstören wollte, ihm geschlagen. Man wird sich erinnern, daß Altonaer Maschinenbauer, eigens zu diesem Zwecke nach Flensburg gereist, in der Nacht zum 22. Februar des angeführten Jahres eine hitzige Attaque auf das kolossale Standbild machten, von anrückendem preußischem Militär jedoch zerstreut wurden. Sechs Tage später wurde der „geschorene Pudel“ (wie ihn der Volkswitz getauft hatte) von seinem Piedestal entfernt. In Berlin hat er ein neues dergleichen, um die Hälfte gegen früher niedrigeres erhalten, da die Seitenmedaillons, darstellend die dänischen Generale Schleppegrell, Lasson, Geigesen und Krogh, verloren gegangen. Die beiden Inschriften vorn und hinten sind dagegen geblieben; sie lauten: 1) „Jostedt, 25. Juli 1850“ und 2) (in dänischer Sprache) „Treufeste Kämpfer haben in der Stunde der Gefahr den Boden unserer Ahnen vertheidigt. Treue soll Wacht am Grabe halten, Mannheit soll schirmen Erb und Ehre!“ Unter dem Datum: „Das dänische Volk errichtete dieses Denkmal!“ Vom künstlerischen Standpunkte wird das Denkmal ganz werth- und geschmacklos befunden.

Die Anzahl der Pflanzen und Thierarten auf der Erde beträgt annähernd: an Pflanzenarten 100,000, an Mollusken 20,000, an Gliederthieren 300,000, an Wirbelthieren 21,000 (10,000 Fische, 2000 Reptilien, 7000 Vögel und 2000 Säugethiere). Demnach kommen jetzt auf etwa 100,000 lebende Pflanzenarten circa 350,000 Thierarten.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 37 Donnerstag, 13. Februar 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

„Bitte, erzählen Sie weiter, Herr Wenzel!“ sagte der ältere Herr v. Grinding. „Sie wissen sich durch Ihre Schilderung dieser Familienverhältnisse unsere Theilnahme in hohem Grade zu gewinnen. Und vielleicht ist es gut, wenn Sie uns auch die geringsten Umstände dieses Familiendrama's nicht verhehlen, da solche gerade am meisten geeignet sind, uns bei unserem einzuschlagenden Verfahren zu leiten. — Der Sohn des Herrn Hencock lebt also noch? er ist vielleicht so glücklich gewesen, ins Ausland zu entkommen?“

„So ist es, gnädiger Herr!“ entgegnete Wenzel. „Er entkam nach Frankreich, und schrieb von dort an seinen Vater, den er um Verzeihung anflehte. Was ihm Mr. Hencock geantwortet, weiß ich nun zwar nicht, aber es mag nicht viel Gutes gewesen sein, denn Mrs. Walden mochte den guten Francis nie leiden. Ich habe seither nicht wieder von ihm gehört. Bald darauf starb Mrs. Hencock, aber mein armer Herr sollte noch immer nicht dazu kommen, sein Vaterland aufzusuchen. Eine böse Leberkrankheit — die Aerzte erklärten sie für eine Folge jener mühsamen und eilfertigen Reise nach Indien, — fesselte ihn lange ans Bett; er konnte kaum seine Geschäftsbriefe schreiben. Da betraf ihn ein neuer Unfall: die Bank, in welcher er seine Gelder niedergelegt hatte, stellte ihre Zahlungen ein. Er mußte einen schlimmen langwierigen Prozeß beginnen, und erhielt am Ende nur noch einige tausend Pfund. Dieß verschlimmerte seine Kränklichkeit, die Aerzte sandten ihn nach Cheltenham, und dort ereilte ihn vor zwei Monaten unerwartet ein Herzschlag!“

„Armer Mann!“ sagte Herr v. Grinding mitleidig. „Er starb also unverrichteter Dinge! Hat er sich denn niemals brieflich an seine Verwandten in Oesterreich gewendet?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Wenzel, „aber ich bezweifle es. Er pflegte immer zu sagen: er wolle nicht als Bettler in seine Heimath zurückkehren. Auch äußerte er einmal, er glaube seinen Vater gefunden zu haben, aber er wolle sich ihm nur Aug' in Auge zu erkennen geben, und umgeben von seinen Kindern. Zudem war ja Mr. Hencock in seinen jüngeren Jahren und in Kriegszeiten von der Fahne desertirt, und mochte schon darum keine Lust haben, seinen Aufenthalt zu verrathen, denn wenn ihn der Kaiser auch nicht hätte greifen lassen können, und als Deserteur aburtheilen, so hätte es meinem guten Herrn doch keineswegs zum Ruhme gereichen mögen, wenn es unter die Leute gekommen wäre. „Greß,“ pflegte er immer zu sagen, „wenn ich einmal als ein reicher Mann nach Oesterreich zurückkehre, so bekomme ich leicht Gnade vom Kaiser, auch wenn nach dem Kriege kein Generalpardon ausgeschrieben worden sein sollte!“

Die beiden Polizeibeamten sahen sich bei diesen Worten des Alten, die ihm in seiner Treuherzigkeit entschlüpft waren, bedeutsam an, und selbst Wenzeln entging der schadenfrohe Blick des Jüngeren nicht. „Allerdings, allerdings!“ sagte der ältere Herr v. Grinding, als er den Diener stutzig werden sah; „man nimmt derlei Vorkommnisse gegenwärtig leichter, denn es ist nichts Seltenes, daß die Deserteurs jener Zeit als wohlhabende Leute zurückkehren. — Aber noch eine Frage, mein lieber Herr Wenzel! haben Sie etwa direkte Aufträge an Jemanden hier, um Ihnen den Vater ihres Herrn wieder auffinden zu helfen? Oder sind Sie im Besitze weiterer wichtiger Familienpapiere, welche die Wahrheit Ihrer Angaben und die Aechtheit der Personen unwiderleglich darthun? Sie können sich denken, daß wir das nothwendig zuvor wissen müssen!“

Wenzel schüttelte traurig den Kopf. „Leider habe ich nichts Derartiges!“ sagte er. „Mr. Hencock war ein verschlossener einsylbiger Mann, und hat mit mir früher nie über diese Sachen gesprochen. Erst später wurde er mittheilender, als ihm ahnen mochte, daß er nicht mehr lange zu leben habe; aber er starb so unerwartet, daß er mir nicht mehr All's sagen konnte, was er auf dem Herzen hatte. So beruht denn alle Hoffnung der Mrs. Walden und des armen Joseph auf mir. Ich wollte zuerst auf der Hofkriegsstelle nach dem Major fragen, hernach bei den Offiziers-Invaliden und den alten Bekannten meines seligen Herrn, und wenn all' das fehlschlagen sollte wider unser Erwarten, so hatte ich mir vorgesetzt, in die Zeitungen eine Aufforderung nach dem Herrn Major einrücken zu lassen, und ihm zu melden, wie er zuverlässige Nachrichten über seinen Sohn erhalten könne!“

„Dieser Mühe sind Sie leider überhoben, mein lieber Wenzel! sagte der Hofrath mitleidig zu ihm. „Wir haben Nachfragen angestellt und die Armeelisten nachgeschlagen, und daraus entnommen, daß beim ersten Feldzug in Frankreich ein Obristlieutenant Vogel geblieben ist, und die jetzige Ranliste der Armee kann Sie überführen, daß es keinen höheren Militärbeamten dieses Namens mehr gibt!“

„Ist es möglich?“ rief Wenzel, und seine Gestalt sank ordentlich zusammen; „sind wir also umsonst gekommen? Ist mein Herr hintergangen worden? . . . Aber nein! ich kann's nicht glauben! Es dünkt mich ganz unmöglich, daß wir Alle umsonst gehofft und uns gefreut haben sollten!“

„Ich begreife wohl, wie schwer es Ihnen fällt, an diese Enttäuschung zu glauben! versetzte Herr v. Grinding; „aber ich fühle auch die Pflicht, Ihnen alle Beweismittel an die Hand zu geben, damit Sie sich selbst überzeugen können. Uebrigens ist Ihre weitere Nachforschung vielleicht nicht ganz nutzlos, denn möglicherweise könnte noch die Hinterlassenschaft des Majors oder Obristlieutenants irgendwo in öffentlicher Verwaltung stehen, und so wenigstens dieß den Erben gerettet werden!“

„O ja, das wäre wenigstens Etwas!“ sagte Wenzel, der darin doch einigen Trost sah.

„Sie begreifen, mein lieber Herr Wenzel,“ fuhr der Hofrath freundlich fort, „daß mir meine Amtsgeschäfte nicht die nöthige Muse gönnen, um Ihnen persönlich bei Ihren Nachforschungen helfen und beistehen zu können. Aber ich verspreche Ihnen nochmals all meinen Einfluß und meine Verwendung, wenn Sie irgend meiner bedürfen; und um Ihnen zu beweisen, daß es mir wirklich Ernst ist, Ihnen nach Kräften zu dienen, so empfehle ich Sie dem besonderen Schutze meines Neffen, der Beamter auf meinem Bureau ist und von mir die gemessenste Weisung hat, Nichts unversucht zu lassen, um Ihnen nützlich zu sein!“

Wenzel überhäufte den Hofrath mit Dankesbezeugungen, und ließ sich nicht wehren, ihm unter Thränen die Hand zu küssen, der sich endlich diesem Ueberquellen der redlichsten Gefühle bei dem Alten durch raschen Abschied entzog.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gasmaschinen.

Seit etwa zehn Jahren sind in Frankreich einige glückliche Versuche gemacht worden, anstatt des Dampfes, der große Feuerungsanlagen erfordert, bei kleinen Maschinen das gewöhnliche Leuchtgas zur Treibkraft zu benützen. In Deutschland haben diese „Gasmaschinen“ bisher keine günstige Aufnahme gefunden; allein die Pariser Ausstellung hat sie wieder in den Vordergrund treten lassen, und man hat einsehen gelernt, daß diesen Maschinen eine Zukunft nicht so leicht abzusprechen ist. In der That traten sie dort schon in weit verbessertem Zustande und mit gesteigerter Leistungsfähigkeit an die Oeffentlichkeit, und es steht zu erwarten, daß ihre Verbesserung mit der ausgedehnteren Einführung gleichen Schritt halten werde. Die Vortheile die durch diese Maschinen erreicht werden können, sind schon deßhalb bedeutend, weil in ihnen namentlich der Kleinindustrie billig zu beschaffende Bewegungskräfte geliefert werden, die ökonomisch arbeiten, und anderseits in jedem Raume ohne weitere bauliche Veränderungen leicht aufzustellen sind.

Einer der bedeutendsten Vortheile dieser Maschinen besteht aber darin, daß sie während des Stillstands kein Gas konsumiren, daß sie also namentlich da mit Vortheil anzuwenden sind, wo mit Unterbrechungen gearbeitet wird, und daß sie schließlich keines besonderen Mannes zur Wartung bedürfen. In Nachfolgendem sollen nun kurz die drei hauptsächlichsten jetzt angewandten Systeme charakterisirt werden, ohne daß dabei ein Urtheil über den Werth der einen oder andern Konstruktion gefällt werden soll.

1. Die Maschine von Lenoir sieht wesentlich wie eine Dampfmaschine aus, und es ist auch ihr Kolbenspiel dem der Dampfmaschine ähnlich. In den Cylinder tritt durch einen Schieber ein Gemenge von circa 90 Theilen Luft und 10 Theilen Leuchtgas ein, das durch einen elektrischen Funken entzündet wird und in Folge der dadurch entstehenden Ausdehnung der Luft auf den Kolben wirkt. Durch einen zweiten Schieber treten die Verbrennungsprodukte aus dem Cylinder wieder heraus. Dadurch nun, daß der Eintritt des Gemenges, entsprechend der Schieberbewegung, abwechselnd vor und hinter dem Kolben statt hat, entsteht der Hin- und Hergang des Kolbens und damit die kontinuirliche Drehung der Kurbel. Selbstverständlich wird der elektrische Strom ebenfalls abwechselnd vor und hinter den Kolben geleitet. Da aber durch die beständige Verbrennung im Cylinder eine bedeutende Hitze erzeugt wird, so zirkulirt um denselben in doppelten Ringen kaltes Wasser, das die übermäßige Erhitzung des Cylinders verhütet.

2. Die Gasmaschine von Hugon unterscheidet sich von der Lenoir'schen wesentlich durch folgende zwei Einrichtungen. Erstens wird bei derselben das Kühlwasser nicht nur um den Cylinder herum, sondern auch in denselben hinein geführt, wodurch der starken Erhitzung noch mehr entgegen gewirkt wird. Zweitens wird das Gemenge von Gas und Luft nicht durch Elektrizität, sondern durch kleine Flämmchen entzündet, die mit den Schiebern verbunden sind. Die Einrichtung ist dabei so getroffen, daß die dem Cylinder zu-

nächst stehende Flamme das Gasgemenge zur Explosion bringt; da nun hiedurch die Flamme augenblicklich ausgelöscht wird, so wird sie beim Zurückgehen, wo sie die Flamme des andern Schiebers trifft, von dieser jedesmal wieder angezündet. Im Uebrigen hat die Maschine die Konstruktion wie die Lenoirsche Gasmaschine.

3. Bei der Maschine von Otto und Lange endlich wird die Gasexplosion in doppelter Weise benutzt. Einmal wirkt sie durch die Ausdehnung der Luft, wie in den früheren Maschinen; dann aber wirkt der luftverdünnte Raum unter dem Arbeitskolben. Durch die nach der Explosion vorhandene Luftverdünnung gelangt nämlich der Druck der atmosphärischen Luft auf der entgegengesetzten Kolbenfläche zur Wirkung und bewirkt so den Kolbenrückgang. Das Spiel ist also folgendes: Das Gasgemenge tritt unter den in einem stehenden Cylinder befindlichen Kolben ein, wird wie in der Hugon'schen Maschine durch eine Flamme entzündet, und wirkt dann durch die Ausdehnung. Da nun die Bewegung des Kolbens nicht begränzt ist, so wird die Ausdehnung des Gases vollständig ausgenutzt. Durch die fast augenblicklich darauf entstehende Kondensation der Verbrennungsprodukte unter dem Kolben kommt der Luftdruck oberhalb desselben zur Wirkung, und drückt den Kolben nach unten, worauf das Spiel von Neuem beginnt. Auch hier zirkulirt Wasser rings um den Cylinder, jedoch wird dasselbe in weit geringerem Maaße gebraucht, weil die Erwärmung des Cylinders hier viel unbedeutender ist als in den beiden andern Gasmaschinen.

Welche von diesen Konstruktionen als die zweckmäßigste sich dauernd einbürgern wird, darüber wird erst die praktische Erfahrung entscheiden.

Virchow über den Hungertyphus.

Im Saale des Konzerthauses zu Berlin hielt Herr Professor Virchow einen Vortrag über den Hungertyphus. Der Vortragende bemerkte einleitend, daß die Hungerpest zum Erstenmale seit zwanzig Jahren in Deutschland in der drohenden Gestalt, wie gegenwärtig in Ostpreußen, aufgetreten sei. Wenn man vor Kurzem noch versucht hatte, die Thatsache selbst zu leugnen und in Abrede zu stellen, so ist dieß jetzt vorbei. Es unterliegt keinem Zweifel: die schreckliche Krankheit ist vorhanden. Sie herrscht in ausgedehntem Grade, nicht allein unter dem Landvolk und auf dem platten Lande, sondern auch unter den arbeitenden Klassen in einzelnen kleineren Städten. Aerzte, die zur Abhülfe hingesandt wurden, sind ebenfalls bereits von ihr hingerafft worden. Man hat nun allerdings gesagt: der Typhus ist vorhanden, aber es ist eigentlich kein Hungertyphus, die Wissenschaft kennt einen solchen nicht. Hierauf ist vom Stande der Wissenschaft aus öffentlich eine Antwort zu ertheilen. Leugnet die Wissenschaft den Zusammenhang zwischen Hunger und Typhus? Diese Frage ist zu verneinen. Es würde eine starke Stirn dazu gehören, gegenüber den Thatsachen der Geschichte. Allerdings kann hier nicht der Standpunkt gemeint sein, den kürzlich ein Redner im corps legislatif dahin charakterisirte, die Geschichte der Völker sei nichts Anderes, als die Geschichte der Kriege und Friedensverträge. Eine andere geschichtliche Auffassung lehrt uns die Fortschritte in der Kultur der Menschheit beachten, und ihr zur Seite steht die Geschichte der Leiden und Hindernisse der Menschheit, nämlich die Geschichte der Medizin, die Hand in Hand zu gehen hat mit der Statistik. Eine andere Frage drängt sich auf nach dem Zusammenhang zwischen Krieg und Typhus. Wie die drei apokalyptischen Reiter gehören diese drei zusammen als die Würger des Menschengeschlechtes: Hunger, Pest, Krieg. Schon Thucydides in der Geschichte von Griechenland bezeugt, wie dieser Zusammenhang im Bewußtsein des Volkes lebendig erhalten war. Die Seuche, die zur Zeit des peloponesischen Krieges Athen überfiel, raffte eine furchtbare Zahl hinweg, unter ihnen Perikles, und hierauf bezieht sich der Spruch: „Kommen wird dorischer Krieg und mit ihm Pest im Verein.“ Auch im Mittelalter hatte ein Spruch Geltung, der den ähnlichen Zusammenhang bekundet:

„Krieg, Pestilenz und theure Zeit,
Ist das Eine da — ist das Andere nicht weit.“

Mit der zunehmenden Kultur verlängerten sich die Zwischenräume zwischen den Kriegen, aber nicht allein zwischen diesen, sondern auch zwischen den Theuerungen. Die oberschlesische Hungerpest von 1848 war die erste seit der großen Seuche von 1770 bis 1771. Der Kriegstyphus erschien seit den napoleonischen Kriegen erst bei Sebastopol mit der alten Gewalt. Es waren demnach zwei Generationen darüber vergangen, ehe dieselben Verhältnisse wieder auftraten. Und es erklärt sich daraus, daß sich nicht allein die Kenntniß derselben verdunkelt hatte, sondern daß auch das ganze Verhältniß des innern Zusammenhanges in Zweifel gerathen war. Die Medizin hatte mittlerweile riesenhafte Fortschritte gemacht. Sie war seit fünfzig Jahren gewissermaßen neu geboren worden. Durch die pathologische Anatomie, durch die physikalischen Methoden am Krankenbett, hatte sich ihr Gebiet ungemein erweitert, neue Bezeichnungen waren eingeführt, theils in ganz verändertem Sinne angenommen worden. So ist es namentlich dem Typhus ergangen. Das uralte Wort bedeutet wörtlich: Rauch, Nebel, deutet demnach schon auf ein Darniederliegen der geistigen Kräfte, eine Eingenommenheit des Kopfes, bedingt durch schwere fieberhafte Zustände. Erst seit Anfang gegenwärtigen Jahrhunderts ist es in diesem Sinne in allgemeinen Gebrauch gekommen, und zwar während der napoleonischen Kriege, als sogenannter Kriegstyphus. Auch Schleim-

fieber und Nervenfieber wurden fernerhin wegen der verwandten Erscheinungen, die sie aufwiesen, als Typhus bezeichnet. Zwei französische Aerzte wiesen zuerst nach, daß bei diesen Krankheitsformen stets schwere Erkrankungen der Unterleibsorgane stattfinden und Schönlein begründete alsdann die Geschichte dieses Typhus (typhus abdominalis) anatomisch und klinisch. Dem Kriegstyphus gegenüber kann man ihn als sogenannten Friedenstyphus bezeichnen.

Zu vergleichenden Beobachtungen über den Kriegs- und Hungertyphus fehlte es damals in Deutschland und Frankreich an Gelegenheit. Erst bei Gelegenheit des oberschlesischen Typhus im Jahre 1848 und dem Typhus vor Sebastopol in den Jahren 1855 und 1856 bot sich dieselbe dar und es wurde nun festgestellt, daß jenes Leiden der Unterleibsorgane bei diesen Formen des Typhus fehlt. Die Beantwortung der Frage, ob beide Arten des Typhus aus denselben Bedingungen hervorgehen, ist durch den Mangel an vergleichenden Beobachtungen erschwert. Auch innerhalb des Hungertyphus sind zwei verschiedene Arten zu unterscheiden, was die Sache noch komplizirter macht. Die eine charakterisirt sich durch Hautausschläge, woher sich der Name „Fleckfieber" bildete. Schon ein Veroneser Arzt beschrieb das 1505 in Italien herrschende pestartige Fieber, welches im Volksmund den Namen „Flohstichkrankheit" führte, so genau, daß dadurch eine wissenschaftliche Unterlage für die Untersuchung gewonnen wurde.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die Vergiftung der Gräfin Chorinsky.] Von verläßlicher Seite wird die Mittheilung gemacht, daß die Schlußverhandlung gegen Julie v. Ebergenyi für März ds. Js. noch keinesfalls anberaumt werden kann, und zwar, weil die Gutachten der Gerichtschemiker erst den Gerichtsärzten zur Beurtheilung vorgelegt werden müssen, diese für den 11. Febr. vorgeladen sind, um die umfassenden Elaborate der Chemiker in Empfang zu nehmen, und weil voraussichtlich die Gerichtsärzte längere Zeit nöthig haben werden, um diese umfassenden Aktenstücke zu prüfen und dann ihr Gutachten darauf zu basiren. Da diese Manipulation an zwei Orten zugleich, in Wien und München, vorzunehmen ist, dürfte der Akt vor Anfang März kaum so weit komplettirt sein, um dem Staatsanwalt zur Antragstellung übergeben zu werden. Der Staatsanwalt hat sodann den Antrag auf die Einleitung der Spezialuntersuchung zu stellen, und erst nachdem das Gericht die Spezialuntersuchung wegen Mordes beschlossen hat, kann der Untersuchungsrichter, der die Julie v. Ebergenyi bisher nur im Allgemeinen verhören konnte, sie spezialiter wegen des angeschuldeten Verbrechens des Mordes verhören. Nachdem dieses Verhör geschlossen, leitet der Untersuchungsrichter den ganzen Akt an den Staatsanwalt und überläßt es diesem, auf Grund des ihm gelieferten Materiales seine Anträge zu stellen. Auf die Anträge des Staatsanwalts wird sodann die Anklage erhoben und der Akt an den zum Präses der Schlußverhandlung ausersehenen Verhandlungsrichter geleitet. Dieser braucht in einem so großen Prozesse auch mehrere Wochen um sich vollkommen von dem Anklagemateriale zu informiren. Unter solchen Umständen ist vor Ende April kaum an die Ausschreibung der Schlußverhandlung zu denken. Die von Neuigkeitskrämern in Zirkulation gebrachte Version über eine Liebeständelei der Ebergenyi ist Eigenthum des Erfinders. Eben so unwahr ist, daß die Ebergenyi sich jetzt weicher und gefügiger zeige; sie zeigt in ihrem Wesen keine Veränderung, welche zu einer solchen Annahme berechtigen würde. Im Gegentheile muß erwähnt werden, daß sie bei Visitation der Zellen sich darin gefällt, die vornehme Hausfrau zu spielen.

[Die Kirche über dem heiligen Grabe in Jerusalem.] Die Arbeiten zur Wiederherstellung der großen Kuppel der Kirche über dem heiligen Grabe schreiten rüstig vor. Die Materialien zur Aufstellung der Halbkugel sind aus Frankreich bezogen und bereits eingetroffen. Zum nächsten Osterfeste soll Alles fertig sein.

Charade.

Das erste Paar verläßt nicht
Den, der da wandelt in dem Licht.
Die dritte Sylbe, stark im Trennen,
Kann man auch Hausbegründer nennen.
Das Ganze gibt an Alt und Jung
Uns dunkele Erinnerung.

Auflösung der Charade in Nr. 31:

Die „Grabstätte"
Ist das beste Ruhebette,
Denn kein böser Traum erschrecket —
Keine Leidenschaft erwecket —
Keine Noth und keine Sorgen
Den, der d'rinnen ist geborgen.

M. M.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 38 Freitag, 14. Februar 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

„Kommen Sie nun, mein lieber Herr Wenzel," sagte Adolph v. Grinding, als er sich mit diesem allein sah; „lassen Sie uns schnell noch einmal nach der Polizei-Oberdirektion fahren, um nachzusehen, ob kein neuerer Bericht vorliegt, der uns auf die Spur des Diebes führt. Hernach haben Sie die Güte, mein Gast zu sein, denn Sie bedürfen offenbar der Leibesstärkung!" — Wenzel wollte dieß ablehnen; man erwartete ihn daheim mit Ungeduld, da er bald wieder zurückzukehren versprochen. Herr v. Grinding lächelte und meinte, er sei diesem Einwurf längst zuvorgekommen, habe Mrs. Walden sagen lassen, daß ihn, Wenzel, dringende Geschäfte abhalten, weßhalb sie sein Ausbleiben entschuldigen möge. „Sehen Sie, Herr v. Wenzel," sagte er, „ich kann Sie nicht von mir lassen. In Ihrem Gasthaus hab' ich bereits einen Vertrauten postirt, der dafür sorgen muß, daß man sich genau nach Jedermann umsieht, der mit Hülfe Ihrer verlornen Papiere sich etwa dort Ihres Gepäcks bemächtigen, oder der Ihnen dort nachforschen wollte. Und zudem, sehen Sie, könnten wir ja nach dem, was Ihnen mein Onkel gesagt hat, gar leicht jeden Augenblick auf die Polizeidirektion gerufen werden, um dort durch Sie bestätigen zu lassen, daß Ihre Papiere, wenn man sie wieder findet, auch die rechten, ächten sind, und nicht die nachgemachten. Denn leider gibt es so feine abgefeimte Gauner hier, daß sie, wenn sie Ihre Brieftasche gefunden hätten, die ächten Papiere behalten und Ihnen täuschend nachgeahmte hineinlegen würden, um Sie nicht nur um die Wechsel und andere Werthpapiere, sondern auch um die hundert Gulden zu betrügen, die Sie auf die Wiederherbeischaffung derselben setzten. Solche Spitzbuben wissen wohl, daß man in der Herzensfreude über die Entdeckung solcher Dinge gewöhnlich nicht so sorgfältig prüft, ehe man gibt; und schon darum will ich als Rath und Warner an Ihrer Seite bleiben!"

Für den guten Wenzel lag allzuviel gesunder Menschenverstand in diesen Mittheilungen, als daß er sich gesträubt hätte. Herr v. Grinding, der Neffe, war gar zu leutselig, ein so feiner gewandter und gebildeter junger Herr, der sein Amt so gut zu verstehen schien, daß man ordentlich Vertrauen zu ihm gewann. Da er mit Zuversicht verhieß, daß die Brieftasche längstens binnen 48 Stunden wieder herbeigeschafft sei, so schwanden Wenzels Befürchtungen in dieser Hinsicht mehr und mehr, und wegen des angeblichen Todes von Josephs Großvater beruhigte ihn Herr v. Grinding ebenfalls. Die Ranglisten seien in Kriegszeiten wohl nicht immer genau geführt worden, meinte er; da sei der Fall wohl denkbar, daß der Major vielleicht nach dem Feldzug von 1809 seine Entlassung genommen, ein Gut gekauft, in den Zivilstand zurückgetreten sei, — kurzum, die Möglichkeit sei nicht ausgeschlossen, daß der Gesuchte noch immer am Leben sein und aufgefunden werden könnte. Besonders bei dem Diner, welches die Beiden zusammen in der ungarischen Krone einnahmen, wußte Adolph v. Grinding des alten Dieners volles Vertrauen zu gewinnen. Er behandelte ihn mit so vieler Rücksicht, mit solcher feinen Vertraulichkeit, er hörte ihm so aufmerksam zu, wenn er von den Verhältnissen seines Brodherrn oder seinen eigenen äußeren Schicksalen erzählte, daß Wenzel des Erzählens kein Ende finden konnte, um so mehr, als ihm der feurige Ungarwein die Zunge weidlich löste. Zwischenhinein ließ ihn v. Grinding wissen, daß er der englischen Sprache vollkommen Herr sei, und zwei Jahre in London gelebt habe, um die trefflichen Polizei-Einrichtungen London's kennen zu lernen. So verging der Abend rasch. Die vornehmen Gäste in dem Speisesaale der „Ungarischen Krone" wechselten; endlich schien Herr v. Grinding, von welchem die anderen Gäste immer entfernt blieben, einen Bekannten gefunden zu haben, der sich zu ihnen gesellte, und welchen er ins Gespräch zog. „Herr v. Schartner," sagte er endlich zu diesem, „Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie sich auf ein halbes Stündchen meines Freundes hier annehmen wollten! Ich muß nothgedrungen einen Ausgang machen, der mir von höchster Wichtigkeit ist. Ich denke, Sie werden sich Beide recht gut unterhalten, besonders wenn Sie, mein lieber Herr v. Wenzel, meinem Freunde, der ein großer Reisender ist, von Ihrem schönen Indien erzählen wollen. — Ich gehe noch einmal nach der Oberdirektion," flüsterte er ihm ins Ohr, „gewiß bringt uns der letzte Nachtrapport noch eine günstige Nachricht, mit welcher Sie beruhigter nach Hause

gehen können. In einer Viertelstunde bin ich wieder zurück!"

Wenzel nickte, und erzählte mit behaglicher Geschwätzigkeit dem Herrn v. Schartner von seinem Leben, seinen Reisen, Jagden u. s. w. in Ostindien; dieser war ganz entzückt, und stieß alle Augenblicke mit dem Alten an. Der Gläserklang machte einige Kavaliere auf die Beiden aufmerksam; sie blickten von Zeit zu Zeit nach ihnen hin, und suchten dieß doch zu verhehlen. Endlich stand Einer um den Andern auf und verließ leise den Speisesaal.

Mittlerweile hatte sich Adolph v. Grinding in einen Fiaker geworfen und war nach der Vorstadt Landstraße hinausgefahren, wo er vor dem schönen Hause hielt, das der pensionirte Generalmajor Baron Damolseau bewohnte. Im Salon traf er den Oheim, der mit dem Hausherrn und einigen älteren Herren beim L'hombre saß.

„Ah, da kommt ja Adolph!" rief der Generalmajor. „Und Du kommst allein? weißt Du denn nicht, daß Therese erwartete, Du werdest sie zu de Bach führen? Gib Acht, Du hast heute sehr bei ihr eingebüßt!"

„Desto unangenehmer für mich, weil ich unschuldig bin, lieber Oheim!" sagte Adolph. „Sie wissen ja selbst: des Kaisers Dienst geht über Minne, und Sie sehen mich sogar hier in Dienstgeschäften!"

„Hier in meinem Hause?" rief der Veteran. „Was hat denn die Polizei in meinem Hause zu schaffen?"

„Der Subalterne sucht seinen Chef," entgegnete Adolph, „mit Einem Worte: ich suche meinen Oheim, den Hofrath!"

„Der Dich erwartete," sagte dieser kalt, und stand vom Spieltisch auf. „Sie müssen mir schon vergeben, mein lieber General, wenn ich mir erlaube, einige Minuten meinem Neffen in einem Nebenzimmer Audienz zu geben. Die Sache ist dringend!"

„In Gottes Namen! sagte der Hausherr gutmüthig. „Gott sei dem armen Teufel gnädig, der Euch Beiden in die Krallen fällt! der Fürst Staatskanzler hat keine feineren Spürhunde als Euch!"

„Das klingt wie ein Segenswunsch!" sagte der Hofrath ironisch, und setzte im Nebenzimmer hinzu: „Es ist, als müßte ihm das Ohr klingeln, so nahe geht's ihn an! Nun, was bringst Du?"

Die Konferenz der Beiden dauerte lange, und Adolph entfernte sich, ohne von der Spielgesellschaft Abschied zu nehmen. Der Hofrath spielte so kalt und ruhig wieder fort, als er zuvor gethan. Aber in der „Ungarischen Krone" zeigten sich bald darauf die Folgen dieses Zwiegespräches.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 12. Februar.

Neunzehn Bauplan-Projekte, darunter eines aus Bozen, sind beim Zentralkomite eingelangt und seit dem 7. ds. Mts. im Kursalon des hiesigen Stadtparkes zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt. Der Besuch ist ein sehr lebhafter; die Jury versammelt sich täglich im Kursalon zur Prüfung der Pläne und wird ihren Spruch im Verlauf der nächsten Woche fällen. Da man diesem Endurtheil erprobter Fachmänner nicht vorgreifen will, noch irgend einen Einfluß auf den Schiedsspruch zu nehmen berechtigt ist, so müssen wir uns eine eingehende Besprechung der ausgestellten Projekte natürlich versagen. Ausgestellt haben achtzehn Konkurrenten mit offenem Visir. Es sind dies die Architekten Herzig, Korompay, Linzbauer, Schachner-Oetter (in Komp.), Weber, die Ingenieure Hausmann und Hlava, die Bauunternehmer J. L. Riber, ferner die Herren Hirnträger, Ziller, Blitzfeld-Ulrich (in Komp.), Scheffler, Heinrich und Emil Ritter v. Förster, Walch, v. Altenburg, Stern und Fränkel aus Wien, Mayerhauser aus Bozen, endlich ein Projekt mit dem Motto: „Durch Einheit stark!"

Die meisten der eingereichten Projekte sind mit besonderem Fleiße und besonderer Sorgfalt, namentlich in den Details ausgeführt und machen auch auf den Laien den günstigsten Eindruck.

Das Zentralkomite in Verbindung mit dem Kommunikationskomite ist im Begriff, sich mittelst geeigneter Ersuchschreiben an die Direktionen von achtundsiebenzig verschiedenen Eisenbahn- und Dampfschifffahrtsunternehmen in Oesterreich, der Schweiz, Frankreich und Belgien xc. wegen Gewährung der größtmöglichen Fahrpreisermäßigung für die Festtheilnehmer zu verwenden.

Für alle jene Schützenbrüder, welche das schöne Fest durch ihre Anwesenheit mit verherrlichen werden helfen, dürfte es eine angenehme Nachricht sein, zu erfahren, daß auf dem Festplatze selbst ein eigenes Postbureau eröffnet wird, welches die Ausgabe der Briefe und Zeitungen am Festplatze fünfmal im Tage besorgt. Die k. k. niederösterr. Postdirektion ist den Wünschen des Komites dießfalls bereitwilligst entgegengekommen und vom hohen Handelsministerium ist die Genehmigung bereits herabgelangt.

Es ist nur noch die Frage in Verhandlung, ob dieses Postbureau auf gewöhnliche Briefe und Zeitungen beschränkt bleiben, oder auch auf Sendungen von Geld und Werthsachen ausgedehnt werden soll, wozu die erforderlichen Schritte bereits gethan sind.

In gleicher Weise wird das Kommunikations-Komite auch für die Errichtung eines eigenen Telegraphenbureaus auf dem Festplatze Fürsorge tragen.

Die Betheiligung an dem Konkurse für die Lieferung der Festbecher verspricht eine äußerst lebhafte zu werden.

Zeichnungen für die Festthaler liegen bereits von den bewährtesten Künstlern, wie Seydan, Radnitzky, Steinböck 2c. vor.

Die Abstichmaschinen sind aus Schwyz und Frankfurt a. M. verschrieben worden.

Die Antheilscheine auf den Vorschuß per 100,000 fl. österr. W. erhalten das Wechselformat und werden zu je 50 Stück in Juxtabüchern gebunden. Die Textirung derselben lautet:

Vorderseite:

Antheilschein

über Gulden Fünf und zwanzig in Oesterr. Währ., welche Herr . . . . zur Deckung der Auslagen für das III. deutsche Bundesschießen in Wien an die Kassa des Zentralkomites baar eingezahlt hat, und welche dem Inhaber nach § 2 der umstehenden Bestimmungen zurückzugeben sind.

Wien . . Febr. 1868.

Für die Kassa. Für das Zentralkomite.

Die Rückseite der Antheilscheine enthält den Text des bereits von uns veröffentlichten Finanzprogramms, wobei die Aenderung angebracht wurde, daß es im § 2 Inhaber, anstatt Besitzer zu lauten habe.

Bezüglich der Verbreitung der Antheilscheine in's Publikum ist beschlossen worden, daß dieselbe durch Komitemitglieder gegen Ausfertigung eines Garantiebriefes unterschrieben zu übernehmen sind. Die Komitemitglieder setzen die Antheilscheine im Publikum ab, tragen die Namen der Abnehmer auf den Schein ein und kassiren die Geldbeträge ein, welche sodann der Kassier des Finanzkomites übernimmt.

In den nächsten Tagen wird eine Deputation des Zentralkomites beim Herrn Finanzminister Dr. Brestel Audienz nehmen, erstens: um die thunlichste Erleichterung bezüglich der Stempelpflicht für die Antheilscheine zu erwirken, und dann, um sich mit der Regierung wegen der Prägung der Festthaler zu einigen. Gleichzeitig wird dahin gewirkt werden, daß die Regierung eine namhafte Ermäßigung des Zolles auf Festgaben, wenn nicht die gänzliche zollfreie Einfuhr derselben bewilligt.

Ebenso wie der kaiserlich-österreichische Herr Generalkonsul Westenholz in Hamburg hat sich auch der eben hier anwesende kaiserlich-österreichische Generalkonsul in New-York Herr C. Loosey gegen die Vertreter des Zentralkomites, welche ihm einen Besuch abstatteten, in der verbindlichsten Weise bereit erklärt, die Theilnahme an dem bevorstehenden Nationalfeste nach seiner Rückkehr auf seinen Posten unter den dortigen Deutschen durch persönlichen Einfluß möglichst fördern zu wollen.

Der Herr Generalkonsul stellte ein sehr lebhaftes Interesse und selbst zahlreichen Besuch der Deutschen aus Nordamerika in sichere Aussicht.

Die Aufrufe an unsere im nichtdeutschen Auslande und in überseeischen Kolonien lebenden Landsleute sind an die k. k. österr. Konsulate in folgenden Staaten abgegangen: Argentinische Republik, Brasilien (an 4 Konsulate), Chile, China (an 2 Kons.), Dänemark (Westindien), Englisch-Nordamerika, Capstadt (2 Kons.), Ostindien (4 Kons.), Niederlande, (Batavia), Nordamerika: Vereinigte Staaten (12 Kons.), Peru, Portugal (Madera), Westindien, Havanna, Trinidad (2 Kons.), Portorieco, Jamaika; ferner: Griechenland (5. Kons.), Niederlande (2 Kons.), Portugal, Rußland (7 Kons.), Schweden, Norwegen (3 Kons.), Spanien (2 Kons.), Türkei (2 Kons.), Moldau und Walachei (2 Kons.), Serbien, Kleinasien (2 Kons.), Aegypten (2 Kons.).

Für Australien, welches keine k. k. Konsulate aufzuweisen hat, wird Herr Generalkonsul Westenholz die Aufrufe im Wege der Handelsverbindungen an die dortigen deutschen Einwohner gelangen lassen.

Ist auch — dieß sei zur Vermeidung falscher Unterstellungen hier ausdrücklich betont — auf den Besuch werther Gäste aus so weiten Fernen in größerer Zahl allerdings nicht zu rechnen, so kann man doch gewiß sein, daß unsere deutschen Landsleute auch von dort her, wie zu jeder Zeit bei ähnlichen Anläßen ihren treubewährten nationalen Sympathieen in anderer Weise, sei es durch theilnehmende Zuschriften, sei es durch Widmung von Ehrengaben, beredten Ausdruck geben werden.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Drachenbaum auf Teneriffa.] Die Zeitungen haben gemeldet, daß am 2. Januar d. Js. auf den kanarischen Inseln, besonders auf Teneriffa, ein furchtbarer Orkan gewüthet, und große Zerstörungen angerichtet hat. Diesem Sturm ist eine Berühmtheit zum Opfer gefallen, der riesige Drachenbaum im Garten des Marquis de Sauzal in der Villa de la Orotava auf Teneriffa. Dieser gewaltige Baum, der schon 1819 durch einen Orkan die eine Seite seiner Krone verloren hatte, war eine prachtvolle Ruine, deren Alter auf nicht weniger als sechstausend Jahre geschätzt wird. Die Ureinwohner der Insel sollen den Baum schon wegen seiner Größe und seines Alters verehrt haben; um die Zeit der Eroberung der Canaren durch die Spanier im 15. Jahrhundert wurde, nach einer Erzählung, in dem hohlen Stamme des Riesen an einem Altar Messe gelesen. Seit dem oben erwähnten Sturme von 1819

glaubte man, die Tage des Baumes seien gezählt, wie sich das denn nun auch bewährt hat. Sein hohler Stamm war in der letzten Zeit im untern Theile durch Mauerwerk, welches Bignonien und andere Schlingpflanzen verdeckten, gestützt, der obere Theil aber schon sehr morsch. Eine Weltberühmtheit wurde der Baum durch Alexander v. Humboldt, der ihn 1799 sah und maß. Nach der Schilderung Humboldt's in den „Ansichten der Natur" hatte der Riese, mehrere Fuß über dem Boden, 45 Fuß im Umfang und eine Höhe von etwa 65 Fuß; andere, französische Angaben, gehen viel weiter, sind aber unglaubwürdig. Der Drachenbaum, der dem nunmehr verstorbenen hinsichtlich der Größe am nächsten kommt, steht zu Icos de los Vinos auf Teneriffa, ist vollkommen gesund und hat eine unversehrte Krone; er hat etwa dieselbe Höhe, jedoch eine Breite von nur etwa 12 Metern unmittelbar über dem Erdboden. Viele andere, kleinere Drachenbäume findet man auf den Canaren und auf Madeira. Sie wachsen sehr langsam und blühen selten, im Spätherbst; geschieht es, so bedeutet das nach der Meinung der Landleute, ein fruchtbares Jahr. Aus Einschnitten in den Stamm oder die Zweige des Baumes fließt ein dicker, an der Luft erhärtender Saft hervor, welcher vormals als Drachenblut in der Medizin Anwendung fand. Dieser Saft ist nicht ursprünglich in der Rinde enthalten, sondern bildet sich erst 8 bis 14 Tage nach erfolgtem Einschnitt bei der Vernarbung der Wunde. Das Drachenblut soll jetzt nicht mehr von dem eigentlichen Drachenbaum (dracaena draco), sondern von calamus draco gewonnen werden; zum wenigsten wird dasselbe auf Teneriffa nicht mehr wie vormals gesammelt.

Der Berliner „Voss. Ztg." ist nachfolgender Brief zugegangen, welcher einen Beitrag zu den Leiden und Freuden der Konzertgeber gibt: „Herr Redakteur! Ich bin durch wiederholte Zuschriften sowohl meiner Freunde wie auch Fremder aufgefordert worden, eines meiner Montags-Konzerte zum Besten der Ostpreußen zu geben. Ich brauche kaum zu sagen, wie gern ich dazu bereit wäre, wenn den Ostpreußen ein Nutzen daraus erwüchse; aber hören Sie, wie Berlin, eben unser Berlin, die gute Musik unterstützt. Die Kosten meines ersten Cyclus dieser Saison betragen: Saalbenutzungen 275 Thaler, Honorar für Mitwirkung 291 Thlr. 12 Sgr. 6 Pf., Zeitungs-Annoncen 159 Thaler 10 Sgr. 6 Pf., Drucksachen 61 Thaler, diverse Kleinigkeiten 44 Thaler, Summa 830 Thlr. 23 Sgr. Eingenommen habe ich 827 Thlr. 22 Sgr. 6 Pf., also im Ganzen ein Minus von 3 Thlr. 6 Pf.!! Indem ich Ihnen beigehend 5 Thlr. übersende, habe ich den Ostpreußen einen nur glücklichen Minus-Ertrag von zwei solchen Cyklen meiner Monats-Konzerte zugewandt. Ich bitte Sie gehorsamst, dieses Brieschen zu veröffentlichen, um dem Publikum einen flüchtigen Einblick in Berliner musikalische Verhältnisse zu verschaffen. Ergebenst Sigismund Blumner."

Die „Prag. Ztg." berichtet: Das plötzliche Verschwinden Hrn. Niemann's von Dresden hat Beziehungen zu Grunde, welche der berühmte Tenorist zu einer am deutschen Theater in Petersburg engagirten Schauspielerin unterhalten. Dieselbe gehörte im letzten Direktionsjahr Thomé's als naive Liebhaberin dem Verbande der Prager deutschen Bühne an. Auch im Wiener Burg-Theater gastirte sie einige Zeit hindurch. Uebrigens ist sie als hübsche Blondine und treffliche Nachahmerin der Goßmann bekannt und — sie heißt Hedwig Rabe. Die Gattin des Herrn Niemann, die berühmte Künstlerin Frau Seebach, hat sich bekanntlich durch diese Verhältnisse veranlaßt gesehen, bei dem Gerichte die Ehescheidungsklage zu überreichen. (Vor einiger Zeit brachte die „Illustr. Ztg." eine Abbildung der Schauspielerin Hedwig Rabe mit einer kurzen Lebensbeschreibung, welche nicht unromantisch ist. Die Abbildung zeigt einen Kopf voll naturwüchsigen Reiz; das Gesicht ist voll, hat aber feine beinahe scharfe Linien.)

Logogryph.

Wenn von Kummer, Gram und herbem Schmerz,
Gebeugt und zerschlagen dein armes Herz,
Dann bleibt dir mein Ganzes noch übrig.
Wirst du einen Buchstaben von Vornen mir streichen,
Dann werd' ich mich in jeder Küche dir zeigen.
Wer ein weiteres Zeichen von Vornen mir nimmt,
Dem zeig' ich mich als Himmelsgegend bestimmt.
Und noch ein einziges Zeichen gestrichen,
Dann heißt's so viel als: hübsch still geschwiegen!

Auflösung des Räthsels in Nr. 32:

Theodor brachte „Dorothea" eine rothe Rose, indem er sagte: „Rathe, wo ich sie gefunden habe." — „Gewiß am Ufer der Oder," antwortete Dorothea. „O, wie unvorsichtig du bist, du hast dich gewiß sehr tief gebückt, um sie zu bekommen, du hättest ertrinken können; ich hätte mich alsdann gegrämt wie Hero, und es hätte mich weder die schönste auf deinen Tod gedichtete Ode getröstet, noch wenn du einen Geschichtsschreiber, gleich Herodot, gefunden hättest.

Richtig gelöst von Valentin März, Gendarm in Oberlinn, A. Philipps, R. S. in Sch. und M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 39 Samstag, 15. Februar 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Ein Mann von militärischem Aussehen, aber in Zivilkleidern trat in das Büffet, und erbat sich unter Vorweisung einer grünen Karte die Erlaubniß, sich die Gäste betrachten zu dürfen. Als er mit ziemlich plumbem Bemühen, unbefangen zu erscheinen, in jene Ecke des Speisesaales gelangte, wo Wenzel noch immer mit dem lustigen enthusiastischen Herrn v. Scharlner plauderte, warf der Letztere dem Anderen einen bedeutsameren Blick zu, und winkte mit den Augen nach Wenzel hinüber. Einige Minuten darauf trat ein Kellner zu Wenzel und flüsterte ihm erschrocken ins Ohr: „Da draußen, Gnaden, ist ein Herr von der Polizei, der Sie zu sprechen wünscht. Bitt' Ihna, machen's nur kein Aufsehens, Gnaden!"

„Von der Polizei? Gut, ich komme gleich!" versetzte dieser leise, und verabschiedete sich eilig von seinem Gesellschafter. Als er hinauskam auf den Flur, fand er drei Leute statt des Einen. „Nun fragte er den ältesten derselben, der Zivilkleider trug, „haben Sie den Rechten gefunden?"

„I denk schon, versetzte der Angeredete humoristisch, „vorausgesetzt, daß Sie der Herr Wenzel sind, der im goldenen Schlüssel in der Leopoldstadt logirt. Wollens nur mitkommen! Marsch!" Damit nahm er ihn am Arm und führte ihn zur Treppe.

„Zurück, Herr!" sagte Wenzel, den dieß empörte; „ich kann allein gehen! Glauben Sie denn einen Arrestanten vor sich zu haben?"

„Je nachdem man's nimmt, o ja!" versetzte der Polizeimann. „Machens aber kan solchen Lebtag, Gnaden!" setzte er gutmüthiger hinzu; „ich möcht' halt dem Herrn Wirth kein Affront machen. Wenn's gutwillig mitgehn, so sollens meinetwegen allein gehen; d'runten steht ohnedem ein Wagen!"

„Aber was soll denn das heißen?" rief Wenzel. „Ich will auf die Polizeidirektion gebracht werden."

„Dahin solls noch bald genug kommen!" war die Antwort.

„Aber Sie sind offenbar im Irrthum, mein Herr!" rief Wenzel. „Sie werden mich doch nicht für einen Verbrecher halten, während ich nur der Betrogene bin!"

„Das kann schon sein! Betrogen sind Alle, die ich arretiren muß, wenn sie glauben, sie könnten mir echappiren!"

„Sie mich arretiren? mit welchem Rechte? auf wessen Befehl?"

„Werden's schon erfahren, Musjeh Deserteur! jetzt nur vorwärts, Herr Gfreiter Wenzel Greß, von Hoch- und Deutschmeister-Grenadieren, desertirt im März Anno 10."

Wenzel fuhr zusammen, und stieß unwillkürlich eine Verwünschung aus. Ich bin verrathen! dachte er, und sein nächster Gedanke ging auf Flucht. Mit einer Boxerfaust schlug er dem höhnischen Burschen in den Nacken, daß er die Treppe vollends hinunterstürzte und sprang über ihn hinweg der Hausthüre zu, aber unter dieser warfen sich zwei Männer auf ihn, und rissen ihn zu Boden, nachdem sie ihn mit einem Schlag über den Kopf betäubt. Ehe er sich's versah, lag er, von derben Fäusten gehalten, im Wagen, der mit ihm und seinen Begleitern der Stockwache zurollte. —

Zehn Uhr schlug's auf der Pendule in Baron Damoiseau's Salon, als die alten Herren ihr Spielchen aufgaben, und zwei davon sich entfernten. Der Hofrath blieb, und wollte Adolph noch erwarten, der nach dem Circus von de Bach geeilt war, nachdem er seine Amtsgeschäfte erledigt, um seine Cousine von dort abzuholen. Offenbar hatte er etwas auf dem Herzen, denn er brachte die Rede auf Familienangelegenheiten. Endlich sagte er: „Apropos, Baron! ich soll heute von wegen meines Neffen mit Ihnen reden!" Sie wissen, Adolph wird demnächst befördert, er ist dreißig Jahre alt, zum Polizeidirektor in Brünn designirt, und sieht sich jetzt um eine Frau um!"

„So?" erwiderte der General einsylbig. „Von alldem wußte ich kein Wort. Je nun, er kann eine gute Parthie machen, denn er macht schnell Carriere!"

„Man kommt ihm auch von mehreren Seiten sehr entgegen," sagte Herr v. Grinding nachlässig; „aber er gibt nicht viel darauf — er hat seine Wahl schon getroffen!"

„Desto besser! wenn es ihm an Kasse fehlt, um seine Uebersiedlung und erste Einrichtung zu bestreiten, so mag er auf mich rechnen!"

„Er rechnet in anderer Weise auf Sie!“ entgegnete der Hofrath sehr anzüglich. „Sie müssen ihm zugeben, daß der Junge immer guten Geschmack bewies; das hat sich auch bei seiner Wahl bethätigt — Sie sollen seinen Freiwerber machen, Baron!“

„Ich? — Sie spassen, Hofrath. Ich qualifizire mich schlecht zu solchen Dingen, denn Sie wissen, ich bin eine Art Misanthrop.“

„Bei der Zukünftigen Adolph's hat das Nichts zu sagen. Niemand hat größeren Einfluß auf sie als Baron Damoiseau, der ihr Oheim und Vormund in Einer Person ist — mit Einem Worte: Adolph wirbt um Theresiens Hand!“

Der Generalmajor sprang so rasch vom Stuhle auf, als sein Podagra es erlaubte. „Alle Wetter!“ rief er, „was Sie sagen!“ Eine Liebesintrigue unter meinen Augen, und ohne daß ich etwas gemerkt hätte? — Bah, das kann nicht sein! Theresie ist ja noch ein Kind!“

„Ein schönes Kind wenigstens, aber nicht viel Monate unter achtzehn. Da ist's die höchste Zeit, Baron, denn Sie wissen, unsere heutigen Blüthen welken schnell!“ Der Baron schwieg nachdenklich, und trommelte auf dem Tisch. „Die jungen Leutchen lieben sich,“ fuhr Herr v. Grinding fort; „Adolph ist mir sogar beinahe allzu verliebt. Haben Sie nicht bemerkt, daß er oft zerstreut, einsylbig ist, daß Theresie bleicher wird, daß ihre Munterkeit abnimmt? Wohlan, Sie sehen selbst, die Leutchen sind einander nicht gleichgültig. Sie sind mit einander aufgewachsen, Ihre Güte gegen Adolph hat unwillkürlich diese Herzensangelegenheit zur Entwickelung gebracht, — ich wüßte keine junge Dame, mit welcher mein Neffe glücklicher werden könnte, und bin überzeugt, auch Sie werden Adolph nicht unwürdig halten, die Tochter zu besitzen, welche Sie erzogen haben! Machen wir die Sache kurz ab, Herr Baron; darf ich Adolph Hoffnung geben?“

„Sie überraschen mich, Hofrath!“ entgegnete der Generalmajor. „Sie wollen mich überrumpeln! Gemach, Herr v. Grinding. Lassen Sie mich erst mit dem Mädchen reden. Theresie hatte nie ein Geheimniß vor mir; sie ist noch zu jung, um mir etwas zu verhehlen; ich will sie nicht in ihrer Wahl beschränken, aber ich wünschte, daß sie noch reifer würde, bevor sie aus meinem stillen Hause in die geräuschvollen Kreise der großen Welt eingeführt wird!“

„Das heißt: Sie wollen diese Frage nicht jetzt schon erörtern, sondern prorogiren!“ sagte Herr v. Grinding. Je nun, wie Sie wollen. Adolph ist, wie mir scheint, seiner Sache schon zu gewiß, um für seinen Erfolg zu fürchten. Er ist stolz, ohne ehrgeizig zu sein — eine seltene Eigenschaft bei unseren heutigen jungen Männern, — er vertraute sich mir auf eine Weise an, die mich ihn doppelt lieb gewinnen ließ, — ich wies ihn an Sie, weil ich weiß, daß Sie ihm gewogen sind, aber er gab mir seine Beweggründe an, aus welchen er meine Vermittlung wünschte, ich habe meinen Auftrag vollzogen. Vielleicht ist es gut, wenn ich ihn nun direkt an Sie wende!“

„Und warum?“

„Weil ich auf ein Vorurtheil stoße, womit Sie ihm Unrecht thun!“

„Ein Vorurtheil von meiner Seite?“ fragte der Baron, — „nicht daß ich wüßte!“

„Adolph ist arm — Sie sollen Fräulein Theresie von Stauthal mit einer reichen Morgengabe bedacht haben!“ sagte Herr v. Grinding betonend. „Sie werden mir nicht glauben wollen, daß es mehr die persönlichen Eigenschaften Ihrer Mündel, als deren Geld ist, welche Adolphs Wahl bestimmten!“

„Da irren Sie sehr, Herr Hofrath!“ erwiderte der Baron. „Was Theresie von mir erhalten hat, das steht für Adolph noch in Aussicht. Er ist ein Schwesterkind meiner verstorbenen Frau, wie Theresie, und ich schätze ihn zu hoch, um ihm niedrige Absichten zuzutrauen!“

„Sie hielten aber sein Anliegen für ein rein materielles . . .“

„Rechnen Sie das meiner Unbefangenheit zu!“ sagte der General. „Die Mittheilung, welche Sie mir machten, kam mir in anderer Weise unerwartet. Kinderlos, wie ich bin — Sie kennen ja meine Familienverhältnisse — habe ich vor etwa zwölf Jahren die Waise meiner Schwägerin zu mir ins Haus genommen, um mir eine Pflegerin für meine alten Tage und ein Wesen zu gewinnen, über welches ich den Drang der Vaterliebe übertragen könnte, der in mir vielleicht um so mächtiger ist, je beharrlicher mir in meiner zweiten Spätlingsehe der Kindersegen versagt blieb. Seit einigen Jahren ist mir Theresie in meiner Muse und gezwungenen Unthätigkeit eine doppelte Tröstung. Können Sie mir's da verdenken, wenn ich über die drohende Aussicht, meine Pflegerin und Genossin zu verlieren, etwas erschrack?“

„Nicht doch, diese Aufklärung befriedigt mich nicht nur, sondern wird meinen Neffen veranlassen, Ihnen zu beweisen, daß Sie, wenn Theresie wirklich seine Empfindungen theilt, nicht eine Tochter verlieren, sondern durch diese auch noch einen Sohn erwerben. So haben Sie am Ende bei der Aenderung der Dinge gewonnen, denn so wie ich Adolph's Stimmung und Gesinnung beurtheile, opfert er Ihnen lieber seine Laufbahn, als Theresiens Hand, und was hinderte Sie dann, dem jungen Paar einige Zimmer in Ihrem geräumigen Hause anzuweisen, und so Beide zu täglichen Genossen zu haben?“

„Sie sind ein verdammt gewandter Diplomat, lieber Grinding!“ sagte der General lächelnd. „Gut denn, ich will mit meiner Nichte reden. Schicken Sie mir Adolph übermorgen, — nicht morgen! Morgen ist einer jener Tage, wo ich mit meinen Erinnerungen gerne allein bin! Ich muß das Pärchen konfrontiren.“

Herr v. Grinding lächelte und nahm Abschied; hatte aber die Salonthüre noch nicht erreicht, als Therese hereintrat, und an des Oheims Hals flog.

(Fortsetzung folgt.)

Virchow über den Hungertyphus.

(Schluß.)

Die fürchterliche Seuche traf in den Jahren 1770 und 71 ganz Norddeutschland, Theile von Süddeutschland, Oesterreich und Frankreich sehr schwer. Jene Jahre charakterisirten sich ebenfalls durch außerordentlich viele Regentage, anhaltende Westwinde, kaltes Wetter und in Folge dessen ein gänzliches Mißrathen der Feldfrüchte. Die hinterlassene lebendige Schilderung eines zu jener Zeit lebenden Arztes erinnert sehr genau an die jetzigen Nothzustände in Ostpreußen. Das damalige Fieber wurde als Faul- und Fleckfieber bezeichnet. Auch Irland, welches überhaupt seit zwei Jahrhunderten den Sitz des Hungertyphus bildet, wurde damals schwer davon heimgesucht. Aufs Neue trat alsdann die Seuche in den Jahren 46 und 48 in Irland auf. Die Erkrankungen betrugen eine Million, in Dublin allein 40,000 Menschen. Die Irländer wanderten massenhaft aus, aber überall, wohin sie wanderten, schleppten sie die Seuche mit. Gleichzeitig in jenen Jahren trat die Seuche in Flandern und Oberschlesien auf. In allen diesen Epidemien war es das Fleckfieber, welches die Bevölkerung mehr als dezimirte. Eine andere Form der Krankheit, auf welche die Aerzte aufmerksam wurden, charakterisirt sich durch den Mangel an Hautausschlägen, wie andererseits durch die sehr heftigen Rückfälle (Rückfallsfieber typhus recurrens). Das Verhältniß beider zu einander ist nicht ganz genau festgestellt. Von einigen Aerzten wird die Recurrens nur als eine mildere Form des Exanthemat-Typhus angesehen. Unzweifelhaft ist indessen, daß auch der Hunger mit der Recurrens in Beziehung steht. Auch im Kriegstyphus sind mehrere Gruppen zu unterscheiden, das Lager-, Festungs-, Lazareth- und Schiffsfieber. Auch diese Arten sind in der Mehrzahl der Fälle unzweifelhaft Fleckfieber.

Nach der Annahme früherer Zeiten war es zulässig, an eine direkte Einwirkung Gottes auf die Krankheiten zu glauben. Auch heute wirkt dieser Standpunkt, der auf das Begreifen der nächsten Ursachen verzichtet, noch nach, indem gewisse Spezialisten eine Verbindung der Seuchen mit Kometen, meteorologischen Erscheinungen, vulkanischen Eruptionen herzustellen suchen. Die Möglichkeit eines solchen Zusammenhanges ist nicht zu läugnen, nur muß die Untersuchung derselben nicht an den Anfang, sondern an das Ende gestellt werden. Daß die Witterungsverhältnisse den Gesammtkomplex der Erscheinungen in hohem Grade beeinflussen, ist an sich ja nicht zweifelhaft. Mit der Nässe und Hungersnoth in Norddeutschland um 1770 korrespondirte eine furchtbare Dürre und Hungersnoth in Ostindien und dieselbe Erscheinung zeigt sich jetzt wieder in Algier und Tunis. Das Nächste bleibt indessen immer die Untersuchung der unmittelbaren Umgebung des Kranken und der auf ihn wirkenden Ursachen. Für den Typhus hat die moderne Wissenschaft drei Hauptursachen festgestellt. 1) Mangel. 2) Ueberhäufung, d. h. eine Ueberzahl von Menschen im Verhältniß zum gegebenen Raum. 3) Unmittelbare Aufnahme verdorbener Substanz (besonders Kloakenstoffe). Der englische Arzt Murchison führt auf diese Ursachen die verschiedenen Formen des Typhus zurück. Ihm zufolge geht aus dem Mangel der Recurrens, aus der Ueberhäufung das Fleckfieber, und aus der Aufnahme verdorbener Substanzen der Unterleibstyphus hervor, — eine Annahme, die wissenschaftlich wohl schwerlich als feststehend erachtet werden kann, gegen die vielmehr verschiedene hier nicht näher zu erörternde Gründe sprechen. Nur bei dem Unterleibstyphus darf die Hypothese als richtig angenommen werden, dagegen geht das Fleckfieber nicht einfach aus Ueberhäufung hervor. Es entwickelt sich dann, wenn Menschen in gedrängter Lage und mangelhafter Nahrung anhaltend verharren. Daher ist die Entwicklung der Krankheit begünstigt im Winter durch das engere Zusammenwohnen der Menschen, in Festungen, Schiffen u. s. w. Bei Eisenbahn- und Chausseearbeitern, die sich mangelhafte Einrichtungen beschaffen, bildet sich oft ein lokaler Heerd des Fleckfiebers aus. Auch in Berlin hat sich die Krankheit seit vorigem Jahre vereinzelt gezeigt, theilweise nachweisbar eingeschleppt, theilweise aber auch dort erzeugt. Verneint muß die Annahme eines besondern Typhusgiftes werden. Die Petersburger Akademie glaubte eine besondere Verbindung mit der Kartoffelkrankheit konstatiren zu können. Letzteres ist schon deshalb anzunehmen unzulässig, weil die Kartoffelkrankheit viel später als der Typhus aufgetreten ist. Früher pflegten die großen Epidemien von Judenverfolgungen begleitet zu sein, weil man an eine Vergiftung der Brunnen durch diese glaubte. Jetzt wissen wir, daß das wahre Gift in unserer eigenen Unwissenheit, Nachlässigkeit und Sorglosigkeit liegt. Das Wiederauftreten der Epidemie sollte wenigstens die Folge hinterlassen, daß es zu einem vermehrten Wissen, einem vermehrten Muth anspornte, die Bedingungen wegzuschaffen, die der Herstellung eines gesunden Lebens entgegenstehen. Diese Ursachen können zum großen Theil beseitigt werden, sie ruhen theilweise in dem Mißbrauch der gesellschaftlichen Vortheile. Eine fortschreitende Verbesserung der Städte wird den Unterleibstyphus vermindern und einschränken, wenn auch vielleicht nicht ganz ausrotten

können. Aber an der Wurzel anzugreifen und zu beseitigen ist das Fleckfieber, und daß das möglich ist, dafür spricht eine große Erfahrung, nämlich die Beseitigung der ägyptischen Pest. Auch diese Krankheit, deren furchtbare Verbreitung dadurch bezeugt ist, daß die Geschichte der Medizin im Mittelalter eigentlich nichts als die Geschichte der orientalischen Pest ist, entstand mit dem Sinken des Staates und ist mit der Hebung desselben wieder verschwunden. Als die Kanäle, Wohnungen, der Ackerbau in Aegypten verfielen, despotische Regierungen das Volk aufs Aeußerste aussaugten, entwickelte sich die Pest, mit der Beseitigung dieser Ursachen verschwand sie wieder und gegenwärtig gibt es in der ganzen Welt keine Pest. So muß es auch gelingen, das Fleckfieber auszurotten. So lange dasselbe besteht, wird es ein Zeugniß von der schlechten Organisation der Gesellschaft sein. Der Vortragende schloß mit der Bemerkung, daß er auf dieses Gebiet nicht näher eingehen wolle. Mancherlei Empfindlichkeiten pflegten durch die Berührung desselben verletzt zu werden. Er erinnere nur an das Zeugniß des Engländers Alison, der viel früher schon über die Typhuskrankheiten sagte: „Das Vorkommen solcher Krankheiten ist für den Gesetzgeber das wichtigste Zeugniß von der trostlosen Lage der Armen.“ Von da ab datirte die Reform der Armengesetzgebung in England.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Karlsr. Ztg.“ meldet das am 1. Februar erfolgte Ableben des Philologen Feldbausch. Felix Sebastian Feldbausch, geboren zu Mannheim 1795, kam 1821 an das Lyceum in Rastatt, 1844 an das Lyceum in Heidelberg. Im Jahr 1850 wurde er unter Ernennung zum Geh. Hofrath in den Oberstudienrath berufen, 1852 in den Ruhestand versetzt.

Am 30. v. Mts. empfing der Papst 200 Damen, Römerinnen und Fremde (einzelne Damen erhalten niemals Audienz), welche ihre Unterwerfung unter das päpstliche Breve vom 12. Oktober v. Js. (gegen die anstößigen Toiletten, falschen Locken u. s. w.) anzeigen wollten. An der Spitze der Damen stand die junge Fürstin Lancelotti, eine Tochter des Fürsten Aldobrandini, welche auch die Anrede hielt. Der Papst antwortete mit einer Allokution, in welcher er die Bescheidenheit der Frauen auch in äußerlichen Dingen betonte. Dann nahm er dankend eine Menge von Altardecken und dergleichen mehr entgegen, welche die Damen für die von den Garibaldinern verwüsteten Kirchen gearbeitet hatten, und entließ sie mit dem Segen. Uebrigens sieht man in Rom wirklich keine Chignons mehr, keine chinesischen Moden und die Damentoiletten sind ganz entschieden bescheidener und ansprechender geworden.

Man meldet aus London vom 10. Februar: Das stärkste Kriegsschiff, das noch den Ozean befahren, ist heute vom Stapel gelassen worden. Es hat den bezeichnenden Namen „Herkules“ erhalten. Der Herkules hat eine Stärke von 9 Zoll, trägt sogenannte Anakim-Kanonen und kann sich mit einer ganzen Flotte so leicht schlagen, wie Gulliver mit den Lilliputanern. Die Dicke der Wände, Holz und Eisen zusammen, beträgt volle 5 Fuß, trägt in der Hauptbatterie 8 Kanonen, die Kugeln von 6 Zentnern werfen, außer dem Geschütz in den Seitenbatterien. Die Maschinen sind von 7200 Pferdekraft und verbrauchen täglich 240 Tonnen Kohlen.

Die Einnahmen des atlantischen Kabels sind seit der letzten Tarifherabsetzung fortwährend im Steigen begriffen. Schon in den letzten Monaten des vorigen Jahres hatte sich die tägliche Brutto-Einnahme von 808 auf 963 Pf. Sterl. gesteigert. Im verflossenen Monat Januar hob sie sich auf 1262 Pf. St., während sie im Januar 1867 nicht über 755 Pf. St. betragen hatte. Und noch immer ist für die Steigerung der Einnahmen ein weites Feld offen, vorausgesetzt, daß den beiden Kabeln nichts Menschliches passire, und die beiden projektirten neuen unterseeischen Linien (es gibt deren nicht weniger denn drei) ihnen nicht allzu starke Konkurrenz machen.

Die Zahl der weiblichen Aerzte, welche sich auf amerikanischen Universitäten ausgebildet haben und gegenwärtig praktiziren, beläuft sich schon auf dreihundert. Die erste Amerikanerin, welche als Doktorin promovirte, war Miß Blackwell im Jahre 1840. In New-York gibt es weibliche Aerzte, deren Jahreseinkommen zwischen 10- und 15,000 Dollars beträgt.

Auflösung der Charade in Nr. 33:

„Platzpatrone“ (blinde Patrone),
Wird gebraucht beim Exerziren;
Hat sie im Leib die blaue Bohne —
Mag sie Manchen inkommodiren.

M. M.

Redakteur Gustav Reffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 40 Montag, 17. Februar 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

„Wie? Du kommst allein, Thereschen?" fragte der Oheim. „Und wo bleibt denn Adolph?"

„Ich habe ihn nicht gesehen, Onkelchen!" entgegnete Therese. „Die jungen Herren halten nicht Wort, und fehlen, wo man sie am nöthigsten braucht. Ah, Herr v. Grinding! Ihre Dienerin! Schmähen Sie nur recht Adolph, daß er nicht Wort hielt. Gerade heute hätte ich ihn so gerne zum Begleiter gehabt ... Denken Sie sich, meine Herren, ich habe einen Unglücksfall veranlaßt!"

„Einen Unglücksfall?" riefen Beide, und der General sagte: „Darum also diese Verstörtheit auf Deinen Zügen? Was ist Dir denn begegnet!"

„Ich habe einen armen Knaben überfahren!" sagte Therese, und ihre Stimme zitterte noch bei der Erinnerung an dieses Ereigniß. „Stephan fuhr so besessen auf das Rondell am Prater ein, daß ein armer Knabe unter die Pferde gerieth, und nur durch ein Wunder dem Tode entging... Ich hörte seinen Schrei, sah aus dem Wagen, und die großen schwarzen schönen Augen des Knaben, so voll Seelenangst und Vorwurf, schweben mir noch immer vor dem Blick, und ich kann sie nicht mehr loswerden! — In meinem Leben vergesse ich diese Scene nicht. Wie die Leute auf dem Platze schrieen! Wie Aller Augen auf mich geheftet waren, und Verwünschungen aller Art an mein Ohr schlugen! O Sie müssen Stephan ernstlich verweisen, bester Onkel!"

„Aber der Knabe? ist er todt? ist er verletzt?" fragte der General, und man merkte seiner Stimme an, daß er gelassen erscheinen wollte.

„Und Sie könnten glauben, daß ich dann noch zu de Bach gegangen wäre, wenn ich den Knaben todt oder verletzt gewußt hätte?" erwiderte Therese. „O, das wäre unmenschlich, barbarisch gewesen! — Nein, ich habe mich wohl thöricht betragen, aber dessen wäre ich nicht fähig gewesen! Der Schreck, die falsche Scham über das Geschrei und Schelten der zusammengelaufenen Masse machten mich so betäubt, daß ich Stephan noch rascher fahren hieß. Als wir aber vor dem Circus hielten, sandte ich den Lakaien mit dem Befehl zurück, nach dem Knaben zu sehen und Alles aufzubieten, daß ihm alle mögliche Hülfe und Unterstützung zu Theil werde. Hätte ich mich nicht wirklich geschämt, ich wäre wieder umgekehrt. Da kam Graf Scheideck zu mir heran, und brachte mir die Beruhigung, daß dem Knaben kein Leid widerfahren sei; er sah meinen Schreck, führte mich zu seiner Mutter in eine Loge, und ließ sich bewegen, noch einmal auf den Schauplatz des Unglücks zurückzukehren, und von Neuem Nachforschungen anzustellen. — Der ganze Abend war mir verdorben; durch die rauschende Musik hörte ich nur des Knaben gellenden Angstschrei, sah im Lichterglanz und Flitterprunk nur seine schönen angstvollen Augen, und erschrack, so oft ich mich anreden hörte, weil ich die Schreckensnachricht fürchtete, daß der Kleine gestorben sei. Ich hatte gar keinen Sinn für die Vorstellung, so sehr sich auch der Graf und seine Mutter Mühe gaben, mich zu beruhigen; verschiedene Augenzeugen hatten den Grafen zwar versichert, daß der Knabe selbst frisch und munter heimgegangen sei; aber ich ward dennoch von Viertelstunde zu Viertelstunde immer unruhiger, so daß ich am Ende den Grafen bat, mir einen Fiaker zu besorgen, und er und seine Mutter mich gegen meinen Willen nach Hause begleiteten!"

„Na, beruhige Dich nur, meine Liebe!" sagte der General liebreich. „Wenn der Knabe noch allein und munter heimlief, so ist er offenbar mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Man soll ihn morgen aufsuchen, denn er wird sich nicht in die Erde verkrochen haben, und ein ordentliches Schmerzensgeld soll ihm nicht entgehen. Ueberhaupt mußt Du die Sache nicht so ernst nehmen, mein Kind; solche Vorfälle sind in allen großen Städten häufig."

„Und haben selten wirklich gefährliche Folgen!" setzte Herr v. Grinding hinzu. „Legen Sie sich zu Bette, liebe Therese, trinken Sie ein paar Gläser Zuckerwasser, um die aufgeregten Nerven abzuspannen, und schlagen Sie sich den Unfall aus dem Sinne. Der kleine Range war sicher einer jener angehenden Taugenichtse, welche sich absichtlich überfahren oder überreiten lassen, um das öffentliche Mitleid und die Munifizenz der Reichen und Vornehmen zu brandschatzen, unter deren Wagen sie sich werfen! Geben Sie Acht, morgen Frühe vor Tag steht schon die ganze Familie vor Ihrer

Thüre, und heult und zetert Ihnen vor, bis Sie ein paar Dukaten als Mundpflaster auf die Striemen legen, die der Vater gestern Abend noch mit dem Knieriem dem kleinen Taugenichts gehauen, damit das Schmerzensgeld desto reicher falle!"

„Nicht möglich!" sagte Therese beinahe unwillig. „Wie sollte ein Mensch, ein Kind, sogar sein Leben und seine gesunden Glieder daran wagen, um sich einen solchen Betrug zu erlauben?"

„Meine Erfahrungen beweisen meine Behauptung," gab der Hofrath zur Antwort. „Man hört auch nie, daß ein Fiaker einen solchen Knaben überfahren habe; immer waren es adelige Equipagen mit Livreekutschern, zumal wenn nur Frauen darin saßen!"

„Aber dieser Knabe gehörte nicht zu dieser Klasse!" versicherte Therese. „Er war so anständig gekleidet, wie es nur von Kindern anständiger Familien zu erwarten ist, und in seinem frischen schönen Gesicht lag auch nicht der leiseste Zug von jugendlicher Verworfenheit. Nein, die Polizei sollte nicht dulden, daß die reichen und vornehmen Leute durch solch' rasches Fahren die Fußgänger gefährden, und namentlich Stephan..."

„Bah, der hat gewiß seine Schuldigkeit gethan!" rief der General. „Der Bursche ist einer der geschicktesten Kutscher, und hat es heute wieder erprobt, denn ein Anderer als er hätte den Jungen zu Brei gequetscht. Lege Dich zur Ruhe, laß den Arzt rufen, mein Kind! Du bist heute zu aufgeregt!"

„Aber Sie müssen Stephan einen ernsten Verweis geben, Oheim. Denn ich werde Adolph keine Ruhe lassen, bis er Stephan einsperren lassen wird, wenn Sie ihn amnestiren! — Gute Nacht, lieber Onkel! Gute Nacht, Herr Hofrath!"

„Ein kleines Trotzköpfchen, das!" sagte der Hofrath, als sie fort war.

„Im Grunde aber ein treffliches Gemüth!" sagte der Onkel stolz.

„Ganz gewiß! gerade das Uebermaß an Herzensgüte macht das Fräulein heute ungerecht! Morgen, wenn das Bettelpack kommt und ihr vorwimmert, werden schon die Illusionen bei ihr schwinden, besonders wenn ich eine vertraute Person zu Ihrem Hausmeister stelle und Sie bei Zeiten enttäuschen lasse. Aber die Gräfin Scheideck und ihr Sohn werden sich Mühe gegeben haben, des Fräuleins Groll noch zu heller Lohe anzufachen. Der Herr Graf wird den Zufall glücklich preisen, der ihm geholfen hat!"

„Wie so?" fragte der General.

„Je nun, ich sollte wohl schweigen, um nicht, als Mandatar meines Neffen, in den Verdacht selbstsüchtiger Motive zu kommen," sagte der Hofrath. „Allein ich halte es, Ihnen gegenüber, für meine Pflicht, der Gräfin und ihrem Sohne entgegenzuarbeiten. Die Dame ist auf der Spähe nach einer Erbin für den Grafen Alfred, und es brennt sie auf den Nägeln, demselben eine tüchtige Parthie zu verschaffen. Vielleicht wird der Herr Sohn dann solider, und andererseits kann man wenigstens dem drohenden Ruin vorbeugen!"

„Solider, drohender Ruin?" wiederholte der General. „Wie soll ich das verstehen? Die Familie gilt für eine sehr reiche, sehr anständige!"

„Mancher scheint dick und ist nur geschwollen, sagt Göthe!" versetzte Herr v. Grinding. „Mit einem Worte: Graf Alfred ist ein Spieler, dem Faro und Bouillotte in mancher Nacht schon eine ganze Jahresrente gekostet haben. Vergeblich waren der Mutter Vorstellungen, vergeblich die Warnungen von Freunden, — der junge Thor, von aberwitziger Leidenschaft hingerissen, stürzt sich blindlings in sein Verderben. Er weiß, daß seine Mutter ihn mit einer Affenliebe hätschelt, als einzigen Sohn, der ihr von vieren geblieben ist; sie ist eine Frau von Geist und seltenem Verstand, die kluger Weise ihn vor der ganzen Welt als Muster herausstreicht, anstatt ihn zu prostituiren, wie ein beschränkteres Weib thun würde, weil sie hofft und sich schmeichelt, in einer schönen, liebenswürdigen und reichen Schwiegertochter Arznei für ihr Herz und Vermögen zu finden! — Leider aber kennt man des jungen Mannes stille Sünden schon ziemlich allgemein!"

„Armer Graf!" sagte der Baron kopfschüttelnd. „Ein Spieler ist der unglücklichste Mensch unter der Sonne, der am tiefsten gesunken. Aber ich kann's kaum glauben, ein so ruhiger, ernster Charakter, ein so hochgebildeter vollendeter Kavalier, einer der besten Offiziere des Heeres! Und sein Vater, lange Zeit mein Kamerad, war einer der trefflichsten Männer!"

„Nicht alle Söhne gleichen den Vätern, das beweisen naheliegende Beispiele!" sagte Herr v. Grinding anzüglich. „Mag die Welt in ihm ein Muster und Inbegriff aller Tugenden sehen, — ich weiß es besser; ich habe Thatsachen. Glauben Sie mir, Herr Baron, die Wiener Polizei kennt alle stillen Sünden der hiesigen Kavaliere, und mancher Vater thäte wohl, uns hie und da bei der Wahl seines Schwiegersohnes zu Rathe zu ziehen. Manche unglückliche Ehe würde dadurch verhütet!"

„Aber Ihre Amtsgeheimnisse, Herr Hofrath!" sagte der General lächelnd.

„Je nun, mit dieser Treue geht's wie mit der mancher schönen Frau! Um sich einen Freund zu verbinden, biegen wir sie manchmal, weil wir sie nicht brechen dürfen. Inzwischen rechne ich natürlich auf Ihre Diskretion, Herr Baron!"

„Seien Sie unbesorgt; ich werde Therese morgen warnen und wegen Adolph's mit ihr reden!" Herr v. Grinding verabschiedete sich, und der General ging zu seiner Nichte, um nach ihrem Befinden zu sehen. Das schöne Mädchen lag im Nachtkleide auf ihrem Divan, und sah sehr bleich und angegriffen aus; ein

leichtes Fieber schüttelt sie, und ihre Augen hatten den gewohnten Glanz und fröhlichen naiven Ausdruck nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Feinde Maximilians.

Wieder fällt einer der Schleier, welche die Ursachen der Katastrophe von Queretaro zu verhüllen bestimmt waren. Mit entsetzlicher Klarheit zeigt sich uns Alles, was den Sturz des Kaisers Maximilian herbeigeführt hat, und wir blicken in einen Abgrund von Brutalität, Treulosigkeit und Verrath. „Authentische Enthüllungen über die letzten Ereignisse in Mexiko", von Wilhelm von Montlong (Stuttgart, Hoffmann) nennt sich ein Buch, das eine Anklageschrift gegen die Franzosen, gegen Marquez und viele andere der falschen Freunde und geheimen Feinde Maximilians ist. Herr von Montlong war Kabinetsoffizier des unglücklichen Kaisers, und auf dessen Befehl hat er die Aufzeichnungen gemacht, die er jetzt veröffentlicht und von den urkundlichen Belegen begleiten läßt. Er führt alle Thatsachen auf und nennt alle Namen, vorab den des Marschalls Bazaine, der hier als einer der Veranlasser der Katastrophe erscheint.

Das Kaiserreich begann mit einem Verrath, wie es mit einem Verrath endete. Erzherzog Maximilian wurde betrogen, als man ihm in Miramar die Abstimmungsprotokolle vorlegte, die ihn zum Erwählten der Nation stempelten. Wie aber waren die Abstimmungen bewerkstelligt worden? Zwei Beispiele werden darüber genug sagen. General Jeanningros versammelte in Monterey die angesehensten Einwohner. Nachdem er ihnen auseinandergesetzt hatte, daß der Kaiser Napoleon, stets um die Wohlfahrt aller unglücklichen Völker besorgt, Mexiko in ein reiches und blühendes Kaiserreich umgestalten wolle, dem er den Erzherzog Maximilian zum Monarchen bestimme, ging er mit drohender Miene auf die Versammlung zu und sagte: „Nicht wahr, meine Herren, Sie nehmen den Fürsten an, welchen Kaiser Napoleon Ihnen sendet?" Die Mexikaner, eingeschüchtert durch die hinter dem General stehenden Soldaten, antworteten bejahend und Monterey wurde in das Protokoll mit dem Zusatz eingetragen: Einstimmig für den Kaiser. Als die Einwohner von San Luis Potosi eine solche Abstimmung verweigerten, ließ Jeanningros die ersten Bürger in's Gefängniß werfen. Nach sechsunddreißig Stunden, in denen sie keine Nahrung erhalten hatten, ließ er sie zur Abstimmung vorführen. Der Hunger hatte sie mürbe gemacht, auch von dieser Stadt konnte zu Protokoll genommen werden: Einstimmig für den Kaiser.

Brutalitäten und Grausamkeiten, deren sich verschiedene französische Offiziere schuldig machten, zogen dem Kaiserthum Haß zu. Schon im Jahre 1864 ließ General Brincourt einen kaiserlich mexikanischen Oberst in Chihuahua gefangen setzen und zwang ihn, zwei Stunden täglich die Gassen zu kehren. Als die Damen der Stadt das sahen, brachten sie ihrem Landsmann Blumensträuße, und Brincourt drohte nun in öffentlichen Anschlägen, daß jede Dame, welche wieder Blumen bringe, gleichfalls werde zum Straßenkehren verurtheilt werden. Zehn Tage peinigte der Franzose den Mexikaner auf diese Weise und entließ ihn dann mit den Worten: „Ich überlasse es ganz Ihrem Willen, zu den Liberalen überzugehen oder nicht; ich scheere mich dem Teufel darum!" Der Oberst ging sofort zu den Liberalen über und mehrere andere Offiziere schlossen sich ihm an.

Als General Mangin das liberal gesinnte Dorf Montealto besetzt hatte und die Einwohner ihre Parteistellung durch ihr Benehmen zu erkennen gaben, ließ er in einer Nacht sechsundvierzig Mexikaner, die ihm als sehr liberal geschildert waren, gefangen nehmen und mit dem Pfarrer ohne Verhör und Urtheil erschießen. In Potosi wurde Marschall Bazaine schlecht empfangen. Zwei französische Offiziere ergrimmten darüber so, daß sie zwei Mexikaner, die, im eifrigen Gespräche begriffen, ihnen nicht sogleich Platz machten, mit Reitpeitschen schlugen. Leute aus dem Volke warfen die Franzosen dafür mit Steinen und nun wurde die ganze Vorstadt Tlascala bestraft. Vier Kompagnien umstellten sie, holten sechshundert Männer aus den Betten und trieben sie in den Hof der Kaserne San Francisco. Sie sollten dort so lange bleiben, bis die Vorstadt eine Geldstrafe von zweitausend Piastern erlegt habe. Da das arme Tlascala eine solche Summe nicht erschwingen konnte, so wurde es zu Festungsarbeiten gezwungen, die der Regierung dann so verrechnet wurden, als ob sie bezahlt worden seien.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die größte Hängebrücke der Welt.] New-York rühmt sich den größten und den schönsten Park der Welt zu besitzen. Derselbe Baumeister nun, der diese Anlage entwarf und ausführte, soll jetzt ebendort auch die größte und längste Hängebrücke der Welt ausführen, um über den Hudson hinweg eine Verbindung zwischen New-York und Brooklyn herzustellen, die jetzt nur durch Dampffähren unterhalten wird. Die Spannweite der Brücke wird 1600 Fuß, ihre Lage über dem Wasserspiegel 130 Fuß betragen und ihre ganze Länge unter Hinzurechnung der auf Bogen ruhenden Grundstücke zu beiden Seiten wird nahezu 2 engl.

Meilen sein. Getragen wird das Hängewerk durch vier Drahtseile von 350 Fuß Höhe laufen. Die Breite wird so genommen, daß ein Fußweg in der Mitte und auf den Seiten zwei Pferde-Eisenbahnen und zwei Wege für gewöhnliches Fuhrwerk Raum haben. Die Baukosten sind auf 6 Millionen Dollars veranschlagt.

[Ein neues Löschmittel.] Neulich ist in Paris wieder ein Löschmittel mit vollständigem Erfolg versucht worden, das dem gewöhnlichen Feuerdienste zu Gute kommen wird, da es einfach darin besteht, daß man ein gewisses erdiges Pulver in das Löschwasser einrührt. In dieser Weise wurden selbst solche Stoffe, die durch bloßes Wasser nicht löschbar sind, in Minutenfrist gedämpft. Von der Beschaffenheit des Pulvers weiß man bis jetzt, daß dasselbe durch die Hitze zersetzt wird und Dämpfe von Salzsäure entwickelt, ein Stoff dessen verbrennungshindernde Wirkung nicht zu bezweifeln ist.

Die Zahl der Bremer Cigarren-Fabrikanten beläuft sich auf ungefähr 240. Sie beschäftigen 2000 Arbeiter und liefern jährlich etwa 100 Millionen Stück Cigarren im Werthe von 1½ Millionen Thalern. Außerdem unterhalten 40 Bremer Firmen gegen 65 Fabriken mit 7000 Arbeitern außerhalb des Freihafengebietes, auf zollvereinsländischem Boden. Dieselben produziren 450 Millionen Stück, 5 Millionen Thaler an Werth. Aus Bremen selbst wurden im Jahre 1856 im Ganzen etwa 69 Millionen Stück ausgeführt, davon gingen nach dem Zollverein 23 Mill. Stück für 401,000 Thaler, nach dem übrigen Deutschland 25 Mill. Stück für 271,000 Thaler, nach der Schweiz 10 Mill. Stück für 131,000 Thaler, nach England 3 Mill. Stück, nach Rußland 1,2 Mill. Stück für 50,000 Thaler, nach Ländern außerhalb Europa 4,2 Mill. Stück für 65,000 Thaler. Die Ausfuhr nach Nordamerika ward durch die Zollerhöhungen von 15 Mill. im Jahre 1860 unter 1 Mill. Stück im Jahre 1866 herabgedrückt, während der Export nach Frankreich durch die dortige Tabakregie kaum nennenswerth blieb.

Der „Pall-Mall Gazette“ gehen bittere Klagen zu über die Vernachlässigung von Kunst und Kunde des Alterthums unter dem gegenwärtigen Regiment in Griechenland. Nicht einmal für die Erhaltung der von Otto von Bayern gesammelten Kunstschätze habe die jetzige Dynastie irgend Etwas gethan, um so weniger noch für deren Vermehrung. Sogar die dieserhalb zusammengebrachten Fonds habe Kreta verschlungen, und weder das neue Museum zur Aufbewahrung aller vorhandenen Kunstschätze, noch das neue Theater, welche beide schon vor Jahren begonnen worden, seien einen Schritt vorgerückt; sie bilden einen skeletartigen Anblick. Nur Eines schreite voran, die Ausgrabungen des großen, vor fünf Jahren von Strack entdeckten Bacchustheaters; allein auch diese nur deßhalb, weil Preußen die Kosten bestreite. Um das Werk besser zu fördern, wird Starck bald selbst wieder an Ort und Stelle eintreffen.

Seit der Versenkung des atlantischen Kabels, in welchem das sonst so unglückliche Riesenschiff „Great Eastern“ die vortrefflichsten Dienste geleistet hat, hat man von ihm nichts weiter gehört bis zum letzten Meeting der Eigenthümer dieses Kolosses, in welchem über das zukünftige Schicksal desselben die verschiedensten Vorschläge gemacht wurden. So unter anderen, daß er als Passagierschiff zwischen Europa und Amerika diene, um namentlich die Auswanderung der Deutschen zu vermitteln, die gerne in großen Schaaren reisten, daß er als schwimmendes Hotel mit den Landhotels konkurrire. Der Kapitän des „Great Eastern“, Sir James Anderson, ist allerdings der Ansicht, das Fahrzeug sei am besten zum Legen von Telegraphendrähten zu verwenden; wollte das Schiff aber so lange vor Anker liegen, bis ihm abermals ein solcher Auftrag zufiele, würden seine Eigenthümer noch unzufriedener mit ihrer Spekulation werden, als sie schon sind.

Wie das „Dresdener Journal“ berichtet, wird Emil Devrient nach 37jähriger Thätigkeit an der königl. Bühne am 1. Mai in der Rolle des „Torquato Tasso“ zum Letztenmale auftreten, und damit seine künstlerische Laufbahn beschließen.

Tenorist Niemann ist vom Präsidium des Kartell-Vereins für kontraktbrüchig erklärt. Er wird daher auf keiner Vereinsbühne gastiren können. Die Konventionalstrafe, welche der eigenwillige Sänger zu zahlen haben wird, dürfte sich auf 3000 Thaler belaufen.

[Aus der Stadt der Intelligenz.] Berlin hat manches Schild, das aller Rechtschreibung spottet; das Stärkste jedoch dürfte das Schild eines Kolporteurs in der Bernauerstraße zeigen, das wörtlich lautet: „Haupt-Journal-Expedition empfiehlt Sich Semtliche in und Ausländischen-Erscheinende-Monaths Schriften.“

Auflösung der Charade in Nr. 37:

Schattenriß.

Richtig gelöst von M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

@Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 41 Dienstag, 18. Februar 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

„Nicht wahr, lieber Onkel! Sie zanken Stephan!" hub sie an, — „ich versichere Sie, nicht ein Zoll hat gefehlt, so wäre das Wagenrad über den armen Knaben hingegangen und hätte ihm den Kopf oder die Beine zerschellt!"

„Bah, das ist eben ein Beweis von Stephans Meisterschaft, daß es nur bei dem beinahe blieb!" sagte der Onkel leichthin.

„Eine schöne Meisterschaft, wenn ihn die Pferde zuvor niederwarfen!"

„Das hat der kleine Range vermuthlich erstrebt!" sagte der Baron. „Solche jugendliche Gauner wissen Eure Empfindsamkeit recht gut auszubeuten, und dabei alle Gefahr für sich zu vermeiden! Gib Acht, wenn Du morgen die Eltern kommen siehst, um das Schmerzensgeld des Knaben markten hörst, gestützt auf das Zeugniß irgend eines armen Teufels von Wundarzt, der um einen Gulden bezeugt, daß der Junge am Sterben liegt, — wenn Du vollends erfährst, wer die biederen Eltern des Knaben sind, — dann wirst Du die Angst bereuen, welche Du Dir gemacht hast! Wäre ein wirkliches Unglück geschehen, so hätte die Polizei bereits Stephan aufgegriffen!"

„Aber zu spät, denn der Knabe wäre dann todt, und keine Sühne könnte ihn wieder erwecken. Mir däucht aber, das eben sei mit ein Zweck der polizeilichen Institutionen, daß man dem Unheil vorbeuge durch geeignete Vorkehrungsmaßregeln und Gesetze, und durch gerechte Handhabung der Letzteren gegen Alle ohne Unterschied!"

„Darin hast Du allerdings recht, allein ich rathe Dir, diese Vorlesung bei dem Hofrath v. Grinding an den Mann zu bringen, Du kleine Rebellin!"

„Es wäre doch tauben Ohren gepredigt, lieber Onkel!" sagte Therese. „Dieser kalte, höhnische Polizeimensch mit seinem scharfen Verstande und seiner Sucht, Jedem nur Unangenehmes und Kränkendes zu sagen, war mir immer fatal; aber heute hat er mich besonders gekränkt. Dieser herzlose grausame Selbstsüchtling! Wie Sie nur sein Echo sein mochten, Onkelchen!" setzte sie unmuthig hinzu.

„Ei, ei, das war ein hartes Urtheil über Deinen künftigen Oheim Polizeimann!" sagte der General lächelnd. „Wenn er das wüßte, der sich so sehr um Deine Wohlfahrt beschäftigt, Undankbare! Sind Dir denn alle Polizeibeamte so fatal?"

Therese sah den Oheim ernst und betroffen an, aber ohne Verlegenheit; es lag in dem Tone des Generals eine gewisse lauernde Ironie, deren Ziel ihr nicht entging. „Alle, lieber Oheim!" entgegnete sie ruhig; „Alle, sofern sie dem Hofrath gleichen oder nach ihm sich bilden. Ich kann einem Menschen seinen Beruf nicht zum Vorwurf machen, denn er ist im Grunde unschuldig daran; ich kann den Menschen vom Beamten trennen; aber es wäre mir unmöglich, einen Mann auch nur Freund zu nennen, dem nicht nur der Beruf die Pflicht auferlegte, den Freund zu verrathen, wenn er den Zwecken zuwiderhandelte, denen der Beamte dient, — ja, dem ein solcher Verrath sogar innere Befriedigung gewähren würde!" ...

Der alte Herr lachte laut auf über die sittliche Entrüstung, welche Theresiens Worte durchglühte, bot ihr gute Nacht und trückte mit einem ironischen Lächeln in sein Zimmer. „Im Grunde hat sie ganz recht," murmelte er vor sich hin. „Mich überläuft es auch eiskalt, wenn ich mit ihm allein bin, und ich bin doch kein Hasenfuß. Aber er ist ein trefflicher L'hombreur!"

Als Denis, der alte Kammerdiener des Generals, ihn entkleidete, brach der alte Herr in einen Sturm von Verwünschungen über den Satanskerl von Kutscher aus, dessen unsinnige Eile beinahe einem Menschen das Leben gekostet. Denis kannte übrigens den Charakter seines Herrn zu gut, als daß er auch nur ein Wort über den Vorfall verloren hätte, sondern ließ den General seine Galle erschöpfen.

„Aber zum Henker, Denis! warum redest Du denn nicht?" rief der General ergrimmt. „Da schwatze ich schon eine halbe Stunde an Dich hin, und Du schweigst wie ein Stock! Zum Donner, hast Du denn kein Wort des Tadels oder der Entschuldigung für diesen Tölpel von Kutscher? Du findest es am Ende noch recht, daß dieser Kerl, um nur zehn Minuten früher in sein Bierhaus zu kommen, ein Menschenleben gefährdet? der meinem armen Mädchen so viel Schreck und Alteration

bereitet, daß sie mir beinahe krank wird? — Teufel! Du kannst doch diese Brutalität nicht entschuldigen?"

„Keineswegs," sagte Denis ruhig. „Monsieur sagten aber Stephan, als Sie ihn annahmen: er bekomme den Abschied, wenn er sich je einmal einen Wagen vorfahren lasse, und Sie wollten den Kaiser selber nicht zum Kutscher, wenn er nicht im Trabe durch einen Wagelknäuel fahren könne!"

„So? das ist also die Ausrede, die Du in Deinem alten Kopf für den verwünschten Schlingel ausgeheckt hast, falls ihm die Polizei verdientermaßen einen Denkzettel anhängen wollte?" rief der General erbost. Denis gab aber keine Antwort, sondern kniete so rasch nieder als seine Hüftlähmung es erlaubte, und wollte seinem Herrn die Stiefeln ausziehen, um sie mit den Flanellstrümpfen zu vertauschen. „Ah, zum Henker! laß mich doch!" rief der General mit einem Schmerzensschrei, „hab' ich Dir nicht schon hundertmal gesagt, daß ich meine Stiefeln besser ausziehen kann, als Du? Aber Du willst wohl nur beweisen, daß ich ein gichtbrüchiger Greis bin, der aus schwarzer Galle und Lebensüberdruß seinem Kutscher aufträgt, über anderer Leute Kinder hineinzufahren und ihre gesunden Gliedmaßen zu gefährden! ..."

„Haben Monsieur sonst noch etwas zu befehlen für heute Nacht?" fragte Denis gelassen und zog sich respektvoll nach der Thüre zurück, um dem Unmuthe seines Herrn auszuweichen.

„Nein, Alter! geh' zu Bette! Du weißt, Du brauchst um meinetwillen nicht die halbe Nacht aufzubleiben! Schicke mir Franz her und geh' zu Bette! — Zum Henker mit dem ganzen Gelichter!" setzte er noch brummend hinzu, als der Diener schon draußen war. Ehe Denis aber noch die Treppe erreicht hatte, tönte schon wieder ein Ruf des alten Herrn an sein Ohr: „Heda, Denis! komm' herein, Denis!" rief es, doch minder unmuthig. „Du stellst mir morgen in aller Frühe Nachfragen über den Knaben und seine Eltern an, Denis! Nimm Franz den Lakaien oder Stephan mit Dir, damit er Dir die Stelle zeigen und des Knaben Identität herstellen kann, falls Ihr ihn auffindet. Die grüne Börse dort auf meinem Schreibtische nimmst Du mit Dir, und läßt sie den Leuten, wenn sie arm sind — als Abschlagszahlung auf Schmerzengeld für den überfahrenen Kleinen, hörst Du? — Und dem Kutscher sagst Du: er möge sich's sein Lebtag lang zur Warnung dienen lassen, vorsichtiger zu sein, wenn er in meinen Diensten bleiben wolle! Ueber dieß Alles aber haltet Ihr im Hause reinen Mund, und besonders vor Babette, Theresiens Kammerkätzchen und Beihelferin in ihrer sentimentalen Thorheit! Sonst riskire ich, daß alle Betteljungen der Stadt sich unter meine Pferde werfen! Und nun gute Nacht, Denis, geh' zu Bette!"

„Gute Nacht, Exzellenz!" sagte der Diener, und nahm die Börse mit, und in dem Tone seiner Stimme lag Etwas, aus welchem der General erkannte, daß der alte Grimmbart, wie er ihn gewöhnlich nannte, ihn vollkommen verstanden habe.

Leider aber fand General Damoiseau drei Tage später die grüne Börse mit noch unberührtem Inhalte wieder vor. „Heda, Denis," rief er seinem wortkargen Almosenier im barschesten Tone zu, „hat denn der kleine Range kein Schmerzengeld annehmen wollen?"

„Nicht doch, Exzellenz!" versetzte Denis. „Trotz unserer eifrigsten Bemühungen und der Unterstützung der Polizei hat es uns nicht gelingen wollen, das arme Kind ausfindig zu machen. Wir haben Augenzeugen aufgesucht, und von ihnen erfahren, daß der Kleine stolz davon gegangen und den neugierigen Blicken sich entzogen hatte, ehe noch Jemand hatte erfahren können, wem er denn eigentlich angehöre!"

„Verdammte Dummköpfe! Du und die Anderen und Theresie!" murrte der Alte. „Sie hätten wenigstens anhalten und fragen können, wo der Kleine wohne! So habt Ihr also Nichts ausgerichtet?" —

„Gar Nichts," versetzte Denis.

(Fortsetzung folgt.)

Die Feinde Maximilians.

(Fortsetzung.)

Die berüchtigte Verordnung vom 3. Oktober 1865, welche die noch fortkämpfenden Republikaner außerhalb des Gesetzes stellte, wurde dem Kaiser von Bazaine abgezwungen. Der Marschall erweiterte sie noch eigenmächtig durch den folgenden Offiziersbefehl: „Ich fordere Sie auf, Ihrer Mannschaft wissen zu lassen, daß ich nicht gestatte, fernerhin Gefangene zu machen. Jeder Mexikaner, wer immer es sei, der mit den Waffen in der Hand ergriffen wird, ist zu erschießen. In Zukunft findet kein Austausch von Gefangenen mehr statt. Es ist nöthig, unsere Soldaten wissen zu lassen, daß sie sich nicht ergeben dürfen. Es ist ein Krieg auf Leben und Tod, ein verzweifelter Kampf zwischen der Barbarei und der Zivilisation, der sich von heute an entspinnt. Von beiden Seiten muß man selbst tödten oder sich tödten lassen." Hinzugefügt war die Bemerkung: „Dieser Befehl ist nicht in die Regimentsbücher einzutragen und nur allein den Herren Offizieren mitzutheilen."

Der Haß, den die Franzosen in der Bevölkerung erregten, trug seine Früchte. In ihren Nationalgefühlen gekränkt, fielen die kaiserlichen Soldaten in Masse ab. Die republikanische Armee bestand aus lauter kleinen Banden. Herr von Montlong theilt das Verzeichniß derselben nach dem Rapport vom November

1865 mit. Die stärkste von allen — 2700 Mann — befehligte Canales, über je 1200 Mann verfügten Alvarez, Ortega, Escobedo und Martinez. Die übrigen Banden waren meistens klein, bis zu 150 (Ugalde) um 50 Mann (Torrez) herunter. Die Gesammtzahl aller im Felde stehenden Republikaner erreichte noch nicht 24,000, aber durch Pronunciamentos kaiserlicher Generäle stieg sie in kurzer Zeit auf 45,000.

In derselben Zeit, als die Franzosen ihren Feinden solche Verstärkungen in die Arme trieben, gaben sie sich selbst einer räthselhaften Unthätigkeit hin. Unter den Republikanern herrschte Uneinigkeit, Canales und Ortega intriguirten gegen Juarez, Santa Anna wühlte im Stillen und trat dann mit einem Manifest hervor. Diese Uneinigkeit im feindlichen Lager wurde nicht benutzt, ja die Franzosen nahmen eine Haltung an, als ob sie dem Kampfe der Parteien als Neutrale zuzusehen hätten. Darüber ging die wichtige Stadt Matamoros am Rio grande verloren und diesem für die kaiserliche Sache höchst empfindlichen Schlage folgte Katastrophe auf Katastrophe.

Auch Herr von Montlong macht den Marschall Bazaine für die üble Wendung verantwortlich, die schließlich zum Sturze des Kaiserthrones führen mußte. Er fügt aber noch besondere Anklagen hinzu, über die wir blos referiren können. Bazaine hatte sich mit Fräulein de la Pena verheirathet. Die junge Dame war reich, die Tochter eines angesehenen Liberalen und mit vielen Familien, auch mit dem Verräther Lopez verwandt. Mehrmals hatte Bazaine bei seinen Operationen Rücksicht auf die Familie seiner Frau genommen. Herr von Montlong beschuldigt ihn, eine Expedition nach San Luis de Potosi, die anderthalb Millionen Franken kostete, zu dem geheimen Zwecke unternommen zu haben, die reiche Hacienda von Bocas, die einer bejahrten Tante seiner Frau gehörte, gegen eine drohende Brandschatzung der Liberalen zu schützen. Ferner erzählt Herr von Montlong, daß Bazaine in Matehuala im August 1866 an die kaiserlichen Behörden folgende Rede gehalten habe: „Meine Herren, sprechen wir frei und offen. Frankreich will das Land nicht zwingen, das kaiserliche Regime beizubehalten. Napoleon wollte nur Ihr Glück, als er Maximilian auf den Thron Mexiko's setzte, er ist jedoch zu der Ueberzeugung gekommen, daß er sich in vielen Hinsichten getäuscht hat. Sie wollen die Republik? Bezeichnen Sie mir den Präsidenten; Sie haben mir nur ein Wort zu sagen und ich werde Sie mit meinem ganzen Einfluß unterstützen."

Die kaiserlichen Beamten, setzt unser Gewährsmann hinzu, seien nach dieser Rede verschwunden, denn sie hätten gewußt, daß der Marschall sich selbst zum Präsidenten ausrufen lassen wollte, um die Maske abnehmen und sich zum Vollstrecker des Nationalwillens aufwerfen zu können. Dem Druck auf seine Entschlüsse nachzugeben, den eine solche Proklamirung ausgeübt hätte, und mithin das Feld zu räumen, wäre Kaiser Maximilian allerdings gezwungen gewesen.

Der Monarch, über den alles Unglück hereinbrach, der sich nicht blos von seinen französischen Verbündeten verlassen sah, sondern auch von der schweren Erkrankung seiner Gemahlin Kunde erhielt, wollte in der That abdanken. Das österreichische Kriegsschiff Dandolo ankerte im Hafen von Veracruz. Die Palast-Garde wurde aufgelöst, ein Theil der Hofbeamten entlassen und Alles zum Einpacken hergerichtet. Kaiser Maximilian begab sich nach Orizava, um dem Hafen Veracruz und dem Dandolo näher zu sein. Fieberkrank kreuzte er sich in Ayotla, der ersten Poststation auf der Straße nach Puebla, mit dem General Castelnau, der vom Kaiser der Franzosen die Vollmacht hatte, die Lage des Kaiserreichs persönlich und unparteiisch zu prüfen. Der leidende Kaiser konnte den General nicht empfangen, und der Letztere reiste weiter nach Mexiko, wo er die Taktlosigkeit beging, auf die Einladung des Marschalls in dessen Hause Wohnung zu nehmen. Mit der unparteiischen Prüfung der Sachlage war es nun nichts mehr.

In Orizava trafen aus Europa zwei konservative Generale ein: Miramon und Marquez. Beide waren als die Urheber der Henkerscene von Tacubaya äußerst verhaßt. Vor acht Jahren wurden in jener Stadt, die ein stark belegtes Krankenhaus der liberalen Armee enthielt, alle verwundeten Offiziere und die sieben Aerzte, die zu ihrer Pflege zurückgeblieben waren, standrechtlich erschossen. Die Ermordung der Offiziere hatte Miramon befohlen und Marquez hatte ihnen die Aerzte zugesellt. Beide mußten Alles anwenden, den Kaiser, dessen Abreise für sie Tod oder Verbannung war, zum Bleiben zu bewegen. Flehentliche Bitten des Ayuntamiento von Mexiko, ein Beschluß des Staatsraths und die Versicherungen des Finanzministers, zehn Millionen Piaster zur Verfügung zu haben, unterstützten die Vorstellungen, die Miramon und Marquez machten. Dankgebete und Tedeums in allen Kirchen, Straßenjubel und Feuerwerke feierten den Entschluß des Kaisers, seine Mexikaner nicht zu verlassen.

Der Abzug der Franzosen erfolgte mit Rücksichtslosigkeit. Kaum war die Organisation einer Nationalarmee begonnen und den französischen Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten die Erlaubniß ertheilt worden, in dieselbe einzutreten, so rief Bazaine Alle zurück, die in die Reihen getreten waren. Er erinnerte sie an das Gesetz, welches bestimmt, daß jeder Franzose, der ohne Autorisation seiner Regierung im Auslande Dienste nimmt, seiner Nationalität verlustig geht.

(Fortsetzung folgt.)

Bei der Vermählung des Prinzen Ludwig von Bayern mit der Prinzessin Maria Theresia von Modena-Este.

In des Weltlaufs wirrem Gedränge
Zeigt sich zuweilen ein herrliches Bild,
Fesselt das Auge der staunenden Menge,
Der dann ein „Ach!“ der Begeist'rung entquillt.

Seht Ihr Prinz Ludwig auf schnaubendem Rosse
In dem Kugelregen der Schlacht?
Ihn traf des Feindes Nadelgeschosse;
Früh hat er kühn sich zum Helden gemacht.

Früh auch beut er die edle Rechte
Ihr, die ersehnet von fern und nah:
Maria Theresia, aus Este's Geschlechte,
Letzte Erbin von Modena.

Seht die Prinzessin, die liebliche, schöne,
Welcher der Scheyre sein Herz darbringt;
Höret das laute Jubelgetöne,
Das ringsumher die Lüfte durchdringt.

Denn ganz Bayern heißet willkommen
Das erhabene glückliche Paar:
„Welche Zeiten immerhin kommen,
Ihr werdet mit uns sein Jahr um Jahr!“

„Ihr werdet immer zum Volke Euch neigen,
Und mit ihm theilen jedwede Noth:
Und das Volk wird die Treue zeigen
Dem tapfern Scheyern bis in den Tod.“

„Möge jedes Glück Euch geleiten,
Söhne entsprossen dem Liebesband.
Und möge Gott seinen Segen breiten
Ueber Euch und das Bayernland.“

Würzburg, den 14. Februar 1868.

von Scharff-Scharffenstein.

Mannigfaltigkeiten.

[Zeitmessung bei den Orientalen.] Die Orientalen messen die Zeit nach der Länge ihres Schattens, den jener in der Sonne einnimmt, und hiernach die Tagesstunde mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen. Daher sagt der Müde: „Wie lange es doch dauert, ehe mein Schatten kommt!“ Und wenn Einer den Andern fragt, warum er nicht früher gekommen, so lautet die Antwort: „Weil ich auf meinen Schatten wartete.“ Uebrigens lesen wir auch im 7. Kapitel des Hiob, Vers 2: Wie ein Knecht sich sehnet nach seinem Schatten, und ein Taglöhner, daß seine Arbeit aus sei.

[Ein langer Faden.] In einem öffentlichen Vortrag zu Birmingham wurde mitgetheilt, daß in Großbritannien zur Zeit 36 Millionen Spindeln für Baumwolle im Gange seien, die in den 10 täglichen Arbeitsstunden 64 Millionen englische Meilen Garn spinnen, oder in jeder Minute soviel, daß man es vier Mal um die Erde legen könnte.

In Tunis hat die Noth den höchsten Grad erreicht; es sterben durchschnittlich 130—150 Menschen täglich vor Hunger und Kälte, mehr als die Cholera dahingerafft hat. Der Bey hat angeordnet, daß aus Befürchtung vor einer Epidemie die Leichen von Tunis weggeschafft werden; trotz der Noth aber hat der Bey einen glänzenden Osterempfang gehalten, und begibt sich jetzt ins Bad, um in seinen Vergnügungen nicht durch den Anblick des Elends gestört zu werden!

Eine Fabrikarbeiterin in Basel wollte eine brennende Petroleumlampe löschen und bließ oben in das Glas, ohne den Docht zurückgeschraubt zu haben. Dadurch wandte sich die Flamme nach unten, die Lampe zersprang und dem armen Mädchen verbrannten buchstäblich die Kleider auf dem Leibe, daß es unter fürchterlichen Schmerzen einige Tage nachher starb.

Die Schienenstraßen der Vereinigten Staaten umfassen gegenwärtig eine Länge von 38,605 Meilen. Die Herstellung derselben kostet die Summe von 1,654,050,799 Dollars.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 42 Mittwoch, 19. Februar 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

III.

Acht Tage waren seitdem vergangen, und wir finden Mrs. Walden und ihren Enkel in einer ärmlichen Wohnung wieder, gegen welche sie die Zimmer im „goldenen Schlüssel" vertauscht. Es war ein trübes dunkles Zimmer im Hintergrunde eines jener großen Höfe, welche in Wien so häufig sind, in den obersten Stockwerken am Ende einer engen finstern Treppenflucht gelegen. Die wenigen Geräthe ließen die Armuth und Unwirthlichkeit der Wohnung noch auffallender erscheinen. Mrs. Walden lag auf dem Feldbette, das den hintersten Theil der Stube einnahm; der Vorhang, welcher eine Art Alkoven von der Stube abschnitt, war zurückgeschlagen, und ließ die alte Frau in der trüben Dämmerung kaum erkennen. Und das war ihr eben erwünscht, denn sie weinte still vor sich hin, um den Knaben nicht zu erschrecken, der am Fenster saß, und in Robinson Crusoe las, — jenem zauberhaften Buche, das uns aus den Jugendtagen herüberwinkt, wie ein unauslöschlicher schöner Stern.

Der kränklichen Frau hatte sich ein großer Kleinmuth bemächtigt, seit ihr Schicksal so schnell eine so unerwartete Wendung genommen, und in der That hätten auch starke Nerven dazu gehört, um diesen Wechsel mich Gleichmuth zu ertragen. Als sie am Morgen nach jener Angstnacht schellte, und endlich mit Mühe einen Kellner herbeibrachte, bemerkte sie an dem insolenten Benehmen dieses Dieners, daß man sie für einen unlieben Gast hielt. Sie gestand sich auch, daß das Ausbleiben ihres Dieners und ihre mehrfach zu erkennen gegebene Unruhe über denselben nicht eben geeignet sei, Zutrauen zu erwecken. Aber sie ahnte nicht, was unterdessen vorgegangen war! Am Abend zuvor war ein Unteroffizier des Polizeiwachkorps bei Herrn Stiegl, dem Besitzer des goldenen Schlüssels, gewesen, und hatte sich angelegentlich nach der englischen Familie erkundigt, welche bei ihm wohnte, und am Ende gar in Wenzels Zimmer geführt zu werden gewünscht, wo er den Koffer desselben betrachtete, und sich dann ohne ein weiteres Wort entfernte. Das machte Herrn Stiegl gewaltig stutzig, und nun vollends das beständige Nachfragen der alten Dame nach dem ausbleibenden Diener, ihre Angst, der Umstand, daß sie nicht einen Fuß aus dem Hause setzte, um Wien zu sehen, obwohl das Wetter prachtvoll zu nennen war! Kurz, Herr Stiegl witterte Unrath, setzte am Ende mit dürren Worten noch im Laufe des Morgens seine beiden Gäste auf's Pflaster, und behielt des Dieners Koffer als Faustpfand für die Zeche, welche er aus Mißtrauen von Mrs. Walden nicht in englischem Golde oder Banknoten annehmen wollte. In einem noch bescheideneren Gasthause, welches die Ausgewiesene nun mit ihrem Neffen bezog, hatten die Armen, von einem dunklen unerklärlichen Verhängniß verfolgt, dasselbe Schicksal, und wagten in einem dritten den Versuch gar nicht zu erneuen, sondern ließen sich durch den Lohndiener des zweiten ihre jetzige Wohnung miethen, und übersiedelten hieher. Die Vorausbezahlung der Miethe und die Anschaffung der dringendsten Möbeln auf dem Tandelmarkt hatte das baare Kapital der Mrs. Walden erschöpft, der Kummer über das Erlebte, und die Unruhe wegen Wenzels hatten sie auf's Krankenlager geworfen, und nun lag sie da, des Elends und Mangels ungewohnt, und murrte gegen die Vorsehung. Die Düsterkeit des Zimmers und dessen unwohnliche Beschaffenheit erhöhten noch die Verstimmung der Kranken.

„Joseph!" rief sie endlich mit matter Stimme, „Joseph, hast Du auch wirklich den Brief an den Gesandten besorgt?"

„Gewiß und wahrhaftig, liebe Großmutter!" versetzte der Knabe. „Ich warf ihn selbst in die Brieflade in der Taborstraße."

„Und noch keine Antwort!" seufzte die alte Frau. „Sollte auch der Vertreter Sr. großbritanischen Majestät sich nicht um uns kümmern, was bliebe uns dann noch übrig! ... War wirklich Niemand hier, während ich schlief, mein lieber Joe?"

„Keine Seele," entgegnete der Knabe; „und ich kam kein n Augenblick aus dem Zimmer."

„So gehe jetzt hin nach dem „goldenen Schlüssel" und erkundige Dich bei dem Kellner, dem ich die halbe Sovereign schenkte, ob noch keine Nachricht von Mr. Wenzel eingetroffen ist!"

„Sogleich, liebe Großmutter!" sagte Joseph, klappte

sein Buch zu, und nahm sein Hütchen vom Nagel, das er sauber bürstete.

(Fortsetzung folgt.)

Zur silbernen Hochzeitfeier des hannoverischen Königspaares.

Prag, 17. Februar.

Heute kamen hier die mit zwei Separatzügen zur silbernen Hochzeitsfeier ihres Königspaares nach Wien eilenden Hannoveraner an. Der Empfang, der ihnen in unserem Staatsbahnhofe zu Theil wurde, war ein überaus warmer. Man ehrte eben hiedurch die Gesinnungstüchtigkeit dieses wackeren deutschen Volksstammes.

Der erste Separatzug langte um halb 7 Uhr an. Die Waggons waren mit Fahnen in den österreichischen und hannoveranischen Reichsfarben geschmückt. Im ersten Zuge befand sich eine aus Mitgliedern des früher bestandenen kgl. hannoveranischen Dragoner-Regiments gebildete Musikkapelle, welche beim Einfahren in die Halle die Melodie des Liedes: „O Du mein Oesterreich", und als der Zug hielt, die österreichische Volkshymne spielte. Der Zug fuhr um 7 Uhr unter den Klängen des Radetzkymarsches weiter. Der zweite Zug kam um halb 8 Uhr an. In demselben befanden sich zwei Musikkorps, aus Mitgliedern der bestandenen Jäger- und Grenadier-Regimenter zusammengesetzt. Wiederholt wurde während des kurzen Aufenthaltes die österreichische und die hannoveranische Volkshymne unter Hochs auf Oesterreich, auf den Kaiser von Oesterreich, den König Georg und auf die Prager vorgetragen. Unter den Theilnehmern an diesen Zügen waren alle Stände vertreten, darunter viele ehemalige hannoveranische Soldaten, meist Unteroffiziere, von denen jeder die Erinnerungsmedaille an die Schlacht bei Langensalza mit dem Datum derselben und dem Bildnisse des Königs Georg auf der Brust trug. Auch viele Damen und Kinder befanden sich im Zuge. Jeder der Theilnehmer war mit Schleifen in den österreichischen und hannoveranischen Reichsfarben geziert. Um $^{3}/_{4}$8 Uhr fuhr der zweite Zug unter den Klängen der österreichischen Volkshymne und des Radetzkymarsches nach Wien weiter. Wie übereinstimmend von mehreren Theilnehmern erzählt wurde, sollte nach dem Programme in Dresden zu Mittag gespeist werden, der preußische Gesandte daselbst soll jedoch dagegen remonstrirt haben, in Folge dessen die Züge in Dresden nur einige Minuten anhielten und dann nach Bodenbach weiter fuhren, wo das Mittagsessen stattfand.

Wien, 18. Februar.

Zur Feier der silbernen Hochzeit des Königs von Hannover sind im Laufe des vorgestrigen und gestrigen Tages etwa 1200 Männer und Frauen aus Hannover eingetroffen. Das Gros dieser Hannoveraner langte gestern um halb 10 Uhr Vormittags mittelst zweier Separatzüge der Nordbahn hier an. Vom Bahnhofe aus fuhren dieselben in etwa 80 Stellwagen und Comfortables nach Mariahilf, Hietzing, Penzing und Unter-St. Veit, wo für sie von Seiten des Königs Quartiere gemiethet worden waren.

Um $^{3}/_{4}$ 9 Uhr brach man zum Festzuge auf. Es kostete einige Mühe, den Zug zu arrangiren. Jeder der Theilnehmer wollte sich mit seiner Loyalität in den Vordergrund stellen. Die Sängerbünde (ein Wiener oder Hietzinger und ein hannoverischer) wurden in die Hietzinger Residenz eingelassen und, wie man unten deutlich vernehmen konnte, sangen sie den königlichen Jubilar mit drei Liedern an, deren Melodien Anklänge an die hannoverische Volkshymne und das deutsche Lied aufwiesen. Unten stellte sich die Schaar der hannoverischen Gratulanten in dichten Reihen auf, die in nicht enden wollenden Hochs ausbrachen, als König Georg in Uniform, dessen Gemahlin, der Kronprinz und die beiden Prinzessinnen an dem offenen Fenster erschienen. Die Musikbande stimmte die hannoverische Hymne an, die unten sangen mit und die weiblichen Mitglieder des Hofes schwenkten mit den Tüchern. Ein Mann ließ dann die Königin, den Kronprinzen, die Prinzessinnen hochleben, und als seine Begeisterung den höchsten Grad erreicht hatte, da rief er aus voller Brust: „Hannoveraner! Geloben wir hier an dieser feierlichen Stelle, am Rechte, und nur am Rechte festzuhalten!" — „Wir halten fest am Rechte!" erdröhnte es zurück. Die Musik, der Gesang, das Hochschreien verstummte. Die königliche Familie kam herab. Vorn der König mit dem Kronprinzen, dann die Königin und ihre beiden Töchter. Die Hannoveraner stürzten förmlich auf sie los und küßten inbrünstig deren Hände. Die Königin rie ein ums Andere mal: „Du bist auch da! lieber N. oder liebe N.", und sie weinte dabei, daß ihr die hellen Thränen über das Gesicht rannen. Es entstand ein Geschluchze, wie bei einem Leichenzug. Von Rührung übermannt, stürzten einige der Anwesenden auf die Kniee und einer derselben flehte mit von Thränen erstickter Stimme: „Guter König, edler König, komm, o komm in Dein unglücklich Land!" Auch an den Kronprinzen richtete er diese Aufforderung. „Grüßen Sie auch die Zurückgebliebenen von mir", sprach der König und bemerkte: „Ich bin hier Gast, vermeidet Alles, was zu Unannehmlichkeiten führen könnte", und nach mehrfachen stürmischen Hochrufen, Tücher- und Fahnenschwenken, zog die ganze Versammlung in bester Ordnung ab. Der König aber wendete sich rasch ab und ließ sich mit der Suite in seine Gemächer zurückführen. Noch Einigemale wurden Hochs ausgebracht; dann gab man durch Schließung der Fenster zu verstehen, daß der Loyalität Genüge gethan. „Seine Majestät sind zu tief ergriffen", hieß es, „Gute Nacht!"

Digitized by Google

Die große Cour begann heute Vormittags um 9 Uhr. Aus der Stadt kamen viele Mitglieder der Aristokratie zur Gratulation. Um halb 10 Uhr erschienen Erzherzog Karl Ludwig und Erzherzogin Maria Annunziata, um halb 12 Uhr erschien Erzherzog Johann von Toscana und später die übrigen Mitglieder des kaiserlichen Hauses. Die hannover'schen Damen-Deputationen in Gruppen von drei bis sechs, je nach den Bezirken des Heimathlandes, wurden zwischen 10 und 11 Uhr empfangen. 50 Schützen des hannover'schen Schützenbundes erschienen in Uniform mit ihrer Fahne, die sie vom König, ihrem Oberst, zum Geschenke erhielten. Dieselben überbrachten ein großes Album; diesen folgten die Deputationen von A bis H, alle mit sinnreichen und kostbaren Gaben; hierauf folgte die aus 16 Personen bestehende Deputation der hannover'schen Packträger. Einer derselben trug den Dienstesuniformrock, dessen Knöpfe in Medaillons von der Größe eines Doppeltalers bestehen, die unter Glas die Photographien der k. Familie zeigen. Die Packträger brachten ein fein geschnitztes Kästchen von Cedernholz, auf dessen Deckel das k. Wappen sich auf grünem Sammt befindet. Das Kistchen enthält einen Baum, auf dessen Silberblättchen die Namen der Familienglieder eingravirt sind. Von J bis O wurden die Deputationen zwischen 1 bis 2 Uhr und von R bis Z von 2 bis 3 Uhr empfangen. 14 Invaliden, welche die Schlacht bei Waterloo mitmachten, haben das Geld zur Fahrt durch Sammlungen aufgebracht. Ein Kürassier aus dem Nordheimer Kürassierregimente unter König Ernst August erschien in seiner Uniform, die er vor 40 Jahren getragen. Die Deputation der Stadt Patenten brachte eine große silberne Schüssel. In der Schüssel lag ein silberner Blumenkranz und eine kleine silberne Vase mit einem gleichen Blumenstrauß. Auch ein Album brachte sie. Die Deputation der Küstenstädte Geestemünde, Gerstendorf und Lee brachte ein Dreimaster-Kauffahrteischiff von Silber. Die Stadt Hannover übersendete ein silbernes Pferd, welches 8000 Thlr. kostete. Einer der Angekommenen bringt dem Königspaare das Modell der Kirche, in welcher vor 25 Jahren die k. Trauung stattfand, und eine kleine silberne Reiterstatue mit. Ein Anderer dieser Patrioten hat dem Könige zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit Brod und Salz geschickt. Die übrigen Geschenke sind eben so zahlreich als kostbar. Um 4 Uhr Nachmittags begannen die Zuzüge der Hannoveraner zum Kursalon.

Wien, 19. Februar.

Es war ein in mehr als einer Beziehung interessantes Fest, das gestern ein entthronter König im Kursalon des Stadtparkes seinen ehemaligen Unterthanen gab, welche aus ihrer Heimath gekommen waren, um ihrem einstigen Herrscher bei feierlichem Anlasse zu zeigen, daß ihre Anhänglichkeit an ihn und sein Haus in ihren Herzen nicht erloschen sei.

Schon lange vor Beginn der Soirée, welche für halb 8 Uhr angesetzt war, hatten sich sämmtliche Räume des Kursalons mit hannoverischen Gästen gefüllt. Der Hauptsaal bot einen prächtigen Anblick. In den Mittelfeldern der Hauptwand war ein Theil der hannoverischen Silberkammer aufgestellt, längs der Wand des Hauptsaales und der Nebensäle das Buffet errichtet und gleichfalls mit einer großen Anzahl massiver Silberprachtstücke schwer belastet. Es mochte keine kleine Aufgabe sein, diese vielgestaltigen Silbergefäße künstlerisch so zu ordnen, daß sie den Total-Eindruck der Architektur des Saales nicht nur nicht störten, sondern sich als ein neuer Schmuck desselben und wie ursprünglich dazu gehörig erwiesen. Gegenüber der Hauptwand war die für das Orchester vorgesehene Nische zur Aufstellung der aus Hannover gebrachten Geschenke bestimmt, ein schimmerndes und gleißendes Vielerlei von Produkten der Kunst-Industrie; auch da war der künstlerische Sinn und Geschmack, welcher in dieses bunte Chaos anmuthende Harmonie gebracht, nicht zu verkennen. Das Anschauen dieser Herrlichkeiten beschäftigte die Gäste bis zur Stunde, da der König erschien. Wir übergehen die mehr als zentnerschweren Waschbecken, Kandelaber, silbernen Kavalleriepauken, Tafelaufsätze und die uns von einzelnen weiß- und gelbbebänderten Hannoveranern, welche auch heute noch auf diesen Silberschatz stolz sind, über den Werth dieser Dinge zugeflüsterten Mittheilungen und begnügen uns, zweier Kunstwerke aus massivem Silber zu gedenken, welche die Aufmerksamkeit der Gäste vor Allem fesselten; beide wurden dem Könige vor 25 Jahren zu seinem Hochzeitsfeste geschenkt; das eine stellt den Upstallsbaum dar, die drei ostfriesischen Eichen; wir haben Bäume sogar niemals mit mehr Wahrheit und charakteristischer gemalt gesehen. Betrachtet man lange Zeit die Blätter, so denkt man unwillkürlich, im nächsten Augenblick werde sie ein leiser Lufthauch bewegen und sie werden zuflüstern und rauschen beginnen; das Werk ist aus dem Etablissement der Herren Knauer und Lomper in Hannover hervorgegangen. Etwas weniger poetisch anmuthend, doch architektonisch prächtig konzipirt ist das Zweite, den heiligen Georg darstellend.

Während man die Ankunft der königlichen Familie erwartete, füllten sich die Säle von Minute zu Minute mehr und mehr. Kurz vor 9 Uhr stand die Menge in den Räumen so dicht, daß der Verkehr nahezu unmöglich geworden. Um 9 Uhr erschien die königliche Familie; dieselbe wurde bei ihrem Eintritte schweigend empfangen, die auf der Gallerie aufgestellte Kapelle des Infanterie-Regiments König von Hannover intonirte die englische Volkshymne, welche bekanntlich auch jene Hannovers ist. Der König, geleitet von einem Adjutanten, die Königin, der Kronprinz und die beiden Prinzessinnen durchschritten nun die Reihen der Gäste. Der König trug die Uniform, in der er gewöhnlich zu erscheinen pflegt, den Guelphen-Orden und an der Brust

die Medaille von Langensalza; die Königin ein gelbes Kleid von schwerer Seide, darüber einen Spitzenüberwurf, weiße mit Brillanten besäete Blumen in den Haaren, ein Collier aus prachtvollen mit Brillanten eingefaßten Opalen, an der Achsel eine Agraffe aus Brillanten; die Prinzessin Friederike ein weißes Kleid aus leichtem Stoff, in welchem goldene Sonnen eingewebt, in den Haaren einen aus großen Opalen und Diamanten gebildeten Blumenkranz; ein Collier aus Brillanten und Rubinen und einen goldenen Gürtel; ähnlich war Prinzessin Marie gekleidet. Der König ging von Gruppe zu Gruppe und sprach mit einzelnen Gästen, welche sich vorstellen ließen; ebenso die übrigen Mitglieder der königlichen Familie. Einer der ersten Gäste, mit welchen der König sich länger unterhielt, war der in Uhlanen-Uniform anwesende Prinz von Hanau. Wir glauben nicht indiskret zu sein, wenn wir ein paar dieser Konversationen, da sie einen nicht unwichtigen Beitrag zur Charakteristik des Festes bilden, hier kurz folgen lassen. Ein Gast aus — wird dem Könige vorgestellt. „Aus —", wiederholt der Letztere, „wohin wir so oft unsere Spazierritte machten. Sie glauben nicht, wie sehr es unser Herz erfreut, in solcher Weise an die ferne Heimath, die uns stets vor Augen schwebt, erinnert zu werden; es thut dem Herzen so wohl, ihrer zu gedenken, der unsere ganze Sehnsucht gehört!" Der Gast erwidert: „Majestät können nicht größere Sehnsucht nach derselben fühlen, als diejenigen, welche zurückgeblieben, Euer Majestät wieder zu sehen; ich bin beauftragt, an Euer Majestät Grüße zu bestellen von X. X. X." — „Grüße aus der Heimath, wie danke ich Ihnen, es ist, als ob die Stimme der Heimath selbst an mein Ohr schlüge . . ." — „Majestät, wir wären noch viel zahlreicher erschienen, wenn dies eben bei der Lage der Dinge möglich gewesen wäre!" — „Gewiß", schließt der König diese Unterredung, „alle wären sie gekommen, die zwei Millionen Hannoveraner . . ." Prinzessin Friederike richtet an einen der wenigen Wiener Gäste, welche bei dem Feste erschienen waren, das Wort: „Meine Eltern haben doch den Einen Trost in der Verbannung, daß ihnen die Liebe ihres Volkes dahin gefolgt ist . . ." „Ja, wenn man so geliebt wird", versetzte artig der Wiener, „so feiert man keine silberne, sondern eine goldene Hochzeit." Selbstverständlich waren alle in Hietzing und Wien lebenden Notabilitäten des ehemaligen hannoveranischen Regimes anwesend.

Bis 10 Uhr währte diese Art Cour, dann trat der König zum Buffet, nahm den ihm gereichten silbernen Pokal und sprach folgenden Toast: „Empfanget, meine geliebten Hannoveraner, meinen heißesten Dank, daß ihr zu diesem häuslichen Feste hieher gekommen seid. Ihr habt mir damit die Fremde zur Heimath gemacht. Ein inniges Familienband verknüpft seit tausend Jahren das Herrscherhaus von Hannover mit seinem Volk. Das Band verbindet uns noch immer. Eure Ankunft gibt mir Zeugniß davon; sie ist ein Spiegel der Gesinnung eines ganzen Volkes, ein Spiegel, der nur Treue und Anhänglichkeit reflektirt. Ich kann euch nicht genug danken für diese Treue, Worte reichen dafür nicht aus, ich sage nur Dank! Dank! Dank! Solche Treue belohnt nur die Gerechtigkeit Gottes, und sie wird sie auch hier belohnen. In der Geschichte meines Hauses finden sich Beispiele von exilirten Fürsten, die wieder in die Heimath zurückgekehrt sind; der Ahnherr meines Hauses mußte sein Land verlassen und kehrte wieder; ihr alle wisset, daß ein Herrscher von Hannover zehn Jahre in der Fremde leben mußte und dann doch wiederkehrte. Darum hoffe ich auch von Gott, daß ich als freier, selbstständiger König wieder zu euch zurückkehre. Ich fordere euch auf, zu trinken auf die Wiederherstellung des Welfenreiches, des Welfenthrones, auf meine Rückkehr in eure Mitte. Gott gebe eine baldige Auferstehung des Thrones von Hannover, meine Rückkehr zu meinem Volke, dessen Treue und Anhänglichkeit ein leuchtendes Vorbild sein könnte für alle Völker der Erde. Ein Hoch auf unser baldiges Wiedersehen im Welfenreiche."

Als der König den Pokal an die Lippen setzte und daraus trank, flossen ihm die hellen Thränen von den Wangen; der König weinte, und es dauerte lange, bis er sich fassen konnte. Der Pokal, aus dem der König getrunken, wurde hierauf herumgereicht und alle anwesenden Hannoveraner schlürften daraus und ließen den König hoch leben. Unmittelbar nach dem Toast des Königs brachte ein Hannoveraner ein Hoch auf den König, das oftmals und donnernd von den etwa in der Zahl von zweitausend Köpfen anwesenden Hannoveranern wiederholt wurde. Nun wurde das Souper stehend eingenommen; der König und die übrigen Mitglieder der königlichen Familie schritten während desselben wieder die Reihen auf und nieder und konversirten mit einzelnen Gästen. Während der Konversation umarmte der König viele seiner Gäste, legte die Hand auf ihre Schultern, und im Vorübergehen konnte man es mehrmals hören, wie der König zu Einem oder dem Andern sagte: „Wie freut es mich, Sie hier zu sehen!" Noch leutseliger und fast zutraulicher schien die Königin, die für Jeden ein freundliches Wort hatte. Sie wurde hierin nur noch von den Prinzessinnen übertroffen, die heiter und ungezwungen, wie unter Ihresgleichen, sich bewegten. Um halb 2 Uhr Morgens endlich zog sich die kgl. Familie zurück, begleitet von den donnernden Hochs, die erst in der Ringstraße allmählig verhallten.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 38:

Frost.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Walland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 43 Donnerstag, 20. Februar 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

„Armes Kind!“ sagte die alte Frau, „wie er so geschickt ist! O, wer hätte das gedacht, mein Söhnchen, daß Du Dir noch einmal selber die Schuhe und Kleider werdest reinigen müssen! Deine Eltern und ich erzogen Dich zum Gentleman!“

„O, das wäre mein geringster Kummer, liebe Großmama!“ sagte der Knabe wehmüthig lächelnd. „Wie gerne wollte ich für uns Alle die niedrigsten Dienste thun, wenn ich dadurch nur den guten Wenzel wieder herbeischaffen könnte. Ach, Großmama! glauben Sie mir, es ist ihm ein Unglück zugestoßen, denn sonst wäre er längst wieder bei uns. Sie wissen gar nicht, was für fürchterliche Menschen hier herumlaufen, mit wilden schwarzen Bärten, schmutzigen braunen Gesichtern, wie die Kulis, und schlechten Kleidern. Fürwahr, Großmama, es ist so, entsetzliche Menschen, wie jene Seeräuber, welche wir in Singapur zum Tode führen sahen!“

„Und hier erwartete ich Heil für Dich!“ rief Mrs. Walden mit schmerzlichem Kopfschütteln. „O, Thörin, die ich war, die ich einem Phantom nachjagte! Ich hätte wissen sollen, daß mit Deines Vaters Tode alle Hoffnung zu Ende war, seine Angehörigen auszukundschaften. Das, was uns nach so vielen Verlusten geblieben, hätte hingereicht, um in England bescheiden auf dem Lande leben und Dir eine sorgsame Erziehung geben zu können! Du hättest dann in reiferen Jahren allein und mit den erforderlichen Beweismitteln Deinen Großvater und Deine Familie aufsuchen können, und wärest wohl glücklicher gewesen, denn einem schönen muthigen Jüngling öffnet sich die Welt eher als einem armen verwaisten Knaben! So mußt Du jetzt für meine Thorheit mitbüßen, Du armer Japhet, der Du Deinen Großvater suchst! — Ja, Thorheit war's, daß ich mich von Wenzel beschwatzen ließ, denn je mehr ich mir's jetzt überlege, desto unzweifelhafter wird mir's, daß er nur in böser Absicht uns hieher brachte! Er wollte uns bestehlen, und dann hülflos im Elende lassen!“ . . .

„Großmama!“ fiel ihr der Knabe beinahe heftig ins Wort, „versündigen Sie sich nicht an dem guten Diener! Wie treu war er stets gegen Papa! wie viel vertraute dieser ihm an! Und er sollte untreu gegen uns geworden sein, die ihm mein theurer Vater als das höchste Kleinod auf die Seele band? O nein, nein, nimmermehr!“

„Du bist noch ein Kind, Joe! Du entbehrst noch aller Welterfahrung und Menschenkenntniß!“ entgegnete Mrs. Walden, „ich habe den störrischen Alten länger gekannt und beobachtet als Du! Wie hatte er sich in das Vertrauen Deines Vaters einzuschleichen gewußt! wie beherrschte er ihn beinahe, der sich sonst von Niemand lenken ließ, und wie viel Bitteres hat er Deiner Mutter in ihrem Ehestande zu bereiten gewußt! — Arme Lorah! man hätte oft glauben sollen, der alte Murrkopf sei Deinem Vater lieber, als seine treue gute Frau!“

„Ich gehe nach dem Gasthause, liebe Großmama!“ sagte Joseph; „aber ich werde eilen, daß ich recht bald wieder bei Ihnen bin und hoffentlich mit guten Nachrichten! God bye!“ Er küßte sie und ging, aber noch war er keine fünf Minuten fortgewesen, als der Knabe mit einem Herrn zurückkehrte, welcher ihn im Hofe unten nach der Wohnung der Großmutter befragt hatte.

„Ein Herr von der Gesandtschaft, liebe Großmutter!“ rief er fröhlich, als er den Fremden ins Zimmer geführt hatte, und diesem einen Stuhl anbot. „Sehen Sie nun, Großmama, daß ich meinen Brief pünktlich bestellt?“

„Haben Sie Dank für die Güte, Sir, womit Sie mich in diesem armseligen Winkel aufsuchen!“ hub Mrs. Walden verlegen an, denn sie bemerkte, wie der Fremde ebenfalls betreten und verwirrt bald die dürftigen Möbeln der Wohnung, bald die beiden Bewohner forschend musterte. „Sie sind mir ein wahrer Rettungsengel!“

Dafür gebührt der Dank nicht mir, Mrs. Walden, sondern dem sehr ehrenwerthen Mr. Jameson, dem Sekretär der Gesandtschaft Sr. großbritannischen Majestät, in dessen Auftrag ich zu Ihnen komme!“ erwiderte der Fremde in sehr geläufigem Englisch, aber doch mit ausländischem Accente. „Ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen als den deutschen Sekretär der großbritannischen Gesandtschaft August Stark. Der erste Sekretär der Gesandtschaft verhindert, Sie selbst zu besuchen,

hat mich beauftragt, Ihnen einen Besuch zu machen, und aus Ihrem Munde die näheren Umstände des traurigen Anlasses zu erfahren, welcher Sie genöthigt hat, sich an den Vertreter Sr. Majestät zu wenden. Sie dürfen darauf rechnen, daß derselbe Alles aufbieten wird, Ihnen zu helfen!"

Ein Wink der Großmutter entfernte den Knaben, und Mrs. Walden erzählte dem Sekretär Alles, beantwortete alle seine Fragen und beobachtete ängstlich den Erfolg ihrer Mittheilungen in der Miene des Sekretärs. Dieser erschien nach allen seinen Aeußerungen ein ganz gewandter Geschäftsmann zu sein, und erwarb sich hiedurch das Vertrauen der Dame in hohem Grade.

„Madame," sagte er endlich, „Ihre Erzählung gränzt ans Wunderbare; fürwahr, spräche nicht aus allen Einzelheiten derselben die Wirklichkeit vorliegender Thatsachen, man wäre geneigt, zu wähnen, daß man einen Bulwer'schen Roman lese. Ich werde nach den schriftlichen Notizen, welche ich über Ihre Aussagen genommen, dem sehr ehrenwerthen Mr. Jameson Bericht abstatten. Wir wollen die Polizei aufbieten, um Ihnen bald Gewißheit zu verschaffen, obwohl ich fürchte, diese werde Ihren Erwartungen nicht entsprechen!"

„Wie so? darf ich Sie vielleicht bitten, mir Ihr Urtheil über das Verschwinden unseres Dieners zu sagen!"

„Ich wage nicht zu urtheilen, Madame!" versetzte Herr Stark; „aber ich fürchte, dieser verschwundene Mr. Wenzel Francis Greß wird sich als Schwindler herausstellen. Wien ist ein allzugelegener Ort zu einem Bubenstück; in wenigen Stunden läßt sich die Gränze Ungarns erreichen, in dessen dünnbesäeten Gegenden keine sorgfältige Polizei möglich ist; in drei Tagreisen gelangt man nach Triest, von wo aus ein Verbrecher fast täglich Italien oder die Levante erreichen kann. — An eine Unthat, die an dem Vermißten selbst verübt worden wäre, glaube ich nicht. Wien ist kein London oder Paris, hat keine solchen Uebelthäter oder Raubmörder. Ich argwöhne, Sie sind einfach betrogen worden, indem man Ihr blindes Zutrauen mißbrauchte, zu welchem Sie bei einem solchen Manne und nach dessen Vergangenheit allerdings Grund haben konnten!"

„Leider klage ich mich selbst des Mangels an Behutsamkeit an," sagte Mrs. Walden; „aber ist denn gar keine Möglichkeit vorhanden, in den Besitz unserer Gelder zu gelangen?"

„Man rühmt die hiesige Polizei sehr," sagte Herr Stark achselzuckend; „aber die Anzeige kommt sehr spät — der Verbrecher hat einen großen Vorsprung. Indeß soll unser Eifer nun um so größer sein. Kann ich Ihnen inzwischen irgendwie dienen?" setzte er hinzu und zog seine Börse. „Sie sollen wo möglich noch heute Antwort von der Gesandtschaft erhalten!"

„Ich danke Ihnen verbindlich, Sir," sagte Mrs. Walden. „Ich habe glücklicherweise noch einige englische Banknoten; sollten Sie die Gewogenheit haben, mir dieselben umwechseln zu lassen, so könnten Sie mich sehr verpflichten!"

„Mit Vergnügen," sagte Herr Stark. „Nehmen Sie inzwischen gefälligst meine Börse, Madame! Haben Sie vielleicht Briefe nach England, die ich Ihnen besorgen könnte?" — Mrs. Walden nahm das Anerbieten dankbar an, und versprach zu schreiben, damit er dieselben morgen erhalte. „Ich habe noch wohlhabende Verwandte in England," sagte; „sie billigten meinen Reiseplan nicht, und riethen mir ab. Aber ich weiß, im Nothfalle finde ich bei ihnen noch eine Zuflucht!" —

(Fortsetzung folgt.)

Die Feinde Maximilians.

(Fortsetzung.)

Nicht alle Franzosen konnten austreten, denn mehrere Heertheile waren bereits in die Provinz marschirt und durch Guerillas von der Hauptstadt abgeschnitten worden. Bazaine's Rückberufungsbefehl berechtigte den republikanischen General Escobedo, diese Franzosen als Banditen zu bezeichnen, da sie Ausländer seien und keiner Fahne mehr angehörten. Zweihundert derselben wurden in einem Gefechte bei der Hacienda de San Jacinto gefangen genommen und unbarmherzig erschossen. Erst jetzt erfuhren die Franzosen, die in Queretaro standen, daß Bazaine sie zurückberufen habe. Sie veröffentlichten einen Protest, der dem Marschall ins Gedächtniß zurückrief, daß er sie selbst zum Eintritte in die Nationalarmee ermächtigt habe. Nun sie dem Kaiser von Mexiko den Eid der Treue geschworen, fordere er sie zur Rückkehr, zum Eidbruch auf. Sie, die einer von Frankreich gegründeten und vier Jahre lang unterstützten Regierung ihre Dienste weihten, würdige der Marschall Bazaine zu Parias herab und stelle sie außerhalb des Gesetzes! Er selbst liefere den Republikanern den Vorwand zu ihren Metzeleien! Und werde nicht das vergossene Blut auf das Haupt Desjenigen zurückfallen, welcher den ersten Anlaß zu jenen Mordscenen gegeben habe?

Die kaiserliche Regierung sah sich von den Franzosen, indem diese sich ihren eigenen Kräften überließen, noch dazu mit Geldforderungen bedrängt. Der Schatz war leer, denn von den angeblichen zehn Millionen des Finanzministers ist niemals etwas zum Vorschein gekommen, und auf der einzigen Einnahmequelle, den Hafenzöllen, hatten die Franzosen die Hand liegen. Nun sollte Kaiser Maximilian alle Guthaben seiner ehemaligen Verbündeten plötzlich decken. Bazaine forderte für sich persönlich einhundertfünfzigtausend Piaster, die ihm allerdings zugesagt waren, wenn er den Palast nicht behalte, den ihm der Kaiser bei seiner Hochzeit zum Geschenk

gemacht hatte. Die französischen Offiziere forderten die enormen Quartiergelder, die sie sich ausbedungen hatten. Indem man also Mexiko aufgab, suchte man sich noch noch auf Kosten des Staats zu decken, wie Gläubiger ihrem zusammenbrechenden Schuldner Alles abpfänden und fortschleppen, was sich in Sicherheit bringen läßt. Man drohte, das kaiserliche Arsenal so lange in Beschlag zu nehmen, bis das Geld bezahlt sei, und der größte Theil desselben wurde wirklich geschafft. Dieß hinderte den Marschall nicht, Tag und Nacht im Arsenal befindliche Vorräthe verbrennen oder unbrauchbar machen zu lassen. Ganze Tage und Nächte sah man Rauchwolken und Feuersäulen dort aufsteigen, ja der Wassergraben des Arsenals war so mit Pulver vollgeschüttet, daß sich dieses dort entzündete.

Kaiser Maximilian war nun auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Muthig eröffnete er den Feldzug durch einen Marsch nach Queretaro, der den dortigen Truppen unter Miramon Hülfe bringen sollte. Ein Gefecht, das unterwegs geliefert wurde, brachte den Kaiserlichen einen leichten Sieg. Der Empfang in Queretaro konnte nicht besser sein. Unter dem Donner der Geschütze, dem Geläute aller Glocken und dem begeisterten Hochrufen der ganzen Bevölkerung zog der Kaiser in die Stadt, wo überall Fahnen wehten und jeder Balkon mit Teppichen behängt und mit festlich geschmückten Damen besetzt war. Queretaro hat siebenundvierzigtausend Einwohner und bedarf mithin einer starken Besatzung, doch gibt es zwei feste Punkte, ein Kloster und einen mit Schanzen versehenen Berg. Die belagernde Armee der Republikaner verstärkte sich bald so, daß sie den Belagerten fünffach überlegen war. Sie wurde aber in allen Gefechten geschlagen und Kaiser Maximilian nahm deßhalb keinen Anstand, den General Marquez mit tausend Mann nach Mexiko zurückzuschicken. Die dortigen Minister hatten eigenmächtig oder verrätherisch gehandelt und es wurde dringend nothwendig, dort einen zuverlässigen Mann zu haben, der die Regierung neu ordnete, Puebla entsetzte und dann mit Verstärkungen nach Queretaro zurückkehrte. Marquez schlug sich mit geringen Verlusten durch, setzte in Mexiko den Finanzminister ab und zog gegen Puebla.

(Schluß folgt.)

Doppelter Brudermord.

Paris, 10. Februar.

Die Schwurgerichtsannalen von Lille sind um einen entsetzlichen Fall reicher. Der Zudrang des Publikums in den Justizpalast ist ein immenser; eine Rotte von Weibern hat sich den Eingang in den Saal lärmend erstürmt, so daß der Präsident vom Platzkommando 50 Mann requiriren mußte, um die Ruhestörerinnen aus dem Saale zu entfernen.

Der Justizpalast bleibt gleichwohl den ganzen Tag über bis zum Schluß der Verhandlung förmlich belagert, von Zeit zu Zeit muß der Menge der Gang der Verhandlung durch hiefür bezahlte Personen berichtet werden. Und was gab es denn gar so Entsetzliches zu sehen, zu hören?

Die Verhandlung eines Brudermordes, den der Maschinenfabrikarbeiter Jean Lacquement, ein Mann mit den ruhigsten, gutmüthigsten Zügen, an seinen beiden 10 und 11 Jahre alten Brüdern begangen hatte; auf dem Gerichtstische liegt das Mordinstrument, die schwere, mit dem Blut und den Kopfhaaren der Ermordeten beklebte Holzhacke.

Der Mörder folgt der Verhandlung sehr traurig, und mit vieler Spannung; von Zeit zu Zeit verhüllt er sein Gesicht mit einem Sacktuche. Seine greise, verwittwete Mutter wohnt der ganzen Verhandlung bei, sie ist aufgelöst in Schmerz. Von ihren drei Kindern sind zwei vom ältesten Sohne erschlagen worden, und dieser dritte erwartet heute das Todesurtheil, denn er ist angeklagt, seine beiden jüngeren Brüder, die ihn stets sehr geliebt und ihm alle Zärtlichkeit bewiesen hatten, nach reiflichem Vorbedachte, mit jener schweren Hacke ermordet zu haben, welche er zwei Tage zuvor sich von einem Hufschmiede in Orchies ausgeborgt, und die er zum Brudermorde eigens scharf geschliffen hatte.

Am 11. Jan. d. J. gegen 7 Uhr Früh verließen die beiden Kinder das väterliche Haus in Landas, um, wie gewöhnlich, um diese Zeit in die Schule nach Orchies zu gehen. Der ältere Bruder Jean, welcher seit zwei Jahren in der dortigen Maschinenfabrik arbeitet, folgt ihnen mit der Hacke unter der Blouse in fünf Minuten nach und trifft sie auf dem ihm wohlbekannten Fußsteige, der den Weg zwischen Landas und Orchies abkürzt. Wie die Knaben, auf einige Schritte von einander entfernt, der 11jährige Desiré voran, der jüngere Henri ihm folgend, sorglos dahin schlenkern, die mit Büchern und Brod gefüllten Schultaschen lustig in der Luft kreisend, um sich an der Kreisung zu ergötzen, hebt Jean Lacquement die schwere Hacke zu einem wuchtigen Schlage von rückwärts gegen den Kopf des kleineren Bruders aus, Henri sinkt mit einem gräßlichen Aufschrei nieder, Desiré, der ältere der Knaben, dreht sich über diesen Schrei um, will Henri helfen, aber Bruder Jean stürzt auf ihn zu, versetzt ihm mit der Hacke einen Schlag, zwei Schläge auf den Kopf; das Kind stürzt zu Boden; der Brudermörder geht hierauf ruhig an seine Arbeit und trifft um 7¼ Uhr in der Werkstätte zu Orchies ein, arbeitet wie gewöhnlich sehr fleißig. Desiré wird inzwischen neben der Leiche Henri's aufgefunden; er athmet noch. Tribolet, der Arzt von Landas, fragt ihn, was denn da geschehen; das Kind stammelt nur noch: „Mein — Bruder — den — Bruder — gemor — —;" die Worte ersticken, der Knabe kann nicht mehr reden, wird in das nächste Haus

bei Landas getragen; er erwacht nicht mehr aus der Bewußtlosigkeit; in einer halben Stunde ist er todt.

Die Justiz kommt bald auf die Spur des Mörders und findet ihn emsig bei der Arbeit. Er leugnet hartnäckig. Man führt ihn zu den Leichen der erschlagenen Brüder. — — Er küßt, umarmt die Leichname und benetzt sie mit seinen Thränen. Kaum kommt er aus dem Schluchzen wieder zu Worten, so leugnet er.

Einige Tage darauf, als man seine mit Blut befleckten Kleider und Stiefeln und bald darauf unter einem Stege nächst dem Orte der schauerlichen That die blutbefleckte Hacke, welche erwiesen die vom Hufschmiede entlehnte, in der Werkstätte scharf zugeschliffene war, entdeckt hatte, schritt er endlich zu dem Geständnisse der doppelten Kainsthat, behauptete jedoch, nach Henri nur einen, nach Desiré nur zwei Hiebe geführt zu haben.

Der ärztliche Befund weist im Gegensatze hiezu nach, daß dem Henri die Hinschale mit zwei Schlägen — die Wunden waren 10 und 15 Centimetres breit — entzwei gespalten wurde; Desiré aber zeigte vier absolut tödtliche Wunden am Hinterhaupte; die zerschmetterte Hirnschale ließ die ganze Gehirnsubstanz bloßgelegt sehen. Das Kind muß, um den Kopf zu schützen, die Hände vorgehalten haben, denn die Hände zeigten an der inneren Fläche tiefe Wunden.

Bei Henri muß der Tod durch Zertrümmerung des Kopfes nach der Meinung der Aerzte schon bei dem ersten Schlage erfolgt sein.

Die Verhandlung zeigte, daß der Verbrecher eine Hacke schon im August vorigen Jahres sich bei dem Hufschmiede bestellt hatte; dieser sagte ihm, daß er sie ihm nicht sofort liefern könne, er könne sie erst in einiger Zeit bekommen. Jean Lacquement entfernte sich mit der Unwillens-Aeußerung: „Ah, das dauert mir zu lange.“ Am Neujahrstage kam er wieder zum Schmiede und bestellte abermals die Hacke. Der Schmied vertröstete ihn wieder auf einige Zeit, und da sich Jean Lacquement damit nicht beruhigen wollte, lieh er ihm die seinige, worauf Lacquement sich zufrieden gestellt mit derselben unter der Aeußerung entfernte: „Also kann ich mich Ihrer Hacke bedienen — —.“ Am 9. Januar trug er die Hacke nach Orchies in die Fabrik, schärfte sie dort mit großem Fleiße und trug sie dann in seine Wohnung. Zwei Tage darauf hatte er mit dieser Hacke die Köpfe seiner Brüder zerschmettert.

Als sie ihm bei der Verhandlung vom Präsidenten vorgewiesen wurde und er das Blut, die Haare seiner erschlagenen Brüderchen daran kleben sah, packte ihn ein unbeschreibliches Entsetzen, er senkte die Augen und antwortete nichts mehr.

Und welches war das Motiv der so lange vorbedachten schauerlichen That?

Er hat es nicht gestanden, aber es wurde durch die Verhandlung zweifellos, daß er das Doppel-Verbrechen nur — aus Habsucht begangen habe. Die Habsucht beherrschte ihn sein ganzes Leben lang. Er wollte durch den Tod seiner beiden Brüder der Alleinerbe des winzigen elterlichen Vermögens werden, sie sollten nichts bekommen von dem kleinen Häuschen, dem ärmlichen Hausgeräthe, den wenigen Kleidern der armen Wittwe. Das sollte ihm allein zufallen; die Auslagen für die zwei kleinen Brüder sollten endlich aufhören und die Mutter hätte dann doch noch etwas zurücklassen können, was die Kleinen an Kost, Kleidung und Schulgeld brauchten. Durch die unglückliche Mutter und durch die Aussagen der Aerzte Caille und Tribolet war erwiesen, daß Jean Lacquement vor Jahresfrist von einem schweren Typhus genesen war. Hat ihm die Krankheit die Sinne zeitweilig getrübt? Die Aerzte gaben das zu, der Arbeitgeber Cordonnier, bei welchem er zwei Jahre lang als einer der fleißigsten, stillsten, friedlichsten Arbeiter beschäftigt war, wußte nicht Lobes genug über ihn.

Die Berathung der Jury dauerte nur eine halbe Stunde; die Geschwornen nahmen den Doppelmord als mit Vorbedacht ausgeführt an, ließen aber dennoch mildernde Umstände zu; das Urtheil konnte daher nicht mehr auf Hinrichtung lauten, sondern fiel auf lebenslängliche schwerste Zwangsarbeit aus.

Das arme Mutterherz! — — Zwei Kinder erschlagen, und das Dritte, Letzte — — zeitlebens im Bagno!

Auflösung des Logogryphs in Nro. 38:

Leidiger „Trost“
Macht's Stüble nicht warm,
Schafft Nichts auf den „Rost“,
Und Nichts in den Darm!
Was der Herr B— verspricht —
Realisirt sich nicht, —
Und was Herr W— gibt ab,
Das ist verteufelt knapp; —
Brächt' nicht die schnelle Post
Gaben der Lieb' nach „Ost“ —
Von Süd, von West und Nord
Für die Bedrängten dort,
Schwände manch' Ach und Weh
Hin — im „St.“ —

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 44 | Freitag, 21. Februar | 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung)

In der That konnte man es der alten Frau nicht verdenken, wenn sich ihrer eine Verzagtheit, ein gewisser Unmuth bemächtigten, als sie sich in der Lage sah, beinahe Almosen annehmen zu müssen. Sie hatte bessere Tage gesehen. Ihr Gatte, ein früherer Offizierskoch, war einer der ersten Europäer gewesen, welche sich in Singapur angesiedelt; er hatte erst ein Gasthaus etablirt und sich später zum reichen Plantagenbesitzer emporgeschwungen, doch hatten Verluste verschiedener Art sein Vermögen wieder zu Dem heruntergestimmt, was man in Indien Wohlhabenheit nennt, als er starb. Mr. Hencock, nach Bildung und Charakter ein Gentleman und allerwärts geachtet, war zum Vormunde der einzigen Tochter bestellt worden, weil er als Nachbar ein Freund des Verstorbenen gewesen war. Mrs. Walden hätte dem jüngeren Wittwer noch immer ihre Hand gereicht, aber Hencock wollte hievon Nichts wissen, und die Mutter suchte nun den Vormund für die Mündel einzunehmen, mit welcher er als Vermögensverwalter in beständige Berührung kam. Mr. Hencocks Haus war eines der ersten in Singapur gewesen, und der Glanz und die Fülle desselben strahlte auch auf Mrs. Walden zurück, obwohl der Gouverneur von Singapur sie noch als Wäscherin des Offizierstisches eines Regiments der Kompagnie gekannt hatte; man mußte sie nun mindestens in der Gesellschaft passiren lassen, denn ihr Schwiegersohn war in diesem Punkte sehr empfindlich. Und so hatte sie wenigstens mittelbar den Zweck erreicht, mit dem Reichthum auch Ansehen zu verbinden. — Man trägt wohl Ungemach in jungen Jahren mit Fassung, weil man noch hofft; aber in reifen und nach günstigen Lebensverhältnissen in den Kampf mit dem Leben um das Leben zurückgestoßen zu werden, ist sehr schmerzhaft, nagt am Marke.

Dennoch fand Joseph bei seiner Rückkehr die Großmutter weit getrösteter und gefaßter, als bei seinem Weggehen. Selbst seine Nachricht, daß man im Gasthause von Wenzel noch gar Nichts erfahren hatte, nahm sie mit ziemlicher Ergebung hin, und begnügte sich mit einem vieldeutigen Kopfschütteln und den Worten: „Ich glaube, daß er nicht mehr zum Vorschein kömmt!“ Sie bemerkte nicht, wie der arme Joseph keuchte, wie blaß sein Mund war, und wie sein Auge fieberisch zuckte. Aus eigenem Antrieb und einer trügerischen Ahnung, im Gasthofe etwas über Wenzel's Schicksal erfahren zu können, war er dorthin geeilt! Wie hätte es ihn gefreut, den alten lieben Mann von dem schmählichen Verdachte reinigen zu können, welchen seine Großmutter gegen ihn hegte! Obwohl seine Nachfrage erfolglos, so trieb ihn jetzt der Wunsch nach Hause, den Gesandtschaftssekretär noch zu treffen; er wollte ihm erzählen, wie Wenzel bestohlen worden, u. dgl.; auch er hoffte von dem einflußreichen Beamten. Darum beflügelte er seine Schritte so sehr. Aber der Arme sollte bemerken, daß er bei seinem Unfall unter den Pferden leider bedeutender [illegible] worden war als er geahnt hatte; das Athmen verursachte ihm Beschwerde, sein Rückgrat schmerzte und hinderte ihn bald an raschem Zuschreiten, so daß er mehrmals auf der hohen Treppenflucht anhalten und sich verschnaufen mußte, um nicht hinzusinken. Und dennoch hielt er es für seine Pflicht, der Großmutter dieß geheim zu halten. Hatte die alte Frau ja doch schon genug an ihrer eigenen Krankheit zu tragen, und an dem Unglücke, das Beide betroffen; wozu noch ihren Schmerz erhöhen! —

Währenddem hatte Adolph v. Grinding seinen Oheim aufgesucht, um ihm Mittheilungen über den Stand der Angelegenheit des Deserteurs Wenzel Greß zu machen. Der Hofrath war einige Tage auf seinem Gute bei Baden gewesen. — „Nun, wie steht es um den armen Mr. Wenzel?“ fragte er ironisch.

„Der Alte ist wahnsinnig geworden, sagte er; „ich erfuhr, daß man ihn in das Garnisonsspital in der Währingergasse gebracht, weil es nicht möglich war, ihn selbst in Eisen ruhig zu erhalten. Von dem Augenblicke an, da man ihn der Wache am Karolinenthor übergeben hatte, bis auf diese Stunde, hat er jede Antwort hartnäckig verweigert, und jede Gelegenheit benützen wollen, um sich selbst zu ranzioniren. Selbst Gewalt hat er nicht verschmäht, obwohl er dabei den Kürzern zog!“

„Wie natürlich! lachte der Hofrath. „Unsere Grenadiere und die böhmischen und galizischen Bauernlümmel verstehen keinen Spaß, und bekommen wegen Delikatesse in der Behandlung von Arrestanten keine

Prämien. — Also verrückt? Desto besser für Dich, Neffe! Man wird dem Alten nun um so weniger glauben, und seine Behauptungen für Ausfluß einer fixen Idee halten!... Und die Papiere sind also noch nicht zum Vorschein gekommen?"

„Noch keine Spur!" entgegnete Adolph. „Entweder sind sie bereits vernichtet worden, oder in die Hände eines sehr schlauen Abenteurers gefallen, der ihren Werth kennt und zu benützen weiß!"

„Was mir nicht unlieb wäre!" sagte der Hofrath, „denn alsdann hätten wir ihn bald; man könnte dann die ächten Papiere vernichten oder behalten, und dem Burschen falsche unterschieben, durch die er sich auf ein Jahrzehnt in sicheren Gewahrsam brächte. Aber es ist noch ein anderer Fall denkbar; daß sie nämlich in die Hände eines dummen Teufels gefallen wären, der sie auf einem Umwege in die Hände des Generalmajors brächte, um durch diese ehrliche Handlung mehr zu verdienen, als durch eine Schurkerei, und dann wärest Du der Geprellte!"

„Allerdings," versetzte Adolph kleinlaut, „das wäre doppelt fatal, denn ich glaube, ich bin gegen diesen alten Diener schon etwas zu weit gegangen!"

„Wie so?" fragte der Hofrath.

„Je nun, die Angst um die Familie, die seiner Obhut anvertraut war und deren einzige Stütze er bildet, deren Lage, ohne Mittel und Freunde ihm also eine peinigende Unruhe bereiten muß, ... die Mißhandlungen, die Täuschungen, die ihm widerfahren, der Mißbrauch seines Vertrauens, — die Schauer der Einzelnhaft, — das Alles zusammen kann doch einen Menschen um den Verstand bringen!"

„Besonders wenn er so wenig hatte, wie dieser Mann!" sagte der Hofrath kalt, „und wenn derselbe schon eine sehr ausgesprochene Disposition dazu hatte, weil er sicherlich in Ostindien schon einmal durch Sonnenstich sein Bischen Hirn verbrannt. — Wenn Dir's vor dem Betrug schon jetzt wurmt, mein Neffe, so hättest Du ihn eben unterlassen sollen!"

„Aber Sie wissen ja, Oheim, daß Sie selbst . . . mir dazu riethen, die Hand boten!" sagte Adolph betroffen.

„Bursche!" donnerte ihn der Hofrath zornig an, „laß mich das nicht wieder hören! Habe ich Dir irgend etwas gerathen? Hätte ich irgend einen Vortheil davon gehabt oder verlangt? Bin ich ein Mann, der zu Betrügereien die Hand bietet? — Thor! wenn ich eine Schurkerei begehen wollte, so würd' ich sie geschickter angreifen und mich am allerwenigsten Dir anvertrauen. Wer einen Streich der Art hinausführen will, wie Du ihn unbedacht unternommen, der muß hartgesotten und gegen jede unzeitige Sentimentalität wohlverwahrt sein; sonst bleibt er auf halbem Wege stehen und liefert sich selbst der Justiz und der öffentlichen Verachtung in die Hände. Geh' jetzt! ich will die Sache ignoriren, so lange ich muß! Will überhaupt nur noch amtlich davon hören!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Feinde Maximilians.

(Schluß.)

Auf dem Zuge gegen Puebla gab er Beweise von Unfähigkeit, wenn nicht von Verrath. Er mußte Puebla in Eilmärschen, in kürzester Frist und auf dem kürzesten Wege erreichen. Statt dessen machte er kleine Tagmärsche und hielt achtzehn spanische Stunden von der Stadt entfernt plötzlich an. Welche grobe Fehler er dann beging, weist unser Buch im Einzelnen nach. Wir wollen nur anführen, daß er einmal in einem Hohlwege, von dessen Höhen der Feind unablässig feuerte, rasten ließ und bei dem Marsche durch schwierige Stellen stets versäumte, einen Vortrab vorauszuschicken, oder den nachdrängenden Feind durch eine Nachhut in Respekt zu halten. Wollte er die Truppen entmuthigen und in Unordnung bringen, so konnte er keine geeignetern Mittel dazu ergreifen. Die Krönung seines Werks war sein plötzliches Davonreiten mit einhundertfünfzig Mann. Die Soldaten sahen ihn fliehen und ahmten sein Beispiel nach. Kein Haltsignal wurde mehr gehört, in wilder Flucht eilten die Bataillone, mit dem ungeheuren Troß durcheinander gemischt, nach Mexiko zurück. Die fremden Truppen blieben allein geschlossen und nur ihnen ist es zu danken, daß nicht das ganze Heer zusammengehauen oder gefangen wurde.

Puebla ergab sich, in Queretaro stand bisher Alles gut. Herr von Montlong führt alle die Gefechte auf, in welchen die Kaiserlichen ihre Gegner schlugen. In den einundsiebenzig Tagen der Belagerung wurde zweiundzwanzigmal gekämpft und nicht einmal siegten die Republikaner. Da auch Pferdefleisch, Hülsenfrüchte, Maismehl und Wein zur Genüge vorhanden waren, so stand die Sache der Kaiserlichen gar nicht übel. Durchschlagen hätten sie sich in jedem Augenblick können. Nun kam der Verrath des Obersten Lopez, über den unsere Quelle wenig Neues beibringt. In der Morgenfrühe hörte man von dem Thurm des Kreuzklosters Glockenschläge, welche von einem mitten in der Stadt liegenden Kloster beantwortet wurden. Es war der Feind, der diese Zeichen gab, nachdem Lopez und seine Helfershelfer Jablonski ihn eingeführt hatten. Der Rest verlief, wie die Zeitungen gemeldet haben. Seinen Judaslohn von zehntausend Piastern hat der Verräther übrigens nicht bekommen. Er wurde ihm rund abgeschlagen und ihm bloß ein Paß nach Mexiko in Familienangelegenheiten ausgestellt. Als er in Tacubaya ankam und sich an einen Tisch setzen wollte, an dem mehrere republikanische Generale und Obersten speisten,

flogen ihm Gläser und Teller ins Gesicht und fünf Obersten forderten ihn zum Duell. Als er bei seiner Frau eintrat, hatte sie eben ihr Kind auf dem Arme. „Dieser Knabe ist Deines Bluts, auch er wird einst ein Verräther sein!" Mit diesen Worten warf sie ihm das Kind zu und floh aus dem Hause.

Die Hauptstadt wurde von Marquez mit großer Hartnäckigkeit vertheidigt. Er setzte den Kampf noch immer fort, als ihm schon längst bekannt geworden war, daß der Kaiser, für den er sich schlug, ein Gefangener sei. Die Noth wurde fürchterlich; alle Lebensmittel mangelten, das Volk schrie nach Brod oder Mais, in den Straßen platzten immerfort Granaten, die mexikanischen Truppen machten drei Versuche, die ihnen anvertrauten Schanzen zu verkaufen. Zu Tausenden wanderten die Einwohner nach dem nahegelegenen Marktflecken Tacubaya, um nicht Hungers zu sterben. Marquez richtete seine ganze Erfindungskraft darauf, die Wahrheit zu verheimlichen und sich Geld zu verschaffen. Dem Marquis von Guadalupe, der kein Geld herbeischaffen wollte oder konnte, ließ er das Haus besetzen und in der Küche kein Feuer anmachen, obgleich die Kinder vor Hunger schrieen, bis es dem Marquis gelungen war, sich eine Summe zu verschaffen. Andere ließ er auf ein Dach setzen, wo jeden Augenblick Granaten vorbeisausten, und erpreßte auf diese Weise von ihnen, was sie an Geld oder Geldeswerth besaßen. Um den Stand der Dinge in Queretaro zu vertuschen, spielte er eine Komödie nach der andern. Die frechste war die des Generals Arellano. Marquez ließ diesen Mann, der schon vierzehn Tage früher flüchtig angekommen war, eines Abends mit der Freudenbotschaft umhergehen, daß er dem kaiserlichen Heer und dem Kaiser, der in zwei Tagen eintreffen werde, vorausgeeilt sei. Tags darauf wurde diese Nachricht an allen Straßenecken anschlagen, Musik zog durch alle Straßen, feierliches Glockengeläute ertönte und der Jubel war allgemein. Am Abend desselben 19. Juni, an dem der Kaiser erschossen wurde, erfuhr man erst in Mexiko mit Gewißheit, daß er gefangen genommen sei.

Worin bestand das Motiv dieser unnützen Vertheidigung der Hauptstadt? Die Antwort ergibt sich vielleicht aus den folgenden Thatsachen. Der Vertraute des Generals Marquez war der General O'Horan, der zugleich den Polizeidirektor machte. Früher selbst ein Liberaler, stand er noch immer in Beziehungen zu den Liberalen. Häufig begab er sich Abends vor die Schanzen hinaus, gab den feindlichen Schildwachen die Losung und verschwand im Dunkel der Nacht. Nach seiner Angabe benutzte er seine alten Verbindungen, um sich Nachrichten zu verschaffen. Doch war es auffallend, daß die Kaiserlichen bei jedem Ausfall immer auf dreifach überlegene Kräfte stießen. Nachdem Mexiko kapitulirt hatte, und die kaiserlichen Soldaten aus den Schanzen wie weggeblasen waren, verschwanden auch Marquez und O'Horan. Marquez versteckte sich die erste Nacht in einem Sarge auf einem der Kirchhöfe. Als die Liberalen um drei Uhr früh dort erschienen und alle Särge aufrissen, war er schon fort. Nach Briefen aus Mexiko ist er glücklich auf nordamerikanisches Gebiet entkommen. General O'Horan ließ sich in einer zugenähten Pferdehaut durch zwei Maulthiere zum Thor hinausziehen, wie dieß bei todten Thieren dort Gebrauch ist. In einer nahen Hacienda wurde er entdeckt und erschossen. Um sein Leben zu retten, legte er Urkunden vor, aus denen sich ergab, daß er während der ganzen Belagerung im Einverständniß mit dem Feinde gewesen, und diesem jedes wichtige Ereigniß, jeden Ausfall der Besatzung im Voraus verrathen hatte. Es erwies sich ferner urkundlich, daß Marquez die Vertheidigung der Hauptstadt nur deßhalb so lange hinausgezogen habe, weil er die Ankunft Santa Anna's aus Vera-Cruz erwartete.

Die Strafen erreichten mit dem Eintreffen Juarez's ihr Ende noch nicht. Die Verurtheilung des Kaisers hatte dem Sieger viel an Volksbeliebtheit entzogen und alle sonst üblichen Einzugsfeierlichkeiten unterblieben, bis auf ein Festessen, an dem namentlich Solche Theil nahmen, welche ihre bisherige Haltung in Vergessenheit bringen wollten. Die Verstimmung darüber wird nicht ohne Einfluß auf das strenge Regiment geblieben sein, das Juarez eintreten ließ. Verhaftungen und Haussuchungen kamen an die Tagesordnung, die Zahl der Gefangenen stieg auf mehrere Tausende. Sogar die Damen ließ man nicht in Ruhe. Alle, welche der Kaiserin bei ihrer Abreise einen Blumenstrauß überreicht hatten, wurden in den Zeitungen als Verrätherinnen mit Namen genannt und mußten hohe Geldstrafen bezahlen. Die Fremdentruppen, denen Porfirio Diaz Leben und Eigenthum garantirt hatte, marschirten Ende Juni aus der Hauptstadt ab. In Puebla wurden sie angehalten, weil Juarez die Kapitulation nicht anerkannte, doch Diaz trat so energisch auf und wurde so allseitig unterstützt, daß die Kolonne nach einmonatlichem Aufenthalt in Puebla abmarschiren und sich auf dem französischen Paketboot Panama einschiffen konnte.

Herr von Montlong veröffentlicht die Namen aller der preußischen und österreichischen Offiziere, die dem Kaiser treu geblieben sind. Die Liste füllt sechzehn Seiten seines Buchs und wieviel würde sie länger werden, wenn auch Die genannt würden, die ihre Treue mit dem Tode besiegelt haben. Außer diesen Fremden gab es für den unglücklichen Sohn des Hauses Habsburg in Mexiko nur ein einziges Element, das nach seinem Charakter zur Treue neigte, die Indianer. Es war rührend, wie sich diese stets mißhandelten Farbigen am letzten Geburtstage des Kaisers in den Straßen von Mexiko und in dem weiten Hofe des Palastes drängten. Sie, welche durch die Parteiwuth und Anarchie so schrecklich gelitten hatten, schaarten sich um den Kaiser, als ihren natürlichen Beschützer. Stützen konnte sich der Kaiser auf diese rohen Massen aber nicht;

auch der Raçenhochmuth der Weißen machte ihm dieses unmöglich.

Chignon und Krinoline.

Jüngst fing mit einer Krinolin'
Ein Chignon an zu streiten,
Sie schrieen lange her und hin:
Ich thu' am besten kleiden.
Die Krinolin', die blähte sich
Und brüstete sich herrisch:
„Die halbe Welt ja kennet mich,
Das wär' doch gar zu närrisch,
Wenn ich nicht wäre mehr als du.
Wer kann das Weib so zieren?
Die hohe Herkunft noch dazu,
Wirst du doch respektiren!"

„„Prahl' mir mit deiner Herkunft nicht,""
Versetzt der Chignon trocken,
„„Darfst nicht einmal ans Tageslicht,
Mußt stets im Finstern hocken,
Und dazu ist es weltbekannt:
Dein Stündlein hat geschlagen,
Nur noch im Hottentottenland
Wird man dich künftig tragen;
Doch ich, ich bin und bleib' Natur,
Hab' gar nichts zu riskiren,
Als allerneuste Haarfrisur
Muß ich die Damen zieren.""

Jetzt schrie die Krinolin' vor Wuth
Und ließ die Reife klappern:
„Was thut die schwarze, dumme Brut
Für leeres Zeug da plappern:
Bist jüngst noch der Zigeunerin
Auf ihren Kopf gewesen,
Und was gestecket in dir drinn,
Kannst in der Zeitung lesen,
Und hätte man dich nicht gebeizt,
Wärst du gefärbt nicht worden,
Du ständest da nicht so gespreizt
Und prahltest nicht mit Worten."

Ein Möpslein klug, hört lange zu,
Jetzt fing es an zu bellen:
„Laßt mich mit eurem Streit in Ruh,
Braucht euch nicht so zu stellen;
Wär' nur ein wenig noch Geschmack
Auf dieser Welt vorhanden,
Ihr wäret längst mit Sack und Pack
Gejagt aus allen Landen;

So aber bleib'n die Frauen taub,
Trag'n nicht bloß Hut und Schleier,
Und ihre Männer — mit Verlaub —
Sind meist Pantoffelmeier.

Hätt' ich nur über euch die Macht,
Ich riß euch gleich in Fetzen
Und thäte heut noch in der Nacht
Hinaus zur Stadt euch hetzen."

Mannigfaltigkeiten.

[Th. Rousseau †.] Der Tod des berühmten Landschaftsmalers Theodor Rousseau, welcher 55 Jahre alt auf seinem Landsitze Barbizon bei Fontainebleau starb, ist der schwerste Verlust, der die französische Kunst seit dem Hinscheiden von Ingres getroffen hat. Man wird jetzt ohne Zweifel eine Gesammtausstellung der Werke des großen Landschaftsmalers veranstalten. Nach dem letzten Willen des Künstlers wird seine Leiche unter seinen Lieblingsbäumen, den Eichen des Waldes von Fontainebleau, beigesetzt werden.

[Die Handelsflotte Europas.] Dieselbe besteht aus etwa 100,000 Fahrzeugen mit 12 Millionen Tonnengehalt und 600,000 Mannschaft. Bremen hat 294 Fahrzeuge, Hamburg 539, Lübeck 45, Hannover 906, Mecklenburg-Schwerin 424, Oldenburg 610, Preußen 1443, Oesterreich 9491, Belgien 107, Spanien 4859, Frankreich 15 259, Griechenland 4452, Holland 2227, Italien 13,223, Portugal 591, Großbritannien 27,868, Rußland 1416, Dänemark 2740, Schleswig-Holstein 2552, Norwegen 5678, Schweden 2236, Türkei 2300.

Herr Krupp in Essen läßt eine zweite, noch kolossalere Riesenkanone anfertigen.

Charade.

Die Erste immer sein,
Und gern die Zweite werden,
Das ist der Lieblingswunsch
Des Ganzen hier auf Erden.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 45 Samstag, 22. Februar 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Adolph war wie angedonnert, und biß sich auf die Lippen. „Aber Sie wissen ja, Oheim, daß Sie selbst mir die Untersuchung übertrugen!“ sagte er gepreßt. „War das nicht ein deutlicher Wink?...“

„Wenn ich amte,“ sagte der Hofrath kalt, „so pflege ich zu befehlen, nicht zu winken! — Undankbarer, kurzsichtiger Thor! verdient Das Vorwürfe, was ich an Dir gethan? hätte ich die Untersuchung einem Andern übertragen sollen, der vielleicht aus purer Gutmüthigkeit dem Generalmajor einmal Nachricht davon gegeben hätte, wär's auch nur in der Absicht gewesen, dadurch hie und da von dem alten Herrn zu Tische gezogen zu werden?“

„Vergeben Sie mir, lieber Onkel!“ sagte Adolph endlich gedemüthigt, denn er stand wie auf Nadeln; „lassen Sie mich wenigstens nur noch eine Frage thun: soll man die alte Dame, die Großmutter des angeblichen Enkels des Generalmajors, aus Wien verweisen? soll man sie wegen Armuth mit dem Schub...“

„Eine Engländerin mit dem Schub?“ rief der Hofrath entrüstet; — „Jesus Maria! bist Du denn toll, Junge? soll Dir die Gesandtschaft auf den Hals kommen und die Sache noch verwickelter machen? willst Du die ganze Kanzlei des Foreigne Office aufbieten zu diplomatischem Notenwechsel, zu Bestürmungen des Staatskanzlers? — Nicht mit einem armen Teufel von Irländer, mit einem Bedienten möchte ich so verfahren, geschweige denn mit einer Frau von Bildung, vielleicht von guter Familie, die möglicherweise eine große und wohlhabende Verwandtschaft hat, — einen Vetter im Parlamente, der die Sache dort anregen würde, dem ein paar Zeitungen zu Gebote stehen? — Mensch, wofür bist Du denn in England gewesen, wenn Du die Macht der Presse und der Oeffentlichkeit daselbst nicht einmal kennst? das hieße der Dame den Beistand aller einflußreichen Personen verschaffen! Alle Weiber würden zu ihren Gunsten Zeter schreien!“

„Aber wenn sie hier bleibt, wie leicht kann der Zufall sein Spiel treiben?“ sagte Adolph. „Sie ist arm und krank, sie hat sich schon an die Gesandtschaft gewendet...“

„Alle Wetter!“ rief der Hofrath.

„Der Brief ist derselben jedoch nicht zugekommen!“ fuhr Adolph fort.

„Ah so! ei, das hätte die Sache sehr verschlimmert. Man könnte der Dame einen Arzt schicken, der ihr streng geböte, sich zu Hause zu halten, weil epidemische Krankheiten, Typhus rc. herrschen; wenn ein freundlicher Philanthrop sie unterstützte, daß sie wenigstens vor dem dringendsten Mangel geschützt ist, so würde sie allmählig an ihr Unglück sich gewöhnen, und mit dem Gedanken an die Vereitlung ihrer Hoffnungen vertraut, sich in Jahr und Tag, wenn alle möglichen Versuche zu ihren Gunsten angeblich fehlgeschlagen haben, sich zur Heimkehr nach England bewegen lassen, — wenn sie nicht schon zuvor auf andere Weise heimgegangen ist,“ setzte er mit einer bezeichnenden Handbewegung hinzu. „Man könnte, wenn sie gehörig heruntergestimmt ist, die Nutzanwendung von jenem Hunde in der Fabel auf sie anwenden, welcher mit einem Stück Fleisch in der Schnauze an den Bach kam, und nach dem Spiegelbilde desselben im Wasser schnappend, sein eigenes verlor. Es fragte sich nur, ob der Zweck das Opfer auch werth wäre. Doch, wie gesagt, das ist kein Rath, sondern nur eine Kombination von Eventualitäten, und ich menge mich nicht in diese Sache!“

Adolph's Züge waren während dieser Aeußerung seines Oheims, welche dieser so unbefangen wie möglich gethan hatte, sehr schnell ruhiger und heiterer geworden, und er flüsterte diesem etwas in die Ohren, als der Hofrath geendet.

„Wirklich?“ fragte der Hofrath, „nun, das heiß' ich antizipirt! Der Mensch kann Alles, wenn er nur will, und die Armuth ist der größte Fluch, mein Neffe; ohne Geld ist selbst das Talent nur ein Messer ohne Heft; es muß des Finders warten, der es zum Gebrauche herrichtet. Und Du bist arm, Adolph; Du weißt, von mir erhältst Du keinen Deut, denn ich brauche das Meinige und habe meine Verwandtenpflicht gethan, indem ich Dich erziehen ließ. Mehr kann ich nicht thun! Du hast Gaben, Kenntnisse! laß Dir die Armuth einen Sporn sein, sie anzuwenden, damit Du bei Zeiten vorwärts kommst. Apropos, wie stehst Du denn mit Therese?“

Adolph zuckte die Achseln. „Sie ist noch ein Kind im Stücke der Gefühle," gab er zur Antwort. „Sie behandelt mich zwar noch mit der alten Vertraulichkeit einer Gespielin, allein alle meine Bemühungen, ihr näher zu kommen, waren vergebens. Nicht feurige Blicke, nicht leise Seufzer, zärtliche Händedrücke und Anspielungen können sie sich untreu machen, — und ich möchte oft glauben, es sei Berechnung, Vorbedacht dabei im Spiele!"

„Hm, möglich! aber ich glaube es nicht," sagte der Hofrath. „Ihre Stunde hat eben noch nicht geschlagen, und Nichts ist schwieriger, als mit Glück aus dem vertrauten Tone eines Freundes in den leidenschaftlichen des Liebenden überzugehen. Die Schuld Deines geringen Erfolges mag an Euch Beiden liegen! Ihr seht Euch zu oft — vielleicht eine Trennung wäre von Werth! der Onkel geht ja bald auf's Land oder in ein Bad! — Und Du hast mit dem Baron gesprochen, was sagte er?"

„Er verwies mich an Theresen," versetzte Adolph. „Er wollte nichts damit zu thun haben; er stehe dem Alter der Leidenschaften zu fern, um es zu begreifen; er habe selbst nie recht geliebt; er wolle der unbefangenen Therese den schönen Lebenslenz nicht vergällen, indem er sie an Verhältnisse und Pflichten erinnere, wovon da Bewußtsein, und wornach der Drang schon einmal von selbst erwachen werde. Er verwies mich an die Zeit, und — Sie wissen, welch' eherne Kälte und Unbeugsamkeit der alte Herr haben kann, wenn er es darauf anlegt! — ich zog unverrichteter Dinge wieder ab!"

„Laß die Hoffnung nicht sinken, Neffe!" sagte der Hofrath; „kein Baum fällt auf den ersten Streich. Suche Dich bei dem Baron zu insinuiren, vertraue ihm an, daß Du Deine schöne Carriere verlassen, Dein Heil in der Diplomatie versuchen möchtest, wenn Deine Armuth kein Hinderniß wäre, — suche seine Fürsprache bei dem Erzherzog Karl nach, und wenn es Dir gelingt, mit dem Posten eines Gesandtschaftssekretärs, Geschäftsträgers oder Generalkonsuls bekleidet zu werden, so wirb um Theresie, und veranlasse mit ihr den Oheim, Euch nach Eurem künftigen Aufenthalte zu folgen. Ich weiß, er ergriffe eine solche Gelegenheit mit Freuden, und Ihr Beide würdet dem Baron Alles ersetzen, was er hier genießt!"

„Und er wäre ganz in meiner Hand!" sagte Adolph. „Ich würde dann keine fremden Einflüsse auf ihn mehr fürchten, denn ich könnte ihnen vorbeugen oder begegnen! ... Aber ist es wirklich Ihr Ernst, daß ich meine seitherige Carriere verlassen soll, lieber Onkel?"

„Und warum nicht, Adolph?" versetzte der Hofrath. „Du hast eine gute Schule gemacht, und der Fürst Staatskanzler weiß brauchbare Leute zu schätzen. Mit einer schönen, reichen und liebenswürdigen Frau macht man noch einmal so leicht Carriere, und ich bin überzeugt, Du gewinnst bei Theresien und ihrem Onkel, wenn Du eine andere Laufbahn einschlägst. Im Grunde ändert sich ja nur der Name Deines Fachs, denn die Diplomatie ist die Sicherheitspolizei der Staaten en gros! — Ich rathe Dir aber, wie gesagt, zu Nichts; Deine eigene Erwägung muß Dir zeigen, auf welcher Seite am meisten Vortheil zu gewärtigen ist!" Damit entließ er seinen Neffen. —

Noch spät am Abende suchte ein Diener in Livree Mrs. Walden in ihrer abgelegenen Wohnung auf und überreichte ihr einen Brief von Herrn Stark, dem deutschen Sekretär der britischen Gesandtschaft, sammt der beträchtlichen Geldsumme in Silber, welche der genannte Herr gegen die Banknoten der Mrs. Walden umgetauscht. Er verhieß ihr die kräftigste Unterstützung der Gesandtschaft, und versprach in einigen Tagen wieder persönlich bei ihr vorzusprechen und sie von dem Ergebnisse seiner Erkundigungen mündlich zu benachrichtigen. Und so groß ist die Macht der Hoffnung, daß schon diese vage Zusage eines Gentleman hinreichte, die arme Frau wieder mit Vertrauen und Fassung zu erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Warnung einer Todten.
(Nach einer wahren Begebenheit.)

Von seiner ersten Frau sprach mein Mann fast nie, ich frug ihn auch nicht nach ihr; sie war mir ja so ganz fremd, ich hatte nicht einmal ein Bild von ihr gesehen. Ihre Ehe mit meinem Mann war eine kurze, kinderlose gewesen. Ich brauchte nicht eifersüchtig auf die erste Frau meines Mannes zu sein. Mein, mein allein war der reiche Schatz seines edlen und großen Herzens, mir, nur mir gehörte der ganze Reichthum seiner warmen und reinen Gefühle. Alle seine Empfindungen, alle Beweise seiner Zärtlichkeit hatten etwas so Frisches, ich möchte sagen Unverbrauchtes, daß ich die Erste sein mußte, vor der er sie ausschüttete. Unschätzbar war das Gut, welches ich in seiner Liebe besaß, und doch war ich nahe daran, es zu verkennen, wenn nicht zu verlieren. Daß ich davor bewahrt wurde, verdanke ich meines Mannes erster Gattin.

Was ich hier erzählen will, ist wahr, mag es auch seltsam, unglaublich klingen.

Nach meiner Eltern Tod, — mein Vater war Geistlicher gewesen, — wurde ich Gouvernante. Ich bekam eine Stelle bei einem Kaufmann in H., einem Emporkömmling. Was das ist, kann nur die verstehen, die selbst in ähnlichen Verhältnissen, wie ich, in einer solchen Familie war. Mein ganzes Dasein in diesem Hause war eine ununterbrochene Kette von Demüthigungen. Geld war das große Losungswort von Vater, Mutter und Tochter. Nur nach der Zahl der

Thaler, die er besaß, wurde der Mensch tarirt. Bildung und Kenntnisse waren die Folie, die man, weil es nun eben Mode war, brauchte, um den schimmernden Glanz des Goldes recht hervortreten zu lassen. Die Gouvernante hatte den Geist der Kinder aufzustutzen, wie die Köchin ihr Essen zubereiten mußte. Die Gouvernante war deßhalb auch nicht mehr als die Köchin, oder irgend ein anderes Mitglied der Dienerschaft. Sie wurde auch nicht besser behandelt; im Gegentheil, ihr durfte man mehr zumuthen, mit ihr durfte man unverblümter reden, als mit den anderen Dienstboten, weil von ihr keine groben und unverschämten Gegenreden zu fürchten waren. Weglaufen konnte sie auch nicht; sie würde nicht so leicht eine andere Stelle wieder finden, und eine Heimath hatte sie ja nicht.

Nein, ich hatte keine Heimath, keinen Menschen, an dessen Brust ich mich ausweinen durfte, dem ich mein Herz ausschütten durfte! Ich war allein, ganz allein in der großen Stadt, allein unter Menschen, die mich nicht verstanden, die mich gering achteten, weil ich arm und einsam war.

Wie ich es zwei Jahre in diesen Verhältnissen aushalten konnte, weiß ich nicht, aber ich hielt es aus. Oft, oft kniete ich verzweiflungsvoll vor meinem Bette nieder und flehte zum Herrn um Kraft, mein Dasein länger ertragen, die unausgesetzten Demüthigungen mit Geduld und Sanftmuth hinnehmen zu können. Oft, oft auch rief ich mit heißen Thränen nach meiner todten Mutter, und bat sie, ihr einsames Kind zu sich zu nehmen.

Weihnachten kam, die selige Zeit für den Glücklichen, der eine Heimath hat; ich hatte keine, und mir war bange vor den Festtagen, die mich so lebhaft an mein verlorenes Paradies, an mein trautes Elternhaus erinnerten.

Im großen prächtigen Salon stand der reichgeschmückte Weihnachtsbaum, um den eine glänzende Gesellschaft versammelt war. — „Wir wollen das Fest ganz unter uns feiern“, hatte Madame vorher gesagt; „nur unsre nächsten Freunde sollen anwesend sein.“ — Es waren auch nur gegen vierzig Gäste da. Glücklich, wer so viele nahe Freunde besitzt!

Es war eine recht heitere Gesellschaft; wie konnte es auch anders sein? Alles war so reizend arrangirt; am Tannenbaum hing für Jedes ein zierliches Geschenk, die jungen Leute tanzten, die Alten vertrieben sich die Zeit am Spieltisch, kostbare Kupferwerke lagen auf den Seitentischchen; zwischen hohen Blattgewächsen luden weiche Sophas zu behaglichem Geplauder ein, feine Erfrischungen wurden herumgereicht und ließen den Kenner auf ein entsprechendes Souper schließen. Man sah nur glückliche, frohe Gesichter. Nur Eine saß einsam und verlassen abseits von den Fröhlichen unbeachtet und still im matt erleuchteten Kabinet, das an den hellglänzenden Saal stieß, — es war die Gouvernante. Vor mir standen ein Teller mit Backwerk und sieben Thaler, mein Weihnachtsgeschenk, welches ich, wie die anderen Dienstboten bekommen hatte. Wie die anderen Dienstboten hatte auch ich mich nach der Bescheerung entfernen wollen, aber Madame meinte, ich solle dableiben, um nachher noch mit ihrer Tochter zu musiziren.

Unbemerkt hatte ich mich in das stille Kabinet zurückgezogen und sah in die dunkle Nacht hinaus. Weinen konnte ich nicht, das Herz war mir allzuschwer. Da schlug die Stimme Elvirens, meiner ältesten Schülerin, an mein Ohr: „Fräulein“, sagte sie, und berührte mich leicht mit ihrem Fächer, — „suchen Sie dasjenige Stück aus, das am besten für meine Stimme paßt, ich soll es meinem Vetter vorsingen.“

„Ihrem Vetter, Fräulein Elvira?“

„Ja! gestern kam er mit seinem Schiffe von Ostindien zurück, ist furchtbar reich, bringt gewiß ein Dutzend ächte Shawls mit, und hat auch einen prachtvollen Diamantschmuck, der für seine künftige Braut bestimmt ist“, sagte sie und lachte dabei so vielsagend, daß ich nicht umhin konnte, zu fragen: „Werden Sie diese Zukünftige sein?“

Wieder warf sie lachend das Köpfchen zurück, und versetzte zuversichtlich: „Papa gibt wohl nicht zu, daß ich ihm einen Korb ertheile; der Vetter ist die glänzendste Partie unserer Bekanntschaft; er hat zwar schon einmal eine Frau gehabt, aber sie war eine langweilige Person!“ Elvira warf noch einen koketten Blick in den Spiegel und eilte hinweg.|

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Hermann von Bequignolles †.] Wiesbaden verlor diesen feingebildeten und strebsamen Mann kurz vor dem Weihnachtsfeste. Für die dortige Bühne, die er als Intendant leitete, ist sein Heimgang ein großer Verlust. Er war ein Mann von reichen Gaben und verfolgte durch sein vielbewegtes Leben rastlos das eine Ziel, das deutsche Theater wieder zu dem zu machen, was seine eigentliche Bestimmung ist, zu einer Bildungsschule des Volks in der edelsten Bedeutung. Diesem Streben hatte er Alles geopfert, und kaum hatte er eine Stellung erreicht, wo er für sein Ziel wirken konnte, da verfiel er in eine Krankheit, die überraschend schnell einen tödtlichen Verlauf nahm.

[Belobung einer schlau erdachten Lüge.] Ein Schüler erhielt wegen eines Vergehens vom Direktor der Anstalt mehrstündigen Arrest. Gegen das bestehende Verbot,

im Arrestzimmer zu essen, verbarg der Schüler dennoch eine Wurst in der Schublade des Tisches. Vor dem Genusse derselben kam der Direktor, um ihn seiner Haft zu entlassen, gewahrte augenblicklich die Wurst und stellte nun den Schüler wegen dieser abermals gesetzwidrigen Handlungsweise zur Rede. Die Antwort lautete: „Ich habe mir zwar die Wurst mitgenommen, allein da mir einfiel, im Stübchen nichts der Art genießen zu dürfen, so habe ich sie unberührt gelassen.“ Der Direktor, keine Täuschung ahnend, war sichtlich ergriffen, lobte den Schüler des offenen Geständnisses und seiner Ehrlichkeit wegen. Der Vater des betreffenden Schülers aber, welcher diese lügenhafte Ausrede mit Geistesgegenwart bezeichnete, lobte die List seines Sohnes und belohnte sie noch obendrein. So erzieht man zur Lüge.

Die Kaiserin Charlotte von Mexiko hat, wie berichtet wird, an den Papst einen rührenden, im besten Italienisch geschriebenen Brief gerichtet. Der schwarzgeränderte Brief ist ganz eigenhändig mit der gewohnten schönen Schrift der unglücklichen Fürstin geschrieben. Die Kaiserin empfiehlt darin die Seele des unglücklichen Maximilian den Gebeten Sr. Heiligkeit. Die neuesten Nachrichten über das Befinden der Kaiserin Charlotte lauten günstig. Die hohe Frau soll regelmäßig ihre Mahlzeiten nehmen, täglich kleine Spaziergänge machen, und sich viel mit Schreiben, Zeichnen und Lektüre beschäftigen. Nur hie und da sucht sie die Einsamkeit auf, und man findet sie gewöhnlich in Thränen. Die Kaiserin soll vor wenigen Tagen den Wunsch geäußert haben, im nächsten Sommer nach Miramar reisen zu wollen, um dort einige Wochen zuzubringen.

Die „N. Zürich. Z.“ berichtet: Es wurden letzthin auf einer Besitzung auf den Bergen oberhalb Ollon in einem Umkreise von 60 bis 70 Meter 10 Tannen von ungeheurer Größe gefällt. Zwei von denselben gaben vereint ein Quantum von mehr als 1000 Kubikfuß; jede maß am Fuße 150 Zoll im Umfange. Sechs andere lieferten ein Quantum von 1800 Fuß, mit 125 Zoll Umfang jede. Die zwei kleinsten, welche 10 Fuß Umfang an der Basis des Stammes hatten, gaben zusammen 500 Kubikfuß. Die Länge der Bäume schwankte zwischen 100 und 120 Fuß. Diese 10 Tannen ergaben also zusammen 3300 Kubikfuß oder im Durchschnitt 330 Kubikfuß per Baum. Das Alter dieser Riesen konnte nicht genau bestimmt werden, da im Innern derselben gerade die Ringe zerstört waren, woran man das Alter der Bäume erkennt. Doch konnte aus andern Zeichen mit ziemlicher Gewißheit das Alter dieser Bäume, deren Wachsthum übrigens seit Jahren gehemmt zu sein schien, auf 4 bis 5 Jahrhunderte gesetzt werden.

Im Dorfe Eilsleben bei Seehausen im Magdeburgischen sind kürzlich neun Personen an der Trichinose erkrankt. Das geschlachtete Schwein, schreibt man der „Magdeb. Ztg.“, war vom dortigen Fleischbeschauer mikroskopisch untersucht und laut Attest für trichinenfrei erklärt worden. Nach Ausbruch der Krankheit wurde das betreffende Fleisch noch von drei Fleischbeschauern untersucht und ebenfalls für trichinenfrei erklärt. (Ein Beweis, daß der Gefahr auch durch die mikroskopische Untersuchung nicht vorgebeugt wird. Die einzig wirkliche Sicherheitsmaßregel besteht in der sorgfältigen Zubereitung des Fleisches.)

Nach dem eben veröffentlichten Ausweise des statistischen Bureaus für das abgelaufene Jahr ist die Bevölkerung von London (gegenwärtig 1,437,619 männliche und 1,644,753 weibliche Einwohner) seit 1851 um 720,136 Seelen gewachsen, ohne daß eine Vergrößerung des Territoriums stattgefunden hätte. Während 1851 durchschnittlich 30 Personen auf einen Quadrat-Acre Flächenraum kommen, beträgt jetzt das Verhältniß 40 zu demselben Raume.

[Schlaue Aushülfe.] Einem kleinen Knaben war verboten worden, bei Tische etwas zu verlangen, er solle warten, bis ihm vorgelegt werde. Einmal aber war viel Besuch da und der Kleine ganz übersehen worden. Da hub er schüchtern an: „Ich sitze auch mit am Tische, gleich hier neben der Tante!“

Charade.

Zum Messen mag die Erste dienen,
Auf Messen wird sie nie geehrt;
Ist sie auf Straßen dir erschienen,
Hat sie gewiß auch Geld begehrt.
Die Zweite leidet keine Schranken;
Das Ganze, — ja, das sind — Gedanken.

Das Logogryph in Nr. 38 der Erheiterungen „Trost“ wurde auch richtig gelöst von Martin Schäflein, Gendarm in Gemünden.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 46 Montag, 24. Februar 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung)

IV.

Ein schöner Julimorgen lachte vom Himmel, und die laue Luft trieb die Wohlgerüche des blühenden Gartens zu den geöffneten Fenstern herein, als Therese leisen Schrittes in das Zimmer des Oheims trat, gefolgt von dem alten Denis, dessen Auge heute mit noch innigerer Liebe und Verehrung an dem schönen Mädchen hing, als sonst. Heute war ja der Namenstag seines Herrn, der achtundsiebenzigste.

„Nur hieher, Mademoiselle!“ flüsterte der alte französische Kammerdiener, „hier muß der Blick der Exzellenz am ersten auf das Bild fallen. Hier sucht die Exzellenz auch jeden Morgen die Briefe und Zeitungen, welche einlaufen, und auf dem kleinen Sopha pflegt er sie dann zu lesen, ehe er zum Frühstück in das Speisezimmer hinüber kommt. Allons, Henriette, bringen Sie die übrigen Sachen herein!“

„Und nun die Staffelei!“ sagte Therese zu dem Alten, als sie eine Menge kleiner Gaben, Nadelarbeiten ihrer Hand, und prachtvolle Blumensträuße und Zierpflanzen mit Hülfe Henrietten's und des Dieners auf dem runden Tische zu einer anmuthigen Gruppe geordnet. Die elegante Staffelei von Ahornholz ward hinter dem Tische aufgestellt, und Therese setzte ein kleines Aquarellbild, ein alterthümliches Schloß inmitten einer reichbewaldeten Gebirgslandschaft darstellend, darauf und rückte es in die günstigste Beleuchtung. Denis öffnete ein Fach des Schreibtisches seines Herrn und setzte zwei Miniaturbilder dazu, deren eines eine wundervoll schöne, junge Frau mit gepudertem Haar und Schönheitspflästerchen, das andere einen holden Knaben von 6—8 Jahren von Meisterhand gemalt, zeigte, über dem Aquarellbilde auf.

„So! und nun kommen Sie, Mademoiselle! rasch hinter die Portière, welche ins Bibliothekzimmer führt, während ich gehe, den gnädigen Herrn zu wecken!... Aber was interessirt Sie denn das Bildchen hier so sehr, von dem Sie keinen Blick verwenden?“ setzte er betroffen hinzu, denn Theresens Auge hing wie mit magischer Gewalt angezogen, an dem Miniaturbild des Knaben. „Sie wissen ja, es ist Louis, der längst vermißte Louis!“

„Welche Aehnlichkeit!“ flüsterte sie, „welche frappante Aehnlichkeit! Diese dunklen wunderbaren Augen! Dieser Mund! Die braunen Locken! Welches räthselhafte Spiel der Natur!“

„Von wem reden Sie denn, Mademoiselle?“ fragte Denis bescheiden.

„Denis! so ist der Knabe, den ich neulich überfahren habe, wie er leibt und lebt, nur jünger! nur reicher gekleidet!“ sagte sie und eine tiefe Aufregung hob und senkte ihren Busen. „O, nun begreif' ich, warum ich diese Züge so bekannt fand, warum ich sie nicht aus dem Gedächtniß verbannen konnte! Aber ich hatte dieses Bild nicht oft genug gesehen. — Denis, lieber Denis! Zwillingsbrüder können sich nicht mehr gleichen, als dieses Bild und der arme Knabe!“

„Den wir nicht wieder aufgefunden haben?“ fragte der Greis hastig. „Wenn es ein Sohn des Herrn Louis wäre, Mademoiselle! wenn wir ihn gerade deßhalb nicht gefunden hätten? doch nein! das wäre nicht möglich! Aber reden Sie doch mit Monsieur, mein Fräulein! erzählen Sie ihm das!“...

„Denis!“ rief der General aus dem Nebenzimmer, der ob dem Sprechen erwacht war, und: „ich komme, Exzellenz!“ rief der Alte, winkte Therese zu, hinter den Vorhang der Bibliothekthüre zu treten, und eilte in das Schlafzimmer des Generals. Wenige Minuten hernach trat dieser im Schlafrocke am Krückenstocke heraus, und sein erster Blick fiel betroffen auf die ausgestellten Angebinde und die Staffelei.

„Denis, was ist das?“ fragte er hastig.

„Exzellenz, es ist heute der 31. Juli, St. Germain, Ihr Namenstag!“

„Ach ja, ja doch, aber hier! hier!“ rief er, mit dem Krückenstock nach der Staffelei deutend, auf welche er so eilfertig zutrat, als es seine Gicht erlaubte. „Mein Gott, das ist ... das ist ... Valmoussu! Denis, sieh' hier, es ist Valmoussu — alter Knabe, welche Fee hat denn Dir diesen Einfall eingegeben, mich damit zu überraschen?“

„O, nicht ich! Exzellenz! nicht ich!“ rief der Greis mit feuchten Augen. „Der alte Denis hat nur Freudenthränen, daß ihn der Himmel den heutigen Tag erleben ließ, und seine heißen Glückwünsche für Sie, Herr Baron!“

„Und Valerie!" rief der General und seine Stimme zitterte vor Rührung; „meine süße Valerie! und .... auch Er! — Gib mir einen Stuhl, Alter, und — laß mich eine Weile allein!"

Da saß er nun vor den Bildern der Gegenstände und Personen, an welche sich für ihn so liebe traute Erinnerungen knüpften! Die Bilder seines ersten Weibes, seines einzigen Sohnes, und das Bild seiner Heimath, des Schlosses Valmoussu im Lyonnais. In seiner Seele quollen Erinnerungen und Gefühle auf, die ihn, den starken Greis mit der Stirne von Erz, bis zu Thränen erschütterten; seine Hände falteten sich, seine Lippen flüsterten Laute, welche geliebten Namen glichen, und sein Blick hing gierig an den Farben, die sich hier zu Gestalten vereinigten.

„Ja, da sind die Bäume, unter denen Du als Kind gespielt, und den Vögeln gelauscht, Alter!" flüsterte er mit einem wundersamen weichen Tone. „Dort die Berge, die Du als Jüngling in Waldmannslust durchstrichen, dort die Kapelle, wo Du mit ihr vor den Altar tratest, mit dem Weib Deiner Jugend! — O Valerie! Engel! Dulderin! wie habe ich an Dir gefrevelt! Wie viel erlittest Du von meiner Wildheit, meiner Zorngier, und wie sanft und still ergeben ertrugst Du die Härten meines Charakters! Was mochtest Du von Deiner Sternenheimath herab von mir denken, als ich ihn verstieß, der das einzige Pfand unserer Liebe und die lebendige Erinnerung an die schönen Tage war, welche wir einst, ach! nur so kurze Frist und in so raschem Fluge! — dort in jenen Mauern, am Ufer der Loire verbrachten! — O Valerie! o mein Louis! wie steht der schwache verlassene Greis nun vor Euch, die Ihr ihn mit vorwurfsvollem Auge anblicket! Vergebt! vergebt dem Irrenden, dem wilden grimmigen Thor, der Euch die Heimath zur Hölle gemacht, in welchem Ihr von jeher nur den Tyrannen fürchten mußtet, nie den Gatten und Vater lieben konntet! .... Wie feige, wie schändlich handelte Der an Euch, der Euer Beschützer sein sollte!" .... Seine Stimme erstarb in Schluchzen, und er blieb lange Zeit gesenkten Hauptes vor ihnen sitzen, — ein peinlicher Anblick. Endlich nahm er die Bilder herab, küßte sie, drückte sie an Herz und Stirn, und geberdete sich wie Einer, der nach langer Abwesenheit seine Lieben wiedersieht und dem sich in die Freude des Wiedersehens Gewissensbisse, Erinnerungen von Unrecht, das er gegen sie begangen, mengen, — Unrecht, das er jetzt doppelt schmerzlich und reuevoll fühlt, weil sie es ihm vergessen und vergeben zu haben scheinen.

„Onkel! bester Onkel!" flüsterte ihm endlich eine weiche Stimme ins Ohr und die zärtlichste feine Hand strich ihm die Thränen von den braunen Wangen, und aufblickend sah er in zwei feuchte Augen, — in liebe Augen, die mit der innigsten Zärtlichkeit und Sorge an ihm hingen. „So habe ich Sie ja noch niemals gesehen, liebster Oheim! Und Sie thun sich wahrlich Unrecht!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Warnung einer Todten.

(Fortsetzung.)

Ich sah dem jungen Mädchen nach; Elvira war wirklich reizend, nur fehlte ihrem blühenden, glatten Gesichtchen der rechte Ausdruck. Wie rosig lag die Zukunft vor diesem jungen Geschöpf, wie sorglos konnte sie durchs Leben tanzen! Und ich! auch ich war ja noch jung, nur vier Jahre älter, als die siebzehnjährige Elvira. Aber welche Zukunft lag vor mir?!

Glücklicher Weise wurden jetzt meine Gedanken, die immer trüber, immer bitterer zu werden drohten, gestört. Die beiden jüngsten Kinder des Hauses, meine Zöglinge, waren es müde geworden, ihre Geschenke zu betrachten und sich von den Gästen hätscheln zu lassen, und kamen jetzt zu mir.

„Erzähl' uns etwas!" bat die kleine Melanie und kletterte auf meinen Schoos.

„Bitte, ja, erzählen Sie!" sagte Karl, und setzte sich auf den gestickten Schemel zu meinen Füßen. Ich drückte die Kleinen an mich, die einzigen Wesen, welche mich hier liebten, und erzählte ihnen die Geschichte von Christi Geburt.

Drüben tönte die Tanzmusik, drehten sich die Paare, strahlten die Kronleuchter.

Hier im stillen, dämmerigen Kabinet erzählte ich den Kindern von einer Nacht, die auch voll Licht und Glanz gewesen war, von dem einsamen dunkeln Feld und den armen Menschen darauf, welchen plötzlich die Glorie des Himmels in strahlender Herrlichkeit aufging, welche Stimmen hören durften so süß und hehr, wie noch keiner sie gehört, die Den schauen durften, von dem das Heil der Welt ausging, und der doch so arm und klein in der schlechten Krippe lag.

Und wie ich erzählte von dem herrlichen Gut, das uns in der heiligen Nacht geschenkt worden war, wurde auch mein Herz ruhiger. Warum wollte ich mich auch grämen um Erdenweh und Erdenleid? war nicht auch mir am heiligen Abend die Bürgschaft geworden des ewigen Glücks, gegen das aller irdische Jammer in Nichts verschwindet?

Plötzlich fuhr der kleine Karl auf: „Vetter Hermann hört die Geschichte auch an!"

Erschreckt blickte ich auf, und gerade in ein Paar dunkelblaue Augen. Ein stattlicher Mann stand vor mir, welcher jetzt schnell seine Blicke abwandte und einige verlegene Entschuldigungen stammelte. Auch ich schlug die Augen nieder und sagte etwas; was ich sprach,

weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, aber es war wohl das Albernste, was ich sagen konnte. Nach und nach faßten wir uns.

„Tanzen Sie nicht?“ fragte der Fremde, und versuchte mich wieder anzusehen.

„Verzeihung, mein Herr! ich bin die Gouvernante“, entgegnete ich kurz, blickte ihm aber dabei fest in's Gesicht, denn ich brauchte mich ja nicht zu schämen. Ich begegnete einem Blick so voll von warmer Theilnahme und innigem Mitleiden, daß er mir die Thränen in die Augen trieb. So hatte mich schon lange, lange Niemand angesehen.

„Armes Kind!“ hörte ich den Fremden flüstern, als er sich umwandte, um Madame, deren seidenes Kleid hinter ihm rauschte, Platz zu machen.

„Ich will nicht eintreten“, sagte diese, und warf mir einen ihrer furchtbaren Blicke zu; „ich suche nur Sie, mein ungalanter Seemann. Wollen Sie denn nicht tanzen, wo so viele schöne junge Mädchen da sind? und auch reiche“, fügte sie laut lachend hinzu.

„Verzeihung, meine liebe Tante, aber mich dünkt, ich bin des festen Bodens so wenig gewohnt, daß ich darauf nicht gehen, geschweige denn tanzen kann“, erwiderte der Fremde.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 22. Februar.

Das Preisgericht über die Bauten-Entwürfe für das dritte deutsche Bundesschießen hat sein Urtheil bereits gefällt, und einstimmig das Gutachten abgegeben, daß keines der eingelegten 19 Projekte den gestellten Anforderungen vollkommen entspricht, wobei jedoch hervorgehoben worden ist, daß die Sorgfalt und Mühe, welche auf einen Theil dieser Arbeiten verwendet wurde, alle Anerkennung verdient.

Nach dieser Sachlage konnten daher nur jene Projekte prämiirt werden, welche durch gelungene Anlage einzelner Objekte in Bezug auf Grundform, zweckmäßige Raumvertheilung, Konstruktion und künstlerische Durchbildung die Fähigkeit des Projektanten nachgewiesen haben, die gestellte Aufgabe durch entsprechende Abänderung seiner Zeit lösen zu können.

Von diesen Grundsätzen geleitet, hat das Preisgericht mit Stimmeneinhelligkeit drei Preise in folgender Rangordnung zuerkannt:

Den ersten Preis von 600 fl. Silber dem Projekt Nr. 4, verfaßt von Moriz Hinträger.

Den zweiten Preis von 400 fl. Silber dem Projekt Nr. 3, verfaßt von Gustav Korompay.

Den dritten Preis von 300 fl. Silber dem Projekte Nro. 13, verfaßt von Heinrich und Emil von Forster.

Es wird sich nunmehr nur darum handeln, für die Ausführung des preisgekrönten Bauprojektes solche Abänderungen und Modifikationen endgültig festzustellen, welche erforderlich sind, um auch rücksichtlich des Kostenpunktes dem Interesse des patriotischen Festes keinen Abbruch zu thun. Die Komite's sind dieserwegen in vollster Thätigkeit.

Zum Termin für die Einbringung von Offerten für die Lieferung von Festbechern, welcher am 20. d. M. abgelaufen war, sind zahlreiche Offerten von in- und ausländischen Fabrikanten eingelangt.

Bei dieser Gelegenheit sei für alle Schützen, welche am Feste theilzunehmen beabsichtigen, hiermit ausdrücklich bemerkt, daß die Becher nach den endgültigen Feststellungen jedenfalls dem Edelmetallwerth der Becher, welche in Bremen als Festgaben gewidmet waren, gleichstehen und einen Werth von 24 fl. österr. W. in Silber repräsentiren werden.

Das Zentralkomite hat sich anläßlich dieser so eben besprochenen Angelegenheit in Folge des von verschiedenen Seiten und namentlich von kompetenten Fachmännern lautgewordenen Wunsches dahin geeinigt, daß neben den Festbechern auch Schützen-Uhren im gleichen Werthe als Alternativ-Preise für die Gewinner gespendet werden sollen.

Festhaler werden nach dem Voranschlage des Schießkomite's 16,000 — 17,000 Stück geprägt werden.

Das Zentralkomite hat neuerlich ein Rundschreiben an sämmtliche Wehr- und Schützen-Vereine Deutsch-Oesterreichs gerichtet, welche früher übersehen worden waren, nachträglich zum Eintritte in den deutschen Schützenbund einzuladen, theils um wichtige formelle Angelegenheiten, welche für die Schützen-Vereine von wesentlichem Interesse sind, in der ausgedehntesten Weise zu verbreiten.

Die Aufrufe mit der Einladung zur Betheiligung am dritten deutschen Bundesschießen an die Schützen ganz Deutschlands, ferner an die Deutsch-Österreicher, — dann die Einladung an die Nichtdeutschen in Oesterreich zum Besuche des deutschen Nationalfestes als Gäste, und endlich eine Ansprache an die Bevölkerung Wiens, mit welcher deren Sympathien für das Festunternehmen und die im Verlaufe desselben zu bewillkommnenden Gäste in warmen Worten wachgerufen werden, liegen vom Preßkomite verfaßt, bereits vor und werden demnächst die ihrer Bestimmung entsprechende allgemeine Verbreitung finden.

Das Zentralkomite hat das von einer Deputation bei seinem Präsidenten Dr. Ed. Kopp vorgebrachte Anerbieten der Wiener Studentenschaft;

sich an dem Festzug als solche mit ihren Abzeichen betheiligen zu wollen, zustimmend angenommen.

Das Komite ging hiebei von der Ansicht aus, daß das Fest ein durchaus nationales und es daher im Interesse des Ganzen nur förderlich sei, wenn auch der akademischen Jugend Gelegenheit geboten würde, ihren nationalen Sympathien Ausdruck zu geben und sich durch die Theilnahme an dem Feste ein schönes Erinnerungszeichen für spätere Jahre zu bewahren.

In später Abendstunde hat sich gestern ein Sub-Komite, bestehend aus den Architekten v. Hansen und Tietz, dem Gemeinderath Stadler als Vertreter des Zentralkomites und dem Hofphotographen Ludwig Angerer als Vertreter des Schießkomites gebildet, welches die Aufgabe hat, in Gemeinschaft mit dem Projektanten Hinträger, dessen Bauplan, wie oben angedeutet, den ersten Preis erhielt, jene Modifikationen und Abänderungen seines Projektes vorzuberathen, welche sich mit Rücksicht auf die Situation und vor Allem auf den Kostenpunkt dringend geboten herausstellen.

Bitte.

O lächle nur ein einzigmal!
Laß deiner lieben Aeuglein Strahl
Nur einmal noch mir leuchten;
O leih' dein schönes Angesicht
Dem Ernst, dem argen Sinnen nicht,
Die unser Glück verscheuchten.

O lächle nur ein einzigmal! —
Du nimmst der bitt'ren Sorge Qual,
Die bangen tiefen Schmerzen,
Mit eines Lächelns süßem Sold
Zu einem Worte freundlichhold
Hinweg von meinem Herzen.

O lächle noch ein einzigmal!
Sei gut — entsag' aus eig'ner Wahl
Dem bösen Stolz, dem Schmollen;
Denn uns're Herzen, liebewarm,
Sprich, kannst du sie durch langen Harm
Erkalten lassen wollen?

Drum lächle nur ein einzigmal!
Der dunklen Aeuglein hellen Strahl,
Den Blick, den engelreinen,
O laß ihn nur ein einzigmal
Zu lindern bitt'rer Zweifel Qual
So recht herzinnig scheinen.
O lächle nur ein einzigmal!

u—~.

Mannigfaltigkeiten.

Die Gesammtproduktion des deutschen Buchhandels im verflossenen Jahr stellt sich, wie nach Mittheilungen der bibliographischen Zentralstelle, der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig, ein längerer Aufsatz des dortigen „Tageblattes" berichtet, folgendermaßen. Die buchhändlerische Produktion stieg von 8699 im Jahre 1866 auf 9855 im Jahre 1867. Was die einzelnen Fächer betrifft, so tritt uns die Philosophie mit 85 Werken, die Theologie dagegen mit 1365 entgegen. Jurisprudenz, Politik und Statistik sind in 920 Schriften vertreten, Medizin und Thierheilkunde in 498, Naturwissenschaften nebst Chemie und Pharmazie in 575, Pädagogik, deutsche Schulbücher, Gymnastik ꝛc. in 932; Jugendschriften sind 228 erschienen. Die altklassischen und orientalischen Sprachen nebst Mythologie sind mit 470 Werken vorgemerkt, neuere Sprachen und Altdeutsch mit 320, Geschichte, Biographie, Memoiren ꝛc. mit 648, Geographie mit 249, Mathematik und Astronomie mit 119, Kriegswissenschaft ꝛc. 272, Handelswissenschaft und Gewerbekunde mit 330, Bauwissenschaft nebst Maschinen- und Eisenbahnkunde mit 168, Forst- und Jagdwissenschaft, Bergbau und Hüttenkunde mit 88, Landwirthschaft und Ackerbau mit 245, schöne Literatur mit 852, schöne Künste, Stenographie u. s. w. mit 397, Karten und Atlanten mit 234 Nummern.

Ein Herr, der nicht gewohnt war, öffentlich zu sprechen, blieb in seiner Rede stecken und wisperte einem Freunde zu: „Schnell, schnell, gib mir ein Wort," und er erhielt die Antwort: „Ja, ja, recht gern, welches Wort fehlt Dir?"

Charade.

Flüchtig meine ersten Sylben schwinden
In dem reißend wilden Strom der Zeit.
Meine Dritte nützt nur dann dem Blinden,
Wenn ein And'rer ihm die Augen leiht.
Die entschwund'nen Ersten einst zu finden
In dem Ganzen, spät uns noch erfreut.

Auflösung der Charade in Nr. 44:

„Jung" zu bleiben, „Frau" zu werden,
Ist der „Jungfrau" Lieblingswunsch auf Erden.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 47 Dienstag, 25. Februar 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

„Du da, Therese?“ fragte der General. „Und Du hast mich belauscht?“

„Ich hatte kein Arg dabei, guter Onkel! Ich wollte Ihnen nur meinen Glückwunsch bringen, und die Wirkung beobachten, welche meine kleinen Angebinde machen würden? Aber lassen Sie mich das Bild hier wegnehmen, das Ihnen so viel Schmerz bereitet hat! Ich dachte Ihnen nur Freude damit zu machen!“

„Also von Dir? Ei, und das hab' ich nicht sogleich errathen? Ich konnte wähnen, es komme von Denis?!“

„Da haben Sie recht gerathen! Er gab mir die Idee, verschaffte mir eine Skizze davon und ergänzte sie aus seinen Erinnerungen!“ sagte Therese.

„Gutes liebes Wesen! Und welche Meisterschaft in der kleinen unermüdlichen Hand, welche Naturtreue im Auge! Du vervollkommnest Dich ja von Tag zu Tage. Und hier die reichen Gaben Deiner Liebe! welche Mühe, welchen Fleiß haben sie Dich gekostet? Und mit welchem Geschmack ausgelegt! O, ich bin recht undankbar, daß ich mich verlassen nenne und wider die Vorsehung murre! Hast Du mir nicht schon seit Jahren die Kinder ersetzt, welche der Himmel mir vorenthielt, weil — weil ich sie nicht zu erziehen, nicht durch Liebe an mich zu fesseln verstand!“

„Ei, wie ungerecht, lieber Oheim! wer hätte mehr Liebe als Sie, wenn auch nur mehr im Innern! Sagt' ich Ihnen nicht noch neulich im Ernste: Ihre Liebe müsse man eine latente heißen, wie man auch von einer latenten Wärme spricht!“

„Kleine Schmeichlerin! diese Liebe ist allerdings latente, — sie ist vergangen!“

„Nein, nein! ich strafe Sie Lügen! Ich widerlege Sie mit Dem, was ich so eben gehört! Welche Liebe haben Sie von jeher an mich arme Waise verschwendet! mit welchen Wohlthaten haben Sie mich überschüttet! Habe ich noch je meine Eltern vermißt, seit ich in Ihnen einen zweiten Vater gefunden habe?“

Er drückte einen Kuß auf ihre weiße klare Stirn, welche sich an seine Schulter schmiegte, als Therese zu ihm aufblickte mit einem Auge voll der innigsten Empfindung. „Du bist eine dankbare, gute Tochter!“ sagte er; „Du vergiltst mir überreich, was ich für Dich zu thun im Stande war. — Aber, meine Liebe,“ fuhr er trübe fort, „es war nicht immer so bei mir! Man wird erst weich, wenn man alt wird, und all die Stützen gebrochen sind, die uns die Natur gegeben hat. Früher, meine gute Therese, war ich anders; erbittert über mein Mißgeschick, über frühe vereitelte Hoffnungen auf Lebensglück, war ich ein Despot, und wüthete in meinem Fleische. — Sieh', jene beiden Wesen, die theuersten, die mir der Himmel anvertraut — sie könnten zeugen von meiner Tyrannei! Aber komm', auch Dir will ich's erzählen — es sei meine Buße am heutigen Tage!“

Adolph v. Grindig kam eben, um ebenfalls den Oheim zu seinem Namenstage zu beglückwünschen, als der General nach dem Frühstück seine Erzählung anheben wollte. Herr v. Damoiseau lud seinen Neffen ein, diese Mittheilung anzuhören, und Adolph war hiezu gerne erbötig, da es sehr in seinem Interesse lag, über das Verhältniß des Generals zu seinem verschollenen Sohne etwas mehr zu erfahren, als die fragmentarische und nur aus Hörensagen geschöpfte Darstellung des Hofraths v. Grindig ihm hatte bekannt werden lassen.

Es war indeß keine sonderlich romatische, sondern eine beinahe alltägliche Geschichte, welche die beiden aufmerksamen Zuhörer des Generals erfuhren, die Geschichte der ernsten Folgen jugendlichen Ungehorsams und Leichtsinnes, und eines sorgenlosen Sichgehenlassens und Mitschwimmens auf den Wellen der Zeit und des herrschenden Tones. Herr v. Damoiseau, aus einer alten Adelsfamilie des nördlichen Languedoc entsprossen, hatte in jungen Jahren als Offizier in einer Provinzialhauptstadt Frankreichs ein junges Frauenzimmer kennen gelernt und verführt, indem er ihr seine Hand versprochen, was nach der frivolen Sitte jener Zeit eben nicht für ein großes Verbrechen galt. Unversehens aber erstand der Verführten ein Rächer in einem jungen Manne, der wenige Wochen zuvor als Volontair in das Regiment Royale Navarre getreten war, und diese Handlungsweise dem jungen Kapitän auf eine Art vorgeworfen hatte, daß er nicht umhin konnte, ihm Genugthuung zu geben, nachdem der Volontair dargethan,

daß er ein Sohn des Präsidenten d'Harville sei, der als Opfer der Ungunst der Pompadour in einem der Staatsgefängnisse gestorben war. Unglücklicherweise verzögerte der verlangte Nachweis über die Identität seines Gegners die Beilegung des Ehrenhandels durch den Degen so sehr, daß inzwischen der Befehl zum Ausmarsche des Regiments nach Flandern anlangte und die Kriegsgesetze zur Geltung kamen. Hippolyte d'Harville verwundete den Gegner schwer und rettete sich durch die Flucht. Der Baron aber hatte dem über diesen Ausgang tiefbetrübten d'Harville gelobt, die Verführte, seine Schwester, noch in extremis zu heirathen und wieder zu Ehren zu bringen, eine Zusage, die er gewissenhaft erfüllte. Valerie d'Harville, die seither von den wenigen Resten des Vermögens ihrer Eltern, welche sie aus dem Schiffbruch des Glückes ihres Vaters gerettet, und von dem Ertrage ihres Talents im Fächermalen und weiblichen Arbeiten bei einer alten Dienerin gelebt hatte, ward Baronin Damoiseau de Valmoussu, und es gelang ihrer unermüdlichen aufopfernden Pflege, das Leben Desjenigen zu retten, der ihrer gekränkten Ehre wegen beinahe von der Hand ihres Bruders gefallen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Warnung einer Todten.

(Fortsetzung.)

Madame brach wieder in ihr lautes, schallendes Gelächter aus, — wie gut kann man doch den Charakter, den Bildungsgrad der Menschen nach dem Lachen beurtheilen!

„Sie sind nun einmal der Held des Tages, Herr Seekapitän, Herr Millionär“, sprach sie scherzend; „Sie dürfen sich der Gesellschaft nicht entziehen. Belieben Sie vielleicht Musik zu hören? Elvira soll Ihnen etwas vorsingen.“

Des Seemanns ehrliches Gesicht drückte bei diesem Vorschlag kein besonderes Vergnügen aus. Er verneigte sich respektvoll vor mir, und folgte der rauschenden Dame, die mir im Entschweben noch einen Wink gab, die Noten zu holen.

Kein Wunder, daß Elvira nur mit mir singen und spielen wollte; es gehörte eine jahrelange Uebung dazu, ihre falschen Töne zu vertuschen und ihre Taktfehler so wenig als möglich bemerkbar zu machen. Obgleich ich diese jahrelange Uebung besaß, war es für mich doch noch immer ein schweres Stück Arbeit, mit Elvira zu spielen, besonders da das verzogene Kind bei jedem leisen Tadel die Noten wegwarf und weinend davon lief.

Heute spielte und sang sie wo möglich noch falscher als je und doch erschien mir's weniger mühsam, sie zu begleiten, denn ohne daß ich aufzusehen wagte, fühlte ich zwei Augen theilnehmend auf mir ruhen. Als das Stück zu Ende war, wurde Elvira mit Beifallsbezeugungen überhäuft; nur der Kapitän schwieg. „Nun, wie finden Sie Elvirens Gesang?“ frug endlich Madame. Er fuhr auf, wie aus einem Traume erweckt.

„Ich möchte sie allein singen hören“, entgegnete er kurz.

„Wohlan, Elvira singt zwar lieber Duette, aber es wird sich unter ihren Stücken wohl auch eine passende Arie finden, sehen Sie 'mal nach, Fräulein!“

„Ich sprach nicht von Ihrer Tochter, sondern von der Gouvernante“, entgegnete der Kapitän. Madame macht erst ein etwas verblüfftes Gesicht, dann aber meinte sie mit verbindlichem Lächeln: „Sie wollen wohl hören, mein Lieber, was Elvira von dem Fräulein gelernt hat, und was ihre eigene Manier ist. Singen Sie gefälligst schnell etwas, das Souper ist gleich servirt!“

„Bitte, singen Sie uns ein Weihnachtslied!“ bat der Seemann.

Ich bemerkte die erstaunten Blicke der Gesellschaft, aber ich fing muthig an. Ich spielte und sang den Choral, den wir daheim an jedem Weihnachtsabend gesungen hatten: „Dies ist die Nacht, da mir erschienen.“ Aber es war zu viel; — wie ich anfing, stieg das ganze Bild meines vergangenen Glückes vor mir auf: Ich sah meine Mutter, wie sie ihre schlanken Finger über die Tasten gleiten ließ, ich hörte ihre süße Stimme, mit der sie unsern Gesang leitete; mir war's, als blickte ich wieder in ihre blauen Augen, die mit so inniger Liebe auf ihrem einzigen Kinde ruhten. Daneben stand meines Vaters hohe Gestalt, gerade so pflegte er sich an das Klavier zu lehnen, wie jetzt der Seekapitän; es war zu viel, ich konnte den letzten Vers nicht zu Ende singen, Thränen, heiße Thränen stürzten mir aus den Augen; ich sprang auf und eilte hinaus.

Wie durch einen Nebel sah ich noch die verwunderten, spöttischen Gesichter der Zuhörer, wie aus weiter Ferne hörte ich Madame's Stimme: „Man kann solche Personen nicht in Gesellschaft haben, sie blamiren sich und uns!“

Meine Kniee wankten; einen Augenblick mußte ich mich im Vorzimmer setzen, um meine erste Bewegung zu bemeistern.

Noch hatte ich die Augen nicht geöffnet, als der Seekapitän vor mir stand.

„Mein Fräulein,“ sagte er, „Sie sind unglücklich hier, Sie haben keine Heimath, darf ich Ihnen eine solche bieten?“

Ich fuhr auf: „Wie soll ich das verstehen, mein Herr?“

„Ich liebe Sie, ich möchte Sie heirathen,“ entgegnete er sehr bestimmt.

„Mein Herr“, erwiderte ich in einem Ton, der würdevoll und fest sein sollte, „ich kann nicht anneh-

men, daß Sie ihren Spott mit mir treiben; ich danke Ihnen für das Mitleiden, das Sie antreibt, einer armen Gouvernante das zu bieten, was vielleicht das reichste Mädchen nicht verschmähen würde!"

Ich hatte alle meine Kräfte zusammen genommen, um diese Worte hervorzubringen, ich konnte nicht mehr. Mit einer stummen Verbeugung wollte ich mich entfernen. Er aber sah mich tief und traurig an.

„Sie wollen also nicht?" fragte er mit einem tiefen Seufzer; — „ich bin wohl zu rasch gewesen; Sie kennen mich noch nicht. Darf ich mir aber erlauben, öfters ihre Nähe zu suchen? . . . ."

Konnte ich diese Bitte verwehren?

Wie er es möglich machen wollte, mich zu sprechen, wußte ich zwar nicht; aber er sah aus wie Einer, der alles möglich machen kann, was er will.

Und er konnte es auch dießmal. Kein Tag verging, wo er nicht in's Haus kam, kein Tag, wo wir uns nicht zusammen unterhalten konnten, sei's im Schul-, sei's im Familienzimmer, in welchem ich mich des Abends, so lange die Kinder noch auf waren, auch aufhalten durfte. Es waren selige Stunden für mich, wenn er da war, wenn ich seine ernsten, treuen Augen so voll Liebe auf mir ruhen fühlte. Wir sahen uns fast nie allein, aber wenn das Zimmer auch voll Menschen war, er war doch nur für mich allein da. Meine Brodherren merkten bald, daß der reiche Vetter nicht ihres Töchterchens wegen kam; so unglaublich es auch schien, daß er diese glänzende Erscheinung der armen Gouvernante wegen unbeachtet lassen sollte. Daß meine Behandlung dadurch nicht besser wurde, läßt sich denken.

(Fortsetzung folgt.)

Schloß Weißenstein bei Pommersfelden.

Lange schon hatte mich der Ruf von Pommersfelden mit seiner berühmten Bildergallerie, welche durch die Liberalität des gräflichen Besitzers den Besuchern zur Besichtigung offen steht, angezogen, als ich im letzten Sommer, da Vieles von dem Verkaufe derselben oder doch der meisten Bilder in den Blättern berichtet wurde, mich von Bamberg aus aufmachte, um über Döbering, den bergigen schönen Steigerwald zur Rechten lassend, den lange beabsichtigten Ausflug nach diesem Schlosse zu vollführen. Und in der That, lohnend war diese Wanderung! Von der letzten Höhe aus erglänzt im Thale das prachtvolle Schloß Weißenstein mitten in einem großen Parke, und seine Zinnen leuchten im Quadrat aus den Gipfeln der Bäume, wie ein Solitär auf einem grünen Sammtkissen. Das Schloß ist im Renaissancestyle erbaut; an den schönen Façaden sind manche Karnießen leider schon von dem Zahn der Zeit etwas zernagt, und die Restauration bietet bei dem mittelmäßigen Material der Gegend immer große Schwierigkeiten; das herrliche Stiegenhaus ist dem der Würzburger Residenz ähnlich und meines Wissens von demselben Meister, Oberst Neumann, erbaut; in wunderbarer Ruhe liegt der unvergleichliche Park da, auf dessen grünen Wiesen, von einzelnen Baumgruppen malerisch unterbrochen, ganze Rudel Dammhirsche friedlich weiden, während auf der großen Spiegelfläche des See's Schwäne und fremdes Geflügel in traulichem Zusammenleben hausen. Im Schlosse öffnete uns die Hand des freundlichen Gallerieinspektors — wer kennt nicht, wenigstens dem Namen nach, den trefflichen Maler Wollenweber? — die weiten Säle, in denen Bild an Bild vom Parketboden bis zur Stukaturdecke mit überwältigendem Eindrucke neu aufgestellt und geordnet uns anblickt! Ein ganzer Flügel des Schlosses, dessen Säle sämmtlich durch zwei Stockwerke gehen, ist Kunstschätzen geweiht, wie sie in solcher Reichhaltigkeit und in so seltenem Werthe wohl nicht ein zweiter Private besitzt. Allerdings sind mehrere, und zwar höchst werthvolle Gemälde, verkauft worden. Dafür ist aber noch eine solche Menge der besten Bilder aller Schulen vorhanden, daß ein genaues Auge dazu gehört, die Abwesenheit jener zu entdecken. So nenne ich nur z. B. aus der deutschen Schule: Holbein, Lukas Kranach u. s. w., aus der niederländischen die köstlichen Stücke von Rembrandt, v. Dyk, Ph. Wouvermann, Rubens, H. Boos, Weenix, Honthorst u. dgl., aus der italienischen: Carlo Dolce, Trevisani, Tintoretto, Paul Veronese, Guido Reni, Pellegrini, Michel Angelo, Albani, Giorgnone u. s. w., lauter Namen, welche uns mehr als einmal bald in diesem, bald in jenem Gemälde, das unsere Aufmerksamkeit erregt und uns unwiderstehlich anzieht, entgegentreten. So bietet das Palatium celeberrimum Pommersfeldense, wie die alten Topographen dieses Denkmal alter Baukunst und Herrlichkeit nannten, in seiner Umgebung die anmuthigsten landschaftlichen Reize und im Innern seltene künstlerische Genüsse. Aber auch für den Leib ist gesorgt, denn in der Schloßschenke findet man treffliches Bier, guten Tisch und freundliche Bewirthung.

Der Trousseau der Erzherzogin Maria Theresia.

Im Palais des Erzherzogs Albrecht, in den Gemächern der Erzherzogin Maria Theresia, der Verlobten des Prinzen Ludwig von Bayern, deren Vermählung am 20. ds. in Wien gefeiert wurde, fand am vorhergehenden Samstag, wie die Wiener „Morgen-Post" mittheilt, die öffentliche Ausstellung des Trousseau's der Braut statt. Es war ein Reichthum von einigen

Millionen, der hier auf kurzen, runden und eckigen Tischen, auf Hängestöcken und Barren längs den Wänden, unter den Fenstern und in den Saalecken in geschmackvoller und trotz der Fülle in leicht übersichtlicher Ordnung ausgebreitet war, und dem Sinn für Schönes und Kostbares bot sich eine Augenweide, wie das Jahrhundert nur wenige bietet. Gleich am Eingange links hing ein kostbarer Theaterburnus, ein Prachtstück in Arbeit und Stoff, aus weißem Tereo, mit goldgestickten Bordüren; rechts ein vollständiger Reise-Anzug von schwarzem Sammt mit kostbarer Verbrämung. Links neben dem großen Spiegel das Brautkleid, selbstverständlich das werthvollste Robestück der Ausstattung. Der Stoff wurde aus Paris, die Spitzen aus Brüssel bezogen. Es besteht aus einem Manteau von weißem Faye, an den Säumen große Rosenbouquets von Silber eingestickt, das Unterkleid vom selben Stoffe, mit Silbertüll überzogen und gleichfalls mit eingestickten Silberrosen reich verziert. Dazu der Brautschleier aus Brüsseler Tüll und Silberrosen. Neben dem Brautkleide rechts hängt ein Schleppkleid aus schwerer Rosaseide mit Applikation und Rosenguirlanden. Eine herrliche Reihe von Prachtkleidern hängt längs den Wänden hin, von denen jedes werth wäre, auf einer Weltausstellung um den höchsten Preis zu ringen. Nur kurz lassen sich erwähnen die Wäsche, das Schuhwerk, die Handschuhe, unter welchen einige Dutzend graue Jagdhandschuhe durch ihre kunstvolle und zierliche Arbeit besonders auffallen; die Reise-Necessaires und Toilette-Gegenstände, die vier reizend gezeichneten Fächer aus Elfenbein und Schildkröte, der Kopfputz, die Häubchen und Hauben, Hütchen und Hüte, die kostbaren Umhängtücher, die Shawls von wundervollem Dessin. Das Kostbarste trägt der Tisch unterhalb dem mittleren Fenster, auf welchem der Schmuck ausgebreitet ist. Es sind hier ein Paar Millionen in die verschiedensten und reizendsten Façons gefaßt. Den Kohinoor dieser kleinen Schatzkammer bildet ein Diadem aus großen Brillanten, in imposanter Zeichnung ausgeführt. Zwei andere Diademe von vielleicht geringerem Baarwerthe, aber nicht minder werthvoller Arbeit scheinen es überbieten zu wollen. Ein Collier aus Brillanten und Smaragden scheint das nächst Werthvollste zu sein. Nicht zu vergessen Diadem und Corsage zum Hochzeitsanzuge, dann das Cadeau der Kaiserin: zwei Bracelets aus in Silber gefaßten Brillanten, dann eine Broche aus taubeneigroßen Perlen, dann noch ein Collier von Brillanten und Ohrgehänge, und wieder ein Collier und Ringe, und noch einige Broches, und noch einige Bracelets und noch einige Ohrgehänge, und noch einige Ringe, meistens Familienschmuck in neuer Façon. Alles, was den Trousseau der Braut bildet, war übrigens nicht zu sehen, denn ein Theil war bereits in zwölf großen Koffern verpackt, um die Reise nach München anzutreten, und ein Theil war noch nicht fertig.

Mannigfaltigkeiten.

In Iglau (Mähren) starb kürzlich ein 92jähriger Greis, der Nestor unter den europäischen Kommis, der als 10jähriger Knabe im Jahre 1785 in ein dortiges Handlungshaus eintrat und in demselben bis zu seinem Tode ununterbrochen als Kommis verblieben war.

Im Oktober 1867 wurde, wie die „W. Z." berichtet, in Southampton auf dem Dampfer „Deutschland", als dieser auf seiner Fahrt von Bremen nach New-York dort in den Hafen gelegt hatte, bei der üblichen Visitation des Schiffes durch die englischen Zollbeamten im Maschinenraume versteckt eine bedeutende Quantität Spirituosen vorgefunden. Diese Schmuggelwaare und zugleich, den Gesetzen gemäß, das Schiff „Deutschland" selbst wurden mit Beschlag belegt, letzteres jedoch, da sich einer der Heizer als bei der Schmuggelei betheiligt bekannte, gegen 100 L. Kaution wieder freigegeben. Dieser Heizer wurde in Southampton in Haft genommen und bestraft, während seine vier Komplicen der Kompetenz des hiesigen Strafgerichts anheimfielen. Vor diesem hatten sie sich jüngst zu verantworten. Das Gericht erkannte gegen drei der Angeklagten, welche es der Theilnahme an der Schmuggelei schuldig fand, sechs Wochen, resp. vierzehn Tage Gefängniß. Der vierte Angeklagte wurde nur schuldig befunden, die Schmuggelwaaren an Bord gebracht zu haben, und deßhalb zum Verlust der Gage verurtheilt.

Räthsel.

Mit dem Accent auf meinem ersten Fuß,
Bin ich ein oft besung'ner Fluß;
Mit dem Accent auf meinem zweiten Fuß,
Ein Kaiser, den man nie besingen muß.

Auflösung der Charade in Nr. 45:

Gedanken sind „zollfrei" und daß sie es bleiben, —
Vermeid' ich, die meinen hier niederzuschreiben.

M. M.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Walland'schen Druckerei.

Digitized by Google

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 48 Mittwoch, 26. Februar 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Diese hingebende Treue, welche die Kränkung und Kälte des treulosen Geliebten mit Aufopferung vergalt, anstatt mit Groll, machte einen tiefen Eindruck auf Baron Germain, und er ertrug es mit Gleichmuth, daß nach seiner Genesung seine eigene Familie dieser Heirath wegen mit ihm brach, weil er eine glänzendere Zukunft dadurch verscherzt und ehrgeizige Pläne, welche sein Vater auf dieses Sohnes Heirath mit einer Andern gehegt, vereitelt hatte. Allerdings hatte er durch die Verbindung mit der Tochter eines in Ungnade Gefallenen, die Gunst des Hofes verwirkt; aber er bereute dieß damals nicht, quittirte den Soldatendienst, und zog sich mit seiner schönen jungen Frau in ein einsames Thal der Cevennen in der Nähe seiner Heimath zurück, wo er von einer geringen Kompetenz genügsam und anspruchslos lebte. Einige Jahre später zahlte sein stolzer Vater der Natur den Tribut durch seinen Tod, und Germain's älterer Bruder, der als Familienhaupt den Glanz des Hauses am Hofe repräsentiren mußte, suchte an dem halbverstoßenen Bruder wieder gut zu machen, was des Vaters Grimm an ihm gefrevelt. Nun als Gattin des Barons anerkannt, verbrachte Valerie mit ihrem Gatten und dem einzigen Kinde einige der schönsten Jahre ihres Lebens in dem Schlosse Valmoussu, welches Louis seinem Bruder eingeräumt hatte. Das Glück dieser Frau, welche ein Engel an Sanftmuth und Ergebung war, würde wohl vollkommen gewesen sein, wenn Germain minder heftige Leidenschaften oder sein zornmüthiges südlich-erregbares Temperament mehr in seiner Gewalt gehabt haben würde. Allein neben einer stets mißtrauischen Ehrfurcht und rasch auflodernden Hitze quälten den unglücklichen Germain besonders noch die Dämonen der Eifersucht und des unbefriedigten Ehrgeizes. Dort in der ländlichen Abgeschiedenheit, am Busen einer schönen, an Reizen aller Art reichen Natur, an der Seite einer schönen, treuen, tugendhaften und frommen Frau hätte er so glücklich sein können, wenn er Das besessen hätte, was damals allen höheren Klassen der Gesellschaft in seinem Vaterlande ohne Ausnahme mangelte, nämlich Genügsamkeit und sittlichen Ernst, Achtung vor Moral und Religion. So aber erfüllten die Genüsse des Familienkreises, die ländlichen Erholungen sein Wesen nicht ganz; jede Nachricht aus Paris oder Versailles erfüllte ihn mit einer gewissen Bitterkeit; er beneidete jeden Bekannten, der ein ehrenvolles Amt erhielt, und gestand sich im Stillen, auch er hätte sich so emporschwingen und mit anderen messen können, ohne jene Heirath, die er je länger, desto mehr für eine Art Bürde ansah. Und dennoch war er nicht undankbar genug, dieses Bedauern laut zu gestehen, sondern verhehlte seinen innern Zwiespalt, und ließ ihn nur mittelbar in seinen düsteren Stimmungen und aufwallenden Aeußerungen von Groll und Bitterkeit zu Tage treten.

Der armen Valerie entging der Ursprung und die Quelle dieses zerfallenen Gemüthszustandes nicht; sie suchte, wiewohl vergebens, die hochgehenden Wogen dieser Leidenschaften zu besänftigen, und duldete stille; sie ahnte, daß nicht Habgier, Neid, gemeiner Ehrgeiz, sondern unerfüllter Thatendrang und unbefriedigte Thatkraft, sodann aber auch das Verzichten auf den Umgang mit den Gefährten seiner Jugend und ebenbürtigen Personen dieses innere Mißbehagen ihres Gatten veranlaßt hatten. Sie duldete gerne und ohne Murren die Ausbrüche seiner Gereiztheit; aber sie merkte mit tiefem Schmerze, wie des Vaters Strenge und schroffe Außenseite je länger desto mehr im Gemüthe ihres Sohnes die Keime der kindlichen auf Vertrauen gestützten Liebe ertödte, und neben der Furcht auch einen gewissen Trotz in dem Knaben erwecke.

Mitten unter diesem eitlen Sehnen des Vaters und den oft drückenden Prüfungen und Sorgen der Mutter starb Valerie's Schwager plötzlich kinderlos in Paris, und die Güter fielen an Germain. Das lockende Ziel, welches Germain seit Jahren vorgeschwebt, war nun erreicht. Er war reich, Haupt einer angesehenen Familie, — alle Ehrenstellen standen ihm offen. Nur wenig berührt von dem Verluste durch den Tod, eilte er nach Paris, wo der Reichthum und der Rang dem seither Verschmähten sogleich wieder Freunde warben. Er ließ sich bei Hofe vorstellen, und ward mit Auszeichnung aufgenommen, denn der gutmüthige König hatte mit Interesse die Geschichte von Germain's ehelichen Verhältnissen vernommen, und äußerte den Wunsch, auch Diejenige kennen zu lernen, welcher der Baron ein solches Opfer gebracht. Leider dauerte der Glücks-

taumel nicht sehr lange. Valerie war noch immer schön; an Frische und Gesundheit, an natürlichen Reizen überragte sie die Mehrzahl ihrer Nebenbuhlerinnen; auch war ihre naive Munterkeit wieder zurückgekehrt, seit sie ihren Gemahl wieder heiter und zufrieden sah. So war sie am Hofe eine eigenthümliche und originelle Erscheinung, die Anfangs um so mehr Aufsehen erregte, weil sie mit seltener Zuversicht und frischem Mutterwitze des überfeinen Hoftones und der strengen Etiquette beinahe spottete. Aber bald sah sie ein, daß ihr Platz nicht am Hofe war. Die Lockerheit der Sitten, der frivole Ton in der Hauptstadt, die Herrschaft der Wollust und Sinnlichkeit am Hofe selbst trieben ihr das Herzblut in die Wangen. Oft bat sie ihren Gemahl, wieder in die Einsamkeit von Valmoussu zurückkehren zu können; allein ihre Zunge sträubte sich, ihm den wahren Grund davon zu nennen: nämlich die schamlosen Anträge und leicht zu ergründenden Bewerbungen gewisser hochgestellter Personen, denen auszuweichen für sie beinahe unmöglich war. Da weihte eines Tages bei einem ländlichen Feste der Zufall den Gemahl in die Netze ein, welche der Tugend seines Weibes gestellt waren, und er vergaß sich soweit, den unverschämten Beleidiger seiner Frau zu züchtigen, weil dieser die blutige Genugthuung verweigerte. Aber das Opfer seines Zornes war eine allmächtige Person am Hofe, und Germain mußte fliehen, wollte er nicht in der Bastille oder einem andern Staatsgefängnisse für immer verschwinden. Und er floh, erreichte Holland, und hielt sich unter einem fremden Namen verborgen; bis ihm ein Brief an den edlen Joseph II., dem er sich anvertraute, ein Asyl in Oesterreich sicherte. Erst später versöhnte er sich mit Valerie, die ihm mit ihrem Sohne gefolgt war, um sein Schicksal zu theilen; sie überzeugte ihn von ihrer Unschuld, und starb, während Dameiseau 1788 unter Habsburgs Fahnen den Krieg wider die Türken mitfocht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Warnung einer Todten.

(Fortsetzung.)

Vier Wochen nach jenem Weihnachtsabend bat Hermann mich noch viel inniger und dringender, ihm zu folgen. Dießmal sagte ich nicht nein. Ich verließ das Haus, in dem ich so viel Leid und so viel Glück erfahren, und ging zu entfernten Verwandten, bei denen ich die letzten Wochen vor meiner Verheiratung zubrachte.

Die ersten sechs Monate unserer Ehe verlebten wir in einem reizenden Landhause. Es war eine schöne Zeit; wir verkehrten viel mit benachbarten Familien, machten kleine Ausflüge und freuten uns unserer schönen Gärten. Dazwischen war aber meines Mannes Zeit viel von Geschäften in Anspruch genommen, so daß wir nicht so viel beisammen sein konnten, als wir gewünscht hätten. Eigentlich war es auch mir nicht unlieb, als er wieder eine größere Seereise antrat, auf der ich ihn begleitete.

Ich war die einzige Frau auf dem Schiffe außer dem Dienstmädchen, Passagiere hatte mein Mann nicht mitgenommen. So waren wir beide fast allein auf dem Schiffe, allein auf der weiten See. Ich hatte eine Masse Musikalien und Bücher mitgenommen, um mit meinem Manne singen und lesen zu können. Hermann hatte eine arme verkümmerte Jugend gehabt; sein ganzes Leben war voll Mühe und Arbeit gewesen; nie hatte er sich mit Kunst und Literatur zu beschäftigen vermocht. Ich erst durfte ihn in diejenigen Gebiete einführen, in denen ich von Jugend auf daheim gewesen. Ich öffnete ihm die blühenden Zaubergärten der Poesie und führte ihn ein in die Welt der Ideale. Durch mich erst wurde er mit Goethe's gewaltigem Geist, mit Schiller's hohem Sinn, mit Uhland's klarer Poesie, mit Lenau's hinreißenden, melancholischen Liedern vertraut. In sternhellen Nächten saßen wir auf dem Verdeck: um uns rauschte das blaue Meer, über uns leuchteten am dunkeln Himmel die glänzenden Sterne des Südens. Von seinem Arm umfangen, sang ich ihm seine Lieblingslieder und wiederholte Stellen aus meinen Lieblingsdichtern; er drückte mich an sich und dankte mir, daß ich ihm die Augen geöffnet für eine ihm bis dahin unbekannte Welt, die nun vor ihm liege, so glänzend wie der sternbesäte Himmel, so lockend, wie das weite Meer.

Auf dem Kap der guten Hoffnung wurde uns ein Söhnchen geschenkt. Wir verweilten dort ein Vierteljahr und traten dann die Rückreise wieder an. Durch die Geburt unseres Kindes waren wir hoch erfreut worden, aber dennoch erschien es mir, als ob ein leiser Schatten unser Glück bisweilen trübe, als ob nicht alles sei, wie sonst. Damals wollte ich mir nicht gestehen, daß ich allein daran Schuld trug. War ich mir doch selbst nicht bewußt, wie stolz und übermüthig meines Mannes unbegränzte Liebe und Achtung mich gemacht hatten. Wenn er mir sagte, daß ihm durch mich eine neue Welt aufgegangen, wenn er mir tief und innig dafür dankte, so dachte ich, er habe Recht, und fing an, mich ungeheuer hoch zu schätzen. Ich bildete mir nach und nach ein, geistig über meinem Manne zu stehen. Ich gewöhnte mir ihm gegenüber einen überlegenen, herablassenden Ton an und suchte ihm mit schönen Worten und schwungvollen Redensarten zu imponiren. Je mehr aber meine hohe Meinung von mir selbst zunahm, desto mehr stumpfte meines Mannes Vorliebe für schöne Literatur und Kunst ab; er wurde stiller und stiller, und bezeugte nicht mehr die frühere Lust zu gemeinschaftlichen Studien. Er beschäftigte sich mehr mit meinem Kinde als mit mir und ließ mich oft

allein. Immer dunkler wurde die Wolke, die sich über unserem Glücke zusammenzog.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vorkämpfer der Frauenbildung in Indien.

Wie in allen Ländern des Orients, so stehen auch in Indien die Frauen auf der niedrigsten Stufe geistiger und moralischer Bildung; sie werden zu nichts erzogen, als zur sklavischen Unterwürfigkeit gegen den Mann, dem sie bereits als Kinder von zehn bis zwölf Jahren anvermählt werden; darüber hinaus ist ihnen alles Denken und Fühlen förmlich untersagt.

Man darf nur die Vorschriften lesen, welche in dem heiligen Buche der Inder, dem Polavor Purina, den dortigen Frauen gegeben werden. Dieselben lauten z. B.: „Die Frau darf keinen andern Gott auf Erden haben, als ihren Mann. Möge derselbe nun auch alle Fehler und Gebrechen besitzen und noch so bösartig und unangenehm sein, so muß ihn die Frau dennoch stets als ihren Gott betrachten, ihm alle Sorgfalt widmen und ihm niemals Veranlassung zu Aerger und Verdruß geben. Sie muß sich ihm zu Gefallen schmücken und zierlich kleiden und sich in jeder Hinsicht nach ihm richten, ihm niemals widersprechen; lacht er, so muß auch sie lachen; weint er, so muß sie gleichfalls weinen. Sie darf nicht eher essen, als bis ihr Mann gegessen hat; fastet er, so muß sie auch fasten; kann er nicht essen, so darf sie auch nicht essen. Singt der Mann, so muß die Frau außer sich vor Freude sein; tanzt er, so muß sie ihm mit Entzücken zusehen; spricht er, ihm mit Bewunderung zuhören. Ist der Mann zornig, sagt er ihr beleidigende Worte oder schlägt sie gar ungerechterweise, so muß sie seine Hände küssen und ihn um Verzeihung bitten, aber weder schreien noch entfliehen."

In diesem Tone gehen die Vorschriften fort und enden schließlich mit dem Gebot, sich nach dem Tode des Gatten mit ihm lebendig verbrennen zu lassen. Diesen traurigen Zuständen so viel als möglich zu steuern und den unglückseligen, geknechteten Frauen das Licht der Aufklärung zu bringen, ist ein wahrhaft edler Mann in Bombay bemüht, der seit dreißig Jahren daran arbeitet, den armen indischen Weibern, welche in dumpfem Gleichmuth dahin vegetiren, Urtheils- und Denkkraft, Verstand und Bildung einzuflößen.

Sein Name ist Manokdschi Kursetdschi, er gehört der Religionskaste der Parsen oder Feueranbeter an und zählt durch Geistesbildung, durchdringenden Verstand und Reichthum zu den berühmtesten Notabilitäten Indiens; er ist Mitglied aller erdenklichen Gesellschaften für Wissenschaften und sittlichen Fortschritt und bereiste kürzlich wieder Europa, verweilte zu Beginn dieses Jahres in Paris und wurde dort zu den Tuilerienbällen eingeladen, wo das französische Kaiserpaar den seltenen Mann in jeder Weise auszeichnete.

Er stiftete 1863 in Bombay die erste Mädchenschule für indische Mädchen nach englischem System und nannte dieselbe zu Ehren der Prinzessin von Wales „Alexandra-Institution". Trotz seiner unablässigen Bemühungen zählte doch die Schule 1865 erst zwanzig Schülerinnen im Alter von sechs bis zu dreizehn Jahren, von denen dreizehn der Parsenrace angehörten und sieben Hindumädchen waren. Allmählich gelang es dem unermüdlichen Manne mehr und mehr, die herrschende Unwissenheit und den finsteren Aberglauben zu besiegen, am meisten dadurch, daß er selbst mit dem Beispiele voranging, alle Vorurtheile, Gewohnheiten und Traditionen seiner Kaste bei Seite zu werfen, seinen Kindern eine ganz europäische Bildung und Erziehung zu geben und sein Haus den Europäern in gastfreundlichster Weise zu öffnen, wobei seine Töchter allen indischen Gebräuchen zum Trotz in liebenswürdigster Weise die Honneurs machten. Freilich wurde dieß Beispiel nicht sogleich von seinen Landsleuten befolgt, sondern erwarb ihm Anfangs die bitterste Feindschaft derselben, aber endlich gelang es seiner Beharrlichkeit, mit der Zeit große Erfolge zu erringen. Manokdschi Kursetdschi hat zwei Töchter und zwei Söhne. Die Söhne studiren in Oxford und Cambridge, die Töchter sind die getreuen Schülerinnen und Gehülfinnen des Vaters; sie leiten den Unterricht in den von ihnen begründeten Schulen und beschäftigen sich mit Werken der Barmherzigkeit, pflegen die Kranken, trösten die Betrübten, gleichviel, ob dieselben Parsen, Hindus oder Christen sind.

Die Verheirathung der ältesten dieser Töchter, Miß Amy Manokdschi Kursetdschi, welche kürzlich in Bombay stattfand, war ebenfalls ein glänzender Protest gegen die hergebrachten indischen Gebräuche; der Vater vermählte seine Tochter nämlich nicht in den Kinderjahren, nach eigener Willkür, wie dort stets geschieht, sondern ließ das herangewachsene, in jeder Hinsicht trefflich ausgebildete Mädchen eine Wahl nach eigener Herzensneigung treffen, was eine unerhörte Thatsache ist und aufs Neue den Zorn aller Landsleute erregte. So bezeichnete die Hochzeit von Miß Amy mit Mr. K. N. Cama förmlich eine neue Aera und eine schönere Zukunft für die indische Frauenwelt durch den Triumph der Civilisation. Alle hervorragenden Persönlichkeiten der europäischen Gesellschaft von Bombay wohnten diesem Feste bei, und die Damen lächelten dem jungen Parsenmädchen, welches den Muth hatte, eine Liebesheirath zu schließen, ihren freundlichsten Glückwunsch zu.

Der Jahresbericht der deutschen Gesellschaft in New-York.

Der 84. Jahresbericht der deutschen Gesellschaft der Stadt New-York weist auch für das verflossene Jahr wieder einen Beitrag von der württembergischen Regierung in der Summe von 250 fl. nach. Es ist Dieß der einzige Beitrag, den diese Gesellschaft von einer deutschen Regierung erhält. Im Ganzen landeten in New-York im Jahre 1867 241,854 Personen, und unter diesen 115,829 Deutsche. Die Beförderung in Dampfschiffen hat gegen das Jahr 1866, soweit sie die Zwischendeckpassagiere betrifft, um 36,514 Personen zu- und in den Segelschiffen um 26,403 Personen abgenommen, so daß sich die Zahl der Personen, in Dampfschiffen befördert, auf 48,495 Personen beläuft. Ueber den Gesundheitszustand auf den Auswanderungsschiffen führt der Bericht an, daß er in diesem Jahre viel besser als in dem vorhergehenden Jahre, auch die Zahl der Todesfälle eine kleinere gewesen sei. Er hebt aber besonders hervor den schlechten Zustand, der seit Jahren auf den Hamburger Segelschiffen herrscht und die in Folge desselben eintretende unverhältnißmäßig große Sterblichkeit unter den Passagieren. Die deutschen Segelschiffe haben, ungleich den englischen, weder Arzt noch Schiffsapotheken, ein beklagenswerther Uebelstand, der namentlich bei Epidemien sich nur zu sehr fühlbar mache. Die deutsche Gesellschaft hält es für ihre Pflicht, die Auswanderer vor den Seehäfen Antwerpen und Hamburg zu warnen, weil die meisten von da kommenden Schiffe Krankheiten mitbringen, die durch schlechte und mangelhafte Verproviantirung hervorgerufen seien. In gleicher Weise warnt sie vor dem Ankauf amerikanischer Eisenbahnbillete in Europa, weil der Auswanderer für dieselben eben so viel in Gold daselbst bezahlen müsse, als er sie in Amerika um Papiere bekomme.

Auch tadelt der Bericht die Beförderung auf den sog. Auswandererzügen der amerikanischen Bahnen. Unglaublich, wie es erscheinen mag, so ist es doch eine Thatsache, daß Einwanderer 5 bis 6 Tage gebrauchen, bis sie mit dem Auswandererzug von New-York nach Chicago gelangen; 3 bis 5 Tage sind es mit derselben Gelegenheit von New-York nach Cincinnati, und eine Reise mit Auswandererzug von New-York nach Milwaukee, Dubuque oder gar St. Paul gebraucht eben so viel Zeit, wie eine Dampfschiffsreise von einem deutschen Hafen über den atlantischen Ozean. Ueber die Auswanderungskommissäre und deren Anstalten sagt der Bericht, daß die ungünstige Finanzlage der Kommission zu Anfang des Jahres die Gesetzgebung veranlaßte, die Kopfsteuer von 2 Doll. auf $2^1/_2$ Doll. zu erhöhen, durch welchen Zuschuß ermöglicht worden sei, die nothwendig gewordenen Vergrößerungen und Verbesserungen der Anstalten auf Wards Island zu bewerkstelligen und den gerechten Ansprüchen der vermehrten Zahl hilfsbedürftiger Einwanderer nachzukommen. Die Kommissäre, unter welchen sich nun auch Friedrich Kapp befindet, haben auch im abgelaufenen Jahr mit Ernst und Liebe sich ihrer humanen Aufgabe hingegeben. Die Einrichtungen eines Arbeitsnachweisungsbureaus in Castle Garden hatte ihre segensreichen Wirkungen, von seiner Gründung am 16. November bis Jahresschluß konnten von 3753 Arbeitsgesuchen 1522 entsprechend erledigt werden. Der Andrang von kranken und arbeitslosen Einwanderern zu dem State Emigrant Refuge und Hospital auf Wards Island war sehr groß: 11,482 Personen, worunter 4707 Deutsche. Der Wohlthätigkeitsausschuß der Gesellschaft hat in 3449 Fällen 6018 Dollars als Unterstützung ausgegeben, und die deutschen Aerzte und Apotheker der deutschen Gesellschaft haben für ihre aufopfernde und gewissenhafte Behandlung der ihnen überwiesenen armen Kranken den herzlichsten und wärmsten Dank der Gesellschaft erworben.

Mannigfaltigkeiten.

Im Anfang des Januar, also zu einer Zeit, wo Petersburg von einem Froste heimgesucht wurde, wie er seit vielen Jahren nicht bemerkt worden ist, wo in Twer das Quecksilber in den Thermometern gefror und daher nicht angegeben werden kann, wie stark eigentlich die Kälte gewesen, wo sogar in Woronesh am 14. bis 17. Jan. eine so starke Kälte geherrscht hat, daß die Leute aus ihren Wohnungen in die Gasthäuser zogen, um den Beschädigungen durch den Frost zu entgehen — zu derselben Zeit also blühten in Baku, wie der „Kawk." berichtet, Ringelblumen (calendula), Nachtschatten (petunia), Rosen und verspätete Chrysanthemen. Die Levkojen, wie auch einige Zwiebelgewächse, entfalteten aufs Neue ihre duftigen Blüthen und das Gras der Wiesen glich einem grünen Sammtteppich. So sehr zu verwundern ist das freilich nicht, da Baku durch sein stetes mildes Klima bekannt ist, wie denn der dortige Hafen des kaspischen Meeres nie gefriert.

In den Kolonien des Kaps der guten Hoffnung hat der deutsche Mineralog Mauch Goldlager entdeckt, deren einige bis 60 Meilen lang und 20 Meilen breit sind. Das Gold kommt in Quarzadern vor.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 49 Donnerstag, 27. Februar 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Louis, der Sohn Valerie's, war schon früh von instinktmäßiger Furcht gegen seinen Vater eingenommen worden; diese Furcht war später, al der herangewachsene Knabe nach des Vaters Flucht die schöne stille Mutter so innerlich leiden und dulden sah, und die Quelle dieser Seelenkämpfe in seinem Vater sehen mußte, zum Mißtrauen und einem gewissen Groll gegen seinen Vater geworden. Die Entfremdung zwischen Beiden wuchs, als der Knabe nach der Mutter Tode in einer adeligen, von Geistlichen geleiteten Pension untergebracht wurde, und den soldatisch-strengen düstern Vater nur selten zu Gesichte bekam, und dann mehr als einen rigorosen Kontroleur über seine geistigen und intellektuellen Fortschritte, denn als einen zärtlich besorgten Vater erkannte. Der Knabe hatte überhaupt mehr von der träumerischen Weichheit der Mutter, als von der Zähigkeit und Hitze des Vaters; er lernte trefflich und gerne, und sein Charakter und inneres Leben machten in ihm mehr die Neigung zu sanfteren Beschäftigungen, zum Beruf eines Gelehrten rege, als zum Soldatenstande, für welchen ihn sein Vater bestimmt hatte. Nichtsdestoweniger ward der Jüngling doch durch des Vaters Wunsch aus dem stillen Bereich seiner Studien herausgerissen und in einem Regimente als Junker untergebracht; für ihn begann nun der rauhe Ernst des Soldatenstandes und des Kriegsdienstes, gegen welche er eher entschiedene Abneigung, als einige Vorliebe verspürte. Er diente einige Jahre dem Kaiser, wiewohl mit Widerstreben und ohne sonderliche Auszeichnung, allein nach dem unglücklichen Kriege von 1809 gegen Frankreich, wo alle Tapferkeit und die größten Opfer des kaiserlichen Heeres eine schmachvolle Niederlage der österreichischen Waffen nicht verhindern konnten, verließ der Sohn, damals zum Manne gereift, plötzlich und wahrscheinlich in Folge eines jähen Entschlusses die Fahnen seines Kaisers, und lud den Verdacht einer schimpflichen Desertion auf sich. Was diesen tollen Entschluß hervorgerufen: ob Unzufriedenheit mit seinem äußeren Schicksal, innere Mißstimmung, Abneigung gegen seinen Stand, welchen er allerdings früher hatte aufgeben wollen, woran ihn aber stets des Vaters strenger Gegenbefehl gehindert hatte, — oder endlich, ob ein zarteres Verhältniß des jungen Mannes zur Tochter eines gefangenen französischen Offiziers, welcher der Lieutenant Louis Vogel einen Ritterdienst erwiesen haben sollte, — Niemand wußte es; am wenigsten der Vater des Deserteurs, welcher einen rechtfertigenden Brief seines Sohnes ungelesen den Flammen übergeben und einen späteren mit seinem väterlichen Fluche und der Drohung beantwortet hatte, er werde den Aufenthalt des fahnenflüchtigen Feiglings alsbald den Behörden übergeben, sobald er ihn verrathe.

Diese Schritte hatte der Vater allerdings in der ersten Entrüstung gethan, — eine Entrüstung, in welcher er sich als Soldat und Edelmann, und auch darum berechtigt glaubte, weil er dem österreichischen Kaiserhause sich auch für das Asyl verpflichtet fühlte, welches ihm durch Josephs II. Gnade in seinen jüngeren Jahren gewährt worden war.

Von diesem Ereigniß an wuchs die innere Düsterkeit und Bitterkeit des Barons. Keinerlei äußere Erfolge, nicht eine zweite Ehe mit einer liebenswürdigen und reichen Gemahlin vermochten den nagenden Wurm in seinem Innern und das Gefühl seiner Vereinzelung zu beschwichtigen. Als nach der Leipziger Schlacht Deutschland frei war und die siegreichen Heere der Verbündeten über Frankreichs Gränzen zogen, um den Welteroberer sogar vom Throne seines Vaterlandes zu stürzen, nahm der Baron seinen Abschied als Generalmajor Vogel v. Vogelwayd; er hatte es nicht über sich vermocht, innerhalb der Gränzen seines Heimathlandes die Waffen gegen Frankreich zu führen, und Kaiser Franz ehrte die Gründe seines erprobten treuen Offiziers. Unter der Restauration erhielt der Generalmajor von den Bourbonen seine konfiszirten Güter zurück, und nahm nun seinen väterlichen Namen wieder an, obwohl er es nicht schicklich fand, an den Hof der Bourbonen zurückzukehren. Seither lebte er seinem stillen Schmerze, den er aber freilich meist im Busen verschloß und nur höchst selten bei besonderen Anlässen, wie z. B. der heutige gewesen, vor fremden Augen zeigte.

„Seht, meine lieben Kinder," schloß der Greis und sein Ton erstarkte allmählig wieder, „das ist der bittere Vorwurf, welcher mich immer und immer wieder gegen mich selbst empört. Einen Sohn verstoßen zu

haben! Wem hätte dieß weniger begegnen sollen, als mir, der ich aus eigener Erfahrung die Wucht eines Vaterfluches kannte? Thor, der ich war, daß ich mich von meiner wilden Hitze hinreißen ließ. Meine Verwünschung hat ihn ins Unglück gestürzt, hat sich ihm wie eine schwere Last an die Ferse gekettet, ihm den Schlaf von seinem Lager gescheucht, den Labebecher vergiftet, und zum Haß gegen den Vater aufgereizt, welchen der Himmel züchtigt für den Frevel, welchen er sich einst gegen seinen eigenen Vater erlaubt!"

„O nicht doch, bester Onkel!" rief Adolph. „Verbannen Sie doch diese finstere, gehässige Weltanschauung, die eines Christen unwürdig, an die schrecklichen rächenden Götter des Alterthums erinnert! — Wie können Sie im Ernste an ein besonderes Verhängniß glauben, das über Ihnen walte? Gelten Sie nicht allgemein und mit Recht für einen der biedersten, edelsten, ehrenhaftesten Männer unseres Heeres? Sind Sie nicht ruhmwürdig bekannt als einer der ritterlichsten Charaktere? Und zeugen nicht all' die Einzelnheiten und kleinen Züge Ihres Lebens, wie Sie uns solche so eben erzählt, auf's Beredteste davon? Nicht wahr, Cousine, der Oheim thut sich selber bitter Unrecht?"

„Gewiß, lieber Onkel!" sagte Therese. „Wie schön und edel war es, daß Sie Ihre Valerie heiratheten und lieber dem Zuge des Herzens als der Stimme der Selbstsucht und der Weltklugheit folgten..."

„Brich ab, brich ab, mein Kind!" rief der General unmuthig; „gerade in diesem Stücke widerspricht Dir mein Gewissen. Ich handelte an Valerie Anfangs so schmählich, daß hernach meine Pflichterfüllung gegen sie mir mehr zur Beschämung als zum Verdienste gereichte. Von dorther schreibt sich mein Unglück und das Verhängniß, welches auf Louis ruht — er ist in Sünden empfangen worden!"

„Oheim, wie grausam!" rief Adolph. „Vergessen Sie doch nicht, daß Ihr erster Entschluß, sich Valeriens zu entledigen, der eines jungen Mannes von Stande war, welcher inmitten einer frivolen leichtfertigen Jugend aufgewachsen, dem schlimmen Beispiele so vieler Altersgenossen folgte.

„Laß das, Adolph, Du kleiner Anwalt des Satans! Das siehst Du mit den Augen des Leichtsinns an, ich mit denen der Wahrheit, daher der Unterschied. Wäre die Ursache nicht gewesen, hätte ich die Folgen nicht zu bereuen, und vor meinem Gewissen werden all Deine Beschönigungsversuche nicht Stich halten!"

„Laßt uns davon abbrechen!" sagte Herr v. Damolseau. „Ihr wißt nun, was mich manchmal so rauh und unwirsch, und solche Tage, wie der heutige, bei mir selten macht. Es ist ein Leben ohne Ziel, wenn man ohne Kinder am späten Grabesrand steht, und mir ist oft," setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „mir ist oft recht bange vor dem Jenseits, wenn ich mir vorstelle, daß Valerie mir drüben entgegentreten und ihren Sohn, ihren Louis von mir begehren wird!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Warnung einer Todten.

(Fortsetzung.)

In einer wundervollen, sternenhellen Nacht saß ich allein auf dem Verdeck; das Kind schlief in der Kajüte. Mein Mann hatte sich gleich nach dem Abendessen zurückgezogen; er schützte Geschäfte vor, als ich ihn bat, sich zu mir zu setzen. Ich hatte eine Stelle aus Romeo und Julie auswendig gelernt, die ich ihm gerne rezitirt hätte. Ich hatte gehofft, er würde mein gutes Gedächtniß und meinen schönen Vortrag bewundern. Mein Liebster war aber nicht zum Bewundern aufgelegt gewesen.

Ich lehnte an der Balustrade und sah in das weite, weite Meer hinaus. Warum war Hermann jetzt nicht bei mir? warum ließ er mich allein und schützte eine Abhaltung vor, die gar nicht existirte? Er, der sonst die Offenheit selbst war, wurde unehrlich seiner Frau gegenüber. Nicht zum Erstenmal stieg der Gedanke in mir auf, er liebe mich weniger als früher, aber noch nie war es mir so klar geworden, als jetzt, noch nie hatte er mir das Herz so schwer gemacht. Ich, die Heimathlose, hatte geglaubt, an einem treuen Herzen eine sichere Heimath gefunden zu haben, und nun wurde ich von diesem Herzen verkannt, verlassen ohne Ursache. Warum liebte mein Mann mich nicht mehr? er, der mir doch so viel zu verdanken hatte! Wohl hatte er mich aus gedrückten Verhältnissen in eine schöne, warme Heimath geführt, und mir, die ich mein täglich Brod hatte sauer verdienen müssen, irdische Güter im Ueberfluß in den Schooß geschüttet. Er hatte mir mehr gegeben, als dieß, viel mehr: ich wußte, daß ich an ihm einen Hort und eine Stütze hatte für's Leben, und wenn er auch jetzt sein Herz mir zu entziehen schien, einst hatte er es mir geschenkt, voll und ganz, ohne Rückhalt; mir hatte seine erste, seine einzige Liebe gehört. Aber auch ich hatte ihn ja geliebt! Während Andere nur nach seinem Gelde trachteten, hatte ich ihm, dem einfachen schlichten Manne, mein ganzes, junges, warmes Herz geschenkt; ihm hatte ich alle Schätze meiner Bildung, ihm die Früchte meines Geistes zu Füßen gelegt. Er war wohl im gewöhnlichen Sinne ein reicher Mann gewesen; aber was hatte ihn das todte Geld genützt? Ich erst hatte ihm die Augen geöffnet für das, was das Leben allein wirklich reich und schön machen kann. Durch mich, durch meine Leitung erst wurde seiner Existenz, die sonst bei allem Reichthum nur Mühe und Arbeit gewesen, der wahre, ächte Reichthum verliehen, durch den sie einen unvergänglichen Reiz

erhielt. Er hatte mir einen rohen Goldklumpen gegeben, durch mich erst wurde dieser zum köstlichen Schmucke ausgearbeitet. Nicht er war mein Wohlthäter, ich war seine Wohlthäterin. War er der Prinz, der das arme, im hohlen Baume kauernde Mädchen mit sich führt in sein stolzes Schloß, so war ich die Fee, die mit ihrem Zauberstab die düstere Burg in ein prachtvolles, schimmerndes Gebäude, voll Licht und Glanz und Duft verwandelt. Er verdankte mir so viel, und dennoch war er unfreundlich gegen mich. Aber ich wollte ihm zeigen, daß ich nicht nur die arme Gouvernante war, die er reich gemacht hatte. Ich wollte hervortreten mit meinen Ansprüchen und stolz und kalt und hochfahrend sein. Wurde er dadurch auch nicht demüthiger, so sah er doch, daß auch ich meine Würde fühlte und mir selbst ihm gegenüber nichts vergeben wollte. Das war ich — so überredete ich die leise warnende Stimme in meinem Innern, — das war ich mir wirklich selbst schuldig.

— „Madame," erscholl plötzlich die Stimme meiner Dienerin, „Madame, der Kleine ist nicht wohl."

Ich flog hinunter, das Kind lag matt und krank in seiner Wiege und wimmerte leise. Ich setzte mich zu ihm nieder und suchte es zu beruhigen. Nach und nach schlief es ein. Müde, wie ich war, legte auch ich mich nieder und schlummerte ein.

Als ich aufwachte, war es noch Nacht. Durch die Rundfenster sah man in das weite Meer hinaus, das ganz von Mondenglanz gebadet schien. Auch in unsere Kajüte schien der Mond voll und hell herein, sein klares Licht fiel gerade auf meines Kindes Wiege. Ich richtete mich auf, um nach ihm zu sehen. Da — täuschte ich mich nicht? — doch nein, es war wirklich so: An meines Kindes Bettchen saß eine Gestalt, hell vom Monde beschienen; eine Frau war es, ich sah sie vom Profil, ein feines, blasses Gesicht, von blonden einfach gescheitelten Haaren eingerahmt. Ein schlichtes, weißes Kleid umhüllte die zarten Glieder, sie hatte den Kopf geneigt, leise schienen ihre Lippen sich zu bewegen, eine Hand ruhte auf dem Bettchen meines Kindes. So saß sie vor mir, so deutlich, als ich je etwas gesehen. Erschreckt barg ich die Augen in mein Kissen. Als ich wieder aufblickte, schien der Mond wie zuvor voll und klar auf meines Kindes Wiege, aber der Platz daneben war leer. Ich hatte vielleicht doch geträumt. Zur Vorsicht ging ich noch an's Lager meines Dienstmädchens, das aber fest schlief. Als ich ihr dickes, rothes Gesicht betrachtete, kam es mir komisch vor, wie ich dieses robuste Mädchen nur einen Augenblick mit der Erscheinung hatte in Verbindung bringen können, die ich eben gehabt. Sonst waren nur Männer an Bord, bärtige, kräftige Matrosen. Ich mußte mich also getäuscht haben. An Gespenster glaubte ich nicht, dazu war ich viel zu nüchtern-verständig. Allerdings hatte ich gerne meines Mannes unheimlichen Seegeschichten gelauscht, denn solche Sachen haben ja ihren eigenen Reiz: aber schließlich hatte ich ihn immer ausgelacht. Er hatte mir nun auch schon lange nichts mehr erzählt.

Am andern Tage suchte ich mir die nächtliche Erscheinung so viel als möglich aus dem Sinn zu schlagen, obgleich ich die sanften Züge des stillen Gesichtes immer wieder vor mir sah. Das Kind schlief fast immer, es lag etwas in seinem Gesichtchen, was mir bange machte. Gegen meinen Mann beobachtete ich, wie ich mir vorgenommen, ein äußerst kaltes hochfahrendes Benehmen. Er schien erst erstaunt, dann verletzt und zog sich schließlich ganz in seine Kajüte zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Vaterland.

Die Welt ist nicht mein Vaterland,
Ist meine Heimath nicht,
Weil ich nicht eine Seele fand,
Die, was sie denket, spricht.

Die Welt ist nicht mein Vaterland,
Ist meine Heimath nicht,
Weil ich nur Trug und Lüge fand,
Statt reiner Wahrheit Licht!

Wo ist ein Land in dieser Welt,
Wo Schein der Wahrheit weicht,
Wo's nie an Treu' und Glauben fehlt,
Wenn man die Hand sich reicht?

Wo ist das Land in dieser Welt,
Wo's wahre Freundschaft gibt,
Wo Treue nicht dem Worte fehlt,
Wo Mensch den Menschen liebt?

Ich sucht' es lang, doch fand ich's nicht.
Und find' es nimmermehr
Bis mir im Tod das Auge bricht, —
Dann leuchtets hoch und hehr!

Die Hülle bleibt der falschen Welt,
Wo ich nicht Ruhe fand;
Die Seele zieht zum Sternenzelt
Ins ewige Vaterland!

Mannigfaltigkeiten.

[Pferdefleisch.] In eines der besuchtesten Bierlokale am Alexanderplatz in Berlin kam am Dienstag ein alter Herr und verlangte ein Beefsteak. Als

ihm dasselbe gebracht wurde, besah und beroch er es erst von allen Seiten, wobei er gar bedenkliche Miene machte. Ein zweiter Herr an demselben Tische, der eine zeitlang dem „Alten“ zugesehen, sagte jetzt: „Da sind Sie schön hineingefallen. Das ist ja Pferdefleisch.“ Mit Abscheu schob der alte Herr den Teller von sich und verlangte Butter und Käse. — „Bin wirklich neugierig, wie das Pferdefleisch schmecken mag“, sagte der zweite Herr nach einer kleinen Pause, „Sie erlauben wohl.“ — „Sehr gern.“ — Hierauf band sich jener die Serviette um, griff nach Messer und Gabel, nach Mostrich und vertilgte das ganze Beefsteak. Mit halbem Entsetzen sah der alte Herr dem Esser zu und fragte dann endlich: „Aber widersteht Ihnen das nicht?“ — „Nein“, sagte Nummer Zwei, sich den Mund abwischend, „ich habe mich nämlich geirrt, es war doch Rinder-Filet und zwar vom allerfeinsten. Es hat mir vortrefflich geschmeckt.“ — „Wie kommen Sie aber dazu, mir den Appetit zu verderben? Wer sind Sie denn?“ — „Ich bin Jemand, der es nicht verschmäht, ein gutes Beefsteak von Rinder-Filet zu essen, dessen Kasse aber dagegen Einspruch thut.“ — Das verblüffte Gesicht des alten Herrn entzieht sich aller Beschreibung.

Eine halbe Stunde schrecklicher Angst hat ein zehnjähriges Kind in der vergangenen Woche zu Berlin ausgestanden. Dasselbe ist die Tochter eines Butterhändlers in der Oranienstraße, der in früher Morgenstunde mit seiner Frau seine Wohnung zu verlassen pflegt, um die Märkte zu beziehen. Das Kind bleibt dann allein in der Wohnung zurück, welche der Sicherheit wegen in der Regel von den Eltern verschlossen wird. Dieß war auch an einem Tage der vorigen Woche geschehen: der Butterhändler war mit seiner Frau gegen 5 Uhr des Morgens aufgebrochen und hatten ihr Töchterchen im Bette liegend, zurückgelassen. Gegen 8 Uhr Morgens, als es im Hause lebendig geworden war, bemerkte einer der Hausbewohner, der an des Butterhändlers Wohnung vorüberging, daß dieselbe gewaltsam erbrochen ist; verwundert hierüber, tritt er ein und findet drinnen ein Bild vollständiger Verwüstung. Kasten und Kisten waren aufgerissen und Alles nur einigermaßen Transportable von den Einbrechern, die hier einen Besuch abgestattet hatten, fortgeschleppt worden. Niemand war in der Wohnung zu erblicken als das Kind, welches, noch alle Zeichen der Angst und des Entsetzens an sich tragend, im Bette lag. Dasselbe erzählte, welche schreckliche Augenblicke es verlebt hatte, und die ganze Sachlage läßt keinen Zweifel an der Wahrheit der Mittheilung des Kindes aufkommen. Kurze Zeit, nachdem die Eltern die Wohnung verlassen, wurde die Kleine durch ein Geräusch an der Thür erweckt; bald darauf wird letztere gesprengt und herein treten zwei dem Kinde unbekannte Kerle. Diese machen sich sofort daran, Kisten und Kasten zu erbrechen, und was sie finden, zusammenzuraffen. Als sie in die zweite Stube treten, erblicken sie das bis zum Tode erschreckte im Bette liegende Kind, und der eine der Strolche äußerte zu dem andern: „Du, die könnte uns verrathen; wär's nicht besser, wenn wir sie kalt machten?“ Der Andere erwidert: „Meinst Du?“ ohne sich jedoch bei dem Aufräumen des Zimmers stören zu lassen. Während Beide bei der Diebsarbeit beschäftigt sind, sprechen sie mit entsetzlicher Ruhe darüber, ob es besser sei, die im Bette liegende Kleine zu tödten, bis endlich die Ansicht des Einen siegt, daß der Mord nicht nöthig sei. Man kann sich denken, welche fürchterliche Pein das arme Kind ausstand, welches eine solche Berathung mit anhören und das Plündern der elterlichen Wohnung mit ansehen mußte. Nach vollbrachtem Diebstahl entfernten sich beide Kerle, und es ist bis jetzt nicht gelungen, ihrer habhaft zu werden.

[Amerikanische Diebe.] Ein Mitglied der Firma A. und C. Kaufmann in New-York begab sich nach dem Zollhause. Während sich Herr Kaufmann daselbst befand, ward ihm ein Portemonnaies aus der Tasche gestohlen, welches jedoch nur zwei Postmarken enthielt. Zu seiner nicht geringen Ueberraschung erhielt nun der Bestohlene vorgestern das leere Portemonnaies zurück, und zwar mit einem Schreiben begleitet, wovon das Folgende eine wörtliche Uebersetzung ist: „Mein Herr! Es hat mir viel Mühe gemacht, Ihren Namen und Ihre Adresse auszumitteln. Ich möchte Sie ersuchen, künftig etwas mehr Geld in der Tasche zu tragen, als gestern, weil sonst mein Geschäft ruinirt wäre. Für einen Gentlemen von Ihrer Stellung und Ihren Mitteln ist's doch wahrhaftig eine Schande, mit einem nur zwei Postmarken enthaltenen Portemonnaies in der Tasche auszugehen. Wenn ich wieder Gelegenheit habe, Ihre Tasche zu leeren, hoffe ich wenigstens einige größere Bills zu finden; andernfalls müßte ich Sie einem gewandten Einbrecher zur Berücksichtigung empfehlen. Ihr nicht sehr dankbarer Taschendieb. P. S. Die zwei Post-Marken habe ich dem Jungem für Uebermittelung dieses Briefes gegeben.“

Räthsel.

Das Erste — kaltes Eis,
Das Zweite warmes Leben,
Hat einen großen Mann,
Vereint, der Welt gegeben.

Redakteur Gustav Weissert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 50 Montag, 2. März 1868

Ode
auf das Grab Seiner Majestät Königs Ludwig I.

Motto:
Was das Heut dem König auch verneinet,
Als erfüllt in Zukunft schon erscheinet,
Anerkennung dessen, was er thut.
Einstens, wenn die Leidenschaften schweigen,
Wird, was er vollbracht hat, rein sich zeigen,
Wenn die Mitwelt längst im Grabe ruht.

Aus König Ludwigs Gedicht:
»Königsgefühl.«

Erhebe, Deutschland, klagenden Sanges Ton!
Bis an die Gränzmark hülle in Trauer Dich!
Ein deutscher Held kehrt zu den Vätern,
Zog in die adelnde Burg Wallhalla.

Du Bayerns Kraftvoll, traure! dein Führer ging
Hinauf ins Lichtreich! Neige, Bavaria,
Den Eichenkranz! Leg' zu des Königs
Leuchtendem Thron ihn weinend nieder!

Herab vom Kirchthurm tönet im Klagaccord
Die Trauerbotschaft hin zu des Landes Gau'n!
Die Tempel kleiden sich in Trauer;
Selig entschlief der erhab'ne Meister!

Kunst! Dein Mäcenas stieg in des Geistes Reich,
Zu schau'n die Wahrheit, die Du im Bilde zeigst,
Zu laben sich am Lebensborne,
Reiner, Castalia! als Dein Strömen.

Stimmt an ein Klaglied, Musen, im ernsten Ton;
Des Dichters Grab schmück't, pflanzet Cypressen Ihm;
Laß Deine Schwestern Ihn beweinen
Heute, Melpomene! euren Pfleger!

Du Ruhmeshall'! schließ' heute die Pforten auf!
Ihr Männer schaart euch um den Gewaltigen,
In eurem Kreise soll er thronen,
Der dem Verdienste gereicht den Lorbeer!

Vom deutschen Rheinstrom bis in des Ostens Mark
Und von dem Südmeer bis zu des Nordens Belt,
Ludwig, des Großen Namen schallt! — und —
Deutsches Athen! — an Ilissus Ufern!

Gelehrte Mitwelt, Pfleger der Wissenschaft!
Dein mächt'ger Hort zog ein durch des Sieges Thor!
D'rum auf! des weisen, großen Königs
Herrliche Thaten verkünde der Nachwelt!

Verdiente Kränze schlang um die Stirne Dir
Auf ird'schem Pfad schon liebender Freunde Hand,
Doch höher jetzt, als Menschengröße
Weilst Du über dem Sternenzelte.

Ein bleibend Denkmal, fester als Erz und Stein,
Beim deutschen Volksstamm schuf der Erlauchte Sich:
Ein Vater starb Er Seinem Volke,
Würdig des Königs des Weltgebäudes!

Getreu dem Wahlspruch, wirk't er des Landes Glück,
Gerecht im Entschluß, führt er beharrlich aus,
Worin der Große Segen hoffte;
Liebte und pflegte die deutsche Kernkraft.

Du schönster Zweig am Stamme von Wittelsbach,
Dein Geist erneut' sich in dem erhab'nen Sohn,
Zeig Deinem Enkel auch die Wege,
Vater des Volkes zu sein, wie Du.

Am Thron der Gottheit strahlet Dein Angesicht;
Die Sternenkron' schmückt glänzend Dein Heldenhaupt!
O, schützend neig' die Siegespalme
Ueber Dein Haus und Dein Volk hernieder!

Der Bayern Schutzgeist! schwebe aus lichten Höh'n
Zu uns herab, bring' Segen dem treuen Volk,
Dem König, Deinem Stamme Heil! Du
Seliger Vater des Vaterlands!

A. Sopp, Pfarrer.

Digitized by Google

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

„Sie sollten sich nicht selbst den Abend Ihres Lebens mit solchen Gedanken trüben, Oheim!“ sagte Herr v. Grinding. „Es sind Ausgeburten trägen Blutes und grübelnder Einsamkeit, die den Spleen weckt. Wie mögen Sie sich selbst anklagen für das, was Ihr Sohn gethan? Hat er nicht selbst — ob aus Leichtsinn und Thorheit, und aus wohlerwogenem Vorbedacht, das sei ununtersucht — hat er nicht selbst eines der heiligsten göttlichen Gebote mit Füßen getreten und am kindlichen Gehorsam gefrevelt? Und mag er nicht später, als er sein Unrecht einsah und bereute, wohl gefühlt haben, daß er zu schwer gesündigt, als daß er wieder heimkehren konnte?“

„Mag sein, mag sein! Aber den Vaterfluch, — bedenkt, den Fluch eines Vaters, hat er nicht verdient!“

„Was ist dieser Fluch? Ein Wort, das verhallt, eine volltönende Phrase zwar, aber kein Blitzstrahl, sondern eine tönende Schelle!“ rief Herr v. Grinding. „Schreiben Sie diesem Worte keine andere als eine nur augenblickliche Wirkung bei. Es lassen sich zu viele andere Möglichkeiten aufstellen, die den armen Irrenden in sein Verderben führten, als Ihr Fluch. Vergegenwärtigen Sie sich nur die psychologische Stimmung des armen Menschen. Floh er leichtsinnig und vielleicht von irgend einer thörichten Liebelei verlockt, von der Fahne, zu der er geschworen, so muß ihm der Fluch zu gewichtig, zu unverdient und unberechtigt erscheinen, und er schlug ihn um so eher in den Wind. War aber Ihr Louis, was ich nicht behaupten will, ein trotziges verstocktes Gemüth und sein Entschluß das Ergebniß von Vorbedacht, so setzte er Trotz gegen Trotz, und schüttelte den Staub von seinen Füßen außerhalb der väterlichen Schwelle. Dazu der allgemeine Krieg zu jener Zeit, die Erschütterung aller staatlichen Verhältnisse in Europa, — wie kann es Sie befremden, daß er spurlos verschollen ist? Gewiß haben Sie keine Mühe gespart, ihn wieder ausfindig zu machen?“

„Wohl that ich dieß, allein je öfter, desto erfolgloser, denn oft, wenn ich mich schon im Besitze der bestimmtesten Nachrichten über ihn wähnte, die ich mit schwerem Gelde erkauft, sah ich mich von Schwindlern betrogen. Daher der fatale Zwiespalt in mir zwischen Sehnsucht und Mißtrauen, so oft sich mir ein neuer Schimmer von Hoffnung zeigt, seine Spur aufzufinden, und wo nicht ihm, so doch seinen etwaigen Hinterbliebenen das Uebel zu vergelten, das ich ihm in jähem Zorne gethan!“

Herr v. Grinding schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf. „Ich fühle ein lebhaftes Mitleiden mit Ihnen, Herr Oheim,“ sagte er, „ein doppeltes, möchte ich sagen. Auch Sie, den ich seither für so stark, so unbeugsam und eisenfest gehalten, haben also auch Ihre Achillesferse? Und weßhalb? Weil auch Sie der größten Erbsünde der Menschheit unterthan sind, der Ungenügsamkeit!“

„Wie so?“ fragte Herr v. Damoiseau.

„Nun? ist es etwas Anderes als Ungenügsamkeit und ein gewisser Grad von Selbstsucht, daß Sie sich mit Illusionen wegen der möglichen Auffindung eines Verschollenen, und mit eitlen künstlichen Selbstvorwürfen wegen einiger Thatsachen in der fernen Vergangenheit plagen, — wegen Thatsachen, die im Rathe der Vorsehung beschlossen waren und Sie nur zum blinden Werkzeug eines höheren Willens stempelten, — während vor Ihnen und um Sie her ein äußeres und inneres Leben erblüht, um das Tausende Sie beneiden würden? Ist es nicht eine Art Ungenügsamkeit, daß Sie Thereslens töchterliche Liebe und Zärtlichkeit so ganz übersehen über dem Trugbilde, dem Sie nachjagen? denn gesetzt, es geschähe heute das Unmögliche, daß Ihr Sohn sich wiederfände, — können Sie glauben, daß fünfundzwanzig Jahre der Trennung keine wesentliche Aenderung in seinem Benehmen hervorgebracht haben sollten, daß Alles, was die Vergangenheit birgt, aus seinem Gedächtnisse mit Einemmale ausgelöscht sein werde in der ersten Sekunde des Wiedersehens, wie man die Kreidenstriche auf einer Schiefertafel auswischt? . . .“

„Du magst nicht Unrecht haben!“ versetzte Herr v. Damoiseau und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Es liegen zu viel Jahre und Thatsachen zwischen uns, als daß wir uns so unbefangen wie ehedem wieder begegnen könnten. Je nun, Du sollst darunter nicht leiden, meine gute Therese; Du sollst mich nicht undankbar finden!“

„O, wie könnt' ich das jemals, lieber Oheim!“ rief das schöne Mädchen, und küßte dem Greise die Hand. „Wie gütig waren Sie von jeher gegen mich. Adolph übertreibt und wird ungerecht gegen Sie, indem er sich zu meinem Lobredner aufwirft!“

„Nichts weniger als ungerecht, liebe Cousine!“ rief Adolph lebhaft; „ich meine es nur gut mit dem lieben Oheim, und will ihm durch offenen Freimuth zeigen, wie er, indem er seinen eitlen Wünschen und den Trugbildern seiner verstimmten Einbildungskraft nachhängt, die reinsten Freuden und Genüsse des Familienlebens versäumt, und sich selbst darum bestiehlt!“

„Und wie willst Du das beweisen?“ fragte der Greis mit Interesse.

„Haben Sie denn so sehr Ursache, das Schicksal anzuklagen, daß es Ihnen leibliche Erben versagt hat,“ fuhr Herr v. Grinding mit Wärme fort, „so lange Sie Therese um sich haben? Hängt es nicht von Ihnen ab, durch die liebe treue Cousine auch einen Sohn zu gewinnen, unter Ihren Augen einen kleinen Familienkreis sich bilden zu sehen, in dessen Anschauung und

Mitgenuß seiner Freuden Sie die alten schönen Tage Ihres ersten Eheglückes von Neuem in Erinnerung und Abbild durchleben würden? Ist Therese nicht ganz geschaffen, der gute Genius eines Hauswesens zu werden und einen Gatten beneidenswerth glücklich zu machen?"

„In der That!" sagte der Greis nickend. „Ein treffliches Frauchen wird sie abgeben. Aber ich verliere dabei, denn sie wird natürlich mehr dem Manne anhangen, als mir!"

„Sie könnte Ihnen vielmehr nur noch einen Sohn dazu erwerben, und mit diesem wetteifern, Ihnen den Lebensabend zu verschönern, bester Oheim!..."

„Ich glaube kaum, wie könnte ein Dritter, Fremder mir so anhänglich werden, wie meine gute Pflegetochter, die nun schon seit neun Jahren unter Einem Dache mit mir lebt?" sagte der Großvater.

„Wenn es nun aber kein Fremder wäre, — wenn ich, ich Sie um Ihre Fürsprache bei Therese bäte?..." fragte Herr v. Grinding, und haschte nach der Hand seiner Cousine, die schon seit einigen Minuten verlegen zu Boden geblickt und unbehaglich auf ihrem Stuhle hin- und herrückte, nun aber mit einem jähen Ausruf der Ueberraschung aufstand und aus dem Zimmer eilte.

„Du hast sie erschreckt, Adolph! und die Ueberrumpelung ist mißlungen!" sagte Herr v. Damoiseau lächelnd. „So, so, Du Schelm! also dahin mündete der lange Umweg?..."

„Nicht doch, nicht doch! ich bezweckte keine Ueberrumpelung. Nur die Gunst des Augenblicks rief mir gebieterisch auf die Lippen, was ich schon lange in der Brust getragen. Und Sie können mir unmöglich zürnen, wenn ich, in so nahem Freundesumgang mit dem herrlichen Wesen, am wenigsten blind war für Theresens vielfache seltene Vorzüge, wenn ich diese verzeihliche Selbstsucht einer Hoffnung auf die Hand meiner Cousine in mir großzog! — Und nun das verhängnißvolle, mir so schwierig gewordene Geständniß einmal geschehen, wollen Sie nicht auf's Neue meinen Fürsprecher machen, bester Oheim? Sollte Therese nochmals so grausam oder schüchtern sein, mir ausweichend zu antworten?"

„Lassen wir das, Neffe!" sagte der General etwas rauh. „Du kennst meine Ansicht hierüber; ich mag mich nicht in solche Dinge legen, und zum wenigsten heute, wo Du offenbar Theresens Zartgefühl verletzt hast. Ueberlassen wir es der Zeit, und dem ruhigeren Nachdenken des Mädchens. Wozu denn diese stürmische Eile!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Warnung einer Todten.

(Fortsetzung.)

Ich kann nicht sagen, daß ich mich an jenem Abend mit einem glücklichen Gefühl zu Bette gelegt hätte, doch war ich entschlossen, Thörin, die ich war! nicht nachzugeben, und koste es mein Lebensglück. Mein Schlaf war unruhig, von wirren Träumen gestört. Mitten in der Nacht wachte ich auf! Es war todtenstill in der Kajüte, man hörte nur, wie oben auf der Deck die Nachtwache auf- und niederging. Eintönig schlugen die Wogen an unser Schiff. Hell und klar, wie gestern, schien der Mond zum Fenster herein; hell und klar, wie gestern, fielen seine Strahlen auf meines Kindes Bettchen und — auf die Gestalt, die daneben saß. Ja, ich täuschte mich nicht, sie war es wieder, die schlanke, zarte Frauengestalt, die ich in voriger Nacht gesehen. Das feine Profil war mir zugewendet, die schmale Hand ruhte auf dem Rande des Bettchens, leise bewegten sich die Lippen. In langem Grauen starrte ich auf das blasse Bild. Wer, wer war sie, diese unheimliche Erscheinung, die mich erschreckte, mitten auf der weiten See, mitten in der tiefsten, tiefsten Einsamkeit? Wer war sie? woher kam sie, diese stille Frau? Noch starrte ich nach ihr hin, unfähig, Jemand zu rufen, unfähig, mich zu rühren, — als sie plötzlich meinen Augen entschwunden war, leise, unvermerkt, als wäre sie zerflossen in den Mondesstrahlen, die auf den leeren Platz an meines Kindes Bettchen schienen.

Ich schlief wenig mehr in dieser Nacht; immer wieder mußte ich nach der Stelle blicken, wo ich die Erscheinung gesehen; immer wieder suchte ich mir einzureden, ich hätte geträumt; und doch wußte ich ganz gewiß, daß ich gewacht, hell gewacht hatte.

Ich fühlte mich am andern Morgen nicht wohl, der Spiegel zeigte mir ein blasses hohläugiges Gesicht.

„Bist Du krank?" brach gegen Mittag mein Mann das Stillschweigen, das wir den Tag über gegen einander beobachtet hatten.

Ich verneinte kurz.

„Du sprichst nicht die Wahrheit, Klara; Du bist nicht wohl," entgegnete er.

Er hatte also doch nicht alle Theilnahme für mich verloren? Dieser Gedanke that mir wohl. Warum sollte ich ihm auch nicht sagen, was mich drückte? Ich fühlte es, ich mußte mich aussprechen, ich mußte ihm erzählen, was ich gesehen; es würde mich schon erleichtern, wenn er mich auslachte. Ich berichtete ihm also von der Erscheinung der beiden letzten Nächte, ich beschrieb ihm die Gestalt, die noch so deutlich, nur allzu deutlich vor mir stand. Er hörte mir aufmerksam zu, ich sah, daß er sehr blaß wurde.

„Klara," fragte er endlich, „hast Du je meine erste Frau gesehen?"

Ich? wie sollte ich wohl, sie lebte ja nie in meiner Nähe, und Du hast nicht einmal ein Bild von ihr. Warum frägst du mich darnach?

„Du hast sie mir so eben beschrieben," sagte er leise und stützte den Kopf auf die Hand. „Ja," fuhr er fort, als rede er mit sich selbst, „so sah sie aus, so trug sie ihr Haar, sie trug immer das weiße Kleid; sie

war so zart wie Mondschein'" schloß er mit einem tiefen Seufzer, „sie hat mich sehr geliebt!" Rasch wandte er sich ab und ging weg. Ich blieb allein zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Papst als Kunstmäcen.

(Aus der Gartenlaube.)

Vor Kurzem durchwanderte Pius der Neunte ganz allein die Zimmer und Säle des Vatikan, um sich nach dem Gebote seines Arztes etwas Bewegung zu machen, was er ungünstigen Wetters halber nicht im Freien ausführen konnte. In einem der Säle bemerkte er einen sehr jungen Mann, der in stummer Betrachtung oder vielmehr Verzückung vor einem bewunderungswürdigen Frescogemälde des „göttlichen Rafael", wie ihn seine Landsleute nennen, dastand.

Stillschweigend wollte der Papst vorüberschreiten, um den Kunstenthusiasten nicht zu stören, aber Jener hörte dennoch ein leichtes Geräusch und wandte das Haupt, worauf er sich tief verbeugte, als er den Greis in seinem weißen Gewande vor sich stehen sah, der ihn mit freundlichem und klugem Lächeln betrachtete.

Pius der Neunte hatte eine Künstlerseele in dem jungen Menschen errathen und frug denselben wohlwollend: „Sind Sie ein Maler, mein Sohn?"

„Ja, heiliger Vater, ich möchte wenigstens einer werden."

„Wahrscheinlich sind Sie Ihrer Studien halber nach Rom gekommen?"

„So ist es, heiliger Vater."

„Ohne Zweifel sind Sie ein Schüler der hiesigen Maleraka demie?"

„Ach nein, leider nicht."

„So haben Sie irgend einen besonderen Lehrer?"

„Nein, auch das nicht, ich bin zu arm dazu. Ich muß meine Studien ganz allein treiben und habe mir Raphael zum Lehrer und Meister auserkoren."

„Nun, mein Sohn, es wäre aber doch vielleicht besser für Sie, wenn Sie in die Akademie einträten. Thun Sie es sobald als möglich; wenn es Ihnen recht ist, werde ich die Kosten übernehmen?"

„O, heiliger Vater, wie kann ich — —"

„Still, danken Sie mir nicht."

„Aber Euer Heiligkeit wissen nicht, daß ich — —"

„Sprechen Sie, mein Sohn, was haben Sie auf dem Herzen?" sagte Pius gütig.

„Ich bin Protestant."

„O," erwiderte lachend der Papst, „was geht das die Akademie an?"

Seit dieser Zeit studirt Georg Johnston auf Kosten des Papstes auf der römischen Malerakademie und gedenkt seinem Gönner alle Ehre zu machen.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine gewichtige Frau.] Der „Ztg. f. Nordd." schreibt man aus Altenau in Hannover: Vor einigen Tagen wurde hier eine Frau begraben, die weit und breit ihres Gleichen nicht hatte, denn sie wog 420 Pfund. Ohne vorher im Mindesten krank gewesen zu sein, starb sie eines plötzlichen Todes, vermuthlich am Schlagfluß. Sie stand hoch in den Vierzigen, war aber trotz ihrer Schwere keineswegs unbeholfen und galt sogar für eine gute Tänzerin. Ihre Größe war dem Umfange entsprechend, und deßhalb die kolossale Erscheinung durchaus nicht unschön. Obwohl der Sarg im Innern eine Breite von 3 Fuß gehabt, hat man doch die Leiche auf die Seite legen müssen und die zwölf Träger des Sarges haben die größte Mühe gehabt, den Sarg auf den schlechten Wegen, welche bergan zu unserm Kirchhofe führen, an die Ruhestätte zu bringen.

[Die Seestadt Leipzig.] Wenn das alte Bänkelsängerlied von der „großen Seestadt Leipzig" singt, so läßt man sich das gefallen; dagegen mußte man unwillkürlich lächeln, als in der neulichen Sitzung der Leipziger Handelskammer eine Zuschrift aus Havre verlesen wurde, in welcher die Stadt Leipzig, die man unverkennbar dort für eine große Seestadt hält, zur Betheiligung an der daselbst abzuhaltenden maritimen Ausstellung allen Ernstes eingeladen wird.

Auflösung der Charade in Nr. 46:

Die „Tage" verschwinden im Strome der Zeit,
D'rum schreib' in ein „Buch" — was du gestern und heut' —
Und täglich geschafft, und gewirkt und gethan,
Es wächst so allmählich ein „Tagbuch" heran,
Das dich noch im Alter belehrt, und dir sagt:
Was du in der Jugend für Böck hast gemacht.

M. M.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 51 Dienstag, 3. März 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

„Die Zeit drängt, bester Oheim. Sie mögen glauben, es ist nicht Hast noch Zudringlichkeit von meiner Seite. In diesen Tagen entscheidet sich mein Schicksal, und Theresens Entschluß kann wesentlichen Einfluß darauf haben!"

„Inwiefern?"

„Ich habe eine andere Laufbahn eingeschlagen, habe mich um die Stelle eines Generalkonsuls in Messina beworben," versetzte Adolph. „Der Staatskanzler hat mir Aussichten eröffnet, daß ich reussire, und ich bin ihm herzlich dankbar, denn seit ich wußte, daß mein Stand gewissen mir theuren Personen ein Gegenstand des Anstoßes war, ist er mir noch unerträglicher geworden, als zuvor. Und diese Aussicht auf Erfolg, die mir heute Früh mitgetheilt worden, in Verbindung mit der verlockenden Gelegenheit, mit dem Zauber von Theresens Nähe und der Illusion, es möchte vielleicht das heutige Fest noch eine weitere hehre Bedeutung für mich gewinnen,... all dieß zusammen riß mich hin zu der Indiskretion, die ich begangen, läßt mich aber auch auf Ihre Nachsicht hoffen!..."

„Sicher!" versetzte Damoiseau. „Je nun, meinen Glückwunsch, Herr Generalkonsul! Dieser Entschluß stellt Dich in meinen Augen sehr hoch, denn ich weiß, Du hast ihm schöne Aussichten geopfert. Sei ohne Sorgen wegen Therese; ich werde Deine Sache bei ihr führen, wenn sie so gekränkt sein sollte..."

„Und Sie geben mir keine weiteren Hoffnungen, bester Onkel? Sie wollen den ganzen Frühling meiner holden Träume mit einem Frosthauch erstarren machen?" rief Adolph schmerzlich. „Ich hatte es mir so schön ausgedacht, Therese und Sie mitzunehmen nach dem göttlichen Messina, Sie den Umgebungen zu entrücken, welche hier fortwährend so peinlich auf Sie einstürmen, wo so viele Gegenstände Sie an vergangene Zeiten und verschollene Personen erinnern, — ich hatte mir die Innigkeit eines Zusammenlebens gedacht, wo drei Herzen, durch die reinsten Empfindungen untereinander verknüpft, inmitten wildfremder Menschen unter einem paradiesischen Himmelstriche, und gegen außen abgeschlossen, sozusagen ganz in einander aufgehen könnten, — wo Therese und ich kein höheres Streben kennen würden, als Ihnen nach Kräften den Lebensabend zu erheitern!... Und nun sind diese Hoffnungen zerstört, zerplatzt wie ein Feuerwerk!"

„Nicht doch, Adolph. Sei nicht so hoffnungslos! Bedenke, daß Therese noch jung ist und Dir nicht abgeneigt..."

Herr v. Grinding schüttelte den Kopf. „Ich wähnte sie mir seither geneigt, sagte er; „aber ich fürchte enttäuscht zu werden. Sie liebt wohl einen Andern, und ich errathe ihn, glaub' ich. Wollte Gott, ich könnte mir die nothgedrungene Resignation durch den Gedanken erleichtern, daß dieser Nebenbuhler eines solchen Wesens würdig wäre!"

„Wie meinst Du das, Adolph?" fragte der General, und seine Stirne runzelte sich. „Auf Wen zielt diese Anspielung?"

„Ich nehme meine Aeußerung zurück, wenn es eine Anspielung war, lieber Oheim! Ich will hinter dem Rücken des Betheiligten nichts Ungünstiges über ihn sagen — selbst wenn ich es beweisen könnte, daß ich Recht habe. Nur fürchte ich, die arme Cousine läßt sich vom Schein blenden, und muß über kurz oder lang bereuen, das Opfer einer Berechnung geworden zu sein!"

„Sprichst Du von Graf Scheibeck, Adolph, so drücke Dich deutlicher aus. Ich liebe die dunklen Andeutungen nicht!"

„Ihre Frage bestätigt meinen Verdacht, und erspart mir die Antwort, bester Oheim! Stellen Sie ihn mir gegenüber, und ich werde ihn anklagen, daß er ein Verschwender und Spieler ist, und Therese vor der Mutter des Grafen warnen. Inzwischen seien meine Aeußerungen nicht gethan!"

Zu sehr gelegener Zeit für Herrn v. Grinding wurden einige alte Waffenbrüder des Generals gemeldet, welche gekommen waren, ihn zu seinem Namenstage zu beglückwünschen, und Adolph entfernte sich rasch.

V.

Mittlerweile hatte die arme Mrs. Walden den Kelch des Ungemachs und der bittern Armuth und Verlassenheit bis zur Hefe leeren müssen. Zu dem früheren Unglück war noch ein neues hinzugekommen. Wenige

Tage, nachdem ihr der Diener des Herrn Stark die ausgetauschte Geldsumme überbracht hatte, war der größte Theil derselben gestohlen worden, während der kleine Joseph Abends nach dem bescheidenen Speisehause gegangen war, um das gemeinschaftliche Abendbrod zu holen. Die Großmutter, welche er sonst einzuschließen pflegte, wenn sie das Bett hütete, war in der Dämmerung eingeschlafen, und erst erwacht, als der Knabe vor der erbrochenen Kommode den Raub entdeckt und einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen hatte. Sogleich war Joseph nach dem Polizeikommissär geeilt, hatte diesen sammt seinem Schreiber herbeigeholt und ein Protokoll war aufgenommen worden, das übrigens zu nichts Anderem führte, als die Noth der fremden Frau nun fast allen Hausgenossen bekannt, und den Miethsherrn für seinen Miethzins besorgt zu machen, weßhalb er es vorzog, der Fremden das Logis zu kündigen, und dem Polizeibeamten einen sehr deutlichen Wink zu geben, daß der angebliche Diebstahl gar nicht möglich gewesen, und nur ein Vorgeben der verschmitzten alten Frau sei, womit sie vielleicht Gott weiß was habe bezwecken wollen. Dieser Verdacht, wie wenig begründet er auch war, fand bei dem Polizeibeamten ein geneigtes Ohr; war es ja doch unwahrscheinlich, daß man zwischen Tag und Dunkel in einem bewohnten Zimmer und in Anwesenheit einer alten Frau eine Kommode sprenge, ohne daß diese erwache, und fand doch die Gemächlichkeit des Kommissärs in den mangelnden Verdachtsgründen gegen irgend Wen als Thäter, und in diesem rückwärts weisenden Verdacht einen willkommenen Vorwand, die Sache ad acta zu legen. Kurzum, als der kleine Joseph etwa nach Verlauf einer Woche bei dem Beamten wieder nachfragte, warf ihn dieser zornmüthig beinahe aus seiner Amtsstube, und gab ihm auf den Kopf Schuld, entweder habe ihn Mrs. Walden belogen, oder Er, Joseph, habe die Großmutter bestohlen. „Schleun' Di, daß Du fortkommst, Du klaans Galgnhänndl," rief er, „oder i laß Dir'n Rapport mit'm Haslinger af'n Buckl schreibn!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Warnung einer Todten.

(Fortsetzung.)

Seine erste Frau! War sie ihm doch nicht so gleichgültig gewesen, als ich geglaubt? Hatte er sie wirklich geliebt? mehr als mich geliebt? Liebte er sie am Ende noch? Woher sonst diese Bewegung bei meiner Erzählung? „Sie hat mich sehr geliebt," wie traurig er das sagte! Liebte ich ihn denn nicht auch? Hatte ich es ihm nicht bewiesen? Hier regte sich etwas in mir wie das böse Gewissen. Aber ich suchte die innere Stimme zu unterdrücken, ich wollte sie nicht hören.

Und sie, die erste Frau meines Mannes? sollte sie wirklich gewesen sein? Was wollte sie von mir, dieses bleiche Phantom, das mich bis auf die See hinaus verfolgte? Hatte sie ihr fernes Grab verlassen, um meines Mannes Herz wieder an sich zu reißen, das Herz, das so warm, so treu für mich geschlagen? Und hatte ich auch vielleicht dieß Herz nicht hoch genug geachtet, was ging das sie an? Doch nein, nein, nein, es konnte ja nicht sein! es war alles nur Täuschung, Traum. Thörin, die ich war, mir über ein Gebilde meiner Einbildung solche Sorgen zu machen. Einbildung? ach! ich wußte nur zu gut, daß es keine Einbildung war, was mich drückte.

— „Klara," flüsterte mir hier die tiefe Stimme meines Mannes zu, — „Klara, solltest du wieder die Erscheinung haben, so rufe mich!" — Ehe ich antworten konnte, war er weg.

Wieder war es Nacht; dießmal hatte ich mir fest vorgenommen, nicht einzuschlafen. Den Platz an meines Kindes Lager wollte ich einnehmen und die ganze Nacht nicht verlassen. Mir gehörte er, mir, der Lebendigen, nicht dem todten Phantom. Ich versuchte zu lesen, fühlte aber bald, daß mir die Augen zufallen wollten. Ich stand auf und trat an's Fenster, mühsam öffnete ich die runden Scheiben und athmete in vollen Zügen die frische Nachtluft ein. Es war ein herrlicher, zauberhafter Anblick, den die mondbeglänzte See mir bot: weit, weit hinaus schimmerten bald die Wogen im klaren Silberlicht, bald sanken sie in düst're Nacht zurück.

Allmählich machte mir der Anblick der unermeßlichen Fläche bange, diese ungeheure Einsamkeit weckte ein unheimliches Gefühl in mir. Wie waren wir wenigen Menschen doch so allein auf unserm Schiffe, inmitten der unendlichen See! Ich schloß das Fenster und wandte mich zurück. Da, — Entsetzen lähmte meine Glieder, — da saß sie wieder bei meinem Kinde, die stille Frau mit den blonden Haaren und dem weißen Kleide; da saß sie wieder, regungslos, die Hand auf dem Bette des Kleinen. — Ich raffte alle meine Kräfte zusammen und rief meinem Manne, so laut ich konnte. Im selben Augenblick stand er unter der Thüre; im selben Augenblick auch erhob sich die bleiche Gestalt und blickte mir voll in's Gesicht. „O Klara! Klara! Klara!" sagte sie langsam und traurig; dann war sie verschwunden. — Es war todtenstill in der Kajüte, nur draußen schlugen die Wogen plätschernd an des Schiffes Rand.

— „Es war meine erste Frau," sagte Hermann leise und ging still hinaus.

Mein Herz war schwer und beklommen, die Stimme der Todten war mir tief, tief in die Seele gedrungen. Ich vermag nicht zu sagen, wie unsäglich traurig der Ton dieser Stimme war, und welch' ein schmerzlicher Vorwurf darin lag. An meines Kindes Lager kniete

ich nieder und weinte lange, lange, bis ich endlich mitten in meinen Thränen einschlief.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 29. Februar.

Vom Zentral-Komite sind in Verbindung mit dem Preß-Komite so eben die nachfolgenden Aufrufe versendet worden:

Deutsche Schützen!

Zweimal waret Ihr versammelt zum friedlichen Waffenspiele, an dem Strome, welcher keine Gränze, sondern ein Band mehr ist zwischen den deutschen Stämmen des Nordens und Südens und dem Meere, welchem eben damals das Recht auf seinen alten schönen Namen Deutsches Meer wieder erkämpft worden war.

Zum dritten Male ergeht an Euch der Ruf von dem Fuße der Alpen. Oder besser: an uns ist der Ruf ergangen, Euch eine Stätte zu bereiten und mit Freuden entsprachen wir dem Beschlusse, der ein erhebender Wiederhall ist des Glaubens, der in uns lebt, daß keine Schickung das die Herzen aller Söhne deutscher Erde umschlingende Band zerreißen und keine Neugestaltung auslöschen kann: Die Erinnerung an tausendjährige Gemeinschaft in guten und bösen Tagen. Dieser Gedanke ist es, welcher die ganze Bevölkerung Wiens, der allzeit gastlichen Stadt, dem herrlichen Feste mit doppelter Freude entgegensehen läßt, überall die Herzen für dasselbe erwärmt und rührige Hände in Bewegung setzt.

Und überall, wo deutscher Sinn und deutsche Sprache in diesem weiten Reiche sich entfalten, rüsten sich die Schützen, Euch zu begrüßen. Von dem Hochgebirge, wo immer die Kugel im Laufe für das flüchtige Wild, wie für den Feind des Landes, werden sie zu Tausenden herabsteigen, um in den Auen unseres Praters das Bündniß vom Main und von der Nordsee zu erneuern, und auch die Brüder werden nicht fehlen, welche im äußersten Osten und Süden als Vorposten des Deutschthums stehen.

Und so laden wir Euch denn und heißen Euch im Voraus von Herzen willkommen in der alten Ostmark, willkommen in dem Reiche, das unter dem Banner der Freiheit einer neuen Zukunft entgegengeht, willkommen in der Kaiserstadt, die in verjüngter Schönheit erblüht. Kommt zahlreich und helft durch Euer Erscheinen die Würde und den Glanz des Festes erhöhen, daß kein Bruderstamm in der Reihe der Schützen fehle und der Gabentempel des dritten deutschen Bundesschießens mit Ehrenpreisen geziert sei aus allen Gauen der gemeinsamen Heimath.

Der Beginn des Festschießens ist auf den 26. Juli d. Js. angesetzt. Zu diesem Tage erwarten wir Euch und entbieten bis dahin brüderlichen Gruß.

Wien, im Februar 1868.

Für das Preßkomite:	Für das Zentralkomite:
Dr. L. Wittelshöfer, Obmann.	Dr. Eduard Kopp, Präsident.
Wilh. Wiener, Obmann-Stellvertreter.	Heinr. Ritter v. Maccior, 1. Vice-Präsident.
	Friedr. Schmidt, Vice-Präsident.

An die deutschen Schützen in Oesterreich.

Schützenbrüder!

Die deutschen Schützen haben mit einer selten dagewesenen Einmüthigkeit Wien als den Ort des dritten deutschen Bundesschießens gewählt.

Wie in dieser Wahl das Geständniß liegt, daß Deutschland nicht aufgehört, die alte Kaiserstadt als ein mit ihm innigst zusammenhängendes, ihm ureigen angehöriges Vorwerk deutscher Kraft und deutscher Gesittung im Osten des großen Gesammtvaterlandes anzuerkennen, so tritt dadurch auch an uns die Mahnung heran, diese Wahl durch ein herzliches Entgegenkommen als eine glückliche zu rechtfertigen, den deutschen Brüdern zu zeigen, daß die so wackere Kunst, die Aug' und Hand für's Vaterland übt, bei uns noch immer mit gleicher Liebe gehegt und gepflegt wird, und daß jeder Deutsch-Oesterreicher, die Zusammengehörigkeit mit All-Deutschland fühlend, jeden Augenblick bereit ist, in Spiel und Ernst den Begriff: „Deutsche Größe und deutsche Ehre" mannhaft zu vertreten.

Kommt deßhalb nach Wien, aus jedem Gau, aus jedem Dorf, ob es an der Mark, an der Elbe, an der Leitha oder an der March gelegen; kommt vollzählig, auf daß Keiner in Deutschland sage: Wir haben nicht gewußt, welche Bedeutung wir in die Wahl der Kaiserstadt an der Donau legten.

Vor Allem laßt Euch in den großen deutschen Schützenbund aufnehmen; denn diese nothwendige Aufnahme erleichtert die Anmeldungen, die Einreihung in die Gesammtliste Derer, die zum dritten deutschen Bundesschießen nach Wien kommen.

Werbt von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf für die gemeinsame Sache. Sie sollen nicht sagen, die nach Tausenden bereits ihr Kommen verheißen: Wir haben das Deutsch-Oesterreich in Wien versammelt gesucht und nicht gefunden.

Großartiges ist bereits geschehen, um die letzten Tage des Juli-Monats, wo das dritte deutsche Bundesschießen stattfindet, zu einem Feste zu gestalten, desgleichen Deutschland noch keines gesehen. Nicht eine politische Demonstration ist damit beabsichtigt, sondern

eine Völkerkundgebung, eine Kundgebung aller Derer, die da deutsch reden vom Brenner bis zur Eider, vom Rhein bis an die Karpathen und deren Evangelium lautet: Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen.

Darum herab den Stutzen von der Wand, den Schützenhut aufs Ohr und mitgemacht den Kreuzzug für die Wiedereroberung des Bewußtseins deutscher Zusammengehörigkeit, die da — Gott wolle es! — seit einem Jahrtausend besteht und abermals nach einem Jahrtausend noch bestehen soll, den Völkern der Erde ein mahnend leuchtendes Zeichen dessen, was ächt und recht, was groß, gut und schön ist.

Auf Wiedersehen in Wien.

Schützenheil und Gruß!

(Datum und Unterschriften wie oben.)

An die nichtdeutschen Schützen in Oesterreich.

Das dritte deutsche Bundesschießen ist auf den 26. Juli und die folgenden Tag in Wien anberaumt.

Können der Natur der Sache nach nur Schützen deutscher Nationalität Mitglieder des Schützenbundes werden, so liegt doch dieser Vereinigung jeder Gedanke an tendenziöse Ausschließlichkeit gegenüber anderen Volksstämmen und Völkerfamilien in dem Grade fern, daß die Satzungen des Bundes in ihren Paragraphen ausdrücklich der Theilnahme nichtdeutscher Gäste gedenken.

Wenn somit jeder Fremde, welcher unser Fest mitzufeiern wünscht, freundlicher Aufnahme gewiß sein kann, so ist es uns hohe Befriedigung, zu demselben Diejenigen besonders einladen zu können, welche nicht unseres Stammes, aber doch nicht uns fremd sind, mit denen nicht allein nachbarliche Beziehungen, sondern das gemeinsame Herrscherhaus, gemeinsame Interessen, dieselbe ruhmreiche Vergangenheit, dieselben Hoffnungen und Bestrebungen für die Zukunft, ja Bande des Blutes, des auf so vielen Schlachtfeldern für die gleiche Sache vergossenen Blutes — uns verbinden. Ihnen allen nichtdeutschen Schützen Oesterreichs senden wir hierdurch unseren brüderlichen Gruß und sprechen die freundliche Erwartung aus, daß auch das deutsche Bundesschießen in Wien zur Verständigung und zur Befestigung der Freundschaft zwischen den verschiedenen Nationalitäten des Reiches das Seinige beitragen werde.

(Datum und Unterschrift wie oben.)

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vor wenigen Tagen wurde in Petersburg der hundertjährige Geburtstag des berühmten Fabeldichters Krylow gefeiert. Eine bei dieser Gelegenheit in dortigen Blättern enthaltene biographische Notiz enthält Folgendes: Originell war seine Junggesellen-Wirthschaft. Einen Schreibtisch gab es bei ihm nicht. Beständig lag er auf dem Sopha und rauchte eine Cigarre oder Pfeife; ging dieselbe aus, so klingelte er und die Magd mußte ihm dieselbe wieder anzünden. Nie durfte der Staub bei ihm fortgewischt werden und fingerdick lag derselbe auf allem Mobiliar, so daß der Besucher nicht wußte, wohin er sich setzen sollte. Durch das beständig offene Fenster kamen fortwährend seine Tauben bei ihm aus- und eingeflogen. Seine beiden Leidenschaften waren das Kartenspiel und — der Anblick von Feuersbrünsten. Wo und wann es auch immer brennen mochte, ließ er anspannen und fuhr hinaus. Nur der Alarm der Feuerglocke konnte ihn aus seiner Lethargie reißen. Von dieser Liebhaberei rühren auch die mit Vorliebe in seinen Schöpfungen angebrachten Beschreibungen von Feuersbrünsten her, welche mit packender Wahrheit dem Leser die grellen Bilder vor Augen führen. Bis zum Ende seines Lebens behielt er seine Geistesfrische, aber auch seine körperliche Lethargie.

Räthsel.

Was ist es, das den Geist erhellt
Und schärfet seinen Blick,
Das manches Leben doch vergällt,
Und trübet manch' Geschick?
Was ist es, daß das arme Herz
Um seine Ruhe bringt,
Und seinen alten Reim den Schmerz,
Ihm oft mit Macht aufzwingt?
Auf beiden Achseln Wasser trägt
Das ungestüme Ding;
Und wer es nicht darniederschlägt,
Deß Hoffnung ist gering.

Auflösung des Räthsels in Nr. 47:

In seinem Schlamme wälzt der „Tiber“-Fluß
Sich durch das alte Rom, das ihm Bedeutung geben muß.
Im Schlamme aller Laster wälzte sich
„Tiber“ (Tiberius, Claudius Nero) der Wütherich!
Zum Lohn ward ihm der Mitwelt Fluch,
Zum Brandmal — der Geschichte Buch.

M. M.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 52 Mittwoch, 4. März 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Dieses Ereigniß und seine Folgen hatten natürlich sowohl die Sorgen und die Noth der armen Frau vermehrt, als auch dem armen Knaben vielen Kummer und Drangsal durch die ungünstige Laune der Großmutter verursacht. Mißtrauen ist ja der gewöhnliche Gefährte des Unglücks, und seit Mrs. Walden einen Brief an Mr. Stark, den Sekretär der englischen Gesandtschaft, von der Post zurückerhalten hatte, mit dem amtlichen Bedeuten, daß ein solcher Mann in ganz Wien nicht aufzufinden, und noch weniger bei der Gesandtschaft Sr. Majestät angestellt sei, seit also Ihr Glaube an den einzigen Freund und Beschützer wankend geworden war, welchen sie in der deutschen Hauptstadt hatte, erzeugten sich in ihrem verbitterten Gemüth und ihrer krankhaft erregten Phantasie die düstersten Gedanken des Argwohns gegen ihre Umgebung und die ganze Menschheit. Sie übertrug ihre bittere Weltanschauung auch auf den Knaben, und sprach eines Abends, als sie eine andere Wohnung in einem noch entlegeneren Stadttheil bezogen hatten, denselben Verdacht gegen Joseph aus, welchen schon der Kommissär gegen den Knaben ausgesprochen hatte. Joseph war Anfangs allzusehr betroffen über den unerhörten Frevel, dessen die Großmutter ihn beschuldigte, als daß er sich hätte vertheidigen können; hernach aber widerlegte er die Anschuldigung mit einem Stolze der Entrüstung, welcher über seine Jahre ging, und bewies seine Abwesenheit; endlich aber überwältigte ihn der Gram, von seiner einzigen mütterlichen Anverwandten so schnöde mißkannt worden zu sein, und er gab seinem Schmerz in lautem Weinen einen entlastenden Abzug, so daß Mrs. Walden ihn reumüthig um Verzeihung bat, und ihn unter Thränen liebkosend, das Unglück anklagte, welches sie ungerecht gemacht habe.

Allein trotzdem haftete der Argwohn noch immer wie eine fixe Idee in ihrer Seele, und wollte sich nicht daraus verbannen lassen. Zuweilen mußte sie sich Gewalt anthun, um ihn nicht von Neuem zu äußern, und so oft Joseph von einem Ausgange heimkehrte und die meist bettlägerige Großmutter mit einem Kusse begrüßte, beroch sie argwöhnisch seinen Mund und Athem, um zu erspüren, ob er nicht genascht habe. Der Hauptargwohn der Mrs. Walden blieb aber noch immer auf den so räthselhaft verschollenen Wenzel gerichtet, und es verging kaum ein Tag, wo sie nicht den Knaben kränkte, indem sie von Neuem wieder gehässige Anklagen auf den Abwesenden häufte, und ihn sogar anklagte, der Dieb auch desjenigen Geldes gewesen zu sein, welches ihr der vorgebliche Mr. Stark umgewechselt. So räthselhaft ihr auch des Letzteren Auftreten und Wiederverschwinden gewesen war, so war sie doch nicht in Verlegenheit, sich dasselbe zu erklären. Daß er kein gewöhnlicher Mensch, noch ein gemeiner Betrüger gewesen, das hatte sie aus seinem Betragen, so wie aus dem Fall mit dem Geld ersehen. Sie konnte sich also seinem Verkehr mit ihr und sein geheimnißvolles Benehmen, nur mittels einer Art Fiktion erklären, welche sie sich instinktmäßig über ihn gebildet, indem sie, von einer wunderbaren unbewußten Intuition geleitet, ihn für einen ihrer Gegner, für ein Familienglied des Hauses von Mr. Hencock's Vater hielt.

Unter dem Druck dieser Verhältnisse litt nun der Knabe unsäglich. Die feuchte dumpfe Luft des Hofes, welche zu der Dachstube heraufreichte, der unerträgliche Geruch der engen Winkel, die Hitze des Daches, die kümmerliche Nahrung hätten allein schon hingereicht, sein körperliches Wohlbefinden zu stören, wenn auch nicht ein heftiger periodischer Schmerz im Rücken und eine peinliche Engbrüstigkeit dazu gekommen wären, welche Joseph selbst sich nur als Folge seines Falls bei dem Ueberfahrenwerden erklären konnte. Manch' liebe Nacht wand er sich in Schmerzen auf seinem schlechten Lager, und mühte sich, sein Wimmern zu verbeißen, um den leichten Schlummer der Großmutter nicht zu stören! Und oft saß er noch bis Mitternacht bei der schlaflosen Gichtbrüchigen und las ihr aus einem der wenigen Bücher vor, welche Mrs. Walden mitgebracht, bis er oft kaum mehr reden konnte vor Erschöpfung. Er konnte sich, so jung er war, die große Veränderung doch leicht erklären, welche mit seiner Großmutter vor sich gegangen war. Früher, in den Zeiten des Reichthums und Ueberflusses, war Mrs. Walden die Zärtlichkeit selbst gewesen, und hatte den Enkel aus reiner Affenliebe oft verhätschelt. Dann, als die trüberen Wolken an ihrem Lebenshimmel aufgezogen, war sie ernst, ja beinahe

melancholisch geworden, und hatte in weinerlicher Wehmuth ihre Zuflucht zum Beten genommen, das aber häufig nur in mechanisches Plappern ausartete. Nun aber, da schwerere Heimsuchungen auf ihr lasteten, fand sie auch in ihrer Frömmigkeit keinen Trost mehr, eben weil diese keine innere, innig andächtige, überzeugte war, sondern sie seufzte und murrte über das ihr beschiedene doppelt schwere Loos, und gefiel sich — vielleicht unbewußt — darin, den hülflosen Knaben durch ihre tyrannischen Launen zu quälen. Trotz der unwandelbaren Liebe, womit er sie Tag und Nacht pflegte, bekam der arme Knabe doch selten ein freundliches Wort von seiner Großmutter; vielmehr gab sie, im krankhaften Unmuth und Unverstand ihres Siechthums, ihm zuweilen auf den Kopf schuld, er sei der Urheber all ihres Unglücks, denn sein Vater habe sie veranlaßt, ihre friedliche Heimath zu verlassen und ihr in fremde Länder zu folgen und ihre schönen Besitzungen dem größten Wagniß und sicheren Verluste auszusetzen, der sie nun dem dringendsten Mangel preisgebe. Oft schnitt es dem armen Knaben tief ins Herz, wenn er — vor Schmerzen selbst schlummerlos, sich in eine Ecke seines Strohlagers drückte und Schlaf heuchelnd den schmerzenden Rücken an die kalte Wand preßte — nun die Großmutter auf dem ruhelosen Lager sich murrend hin- und herwälzen und den Tod als Befreier anrufen hörte, oder wenn er vernahm, wie sie in halblautem Selbstgespräch bittere Vorwürfe auf seines theuren Vaters Andenken häufte.

Und neben diesen Verirrungen der Charakterschwäche von Seiten der Großmutter mußte Joseph nun auch bemerken, wie leichtsinnig, ja selbstsüchtig die Großmutter mit dem Wenigen schaltete, was unter den erlittenen Verlusten ihnen noch geblieben war. Eine Laune, ein krankhaftes Gelüste des Gaumens mußte befriedigt werden, auch wenn es den Verkauf oder die Verpfändung eines letzten lieben Andenkens erforderte, denn immer schwebte die alte Frau in der Hoffnung, ihre fernen Verwandten in Indien oder ihre Bekannten in England würden sich beeilen, ihr die Unterstützung angedeihen zu lassen, um welche sie sie gebeten hatte. Aber sie ahnte nicht, daß ihre Briefe nach England niemals an ihre Adresse gelangten, und diejenigen nach Indien viele Monate brauchten, bis sie dorthin kamen, und dann nichts weniger als große Geneigtheit von Seiten der Adressaten fanden, einer armen Frau in dieser weiten Ferne zu helfen. Ein Land, wo die potenzirteste Selbstsucht herrscht, wo Jeder nur darnach trachtet, in der geringst möglichen Zeit den größtmöglichen Reichthum zu erraffen, ist dem Almosengeben abhold; und manche der Verwandten hatte Mrs. Walden in früheren Zeiten durch ihr hochmüthiges Wesen gekränkt, und Andere mochten wohl denken, eine Unterstützung, welche sie der Bittstellerin reichten, könnte diese in den Stand setzen, wieder zurückzukehren, wo sie ihnen dann um so länger und gewisser zur Last liege. Kurzum, die erwarteten Unterstützungen blieben aus, und die nackten Wände zeigten bald, daß den Armen nichts mehr geblieben war, um in Geld verwandelt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Warnung einer Todten.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen frühstückte ich mit meinem Manne auf dem Verdeck; wir waren beide still. — „Willst Du mir nicht etwas von Deiner ersten Frau erzählen?“ wagte ich endlich zu fragen. Er mochte wohl in meinen Augen lesen, daß nicht bloße Neugier mich zu dieser Frage trieb. Langsam fuhr er sich mit der Hand über die Stirne und fing an:

„Ich war Matrose auf einem Schiff, das von Buenos Ayres nach Amsterdam fuhr. Es waren nur wenig Passagiere an Bord, unter diesen ein reicher Kaufmann, der seiner Gesundheit wegen sich in dem warmen Klima hatte aufhalten müssen, und sein Kind, ein schmächtiges, blondes Mädchen von etwa zwölf Jahren. Nur für sie schien der kranke Mann Interesse zu haben; nie ließ er die Kleine von seiner Seite. Eines Tages fiel das Kind über ein Tau, das ich über das Verdeck trug. Der Vater überhäufte mich mit Schmähungen und verklagte mich beim Kapitän. Ich wurde hart, sehr hart bestraft. Den Tag darauf fiel das Kind in's Wasser, ich sprang über Bord und zog es heraus. Als ich die Gerettete in des Vaters Arme legte, flossen ihm die hellen Thränen aus den Augen. Er schien zu glauben, meine so einfache Handlung verdiene Dank. Natürlich wies ich das Geldgeschenk, das er mir bot, zurück. Aber was mir unendlich wohl that, war, daß er sich von nun an immer freundlich und herzlich mit mir unterhielt. In meinen Freistunden mußte ich mich zu ihm setzen und ihm erzählen. Mit warmer Theilnahme lauschte er meinen Schilderungen von meiner verkümmerten Jugend, von meiner harten Stiefmutter, von meinem kranken Vater. Auch meinen Erlebnissen als Schiffsjunge hörte er mit Interesse zu. Die kleine Marie saß immer dabei und blickte mich mit ihren großen hellblauen Augen aufmerksam an.

In Amsterdam eröffnete Herr van Roos mir, daß er mich in die Steuermannsschule schicken wolle. Dankbar nahm ich dieß Anerbieten, die Erfüllung meines heißesten Wunsches, an. Meine Ferien durfte ich in dem Hause meines Wohlthäters zubringen. Ich war der kleinen Marie Spielgefährte, schnitzte ihr Schiffe und überhörte ihre Lektionen. Das Liebste war ihr, wenn ich ihr Geschichten erzählte; sie saß dann auf einem kleinen Schemel zu meinen Füßen, und ihr Blick hing unverwandt an meinem Munde.

Nach dem Examen fuhr ich als Steuermann nach Japan. Als ich zwei Jahre später zurückkehrte, war Marie ein erwachsenes Mädchen geworden, blond und zart und sehr still. Ihre Augen hatten noch denselben Ausdruck, wie früher, doch sahen sie mir nicht mehr so fest in's Gesicht.

Einige Wochen nach meiner Rückkehr starb mein Wohlthäter, kurz nachdem er mich zum Kapitän auf einem seiner Schiffe ernannt hatte. Meine Thränen flossen mit denen der stillen Marie am Grabe des Mannes, dem ich alles verdankte, was ich geworden war. Kurz nach dem Begräbniß reiste ich weg; Marie blieb bei ihrem Onkel, der zugleich ihr Vormund und der Associe ihres verstorbenen Vaters war. Als ich ihr zum Abschied die Hand reichte, schlang sie plötzlich die Arme um meinen Hals und rief laut schluchzend: „O wie bin ich nun so allein, wenn auch Du fort bist!"

Ich drückte die zarte Gestalt an mich, und flüsterte: „Ich komme ja wieder."

Auf meiner Fahrt nach Ostindien begleitete mich Mariens Bild. Ich hing an ihr mit der Zärtlichkeit und Treue eines Bruders. Sie war nun auch eine Waise, wie ich; ich hatte tiefes schmerzliches Mitleid mit ihr. Daß sie, die Tochter des reichen van Roos, je mein Weib, das Weib eines ehemaligen Schiffsjungen und Matrosen, werden könne, daran wagte ich nicht im Traum zu denken. Das Glück war mir günstig; als ich wiederkam, war ich der arme Mann nicht mehr, als der ich weggegangen. Ich sah Marien wieder, von allem erdenklichen Luxus umgeben, von allen Seiten umschwärmt; sie war aber noch dasselbe stille Kind, als das ich sie verlassen, und an dem freudigen Aufleuchten ihrer Augen, als sie mir die Hand zum Willkomm reichte, sah ich, daß sie auch mir dieselbe geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

(Schluß.)

Bewohner Wiens!

In der zweiten Hälfte des Monates Juli soll in Wien ein Fest gefeiert werden, welches großartiger, als die vielbesprochenen Tage der Naturforscher, Juristen, Architekten, die deutschen Männer aus allen Gauen des gemeinsamen Vaterlandes, aus allen Schichten der Bevölkerung zu einem Stelldichein des deutschen Volkes vereinen wird.

Die deutschen Schützen aus der Ferne, selbst aus den überseeischen Ländern werden sich mit uns zu einem großen Feste vereinigen, das den Namen eines nationalen mit Recht verdienen wird.

Der Umstand, daß trotz der Ereignisse des Jahres 1866 der in Bremen gefaßte Beschluß, das nächste Fest in der alten deutschen Kaiserstadt an der Donau zu feiern, einstimmig aufrecht erhalten wurde, beweiset, daß unsere deutschen Länder, das Band der Zusammengehörigkeit zwischen ihnen und uns, nicht für zerrissen halten, und an uns tritt die Aufgabe heran, ihnen dafür unsere warmen österreichisch-deutschen Herzen entgegenzutragen, daß sie an dem lauten Schlage desselben erkennen, wie die politische Veränderung unser nationales Bewußtsein nicht beeinflussen konnte und wie wir mit aller Liebe und Treue an unsern deutschen Brüdern hängen.

Für uns Wiener findet sich hiedurch die freudige Gelegenheit für die Sympathien, die uns unsere deutschen Brüder bei allen deutschen Festen in Frankfurt, Bremen und so manch' anderer deutschen Stadt entgegenbrachten, unsern Dank dadurch auszudrücken, daß wir sie mit doppelter Freude, mit doppelter Sympathie begrüßen, aufnehmen und beherbergen.

Die nöthige Fürsorge für die Gäste hat das leitende Festkomite übernommen. Es wendet sich an den bewährten trefflichen Sinn der Bewohner Wiens mit der Bitte, es in seiner großen Aufgabe zu unterstützen.

Die Gäste sollen fühlen, daß sie in unserer Stadt keine Fremden sind, daß sie an jedem Wiener einen freundlichen Führer, einen verläßlichen Rathgeber, einen liebenswürdigen Gefährten finden, der ihnen den Aufenthalt in unserer Stadt so angenehm als möglich zu machen wünscht.

Die guten Seiten des Wiener Volks-Charakters, seine lebensfrische Gutmüthigkeit, sein gesunder, nie verletzender Humor, seine sprichwörtlich gewordene Gemüthlichkeit haben sich so oft bewährt, daß das unterzeichnete Komite mit Zuversicht an diese herrlichen Eigenschaften appellirt in der Ueberzeugung, daß die Bevölkerung Wiens diesem an sie ergehenden Rufe mit Freude entsprechen werde.

Wien, im Februar 1868.

Für das Preßkomite:	Für das Zentralkomite:
Dr. L. Wittelshöfer, Obmann.	Dr. Eduard Kopp, Präsident.
Wilh. Wiener, Obmann-Stellvertreter.	Heinr. Ritter v. Maurer, 1. Vice-Präsident.
	Friedr. Schmidt, Vice-Präsident.

Von den hier veröffentlichten Aufrufen wurden jene an die Deutschen Schützen in 3000 Exemplaren an sämmtliche Wehr- und Schützenvereine in Deutschland, theils unmittelbar, theils, wo organische Verbindungen derselben bestehen, durch die betreffenden Landes-, Kreis- und Bezirks-Schützenvereine versendet.

Der Aufruf an die deutschen Schützen in Oesterreich ging ebenfalls in 3000 Exemplaren an sämmtliche in Deutschösterreich bestehende Wehr- und Schützenvereine und an die k. k. Schießstände in Tyrol ab.

Außerdem wurde derselbe, so wie der Aufruf an die nichtdeutschen Schützen Oesterreichs der gesammten Wiener Presse und 123 Redaktionen in den verschiedenen Kronländern der Monarchie im Original zum Zwecke der Veröffentlichung franco zugesendet.

Der Aufruf an die Bevölkerung Wiens endlich wurde in 600 großen Plakaten durch Straßenanschlag veröffentlicht und gleichzeitig in 5000 Exemplaren in die Häuser vertheilt.

Mit nachfolgenden Anträgen des Ordnungs- und Sicherheitskomites hat sich das Zentralkomite prinzipiell einverstanden erklärt, die Durchführungsmodalitäten aber dem Ordnungskomite überlassen, und zwar:

Zur Besorgung des Sanitätsdienstes am Festorte sollen täglich wenigstens 12 Aerzte, die zugleich Wundärzte sein müssen, verwendet werden, von welchen für jedes Inspektionszimmer je 4 Aerzte täglich den Dienst zu übernehmen hätten.

In jedem der 4 Inspektionszimmer werden Rettungskästen, sammt den nöthigen Verbandstücken bereit gehalten werden.

Für die weiters etwa nöthigen Medikamente sorgt eine kleine Hauptapotheke unter der Leitung eines Apothekers und des erforderlichen Hülfspersonales.

Den dienstthuenden Herren Aerzten, deren sich hoffentlich eine namhafte Zahl in bekannter entgegenkommender Bereitwilligkeit anmelden lassen wird, wird die erforderliche Anzahl von Hülfsmännern zur Dienstleistung zugewiesen.

Für Transportirung von schwer Kranken oder schwer Verwundeten werden Tragbahren in Bereitschaft gehalten werden.

Für leicht Kranke oder nur von Unwohlsein Befallene sind vorläufig 30 Schlafstellen in Aussicht genommen.

Für nöthiges Eis und frisches Wasser wird selbstverständlich gleichfalls fürgesorgt werden.

Als ein höchst erfreuliches Zeichen der allseitigen Theilnahme an dem bevorstehenden Nationalfeste verdient hervorgehoben zu werden, daß dem Zentralkomite beispielsweise aus Triest über 50 Anmeldungen zum Eintritt in den deutschen Schützenbund zugekommen sind, und 20 weitere in Aussicht gestellt wurden. Unter den eingelangten Anmeldungen sind die ersten Bank- und Handlungshäuser Triest's, Verwaltungsräthe und Direktoren des österreichischen Lloyd, — kurz die Träger der ersten Namen der Stadt zahlreich vertreten.

Vom k. k. Finanzministerium ist bereits die Bewilligung zur Prägung der Festthaler in der k. k. Münze herabgelangt.

Die erste Festgabe, welche dem Zentralkomite zugekommen ist, hat ein Herr C. H. Schmidt, Hof-Seifenfabrikant in Pößneck (Sachsen-Meiningen) mit der Widmung für die Wochen- oder Festprämien gespendet.

Als hocherfreuliche und sehr bemerkenswerthe Thatsache haben wir besonders hervorzuheben, daß sich bereits in transleithanischen Bezirken die Sympathieen für den deutschen Schützenbund zu äußern beginnen. So sind z. B. die Schützen von Panizova heute dem Bunde durch Schreiben ihres Vereinsobmannes und Leistung der Beitrittsgebühr beigetreten.

Mannigfaltigkeiten.

[Wie das Wetter gemacht wird.] Vor einigen Jahren gab ein Komorner Buchdrucker einen Kalender heraus, in welchem, wie dieß bei Volkskalendern üblich, für jeden Tag des Jahres die Witterung angegeben war. Beim 13. Februar war jedoch im Manuskript die Angabe vergessen worden, und der Setzer schickte daher den Setzerjungen zum Herrn hinauf, der eben Tarock spielte, um ihn zu fragen, was er hinsetzen solle. Der Herr, welcher Pagat Ultimo angesagt hatte, überhört im Eifer des Spieles die Frage und stößt, da ihm der Pagat abgestochen wird, ein grimmiges „Donnerwetter!" heraus, das vom Setzerjungen als die vermeintliche Antwort in die Druckerei und von dem Setzer pflichtschuldigst in den Satz befördert wird. Der Kalender erscheint mit dieser Witterungsprophezeihung und der Herausgeber wird weidlich aufgezogen. Aber siehe da, der Zufall will, daß gerade an diesem 13. Februar das seltene Phänomen eines Wintergewitters sich ereignet, und seit jener Zeit schwört der Schüttler Bauer nicht höher, als auf den Komorner Kalender, von dem jedesmal die ganze Auflage vergriffen wird.

Charade.

Die Erste brauch' zu nützlichem Geschäfte
Mit regem Fleiß und mit Verstand.
Die Zweite zeiget dir des Meisters Kräfte;
Macht seinen Ruhm der Welt bekannt.
Und wer das Ganze recht versteht,
Im Lande nicht leicht betteln geht.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 53 Donnerstag, 5. März 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

So standen die Sachen zwischen Großmutter und Enkel. Die Kranke, welche unter dem Druck ihres Unglücks sich noch für kränker hielt, als sie wirklich war, schien nicht zu bemerken oder bemerkte nicht, wie bleich und hager der zuvor so frische Joseph geworden war, wie seine Stimme dünn und heiser, sein lebhaftes Auge trüb und eingesunken geworden war, und der Rücken sich leicht gekrümmt, der Kopf eine seitliche Neigung angenommen hatte. Aber Joseph fühlte es wohl, daß innerlich etwas an ihm zehre; er mied die Gesellschaft seiner Altersgenossen ängstlich, seit er fühlte, daß er seine Kraft nicht mehr mit der ihrigen messen und ihren Mißhandlungen nicht mehr abwehrend begegnen konnte; denn er war das Marterholz, der Sündenbock der Gassenjungen der Nachbarschaft, seit er sich, — im Bewußtsein seiner Würde als Sohn eines Gentleman, was ihm ja die Großmutter unzählige Male ins Gedächtniß rief, und abgestoßen von der Roheit seiner Nachbarskinder, — von ihnen entfernt hielt. Seitdem er gar in kindlicher Arglosigkeit einigen Weibern der Mitbewohner die Schicksale seiner Eltern und seines kurzen Lebens beschrieben und den Reichthum geschildert, der seine Wiege umgeben, hieß er bei den Gassenjungen der Vorstadt Wieden, wohin Mrs. Walden, nach verschiedenen Umzügen, sich endlich übergesiedelt hatte, nur das „klaane Naboberl oder Moguierl, oder das indische Prinzerl“, und ward, wo er sich sehen ließ, mit diesen und ähnlichen Spitznamen und den frühen Ausgeburten wienerischen Gassenwitzes geneckt und gejagt. Ja, die Erbitterung der Jugend stieg, je ärmlicher das Aussehen, je fadenscheiniger die Kleidung des Armen wurde, der einst so reich und glücklich gewesen sein wollte.

Und wenn den armen Knaben eine Rotte Gassenjungen von der Straße aus bis beinahe vor die Thür seiner engen Wohnung mit Stöcken und Steinwürfen verfolgte, so konnte die Großmutter aus Unkenntniß der Sprache und Mißstimmung wohl gar sagen, wenn er wort- und athemlos in die Stube trat und keuchend in den schlechten Strohstuhl sank: „Ei, ei, Du böser nichtswürdiger Junge! da läßest Du mich Stunden lang hülflos liegen, und spielest und raufest Dich mit den Gassenjungen, Deinen Kameraden? Ich sage Dir, Joe, ich höre Deine Stimme aus allen heraus, obwohl Du vielleicht wähnst, Deine alte taube Großmutter erkenne sie nicht. Aber ich kenne sie wohl, und wenn mich der liebe Gott zu sich genommen hat zu Deinen armen Eltern, — dann wird Dir erst glühendheiß einfallen, Knabe, wie sehr Du Dich an Deiner alten Großmutter versündigt hast, und ich will den lieben Gott bitten, daß er Dir Deine Sünde vergebe!“ — Auf solche Vorwürfe hatte Joseph keine Antwort; sie schnitten ihm tief in die Seele, aber die Großmutter war so hülflos und betrübt, — Entschuldigung genug für ihre schlimme Laune.

Ein liebes Spielzeug für den armen Knaben und ein Andenken, welches ihn noch an den alten Wenzel erinnerte, war ein Zeisig gewesen, den ihm der Alte unterwegs gekauft, um dem Knaben die lange Reise zu verkürzen. Oft in schweren trüben Stunden war der kleine Vogel des Knaben Trost; er hüpfte so munter in seinem grünen Bauer umher, er sang so fröhlich in die finstere Kammer herein, als ob er seinem kleinen Gebieter und Herrn neuen Muth einsprechen wollte. Aber die Großmutter ward mehr und mehr dem kleinen Thiere gram; sein Schmettern mache ihr Kopfweh, behauptete sie, und der unnütze Vogel sei Joseph lieber, als seine kranke arme Großmutter, die ihm so viel geopfert. Da geschah's, daß der Vogel stiller und trauriger wurde, und auf seinem Stäbchen saß, ohne sich zu rühren, und das muntere Köpfchen unter den Fittig barg, und alle Liebkosungen seines Herrn verschmähte. — Er ist krank, dachte Joseph; die schlechte Luft und die Schwüle dieser Kammer und die Aussicht auf die trüben Dächer und die nackten Wände thun ihm nicht gut. Und eines Nachmittags, als die Großmutter eingeschlafen war, nahm er das Vogelbauer mit dem kranken Thierchen und ging mit hinüber nach dem Glacis. Und seltsamer Weise, ob nun die frische Luft und das Grün der Bäume das kleine Wesen wieder angeheimelt oder die Sonnenwärme ihm wohlgethan, — der Zeisig ließ wieder einige seiner muntersten Laute hören. Dann aber versank er wieder in sein dumpfes Hinbrüten, setzte sich traurig auf das Stängchen und schaute so wehmüthig hinaus durch die Drahtstäbe, als ob er dächte: was hilft mir die Aus-

fickt, wenn ich der Freiheit beraubt bin! Da nahm ihn Joseph heraus, hielt ihn in der Hand und vergegenwärtigte sich sinnend des Vögeleins Lage in der Gefangenschaft, und der Großmutter Groll auf den kleinen Waldsänger so lebhaft, daß ihn die Lust anwandelte, ihm die Freiheit zu schenken. Wenn ich nun bald sterben sollte, dachte Joseph, und der Gedanke trieb ihm eine stille Thräne ins Auge, — wer wird sich da des armen Schelmchens annehmen? Ist es nicht grausam, daß ich ihn Angesichts dieser Möglichkeit seiner Freiheit beraube? — Und unwillkürlich öffnete sich seine Hand, und der kleine Waldvogel verspürte kaum, daß der Druck aufhöre, so entfaltete er die lange ungenützten Schwingen und war mit etlichen hastigen Flügelschlägen auf dem nächsten Baume, von wo herab er einen schmetternden Siegesruf erschallen ließ.

Zwischen Reue, Wehmuth und innerer Zufriedenheit schwankend, kehrte Joe nach Hause zurück. Es war ihm leichter, daß er dem Vögelchen die Freiheit geschenkt; aber es fiel ihm nun auch erst ein, daß er jetzt ganz einsam sei, und keinen Freund und Tröster um sich habe, und dieß machte ihn weinen, als er das leere Käfig in den Winkel stellte. — „Geh', verkauf' es!" sagte Mrs. Walden; „was nützt uns der leere Kasten? Um das Geld, welches Du erlösest, wollen wir einen kräftigen Rinderbraten essen!" Und als Joseph sich auch durch diese Aussicht nicht trösten ließ, setzte sie hinzu: „Unnützer Junge, Du weinst über den häßlichen unruhigen Schreihals, der mich beinahe zum Haus hinausgefressen hätte. Würde aber der liebe Gott für gut finden, mich zu sich zu nehmen, wie ich ihn Tag und Nacht bitte, so würdest Du keinen Tropfen Wasser für Deine alte Großmutter vergießen, die Dich erzogen, und sich um Deinetwillen alles Ungemach und Herzeleid hat gefallen lassen. Du bist ein undankbarer Mensch, Joseph; aber um Derer willen, die im Himmel sind, vergebe ich Dir!" —

(Fortsetzung folgt.)

Die Warnung einer Todten.

(Fortsetzung.)

„Ihr Vormund wußte es so einzurichten, daß wir uns fast nie allein sahen, und doch hätte ich so gerne vertraulich mit Marien geredet; sah ich ihr doch an, daß sie mir viel zu sagen hatte, daß etwas in ihren Verhältnissen, so glänzend sie auch schienen, sie drückte. Die Welt sagte, sie sei mit dem Sohne ihres Vormunds, einem geistreichen, aber leichtsinnigen jungen Manne, verlobt. Dieser beschäftigte sich allerdings viel mit ihr, doch konnte man aus Mariens stillem, ruhigem Wesen nicht schließen, welche Gefühle sie für ihn hege.

Mir war es schwer, in Mariens Nähe zu leben, ohne die Vertraulichkeit früherer Jahre: ich fühlte mich fremd und heimathlos in den glänzenden Kreisen, in denen sie sich mit ruhiger Sicherheit bewegte. Es war mir lieb, als Herr van Roos mir vier Wochen nach meiner Rückkehr ankündigte, eine neue Ladung nach Jamaica sei fertig.

Es war der Vorabend des Tages, wo ich abzufahren gedachte; der Vorabend zugleich des Tags, an dem Mariens Verlobung mit ihrem Vetter gefeiert werden sollte. Ich lehnte am Mast, und sah in die sinkende Sonne hinein. Da fühlte ich eine weiche Hand auf meiner Schulter, ich wandte mich um, eine verhüllte Frauengestalt stand hinter mir, schlug den Schleier zurück, — es war Marie.

„Hermann," sagte sie und sah mich mit ihren großen Kinderaugen vertrauensvoll an, — „ich komme zu Dir, laß mich mit Dir gehen!"

„Marie!?" rief ich erstaunt.

„Ja," sagte sie sanft; „Du bist meine einzige Zuflucht. Sie wollen mich an Valentin van Roos verheirathen, aber ich kann seine Frau nicht werden, denn er ist ein schlechter Mensch. Sie zwingen mich nicht mit Gewalt und Härte zu dieser Verbindung, sondern mit Liebe und Güte. Dagegen habe ich keine Waffen. Bei meinem Onkel kann ich nicht bleiben, meine Freunde sind alle auf seiner Seite; wohin soll ich mich wenden, als zu Dir? Laß mich mit Dir gehen!"

Sie legte mit süßem Lächeln ihre Hand in die meinige. Ich drückte diese kleine Hand und sagte: „Marie, dein Vertrauen macht mich glücklich, aber es darf mich nicht egoistisch machen. Was Du, unerfahrenes Kind, thun willst, kann Dir vor den Augen der Menschen schaden. Nicht auf den Verlust Deines guten Namens will ich mein Glück gründen. Nicht als Raub will ich das nehmen, was Du mir ein Recht gegeben hast, zu fordern!"

Ich legte ihre Hand auf meinen Arm und führte sie, die mir willig folgte, zu ihhrem Onkel. Ihm sagte ich, wie die Sachen standen und bat ihn, seine Einwilligung zu unserer Verbindung zu geben. Er maß mich mit finsteren Blicken, dann nahm er mich bei Seite.

„Ich kenne meine Nichte," sagte er; „ich weiß, daß sie Sie liebt und nicht meinen Sohn. Meine Gewalt als Onkel und Vormund geht nicht so weit, ihr die Heirath zu verbieten; ich werde sogar genöthigt sein, ihr Vermögen herauszugeben. Thue ich aber das, so bin ich ruinirt. Ich bin nicht einmal im Stande, Ihnen, falls Sie das Kapital im Geschäft lassen wollen, irgend welche Garantie dafür zu leisten, so schlecht stehen unsere Finanzen. Nur wenn das Kapital meiner Nichte mir oder meinem Sohne eigen gehört, zu vollständig freier Verfügung, nur dann haben wir noch Hoffnung, uns vom Bankerott zu retten; nur dann bleibt der Welt das Schauspiel erspart, die Firma van Roos fallen zu sehen!"

Ich besann mich nicht lange auf die Antwort: „Herr von Roos,“ sagte ich, „ich weiß wie viel Ihr verstorbener Bruder auf die Ehre seiner Firma hielt. Sie soll nach seinem Tode nicht an der Habsucht des Mannes, der ihm Alles zu verdanken hat, scheitern. Marie von Roos kann glücklich werden auch ohne ihres Vaters Geld. Ich weiß, daß sie einverstanden ist, wenn ich Ihnen ihr Vermögen zur freien Verfügung stelle und Sie bitte, es als Ihr Eigenthum zu betrachten. Das Gleiche möchte ich mit der Summe thun, die ich mir auf meiner letzten Reise erworben habe, und die nicht unbeträchtlich ist. Ihnen will ich damit keinen Dienst erweisen, ich will nur dem Todten einen Theil der Schuld abtragen, die ich gegen den Lebenden habe.“

(Schluß folgt.)

Gräfin Dora d'Istria.

Wie sehr es auch ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit ist, Alles, was da lebt, der Analyse zu unterwerfen, so fährt der Orient dennoch fort, in dem bunten Schimmer seiner stabilen Eigenthümlichkeit zu beharren und für das Abendland seine Räthsel und seine Geheimnisse zu behaupten. Daß er dadurch sich selbst im Lichte steht, daß er es ist, der seine üppigen Schätze in träger Beschaulichkeit brach liegen läßt, sie nicht der Zivilisation und Kultur dienstbar macht, ist eine schon oft beklagte Thatsache, die in ihr Gegentheil zu wandeln noch viel zu wenig Anstrengung gemacht wird. Eine Frau unserer Tage aber ist es, welche mit dem vollen Enthusiasmus einer edeln und großen Seele ihre ganze Kraft einsetzt, im Abendlande die Kenntniß der Zustände des Orients zu verbreiten und ihm die Grundsätze vernünftiger politischer und kirchlich-religiöser Freiheit einzuimpfen, deren er zu seiner Wiedergeburt bedarf. Wir meinen die unter dem Schriftstellernamen Gräfin Dora d'Istria schreibende Fürstin Koltzoff-Massalsky, geborene Prinzessin Ghika. Alle ihre Schriften durchzieht eine von gründlicher Gelehrsamkeit und edler Weiblichkeit getragene männliche Charakterstärke und Ueberzeugungstreue, wie der Orient durch den reformirenden Einfluß der Bildung des Abendlandes seinen dunkeln Bahnen und seinen vielfach verschlungenen Wirren einzig und allein zu entreißen sei.

Die Prinzessin Helene Ghika, Tochter des Fürsten Michael und Nichte des Hospodar Alexander X., wurde am 22. Januar (4. Februar) 1828 zu Bukarest geboren. Zur Oberleitung ihrer Erziehung wurde der berühmte Archäolog Georg Papadopulos erwählt; sie erlernte das Lateinische, Neugriechische, Deutsche, Englische, Französische, Italienische und Russische, und zwar so eingehend, daß die Prinzessin sich in den meisten dieser Sprachen mit Leichtigkeit ausdrücken kann. In der altgriechischen Sprache und Literatur unterrichtete sie Papadopulos selbst. In ihrem fünfzehnten Jahre bereits übersetzte sie in Hexametern die Iliade in's Deutsche und dichtete einige Trauerspiele. Aber auch der Künste wurde nicht vergessen, mit Eifer und Erfolg trieb die junge Fürstin Musik und Malerei, und dabei war sie eine kühne, unerschrockene Reiterin und Schwimmerin und gewandt im Gebrauche der Waffen.

Fürst Michael, um die Erziehung seiner Tochter zu vollenden, verließ im Jahre 1841 die Walachei und ließ sich mit seiner Familie in Dresden nieder, wo Prinzessin Helene bald der Liebling des königlichen Hofes und der ersten Kreise wurde. Ueber ihren Dresdener Aufenthalt hat die Fürstin in ihre schöne Novelle „Eleonore von Hallingen“ (Revue des deux Mondes, 1. Heft 1859) sehr interessante Notizen eingeflochten. Von Dresden aus ging Fürst Ghika nach Wien, und auch dort fesselte die Schönheit und der Geist der Prinzessin Helene die tonangebenden Kreise. Vorzüglich waren es die damals regierende Kaiserin und Erzherzogin Sophie, welche sie in jeder Weise auszeichneten. Dem Aufenthalte in Wien folgte der in Venedig, wo die junge Fürstin mit dem älteren Zweige der Bourbonen in nähere Verbindung kam, sich mit der italienischen Literatur auf's Innigste vertraut machte, und ihre künstlerischen Studien bei einem sehr bedeutenden Maler fortsetzte. Von Venedig aus begab sich Fürst Ghika nach Potsdam; König Friedrich Wilhelm IV., dem Prinzessin Helene schon in Pillnitz vorgestellt worden, war von ihrem Geiste und ihrer Anmuth so eingenommen, daß sie meist bei Tafel an seiner Rechten sitzen mußte, und auch Alexander von Humboldt erwies ihr und ihrem gelehrten Wissen jedwede Huldigung.

In den letzten Monaten des Jahres 1848 kehrte Fürst Ghika nach der Walachei zurück und im Februar 1849 wurde Prinzessin Helene mit dem Fürsten Alexander Koltzoff-Massalsky aus einer der ältesten russischen Familien vermählt. Das junge Paar nahm seinen Wohnsitz in Petersburg und die Fürstin Koltzoff-Massalsky, obgleich ihre liberale Gesinnung viele Gegner fand, wurde bald von der Kaiserin und den Großfürstinnen mit der höchsten Gunst beehrt. Dem Gemeinwohl widmete sie als Vorsteherin mehrerer mildthätigen Anstalten einen Theil ihrer Thätigkeit. Im Jahre 1854 erhielt sie von der kaiserlichen Akademie der Künste die silberne Medaille für zwei schöne Oelgemälde, welche das Gedicht Heine's „Fichtenbaum und Palme“ behandeln. In diesem Jahre rettete sie auch beim Baden durch ihre Meisterschaft im Schwimmen eine der Hofmeisterinnen ihrer Schwester.

Obgleich sich die Fürstin in Petersburg ganz heimisch fühlte, so mußte sie dennoch auf Rath der Aerzte ein milderes Klima aufsuchen. Sie ging nach der Schweiz und erholte sich dort so sehr, daß sie im Som-

mer 1856 den Mönch besteigen konnte. Sie wohnte theils zu Lugano, theils zu Aarau, und von 1857 an zu Veyrier am Genfer See. Nach einigen Jahren verließ sie die Schweiz und lebte erst in Neapel, dann in Florenz und Ravenna. In Florenz huldigte der geistvollen Frau der König Viktor Emanuel; er befahl unter Anderm dem berühmten Bildhauer Dupré, eine Büste von ihr zu modelliren; in Ravenna wohnte sie bei der Prinzessin Murat, einer Nichte Napoleon I., und Ende des Jahres 1866 nahm sie ihren Aufenthalt in Venedig, und zwar in dem Palaste Foscolo, wo sie noch gegenwärtig weilt.

Wie sehr nun auch Prinzessin Helene durch alle hier geschilderten glänzenden Beziehungen von der Gesellschaft stets in Anspruch genommen war, so ließ sie sich davon nicht blenden und von der sich gestellten hohen patriotischen Aufgabe, durch ihre Schriften für den Orient zu wirken, ableiten. Rastlos arbeitete sie in fruchtbringender schriftstellerischer Thätigkeit, indem sie theils ausgezeichnete Aufsätze und Abhandlungen in die besten französischen, schweizerischen und italienischen Zeitschriften lieferte, theils größere gehaltreiche Werke veröffentlichte. Von Ersteren seien hier genannt: „La poésie grecque dans les Iles-Ioniennes"; „La Nationalité hellénique d'après les chants populaires"; „Les Iles-Ioniennes sous la domination de Venise et sous le protectorat britannique". Von Letzteren: „La vie monastique dans l'église orientale"; „La Suisse allemande"; „Les femmes en Orient"; „Au bord des lacs helvétiques, Nouvelles"; „Excursions en Roumélie et en Morée" und „Les femmes par une femme".

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Petroleumbrand.] Man schreibt aus Antwerpen, 3. März: Diesen Morgen ereignete sich in unserem Hafen wiederum ein gewaltiges Brandunglück durch die Entzündung von Petroleum. Um 7 Uhr fand an Bord des englischen Schoners „Mary Ann", Kapitän Marshall, welches in der Schelde vor Anker lag, eine furchtbare Explosion statt; die Decklucken, ein Theil der Schanzkleidung und was sich sonst auf dem Verdecke befand, war weit hinausgeschleudert, und das ganze Schiff stand sofort in hellem Flammen. Gleich nach der Explosion erschien ein Mann auf dem Verdecke, rannte durch die Flammen und stürzte sich in die Schelde; er ward herausgezogen, aber mit schweren Brandwunden; einige Minuten später erschien der Kapitän, halb nackt, mit brennenden Kleidern, stürzte sich gleichfalls kopfüber in den Fluß, wo er versank und nicht wieder gesehen wurde. Die übrigen an Bord befindlichen Personen, zwei Matrosen und die Frau des Kapitäns, sind im Schiffe verbrannt. Der einzige Gerettete, der Stiefsohn des Kapitäns, befindet sich nicht außer Lebensgefahr. An Rettung des Schiffes war nicht zu denken, es brannte durchaus und brennendes Petroleum floß rings umher auf dem Wasser. Gegen 10 Uhr löste sich die Ankerkette und das Schiff trieb in den Strom, wo es dann auf eine Sandbank geschleppt wurde und ausbrannte. Es hatte 500 Fässer an Petroleum an Bord und man vermuthet, daß sich im Raume bei geschlossenen Luken Gas entwickelt hat, welches durch irgend einen Zufall entzündet ward. Dieß ist nun schon der fünfte große Petroleumbrand in einigen Jahren.

Nachstehendes jedenfalls originelle Inserat findet sich im „Kemptner Tag- und Anzeigeblatt" vom 23. Februar: „Zur Notiz! Ich Joseph Mayer, Seifenhändler aus Haldenwang, stelle an die Herren Gastgeber im Bezirke Kempten das Ersuchen, mir, da ich mich vor starkem Trinken nicht zu schützen weiß, ein volles Jahr, die Speisen ausgenommen, nicht mehr als eine Maas, jedoch bei einer Uebernachthaltung $1\frac{1}{2}$ Maas Bier zu verabreichen. Hiemit warne ich zugleich, mir von diesem eigenen Gebote bei Vermeidung gerichtlicher Belangung nicht üble Reden zu sagen, indem mir außer meinem starken Trinken nichts Unrechtes nachgewiesen werden kann und ich übrigens den besten Leumund besitze. Nur um meine Haushaltung von diesem bösen Uebel zu befreien, habe ich mir selbst Vorstehendes zur Aufgabe gemacht, um mir Wege der Besserung zu suchen. Bemerke schließlich noch, daß ich Gegenwärtiges jederzeit ändern kann und werde es in diesem Falle durch das „Tagblatt" wieder veröffentlichen.

Räthsel.

(Zweisylbig.)

So groß es ist, seyt Ihr mein Erstes klein,
Weil Euch mein Zweites stets betrügt,
Laßt Beide dann verbunden sein.
Ihr liebt's, weil's Euch in Träumerei'n,
In Schlaf und süßes Sehnen wiegt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 49:

„Eis" und „Leben" in einem Wort,
Gibt Luthers Geburts- und Sterbeort.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 54 Freitag, 6. März 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Eines Tages sandte ihn die Großmutter aus, um sich nach englischen Familien zu erkundigen, die etwa in Wien lebten, und Joseph erfragte nach langer Mühe die Kanzlei der englischen Gesandtschaft in der Löwelgasse. Aber man gab dort dem armen Knaben wenig Bescheid, denn die Dienerschaft, meist aus Deutschen bestehend, kümmerte sich nicht um den schlecht gekleideten Knaben, und nur dem Mitleid eines Groom, der nicht größer und älter war als er, verdankte er die Kunde, daß in der Vorstadt Landstraße einige reiche englische Familien wohnten. Mühsam erfragte er diese Vorstadt, und betrat einen Stadttheil, den er zuvor gar nicht hatte nennen hören, und dessen breite Hauptstraßen mit den schönen palastähnlichen Gebäuden auf ihn einen freundlichen Eindruck machten. Wie wenn in einem dieser Häuser der Großvater wohnte, den er hier zu finden gehofft hatte, — wenn er ihn jetzt durch ein glückliches Ungefähr träfe, hätte dann nicht alles Leid der Großmutter und das Seinige ein Ende! Dieser neckende Gedanke schoß ihm durch den Kopf, als er so die Straße entlang schlenderte, und sich die schönen Häuser betrachtete, deren viele jetzt ganz leer waren. Er fragte in mehreren Häusern, ob hier keine englischen Familien wohnten, aber die bärbeißigen Hausmeister, die in ihm einen Bettler witterten, wiesen ihn mit Spott oder Grobheiten ab. Endlich hielt er gegenüber einem Hause von mäßiger Größe und schöner italienischer Bauart. Der breite vergoldete Balkon der Beletage, durch Schlingpflanzen, exotische Gewächse und ein reiches Zelt zur Laube umgeschaffen, und das blecherne Vordach über dem Haupteingang erinnerten ihn an die schönen Häuser, die er im Westend zu London gesehen, und er muthmaßte: hier müßten offenbar Engländer wohnen. Eben wollte er auf das Seitenthor dieses Hauses zugehen, als daraus eine schöne Equipage mit zwei raschen Schimmeln herauskam, vor der Hausthüre hielt, und gleich darauf eine vornehme junge Dame aufnahm, die von einem jungen Herrn in den Wagen gehoben wurde. Der Anblick dieser Dame erschreckte Joseph. „O Himmel!“ rief er, „das ist ja die Dame, welche in dem Wagen saß, der mich überfuhr! ...“ Und schon wollte er auf denselben zueilen und die schöne junge Dame näher betrachten, als der Diener den Wagenschlag schloß, auf den Rücksitz sprang, und die muthigen Pferde den Wagen so rasch weiter trugen, daß Josephs flüchtiger Blick kaum noch Herrn Stark in dem jungen Herrn erkannte, welcher sich der jungen Dame gegenüber gesetzt.

Als er endlich von seiner Verwunderung zurückkam und sich bei einem alten Mütterchen erkundigte, ob diese Dame keine Engländerin gewesen, sagte diese: „Nein, mein Bübchen! das schmucke Fräulein ist die angenommene Tochter von dem reichen General mit dem welschen Namen, dem das Haus hier gehört, und heißt Fräulein v. Granthal Gnaden, und der bei ihr drinne sitzt, das ist der Herr v. Grinding Gnaden, mit dem das gnädige Fräulein bald Hochzeit machen wird!“ Damit trippelte das Mütterchen kopfnickend weiter.

„Keine Engländerin?“ seufzte Joseph. „Wie froh wär' ich gewesen, in ihr eine Landsmännin zu treffen. Und Mr. Stark heißt also Herr v. Grinding — Grinding? Das klingt weit englischer als Granthal. Ich hätte gar zu gerne erfahren, ob sie sich jenes Unglückstags noch erinnert, denn in meinem ganzen Leben werde ich der Angst nicht vergessen, mit welcher sie sich nach mir umblickte!“ Damit machte er sich wehmüthig auf den Heimweg.

Fast um dieselbe Stunde traten zwei Offiziere im Campagnerock aus einer der fashionablen Restaurationen und betrachteten unschlüssig die Vorübergehenden. Da fuhr der elegante Wagen vorüber, dessen wir oben erwähnt, die Blicke der Dame und des einen der Offiziere begegneten sich, der Offizier grüßte, die Dame verneigte sich, ein freundliches Erröthen flog über ihre Züge, und fand einen Widerschein in dem Erglühen des schönen jungen Mannes, der dem davonrollenden Wagen nachblickte.

„Ein sehr verbindlicher Gruß für eine Verlobte!“ sagte der andere Offizier lachend. „Sahst Du nicht, welch' fürchterlichen Blick Dir der Herr Bräutigam zuwarf?“

„Bräutigam? Verlobte? Von wem sprichst Du denn?“ fragte der Angeredete.

„Je nun, von wem anders als dem schönen Fräulein v. Granthal, das so eben mit dem Polizeirath v. Grinding, seinem Verlobten, vorüberfuhr?“

„Therese verlobt? Sprich, Trautmannsdorff, ist das Dein Ernst?"

„Vollkommen! Verbürgen kann ich es zwar nicht, aber ich hörte gestern Abend im Zirkel der Gräfin A., daß diese unheimliche Polizeinatter eines der schönsten und liebenswürdigsten Mädchen heimführen soll; der mir fatale Bursche soll schon Beglückwünschungen annehmen! Kein Wunder daher, wenn er über den freundlichen Gruß, den Du davongetragen, in eine Art stiller Wuth geräth; sein Bewußtsein muß ihm sagen, welche schlechte Figur er neben Dir spielt!"

Der andere Offizier redete nicht, aber sein Gesicht hatte sich rasch verdüstert, sein Auge einen unsteten finstern Blick in der Richtung hingesandt, in welcher der Wagen verschwunden war, und er biß sich unwillkürlich in die Lippen. Trautmannsdorff bemerkte es und fragte:

„Was hast Du denn, Scheideck? Kommt Dir diese Nachricht so überraschend? oder … ich glaube gar, Du bist in die schöne Granthal verliebt?"

„Hermann, weißt Du wirklich, daß es wahr ist? oder glaubst Du selber an Deine Nachricht?" fragte Graf Scheideck.

„Ich wiederhole Dir, was ich gehört, Alfred," versetzte Trautmannsdorf befremdet. „Aber ums Himmels willen, sag' mir nur, wie kommst Du mir vor? Seit einer Minute bist Du ganz aschfahl geworden? Bist Du wirklich der Verrathene? Doch nein, sie hätte Dich sonst nicht so freundlich grüßen können!"

Graf Scheideck fuhr mit der Hand über die Stirne und zog den Freund am Arme fort. Er mühte sich, seinem Angesicht eine gewisse Kälte und Festigkeit zu geben; aber man sah wohl, in seinem Busen stürmte und kochte es noch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Warnung einer Todten.

(Schluß.)

Das Geschäft war bald abgemacht; den Tag darauf wurde ich mit Marie van Roos getraut. Mit ihr trat ich die Seefahrt an. Gott sei Dank! meine Gattin hat sich keinen Augenblick nach dem Glanz ihrer Mädchentage zurückgesehnt. Aber kurz nach unserer Verheirathung fing sie an zu kränkeln; die Seeluft, die warme Sonne des Südens, konnten sie nicht stärken. Sie litt nicht viel, nur ganz allmählig wurden ihre Wangen bläßer, ihre Augen größer.

Ein Jahr waren wir verheirathet; wir befanden uns auf der Heimreise. Marie saß neben mir auf dem Verdeck; hatte das Haupt an meine Schulter gelehnt, ihre Hand ruhte in der meinen.

„Du hast mich sehr glücklich gemacht," flüsterte sie leise; „ich danke Dir dafür. O wie glücklich muß die einst sein, die Du wirklich liebst!"

„Marie! thörichtes Kind!" rief ich; aber: — Stille, Hermann, ich kenne Dich besser als Du Dich selbst. Eine Natur wie die Deinige muß einer starken, tiefen, mächtigen Liebe fähig sein, einer Liebe, wie Du sie mir nicht schenken konntest. Es ist gut," fuhr sie mit sanftem Lächeln fort, „daß ich das jetzt erst fühle, früher hätte mich dieser Gedanke unglücklich gemacht, nun aber liegt Erdenweh und Erdenglück bald weit hinter mir und Du bist frei."

Ich wollte sprechen, sie winkte mir zu schweigen. Ihr Antlitz war emporgerichtet, ihre Augen leuchteten in überirdischem Glanze. — „Hermann," — flüsterte sie, — „Hermann, wenn sie, der Du einst Deine ganze, Deine erste Liebe schenkst, dieses Gut nicht zu würdigen weiß, wenn sie Dich nicht glücklich macht, — dann, Geliebter, dann …." — sie konnte nicht ausreden, ein Blutstrom quoll über ihr weißes Kleid, bewußtlos sank sie in meine Arme.

Vier Tage später senkten wir die Leiche meiner ersten Frau in's Meer. Die Worte, die sie auf dem Verdeck zu mir gesprochen, waren ihre letzten gewesen. Ich habe sie lang und tief beweint. Daß ich sie nicht geliebt, Klara, das wurde ich erst gewahr, als ich Dich kennen lernte. Damals erst wurde mir klar, daß es ein Gefühl gibt, stärker als ruhige, treue Bruderliebe, damals lernte ich die Liebe in ihrer ganzen Gluth und Tiefe verstehen. Da erst habe ich ihr unendliches Glück, aber auch ihr Weh gefühlt. Denn daß Du das Wesen der Liebe nicht begriffen hast, das habe ich bald erkannt. Wohl kennst Du alle Stellen, in denen die Dichter der Welt die Liebe besingen, aber hast Du je in der Bibel darüber gelesen? O mein Weib, hast Du je über das Wort nachgedacht: — „Und er soll Dein Herr sein?"

Ich kniete vor meinem Gatten nieder und barg meine weinenden Augen in den Händen; ich wagte nicht um Vergebung zu bitten, ich fühlte mich zu schuldig. Er hob mich sanft auf und küßte mich; seine Liebe zu mir war dieselbe geblieben. Von diesem Tage an habe ich das wahre Lebensglück gefunden, und ich sage kühn, ich danke es einer Todten.

Noch unterwegs traf uns ein Brief des Herrn van Roos, worin er schrieb, daß mein Mann durch seine Uneigennützigkeit das Geschäft gerettet habe: daß er jetzt, nach zehn Jahren, im Stande sei, ihm das ihm damals zur Verfügung gestellte Kapital wieder auszuliefern. Mein Mann, dessen Arbeit der Himmel inzwischen so reich gesegnet hatte, bestimmte das Vermögen sei er ersten Frau zu einer Stiftung für die Heranbildung junger Matrosen.

Fern, fern im atlantischen Ozean liegt die Leiche meines ältesten Kindes. Heiß und tief war unser Schmerz bei diesem herben Verlust. Mir kam seither

manchmal der Gedanke, Andere mögen darüber lächeln, mich tröstet er, — daß sie, deren Liebe den Tod überdauert hat, unser Kind zu sich geholt; daß droben im Lande des Lichts sie den Sohn dessen bei sich hat, der auf Erden ihre heiße Liebe nicht hatte erwidern können.

Ein Menschenherz. *)

In ein verlass'nes Zimmer trat ich jüngst,
Das schon seit Jahren keines Menschen Fuß
Berührt, auch meiner nicht. Dumpf war die Luft,
Wie Grabeshauch; durch blinde Scheiben fiel
Das Licht des Tages matt und bleich herein,
Mißfarb'ge Ringe malend an der Wand.
D'ran der Tapete Zierrath längst erblaßt,
Und dichter Staub, der Moder alter Zeit,
Wie Asche lag auf Teppich, Stuhl und Tisch . . .

Unheimlich war es in dem öden Raum,
Und dennoch traf es mich wie Frühlingshauch,
Wie Duft im Mai, wenn junge Rosen blüh'n!
Denn einst in dieses schweigsame Gemach
Aus dem Gewühl des Lebens flüchtet' ich,
Um hier im Arm der Liebe auszuruh'n.
O, welche Küsse wurden hier getauscht,
Welch' süßes Flüstern klang durch diese Stille,
Wie Lied der Nachtigallen, das, leisathmend,
Ins heil'ge Schweigen sich der Nacht verliert!
Ja wohl, das sind dieselben Kissen noch,
Auf denen einst die Liebste sich gewiegt,
Wenn sie mit weichen Armen mich umschlang,
Der Spiegel das, verwittert und umflort,
Der einst ihr Bildniß mir zurückgestrahlt
In ihrer Lockenfülle goldner Pracht,
Und hier, o Gott, hier ist ja noch die Uhr,
Auf schwankem Bronzesockel aufgestellt,
Die einst mir meines Glückes Stunde wies! . . .

Und wie ich jetzt der Uhr mich nähern will,
Den rostzernagten Zeiger zu betrachten,
Und wie mein Fuß mit ungewissem Schritt
Den morschen Estrich rührt, daß Staub aufwirbelnd
Zur Decke steigt —
Da plötzlich regt sich's in der todten Uhr,
Der Pendel bebt in leisen Schwingungen,
Ein ächzend Dröhnen geht durch das Gehäus,
Die Räder stöhnen, o so müd, so müd,
Wie Todesseufzer einer kranken Brust,
Und leise, leise pickt die Uhr, ein, zwei,
Dreimal — und wieder steht sie still . . . .
Und ich gedachte an ein Menschenherz,
Das, wenn der Lenz des Lebens abgeblüht,
In dumpfer Stille jahrelang verharrt,
Unstörbar, gleich der abgelauf'nen Uhr;
Doch naht Erinn'rung alter Zeiten sich
Mit schwankem Fuß und deckt die Gräber auf
Vergang'ner Wonnen, dann noch einmal pocht es
In grimmem Schmerz, ein, zwei, dreimal, und steht
Dann still auf ewig . . . .

Robert Prutz in Stettin.

*) Aus dem von Christian Schad und Ignaz Hub jüngst herausgegebenen „Album für Ferdinand Freiligrath."

Mannigfaltigkeiten.

Am 2. d. starb in Wien der bekannte Schriftsteller, Andreas Schuhmacher, im Alter von 67 Jahren. Seine religiöse Preisschrift: „Der ewige Dom" aus den ersten dreißiger Jahren, zog die Aufmerksamkeit der literarischen Welt auf sich. Später betheiligte er sich mit Bauernfeld an einer Uebersetzung Shakespeare's; in Mitte der Vierziger Jahre gründete er die Zeitschrift: „Die Gegenwart"; im Jahre 1849 zu 10 Jahre Festungsstrafe verurtheilt, im Jahre 1851 begnadigt, schrieb er in Wien mehrere Romane und lieferte Uebersetzungen. Er hinterläßt eine Wittwe und zwei verheirathete Töchter.

Professor Hyrtl in Wien gab in einer seiner letzten Vorlesungen folgende interessante Aufschlüsse über seine Lebensweise: „Trotzdem die Experimente, welche mehrere hochgestellte Aerzte über die künstliche Verdauung anstellten, zum Resultate ergaben, daß rohes Fleisch die am leichtesten verdauliche Speise sei, so lehrt uns dennoch die Erfahrung, daß jene Völker, die sich hauptsächlich mit vegetabilischen Stoffen nähren (die Bewohner der Normandie, Bretagne, von Rußland, die Kelten u. s. w.) in der Regel ein sehr hohes Alter erreichen, während jene Nationalitäten, die sich ausschließlich mit Fleisch nähren (die Eskimos, Tataren), selten ein Alter über 50 Jahren erreichen. „Ich selbst", sagte der Anatom, „genieße von animalischen Nutrimenten seit einer langen Reihe von Jahren nichts als Suppe, hiezu Reis und Maccaroni — und ich versichere Sie, meine Herren, daß ich jetzt viel ruhiger und klarer denke, daß ich froheren Muthes und arbeitslustiger bin, als in meiner Jugend; ich versuchte sogar in letzterer Zeit, auch die Suppe auszusetzen und mich blos von Zwetschgen zu nähren; ich nahm deren täglich dreißig zu mir, doch die Abnahme meiner Kräfte bestimmte mich, von diesem etwas gewagten Experimente abzulassen." Wir haben Vorstehendes der „N. Fr. Pr." entnommen. Daß 30 Zwetschgen zu einer täglichen

Nahrung nicht hinreichen können, mußte der berühmte Anatom schon wissen, ehe er das Experiment an sich versuchte.

Das 4. Heft des 2. Bandes der Sitzungsberichte der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften bringt einen interessanten Vortrag des Professors Dr. L. A. Buchner über die an dem Blute der ermordeten Gräfin Chorinsky-Ledske vorgenommene chemische Untersuchung. Hienach stellte die letztere außer Zweifel, daß die Ermordung mittels Blausäure erfolgte. Die Frage, ob Gräfin Chorinsky mit freier Blausäure oder Cyankalium vergiftet worden sei, konnte allerdings durch die chemische Untersuchung nicht bestimmt beantwortet werden, wohl aber ist mit Gewißheit zu behaupten, daß vier Tage nach dem Tode das Cyan im Mageninhalt und auch im Blute nichts als freie Blausäure vorhanden war, und daß folglich, wenn auch Gräfin Chorinsky Cyankalium bekommen hätte, dieses durch chemische Zersetzung vollkommen in Cyanwasserstoff (Blausäure) verwandelt worden wäre. Ueber die Art und Weise, wie der Gräfin das Gift beigebracht wurde, scheint man zur Zeit jenes Vortrags (16. Dezember) noch vollkommen unaufgeklärt gewesen zu sein. „Der Rest des Thees, den die Unglückliche unmittelbar vor ihrem Tod in Gesellschaft ihrer angeblichen Mörderin getrunken, so wie die übrigen auf dem Tische vorgefundenen Flüssigkeiten, nämlich Milch, Rum und Trinkwasser, dann der Inhalt des Nachttopfes, enthielten weder Blausäure noch Cyankalium; auch die anderen zur Untersuchung gebrachten Gegenstände aus der Wohnung der Gräfin waren, mit Ausnahme eines Glases, welches mit Kirschlorbeerwasser, welches aber noch ganz voll war, und dessen Inhalt der Aufschrift zufolge als ein Mittel gegen Leibschneiden genützt werden sollte, vollkommen frei von diesen Giften."

Nizza, welches durch das Hinscheiden des Königs Ludwig I. ein erhöhtes Interesse für viele unserer Leser erlangt hat, ist die Hauptstadt des französischen Departements der Seealpen und liegt am mittelländischen Meere, an der Eisenbahnlinie Nizza-Toulon, die sich längs des Meeres hinzieht. Seit dem 24. März 1860 gehört Nizza zu Frankreich. Die Stadt zählte 1860: 51,015 Einwohner und hat eine überaus liebliche Lage auf einer Reihe amphitheatralisch sich erhebender Hügel; von Citronen- und Orangengärten, zahlreichen Villen u. s. f. umgeben; Sitz eines Bischofs, eines Appellhofes, Schwurgerichts, Handels- und Friedensgerichts, Ackerbaukammer, militärische Subdivision, Bankfiliale, zahlreicher Konsulate, Lyzeum, Priester- und Lehrerseminar, Stadtbibliothek (40,000 Bände), Botanischer Garten, Theater, Circus rc. Die Aussicht von den die Stadt umgebenden Höhen ist entzückend. Die Bevölkerung lebt von Gewerben, Weinbau, Handel mit Oliven und Olivenöl, Südfrüchten, Fischen, Hanf, Seide, Wein, Liqueure rc. Der Hafen von Nizza ist ein Freihafen und sehr günstig gelegen. Der Aufenthalt in Nizza ist seit lange für Nervenleidende als allgemein zuträglich erkannt. (Brustkranken soll derselbe namentlich im März und April wegen des heftigen Ostwindes schädlich sein.) Abgesehen von Leidenden ist Nizza jedoch wegen seiner paradiesischen Luft und Lage Jahraus Jahrein von reichen Fremden zahlreich besucht, da Winterfröste zu den größten Seltenheiten gehören und größtentheils liebliche Frühlingswitterung herrscht. Nur von Juni bis September ist die Hitze eine fast tropische. Von Oktober bis Mitte November herrscht Regenzeit; dann jedoch beginnt die eigentliche schöne Saison. Hauptsprache in Nizza ist die französische; doch sprechen die Einwohner der Umgegend einen romanischen Dialekt.

Charade.

Mein Erstes bahnt den Weg zu Würden und Verdiensten,
D'rum ist es aller Achtung werth;
Mein Zweites — weh' dem Mann, er sei den Künsten,
Er sei dem Staat geweiht, der's nicht besitzt und ehrt,
Mein Ganzes — ohne Werth ist's eine Seifenblase,
Die von sich selbst in Luft vergeht,
Und ohne Geld ist's eine große Nase,
Die man sich selber dreht.

Auflösung der Charade in Nr. 51:

Vom „Zweifel" — weil das Räthsel spricht —
Und noch dazu, recht schön,
Laß ich auch meines Geistes Licht
Nicht unterm Schäffel steh'n:

Es herrscht der „Zweifel" jetzt so sehr
In jedem Herz und Haus,
Daß in Verzweiflung Niemand mehr
Wo 'ein weiß, noch wo 'aus.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 55 Samstag, 7. März 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

„Hermann," sagte Scheibeck, „heiße mich ein Kind, aber wenn Deine Nachricht wahr ist, so ist mir ein Stück von meinem Leben genommen. Ich liebe Therese wirklich, und ihr Besitz war das Ziel meiner kühnsten Wünsche!"

„Du kennst sie also näher?" fragte Trautmannsdorf; „und Du hast Deine Zeit so schlecht benützt, Dich von diesem Hinkebein, dieser tückischen Natter ausstechen zu lassen?"

„Ich sah das Fräulein früher nur selten; vor einigen Wochen aber bot mir ein Zufall Gelegenheit, ihr, die eine Jugendfreundin meiner Schwester ist, einen kleinen Ritterdienst zu erweisen. Seither sah ich sie mehrfach bei meiner Mutter, weil sie die Bekanntschaft mit meiner Schwester erneuert, lernte sie sozusagen im Hauskleide kennen, wo sie auf mich noch einen größeren Eindruck machte als im Salon, und ihr unbefangen freundliches, herzliches Betragen gegen mich gab mir Muth und Grund zu hoffen, daß sie mir nicht gleichgültig sei. Ich meinerseits hatte in ihr mein Ideal verwirklicht gefunden!"

„Und dennoch überflügelt worden?" fragte Herr v. Trautmannsdorf. „Wer Teufels wird denn in Deinen Umständen nicht kecker zugreifen? Sie war Dir ja gut, und wenn das Mädchen will, welche Instanz könnte dann noch dawider sein? Hast Du Dich niemals erklärt?"

„Nein, entgegnete Scheibeck erröthend; „im Hause meiner Mutter konnte und durfte ich nicht, das Haus von Theresens Onkel hat sich mir nicht geöffnet, wie artig ich auch seine Bekanntschaft gesucht, und an dritten Orten haben wir uns in der letzten Zeit nicht gesehen!"

„Aber wer hielt Dich denn ab, zu schreiben?" fragte Trautmannsdorf unwillig; „wofür sind denn Tinte und Papier und Posten erfunden worden?"

„Du vergißst, versetzte Herr v. Scheibeck zögernd, „daß Therese eine Erbin ist und die Freundin meiner Schwester, und daß ich der jüngere Sohn eines armen Grafenhauses bin! Es war nicht Blödigkeit von meiner Seite, aber ich brachte es nicht über mein Selbstgefühl, Grundsätzen ungetreu zu werden, welche mich mein Vater durch Lehre und Beispiel achten gelernt!"

„Nun ja doch!" sagte Trautmannsdorf halb unwillig; „ich kenne Dein Zartgefühl, und schätze es; aber es darf nicht zu weit gehen, es dürfen nicht andere darunter leiden, am wenigsten jenes herrliche Mädchen..."

„Therese? wie so denn?"

„Glaubst Du denn, sie werde mit jenem Menschen glücklich sein, wenn sie ihn mit Dir vergleicht, Alfred?" fragte der Andere. „Sie müßte blind sein, wenn sie das nicht einsähe. Ich kenne diesen Menschen, wir sind zusammen erzogen worden; schon als Knabe war er ein Schmeichler, Heuchler und Denunziant, ein ehrgeiziger selbstsüchtiger Schwächling. Wie kann er Sinn haben für die geistigen Reize und Eigenschaften, oder sie höher schätzen, als die Mitgift, die ihm Fräulein v. Granthal zubringt! Geh', geh', Du hast das Unglück eines ganzen theuren Menschenlebens auf dem Gewissen, wenn Du nicht weiter gehst!"

In diesem Tone redete er dem Freunde zu, hauptsächlich den Argwohn festhaltend, Herr v. Grinding möge wohl seiner Beute nicht so sicher sein, weil sonst Therese gewiß nicht gewagt haben würde, den Gruß seines Nebenbuhlers zu erwidern. Besonders aber machte er geltend, daß ein Wesen wie Therese an der Seite eines solchen Mannes nie glücklich sein könnte, weil er ihr nicht auf die Dauer die Niedrigkeit seiner Denk- und Handlungsweise verbergen könne. So kamen die beiden Offiziere auf den Graben, als sie auf einmal die Equipage des Generals Damoiseau vor Haslingers Musikhandlung anfahren und Therese allein aussteigen, und in das Gewölbe treten sahen. „Höre, Alfred," rief Trautmannsdorf plötzlich, dessen Augen auf einen nahen Blumenladen gefallen waren; „ich habe einen Einfall: Du kaufst hier ein Bouquet und läßt es ihr durch einen Knaben überreichen; ob sie es annimmt oder nicht, entscheidet Alles. Willst Du?"

Nach einigem Bedenken willigte Graf Scheibeck ein; schnell ward das Bouquet gekauft, und Trautmannsdorf sah sich eben nach einem Jungen um, der es überbringe, als er unseren kleinen bekannten Joseph die Straße daher kommen, ob dem Anblick der Equipage

vor Haslinger's Gewölbe plötzlich stehen bleiben und dieselbe mit neugieriger Ueberraschung betrachten sah.

„Heda, Kleiner, bist Du pfiffig genug, einen Auftrag zu bestellen, der Dir einige Zwanziger einträgt?" fragte er den Knaben, dessen gesetztes Wesen und verständige Miene Trautmannsdorf günstig für ihn einnahmen.

„Ich stehe mit Vergnügen zu Diensten, Herr Offizier!"

„Hast Du die Dame in das Magazin treten sehen, die in jenem Wagen gekommen ist?"

„Die mit dem Strohhut und Rosaschleier, Fräulein v. Granthal?" fragte Joseph; „o ja, ich sah sie. Und der soll ich wohl den schönen Blumenstrauß hier bringen, Herr Offizier?"

„Wetterjunge! bist Du denn ein Sohn Cagliostro's, daß Du das schon erräthst?"

„Nein, Herr Offizier! aber ich sah vor einer Viertelstunde diesen Herrn jene Dame grüßen!"

„Kleiner Schelm! ich glaube Du willst Raderer werden," sagte Trautmannsdorf; „hat uns der Bursche am Ende gar belauscht? Wohlan denn, Du gibst der Dame den Strauß, und sollte sie Dich fragen, woher er komme, so sagst Du: er komme von einer Dir fremden Dame."

Joseph ließ die Hand sinken, welche er schon nach dem Strauße ausgestreckt. „Verzeihung, Herr Offizier, wenn ich das sagen soll, kann ich Ihnen nicht gefällig sein; ich werde nicht lügen. Mein Vater hat es mir verboten, und mein Vater war ein Gentleman!"

„Und ein Narr bist Du, glaub' ich!" rief Trautmannsdorf unmuthig. „Was kann Dir daran liegen, was Du sagst!"....

„Laß ihn, Freund!" fiel ihm Scheideck ins Wort und blickte verwundert den Kleinen an. „Der Junge hat Grundsätze; das gefällt mir. Und ohnedem, wenn er nicht sagte, von wem der Strauß käme, hat unser Beginnen ja gar keinen Zweck. — Du magst also der Dame sagen: der Graf Scheideck, welcher so eben in dem Blumenladen gegenüber sei, lasse sich ihr empfehlen, und sie höflich bitten, diese Blumen von ihm anzunehmen. Willst Du dieß ausrichten!"

„Recht gerne; ich werde es pünktlich bestellen," versetzte Joseph.

„Dort oben an der Ecke werden wir auf Dich warten!"

Joseph ging hinüber zu der Dame, die eben aus dem Magazin trat, und überreichte ihr den Strauß mit den Worten, die man ihm aufgetragen, neben dem Diener, welcher den Wagenschlag geöffnet hielt. Fräulein v. Granthal war sichtlich überrascht, und blickte unschlüssig bald auf die herrlichen Blumen, bald auf die schönen bleichen Züge des Knaben, der sie mit unverkennbarem Interesse und einem zuthunlich fragenden Wesen anblickte, das sie sich gar nicht zu erklären vermochte. Endlich fiel ihr das Peinliche, Verlegene dieser Situation bei, sie erglühte tief und stammelte: „Diese Blumen sind zu schön für mich... aber ich werde sie behalten... melde dem Herrn Grafen meinen freundlichen Dank, lieber Kleiner, und nimm dieß für Dich!"... Damit drückte sie ihm einen neuen Gulden in die Hand, stieg rasch in den Wagen, der Schlag ward geschlossen, die Pferde griffen aus, und betroffen starrte Joseph der Dame nach, in welcher er nun unzweifelhaft diejenige erkannt hatte, unter deren Wagenpferde er damals gerathen war. Sie hatte ihn also nicht mehr erkannt, wie er sie; sie hatte ihn freigebig genug abgelohnt, aber keine Frage an ihn gerichtet, wie er gehofft hatte, allein schon die wenigen gleichgültigen Worte, welche sie mit ihm gesprochen, hatten ihn wunderbar ergriffen und träumerisch gemacht, so daß eine geraume Weile verging, bevor er sich erinnerte, daß er dem Grafen Scheideck über das Ergebniß seiner Mission Bericht erstatten müsse, und der bezeichneten Straßenecke zueilte.

Der Graf war aber mittlerweile schon anderweitig über den Erfolg seines Angebindes aufgeklärt worden. Therese war nämlich durch Zufall wieder an ihm vorübergefahren, hatte ihm mit dem Bouquet einen Gruß zugewinkt und ihn mit einem sittig verschämten Blicke und hohem Erglühen gegrüßt. — „Hermann, Dein Gerücht hat gelogen!" sagte er zu seinem Freunde. „Siehst Du nun, daß sie noch nicht verlobt ist?"

„Ich wünsche Dir Glück, Freund! Du bist Hahn im Korbe!" sagte Trautmannsdorf. „Nun nütze die günstige Zeit, und setze Dich in ihren Besitz, ehe Du Deinen Nebenbuhler aufreizest, mit Dir zu wetteifern?"

„Wie sie schön ist!" sprach der Graf zerstreut vor sich hin; „dieser Liebreiz, diese stille züchtige Anmuth ihres ganzen Wesens!"...

„Und dieses treffliche Wesen sollte jenem Menschen zufallen, dem der Schöpfer schon den Stempel seines Werthes als Warnemal auf die Stirne geprägt?" sagte Herr v. Trautmannsdorf lebhaft. „Fürwahr, Mensch, ich beneide Dich um Dein Glück, und wenn Du nicht rasch zugreifst, wäre ich fast versucht, mich zu Deinem Nebenbuhler aufzuwerfen!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben König Ludwig I. von Bayern.

König Ludwig besaß das edelste Gemüth, die weichste Seele, er war wohlwollend und milde, der zärtlichste der Väter, der leutseligste der Menschen, er konnte Niemanden weinen sehen, zumal nicht ein Kind, ohne selbst tief gerührt zu sein.

Eines Tages schritt der König durch die Straßen Münchens, da begegnete ihm ein Mädchen, dessen trau-

rige Miene ihm auffiel. Das Mädchen war von wundervoller Schönheit und der Ausdruck des Kummers verschönerte dessen Antlitz. Der König redete das Kind an und fragte nach der Ursache seiner Traurigkeit. Das Kind blickte in die großen hellen Augen des ihm unbekannten Mannes und faßte sogleich Vertrauen. Es erzählte, daß der Vater, ein Trunkenbold, die Mutter mißhandelt habe, die Mutter sei in Folge dessen krank, zudem fehle es an Allem im Hause. Der König ließ sich von dem Kinde in das Haus seiner Eltern geleiten, er sah mit eigenen Augen, daß das Kind nur zu wahr gesprochen; er ließ den Vater herbeirufen. Dieser, ein trotziger Mann, kam mit störrischer Miene herbei, sah und erkannte den König und sank zerknirscht vor Reue auf die Knie. Der König machte dem Manne Vorstellungen, und um seiner Besserung gewiß zu sein, nahm er ihn in seine Dienste. Der Mann ward ein treuer, verläßlicher Diener, dem der König blindlings vertrauen konnte. Mit Stolz stellte er nach Jahren einmal diesen Menschen dem Czaren vor, mit den Worten: „Diese Seele habe ich vor dem Verfalle gerettet." Noch vor wenigen Jahren lebte der treue Georg, dessen Tochter gegenwärtig in München unter glücklichen Verhältnissen verheirathet ist.

Ein Jude, Namens Efraim, erschien eines Tages beim Könige, um ihm einen geschnittenen kostbaren Stein von seltenem Werthe zu verkaufen, er hatte das Kleinod ererbt, und konnte für denselben keinen Käufer finden, denn derselbe hatte den Werth von einigen tausend Gulden. Dem König gefiel das Kleinod sehr, er zahlte die verlangte Summe und der Jude verließ ganz glücklich den Palast. Eines Tages erschien ein berühmter englischer Archäolog am Hofe des Königs, dieser ließ den geschnittenen Stein demselben zur Ansicht vorlegen. Der König nannte den Preis, um welchen er den Schatz an sich gebracht.

„Ich hätte, sagte der Kenner, den zehnfachen Werth namhaft gemacht."

Der König war darüber erstaunt, und als von anderer Seite ihm das bestätigt wurde, ließ der König den Juden herbeirufen, um ihm den vollen Werth auszahlen zu lassen. Efraim weigerte sich, das Geld anzunehmen.

„Der Handel ist geschlossen, das geht nicht, sagte er, im entgegengesetzten Falle hätte ich Eurer Majestät auch kein Geld zurückbezahlt."

„So hätte ich Sie geklagt und dazu gezwungen," sagte der König.

„Majestät hätten den Prozeß sicher verloren, denn der Handel ist geschlossen."

„Ich kann mir von Keinem meiner Unterthanen etwas schenken lassen," sagte stolz der König.

„Und ich nehme auch von Niemanden ein Geschenk an, selbst wenn es mein König wäre," sagte der Jude.

„Und wenn ich Ihnen einen Orden gäbe," versetzte Ludwig.

„Majestät, ich würde ihn nicht annehmen, denn ich habe ihn durch nichts verdient."

Sie sind der ehrlichste und uneigennützigste Mensch, der mir je vorgekommen ist."

„Das verdient keine Auszeichnung, das ist nur meine Pflicht."

Der König reichte dem ehrlichen Efraim die Hand und sprach: „Seien Sie mein Freund, ich bitte Sie um Ihre Freundschaft," und schloß den alten Mann gerührt in seine Arme. Efraim ward der Freund des Fürsten, obgleich er nur wenig besaß, erbat er sich doch nie eine Gunstbezeugung. Der König war bestrebt, sich seinem Freunde als Gönner zu bezeugen, er erfuhr, daß Efraim ein bigotter Jude sei, und ließ bei dem Oberrabbi in Fürth die Anfrage stellen, welches die höchste Auszeichnung und Würde sei, welche einem frommen Juden, als solchen, zu Theil werden kann. Die Antwort lautete ganz kurz: „Das Oberrabbinat." In Folge dieses Gutachtens ernannte der König Herrn Efraim zum Honorar-Oberrabbi. Das Diplom ward dem Juden zugestellt. Mit Angst und Entsetzen las Efraim seine Ernennung, denn er war ein im Talmud gänzlich unbewanderter Mann, und die Auszeichnung würde ihn nur dem Hohne preisgegeben haben. In später Nacht eilte Efraim zum König, um diesen zu bestimmen, die Ernennung rückgängig zu machen, ehe dieselbe offiziell bekannt gemacht würde. Mit schwerem Herzen mußte der König nachgeben. „Das ist," sagte der König, „der erste Mensch, der mir auf meinem Lebenswege begegnet ist, dem selbst ein König nichts zu gewähren vermag. Efraim ist ein antiker Charakter."

Ein Greis an Jahren, besaß Ludwig die Rüstigkeit und frische Kraft eines Jünglings, seine Lebensweise war eine höchst einfache und regelmäßige. Wohl trafen sein Haupt manche schwere Schicksalsschläge, hoffnungsreiche Kinder und Enkel sah er vor sich in's Grab wanken, sein Herz blutete, doch seine Seele blieb von den Stürmen ungebrochen. Als er den Tod des Königs Max II. erfuhr, trat er an das offene Fenster und blickte zu dem wolkenbedeckten Himmel empor, den ein Blitz durchzuckte und während der Donner rollte, murmelte er mit Thränen in den Augen: „Mein Sohn! wie dieser Blitz, so schwand Dein Leben." Während der Regen sich in Strömen ergoß, wandelte er sodann in seinen Gedanken versunken unter den Trümmern des alten Rom,*) und als er in seine Villa zurückkehrte, war sein Gemüth beruhigter und er schlief ruhig ein. Als König Ludwig den Tod seiner heißgeliebten Tochter, der Erzherzogin Hildegarde erfuhr, rief er, des eigenen Wehes vergessend: „Barmherziger Gott! tröste die verwaisten, armen Kinder." Mit thränenden Augen brach

*) Der Schreiber irrt sich, denn König Ludwig befand sich damals nicht in Rom, sondern in Algier. D. Red.

er die Blumen, die den Sarg der früh Heimgegangenen zu schmücken bestimmt waren.

So lebte ein König, der Philosoph, Künstler und Dichter gewesen, eine alte ehrwürdige Säule des stolzen Wittelsbacher Palastes. (Frdbl.)

Das Londoner General-Postamt.

Der „Hermann" enthält eine kurze Geschichte des Londoner Generalpostamtes, welche einen interessanten Einblick in das Getriebe der riesigen Anstalt gibt und der wir Folgendes entnehmen: Im Jahre 1865 belief sich die Zahl der Briefe auf 624,460,000, die der Zeitungen und Bücher auf 97,250,000, der Muster und Proben auf 180,990,000, oder ein Total von 902,700,000 Gegenständen, welche innerhalb eines Jahres durch das Postamt befördert worden sind, eine Zahl, welche wahrscheinlich am Schlusse dessen nächsten Jahres (dessen Statistik noch nicht veröffentlicht worden ist) auf 1000 Millionen gestiegen ist. Daß die Einrichtung, wodurch es ermöglicht wird, diese Myriaden von Briefen pünktlich zu besorgen, eine sehr vollkommene sein muß, läßt sich leicht denken, da sonst die ganze Korrespondenz des Landes in die unentwirrbarste Konfusion gestürzt werden würde. Einen höchst merkwürdigen Anblick bietet das Sortir-Zimmer des Generalpostamts zur Abendzeit, ehe die Abendpost abgeschickt ist. Um 5 Uhr sind die Brief-Sortirer an ihrem Platze und beginnen die Vertheilung nach den verschiedenen Straßen und Distrikten. Mit erstaunenswerther Schnelligkeit werden diese in die verschiedenen dafür bestimmten Fächer gelegt und abgestempelt. Die gestempelten Briefe sowohl wie die Packete werden in Säcke gethan, versiegelt und um 8 Uhr nach den verschiedenen Eisenbahnstationen gesendet. Die Sortirer wissen aber nie, wie viele Arbeit sie im Durchschnitt zu thun haben, da zuweilen Massen von Zirkulären und kleinen Packeten zur Beförderung gelangen. So z. B. versendete 1859 die Sacred Harmonic Society und die Krystall-Palast-Kompagnie in einem einzigen Tage 400,000 Zirkuläre! Die gefürchtetsten Tage sind jedoch der 13. und 14. Februar — St. Valentinstag.

Im Jahre 1866 passirten durch die Generalpost an diesen beiden Tagen allein 897,900 Valentines und im letzten Jahre erreichten dieselben die enorme Höhe von 1,199,142, was der Post eine Revenue von 11,242 Pfd. St. einbrachte. Für alle diejenigen Briefe, welche nicht zeitig genug sortirt werden können, so wie für diejenigen, welche auf der Route zur Weiterbeförderung mitgenommen werden, sind eigene Waggons eingerichtet, in denen das Sortiren geschieht. Dieses „fahrende Postamt" hält zwar nur in längeren Zwischenräumen an, empfängt jedoch und liefert Briefbeutel an alle Stationen, die es passirt, und zwar vermittels eines eigens von einem Postbeamten dafür erfundenen sinnreichen Apparats.

Registrirte Briefe werden immer in einem besonderen grünen Briefsack versendet, und jede Person, welche denselben zur Weiterbeförderung erhält, muß einen Schein dafür ausstellen, wodurch die Kontrole derselben sehr erleichtert wird.

Im Jahre 1866 wurden 2,233,000 registrirte Briefe befördert. Die Arbeit der Londoner Briefträger wird durch die absurde Wiederholung der Straßennamen sehr erschwert; als Beispiel diene nur, daß es 50 King-Streets, ebenso viele Queen-Streets, 60 John-Streets, 60 Williams-Streets, mehr als 40 New-Streets u. s. w. gibt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Frau Erzherzogin Maria Theresia und der Schuhmacher.] Als bei der Ausstellung der Heirathsausstattung auch das Schuhwerk der hohen Braut, die Stiefletten, die Pantoffel, die Tanzschuhe, Alles in Allem an die hundert Paare, ausgestellt werden sollten, riethen einige allzu wohlmeinende Kammerfrauen davon ab, vorgebend, daß nicht Jedermann Alles zu wissen brauche. Allein die Frau Erzherzogin war anderen Sinnes. Ein leicht Erröthen, das die vorwitzige Kammerzofe tief beschämte, verschönte ihre Wangen, und mit dem Finger sanft verweisend, sagte sie: „Stellt meine Schuhe nur immerhin mit hinaus, dem Schuster soll kein Unrecht geschehen, auch er hat seine Sache gut gemacht!" Und die Schuhe wurden mit hinausgestellt.

Auflösung der Charade in Nr. 52:

Fleißige „Hand" fördert das „Werk",
Und's „Handwerk" ernährt seinen Mann.
Dieß reimt sich zwar nicht, doch ist es wahr;
Und prosaische Wahrheit ist jedenfalls
Mehr werth, als die gereimteste Lüge.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. Ph.

Redakteur Gustav Mellert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 56 Montag, 9. März 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile kam Joseph heran, und berichtete über die Aufnahme, die sein Strauß gefunden. Graf Alfred's Augen leuchteten von einem edlen Stolze, als er bei des Knaben Bericht seinen Freund fragend anblickte, und er wollte eben mit herzlichen Dankesworten gegen den Knaben seine Börse ziehen und diesem ein Geldstück aufnöthigen, als der Knabe artig, aber entschieden diese Art der Belohnung ablehnte. „Ich danke Ihnen, Herr Offizier," sagte er; „ich habe Ihnen diesen kleinen Dienst gerne gethan, aber nicht um Geld. Dieses darf ich nicht annehmen; ich bin kein Laufbursche, sondern der Sohn eines Gentleman!" Damit lüftete er sein Hütchen und wollte gehen. Aber der Graf rief ihn zurück.

„Hollah, mein Kleiner! wir wollen nicht so auseinandergehen!" sagte er. — Hast Du vielleicht Freude an Bildern?" fragte er ihn, denn sie standen so eben einem Bilderladen gegenüber, an welchem Lithographien von Trentsensky, Schlachten und Soldatenbilder rc. hingen. „Willst Du einige von mir zum Andenken annehmen?"

„Sie sind sehr gütig — ich kann allerdings ein wenig malen," stotterte Joseph, dem ein gewisses angebornes Zartgefühl verbot, die Freude auszusprechen, welche er über ein solches Anerbieten empfand, — eine Freude, welche sich aber gleichwohl in seinem lebhaften Auge genugsam verrieth.

„So komm' mein kleiner Gentleman!" sagte Graf Scheidrck, und führte Joseph bei der Hand in den Bilderladen. Er richtete mit sichtlichem Interesse und Wohlgefallen noch einige Fragen über seine Eltern und Verhältnisse an den Kleinen, die dieser verständig und bescheiden beantwortete, ließ ihn einige Schlachtenblätter auswählen, und wollte ihm noch mehr aufnöthigen, aber Joseph sagte: „Ich danke Herr Graf; ich habe mehr als genug. Ach, wie freue ich mich darauf, diese schönen Bilder hier zu illuminiren; in meinem Leben habe ich keine so schönen in der Hand gehabt. Wie schön und leicht diese springenden Pferde sind, und wie lebhaft diese Gefechtsscene. Aber der Offizier da vorne ist verzeichnet, nicht wahr? das ist keine natürliche Stellung bei Einem, der fällt!"

„Sieh, sieh, Trautmannsdorf, er hat Formensinn! die Stellung ist allerdings schlecht, und die Verkürzung des Armes mißlungen! Aber wirst Du die Bilder nicht verderben, wenn Du sie illuminirst, mein lieber Knabe? Verstehst Du Dich denn auf's Malen?"

„O ja, ein wenig. Miß Everett, meine Erzieherin, hat es mich gelehrt, und ich habe schon oft kleine Landschaften kolorirt!"

„So nimm' von mir dieses farbige Blatt als Muster mein Kleiner, und laß mich 'mal sehen, was Deine Kunst werth ist, wenn Du es vollendet hast!" sagte Herr v. Trautmannsdorf, und legte ein kolorirtes Exemplar von einer der schwarzen Lithographieen des Knaben hinzu.

Der Knabe war überfroh und selig, so reich beschenkt worden zu sein, und wußte seinem Danke kaum Worte zu geben. Die Offiziere verließen ihn, und Scheidrck sagte ihm noch, daß er am andern Tage um dieselbe Stunde hier vorüberkommen werde, und vielleicht noch einen Auftrag für ihn habe; Joseph versprach pünktlich zu kommen.

Dieses Zusammentreffen hatte in drei Menschen heitere Gedanken und holde Träume wachgerufen. Graf Alfred's Schritt war elastischer, seine Haltung stolzer als je, als er aus der Kaserne, wohin ihn zunächst Dienstverhältnisse gerufen, nach Hause eilte; um seinen Mund und sein dunkles sprechendes Auge lagerte sich ein weicher milder Zug, und sein Auge suchte mehr die Wolken als die Erde.

Auch Fräulein v. Granthal war nachdenklich nach Hause gekommen; so sehr ihr die Auszeichnung schmeichelte, so war sie doch gewaltig mit sich im Zweifel, ob es nicht sehr ungeschickt und unschicklich von ihr gewesen, das Bouquet anzunehmen, und sie machte sich Vorwürfe, daß sie sich habe überrumpeln lassen. Aber ein geheimes Etwas hatte in ihrem Herzen Fürsprache für den Grafen bei ihr eingelegt, und nicht geschmeichelte Eitelkeit allein, oder des Knaben schöne bittende und vertrauliche Augen hatten sie zur Annahme bestimmt. War Graf Alfred nicht ein sehr schöner Mann, ein vollendet ritterlicher Kavalier, ein sehr edler Charakter, fast zu ernst, zu wissenschaftlich und gelehrt für einen Mann seines Standes, von Allen geliebt, die ihn näher

kannten, am meisten aber, ja beinahe abgöttisch, von seiner Mutter und seinen Schwestern? Und welch eine Bürgschaft für seinen Werth als sittlicher und geistiger Mensch lag gerade darin! Ueberdem hatte sie im Kreise der gräflichen Familie ihn in solch gewinnendem Lichte kennen gelernt, daß sie auch zuvor schon ungewöhnlich oft an ihn gedacht und sein Bild im Stillen stets mit einem Seufzer neben ihren Vetter Adolph v. Grinding gestellt hatte, so oft ihr derselbe nahe kam. Und welch ein Kontrast zwischen der stattlichen männerkräftigen Figur des schönen Soldaten mit dem edlen freien Antlitz, auf welchem Verstand und Seelenadel thronten neben einer warmen Begeisterungsfähigkeit, dem Reflex eines gesunden Herzens und edlen Gemüths, — und der hageren dünnen Gestalt des Vetters, mit seinem lahmen Fuß, dem kalten fahlen Gesicht mit den unruhigen tiefliegenden, stechenden Augen, die er durch seine Brille eher verstecken, als schärfen zu wollen schien? — Fürwahr, wenn sie bedachte, daß der Oheim jetzt selber Adolph's Werbung unterstützte, schnürte es ihr gleichsam die Brust zusammen, und sie wünschte, der Graf möchte einen entscheidenden Schritt beim Onkel thun.

Am frohesten war aber der kleine Joseph; nun hatte er doch einen nützlichen Zeitvertreib für die peinliche Langeweile neben dem Lager der Großmutter, er hatte Gelegenheit zur Uebung in einer Kunst, die ihm lieb war, und die — er baute schon Hoffnungen darauf — vielleicht später ihn in den Stand setzte, etwas damit zu verdienen. Mit größerem Leichtsinn und Gleichmuth als sonst nahm er der Großmutter Vorwürfe hin, die sie ihm machte, weil er gar keine Adresse englischer Familien mitgebracht und den Zweck seiner langen Abwesenheit so ganz verfehlt hatte.

„Aber, liebe Großmama, was wollten Sie denn eigentlich mit diesen Adressen?" fragte der Knabe, nachdem das Gewitter am Horizont der Stimmung seiner Großmutter sich einigermaßen entladen.

„Undankbarer Knabe!" jammerte sie mit ihrem gewöhnlichen weinerlichen Tone; „ich wollte thun, was einer Dame von Bildung das Allerdrückendste ist.... ich wollte, ich muß betteln!"

„Betteln?" rief Joseph, und es überlief ihn eiskalt; „Großmutter betteln?" wiederholte er mit gerungenen Händen.

„Ja, betteln!" sagte Mrs. Walden schluchzend. „So weit hat mich Dein verblendeter Vater und meine kurzsichtige Gutmüthigkeit gebracht. Betteln muß ich, für Dich und mich. Ich kann es nicht mehr länger ertragen, so an Allem Mangel zu leiden, was auch nur zu den bescheidensten Lebensgenüssen gehört. Unsere Diener waren besser gehalten als wir, hatten bessere Kost, schönere Wohnung und mehr Comfort, und es waren nur Diener, Leute aus dem mob. Unsere Kulis in Indien waren glücklicher als wir. Ach, der liebe Gott hat uns schwer geprüft — er hat mich ganz verlassen. Wir können Nichts verkaufen, wir sind aller Hoffnungen bar, wenn uns nicht gute Menschen und Landsleute helfen in dieser fremden Stadt. Betteln muß ich, weil Du zu stolz, zu ungeschickt dazu bist, Knabe!"

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 7. März 1868.

Gegenüber den Anfeindungen und Verdächtigungen, welche schon wiederholt, und erst in jüngster Zeit in verschiedenen öffentlichen Organen der ultraslavischen Parthei gegen das dritte deutsche Bundesschießen, als Nationalfest laut geworden sind, glauben wir es um so mehr, als eine hocherfreuliche Thatsache hervorheben zu sollen, daß in letzterer Zeit dem Zentralkomite aus Ungarn, sowohl von Redaktionen öffentlicher ungarisch-nationaler Blätter, als von vielen einzelnen Nichtdeutschen; — insbesondere aber auch aus — Italien, beispielsweise von der „Gazetta di Firenze", dann von jener des „Diavolletto" in Triest, einem spezifisch-italienischem Blatte, — Kundgebungen der größten Sympathie und die bereitwilligsten Anerbietungen zugekommen sind, „die Interessen des nationalen Festunternehmens in jeder Richtung kräftigst fördern zu wollen."

Dem Zentralkomite sind bereits von mehreren Eisenbahnverwaltungen Zuschriften bezüglich der Fahrpreisermäßigungen zugekommen. Die Direktion der k. k. priv. Südbahn in Wien, die Direktion der Graz-Köflacher- und jene der Frankfurt-Hanauer Bahn gewähren den Festtheilnehmern gegen Legitimirung mit Bundesmitgliedsoder Festkarte die Begünstigung des halben Fahrpreises für die Zeit vom 15. Juli bis 15. August d. Js.; erstere jedoch nur für die zweite und dritte Wagenklasse.

Der Plan für die Situation der verschiedenen Gebäude und Räumlichkeiten auf dem Festplatze wurde über Antrag des für den bezüglichen Entwurf eingesetzten Subkomite's vom Zentralkomite nunmehr definitiv genehmigt. Die prachtvollen Baumgruppen, welche den Festplatz umgeben, sind in den Plan miteinbezogen und werden zur Herstellung parkähnlicher Anlagen benützt werden.

Unter den von den Konkurrenten für die Lieferung von Festbechern vorgelegten Mustern wurden jene der Gebrüder Resch in Wien, sowohl in Bezug auf Zeichnung und Ausführung, als auch auf den Preis, als die entsprechendsten erkannt. Dombaumeister Schmidt

hat es bereitwilligst übernommen, die betreffenden Zeichnungen noch künstlerisch zu ergänzen und theilweise in den Details umzugestalten, und wird sodann bezüglich der Ausführung mit der genannten Firma abgeschlossen werden. —

Von den Entwürfen für die Prägung der Festthaler wurde jener von dem bewährten Künstler Seidan angenommen. Nach diesem Entwurfe, welchen die Herren Schmidt und Ferstel übrigens noch korrigiren werden, wird sich auf der Aversseite der Festmünze die Germania, welche das deutsche Schild an einer Eiche aufhängt, zeigen, im Hintergrund die Stadt Wien mit dem Kahlenberg; endlich die Umschrift: „Wir wollen sein, ein einig Volk von Brüdern." Auf der Reversseite wird das historisch nachweisbare Wappen der Stadt Wien angebracht. Die Umschrift lautet hier: „Drittes deutsches Bundesschießen. Wien 1868", und unten folgt noch die Bezeichnung „1 Thaler."

Herr Seidan übernimmt auch die Ausführung der Prägestempel.

Das Zentralkomite hat beschlossen, daß für das, ebenfalls in diesem Jahre zu Ende Juni stattfindende dritte nordamerikanische Bundesschießen Namens der Gesammtfestkomite's für das dritte deutsche Bundesschießen eine Ehrengabe gewidmet werde.

Professor Dr. Mittermaier aus Heidelberg hat eine persönliche Ehrengabe, bestehend in einem Revolver im Etui, angemeldet.

Nachträglich bemerken wir, daß von der Schießkommission, welche im Oktober v. Js. zur Feststellung der Schießordnung hier in Wien tagte, bei dem Abschiedsfest-Souper ein namhafter Geldbetrag durch Sammlung aufgebracht worden ist, welcher Betrag die Widmung für eine Festgabe erhielt. Es ist diese Spende somit eigentlich die erste Festgabe, welche dem Komite angemeldet wurde.

Die neun Bezirke Wiens werden behufs der Durchführung aller auf die Sicherstellung der Unterbringung der Festgäste Bezug habenden Angelegenheiten in Sektionen eingetheilt und für jede Sektion — Subkomite's aus 2—3 Mitgliedern gewählt, welche unter der Leitung der dem Wohnungskomite angehörigen Herrn Bezirksvorstände oder deren Stellvertreter die bezüglichen Geschäfte besorgen. — Im vierten und siebenten Bezirk ist diese Eintheilung und die Wahl der Subkomite-Mitglieder bereits vollzogen, und haben sich die angesehensten Bürger zur Uebernahme dieser mühevollen und schwierigen Arbeiten willigst bereit erklärt.

Das Londoner General-Postamt.

(Schluß.)

Die unbestellbaren Briefe vom ganzen Königreiche werden in ein eigens dafür eingerichtetes Departement (der General-Post gegenüber) abgeliefert; dieselben belliefen sich im Jahre 1865 auf 3,518,000. Der Ursachen hievon gibt es viele und es erscheint kaum glaublich, daß z. B. im Jahre 1865 12,000 Briefe ohne Adresse zur Post gebracht wurden und daß diese Briefe Werthgegenstände, wie Cheques, Kassenscheine und Geld, zum Belaufe von 3700 Lstr. enthielten. Ja Einmal wurde die Summe von 5000 Pfd. St. in Kassenanweisungen in einem an den beiden Enden offenen Packete gesendet, obendrein unrichtig adressirt! Die Naivetät einzelner Adressaten setzt zuweilen selbst die sog. „blinden Leute" (blind men, eigens dafür angestellte Leute (Adressen zu entziffern) in Verlegenheit, denn wie konnten sie wohl den Adressanten ausfindig machen, an den ein Brief, mit einer Brille darin gerichtet war, der die Aufschrift trug: „Meinem theuren Vater in Yorkshire, in dem weißen Häuschen mit dem grünen Geländer." Schlechte Kalligraphie und Orthographie verhindern sehr oft das richtige Bestellen der Briefe. Personen ohne Erziehung machen die Adresse auf einem Briefe oft in einer Zeile, ohne irgend eine Interpunktion, oder sie lassen die Hälfte der Adresse aus, oder kritzeln etwas darauf, was mehr Hieroglyphen als Schrift ähnlich sieht. Viele unwissende und abergläubische Personen haben eine sonderbare Idee von demjenigen Departement der Generalpost, in welchem die unbestellbaren Briefe abgeliefert werden und das den Namen „Dead Letter Office" (todte Briefe-Bureau) führt. Sehr häufig kommen Briefe an den Sekretär dieses Departements mit der Bitte, man möge den Schreibern doch keine Briefe aus dem „Dead Letter Office" wieder zurücksenden, da dieselben den Tod in das Haus brächten. Eine Person, die sich beklagt hatte, daß 24 Personen in der Nachbarschaft gestorben seien, seitdem ein solcher Brief ihr zurückerstattet worden, bittet den Sekretär, daß er in Zukunft alle derartigen Briefe verbrennen lassen möge, anstatt sie ihr zurückzusenden. Wie es scheint, glauben diese Leute, daß der Chef dieses Departements mit Gevatter Tod in unmittelbarer Verbindung steht und Briefe von und für ihn versendet. Alle unbestellbaren Briefe werden, nachdem sie eine Zeitlang in dem Postamte behalten worden sind, um den Adressaten Zeit zu geben, dieselben zu reklamiren, von den Behörden geöffnet und, wenn dies möglich, den Absendern wieder zugeschickt.

Von den 600,000,000 Briefen, welche jährlich durch die Generalpost befördert werden, gelangen nur 3,000,000 nicht an ihre Adresse, oder in anderen Worten, nicht mehr als 1 Brief in 200, oder ein halbes

Prozent. Unbestellbare Briefe, welche Werthgegenstände enthalten, so wie Bücher, werden zwei Jahre lang aufbewahrt, und, wenn nicht reklamirt, in öffentlicher Auktion versteigert. Der Erlös fällt der Lebensversicherungsanstalt für Postbeamte anheim. Die Revenuen der Post sind jährlich im Steigen begriffen. Nach dem letzten amtlichen Bericht, welcher vom Jahre 1867 datirt, belief sich die Netto-Einnahme auf Lstrl. 1,482,522. Der Reingewinn kann jetzt, nach der bisherigen Ratio der Einnahme zu urtheilen, nicht weniger als Lstrl. 200,000 sein, und der ehemalige General-Postmeister, Lord Stanley of Alderslep, ist der Meinung, daß in wenigen Jahren die Post eben so viel einbringen wird, als die Einkommensteuer.

Mannigfaltigkeiten.

In Darmstadt verstarb am 7. ds. in Folge eines Schlaganfalles der Oberregisseur und Hofschauspieler, Ferdinand Pirscher, im 62. Lebensjahre, nachdem er länger als 30 Jahre beim dortigen Hoftheater gewirkt hatte.

Ganz England ist wochenlang in Bestürzung und Aufregung gewesen über das räthselhafte Verschwinden des Geistlichen Speke. Man glaubte an Mord oder gewaltsame Entführung. Die Blätter waren voll der abenteuerlichsten Hypothesen, Belohnungen waren bis zu 500 Livre angesetzt. Plötzlich tauchte der Vermißte wieder auf, und zwar in einer Weise, die dem hochwürdigen Herrn nicht zur Ehre gereicht. In Pastow, einem Marktflecken und kleinen Hafen in Cornwall, wurde am Freitag ein Viehtreiber, der eine bedeutende Summe Geldes bei sich führte, verhaftet, weil die Polizei ihn für einen von Hull aus verfolgten Schwindler Namens Ayre hielt. Es fand sich bald, daß dieser Verdacht falsch war; doch fand sich dafür auch, daß der Mann mehrere Verkleidungen in seinem Gepäck hatte, daß seine Manieren nicht zu seinem Anzuge stimmten, endlich, daß sein Aeußeres an das Signalement Spekes erinnerte. Nach langem Zögern gestand er, daß er der Gesuchte sei. Er befindet sich in Gewahrsam der Polizei zu Bhodmin. Sein Benehmen war durchaus das eines vernünftigen Menschen. Es wurde sofort der Londoner Polizei und den Verwandten des Wiedergefundenen Mittheilung gemacht. (Dieser Geistliche, welcher vor mehreren Jahren schon einmal wochenlang verschwunden war, ist ein Bruder des bekannten Afrika-Reisenden Speke.)

Wie man der „D. Volksztg." aus Frankfurt meldet, stammt eines der 1517 Ruhekissen, die dem König Georg zu seiner silbernen Hochzeit gewidmet wurden, aus Frankfurt. Auf dem Kissen von weißem Atlas mit goldenen Schnüren und Quasten, dem ein Kranz in weißgelben und weißgrünen Farben beilag, stehen in Goldschrift die Verse des Harfners aus Goethe's „Wilhelm Meister":

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Der Brief motivirt die Gabe aus Frankfurt damit, daß König Georg der erste deutsche Fürst gewesen sei, der 1000 Thaler zum „Freien Deutschen Hochstift" spendete.

Die „Dorfzeitung" schreibt: Schöner noch als das Lied vom braven Mann ist das Lied vom braven 8. Jägerbataillon in Straubing. Im Jahre 1866 stand es bei Roßbrunn gegen die Preußen und verlor tapfer kämpfend 3 Offiziere und 140 Mann. Am 19. Februar d. Js. veranstaltete dasselbe Bataillon, Unteroffiziere und Spielleute, eine theatralisch-musikalische Unterhaltung für die Ostpreußen und schickte ihnen als Ertrag 130 fl. — Jeder Leser reicht den Braven die Hand: „Gott grüß Dir, Bruder Straubinger!"

In New-York wurden während des verflossenen Jahres 58,943 männliche und 21,589 weibliche Personen, im Ganzen also 80,532 (10 wegen Bigamie, 425 wegen Einbruchs, 125 wegen Fälschung, 17,709 wegen Trunkenheit, 9428 wegen Trunkenheit, verbunden mit unordentlichem Betragen, 2128 wegen bedeutender Diebstähle, 4785 wegen kleiner Diebstähle und 53 wegen Mord) verhaftet.

Charade.

Bist du mit meinem Ersten zart begabt,
So wird dir sein Genuß oft Himmelsträume wecken;
So süß das Zweit' und Dritte labt,
So bitter soll das Ganzen schmecken.

Auflösung des Räthsels in Nr. 53:
Mondschein.

Richtig gelöst von G. T.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 57 Dienstag, 10. März 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

„Reden Sie nicht so, Großmutter!" sagte Joe; „Sie tödten mich mit diesen Reden. Wie konnt' ich das ahnen? Sie hatten ja immer noch Geld, oder Geldeswerth, wenn wir etwas bedurften. Und vielleicht verhilft uns Jemand zu dem Gepäcke, welches wir am Abend unserer Ankunft auf dem Zollamte abgeben mußten, und das wir seither nicht wieder bekommen haben, weil Wenzel die Scheine hatte. Ich habe heute Mr. Stark gesehen, ich kenne seine Wohnung, ich will ihn aufsuchen, und er wird gewiß wieder sich Ihrer erinnern und uns behülflich sein, daß wir nicht zu Grunde gehen müssen. Die Leute hierzulande sind freilich sehr seltsam. Als ich im Gesandtschaftshotel nach Mr. Stark fragte, wollte ihn Niemand kennen; aber der Groom sandte mich in einen Stadttheil, wo ich ihn doch sah. Vielleicht haben Sie nur seinen Namen nicht recht gehört, Großmutter, aber glauben Sie mir, ich finde ihn wieder auf, — ich schaffe Ihnen Hülfe, ich habe hier schon gute Menschen getroffen, und der liebe Vater im Himmel wird uns auch nicht verlassen. Spricht er nicht zu uns in seinem Bibelworte: Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zween Pfennige, und doch ist vor Gott derselbigen keiner vergessen? Darum fürchtet euch nicht, denn ihr seid besser denn viele Sperlinge!"

„Ach das sind leere Wort!" rief Mrs. Walden. „Sie trösten mich nicht mehr, denn all mein Gebet war bisher vergeblich; man möchte zweifeln an der Vorsehung, wenn man sich in mein Unglück hineindenkt. Womit habe ich dieses Elend verschuldet? War ich nicht allzeit fromm und mildthätig, und gab den Armen nach meinem Vermögen?..."

So jammerte sie noch fort, aber Joseph gewann es nicht über sich, diesem Auftritt länger anzuwohnen. Die stolze Großmutter betteln! für sie und ihn keine andere Wahl mehr als Hungertod oder der Aufruf fremden Mitleids! So jung er war, er fühlte doch schon das Schauderhafte ihrer augenblicklichen Lage, auch ohne die Tragweite der Folgen bemessen zu können. Die Wucht des Unglücks drückte ihn fast darnieder. Er floh hinaus in einen dunklen stillen Winkel, sich auszuweinen; er betete, wie ihn einst die Mutter gelehrt, und das kindliche Vertrauen auf Gott fand in der jungen Brust die rechten Gedanken und schlichten Worte dafür. Das Bewußtsein ihrer bittern Lage, das Gottvertrauen stärkten ihn. Vielleicht, dachte er, vielleicht kann ich mich nützlich zeigen, vielleicht gelingt es mir, durch Koloriren einige wenige Kreuzer zu verdienen, welche für unsern Unterhalt hinreichen; vielleicht helfen uns gute Menschen, der Graf Scheideck, oder Mr. Stark, wenn ich ihn wieder ausfindig machen kann. Darum nur gehofft, armer Joseph; war ja Dein Namensbruder im Alten Bunde auch nur ein Knabe, und doch zu hohen Thaten berufen, und der Knabe David erschlug ja den mächtigen Riesen; und bei Gott ist ja kein Ding unmöglich! — Das erhob, das stärkte ihn. Er suchte seine Farben vor aus dem wenigen Rest des Gepäckes, wovon sie sich noch nicht getrennt hatten; — ein Glück, daß er sie noch besaß, denn sie waren schier zu werthlos, um einen Erlös zu bieten, und wären in diesem Fall längst dem Tandler verfallen gewesen. Er setzte sich vor seine Bilder, und malte, und ein treues Auge, ein natürlicher Instinkt ließ ihn die Farbentöne des Originals deutlich und getreu ablauschen, und auf die Kopie übertragen. Erst die Dunkelheit unterbrach seinen Fleiß, die früheste Morgenstunde sah ihn wieder am Fenster vor seiner Arbeit, und als die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht, überschaute er mit stiller Freude und innerer Befriedigung das nahezu vollendete Bild.

Die Stunde nahte nun, wo ihm Graf Scheideck ein Stelldichein gegeben. Joseph bat die Großmutter um Erlaubniß, in die Stadt gehen zu dürfen, um zu versuchen, ob ihm der Bilderhändler auf diese Probe seiner Kunstfertigkeit nicht einige Arbeiten anvertraue. Mrs. Walden lächelte ihm bitter und zweifelnd ins Gesicht. Er sah die Großmutter verwundert an, und es schmerzte ihn, glauben zu müssen, ihr Zweifel könnte ihm gelten. Aber dennoch ging er; er wartete vor dem Bilderladen auf den Grafen lange, lange; er blickte sich erwartungsvoll nach allen Seiten um, ob er nicht den Campagnerock und die Schirmmütze eines Offiziers erblicke. Endlich kam der Graf, aber in bürgerlicher Kleidung, die ihn besser kleidete und in welcher ihn Joseph nicht eher wieder erkannte, als bis ihn Graf Scheideck ansprach.

„Nun, mein kleiner Gentleman," redete er ihn freundlich in englischer Sprache an; „Du hast pünktlich Wort gehalten, — ich danke Dir. Aber laß uns in den Laden hier treten, — ich bringe Dir einen neuen Auftrag!" Und da er die kleine Mappe bemerkte, welche Joseph unterm Arme trug, fragte er ihn nach dem Zweck derselben, und verlangte theilnehmend die Malerei zu sehen, welche Joseph mitgebracht. Diese Arbeit eines so jungen Menschen überraschte ihn durch ihre Vollendung; war sie auch Kopie, war sie doch keine ängstlich maschinenmäßige, sondern eine freie Arbeit, den Schwung, die ersten Regungen eines sich entwickelnden schönen Talentes verkündend. Graf Alfred belobte ihn und ermuthigte seinen Fleiß. „Uebe Dich nur, mein lieber Knabe," sagte er; „Du hast schöne Anlagen und kannst es weit bringen; Herr Müller, der Besitzer dieses Ladens, soll Dir alle mögliche Unterstützung angedeihen lassen, deren Du bedarfst. Die Kosten davon decke ich gerne, mein artiger Kleiner!"

„Sie sind so gütig, Mylord!" versetzte der Knabe mit seltsam froher Rührung. „Der liebe Gott lohne es Ihnen — ich kann es nicht. Aber wenn ich so unbescheiden sein dürfte, eine Bitte an Sie zu thun..."

Der Graf versprach im Voraus deren Gewährung, und Joseph bat ihn nun um seine Fürsprache bei dem Bilderhändler, daß ihm dieser eine Beschäftigung und Gelegenheit ertheile, mit seinem Malen eine Kleinigkeit zu verdienen, falls man seine Arbeit schon eines Lohnes würdig halte.

„Wie, mein Kleiner?" rief der Graf; „Du bist schon geldsüchtig?"

So freundlich dieser leichte Vorwurf auch gemacht ward, bereitete er dem Knaben eine tiefe Verlegenheit, und trieb ihm Wasser in die Augen. „O, nicht doch Herr Graf!" stammelte er. „Es ist nicht für mich; aber meine arme Großmutter ist krank, und unsere Geldmittel sind knapp, und wir möchten vielleicht einmal an einem Sparpfennige froh sein, wenn unverhoffte Noth einträte . . ." Er gewann es nicht über sich, dem freundlichen Gönner zu sagen, wie groß die Noth schon jetzt seie; — das wäre ja beinahe wie Betteln erschienen.

„Nun, das ist ein Anderes, mein Lieber;" versetzte Graf Alfred gerührt. „Diese Fürsorge für die Zukunft macht Deinem Verstand und Deinem Herzen Ehre. Ich will deinetwegen mit dem Besitzer dieses Ladens reden, und ihm Deine Probe zeigen. Willst Du nun mir einen Freundschaftsdienst dagegen leisten? — Du kennst die Dame, der Du gestern die Blumen übergabst?"

„Fräulein v. Granthal? Ei gewiß!"

„Und Ihre Wohnung in der Vorstadt Landstraße?"

„Ein großes Haus, von hier aus auf der linken Straßenseite, mit einem italienischen Balkon voll Blumen und Vogelkäfigen?"

„Dasselbe; und Du warst wohl schon darin?"

„Nicht doch, aber ich sah sie gestern mit einem hageren schwarzen Herrn in die Kalsche steigen, und den Herrn erkannte ich."

„Herrn v. Grinding? Du kennst ihn also?" fragte Graf Alfred betreten.

„Ich weiß nicht, ob er wirklich so heißt, obwohl ihn mir eine alte Frau auch so nannte. Als er meine Großmutter besuchte, nannte er sich Mr. Stark, deutscher Sekretär der Gesandtschaft Sr. britischen Majestät; aber er ist seither nicht wieder dagewesen, und habe ihn auch nicht auffinden können. Selbst in der Gesandtschaftskanzlei in der Löwelgasse wußten sie nichts von ihm!"

„Du irrst Dich wohl in der Person, mein Knabe!" sagte Graf Alfred verwundert. „Der Herr, welcher gestern mit Fräulein v. Granthal fuhr, war ein Herr v. Grinding, — ein hagerer Mann..."

„Mit einem düstern stechenden Blick, dem man nicht gerne begegnet; auch hinkt er ein wenig! Ei, ich kenne ihn wohl, und es ist derselbe, der unter dem Namen Stark oder Schark sich bei der Großmutter einführte, und Namens der englischen Gesandtschaft uns versprach, daß er uns wieder zu unserem verlornen Gepäcke und den anderen Sachen verhelfen wolle. Die Großmutter gab ihm die Papiere, welche sie noch hatte, um unser gutes Recht zu beweisen und uns zu legitimiren; aber er ist nicht wieder gekommen, und ich bin recht bange, seit ich weiß, daß er zwei Namen führt!"

„Seltsam!" sagte Graf Alfred kopfschüttelnd und sehr verwundert. „Dahinter steckt Etwas, das mir verdächtig ist!" — Er schien sich eine Weile zu besinnen, dann fragte er: „Und Du weißt also wirklich sonst Nichts von ihm?"

„Nein, — doch ja, jene alte Frau sagte mir: er sei der Verlobte der schönen Dame, welcher er gegenüber saß."

(Fortsetzung folgt.)

Der Sonnenwendtag und seine Geheimnisse.

Der Tag der Sonnenwende ist in Oberösterreich ein gar wichtiger Tag, und wer gerade den rechten Augenblick wahrnimmt, in welchem sich die Sonne zur Tagesabnahme wendet, der kann die „Natur beschwören", „in die Zukunft sehen" und „Geschehenes ungeschehen machen". Die Natur beschwören. Das geht so zu: Der Bauer macht an einem Eck seines Korn- oder Haferfeldes, um welches ihm der Schauer und anderes böse Wetter — das gewöhnlich erst im August kommt — viel Angst macht, ein Feuer an, streut Weihrauch von der Christnacht und Weihholz vom Palm-

sonntag hinein und überdeckt das nun auflodernde Feldfeuer mit grünen Reisern und anderen feuchtem Zeug Natürlich wird das hübsch kreuzweise gelegt. Hernach wird folgender kräftiger Spruch gebetet:

O heiliger Johanni und Donati,
Behütet unser Feld und unser Vieh
Von Blitz und Donner und Schauertoben,
Auf daß wir euch immer und ewiglich loben. Amen.

Auf diese Art nun wird die Natur ganz sicherlich beschworen. Vom Feuer steigt dichter geweihter Rauch, welcher sich mit den Wolken verbindet und dieselben also nothwendig auch geweiht macht. Und die geweihten Wolken können ja nicht schaden! In die Zukunft sehen. Das gilt natürlich für Mädchen, die noch nicht verliebt sind, aber gerne wissen möchten, wer ihr künftiger Mann wird u. s. w. Da begibt sich nun „das Diandl“ zu einem Teich oder einem anderen Wasser, welches rein spiegelt. Und wenn es den rechten Augenblick der Sonnenwende trifft, so sieht es unten im klaren Wasser seinen Zukünftigen. Da hat sich vor ein paar Jahren in unserer Gemeinde ein artiges Geschichtchen zugetragen. Der Zierdorfer Sepp ist in die Berger Nani verbrennt und hat keine Courage, ihr sein Verbrenntsein mitzutheilen. Halt! denkt er, die geht gewiß am Sonnenwendtag zum Lahmteich hinaus, um ihren künftigen Liebsten zu sehen; da geh' ich auch hin. Ich weiß ja, daß der Teich nur von einer Seite zugänglich ist, dort steige ich auf die große Linde und seh so herab, daß ich mich im Wasser spiegle. Gut, der Sonnenwendtag kommt und der Sepp geht richtig zum Abendläuten hinaus und steigt auf die alte Linde. Nicht lange, so kommt auch, wie er es vorausgesehen, die Nani, stellt sich nahe ans Ufer unter den Baum und schaut mit klopfendem Herzen in den Spiegel der Zukunft. Der Sepp beugte sich jetzt durch die Aeste gegen den Boden, doch die Nani will ihn nicht sehen. Da legt er sich auf den Ast noch weiter hinaus — krach! bricht derselbe und der Zierdorfer Sepp zappelt vor Nanis Augen im Wasser. Sie ist halb zu Tod erschreckt. Er zappelt sich mit großer Noth an das Ufer, doch seine Liebe ist im Wasser nicht zu Wasser geworden und die Beiden werden ein Paar. Endlich das Geschehene ungeschehen machen. Es geschieht nicht selten, daß ein Kind aus Eigennutz der Eltern oder einem anderen Grund dem Liebchen entsagen soll, wenn es anders nicht enterbt oder verflucht sein will. Das geht dann bei wahrer Liebe oft schwer oder gar nicht. Die Getrennten beginnen vor Gram zu siechen und sterben bald hin. Da gibt es nun aber ein gutes Mittel. Man geht am Sonnenwendtag, wenn die Sonne untergegangen ist, in den Wald hinaus, nimmt vom Liebsten, dem man entsagen soll, ein Haarbüschel, eine Blume oder sonst ein Geschenk und Gedenken von ihm, wühlt mit einem Sargnagel die Erde auf und bei dem Spruche:

Liebe ich hab' Dich,
Lieb' ich begrab' Dich,
Vergeh' mir vom Herzen
Mit Treuen und Schmerzen!

wird dasselbe nun begraben. So eine Liebe dann, wenn sie gut und recht begraben ist, wird im Herzen nicht mehr verspürt und Jedes kann sich einen anderen Gespons nehmen. Nicht selten aber wächst, wo die Liebe begraben, ein Vergißmeinnicht empor, und das ist nicht gut! Da war die Liebe schlecht vergraben. Seitdem aber am letzten Sonnenwendtag des Waldtonis Marie und der Jäger Franz, die sich gar innig, aber hoffnungslos liebten, ihre gegenseitige Liebe vergruben und nach dem Begräbniß im Walde zufällig zusammenkamen, weinten, lachten und sich küßten, bis die Eltern dazu kamen und die Kinder doch noch heirathen ließen: seitdem glaubt man nicht mehr recht an das Liebvergraben und man nimmt sich aller Orts lieber gleich, wie man sich gerne hat. Das sind die Geschichten und Geheimnisse des Sonnenwendtages, und wie man sie einst beim Spinnrocken erzählte, gab es noch viel mehr, mitunter recht schreckliche, aber auch lustige. Doch, seitdem die Sonne ihre Flecken bekommen, scheint sie trotz aller Wendungen bei den Geistern und anderen geheimnißvollen Mächten all ihren Kredit und Zauber verloren zu haben.

Es denkt ein Vater Dein.

Wenn die Nacht der Sorgen
Auf Dich niedersinkt,
Und kein Stern der Hoffnung
Dir entgegenblinkt,
Dann mög' Muth, Vertrauen
Dir der Trost verleih'n:
„Ueber jenen Sternen
Denkt ein Vater Dein!“

Wenn die Last des Kummers
Niederbeugt Dein Haupt,
Und des Schicksals Tücke
Dir das Liebste raubt;
Dann blick' auf zum Himmel,
Du stehst nicht allein:
„Ueber jenen Sternen
Denkt ein Vater Dein!“

Wenn der Hauch des Todes
Deine Stirne küßt,
Und zum ewigen Schlummer
Sich Dein Auge schließt;
Dann mög' der Gedanke
Dein Begleiter sein:
„Ueber jenen Sternen
Denkt ein Vater Dein!“

Mannigfaltigkeiten.

In Berlin trug sich am 1. März Nachmittags auf dem Wege nach dem Gesundbrunnen in der Brunnenstraße folgender komischer Vorfall zu: Ein Blinder, der als Leiter einen Hund an einem Stricke neben sich hatte, stand an einem Baume und bettelte, als plötzlich ein Knabe vorbeieilte, rasch den Strick mit einem Messer durchschnitt und den Hund, einen wunderschönen Pudel, an dem abgeschnittenen Strick fortzog. Kaum war jedoch dieß geschehen, als unser Blinder, die Augen sich ein wenig reibend, aufsprang, dem Diebe nachlief, ihn mit einem Stocke tüchtig durchprügelte, dann mit seinem Pudel zurückkehrte, den Strick zusammenknüpfte und in aller Ruhe wieder seine Rolle als Blinder aufnahm.

Bei einem in Stuttgart zu Ehren des Geburtstages Washingtons stattgefundenen Banket machte ein Amerikaner darauf aufmerksam, daß die Zahl der nach Amerika ausgewanderten Württemberger und ihrer Nachkommen wohl 1,800,000 betrage, also eben so groß sei, wie die ganze Bevölkerung des Königreichs Württemberg.

Der Petroleum-Millionär Steele in Amerika dessen Einkommen sich vor etwa 3 Jahren auf 2000 Dollars per Tag belief, arbeitet jetzt als Fuhrknecht in den Oeldistrikten, die meist sein Eigenthum waren.

Räthsel.

Die Kinder.

Knabe lärmt in seiner Kammer,
An der Thüre klopft er an,
Alles schläft, wie du auch schlägst den Hammer,
Armes Kind! dir wird nicht aufgethan.

Ach, du hast nicht Rast, du hast nicht Frieden,
Klopfest wohl bei Tag, wohl bei der Nacht.
Bist durch schwache Riegel nur geschieden,
Sprengtest gern die Thür des Riegels Macht.

Sitzen hoch im Haus zwei Mädchen kleine,
Sind so sanft, so mild, so wunderschön,
Mußten durch die weißen Fensterscheine
In Geduld und Ruhe niedersehn.

Fühlt der Knab' in seiner Kammer Freude,
Theilen diese lächelnd sein Gefühl,
Klopft er ängstlich aber und im Leide,
Ach, dann weinen sie der Thränen viel.

Mädchen weinen wohl bei Tag und Nacht,
Wenn sich härmt der liebe Knabe klein,
Klopft und blutet er bei jedem Schlage,
Oeffnet Niemand ihm den Kerker sein.

Und fürwahr auch das muß ich euch sagen,
Seufzen, bluten mag der Knabe lang,
Doch kann er den Hammer nicht mehr schlagen,
O dann ist uns um sein Leben bang.

Lange können wohl die Mädchen, kleine,
Sitzen in des schönen Hauses Höh'n,
Und durch ihre weißen Fensterscheine
Lächelnd bald, bald weinend niedersehn.

Doch in Lieb' sind sie dem Knab' ergeben,
Drei Geschwister wohl in Freud' und Noth,
Kann der süße Bruder nicht mehr leben,
Ach, dann sind auch beide Schwestern todt.

Und auch das fürwahr muß ich euch sagen,
Ging das Leben dieser Schwestern aus,
Kann der Knab' den Hammer nicht mehr schlagen,
Niederstürzt alsdann das ganze Haus.

Wer nicht weiß den Bruder mir zu nennen,
Nicht, wen durch die Schwestern ich gemeint,
Ach, der fühlte nie des Schmerzes Brennen,
Ach, der Glückliche hat nie geweint.

Auflösung der Charade in Nr. 54:

Auf „Ahnen" ist gar Mancher „stolz", und das mit Recht,
Sie bahnen ihm den Weg zu Würden und zu Ehren;
Vermischt sich noch damit, alt-adelig Geschlecht,
So wird dieß diesen „Stolz" — bedeutend noch vermehren.
Meine „Ahnen" reichen auch zurück —
Weit, weit, selbst bis auf Adams Zeiten! —
Doch heg' ich keinen „Ahnenstolz" — ich war in diesem Stück
Von jeher, sehr bescheiden.
Auch liegt für mich ja kein Verdienst darin:
Daß ich so ahnenreich geboren bin.

M. M.

Gleich richtig gelöst von G. T.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 58 Mittwoch, 11. März 1868.

Das Leichenbegängniß des Königs Ludwig I.

München, 9. März.

Die hoffentlich das Frühjahr einleitenden Stürme wehen ununterbrochen fort. Ueber den weiten Maximiliansplatz ist es fast gefährlich zu gehen, man darf schon fest auf den Füßen stehen, um nicht im eigentlichsten Sinne des Wortes fortgeweht zu werden. Dazu ist heute der Wind schneidig kalt und die Erde gefroren. Dennoch wandeln mit uns schon früh Viele die Karlsstraße hinauf, um die Dekoration zu sehen, welche die Basilika für die bevorstehende ernste Feierlichkeit der Beisetzung des Königs Ludwig I. angelegt hat. Wir treten in das rechte Portal und stehen vor dem Sarkophag, den der verewigte Monarch sich schon bei Lebzeiten machen ließ. Der massive Deckel des riesigen Steinsarges ist abgehoben. Das Grab hat seine Marmorkiefern bereits geöffnet. In der Mitte der Kirche erhebt sich der riesige Katafalk. Mit schwarzem Sammt bekleidet, baut er sich treppenartig auf. Auf jedem Absatz riesige silberne Leuchter und eine Fülle des herrlichsten Blumenflors. Zu oberst die Krone und die Insignien des Herrschers, an den Seiten die Insignien der bayerischen Hausorden. Auf den 4 Seiten des großen Vierecks halten vier gekrönte Löwen je einen schwarzen Schild, auf dem mit goldenen Buchstaben der Namen und die Geburts- und Sterbensdaten des verblichenen Königs glänzen. Um das große bayerische Wappen an den Seiten schlingen sich frische grüne Kränze. Rund herum sind schwarzüberzogene Gebetstühle für die Begleitung, unten am Altar stehen die schwarzen Fauteuils für die höchsten Herrschaften. Seltsam, das Alles macht doch nicht den Eindruck, den sonst die düstere, starre Majestät des Todes macht, wenn er seine Feste begeht. Der reiche herrliche Blumenflor sänftigt das traurige Schwarz des Katafalks und die Gold- und Farbenpracht der wunderbaren Kirche dominirt im frischesten Leben und läßt den Schmerz nicht aufkommen. Es ist ein Schauplatz, dem freudigen Griechenthum des Verblichenen angemessen und würdig, hier in diesen schönen, wonniglichen Räumen, die Blüthenduft durchzieht, sollen die Klagen um den Verstorbenen sich sänftigen, die Gebete sich zum Himmel schwingen. Hier in dem herrlichen Gotteshause, das sein religiöser Sinn einst dem Herrn baute, hier ist seine würdige Ruhestätte. Hier mag der müde König schlummern in seinem marmornen Sarkophag, eingewiegt von Orgelklängen, bis zum letzten der Tage. Der Tod hat in jüngster Zeit eine reiche Ernte im Hause Wittelsbach gehalten und ein Königsbegräbniß ist den Münchenern kein seltenes Schauspiel. Zwei hohe Frauen, die Prinzessin Luitpold und die Herzogin Sophie, Frau des Herzogs Karl Theodor, und zwei Könige im besten Mannesalter, stiegen vorher in die Gruft, während an dem greisen Fürsten der Tod vorüberging, als ob er ihn vergessen. König Ludwig I. verstand aber auch die Kunst des Lebens, seine Diätik soll eine bewundernswerthe und die Strenge, mit der er sie durchgeführt, eine unerbittliche gewesen sein. Dennoch aber muthete sich der hochbegabte Fürst doch zu viel zu, als er Paris besuchte, und soll die Reise dahin, namentlich aber der angreifende Besuch der Industrieausstellung der erste Anlaß der Krankheit gewesen sein, welche nur wenige Monate später so schnell zum Tode führte. Als die ersten Nachrichten nach München kamen, daß sich am König Anschwellungen der unteren Extremitäten zeigten, wußte man schon, daß man in kurzer Zeit den dritten König zu begraben haben würde. Wie sich aber der sterbende König seiner Münchener erinnerte und ihrer mit Liebe gedachte, so dachten die Münchener wieder ihres sterbenden Königs und jede Nachricht aus Nizza wurde mit Spannung aufgenommen. Als dann das Unvermeidliche bekannt wurde, war die Trauer groß, trotzdem der König in letzter Zeit eigentlich wenig mehr in München war und sich vom öffentlichen Leben ganz zurückgezogen hatte. Gestern Nacht nun regierte ein Sturm, so furchtbar, wie nur je einer über unsere Hochebene hinwegbrauste und trotzdem, trotz der vorgerückten nächtlichen Stunde hatten sich Tausende am Bahnhof versammelt, um die Leiche des Königs zu erwarten und zu geleiten. Das war auch ein Leichenzug ohne Glocken, ohne Kanonendonner, ohne Musick, ergreifend, ernst und würdig. Und wieder heute Mittag wogte schon vor 12 Uhr an ein seltsames Leben in den Straßen. Je weiter die Stunde vorrückte, je mehr ergossen sich aus allen Gassen Ströme von Menschen auf den Maximiliansplatz, die dem sonst so ruhigen großen Platz eine eigenthümlich bewegte Physiognomie verliehen. Alles drängte in die Ottostraße und

zur Briennerstraße herüber und die weitern Zugänge zu derselben waren bald von einer wogenden Menschenmasse bedeckt. Ich ging um halb 2 Uhr fort, um einen Platz zu suchen, fand aber schon die Trottoirs der Briennerstraße, so wie diese selbst gedrängt voll. Die Mauer, welche den Garten des Wittelsbacher Palais abschließt, hatte eine originelle Dekoration von Buben erhalten, welche als kühne Turner und Kletterer den wohlverdienten Preis des schönsten Anblicks genossen. Von den Menschenmassen selbst weiter und weiter geschoben, kam ich bis zu dem Obelisken, dessen Treppenstufen Kopf an Kopf gedrängt voll standen. Unternehmende Packträger hatten aus ihren Brückenwägen Tribünen improvisirt, die gedrängt voller Leute standen. Im ehemaligen Pallavicinischen Palais fand ich endlich ein rettendes Asyl und einen prächtigen Platz, und von hier aus bekam man erst so recht eigentlich einen Begriff von der ungeheuren Menschenmasse, die sich aufgemacht hatte, um das Leichenbegängniß ihres Königs zu sehen, der, wenn er auch nicht mehr ihr Herrscher, so doch bis zum letzten Athemzuge ihr Wohlthäter gewesen. Da fiel der erste Kanonenschuß und unter unserem Balkon ertönte das Trompetensignal, welches anzeigte, daß der riesige Kondukt sich in Bewegung setzte. Um einen Begriff von der Größe desselben zu geben, führe ich an, daß der Zug von Schlag 2 Uhr an ununterbrochen bis halb 4 Uhr vor uns sich vorbeibewegte. Gendarmen und Kürassiere eröffneten den Kondukt; dem folgte ein Schützenbataillon und das Landwehrjägerbataillon, dann der kommandirende Generallieutenant von der Tann mit seinem Stabe, dann Infanterie mit ergreifender Musik, die lange noch von den Propyläen in einzelnen abgerissenen Klageakkorden herüberklang, dann Artillerie, wieder Infanterie, deren gedämpfte, mit schwarzem Tuch überzogene Trommeln die ergreifenden Weisen der Trauermärsche begleiteten. Die Livreedienerschaft des Adels mit Flambeaux, einzelne Fackeln machten Versuche, zu brennen, aber der immer noch herrschende Sturm löschte fortwährend aus, was eben so hartnäckig wieder angezündet wurde. Die Bruderschaften, welche jetzt vorüberzogen, hatten deßhalb auch mit ihren großen Fahnen einen schweren Stand und es sah schier beängstigend aus, wie die armen Träger gegen den argen Wind zu kämpfen hatten. Dann folgte in schier unabsehbarer Reihe das Geschlecht der Zukunft, die studirende resp. schulbesuchende Münchener Jugend. Die ehrwürdigen barmherzigen Schwestern folgten in der unsäglichen Einfachheit des schmucklosen Ordensgewandes. Dann die Livreedienerschaft der k. Prinzen und des Hofes, dann in langer Reihe die Hofoffizianten der Prinzen und der beiden königl. Häuser, die Beamten der Hofstäbe und der Intendanzen, lauter stattliche Gestalten in schönen, prächtigen Uniformen. Weiter folgte die Kirche: der Regularklerus und die Stadtpfarrgeistlichkeit von den nachfolgenden höhern Würdenträgern nur durch die kgl. Hoftrompeter und den Hofpauker getrennt. Unter der hohen Geistlichkeit, die jetzt vorüberzog, konnte ich nur den allverehrten Abt Haneberg und den Erzbischof von München unterscheiden; es waren aber noch 4 Bischöfe im Zuge. Unmittelbar darauf folgten die bekannten 25 Männer in der Gugel, alle mit dem kgl. Wappen und doppelten Kerzen, hinter ihnen die nächste Umgebung des Verblichenen: Leibarzt, Kammerdiener und Hofsekretär. Jetzt rollte langsam der prachtvolle Leichenwagen heran, der den theuren Leichnam trug. Zu beiden Seiten bewachten je zwei weiße trauerumflorte Löwen den Sarg, auf welchem die Insignien des Reichs, Krone, Scepter und Schwert, lagen, — die Krone, die er freiwillig sich vom Haupte genommen, das Scepter, das die jetzt verdorrte Hand einst so fest hielt, und das Schwert, das der nachmalige kunstsinnige Friedens-Fürst in der Jugend so wacker geschwungen. Die Edelknaben, die den Sarg begleiteten, die Kämmerer und die Georgsritter, die das Bahrtuch hielten, die Hartschiergarde, die den Trauerwagen umgab, das alles schwand vor dem Interesse, welches die unmittelbar folgenden Leidtragenden erregten. Die Söhne des Verblichenen, die Prinzen Luitpold und Adalbert, und die jugendfrischen Söhne des ersteren, wie die Prinzen des herzoglichen Hauses in Bayern schritten, tiefen Schmerz in den Zügen, unmittelbar hinter dem Sarg, dann viele andere hohe Herren in glänzenden Uniformen. Erzherzog Albrecht und Herzog von Modena, der Prinz-Admiral Adalbert von Preußen, ein Prinz des hessischen Hauses, kurz alle die hohen Abgesandten der verwandten und befreundeten fürstlichen Höfe in den verschiedenen, charakteristischen Uniformen ihrer Armeen zogen uns zu schnell für das allgemeine Interesse vorüber. Unmittelbar hinter ihnen die gesetzgebenden Faktoren des Staates, die Mitglieder der beiden Kammern, die Abgeordneten in ihrem einfachen dunklen Schwarz würdig abstechend von den goldgestickten Uniformen. Dann folgten in unabsehbarer Reihe die hohen Würdenträger unseres Staates, die Ministerien und die ihnen untergebenen Stellen, alle in den bekannten Uniformen, mit den ernsten Dreimastern. Von dieser Uniformität der Beamtenwelt hoben sich die Professoren unserer Universität in ihren bunten Talaren und seltsamen Kopfbedeckungen um so glänzender ab. Dem Magistrat und den städtischen Behörden hatten sich die Deputationen verschiedener Städte, wie Edenkoben, Aschaffenburg, Mannheim, Salzburg, Passau, angeschlossen, zu denen sich auch Deputationen des germanischen Museums, des Regensburger Dombau-Vereins und der Wiener Kunstgenossenschaft gesellten. Die militärischen Deputationen der verschiedenen Regimenter auswärtiger Armeen, deren Inhaber König Ludwig gewesen, waren schon früher unter der langen Reihe der Offiziere des Kriegsministeriums vorübergezogen. Den unendlichen Zug schlossen wieder Abtheilungen der Infanterie und Artillerie,

dann der Landwehr und endlich die stattlichen Kürassiere. Anderthalb Stunden brauchte der Kondukt bis in die Kirche, wo die Geistlichkeit von St. Bonifaz den Sarg in Empfang nahm. Wenige Tage werden die kirchlichen Feierlichkeiten in Anspruch nehmen, wenige Wochen noch und die Glocken, die alltäglich die Trauer des ganzen Landes verkünden, werden verstummen — das Alles ist vergänglich. Aber unvergänglich ist hier das Andenken, das der Verstorbene sich gegründet.

Einem Berichte der „A. Postztg." über die Transferirung der Leiche des Königs Ludwig I. von Nizza nach München entnehmen wir Folgendes: Die mit dieser Ueberführung betraute Kommission war über Straßburg, Dijon, Marseille in Nizza am 3. März Abends eingetroffen. Am 4. und 5. März lag die Leiche auf dem Paradebett in der Villa Lions, zu dem sich das Publikum herandrängte. Das Antlitz des Verewigten war gar nicht entstellt und von einer außerordentlichen Milde verklärt. Am 5. Nachmittags wurde die k. Leiche einer Obduktion unterzogen und Herz und Viscera in eine Urne deponirt. Freitag den 6. März war der Tag der Exequien, die „mit einer solchen Pracht und Theilnahme der gesammten Bevölkerung gehalten wurden, als gälte es nicht einen Gast, sondern einen eingebornen Fürsten und den besten Bürger Nizza's zu betrauern." Der Kaiser der Franzosen ließ sich durch seinen Generaladjutanten Reille, den Ordonnanzoffizier Edgar Ney und den Kommandanten von Marseille vertreten. Eine Korvette, die Fahnen zu halbem Maste, war von Toulon herübergekommen, hielt vis-à-vis der Villa des Königs und gab fortwährend Trauersalven. Der Sarg des Königs, von rothem Sammt überzogen, hatte das Eigenthümliche, daß ihn acht liebliche Kinder umfaßten, als Engel mit goldenen Flügeln geschmückt. Der Kondukt bewegte sich durch den mit Menschenmassen dicht besetzten Quai hinunter, an dem mit Trauer-Tribünen geschmückten internationalen Kasino vorüber, dessen Ehrenmitglied der König gewesen war, auf den Platz Resetti in die Domkirche. Monsignor Sola, Bischof von Nizza, hielt von einem sehr zahlreichen Klerus assistirt das Requiem. Die Musik wurde von zwei Musikchören sehr vortrefflich ausgeführt, war aber so ziemlich das Gegentheil von dem, was wir bei einem Trauergottesdienst zu hören gewöhnt sind, und unsere choralischen Puritaner würden kuriose Augen oder vielmehr Ohren gemacht haben, wenn sie so viel Opernhaftes hätten vernehmen müssen: man schwamm förmlich in Melodieen. Nach beendigtem fünffachen Libera blieb die k. Leiche im Dome exponirt bis Nachmittag 3 Uhr. Um diese Stunde versammelten sich die Stellvertreter des Kaisers, die obersten Chargen aller Militär-, Zivil-, Munizipalbehörden und Konfessionen, so wie das bayerische Ehrengeleite beim Präfekten, um von der Präfektur in den Dom zu gehen und die Leiche in den Bahnhof zu geleiten. Nach geschehener Benediktion des Monsignor Sola setzte sich der prachtvolle Zug in Bewegung, ganz in der Ordnung, wie Vormittags vorwärtsschreitend über den Platz Massena nach dem Bahnhof und durch unzählige Menschenmassen sich Bahn brechend. Nach kurzem und herzlichem Adieu rollte der Konvoi auf demselben Wege über Marseille, Lyon und Straßburg zurück nach Deutschland. In Kehl, Karlsruhe, Stuttgart und Ulm wurde der Zug mit Trauermusik empfangen und von den Zivil- und Militärbehörden begrüßt.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Der Graf biß sich auf die Lippen und schwieg; aber sein Blick haftete forschend auf dem Knaben, der ihn erwartungsvoll, doch offen anblickte. „Jenun, ich will es wagen!" murmelte er und fuhr dann laut fort: „Ich habe hier einen Brief an das Fräulein v. Granthal zu bestellen, der aber nur in ihre Hände kommen darf, und um welchen besonders jener Herr v. Grinding nichts wissen soll, weil ich vermuthe, daß er mir persönlich abhold ist. Fühlst Du den Muth und die Geschicklichkeit in Dir, diesen Auftrag nach meinem Wunsche zu bestellen?"

„Ei gewiß!" versetzte Joseph lebhaft, denn der Gedanke, mit dem Fräulein reden, und sich ihr erkennen geben zu können, regte ihn sehr an. „Sie sollen mich geschickt und verschwiegen finden; und Herr Stark soll Nichts von mir erfahren, während ich mich nach ihm erkundigen will. Wenn er meine gute Großmutter hintergangen hätte..."

„Mir bangt, es ist etwas Derartiges!" sagte der Graf. „Morgen oder übermorgen sollst Du mir Alles erzählen, lieber Knabe, und ich werde Dir und Deiner Großmutter gerne jede Unterstützung angedeihen lassen, die in meinen Kräften steht. — Hier hast Du den Brief; während Du ihn bestellst, will ich mit Herrn Müller über Dein Anliegen reden, und ich sage Dir zum Voraus die Gewährung Deiner Bitte zu. Nun bestelle Deine Sache geschickt und verschwiegen!"

Joseph ging, die Freude beflügelte seine Schritte; er fühlte nicht die drückende Sonnengluth, den Staub der Straßen, noch den Schmerz in seiner Brust, den ihm das rasche Gehen immer verursachte. Er dachte nur an Eines: an die Freude, die sanfte, schöne, junge Dame zu sehen, in welcher er sicherlich eine Beschützerin finden würde, wenn er sich ihr zu erkennen gäbe als den Knaben, den ihre Pferde einst überrannt. Wenn er ihr das Schicksal seiner Großmutter und das räthselhafte Verschwinden des armen Wenzel erzählte, da bot sie gewiß all ihren Einfluß bei Mr. Stark auf, um diesem die Erfüllung seiner Zusagen gegen Mrs. Wal-

den wieder ins Gedächtniß zu rufen; dann hatte ja vielleicht alles, alles Leid ein Ende.

Inzwischen sprach Graf Alfred mit dem Bilderhändler, der des Knaben Arbeit ebenfalls verwundert betrachtete, und kaum glauben wollte, daß es das Werk eines noch so jungen Künstlers sei. „Der Knabe hat einen seltenen Farbensinn," sagte er; „wenige der Leute, welche sich gewerbsmäßig mit dem Koloriren befassen, haben diesen künstlerischen Instinkt; ich werde ihm gerne einige Aufträge geben!"

„Sie werden mich dadurch zu großem Dank verpflichten," mein Herr!" sagte der Graf. „Ich hoffe, diese Gelegenheit, einigen Ertrag seiner Arbeit zu sehen, wird dem Kleinen ein nützlicher Sporn zu fernerem Eifer sein. Beschäftigen Sie ihn, mein Herr! ich verpflichte mich zur Erstattung aller Kosten für Dasjenige, was Sie nicht für hinreichend gelungen halten, um es veräußern zu können. Ich interessire mich mehr und mehr für den Knaben! Hier einstweilen eine kleine Summe, von deren Verwendung Sie mir gelegentlich Rechnung ablegen können, und die ich gerne wieder erneuern werde, wenn sie erschöpft ist!" — Der Kaufmann war's wohl zufrieden, sagte zu, und der Graf ging. —

In ungemein kurzer Zeit hatte Joseph die Vorstadt erreicht, und sah schon von Weitem das Haus, das das Ziel seiner Wanderung war. Bei all seiner Freude pochte ihm doch das Herz vernehmlich in der Brust und immer lauter, je näher er dem Hause kam. Er hatte sich seinen Plan recht schön ausgedacht, aber je näher der Augenblick des Handelns heranzog, desto bänger und schüchterner ward ihm ums Herz. Nachdem er eine Weile vor dem Hause gezaudert, faßte er endlich den Muth, auf die Klinke zu drücken, aber erschrack gewaltig, als er hörte, wie der Zug an der Thürklinke eine Glocke in Bewegung setzte. Nach einer Weile ging die Thüre auf, und ein kühler Luftzug kam dem erhitzten Knaben entgegen, und schreckte ihn beinahe zurück. Mit unsichern Schritten betrat er die Halle, wo er sich hinter der innern Glasthüre einem dicken stämmigen Kerl von Hausmeister oder Thürsteher gegenüber sah.

„Potz Kreuzbimmelsappermost, was schaffst den Du dahinn, Du ungsegents Kraxnmanndl?" rief ihm der Diener entgegen: „i glaub der jung Herr Baronerl ham a Bettlbriefarl im Sack und wolln da drobn terminirn gehn? Außi, sog' i, oder i wills mit'm Staubbesn heimbisirn. He, was schoffts hier?"

„Ich möchte zu Fräulein v. Granthal," stotterte Joseph.

„Und was wolles beim Fräuln Gnadn schaffn?" rief der Diener mit gesteigerter Stimme.

„Ich... ich bin der Knabe, der an der Jägerzeil unter die Pferde gerathen ist," sagte Joseph. „Ich soll mit dem Fräulein reden."

„Es wollts wohl Schmerzengeld holn? So? Na, mir könnt' da Jeder kommn und mir an Bärn afbindn wolln. Habts Zeugn, daß ös derselbig seid?" hub er sodann sein Verhör mit dem Knaben an, welches zu dem Ergebniß führte, daß er den Knaben die Hintertreppe hinauf in den zweiten Stock wies, wo er nach Franz, dem Lakaien des Fräulein fragen sollte, der ihn dann melden werde. Darauf kehrte der Diener wieder in die Gesindestube zurück, wo eben Kisten und Koffer gepackt wurden. Schüchtern wie ein Dieb stieg er die Bediententreppe hinan, und bebte abermals zusammen, als droben die Glocke der Vorthüre sein Eintreten verkündete. Niemand regte sich in dem weiten hohen Flur, wo schöne Vasen, Gemälde und Gypsfiguren den Reichthum des Eigenthümers verkündigten. Lange wartete er; endlich kam eine Magd daher und fragte nach seinem Begehr. Er nannte es, und diese sprang sichtlich überrascht und eilig den Gang hinab: „He, Franzl, Sopherl!" rief sie, „der Bub is da, den's gnädige Fräuln überfahrn hat! kommts schnell! Schleun' Di, Franz, und melds der Gnadn!"

Ein Paar Mägde und Stubenmadeln kamen herbeigesprungen, und beschauten sich den Knaben, und schon wollte Eine, des Dankes ihrer Herrin gewiß, ihn bei dieser melden, als der Lakai dazu kam. „Ei wos Millionenschwerenoth!" rief er beim Anblick des Knaben, und seine Hand holte zu einer derben „Dachtl" aus, „Du unnützer Tagdieb Du! Di soll ja gleich a polnisch Dandewella derschlagn. Glaubst wohl, i sei a Narr, daß i Di nimme kennet? Bist Du nit der sakrische Lausknüttl, der gestert dem gnädign Fräuln den Blumenstrauß von dem Bettelgrafn spendirt hat? Und jetzt hast Di mit Lugn da herein gschlichn, Du ungerupfts Galgnhänndl Du! Schleun' Di, daß d' fortkimmst, oder 's regent Dachtn, eh' d' a Minute älter bist. Bin i doch gestert gnua derscholt'n wordn wegen Deim Malefiz-Blumenstrauß. Jetzt sollst's Binderlohn dafür kring'n!" Und damit schlug er denn mit einem derben Haselstock auf den Knaben, den er während seiner Standrede am Arme gehalten und beinahe außer Athem geschüttelt hatte, und stieß ihn die Hintertreppe hinunter, ohne Erbarmen auf Kopf und Schultern des Flüchtigen die Hiebe niederhagelн lassend, und bis über den Lärm herbeigeeilten Mitdiener aufforderad, den Knaben Gassen laufen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 56:

„Ohrfeigen" im Räthsel ergötzen mich;
Doch für die praktischen — danke ich.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 59 Donnerstag, 12. März 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Athemlos und halb ohnmächtig stand unser kleiner Freund erst still, als er unter den Bäumen bei'm Invalidenhaus und Kanalhafen angelangt war, und seine Füße den Dienst versagten. Sein Herz blutete ihm ob der rohen und brutalen Züchtigung nicht nur, die er zum Erstenmal in seinem Leben erlitten, sondern auch ob der Vereitlung all der Hoffnungen, die er auf diesen Besuch gesetzt. Man hatte ihn also für einen Betrüger gehalten, und als solchen abgelehnt, und auch der Zweck war verfehlt, dessen Erfüllung er dem Grafen zugesagt. Muthlos schwankte er dem Kohlmarkte zu, wo er in dem Gewölbe des Bilderhändlers seinen Gönner noch zu treffen hoffte. Die fröhliche Nachricht, die ihn hier erwartete, tröstete ihn nur wenig, denn er wollte sich überreden, er habe sie noch nicht verdient. Das leichte feine Papier in seiner Tasche drückte ihn wie Zentnerlast, und in stillem Gram und Schmerz verließ er die Stadt, unschlüssig, was er mit dem Brief beginnen solle.

Die Großmutter hörte mit Freuden, daß ein Gentleman sich ihres Enkels angenommen; von der Aussicht auf Verdienst wagte er ihr noch nichts zu gestehen. Am andern Tage, zur gewöhnlichen Stunde, wartete Joseph vergebens auf seinen Gönner; er kam nicht. Am dritten Tage sagte ihm der Bilderhändler: der Graf sei dagewesen, habe nach seinem kleinen Schützling gefragt, sich nach dessen Wohnung erkundigt, und ob er Nichts für ihn hinterlassen, und dann erklärt, daß er ungesäumt abreisen müsse, aber bald wieder von sich hören lassen werde!"

„Abgereist?" fragte Joseph in ungeheucheltem Schmerze; „abgereist? das trifft sich sehr unglücklich. Und können Sie mir nicht sagen, bis wann der Herr Graf wieder zurückkehren wird?"

„Leider nein, mein liebes Herrchen!" sagte der Kaufmann; „er hat mir aber aufgetragen, Ihnen immer hinreichende Beschäftigung zu sichern. Fragen Sie'mal gelegentlich wieder nach; wenn der Herr Graf in Wien ist, spricht er öfter hier vor!"

Den Knaben quälte jetzt die Sorge um den Brief, welchen er nicht hatte bestellen können. Er konnte ihn nun auch dem Grafen nicht zurückgeben, weil er dessen Wohnort nicht kannte, und doch machte es ihn unruhig, denselben nicht bestellt zu haben. Das Haus auf der Landstraße wagte er nicht wieder zu betreten; schon der Gedanke an die brutale Mißhandlung durch die Dienerschaft machte ihn halb ohnmächtig vor Entrüstung; auch durfte er nicht hoffen, das Vorurtheil der Dienerschaft gegen ihn widerlegen zu können. Mehrere Male stellte er sich Stunden lang dem Hause gegenüber, aber es war wie ausgestorben; die Gardinen waren zugezogen, die Fensterblenden herabgelassen, die Laube auf dem Balkon stand leer. Endlich erfuhr er von einer Obsthöckerin, daß der General mit seiner Nichte und Dienerschaft auf's Land gezogen sei. Nach langem Hin- und Herbedenken kam er zu dem Entschlusse, den Brief des Grafen, der weder Adresse noch Wappen auf dem Couvert trug, zu überschreiben, und dem ersten besten Briefpostkasten anzuvertrauen, weil dieß sicher der einfachste Weg sei, bei richtiger Adresse dem Fräulein den Brief in die Hand zu spielen. Diesen Entschluß führte er auch aus.

VI.

Die Ursache der raschen Abreise des Grafen Scheibeck von Wien beruhte auf der Versetzung zu einem Regiment, das an der böhmisch bayerischen Gränze in Kantonnirung lag. Die Versetzung selbst ließ es sehr zweifelhaft, ob sie den Charakter einer Verbannung oder den einer Beförderung trug; aber der unbedingte Gehorsam, welchen der Soldatendienst erheischt, zwang den Grafen, dem Befehl seiner Oberen Folge zu leisten, wie bitter und schmerzlich für ihn auch der Abschied von Wien war, wo ihn so innige Bande der Liebe und so verlockende Hoffnungen zurückhalten wollten. Er reiste so schnell als möglich, denn die erhaltene Ordre der Oberhofkriegsstelle war dringend. Es blieb ihm nicht einmal mehr Zeit, all seine Abschiedsbesuche persönlich zu machen, und bei den Wenigen seiner Oberen, wo er dieß that, traf er eine auffallende befremdliche Kälte und Förmlichkeit. Dieß machte ihn nachdenklich. Auch bei dem Generalmajor Demoiseau fuhr er vor, fand aber die Familie abgereist. Bange Zweifel quälten ihn, ob sein Brief auch wirklich Therese zugekommen sei, und welche Aufnahme er bei dem Fräulein gefunden habe, — Zweifel, welche ihn vorerst

gleichgültiger gegen die Gründe seiner Versetzung machten, und ihn auf der raschen eintönigen Reise sehr beunruhigten. Eine unbestimmte Ahnung wollte ihn beinahe glauben machen, sein Exil hänge vielleicht zusammen mit seinem Verhältnisse zu Therese; nur hatte er gegen deren Oheim einen ungegründeten Verdacht. In der Ursache irrte er sich nicht, allein im Urheber; dieser war Herr v. Grinding. Durch Theresens Lakaien, welchen er schon seit einiger Zeit in seinem Solde hatte, um Alles zu erfahren, was Therese that oder erlebte, war ihm der Vorfall mit dem Blumenstrauß verrathen worden, und der Umstand, daß Therese dieses unschuldige Angebinde des Grafen angenommen und demselben durch Gruß und Blick hernach dafür gedankt, hatte ihn auf's Höchste erbittert. Er hatte es seinem Oheim erzählt, und sich dessen Rath erbeten. Dieser hieß ihn ruhig sein, er wolle den Grafen schon entfernen; jener Blumenstrauß solle für den Grafen schmerzliche Dornen tragen. Der Hofrath kannte den Grafen Alfred; dieser war nicht sonderlich beliebt bei seinen Vorgesetzten, wie man es denn damals nicht gerne sah, daß Offiziere sich mit ernsteren Studien, besonders der exakten Wissenschaften, der Geschichte, Literatur u. s. w. beschäftigten. Sein Freimuth, seine klaren Ansichten über Welt und Zeit, sein Umgang mit mehreren sehr talentvollen jüngeren Gelehrten, welche größere Reisen im Ausland gethan, hatten ihn in den Ruf eines Liberalen, eines unruhigen Kopfes, eines Polen- und Franzosenfreundes gebracht. Durch den Hofrath wurden angebliche Gerüchte über den Grafen und Indizien eingesandt, welche darthaten, Graf Alfred sei der Herausgabe eines Werkes nicht fremd, welches der Politik Oesterreichs abgeneigt sei, und daß sich leicht Spuren ermitteln ließen, welche noch weiter führen würden, wenn man in der Abwesenheit des Grafen eine behutsame geheime Untersuchung einleitete. Das wirkte: die rascheste Versetzung des Verdächtigen war die nächste Folge davon. Zu gleicher Zeit machte Adolph's Onkel auch Herrn v. Damoiseau mit der Geschichte des Blumenstraußes bekannt, — natürlich auf seine Weise, und so daß er den Generalmajor mehr ahnen ließ als benachrichtigte, daß ein innigeres Verhältniß zwischen Therese und dem Grafen existire, und daß der gute Oheim vielleicht düpirt werde. Damit packte er, wie er wohl wußte, Herrn v. Damoiseau an seiner wundesten Stelle, seinem Ehrgeiz und Selbstgefühl. Angestellte Verhöre, erst mit Therese, dann mit der Dienerschaft, bestätigten die Thatsache, daß das Fräulein ein Bouquet angenommen; warum sollten nun nicht auch die übrigen Umstände, welche die Polizeispürnase des Hofraths aufgebracht und die er aus Schonung oder Schadenfreude nicht mittheilen wollte, wahr sein? — Genug, er verwies Therese ihr Benehmen, als eine unzeitige Unschicklichkeit, und rieth ihr an den Grafen nicht mehr zu denken, da dieser ein extravaganter Charakter, ein Spieler und Wüstling sei, und niemals des Oheims Einwilligung erhalten werde. — Guter Oheim! Du warst ein schlechter Menschenkenner, sonst hättest Du wissen müssen, welch' ein wunderliches Ding es um ein Frauenherz ist. Wie es seit Eva's Zeiten besonders nur nach dem Verbotenen lüstern ist und an Allem Antheil nimmt, was vermeintlich um seinetwillen leidet oder unglücklich ist; wie es mit ahnungsvollem Instinkt die Feinde seines Ideals erräth, und wie also Therese sich jetzt überreden wollte, des Oheims Groll sei nur von Adolph's Eifersucht angeregt worden.

Die Abreise auf eines der Güter des Generalmajors, wohin Adolph in den Staubferien nachkommen und die weitere Entwicklung seines noch immer unentschiedenen Geschickes abwarten, zugleich aber auch die Verlobung mit der Cousine um jeden Preis erreichen wollte, — Theresens Einsamkeit in der ländlichen Stille der Berge, nährten ihre Anhänglichkeit an den Grafen, den sie besser kannte als der Oheim, und der ihr so werth geworden war. Nein, Alles mußte trügen, wenn er, der ernste, hochgebildete, bescheidene Mann, der gegen die Güter der Erde so gleichgültig und so voll edler Resignation war, wenn er ein Spieler sein sollte, und für einen Wüstling gar war er zu männlich, zu gediegen, zu blühend. Ihr Vorurtheil gegen Vetter Adolph stieg zur Abneigung, zum Argwohn, und ihre Verehrung für Graf Alfred zu einem wehmüthigen Kultus, seit sie am gleichen Posttage den Brief Alfred's, seine Abschiedskarte und einen Brief von Alfreds Schwester erhalten, welche ihres Bruders auffallende Versetzung in ein fernes Kantonnement meldete.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Lauscher an der Wand auf den Berliner Subskriptionsbällen.

(An der Wand, zunächst dem Orchester, sitzt eine Mutter mit einer Garnitur von drei Töchtern.)

Mutter. Halte Dir grade, Theobaldine! Schon zweimal ist der Lieutenant von Kaiser Franz vorbeigegangen und hat Dir angesehen.

Theobaldine. Welcher denn, Mutterchen? Ich kann die Lieutenants noch nicht unterscheiden, ob sie von Franz oder Alexander sind.

Mutter. Der da mit sechs Medaillen, der muß schon Düppel und Alsen mitgemacht haben und Königgrätz erst recht. Es ist immer hübsch, wenn so Einer mit recht vielen Orden eine Dame auffordert, dann ärgern sich die Andern. Mache Dir die eine Locke hinter dem Ohre vor. Gewiß hast Du Dir beim Aussteigen die Frisur gestoßen — die hinterste sitzt greulich! — Mache es aber mit Anstand; nicht gleich, sondern nach und nach — gewissermaßen natürlich und ungezwungen, als wenn man sich die Locken so vor Vergnügen oder aus Zufall durch die Hand laufen ließe. Halte Dir aber grade, Theobaldine, sonst fordert Dir

keiner auf. Georgette, sieh Dir nicht so viel um. Das schickt sich nicht!

Georgette. Aber hier ist doch so viel zu sehen, und wir sind ja expreß deßwegen hergegangen, weil so viel zu sehen ist.

Mutter. Ein junges Mädchen muß nie so thun, als wenn sie sich über etwas wundert, sondern immer so thun, als hat sie das alle Tage gesehen. Halte Dir grade, Theobaldine, und lehne Dir nicht hinten an die Stuhllehne an, das schickt sich nicht. Wenn ich nur wüßte, wo Vater so lange bleibt? Er geht umher und will Tänzer für Euch auftreiben, mit List oder mit Gewalt. Gewiß ist er mit irgend einem Bekannten über die Politik gerathen; na — und dann adieu Tänzer für Euch! Stephania, knautsche Dir das Kleid nicht. Kommt wohl Ein Mensch und bekümmert sich um uns? Wir hätten uns in den ersten Rang setzen sollen, da wird man doch gesehen.

Stephania. Aber aufgefordert wird man da noch weniger. Da kommen ja die Herren gar nicht heran.

Mutter. Da hast Du ganz recht, mein Kind, und dieses hat mir eigentlich auch bewogen, hier hinten bei das Orchester herzuziehen. Du hast Dir aber richtig das Falbala verknautscht. Nein, Kinder, es thäte wahrhaftig noth, man nähme ein Plätteisen mit auf den Ball! Theobaldine, halte Dir grade! Wenigstens so lange, bis Du einen Mann hast, nachher brauchst Du es nicht mehr. Georgette, sieh Dir nicht immer um! Vater kommt immer noch nicht. Na, Dem werde ich meine Meinung sagen, wenn wir heute Abend — das heißt morgen Früh — nach Hause kommen. Stephania, lasse Dein Bouquet nicht so hängen, sonst sieht man ja die theuren Blumen nicht. Denkst Du, es ist mir nicht sauer genug geworden, Vatern das Geld abzudrücken, was diese „Kinder des Frühlings" im Winter kosten? Drüben, Geheimraths ihre Bouquets sind nicht ein Viertel so groß, wie unsere. Wenn nur die Tanzmusik erst anfangen wollte; die bloßen Ouverturen sind langweilig und das bloße Besehn und Rumgehn noch langweiliger! Ich habe den Tod, wenn Eine von Euch heute sitzen bleibt. Wenn es aber so kommt, so sagt nur Jedem, ihr fändet es nicht schicklich, auf so einem Ball zu tanzen, wo sich vor Vollheit kein Mensch rühren kann. Vatern seine Nölerei ist unausstehlich! Da steht er richtig auf der Treppe und erzählt sich was. Wenn es sich nur schickte, ginge ich hin und holte ihn mir. Muß das Unglück auch gerade heute die Nachricht von der ungeheuern Note nach Berlin bringen, die Napoleon wegen Nord-Schleswig erlassen haben soll. Ein paar Tage hätte der Mann doch auch noch damit warten können. Solche Eile hatte es doch nicht damit. Halte Dir grade, Theobaldine!

(In einem andern Theile des Saales der Vater Kommerzienrath im Gespräch mit zwei jungen Männern.)

Vater. Ja, und Georgette ist auch hier. Aber engagirt war sie noch nicht, als ich vorhin von meiner Frau wegging. Wie ist es denn, Assessorchen, tanzen Sie denn heute nicht? Meine Frau wird sich recht freuen, wenn sie hört, daß Sie auch hier sind. Sie sagt immer: Nein, wie liebenswürdig der Assessor auf dem letzten Ball gewesen ist, und Georgette sagt: Sie tanzten so leicht.

Assessor. Ich muß Ihnen gestehen, Herr Kommerzienrath, die neuesten Nachrichten aus Paris sind von einer Tragweite, die alles Errungene leicht wieder in Frage stellen könnte. Wer hätte denken können, daß in einem Augenblick, wo Alles sich zum Frieden anläßt — —

Vater. Ich glaube es auch nicht; das ist gewiß wieder so ein Börsenschwindel, so eine Konkurrenznachricht zwischen dem Reuter'schen und Wolff'schen telegraphischen Bureau. Davon wollen wir aber nachher noch reden. Jetzt muß ich erst für meine Töchter — — Ja so! — — Wie ist es denn mit Ihnen, Referendarchen! Nächste Woche gebe ich eine große Soirée. Erst Musik — Einer vom Domchor singt eine große Baßarie — aber nicht blos kalt aufgeschnitten; warmes Abendessen! — Tanzen Sie denn heute nicht? Kommen Sie mit, ich werde Sie meiner Frau vorstellen. Theobaldine habe ich auch mitgebracht. Ich weiß gar nicht, was das jetzt mit euch jungen Leuten ist. Kein Mensch tanzt mehr!

Referendar. Ich darf mich nicht anstrengen, weil ich morgen Früh schon um neun Uhr Termin in einer fahrlässigen Todtschlagsangelegenheit habe. Wo sitzt denn Ihre Frau Gemahlin? Ich werde mich nachher gleich vorstellen und mich Ihren Damen zu Füßen legen.

Vater. Thun Sie das, Referendarchen! Denn sehen Sie, wenn man doch nun einmal auf einem Balle ist, dann soll man auch tanzen. Auf Wiedersehen. — Da steht ja Herr von Wiersibitzki. Muß doch einmal fragen, ob Der vielleicht — — Ja so! (Entfernt sich.)

Referendar. Ein unausstehlicher Kerl, dieser Kommerzienrath mit seinem endlosen Familiensegen an heirathsfähigen und, was noch schlimmer ist, an heirathslustigen Töchtern!

Assessor. Aber Du hast Dich ja doch erkundigt, wo sie sitzen?

Referendar. Um ihnen desto sicherer aus dem Wege zu gehen.

Assessor. Also hast Du keine Lust zu der Soirée in der nächsten Woche? Es wird warm gegessen.

Referendar. Ja, wenn es mit dem Essen abgemacht wäre! Aber denke Dir diese ungeheure Theobaldine, diese gränzenlose Georgette und diesen Obelisken von Stephania! Die Mutter noch gar nicht einmal mitgerechnet; na, und die ist auch nicht übel. Wundervoller Ball! Amüsire Dich gut. Herr Gott, da kommt der Kommerzienrath wieder! Wiersibitzki wird ihn wohl auch haben ablaufen lassen. Rette sich wer kann!

(Schluß folgt.)

Die deutsche Mutter Anno 1866.

Du guter Sohn, du meine einz'ge Freude,
Vernimm der alten Mutter letztes Wort,
Vernimm es, lieber theurer Sohn, dann scheide,
Dir sei's auf deinem Wege Schutz und Hort.
Es sei in dunkler Nacht dir Licht: —
„Steh' fest, mein Sohn, und wanke nicht."

Des Vaterlandes Ehre sollst du wahren,
Mit starker Faust, mit ächtem Heldenmuth;
Sollst zittern nicht in Noth und in Gefahren,
Sollst freudig für es opfern Gut und Blut,
Wenn auch der Tod schon Kränze flicht; —
„Steh' fest, mein Sohn, und wanke nicht."

Auch wenn das Blut das Schlachtfeld gräßlich röthet,
Wenn immer lichter werden schon die Reih'n,
Denk, daß zu Haus die Mutter für dich betet,
Die in Gedanken stets wird bei dir sein.
„Steh' fest, bis dir das Auge bricht,
Mein lieber Sohn, und wanke nicht."

Wenn gleich die Feinde schrecklich auf euch stürmen,
Und man vor Pulverdampf den Freund nicht sieht,
Wenn sich die Leichen dort auf Leichen thürmen,
Bedenke nur, daß bloß der Feige flieht;
Halt fest dann an Soldatenpflicht,
„Steh' fest, mein Sohn, und wanke nicht."

Und nun in Gottes Namen geh' von hinnen,
Dorthin, wo Vaterland und Ehr' dich ruft.
Der Mutter letztes Wort behalt' in Sinnen,
Bis du hinabgehst in die dunkle Gruft.
Ich bitt', dich Sohn, vergiß es nicht,
„Steh' immer fest und wanke nicht."

Wirst dich vielleicht auch eine Kugel nieder,
Ich folge dann dir nach, mein liebes Kind,
Dort drüben, ja, dort sehen wir uns wieder,
Wo Recht und Freiheit nicht gefesselt sind.
Jetzt, lieber Sohn, reich' mir die Hand,
Geh' in den Kampf für's Vaterland.

R.........n H. Böhm.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Berlin, 8. März, berichten dortige Blätter von einem vierfachen Selbstmorde in einer Familie Seidel. Die unglückliche Familie hatte einst in guten Verhältnissen gelebt; Seidel war in früheren Jahren in der Provinz ein angesehener Geschäftsmann. Verunglückte Spekulationen hatten ihn heruntergebracht, und er siedelte darauf vor etwa zwei Jahren nach Berlin über, ohne dadurch seine Lage zu verbessern. An Entbehrungen nicht gewöhnt, wurde es ihm schwer, sich in die beschränkten Verhältnisse zu fügen. Während die Frau bemüht war, durch Wirthschaftlichkeit und verdoppelten Fleiß dem Unglücke die Stirn zu bieten, vermochte er dem Komfort seines früheren Lebens und den lieb gewordenen Gewohnheiten nicht so leicht zu entsagen. In seiner Stellung als Agent eines großen Handlungshauses ließ er sich schließlich verleiten, demselben eingegangene Gelder vorzuenthalten, wodurch er die Existenz seiner Familie völlig untergrub. Die bedauernswerthe Frau hatte dem Gatten vergebens Vorstellungen gemacht; so innig er auch an seiner Familie hing, fehlte ihm doch die nöthige Energie, den Verhältnissen Rechnung zu tragen. In dieser verzweifelten Lage faßte die Gattin den Entschluß, sich und die Kinder aus der Welt zu schaffen, um wenigstens der drohenden Schande zu entgehen. Beide Kinder, ein Knabe von 14 Jahren und ein Mädchen von 12 Jahren, erklärten sich freiwillig mit dem Vorhaben einverstanden. Am Freitag Nachmittag, während Seidel seinen Geschäften nachging, wurde der Plan ins Werk gesetzt. Nachdem Frau S. einen Brief an ihren Mann geschrieben hatte, in welchem sie in ihrem und der Kinder Namen herzzerreißenden Abschied nahm, wurde der Ofen im Wohnzimmer mit Steinkohlen geheizt, und die Klappe geschlossen. Mutter und Tochter entkleideten sich und legten sich zu Bette. Der Knabe aber blieb auf und legte so lange frische Kohlen nach, bis ihn die Wirkung des tödtlichen Gases nöthigte, sich auf das Sopha zu legen. Gegen 5 Uhr kam Seidel nach Hause. Was in der Brust des Unglücklichen vorgegangen, als er die 3 Leichen fand — Frau und Tochter krampfhaft umschlungen im Bette, den Knaben angekleidet auf dem Sopha, — dazu jenen Brief auf dem Tische, der, Angesichts dieser stummen Zeugen, mit jedem Worte einen brennenden Vorwurf in seine Seele grub, kann wohl Niemand ermessen. Ohne einem Menschen das Geschehene mitzutheilen, ging er nach der nächsten Apotheke und kaufte sich dort ein Fläschchen Bittermandelöl. Im Hausflur begegnete ihm eine Nachbarin, welche sich theilnehmend nach der Ursache seines verstörten Aussehens erkundigte. „Mir ist nicht wohl, und meine Frau scheint mit den Kindern ausgegangen zu sein", lautete die Antwort. In die Wohnung zurückgekehrt, nahm Seidel die Leiche des Knaben vom Sopha und legte sie zu den anderen auf das Bett, während er selbst ihren Platz einnahm. Ehe er das Gift genoß, holte er ein Rasirmesser herbei und legte es geöffnet auf den Tisch, um sich seiner zu bedienen, falls Ersteres die Wirkung versagen sollte. Der Unglückliche hat des Messers nicht bedurft, das Gift that seine Wirkung. Am Samstag Vormittag wurden die vier Leichen nach dem Obduktionshause geschafft.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 60 Freitag, 13. März 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Die Untersuchung gegen den Grafen kam indessen nicht zu Stande. Hofrath v. Grinding, der damit betraut worden war, die nöthigen Indizien zu sammeln, war zufrieden damit, ihn durch Entfernung vermeintlich unschädlich gemacht zu haben; dazu im Begriffe, nach Karlsbad abzureisen, das der lebenslustige Junggeselle alljährlich besuchte. Wie hätte er da sein Gehirn noch anstrengen sollen! Adolph war ja zudem ein talentvoller Junge, und konnte schon zum Ziele kommen, wenn er seinen Landaufenthalt auf Damoiseau's Gute recht benützte! — Doch er sollte sich verrechnen.

Es war ein trüber Septemberabend nach mehrtägigem Regen. Die Wolken hingen nieder über den Bergen des Klattauer Kreises, als der Lieutenant Graf Scheideck beim einsamen Studierlämpchen in der großen Stube des Bauernhofes saß, der ihm zum Quartier angewiesen worden war. Das Buch, das vor ihm lag, fesselte seine Gedanken nicht, welche weit fortschweiften in die Vaterstadt, zu seiner Mutter, seinen Schwestern, und zu ihr, von der er zwar keine Antwort auf seinen Brief erhalten hatte, aber von welcher er durch seine Schwester wenigstens so viel erfahren, daß er ihr zugekommen, daß sie mit dem Oheim nach Baden-Baden gereist sei, und daß der Vetter leider sie begleite, bevor er den ihm anvertrauten Posten im Auslande antrete. Sie in Baden, wo ihre Schönheit und Anmuth stets einen reichen Kreis von Anbetern und Bewunderern um sie versammeln mußte, wo sein Nebenbuhler, nun zu einem ehrenvollen Posten befördert, stündlich an ihrer Seite weilte, — und Er, der arme Lieutenant, hier unter Bauern, auf einsamem Gehöft, bestimmt der Finanzwache mit seinem Zug von Reitern als Soutien zu dienen gegen Schwärzer und Strolche, welche seit einiger Zeit die Gränzgegend unsicher machten und gelegentlich sogar Raubfälle mit bewaffneter Hand verübten, — Er, hieher verbannt, ohne zu wissen warum. Fürwahr, er wahr des Dienstes im Heere überfalt.

Draußen schlug der Regen an die Fenster, der Donner grollte durch die Forsten und Berge, der Hofhund heulte in die schwarze Nacht hinein, und die Uhr wies die Stunde, wo er seine Runde auf den paar Gehöften antreten mußte, welche den Leuten seines Zuges als Quartiere und Anlehnungspunkte für die Aufstellung dienten. Im Stalle stampfte schon das gesattelte Roß, aber der Graf zögerte noch immer. Er sche te nicht das Wetter, wie unwirthlich es auch draußen stürmte. Vielmehr erwartete er seinen Diener, den er heute Früh nach der Kreisstadt gesandt hatte, weil Posttag war und er Briefen und Nachrichten der Seinigen entgegensah. Nazi hätte längst dasein können, der Zeit nach, und der Vereinsamte, dem der Schwadronskommandant als jüngstem Offizier des Regiments, und wohl auch in Folge besonderer Weisungen und Urlaubsbriefe von Wien, die fernste und schlechteste Station gegeben, hätte er gar zu gerne noch ein Paar freundliche Zeilen der Seinigen durchgelesen, um daran auf seinem einsamen nächtlichen Ritte zu zehren. Aber es half Nichts; die Stunde war schon vorüber, der Dienst rief. Er drückte den Helm auf den Kopf, schnallte den Säbel über den Mantel, setzte neue Zündung auf die Sattelpistolen, und ritt mit seinen zwei Chevauxlegers und dem Bauern, der ihm als Führer diente, davon, der Dienstpflicht zu genügen. —

Mitternacht war schon vorüber, als er heimkehrte. Die Briefmappe auf dem Tische erheiterte den Ermüdeten mehr als der gedeckte Tisch mit dem Wildbraten und Bierkruge daneben. Hastig öffnete er, und fand Briefe der Mutter, den Schwestern und den eines bewährten väterlichen Freundes, den er lange schon erwartet hatte, weil er von ihm Aufklärung über den Grund seiner Ungnade hoffte. Eben wollte er den geistigen Genuß vor dem leiblichen Imbiß einnehmen, als Pferde in den Hof ritten, und bald darauf Sporenklang und Männertritte in der Küche die Ankunft einer Reiterabtheilung verkündeten.

Was mag es geben? dachte der Graf, und blickte halb ärgerlich, halb wehmüthig auf das Abendbrod, von welchem er vielleicht verscheucht werden sollte. Als er aber mit der Kerze unter die Thüre trat, sah er seinen alten Wachtmeister Tuczek regentriefend und mit einem niedergeschlagenen verlegenen Wesen vor sich. „Was wollen Sie noch so spät, Wachtmeister?“ fragte der Lieutenant. „Ist der Teufel los mit den Schwärzern?“

„Nein, verzeihn, Gnadn Herr Lieutenant, stotterte

der alte Schnurrbart verlegen. „Nix los mit den Paschern; aber mir isi halt 'was passirt, sonst wäret i nit so frei Eur' Gnadn noch so spat z'störn. Darf i redn, Gnadn Herr Lieutnant?"

„Kommt herein, macht's Euch bequem! Euch ist doch nichts zugestoßen, Wachtmeister? Eure Stimme bebt ja ordentlich!"

„Mir nix, mir nix, gottlob! Oder nein, 's wäret mer liaba, 's wär' mir gschegn. Bassamatt — so 'n alter Kerl, und so a Dummheit begegn!"

„Nun? und was ist denn geschehen?" So redet doch!"

„O, Gnadn Herr Lieutenant, hab in an Mann derschossn! Bassamteremtete!"

„Einen Mann, einen Mann von der Schwadron? Zum Donner, Wachtmeister, wie ist denn das zugegangen? Das wird eine schöne Geschichte absetzen!"

„Nix Schwadron!" sagte der Wachtmeister. „War halt nur a Zivilist gwäsn, und hab i nix mit Fleiß thuan; aber der sokrische Kerl hot halt an Paß im Sack gehabt, und das wird a schöni Gschichtn geb. I hab mi halt derhalbn g'ei zum Arrest meldn wolln!"

„Also wenigstens keinen von meinen Leuten!" sagte der Graf leichter aufathmend; „je nun, mit dem Arrest wird sich's schon finden. Aber wie ist denn das zugegangen?"

Und nun erzählte der Wachtmeister, wie er — bald nachdem der Lieutenant seinen Posten visitirt — mit zwei Reitern ausgeritten, um seinerseits die gewohnte Runde bei den verschiedenen Streifwachen zu machen; wie er dann im Walde von einem Jäger auf dem Anstande erfahren, daß kurz zuvor ein kleiner Karren heblings auf einem wenig bekannten Holzpfade bergein gefahren sei, der Gränze zu, und das Ganze sehr verdächtig ausgesehen. Der Jäger habe ihn darauf angewiesen, einem kleinen Wässerchen zu folgen, das den genannten Holzsteig kreuze, und denselben zu verlegen, was er noch recht gut könne. Dem Wachtmeister war dieser Wink hinreichend gewesen, um ihn zu befolgen; er ritt das Waldthal an dem Bache hinauf, der Hufschlag der Pferde erstarb im Gras und weichen Boden der Wiesen, und die Reiter hatten kaum den bezeichneten Steg erreicht, als droben vom Berge her schon das Räderknarren und der Hufschlag des Pferdes die Richtigkeit der Angabe des Jägers verkündeten. Der Wachtmeister sandte einen seiner Begleiter über den Bach hinüber mit der Weisung, den Wagen erst anzurufen, wann derselbe schon an ihm vorüber sei, und sich mit seinem Roß bis dahin ruhig im Dunkel zu halten, während er mit dem andern Reiter sich hinter einem Erlenbusch versteckte, und dort der Dinge harrte, die kommen sollten.

Das Wägelchen kam immer näher, den holperigen Steig herab. Ein Mann führte den Gaul an der Kinnkette, ein Anderer saß zusammengeduckt zwischen den Leitern des Karrens, halb in einen Strohbund verkrochen. Der am Roß vorne wagte kaum recht aufzutreten, so scheu und heimlich kam er daher im falben Zwielicht des gewölk-verhangenen Mondes. Jetzt war der Karren auf dem Steg. — „Halt, wer da?" donnerte es hinter ihm, und der Helmreiter sprengte aus seinem Versteck hervor. Wie ein Blitz sprang der Mann vom Wagen, und wollte über den Steg davon. Da kam der Wachtmeister mit dem andern Reiter aus dem Busch und sperrte den schmalen Pfad am jenseitigen Ufer. „Halt, ergib Dich, Bursche!" Statt dessen führt der Angerufene einen mächtigen Schlag nach dem Braunen des Wachtmeisters, greift rasch und besonnen dem Thiere in die Zügel, und will es rücklings in das tief eingeschnittene Bett des Flusses stürzen. Der verdutzte Tuczeck sieht die Gefahr, er hat nicht mehr Zeit, den Burschen zu warnen, sein Karabiner knallt, und der verdächtige Flüchtling stürzt durch die Brust getroffen, todt zusammen. Man wirft ihn auf den Karren, knebelt den Fuhrmann, und fährt nach der nächsten Mühle; dort untersucht man den Todten, findet Papiere in fremder Sprache, in einem Theil der Kleider Goldstücke eingenäht, verhört den Bauer, der von dem Versprechen einer runden Summe verlockt, es hatte unternehmen wollen, den Fremdling auf einsamen Wegen über die Gränze zu bringen, und der über diese jähe Entwicklung nicht wenig bestürzte Wachtmeister weiß sich nicht anders zu helfen, als mit der Leiche und dem gefangenen Bauer nach dem Quartier seines Vorgesetzten zu reiten, und sich als Arrestanten zur Untersuchung zu melden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Lauscher an der Wand auf den Berliner Subskriptionsbällen.

(Schluß.)

(Zwei Herren am Büffet.)

Der Eine. Ausgezeichnetes Fest! Was glauben Sie wohl, was für die Ostpreußen heute einkommt? Kolossaler Anstand, wo man hinsieht. Haben Sie heute in Kosloff-Rjäsann-Eisenbahn gemacht?

Der Andere. Was thue ich mit Kosloff-Rjäsann — jetzt, bei dieser europäischen Krisis? — Nordamerikaner und die neue preußische Eisenbahnanleihe von vierzig Millionen sind jetzt das Einzige, wo sich etwas machen läßt. Ist die Mayonnaise gut? Kellner, mir auch eine Mayonnaise!

Der Eine. Ausgezeichnete Bedienung. Sehen Sie nur, alle Kellner weiße Kravatten. Wie steht es denn mit der Konkurrenzbahn nach Wolfenbüttel?

Der Andere. Was thue ich mit der Konkurrenzbahn — jetzt bei diesem ungeheuren Ereigniß? Ich

lege jetzt in Oesterreichern an, die müssen bei dieser Konjunktur enorm steigen. Wolff, von Hirschfeld und Wolff ist hier; Oppenfeld auch. Haben Sie schon hingehört, was die wegen Nord-Schleswig meinen? Vielleicht ließe sich hier so eine kleine Nachbörse machen.

Der Eine. Ausgezeichneter Ball! So etwas kann man jetzt wirklich nur in Berlin sehen. Wenn ich Hülsen wäre, richtete ich im Sommer, wenn Wollmarkt und Pferderennen ist, alle Abend so ein Fest hier ein. Da könnte man etwas profitiren. Sollte man sich nicht bei der Poti-Tiflis-Eisenbahn betheiligen oder bei den türkischen Eisenbahnen?

Der Andere. Poti, ja! Aber türkische? faul! Oberfaul! Keinen Silbergroschen für türkischen Schwindel. Die Mayonnaise ist wirklich sehr gut. Kellner, was kostet eine Mayonnaise?

Kellner. Fünfzehn Silbergroschen, Herr Graf!

Der Andere. Da ist es freilich kein Wunder, daß sie gut ist, denn wo anders kostet so eine Portion fünfe Silber. Soll man sagen, was eine Sache ist! Ihr Herr scheint auch die Konjunktur wegen Nord-Schleswig zu benützen. Schwindel!

Der Eine. Ein ausgezeichnetes Fest!

(Eine Gruppe junger Damen ohne die dazu gehörigen Mütter.)

Nein! Henriette, hast Du bloß die in Rosa-Crêpe gesehen? Die mit den Volants? Und die Masse von unächten Brillanten von Anstrich, Unter den Linden Nr. 17. So ein Wesen wagt sich hierher? Die reine Ziepuppe! Sieht sie nicht grade aus, wie ein unmotivirtes Schaufenster bei Gerson?

Ein Offizier. Mein Fräulein, darf ich das Vergnügen haben, den Walzer?

(Die junge Dame, welche so eben gesprochen, tritt zum Tanze an, die zurückbleibende Gruppe spricht angelegentlich weiter.)

Da sieht man, daß Eitelkeit blind macht. Den Rosa-Crêpe mit Volants in Anderer Augen sieht sie, aber die scheußlichen Falbalas im eigenen Auge sieht sie nicht. — Habt ihr Augusten je so fabelhaft angezogen gesehen, wie heute? Aber freilich, bei dem Wuchse kostet es auch Künste, ein Bischen grade auszusehen. Wer war denn der Lieutenant, der sie aufforderte? Kennt ihn Eine von Euch?

„Nein! Muß wohl eben erst aus dem Kadettenkorps gekommen sein. Hat ja nicht einmal die Königsgrätzer Medaille."

„Na, darauf braucht sie sich auch nicht viel einzubilden. So einen jungen Lieutenant erst einzutanzen, ist auch kein Vergnügen."

Ein Herr. Wenn Sie für den nächsten Walzer noch nicht engagirt sind, gnädiges Fräulein? —

(Die junge Dame, welche so eben gesprochen, wird geholt, die Zurückbleibenden sprechen weiter.)

„Gott, wenn Eugenie doch nicht über Andere reden wollte! Sie hätte es dem Lieutenant doch gewiß nicht abgeschlagen und wenn er noch jünger wäre, wie er ist. Kinder, wißt ihr denn die letzte große Geschichte von ihr bei Wirkliche Geheimeraths? Aber nein! Ich will so etwas nicht wieder erzählen. Erkundigt euch nur darnach. Zu dumm hat sie sich benommen, diese Eugenie! aber freilich, wer mit Allen und Jedem tanzt, dem muß wohl so etwas passiren. Lieber tanzte ich doch gar nicht, als daß —"

Ein Herr. Darf ich um die Ehre bitten, mein Fräulein?

(Die junge Dame wird abgeholt, die Gruppe spricht weiter.)

„Nein, Kinder, die ist nicht übel! Mit dem Auskultator tanzt sie, und der hat sich noch vorgestern lustig über sie gemacht. Habt ihr blos gesehen, was für einen Knix sie vollführt? Und die will bei Freising Tanzstunde gehabt haben? Nein, seht nur, wie sie hoppst. J, Gott bewahre! Mit dem linken Fuße Mazurka und mit dem Rechten Varsovienne. Was hast Du aber für ein reizendes Blumenbouquet, Eulalia, und lauter frische Blumen! Ja, da sieht man gleich, wer einen Bankier zum Vater hat!"

Ein Herr. Schon engagirt, Fräulein Eulalia?

(Eulalia wird abgeholt, die Gruppe spricht weiter.)

„Das heißt, ein Bankier, von dem man nicht weiß, ob er morgen noch zahlen kann. Ihr habt euch wohl gewundert, daß ich das Bouquet reizend fand. Was wollte ich machen! Sie drehte es ja in der ungeheuren Tüte so lange herum, bis man es endlich bemerken mußte. Viel zu groß ist das Ding! Da seht nur: sie weiß ja gar nicht, wie sie das Ungeheuer beim Tanzen halten soll. Höchst ungraziös! Ein rechter Mißbrauch, diese Bouquets, und so fürchterlich theuer! Aber kommt, Kinder, hier können wir doch nicht länger stehen bleiben. Wir wollen eine Promenade durch den Saal machen. Deine Mutter wirft Dir schon einen Blick zu, Euphrosine! Kommt, Kinder! So eine Ballmutter ist doch eigentlich schrecklich genant!" —

Das Röslein.

Einst gab in trauter Stunde
Sie mir ein Röselein,
Zum Siegel unserm Bunde, —
Es konnt' nicht anders sein.

So hatt' ich lang geglaubet; —
Mein Herz war ihr, nur ihr!
Doch gar zu bald geraubet
Ward jener Glaube mir.

Das Röslein hab' ich lange
Gepfleget zart und mild. —
Beim Welken ward mir bange,
Da es der Freundschaft Bild. —

Und wie das Röslein welkte,
So welkte auch mein Glück;
Gleich wie das Haupt es senkte,
So senkte sich mein Blick. —

Ich finde nimmer Freude
An Gottes schöner Welt,
Seit mit solch' herbem Leide
Sie mir das Herz gequält.

Das Röslein hab' ich stille
Gebracht zum frühen Grab —
Es war sein letzter Wille —
Ins arme Herz hinab.

Dort ruht's im Angedenken
Vergang'ner schöner Zeit,
Bis ich, durch Gottes Lenken,
Zum Röslein werd' gereiht.

E.

Mannigfaltigkeiten.

Zur Vermählung des Erzherzogs Heinrich bringt der Wiener „Volksfreund", um die Behauptung, als habe die Geistlichkeit irgend etwas hinsichtlich der Vermählung zu verantworten, sachlich zu widerlegen, eine Darlegung des Vorganges, die wohl die richtige sein dürfte. „Für die Vermählung des Erzherzogs kann gar Niemand verantwortlich gemacht werden, als eben er selbst; am wenigsten der fungirende Priester. Eine eigentliche Trauung hat gar nicht stattgefunden, so wenig als ein vorausgehendes gesetzlich vorgeschriebenes Aufgebot. Am Vermählungstage wurde der Probstpfarrer von Botzen in das erzherzogliche Schloß geladen; er wußte so wenig, was sich vorbereite, daß er der Meinung war, es handle sich um eine gewöhnliche Einladung zur Tafel. Im Schlosse angelangt, wurde er in einen Saal geführt, wo der Erzherzog mit Fräulein Hofmann und zwei Herren sich befand. Ohne vorausgehende Unterredung sagte der Erzherzog: „„Ich erkläre hiemit in Gegenwart des rechtmäßigen Pfarrers und zweier Zeugen, dieses hier anwesende Fräulein als meine Frau,"" worauf eine entsprechende Erklärung von Seite des Fräulein Hoffmann erfolgte. Hiemit war die Ehe nach dem kanonischen Gesetze giltig geschlossen. Daß eine Verantwortung von Seite des Bischofs oder Pfarrers hienach nicht stattfinden kann, ist klar."

Aus Rheinpreußen theilt die „Zukunft" folgende Geschichte mit, die geeignet ist, einen dankbaren Stoff für einen Novellisten abzugeben (oder vielmehr wohl einem Novellisten als dankbarer Stoff entlehnt worden ist). Der Gerichtspräsident v. K. erfreute sich seit langen Jahren der Achtung und Liebe seiner Kollegen und Subalternen sowohl als der weiteren Gesellschaftskreise; er war als pflichteifriger Beamter, treuer Gatte und sorgsamer Familienvater bekannt und geschätzt. Um so größeres Aufsehen und allgemeine Theilnahme erregte es, als sich bei einer vorgenommenen Kassenrevision eine bedeutende Defraudation herausstellte, und die einzige Tochter des Präsidenten, ein ebenso schönes als geistvolles Mädchen, seit einigen Monaten mit dem Rittmeister Baron D. verlobt, sich als Diebin der in der Wohnung des Vaters verwahrten, nicht unbeträchtlichen Waisengelder bekannte. Baron D. trat augenblicklich zurück, der Präsident ersetzte die fehlende Summe mit schweren Opfern, und seine Familie wußte jede weitere Untersuchung zu verhindern. In den Verhältnissen des Präsidenten änderte sich nichts, aber eines Tages war die Schuldige, sein Lieblingskind, spurlos verschwunden. Monate später erzählte man sich, sie lebe als Weißnäherin in einer kleinen badischen Stadt. Der Skandal wurde beklatscht und vergessen, wie alle anderen. Da starb vor wenigen Wochen die Gattin des Präsidenten, eine stolze, dem ältesten Adel angehörige Dame, und auf dem Sterbebette bekannte sie sich ihm vor Zeugen als die Diebin der veruntreuten Summen. Die Tochter hatte die Schuld auf sich genommen, um das Lebensglück der Eltern nicht noch härter zu treffen. Die Mutter aber hatte den traurigen Muth, dieses Opfer des Kindes anzunehmen. Der Präsident wollte seine Tochter zurückholen, der adelige Verlobte meldete sich tief beschämt wieder zu seiner Braut — sie fanden sie aber als glückliche Gattin eines Mannes der Wissenschaft, dessen Name eben jetzt in weiten Kreisen mit Achtung genannt wird.

Aus München schreibt man dem „Volksfreund": Ehe König Ludwig I. letzten Herbst nach Nizza ging, besuchte er Sophie Schröder, mit der er sehr befreundet war, in ihrer Wohnung in München. Beim Scheiden sagte die berühmte Schauspielerin ganz traurig: „Es ist wohl das Letztemal, daß ich Euere Majestät sehe." Der König antwortete: „Glauben Sie denn, Frau Sophie (so pflegte er sie zu nennen), daß ich sterbe?" Frau Schröder entgegnete: „Nein, ich muß zuerst sterben, um Euere Majestät drüben empfangen zu können." In der That starb Sophie Schröder wenige Tage vor Ludwig I., ohne eigentlich krank gewesen zu sein.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 61 Samstag, 14. März 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Graf Scheideck trat dann hinaus in die Tenne, wo der Karren mit der Leiche stand, und schaute in ein noch junges, nicht unschönes Todtengesicht, dem noch in seiner Leichenstarre die Spuren der wildesten Leidenschaft und früherer Verworfenheit aufgeprägt waren. Noch war der Mund in wilder Energie zusammengeklemmt, noch die Fäuste trotzig geballt, die Stirne gerunzelt — die Hand Gottes hatte den Todten in seinen Sünden dahin genommen. Ein Dolchmesser, ein paar Hakenschlüssel und Dietriche, die man bei dem Todten gefunden, und ein Paß, wovon das zweite Blatt herabgerissen war, bestätigten scheinbar den Verdacht, der auf ihm lastete, und den des Erschossenen Betragen hervorgerufen. — Die Aussage des Fuhrmanns und der beiden Reiter bestätigten des Wachtmeisters Darstellung der nächtlichen Katastrophe, und Graf Alfred sah wohl ein, daß der alte Unteroffizier ziemlich unschuldig sei.

„Ich finde keinen Grund, Euch in Arrest zu nehmen, Wachtmeister," sagte er; „Ihr habt Eure Schuldigkeit gethan, und waret im Falle der Nothwehr. Sperrt einstweilen die Tenne zu, und ruft morgen am Tage den Richter aus dem nächsten Orte, und den Gerichtsarzt, wir wollen dann schon sehen, was weiter zu thun, und der Bericht wird nicht ungünstig für Euch ausfallen, Alterchen! Gute Nacht!"

Der alte Wachtmeister fühlte einen Zentnerstein von seiner Brust genommen, und legte sich weit ruhiger auf's Stroh, seit er seinen Offizier überzeugt sah, daß der Erschlagene ein verdächtiger, wo nicht gar ein gefährlicher Mensch gewesen sei. Graf Alfred aber war froh, endlich allein zu sein. Nach schnell eingenommenem Imbiß, legte er sich mit seinen Briefschaften auf die Ofenbank, und vertiefte sich in deren Lektüre. Die Briefe der Mutter und Schwestern athmeten die innigste Zärtlichkeit und Sehnsucht nach dem Bruder und Sohn, und das größte Bedauern mit der strengen Dienstpflicht, welche ihn so ferne von den Seinigen und in so unleidlichen Verhältnissen festhielt; auch erwähnten sie unter den mancherlei Nachrichten über Freunde und Bekannte, eines neuerdings wieder auftauchenden Gerüchts, daß Fräulein v. Granthal nun wirklich mit Adolph v. Grinding verlobt, und der Letztere nach Baden-Baden abgereist sei, um daselbst seine Verlobte zu besuchen; von Therese aber sei, in ihren neueren Briefen, dieses Umstandes noch mit keiner Sylbe gedacht worden. Diese Nachricht verursachte dem Grafen ein unsägliches Unbehagen. — Wenn ich bei ihr wäre, ein gelegentlich ausgetauschtes Wort, ein Blick, ein Händedruck könnten viel vereiteln, viel für mich gewinnen. So aber bin ich abwesend, und der Abwesende hat ja immer Unrecht. „Therese! Therese! flüsterte er, „warum soll es denn nicht sein dürfen, daß wir uns angehören? warum trennt uns ein unerbittliches Schicksal, das Dir Reichthum, mir die Abneigung Deines Oheims beschied? Warum scheitern meine Wünsche und Hoffnungen an leeren Vorurtheilen?..." Er versank in ein trübes Hinbrüten, aus welchem er sich erst gewaltsam wieder aufraffte, als sein Auge unter den Zeitungen noch einige andere Briefe erspürte. „Vom Feldmarschall-Lieutenant Högg?!" rief er, als er Wappensiegel und Adresse des einen betrachtet, und darin die längst erwartete Antwort seines Pathen und väterlichen Gönners, eines Freundes und Waffengefährten seines verstorbenen Vaters erkannt hatte. Hastig erbrach er das Couvert, und las:

„Mein lieber Pathe! Die unumwundene Darstellung Ihrer persönlichen Verhältnisse hat meine Ansicht von der Sache geändert, und die Mittheilung der Gräfin Scheideck wesentlich ergänzt. Ich habe alle Erkundigungen angestellt, welche in meiner Gewalt standen, um den Grund Ihrer Ungnade zu erfahren. Er beschränkt sich auf die vage Verdächtigung, daß Sie sehr viele der im Auslande erschienenen Schriften gegen Oesterreich gekauft und gelesen, und daß Sie der Herausgabe einer Schmähschrift über die k. k. Armee „nicht fremd" seien. Ich bin überzeugt, daß letztere Behauptung Lüge ist, denn Sie sind zu ritterlich, mein lieber Alfred, um Ihren Namen zu verschweigen, und länger einem Verbande anzugehören, welchen Sie nicht achten können, oder dessen herrschender Geist Ihnen mißfällt. Ueberhaupt ein schlechter Vogel, der sein Nest besudelt, und zu diesen Vögeln gehören Sie nicht. — Ich theile nun Ihre Entrüstung, und will Ihnen zeigen, wie sehr ich an dem Ihnen zugefügten Unrechte Antheil nehme,

In Ihnen ist das ganze Offizierkorps der Armee gekränkt; man opfert wackere Degen, die mit Herz und Hand, mit Blut und Leben dem Hause Habsburg dienen, einem verdammungswürdigen System geheimer Polizei, einem Denunciationswesen, gegen welches sich das innerste Ehrgefühl des Mannes und besonders des Soldaten empört. Das dürfen wir nicht zugeben. Neun höhere Offiziere haben mit mir ein Memorandum an die Hofkriegsstelle eingegeben, worin wir verlangen, daß künftig kein Offizier mehr ohne vorausgegangenen Spruch eines Ehrengerichts aus seinem Regimente versetzt werden, und daß insbesondere Ihr Fall, der freilich dann eine **Cause célèbre** werden wird, ungesäumt an ein Ehrengericht von Offizieren Ihres Regiments oder einer fremden Garnison gebracht werden solle. Wir verlangen ferner, daß Sie einstweilen beurlaubt werden, bis Ihr Urtheil gesprochen, von welchem Ihre ganze Zukunft, die Ehre Ihres Namens oder eine lebenswierige Schmach abhängen. Diesem Urlaub können Sie in den nächsten Tagen entgegensehen; dann eilen Sie ungesäumt hieher, stellen sich dem Ehrengericht und folgen mir dann nach Baden-Baden, wohin ich in den nächsten Tagen abreise. Wenn mich anders meine Vermuthungen nicht täuschen, so war es darauf abgesehen, an Ihnen ein Bubenstück auszuführen, Ihrem Namen einen bleibenden Makel anzuhängen, und Ihnen so für immer zu schaden. Diesen elenden Streich aber wollen wir mit Gottes Hülfe vereiteln, so wahr ich bin

Ihr treuer Freund und Gönner

Högg, F.-M.-L.

„Edler treuer Freund!" rief Graf Alfred tief ergriffen. „Wie preise ich das Andenken meines wackeren Vaters, der mir solche Freunde hinterließ! Ja, er hat Recht; die Wahrheit muß am Ende siegen, und der Frevler und seine Urheber ans Licht kommen.... Man wollte mich kompromittiren, vielleicht um mir Theresens Hand für immer unerreichbar zu machen. Aber wer hätte daran ein Interesse? Grinding?.... Nein, er ist ein Mann von Erziehung; ist keiner solchen Schurkerei fähig. Und doch möcht' ich bezweifeln, ob ich einen persönlichen Feind habe!..." Er sann lange nach, aber er dachte selbst zu edel, um Jemanden beargwöhnen zu können. — „Je nun!" murmelte er endlich; „gleichviel, wer es auch sein mag — ich vergebe ihm, wenn nur die Wahrheit an den Tag kommt! Ich möchte nicht für ein Königreich einen solchen Vorwurf auf dem Gewissen haben!"

Es lagen noch weitere Briefe dabei, worunter der schon angekündigte Urlaubspaß de Divisionskommando's mit der Weisung für Alfred, sich unverweilt nach Wien zu begeben und vor dem Kommando seines früheren Regiments zur Verantwortung zu stellen. Die Form dieser Maßregel war eine schroffe, unangenehme, aber der Graf nahm sie um ihres Zweckes willen mit Resignation hin. — Dann besichtigte er die Papiere, welche man der Leiche des verdächtigen Flüchtlings abgenommen. Es waren der Kreditbrief eines Londoner Kaufmannshauses auf einen Wiener Bankier über eine sehr bedeutende Summe; ferner verschiedene Briefe meist geschäftlichen Inhalts, in englischer Sprache geschrieben, bezüglich auf deponirte und wieder erhobene Gelder, und den Verkauf eines kleinen Besitzthums in einer der südlichen Grafschaften; einige englische Banknoten von ein und fünf Pfund Sterling, und endlich ein umfangreiches Packet in einem, mit großem Wappensiegel verschlossenen Packete, das nur die einfache Aufschrift trug: **A mon cher père.**

Waren die zuerst geprüften Papiere schon geeignet, in dem Grafen den Argwohn zu erwecken, daß der letzte Besitzer dieser Schriften nicht auf rechtmäßige Weise in deren Besitz gekommen, so verblüffte ihn die Adresse des dicken Packets. Wenn der Erschlagene vielleicht hier Geständnisse ablegt, welche für seine Eltern von Werth waren, warum sollte er sich nicht das Siegel erbrechen, um den Namen, Stand und Wohnort der auf so jähe Weise in Trauer versetzten Eltern zu erfahren? — Gesagt, gethan! Er erbrach das Couvert, ohne das Siegel zu verletzen, und las den Anfang eines Schreibens, das — mehr eine Memoire als ein Brief — den Leser im höchsten Grade fesselte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem englisch-abessinischen Kriege.

Kaum hat die französische Expedition nach Mexiko ihren tragischen Abschluß gefunden, und schon stehen wir vor einem neuen Kriegszuge einer andern europäischen Großmacht in einen andern Welttheil. England hat dem Kaiser Theodor von Abessinien den Krieg erklärt, weil er, der sich durch die englische Diplomatie an seiner Ehre verletzt glaubt und von Mißtrauen gegen die Pläne der englischen Regierung erfüllt ist, eine Anzahl zum Theil unter englischem Schutz stehender Europäer und den für Massaua beglaubigten englischen Residenten Cameron selbst gewissermaßen als Geißeln in Gefangenschaft zurückbehält und trotz aller freundschaftlichen Mahnung nicht freigelassen hat. Vielleicht spielte bei dem Entschluß zum Kriege die Absicht der Engländer, das britische Handels- und Machtgebiet über die Alpen von Habesch auszudehnen, eine nicht untergeordnete Rolle, und ein solcher Preis ist der bei den Kriegsrüstungen und der Instandsetzung der Invasion gezeigten ungewohnten Schnelligkeit und Energie wohl werth.

Die Engländer kennen die Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellen: das beweist die Vorsicht ihres Vorgehens und die Großartigkeit des Materials, das zu

Wasser und zu Lande in Bewegung gesetzt wird, um das 12,000 Mann starke Expeditionskorps zu kompletiren, ihm Proviant für Menschen und Thiere, Munition u. s. w. zuzuführen und den Vormarsch auf der mit den zahlreichsten Terrainschwierigkeiten besäeten Operationslinie zu erleichtern. Unsere Leser erinnern sich, daß die Truppen des unter dem Befehle des Generals Napier stehenden Expeditionskorps der klimatischen Verhältnisse wegen fast nur aus Ostindischen Regimentern zusammengesetzt sind, deren Ausschiffung in den Häfen der Ansley-Bai erfolgt, daß die Vorhut des Korps, nach einigem Aufenthalt in Senafeh, wo General Napier angekommen war, ihren Zug nach Antalo fortsetzte, von wo aus der Marsch auf die Festung Magdala, dem Aufenthaltsort der europäischen Gefangenen, fortgesetzt werden soll, während über den Aufenthalt des Kaisers Theodor und die etwaigen Pläne desselben nichts bekannt geworden ist.

Ein Pferde- und Mauleseldepot der englischen Armee für Abessinien ist errichtet bei Suez. G. Rohlfs schreibt darüber aus Suez: In diesem Augenblicke, Ende Dezember, befinden sich noch gegen 3000 Stück hier, während ihre Zahl manchmal um Tausende wächst. Die Maulthiere kommen von allen Ufern des Mittelländischen Meeres, hauptsächlich von Syrien, Kreta, Neapel und Spanien. Das Stück kommt durchschnittlich, ehe es Ansley-Bai erreicht, auf 80 Pfd. St. Die von Syrien kommenden, obwohl die kleinsten, werden für die besten gehalten. Die Bedienung des Parks besteht aus einigen Offizieren, natürlich Engländern, dann 12 englischen Unteroffizieren und Soldaten, alle übrigen sind ägyptische Faullenzer, oder von allen Küsten des mittelländischen Meeres zusammengeworbene Bummler. Jeder dieser letztern bekommt täglich 3 Frks. und Essen. Im Ganzen beläuft sich die Zahl der nach Abessinien transportirten Maulthiere auf bereits 20,000. Nimmt man nun auch an, daß ein Viertheil theils gestohlen, denn sehr viele von den Bummlern reißen in Abessinien aus und verkaufen ihre Thiere dem Negus, theils gestorben, so bleibt doch noch die bedeutende Zahl von 15,000.

Das ägyptische Lager bei Suez hat im Vordergrunde das Lager des Schwarzen Regiments, welches als Hülfskorps der Franzosen mit in Mexiko war. Dasselbe ist jetzt für Massaua bestimmt, wohin der Vizekönig schon andere Truppen geschickt hat und eine so starke Garnison wie möglich, aus plötzlich gegen die Engländer geschöpfter Furcht, zu legen gedenkt. Diese indessen werden sich wohl wenig aus den Besorgnissen Ismael Paschas machen. Die Truppen sehen an und für sich gut aus, obgleich sie schon seit einem Jahre keinen Sold mehr empfangen haben; aber es scheint, als ob man ihnen ihre Lebensmittel regelmäßig verabfolgt.

Rund um das Lager haben sich die zeitweiligen Weiber der Neger in Höhlen ein Dorf gebaut, um das schwarze, nackte Elend, welches aus diesen Löchern herausschaut, ist einer der widerlichsten Anblicke, die man sehen kann. Gehen wir schnell durch dieses Lager hindurch, wo man nichts lernen kann, als wie der Soldat nicht sein soll, nach einem andern Lager, wo man mit Reichthum und Nutzen die neuesten Erfindungen gepaart sieht. Wir meinen die nicht weit davon entfernten neuen, großartigen Hospitalanlagen der Engländer. Theilweise für kranke Soldaten der indischen Armee errichtet, theilweise für die aus Abessinien zurückgeschickten, hat man es sich angelegen sein lassen, Außerordentliches zu leisten. Selbst die Zelte, die nur für die Offiziere, Aerzte und Krankenwärter sind, erregen unsere Bewunderung; in der heißesten Jahreszeit ist es unmöglich, daß die Luft darin heißer wird, als in einem gewöhnlichen Hause. Alle sind doppelt und derart, daß ein inneres Zelt von einem äußeren, ebenfalls doppelten, umgeben ist; ein 4 Fuß breiter Raum ist zwischen beiden. Im Innern sind diese Zelte mit allem Comfort ausgestattet; hoch und geräumig, daß man einen Ball darin geben könnte, haben wir nur das eine Bedenken gegen dieselben zu erheben, daß sie zu untransportabel sind, zu viel Zeit und zu viel Hände zum Aufschlagen brauchen. Aber sie sind ja auch nicht für die eigentliche Campagne bestimmt. Wir sehen überhaupt sechs große Gebäude, von denen fünf für die kranken Soldaten, eines für die Offiziere bestimmt ist. Die Bauart läßt nichts zu wünschen übrig; alle ruhen auf Hunderten von 3 Fuß hohen eisernen, viereckigen Pyramiden, so daß zwischen der Erde und dem Boden des Gebäudes ein freier Raum bleibt, durch den die Luft streichen kann. Das Dach ist gleichfalls doppelt; das äußere ist mit Schiefer gedeckt, und zwischen demselben und dem innern, hölzernen Dache ist ein freier Raum von 3 Fuß Breite. Veranden umgeben die ganzen Gebäude, die von Holz aufgeführt sind, so daß die Sonne nie unmittelbar die Fenster treffen kann. Jedes Haus hat zwei große Säle für 40 Kranke, außerdem die nöthigen Badezimmer, Pharmazien, Latrinen, Kamine zur Heizung und Ventilation. Ein Zweig des Süßwasserkanals tritt dicht an die Anstalt, welche bis Ende Januar 1868 fertig sein sollte.

Ueber das englische Lager schreibt Herr Rohlfs im Anfange des Monats Januar: Wir sehen im Vordergrunde die Rhede, wo sich damals über 60 Dreimaster befanden, fast alle Dampfer. Dann der lange Damm zum Ausschiffen, von den Engländern aus Stein angelegt und mit einer Eisenbahn versehen. Die ganzen Arbeiten im Lager sind bewundernswerth, die Zelte für die Mannschaften groß und bequem. Für Proviant ist ausgezeichnet gesorgt, und drei große Kondensations-Dampfmaschinen arbeiten Tag und Nacht, um das nöthige Süßwasser für die Truppen und deren großen Viehpark zu destilliren. Der Gesundheitszustand der englischen Soldaten ist vortrefflich.

Mannigfaltigkeiten.

[Eintauschen sibirischer Kirgisenkinder, Mädchen und Frauen.] In dem großen Gürtel von verschiedenen Völkerschaften, welcher die Gränzen des russischen Reiches umgibt, nehmen die sibirischen Kirgisen eine Hauptrolle ein. Dieselben gehören zur Klasse der unstät umherziehenden Nomaden, und stehen sowohl hinsichtlich ihrer Wohlthätigkeit, als auch ihrer Bildung auf einer tiefen Stufe. Daraus läßt es sich erklären, daß in früheren Zeiten allenthalben Kirgisen von Privatleuten als Leibeigene angekauft werden konnten. Deßgleichen pflegte man Kirgisenkinder auf der ganzen sibirischen und orenburgischen Linie ungehindert zu erwerben und einzutauschen. Diesem hat nun, was den Handel von Privatpersonen anbelangt, die nikolaische Gesetzgebung ein Ende gemacht. Den Oberverwaltungen dieser Linie aber ist es gestattet, Kirgisenkinder, so wie erwachsene Weiber und Mädchen einzutauschen, und zwar die Kinder für den Fall, daß ihre Väter in Hungerjahren zu einer solchen Abtretung genöthigt werden, und die Weiber und Mädchen zur Abwendung eines Mangels an Frauen im westlichen Sibirien. Dieser Eintausch, der auf Rechnung der Krone geschieht, macht jedoch die Eingetauschten nicht zu Leibeigenen, sondern die Kinder werden in den Dörfern bei guten und wohlhabenden Wirthen untergebracht und für deren Erziehung Seitens der Obrigkeit Abarbeitungsjahre bestimmt, nach deren Ablauf die Zöglinge wieder entlassen werden müssen, und die erworbenen Weiber und Mädchen, welche nach dem westlichen Sibirien abgefertigt werden, werden in solchen Familien untergebracht, die am meisten Mangel an Frauen haben, behalten aber volle Freiheit in Betreff ihrer Verheirathung.

[Ein Krüppel als Mörder.] Unlängst ist in der Umgegend von Wilna eine unerhörte Schandthat verübt worden. Ein Bettler ohne Beine, der sich viele Jahre auf seinen Holzbeinen in der Stadt herumgeschleppt hatte, ging aufs Land, um daselbst Almosen zu sammeln. Ungefähr 10 Werst von der Stadt erhielt er auf der Meierei eines wohlhabenden Szlachcicen Speisen und Nachtquartier. Er erfuhr bei dieser Gelegenheit aus einem Gespräche des Wirthes mit seiner Frau, daß ersterer am folgenden Tage mit einer Summe von 70 Rubel nach Wilna zu fahren gedenke. Am folgenden Morgen bedankte sich der Bettler bestens für die ihm gewährte Gastfreundschaft und ging dann fort. Bald darauf machte sich auch der Szlachcic auf den Weg. Da er den Bettler bald einholte, fragte er diesen, ob er nicht mit ihm fahren wollte. Natürlich wurde das Anerbieten mit Dank angenommen; es war dem Stelzfuß jedoch unmöglich, allein in den Schlitten zu steigen. Um ihm zu helfen, stand der Szlachcic auf und umfaßte ihn mit beiden Armen. In demselben Augenblick blitzte aber auch das Messer, und der Unglückliche sank mit durchschnittener Kehle zur Erde. Nachdem der Bettler ihn beraubt, humpelte er ruhig seines Weges weiter. Das Pferd kehrte mit dem Schlitten nach Hause zurück. Die erschrockene Frau schickte sofort den Knecht dem Manne nach. An der Stelle angekommen, wo der Leichnam lag, fand der Bote Blutspuren, und diese führten ihn direkt zu dem Bettler, der sich nicht einmal die Mühe gegeben hatte, sich von dem Blute zu reinigen, welches von seinen Kleidern triefte und sein Verräther wurde. Da er sich dem Knechte mit dem Messer in der Hand zur Wehre setzte, fing dieser ihn mit einer Schlinge ein und brachte ihn so nach Wilna.

[Verballhornen.] Dieser Ausdruck kommt neuerdings in der Presse öfters vor. Sein Ursprung datirt von einer Fibel, welche im 16. Jahrhundert der Buchdrucker Ballhorn in Lübeck herausgab. Auf deren letzten Seite war der bisher mit Sporen gezeichnete Hahn in einen solchen ohne Sporen und Kamm verwandelt, in dessen Nähe einige Eier lagen, darunter stand: „Verbessert durch Ballhorn."

Das „Journal de Paris" hat folgenden Witz gemacht: „Zuerst fühlte man sich ob der Nachricht erschreckt, daß der Prinz Napoleon seinen Besuch am Berliner Hof in Generaluniform gemacht hat. Indessen man beruhigte sich durch die Ueberlegung, daß, wo der Prinz Napoleon in Uniform erscheint, eine Schlacht sehr weit sein müsse."

Räthsel.

(Dreisylbig.)

Die Erste stellt sich dar als Zahl,
Die Andern haben allzumal
Gar Manchen schon, der sie erblickt,
Begeistert und auch hoch entzückt.
Mein Ganzes liebt der Leckermund,
Doch — allzuviel ist ungesund.

Auflösung des Räthsels in Nr. 57:
Das Herz und die Augen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 62 Montag, 16. März 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

„Mein theurer, schwergekränkter Vater," — so begann die Schrift, die in französischer Sprache abgefaßt und von der Hand eines älteren Mannes geschrieben schien, — „wenn Ihnen die Hand eines treuen Dieners diese Blätter zustellt, ist der reumüthige Sohn, der beinahe nach Verlauf eines Menschenlebens wieder vor Sie zu treten wagt, Ihnen schon nach dem Ort vorangeeilt, wo wir Alle einst Rechenschaft geben müssen von dem Dichten und Trachten unseres Erdenlebens. Mein Tod wird dann die Schuld gesühnt haben, welche mir der Herr über Leben und Tod abzutragen nicht verstattete, und drei hülflose Wesen erben die Vergebung, welche Sie mir nicht mehr ertheilen konnten. Mögen sie in Ihnen den Versorger finden, welchen sie in mir nicht mehr finden konnten, weil ein widriges Geschick mir am Ziele meines Lebens raubte, was rastlose Thätigkeit und Entsagung mir in den Jahren der Kraft und in den Tagen des Glückes unter einem fernen Himmelsstriche erworben, — zwei Söhne, Blut von Ihrem Blut, mein Vater, und eine schwergeprüfte Frau, deren Glück Schiffbruch gelitten, weil sie sich an Ihren unglücklichen, vom finstersten Verhängniß verfolgten Sohn anschloß!"....

So begannen diese Blätter, dann folgte die Schilderung eines Lebens voll Kummer und Prüfungen, Leiden und Abenteuern, untermischt mit lichten Stellen, wo Gatten- und Vaterfreuden Rosen und Lilien in den Dornenkranz des Dulders wanden, der das bittere Brod der Verbannung in der Fremde aß.

Der Schreiber schien in den Jahren, wo des Jünglings heißes Blut und drängender Thatendurst sich mit der erwachenden Besonnenheit des Mannes um die Herrschaft über den Menschen streiten, im kaiserlichen Heere gedient zu haben. Nach dem unglücklichen Feldzuge von 1809, wo die kläglichen und unverständigen Anordnungen des Heerwesens den Heldenmuth eines herrlichen Heeres zum Nachtheil des Vaterlandes gelähmt hatten, schien er von einem bitteren Groll gegen die staatlichen Verhältnisse der Monarchie erfüllt gewesen zu sein, unter deren Fahnen er focht. Franzose von Geburt und durch Charakter, verehrte er mit schwärmerischer Begeisterung die Waffenthaten seiner Heimath und den Ruhm seines Vaterlandes, und knirschte in die Fesseln, welche väterliches Machtgebot und Beispiel seinem Willen angelegt. Er fühlte, daß drüben unter dem Aar der großen Armee sein Platz sei, — nicht unter den Fahnen mit Habsburgs Doppeladler, — und die frühere Abneigung gegen das Waffenhandwerk war bei ihm noch gesteigert durch die schlechten Erfolge des Heeres, welchem er angehörte. Da kam zu dem inneren Kampf der Liebe zu Ruhm und Vaterland mit dem Band der Pflicht noch ein neues Pathos hinzu. In einer Garnisonsstadt unfern der Gränze hatte er die Tochter eines französischen Offiziers kennen gelernt, welche dem schwer verwundeten gefangenen Vater gefolgt war und diesen verpflegte. Sie war dem halben Landsmann dankbar, der sich ihres Vaters mit der hochachtungsvollen Theilnahme eines jüngeren Kriegers annahm, und manche Stunde an seinem Lager verbrachte, mit jugendlichem Feuer der Bewunderung, und aber auch mit bitterem Schmerzgefühle der eigenen thatenlosen Nichtigkeit, des alten Kriegers Schilderungen seiner Kämpfe in Italien, Deutschland, Aegypten, Spanien lauschend, und aus dem Umgang hatte sich eine innerliche Neigung der beiden jungen Leutchen, und allmählig sogar eine leidenschaftliche Liebe entwickelt. Diese Neigung war auf ihrem Höhepunkt, als der Friede und die Wiedergenesung des Bataillonschefs Massaloup das liebende Paar trennten; Virginie mußte aus ihres Geliebten Arme gerissen und vom Vater in den Wagen gehoben werden, als der Moment der Abreise gekommen war. Beiden däuchte der Abschied einer für's Leben, und eine fürchterliche Entmuthigung und Reaktion übermannte den jungen Offizier, der in der Geliebten zuerst jene vertraute Seele gefunden hatte, welche unserem Dasein erst die Weihe gibt, die ihm Alles an Liebe war, was er seit dem Tode der Mutter vermißt. Wie ein schwer Erkrankter wankte er nach Hause, als der Wagen seinem Gesichtskreise entrückt war, und verschloß sich gegen die Außenwelt mit seinem Gram. Aus diesem weckte ihn die Botschaft, daß die Heeresabtheilung, zu welcher er gehörte, nach einer fernen Provinz des Reiches abziehen sollte, um dort einen trägen, ruhmlosen und eintönigen Garnisonsdienst zu versehen. Die Aussichten, durch Tapferkeit und Streben sich eine Stelle

zu erringen, welche ihn vom Vater unabhängig machte, waren ferner als je gerückt, — der Umgang mit dem französischen Krieger hatte alle jene schlummernden Triebe und Keime nationalen und individuellen Ehrgeizes in ihm erweckt, die Liebe zu Ruhm und Vaterland, die Bewunderung der glänzenden Waffenehre im Heere des siegreichen Kaisers, das Bewußtsein seiner Verpflichtung gegen Frankreich, seine Muttererde — kurzum all die einzelnen Momente, welche die innere Gährung und den Kampf in ihm zum Ausbruche brachten. Eines Morgens, nach einem Gelage, in welchem er vergebens den nagenden Wurm im Busen zu ertödten gestrebt, führte er den tollen und frevlen Entschluß aus, lieber mit Virginien, als ohne sie unglücklich zu sein. In Begleitung eines tollkühnen Burschen, der früher sein Diener gewesen, und mit einer antiken Treue an seinem Herrn hing, entwich er, erreichte noch die voranreisenden Lieben, und fand bei Virginiens Vater eine freundliche Aufnahme, denn Massaloup wußte wohl, daß er in dem jungen Offizier seinem Kaiser einen wackeren Degen zuführe.

Aber der Schritt, welchen der Schreiber dieser Memoiren gethan, führte ihn nicht zum gewünschten Ziele. Man bot ihm eine Lieutenantsstelle, allein Napoleon liebte es nicht, daß seine Subalternoffiziere heiratheten, und jede Erlaubniß dazu mußte von ihm ausgehen. Es war vorauszusehen, daß er sie dem neuübergetretenen österreichischen Offizier noch weniger geben würde, als vielen Anderen, die schon in seinen Schlachten fochten. Dazu war Massaloup's Regiment nach Spanien bestimmt, und er nicht gesonnen, die Tochter dorthin zu nehmen, wo der erbitterte „Kampf bis auf's Messer" wüthete; sie sollte vielmehr in einer Provinzialstadt bei einer entfernten Verwandten bleiben. Dieß und andere Bedenken persönlicher Art brachten Louis von seinem Entschlusse ab, im französischen Heere Dienste zu suchen; — er fühlte, daß die Möglichkeit einer Aussöhnung mit seinem Vater dann unwiederbringlich dahin wäre, und bereute schon halb und halb den gethanen Schritt, der ihn selbst in den Augen der französischen Offiziere nicht hoch stellte. Nach Virginiens Abreise folgte er dieser nach Caen, entschlossen, sich dem Studium der Heilkunde zu widmen, und fand bei einem Apotheker ein Unterkommen. Wenige Monate später kehrte sein Begleiter Wenzel aus Spanien zurück, wo er einen Sonnenstich bekommen hatte, und als dienstuntauglich entlassen worden war, denn er hatte sich, minder skrupulös als sein Herr, — unter den Adlern der großen Armee eingereiht. Dem ehrlichen Böhmen gefiel's nicht im welschen Lande, und auch seines Herrn Stern wollte noch nicht aufgehen. Da kam die Nachricht vom Tode des Oberst Massaloup, der in einem Hinterhalt spanischer Guerillas gefallen war. Sein Tod veranlaßte die verwaiste Virginie, dem Geliebten ihre Hand vor dem Altar zu reichen und nach Amerika zu folgen, wohin ihn vage Hoffnungen und ein unsteter Sinn trieben. Wenzel begleitete das junge Paar, das aber Amerika nicht erreichte, weil ihr Schiff von einem englischen Kreuzer aufgebracht wurde. Nach mancherlei Erlebnissen und Abenteuern in England gerieth Louis nach Ostindien, indem er als Feldapotheker sich einem dorthin bestimmten Truppenkorps anschloß, und dort ein neues Vaterland fand. — —

Der Schlaf, welcher kurz vor Tagesanbruch sein Recht an den ermüdeten Grafen Alfred geltend machte, unterbrach seine fesselnde Lektüre. Die Sonne stand schon hoch, als er erwachte, mit den herbeigeholten Behörden die nöthigen Schritte wegen des Unfalls mit dem Wachtmeister that, und diesen mit den erforderlichen Papieren an das Depotkommando abfertigte. Das Memoire behielt er zurück, weil er es noch nicht ausgelesen und es ihn mit einem unbegreiflichen, fast magischen Interesse anzog. Aber die verschiedenen Ereignisse des Tages, die Ankunft des ihn ersetzenden Offiziers, die Uebergabe des Dienstes, und die Vorbereitungen zur Reise nach dem Hauptquartier und von da nach Wien, hinderten ihn an der Vollendung der Lektüre, und so kam das Memoire mit anderen Papieren in seinen Reisepult, und ward vorerst im Drang sonstiger wichtigerer Geschäfte und Verrichtungen und hernach über der Eile und den Zerstreuungen der Reise vergessen. Denn die Enthebung von dem Polizeidienst an der Gränze, der unangenehmsten Schattenseite des Soldatendienstes im Frieden, und die Aussicht auf das Wiedersehen der Seinigen beschleunigten seine Heimkehr um ein Namhaftes.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 14. März 1868.

Fast an die fünfhundert Schweizer Schützen, allein aus Zürich und Umgebung, wollen sich an dem patriotischen Feste in der alten Kaiserstadt betheiligen, und haben bereits einen besonderen Vertreter hierher entsendet, der sich auch schon mit den betreffenden Komite's ins Einvernehmen gesetzt hat, um die entsprechende Unterkunft seiner Landsleute sicher zu stellen. — Wenn man bedenkt, daß ein so wenig umfangreiches Territorium, wie Stadt und Gebiet von Zürich allein 500 Schützenbrüder stellt, so verliert man unbedingt den Faden zu jeder Berechnung jener Gesammtzahl, aus welcher das mächtige Heer des deutschen Schützenbundes bestehen wird.

Aber auch aus anderen Gegenden des In- und Auslandes laufen die Anmeldungen zur persönlichen

Theilnahme an dem Feste schon sehr zahlreich ein. So haben sich in den letzten Tagen mehrere Bevollmächtigte aus Siebenbürgen hier eingefunden, welche selbst aus diesem so weit entfernten Theile der Monarchie eine äußerst zahlreiche Betheiligung von Mitgliedern der dortigen deutschen Schützengesellschaften in bestimmteste Aussicht stellten.

Aus Aschaffenburg in Bayern haben sich 24 Mitglieder des dortigen Schützenvereines zum Festbesuche angemeldet.

Die Zahl jener Schützen aus Oesterreich, welche seither dem deutschen Schützenbunde beigetreten sind, beträgt bis jetzt nahe an — 2500 — wobei hervorgehoben werden muß, daß in dieser Ziffer beiläufig erst der vierte Theil der in Oesterreich bestehenden deutschen Wehr- und Schützenvereine vertreten ist, und außerdem noch ganz Tyrol und Vorarlberg in Betracht kommt, woselbst die Organisation des Schießstandswesens eine einheitliche ist, und von wo die gesammten Anmeldungen erst seiner Zeit durch die betreffenden k. k. Hauptschießstände gemeinsam hierher gelangen werden.

Herr Franz Fabricius, Bankier aus Frankfurt a. M., bekanntlich einer der eifrigsten Förderer und Freunde des deutschen Schützenwesens, den man mit Recht den deutschen Schützenvater nennt — ist hier eingetroffen, um die Festkomite's mit seinen nicht hoch genug zu schätzenden praktischen Kenntnissen und seinem auf reife Erfahrung gegründeten Rathe zu unterstützen, so wie er ja auch bei den früheren Festen in Frankfurt und Bremen sich als eine der kräftigsten Stützen bewährte.

Um dem hochverehrten Manne einen Beweis dankbarer Anerkennung für diese bereitwillige Unterstützung, so wie für die Verdienste überhaupt zu geben, welche sich Herr Fabricius seit Jahren um das deutsche Schützenwesen erworben hat, wurde derselbe einstimmig zum Mitgliede des engeren Zentralkomite's für das dritte deutsche Bundesschießen gewählt, welche Wahl auch bereitwilligst angenommen worden ist.

Der Hof-Blasbalg- und Feldschmieden-Fabrikant, Herr Joseph Schaller, hat sich bereit erklärt, dem Zentralkomite für die Dauer der Festzeit zwei ambulante Feldschmieden zur Verfügung zu stellen.

In der Gemeinderathssitzung vom 12. d. M. überreichte der Präsident des Zentralkomite's Dr. Eduard Kopp ein Gesuch des Inhalts: „Der Gemeinderath der Haupt- und Residenzstadt Wien wolle sich an der Bedeckung der Vorauslagen für das dritte deutsche Bundesschießen an dem unverzinslichen Anleihen mit dem Betrage von 20.000 fl. betheiligen.“ Man gibt sich allgemein der Erwartung hin, daß der Gemeinderath diesem Antrage seine Zustimmung nicht versagen werde.

An die Industriellen Oesterreichs ergeht demnächst eine öffentliche Einladung des Zentralkomite's, sich an den Festgaben für das dritte deutsche Bundesschießen, insbesondere für die Industrie-Scheibe recht lebhaft betheiligen zu wollen. Hoffentlich werden die betreffenden Firmen ihrem Patriotismus, wie ihrem Geschmacke in glänzender Weise Rechnung tragen.

Das Zentralkomite hat die Herausgabe eines „offiziellen Festhandbuches“ als Führer für die Fremden beschlossen. Dasselbe wird nebst allen auf das Fest und dessen Einrichtung Bezug habenden authentischen Daten eine gedrängte Darstellung von Wien und dessen Umgebung, eine Uebersicht der hiesigen Sehenswürdigkeiten, die für die Fremden insbesonders wissenswerthen lokalen und geschäftlichen Notizen — Orientirungspläne und Inserate enthalten. Dieser offizielle Fremdenführer wird den Schützen bei ihrer Ankunft angeboten, und auf dem Festplatze allein nur zum Verschleiße zugelassen werden.

Durch eine Mittheilung des eben gegründeten nordwestdeutschen Bezirksvereines des deutschen Schützenbundes in Hamburg, ist das Zentralkomite in Kenntniß gekommen, daß der bisher unabhängig vom allgemeinen deutschen Schützenbunde bestehende norddeutsche Schützenbund in Altona die Einführung der Satzungen des deutschen Schützenbundes auf die Tagesordnung der für Ende d. M's. einberufenden Versammlung seines Gesammtausschusses gestellt hat.

Das Zentralkomite hat diesen Anlaß wahrgenommen, um mittelst eines an den Vorstand dieses Vereins gerichteten Schreibens, in welchem der Letztere freundlichst begrüßt und zur Theilnahme an dem dritten deutschen Bundesschießen eingeladen wird, insbesondere im Interesse des großen Ganzen der nationalen Einheit des deutschen Schützenwesens nicht allein die Annahme der Satzungen des deutschen Schützenbundes, sondern die vollständige Vereinigung mit demselben wärmstens zu befürworten.

Zur Leichenfeier des Königs Ludwig I. zu Nizza

bringt das Journal de Nice einen längeren Artikel, welchem wir zur Ergänzung unserer neulichen Mittheilung Folgendes entnehmen: Am 6. März Morgens 8 Uhr begannen die Korporationen und Truppen unter dem Kommando des Generals Correard die ihnen angewiesenen Plätze einzunehmen, und eine ungeheure Menge — dreißig bis vierzigtausend Menschen — sammelte sich rasch auf dem freien Raum in den Quer-Alleen und auf den Trottoirs. Zur selben Zeit kam die Fregatte Limier an als Vertreterin der französischen Marine; sie hißte die kgl. bayerische Flagge am Hauptmast auf und begrüßte sie mit ihrer Artillerie. Gegen halb 10 Uhr wurde die Leiche des Königs, die in einem doppelten Sarg von Eichenholz ruhte, durch den Bischof von Nizza mit zahlreicher Geistlichkeit abgeholt, und in Gegenwart des Prinzen Adalbert, der bayerischen kgl.

kommission und der Abgesandten des Kaisers der Franzosen auf den Leichenwagen gebracht, welcher, mit Traueremblemen reich verziert, oben die Königskrone tragend, von acht schwarzbehängten Rappen gezogen war. Dieselben wurden von Reitknechten in tiefer Trauer geführt, zu beiden Seiten des Wagens gingen die Hartschiere. Hinter dem Wagen schritten Prinz Adalbert, General Reille und der Herzog von Elchingen als Vertreter des Kaisers Napoleon, der Herzog von Glücksburg, der Prinz v. Lippe, Generallieutenant von Jeetze, die kgl. Hofkommission, geführt von Graf Castell, Oberst Vicomte von Grandseigne als Vertreter des Fürsten von Monaco, ein Adjutant des Herzogs von Württemberg, welcher durch Unwohlsein abgehalten war, der Divisionskommandant General Erea, der Präfekt Gavint, der Präsident des Ziviltribunals, der Bürgermeister von Nizza ꝛc. Eine feierliche Stille herrschte unter der versammelten, entblößten Hauptes dastehenden Menge, während der Zug unter den Trauerklängen der Musik und dem Donner der Kanonen der Fregatte sich zur Kathedrale bewegte, wo er um halb 11 Uhr ankam, und deren Façade mit schwarzen Draperien verhüllt war, in der Mitte die Inschrift: Ludovico I. Bavariae regi aetern. in Christo requiesc. adprecemur. Auch das Innere der Kirche war schwarz ausgeschlagen, und der Hauptaltar durch schwarze Draperien verhüllt. Der Katafalk, überragt von der Königskrone, war von 500 Wachskerzen umgeben, an den vier Ecken standen in Lebensgröße die Statuen der Stärke, der Gerechtigkeit, der Liebe und des Glaubens. Außer den Herren, die mit dem Leichenzug gekommen waren, wohnten dem vom Bischof zelebrirten Amte viele Damen in tiefer Trauer bei. Um halb 1 Uhr war das Traueramt zu Ende, und der Sarg blieb vorläufig bewacht von Hartschieren auf dem Katafalk stehen, da die Abfahrt mit der Eisenbahn erst um 3 Uhr erfolgen sollte. Um 2 Uhr versammelte sich der Cortege wieder auf der Präfektur, und begab sich von da zur Kathedrale unter dem Vortritt des Generals Reille als Vertreters des Kaisers Napoleon, da Prinz Adalbert inzwischen bereits abgereist war. Nachdem die Todtenvesper unter Orgelbegleitung gesungen war, wurde die Absolution zuerst durch vier Canonici und dann durch den Bischof ertheilt, sodann der Sarg wieder auf den Leichenwagen gehoben, und, geleitet von den Zivil- und Militärbehörden, während das Militär Spalier bildete, zum Bahnhof gebracht und dort in einen entsprechend hergerichteten und verzierten Waggon gesetzt.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Wes.-Ztg.“ schreibt man aus Berlin vom 8. März: „In der letzten Sitzung der Geographischen Gesellschaft am Sonnabend, 7. März, theilte Dr. Kersten die letzten und, wie es scheint, authentischen Nachrichten über den Tod des Barons v. d. Decken mit, in ihren Details eine grauenhafte Tragödie enthüllend, wie der Reisende von seiner Umgebung heimlich aller Widerstandsmittel beraubt worden sei, um ihn dadurch zu friedlichen Vorschlägen zu zwingen, wie sie ihn entwaffnet und gebunden hätten, vermeintlich seiner eigenen Sicherheit wegen, wie sie ihn nachher aber nicht vor den Händen seiner blutgierigen Feinde hätten schützen können. Diese hätten ihn dann, völlig wehrlos und knirschend in ohnmächtiger Wuth, nach dem Ufer des Flusses fortgeführt, wo man einige Stunden später seinen nackten Leichnam fand, mit einem Schlitz durch den Unterleib und einem Messerstiche in der Brust, aber noch nicht ganz ohne Leben, da der blutige Schaum, der vor dem Munde stand, fortfuhr, sich im Athem zu bewegen.“

Dieser Tage ließ sich ein Komponist Rossini vorstellen. Der Maestro empfängt ihn sehr freundlich und bittet ihn, er möge ihn eine seiner Kompositionen vorspielen. Der Besucher setzt sich ans Klavier, klappert herum, spielt so zu sagen mit Händen und Füßen, Augen und Nase und hört endlich ganz erschöpft auf. „Was ist das?“ fragt Rossini. — „Ein Trauermarsch, welchen ich auf den Tod Meyerbeer's komponirt habe. Wie finden Sie ihn, Maestro?“ — Nicht übel, nur wäre es besser gewesen, daß Sie gestorben wären und dann Meyerbeer einen Marsch komponirt hätte.“

Räthsel.

(Einsylbig.)

Es macht mich nicht, wer mich erdacht,
Es brauchet mich nicht, wer mich macht,
Wen ich verletze, klaget nicht,
Wer mich beweget, niemals spricht.

Und wird mir gar von Dir das Haupt
Mit kühnem Federzug geraubt,
So führ' ich Bahnen himmelan,
Die nie ein Mensch durchmessen kann.

Ein Zeichen wen'ger, und mein Mund
Macht nimmermehr die Wahrheit kund,
Bekämpft durch viele tausend Jahr,
Blieb ich doch immer, was ich war.

* * *

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 63 Dienstag, 17. März 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

VII.

Nach Verfluß von wenigen Wochen langte Graf Scheidick eines Abends von Basel und Freiburg in dem paradiesischen Baden an. Er war nun frei; seine Untersuchung vorüber und der Spruch des Ehrengerichts, welches in Linz aus Offizieren der dortigen Garnison berufen worden war, hatte eine glänzende Rechtfertigung für ihn geliefert. In Wien hatte er sich nur einen Tag aufgehalten, Mutter und Schwestern kaum begrüßt, denn der Gouverneur, bei welchem er sich zu melden gehabt, hatte ihn unverweilt nach Linz gewiesen. Natürlich hatte er an den kleinen Joseph, seinen Schützling, nicht gedacht; die Sorgen und Nothwendigkeiten, die auf ihn selber eindrangen, hatten ihn des Knaben vergessen lassen, denn jenseits des Ehrengerichts winkten ihm entweder Festungshaft oder Freiheit mit einem Urlaub zur Reise ins Ausland, und damit die Möglichkeit, im Gewühl des fashionablen Badelebens Therese wieder zu sehen, und gerechtfertigt, siegreich, über die Kabale erhaben, vor sie treten zu können. Und außer der Anziehungskraft Theresens trieb ihn noch die Dankbarkeit gegen seinen wackern Pathen, den Freiherrn v. Högg, dorthin. Mit dem Urlaubspasse, einem fünfmonatlichen Gehalte und einer Beisteuer aus der mütterlichen Börse, in der Tasche, hatte er in rascher Fahrt Steiermark, Salzburg, die bayerischen Alpen und das Vorarlberg durchzogen, den Bodensee umreist, und das Rheinthal von Konstanz bis Breisach durchwandert, und kam nun mit heiterstem Sinne und voll gespannter Erwartung, mit wahren Schwalbengefühlen im Busen, zu Baden an, wo er im Zähringer Hofe zur Noth noch ein bescheidenes Stübchen im obersten Geschoß fand.

Die Saison war in ihrer Blüthe, die Zahl der vornehmen Badegäste größer als je, die Witterung trotz des Spätsommers noch überaus günstig. Die Promenade und die Säle des Kurhauses wogten von Gästen, und Alfred hatte Mühe, im Gewühle den Baron Högg zu finden, welchen er in seiner Wohnung nicht getroffen hatte. Endlich erblickte er ihn auf den Stühlen vor der Restauration, seine Aufmerksamkeit dem Gewühle um ihn her zugewendet. Das Wiedersehen war überaus wohlthuend. Der treffliche Veteran freute sich herzlich über den Spruch des Ehrengerichts, den er schon vernommen, und verhieß dem jungen Freunde ein paar fröhliche Wochen in Baden. „Sie werden die Unbilden schon vergessen in diesem bunten Karnevalstreiben des Badelebens und im Genuß der herrlichen Natur, die sich hier rings entfaltet, lieber Alfred,“ sagte er, „Alle Wetter! wie schmuck Sie sind! wie die paar Reisetage die Wangen gebräunt und einen kecken Ton der Kraft über Ihre Züge gelegt haben. Meiner Treu! Sie werden hier Glück machen! ... Apropos, ein gewisses Fräulein ist nur noch einige Tage hier, — da müssen Sie die Zeit nützen!“

„Therese? ... Fräulein v. Granthal, wollt' ich sagen!“ rief Alfred lebhaft. „Und sie ist noch frei? und wo ist sie zu sehen?“

„Nun, nun! Sie sind ja Feuer und Flamme, lieber Alfred! Mit so viel Fragen kann man ein Carró sprengen!“ sagte Baron Högg lächelnd, und schien sich über die Erregbarkeit seines Pathen zu freuen. „Je nun, was die Freiheit des Fräuleins anlangt, so hat die schöne Therese hier die vollkommenste Ungebundenheit, aus dem zahlreichen Kreise von Anbetern sich ihren Bevorzugten zu erküren. Sie werden andere Menschenkinder hoffentlich nicht für so blind und unfähig halten, daß sie für die Schönheit und den Liebreiz dieses Wesens gleichgültig wären!“

„Verzeihung, Exzellenz! Sie scheinen mich mißverstanden zu haben!“ erwiderte Alfred etwas befangen. „Ich wollte fragen, ob Herr v. Grinding noch hier, und ob er wirklich mit Therese verlobt sei?“

„Ah so! hm, darauf ist beinahe schwer zu antworten!“ sagte der alte Herr lächelnd. „Offiziell ist mir noch Nichts von einer Verlobung bekannt; aber der Herr Generalkonsul gibt sich die Miene, als wäre er schon der definitiv Verlobte, hütet Theresen wie ein neidischer Drache, und sucht die übrigen jungen und älteren Anbeter dadurch fern zu halten. Aufrichtig gestanden, macht er aber auf mich in diesem Stücke ganz den Eindruck eines Usurpators, denn die bleichen Wangen und das entmuthigte Wesen, die verschwundene Fröhlichkeit und Unbefangenheit von ehedem zeugen bei Therese von nichts weniger als bräutlicher Freude und Seligkeit. Mir scheint, der Generalmajor ist Herrn

v. Grinding geneigt, und wünscht die Verbindung seiner Nichte mit diesem, wohl ohne Theresens Dank zu verdienen .... Nun, Sie werden ja auf einmal ganz blaß!"

„Blaß? ich? — Nicht doch; es ist nur der Zugwind hier.... ich war etwas echauffirt!"

„Zugwind? Mir däucht, kein Lüftchen regt sich. Allein wir können ja in den Salon treten. Vielleicht wollen Sie sich das Spiel ein wenig betrachten, wohl selbst ein Paar Sätze in der Roulettebank thun?...."

„Ich? nicht doch, Exzellenz, ich spiele nie — am wenigsten ein Hazard. Bleiben wir lieber hier, es ist schon vorüber."

„Wie Sie wollen. Aber mir däucht, Sie haben doch früher gespielt, Afred? Sonderbar, ein Offizier, der nicht spielt!"

„Ich kann Sie mit meinem Ehrenwort versichern, daß ich noch niemals gespielt habe, selbst nicht einmal Whist oder Boston oder Billard. Ich hege eine ausgesprochene Abneigung gegen diese Zeittödtung, Exzellenz!" versetzte Alfred, etwas betroffen über den Ton, worin Baron Högg ihn befragt. „Man nannte das freilich oft Sonderlingssucht von meiner Seite, und neckte mich; allein ich bin gewöhnt, meinen Grundsätzen niemals etwas zu vergeben, und da es nicht die Einzige der „Sonderlingslaunen" war, welche man an mir bemerken wollte, so ließen mir meine Bekannten bald meine eigene Weise!"

„Je nun," meinte Baron Högg leichthin; „da habe ich mich halt geirrt; im Grunde war mir's nur darum zu thun, Ihnen ein Parthiechen Ecarté vorzuschlagen, wobei sich's bequemer plaudern ließe... Doch um auf etwas Anderes zu kommen: Fräulein v. Granthal scheint sich sehr um Sie zu interessiren; neulich blühte sie auf einmal wieder auf wie eine Burgunderrose, als ich ihr von Ihnen erzählt, daß das Ehrengericht Sie vollkommen unschuldig erfunden, und daß Sie vielleicht in Bälde Baden berühren werden. Sie nannte Sie einen lieben Freund, und erglühte dabei abermals, und wußte nicht satt zu erzählen von Ihrer lieben Familie.... Doch kommen Sie, mein Souper wartet auf mich, und Sie müssen mein Gast sein!"

Beide speisten bei Hauck, und thaten dessen weltberühmter Küche und trefflichen Weinen alle Ehre an. Und der Wein löste die Zungen und öffnete die Herzen, und Baron Högg machte seinem Schützling Vorschläge betreffs seiner Reise. „Sie müssen die Gelegenheit wahrnehmen, lieber Graf, um die Aufmerksamkeit, welche Sie durch das Ihnen Widerfahrene auf sich gezogen haben, zu erhalten," sagte er; „studiren Sie die Heerverfassungen Frankreichs, Englands auf Ihrer Urlaubsreise; schicken Sie Berichte an die Hofkriegsstelle ein, schreiben Sie für militärische Zeitschriften — Sie dürfen Ihr Licht nicht unter den Schäffel stellen, das sind Sie sich selbst, Ihrer Familie und Ihrem Vaterlande schuldig — einer gewissen Person gar nicht zu gedenken, die bei Nennung Ihres Namens stets in die holdeste Verlegenheit kommt. Bedenken Sie, daß unserem Heere ein tüchtiger Nachwuchs von militärischen Talenten Noth thut, und daß es den Oberbehörden schwer ist, auf solche Talente und Kapazitäten aufmerksam zu werden, weil unser Offizierkorps so zahlreich und so über die ganze Monarchie zerstreut ist. — Lassen Sie sich überhaupt von mir leiten; ich meine es ehrlich gut mit Ihnen!"

Graf Alfred hatte davon schon vielfache Beweise, daß er sich gerne diesem Mentor anvertraute, und ihm für sein Vertrauen herzlich dankte. Es war schon spät, als der Veteran sich zum Weggehen anschickte, aber den Vorschlag that, noch einmal durch die Spielsäle zu wandeln, die in dieser späten Abendstunde noch sehr zahlreich und meist mit Spielern von Profession besetzt seien, also ein selteneres psychologisches Interesse gewährten. Alfred schloß sich an, und sie beobachteten eine Weile die Spieler an der Roulette, gingen dann zum Pharotische, und sahen hier eine Zeit lang zu, ohne jedoch sonderlich interessante Spieler zu sehen. Schon wollten sie das Konversationshaus verlassen, als Baron Högg bei einem prüfenden Blick über die Spielbank plötzlich stutzig wurde und den Grafen am Arme abseits vom Tische zog. „Kennen Sie Herrn v. Grinding? doch ja, Sie müssen ja ihren Nebenbuhler kennen! Sagen Sie mir, ist jener Mann mit der schwarzen Perücke, mit den blauen Augengläsern nicht das sprechendste Ebenbild des Herrn v. Grinding?"

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.

Einem Berichte über die Seeunfälle und Rettungen an den deutschen Küsten im Jahre 1867, welchen die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger so eben an ihre Mitglieder versendet, entnehmen wir, daß durch die Stationen dieser Gesellschaft im vergangenen Jahre 128 Menschen (im Jahre 1866 141 Personen) gerettet wurden und zwar 17 in der Nordsee und 111 in der Ostsee. Die Zahl der an den deutschen Küsten im verflossenen Jahre verunglückten Schiffe betrug 128, die Zahl der nachweislich verunglückten Personen 706, die der überhaupt geretteten Personen 615. Der 53 Seiten umfassende, in's Einzelne eingehende, höchst interessante Bericht lehrt auf's Neue, daß die deutschen Seegränzen von Borkum bis Memel alljährlich viel Unglück, Noth und Tod, zu sehen bekommen. Möge man sich im deutschen Volke immer mehr diese Thatsachen vergegenwärtigen; kein Jahr vergeht, ohne daß sie sich wiederholen; möge auch kein Jahr vergehen,

ohne daß kräftig dafür gewirkt wird, das Unglück, das nicht zu beseitigen ist, in seinen Folgen zu mildern!

Aus den zahlreichen Berichten von einzelnen Rettungen wollen wir nur eine näher anführen, welche durch einen glücklichen Zufall ermöglicht wurde, und aus welcher man entnehmen kann, wie manches Schiff schon nahe der Küste mit Mann und Maus gesunken ist, ohne daß je etwas bekannt wurde, und wie wichtig es ist, immer mehr die Rettungsvorkehrungen zu verbessern und zu vermehren. Am Nachmittage des 2. August sollte die erste diesjährige Probefahrt des in Spickeroog, einem kleinen ostfriesischen Seebade, stationirten Rettungsbootes abgehalten und dabei auch den Fremden aus dem Binnenland Gelegenheit gegeben werden, sich über die Einrichtung des Fahrzeuges und die Tüchtigkeit der Mannschaft näher zu instruiren. Mehrere Kurgäste benützten die Gelegenheit einzusteigen und nach den Außenriffen der Insel mitzufahren, um die Brandung an denselben kennen zu lernen. Das Boot faßte so mit der Mannschaft 14 Personen. Als es nun bei dem ruhigen Wetter anscheinend mehr zum Vergnügen, als zur Uebung vom Lande abfuhr, dachte noch Niemand der darin Sitzenden, daß sie diesen Abend noch Schiffbrüchige sehen und durch eine wunderbare Fügung retten sollten. Nachdem sie nämlich Mehreremale durch die Brandung hin- und zurückgefahren waren, beobachteten sie, wie eine der Küste sich nähernde Brigg durch die Fluth auf Grund fest gerieth, und sahen, daß das Boot, das der Kapitän über Bord ließ, sofort umgeschlagen wurde.

„Bei dieser sichtlichen Gefahr begaben wir uns nahe ans Schiff und legten vor Anker. Es dauerte nicht lange, da erscholl Geschrei um Beistand. Jetzt galt es Tod und Leben. Schnell die Anker lichtend, legten wir uns mit aller Kraft auf die Riemen und ruderten auf das Schiff los. Wir mußten durch eine starke Gegenströmung und hohe Brandung uns mit äußerster Anstrengung im Dunkel der Nacht hindurchkämpfen; doch mit dem Gedanken, daß es sich um Rettung von Brüdern handle, munterten wir uns gegenseitig auf. Mehrere Male schlug die volle Brandung ins Boot hinein; es bewährte sich vortrefflich. Wir avancirten langsam; immer lauter durchdrang der Hülferuf des Kapitäns die nächtliche Stille. Leute, helft! Thut Euer Bestes! so bat das gepreßte Vaterherz, das Weib und Kinder vor dem Wellengrab bewahren wollte. Fieberisch schlugen unsere Pulse; in dicken Tropfen perlte der Schweiß von der Stirn. Da mit einem Male sehen wir uns zur Seite des Schiffes und groß war die Freude von beiden Seiten. Doch zu Worten war keine Zeit. Ein vom Schiff herabgeworfenes Tau wurde rasch ergriffen und nun galt es, mit höchster Eile die Schiffbrüchigen herüberzunehmen. Das ward uns nicht leicht; denn es war dunkle Nacht und die Wellen schlugen hoch, so daß wir auch für unser eigenes Leben sorgen mußten. Zwei Kinder des Kapitäns, ein Säugling und ein zehnjähriges Mädchen, mußten uns zugeworfen werden, dann folgte die Mutter, welche fast zwischen Schiff und Boot gequetscht worden wäre, hierauf sprangen der Kapitän und seine zwei Matrosen zu uns herüber und nun suchten wir uns so schnell als möglich von dem Schiffe zu entfernen. Hiebei war die äußerste Vorsicht erforderlich, weil das kleine Boot mit 20 Mann überzählig besetzt war und wir bei der Unmöglichkeit, uns umzusehen, rückwärts rudern mußten; doch mit Gottes Hülfe kamen wir glücklich durch die Brandung hindurch. Das Schiff, welches wieder ins Treiben kam, sank kurz darauf ganz in unserer Nähe."

Mannigfaltigkeiten.

[Der letzte galizische Leibgardist.] In dem höchst seltenen Alter von 109 Jahren starb vor Kurzem in Wollizi (Schlesien) der dortige Grundbesitzer Johann v. Lembiski — der letzte Gardist der im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts errichteten, bald darauf jedoch wieder aufgelösten adeligen galizischen Leibgarde. Der Verstorbene, ein Sprößling eines berühmten polnischen Adelsgeschlechts, war bis zu seinem Lebensende im vollständigen Besitze seiner Sinne; sein Auge war noch so kräftig, daß er täglich eine polnische Zeitschrift vom Anfang bis Ende durchlas. Er machte die österreichischen Feldzüge in den Jahren 1788 bis 1789 mit und zeichnete sich bei der Eroberung Belgrads besonders aus. Im Jahre 1759 geboren, lebte er unter sechs österreichischen Regenten und zwar: Maria Theresia, Joseph II., Leopold II., Franz I., Ferdinand I. und Franz Joseph I. Der Verstorbene hinterläßt aus zwei Ehen nicht weniger als 117 Nachkommen, von welchen der größte Theil bei dem Leichenbegängnisse anwesend war.

[Ein Prozeß des Herzogs Karl von Braunschweig.] In einer der letzten Sitzungen des Pariser Appellhofes wurde ein Rechtsfall entschieden, der in weiteren Kreisen Interesse erregte. Der in Paris nicht weniger als in Deutschland wegen seiner Exentrizitäten bekannte frühere Herzog Karl von Braunschweig vertraute dem dortigen Advokaten Dr. Jules Levita die Vertretung seiner Interessen in einer sehr beträchtlichen amerikanischen Angelegenheit an. Es handelte sich um eine Summe von ungefähr 5 Millionen Francs, welche eine amerikanische Eisenbahngesellschaft dem Herzog schuldet und für deren Eintreiben bereits verschiedene Advokaten in Bewegung gesetzt wurden. Die Vollmacht, welche der Herzog dem Levita ertheilte, war eine unbeschränkte bezüglich der Angelegenheit selbst; nur wurde ausdrücklich der Vorbehalt gemacht, daß der

Herzog persönlich die den früheren Vertretern schuldigen Beträge zu regeln hätte. Gerade an dieser Klausel scheiterten die Bemühungen Levitas, denn die amerikanischen Advokaten verweigerten die Herausgabe der zur Betreibung des Prozesses nöthigen Aktenstücke, so lange sie nicht ihrerseits honorirt wären. Obgleich ihre Forderung eine nichts weniger als übertriebene war, weigerte sich der Herzog in seiner launenhaften Weise, diese Anwälte zu bezahlen, und strengte dafür gegen Levita einen Prozeß auf Zahlung einer Entschädigungssumme von 50,000 Francs an. Der App.-Hof wies nicht nur diese Klage ab, sondern verurtheilte im Gegentheile den Herzog zur Zahlung eines Honorars von 5000 Francs an Levita, indem er gleichzeitig in den Entscheidungsgründen dem Herzoge in einer nicht eben schmeichelhaften Weise zu verstehen gab, daß er durch seinen Eigensinn höchst wahrscheinlich um 5 Millionen Francs ärmer geworden sei.

Nach dem Tode König Max I., also vor 43 Jahren, erschien bei König Ludwig I. eine Deputation von Altöttinger Bürgern, unter denen der jetzige Abgeordnete Herr **Wodack** sich befand, und stellte die Bitte, das Herz des Königs in der Kirche zu Altötting aufbewahren zu lassen. Die Bitte wurde gewährt. Nach dem Tode König Max II. wurde die gleiche Bitte durch eine Deputation, bei welcher wieder Herr Abgeordneter Wodack sich befand, an den Thron gebracht und ebenfalls gewährt. Dieser Tage begab sich Herr Abgeordneter Wodack in Begleitung von drei anderen Altöttinger Bürgern in die Residenz, um auch das Herz König Ludwig I. sich zu erbitten. Die Deputation konnte wegen des leider noch nicht gehobenen Unwohlseins Seiner Majestät des Königs war keine Audienz erlangen, die Bitte wurde aber schriftlich angebracht und wird auch Diesesmal gewährt werden. Hr. Abgeordneter Wodack ist jetzt ein hochbetagter Mann und erklärt, er wünsche nichts sehnlicher, als daß in den nächsten fünfzig Jahren keine Altöttinger Deputation mehr um das Herz eines verstorbenen Königs von Bayern zu bitten Gelegenheit habe.

[**Mannigfache Schicksale eines Ostereies.**] Die Berl. Trib. erzählt: Ein in der großen Friedrichsstraße stationirter Dienstmann erhielt am 1. Osterfeiertage vor. Js. von einem unbekannten Herrn den Auftrag, ein Osterei einer in der Frankfurter Straße wohnenden Dame zu überbringen. Letztere war jedoch allen Suchens ungeachtet unter der angegebenen Adresse nicht zu ermitteln, der Dienstmann überreichte daher das herrenlose Ei Abends seinem Institutsvorsteher, und von diesem trat es am andern Tage seine Wanderung zum Polizei-Präsidium an. Auch bei dieser Behörde fand das arme Ei keine bleibende Stätte, vielmehr wurde es zum öffentlichen Aufgebot durch die Zeitungen an das Stadtgericht befördert, und von diesem dem Depositorium übergeben. Da sich in Folge des Aufgebots Niemand meldete, so wurde das arme Ei jetzt dem betreffenden Dienstmann für 5 Sgr. Gerichtskosten zugeschlagen; derselbe refüsirt jedoch die Annahme desselben trotz des bevorstehenden Osterfestes, und so wird der verschmähte Findling wohl schließlich zum Auktionskommissär wandern, damit der event. erzielte Auktionserlös zur Justizoffizianten-Wittwenkasse abgeführt werden kann. Eine große Verbesserung wird die qu. Kasse durch diese event. Einnahme auch nicht erfahren.

Bei dem Sturm am 8. ds. Nachmittags stürzten in **Offenburg** von dem Hauptthurm der neuen protestantischen Kirche zwei kleine Seitenthürmchen herunter. Das eine fiel auf das Dach der Kirche und zertrümmerte das Gewölbe, welches auf den dritten Theil seiner Länge vollständig bis auf die Seitenmauern zusammenbrach und in das Innere der Kirche fiel, wo umfangreiche Verheerungen angerichtet sind. Nur wegen einer zufälligen Verhinderung des Geistlichen blieb die Nachmittagskirche ausgesetzt, sonst wäre das Unglück unbeschreiblich gewesen, denn der Einsturz erfolgte zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags. Der Hälfte der Bänke sind zu Splittern zerschlagen und unter einem Steinhaufen vergraben.

[**Jubelfest.**] Das Gymnasium zu **Thorn**, dessen berühmteste Schüler Copernicus und Sömmering, der Erfinder des elektrischen Telegraphen sind, feierte am 8. März das Jubelfest seines 300jährigen Bestehens.

Charade.

Nicht dick, noch gar zu dünn, so haben
Die Menschen wohl die Erste gern;
Auch beut sie sich dem Bettelknaben
Gleich reichlich wie dem Edelherrn.
Die Zweite, in ihr sitzt der Reiche,
Der Fürst, der edle, hochgemuth,
Und daß kein Bettler ein sich schleiche,
Das wehrt sie selbst wohl stark und gut,
Ihr Thor, in dem sie sitzt, bewahrend.
Das Ganze Müh' und Arbeit sparend,
Hat Reich und Arm bei Tag und Nacht,
Dieß Ganze sich zu schaffen Macht,
Ja, König wird der Ärmste Wicht
In ihm — bis es zusammenbricht.

Redakteur Gustav Meifert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 64 | Mittwoch, 18. März | 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Graf Scheibeck betrachtete eine Weile den Bezeichneten aufmerksam, dann sagte er: „Sie haben Recht, Excellenz; es ist eine auffallende Aehnlichkeit; nein, es ist mehr, es ist als wäre es Herr v. Grinding selbst, in einer zwar geschickten, nun aber im Affekt des Spiels etwas derangirten Vermummung!"

„Lassen Sie uns hinter ihn treten, und ihn eine Weile beobachten — dieser Mensch spielt leidenschaftlich, wüthend; dazu ist Herr v. Grinding zu kalt, zu gemessen, zu vernünftig!"

Sie traten so wenig auffallend als möglich hinter den Stuhl des Spielers, der mit ziemlichem Gleichmuth und einer seltenen Vermessenheit spielte, inzwischen aber doch im Ganzen der Bank gegenüber im Vortheil blieb. Leider hörten ihn die beiden Beobachter nicht sprechen, denn er beobachtete selbst bei gelegentlichem Mißgeschick eine stoische Ruhe. Mittlerweile waren zwei bejahrte Männer hinter Baron Högg und Alfred getreten, wovon der Eine, ein mit den Ortsverhältnissen genau vertrauter, anscheinend dem Bürgerstand angehörender Mann, dem Anderen als Cicerone diente. „Siehst Du den Herrn da, der uns den Rücken bietet, den mit dem grausen schwarzen Lockenhaare?" hörten unsere beiden Bekannten den eben genannten Bürger seinem Begleiter zuflüstern, „das ist heuer der größte Spieler hier. Allabendlich nach elf Uhr kommt er, und spielt beinahe bis zum Morgen fort. Er gewinnt zwar häufig, aber er hat auch schon tüchtige Summen auf dem grünen Tische gelassen!" Baron Högg schaute den Herrn betroffen an und fragte: „Um Vergebung, mein Herr! können Sie mir vielleicht sagen, wer dieser Herr ist?" — „Ich bedaure, es nicht zu wissen," war die Antwort, „man hält ihn für einen Polen, und er soll droben am Graben wohnen. Wenigstens glaube ich ihn vorgestern Nacht mit seinem Diener dort in ein Haus treten gesehen zu haben. Geben Sie Acht, er wird bald aufbrechen; so oft er gewinnt, geht er früher!"

Wirklich dauerte es auch nicht lange, so stand der Spieler vom Tische auf, streifte sein Häufchen Gold in seine Kassette, nahm diese unter den Arm und verließ rasch den Saal. Auch im Gange war die Aehnlichkeit des Spielers mit Herrn v. Grinding auffallend, und Graf Alfred, welcher dabei einen ziemlich gleichgültigen Zuschauer abgegeben, wollte eben eine Bemerkung hierüber machen, als ihn der Baron zu sich winkte, und rasch mit ihm das Kurhaus verließ. „Kommen Sie, Alfred," sagte er in seltener Aufregung, „wir wollen nach Hause. Begleiten Sie mich gefälligst noch in meine Wohnung." Er führte ihn an den Buden vorüber durch mehrere Straßen, und blieb endlich mit ihm im Thorwege eines ansehnlichen Hauses stehen, und schien von dem dunklen Schatten desselben aus die Straße auf- und abzuspähen. Allein er sprach auch jetzt kein Wort, wie er schon seit dem Kurhause beharrlich geschwiegen und nur geschaut hatte. Endlich kamen zwei Männer aus einer Seitengasse und traten in ein nahe gelegenes Haus. Während der Eine die Hausthüre aufschloß, sagte der Andere in barschem Tone zu ihm: „Also halb fünf Uhr weckst Du mich; um halb sechs die Pferde, und nun gehe und bestelle sie noch, Ignazi!"

„Er ist's!" murmelte der Baron gedankenvoll vor sich hin.

„Wer? Herr Adolph v. Grinding?" fragte Graf Scheibeck verwundert.

„Nein, der Spieler vom grünen Tische. — Vergeben Sie mir meine Zerstreutheit, lieber Graf; es gehen mir seltsame Dinge im Kopfe herum. Morgen Früh um sieben Uhr erwarte ich Sie zu meinem gewohnten Waldspaziergang; da werd' ich hoffentlich zugänglicher sein als heute Abend. Doch noch eine Bitte! wollen Sie mir einen Gefallen thun, so beobachten Sie vorerst hier womöglich ein Inkognito — es wird Ihr Schade nicht sein. Und nun, gute Nacht! morgen mehr; vielleicht sehen Sie morgen Fräulein v. Granthal!"

Damit verabschiedeten sie sich, und Graf Alfred kehrte in seinen Gasthof zurück. Das räthselhafte schweigsame Benehmen des Barons, seit sie an den grünen Tisch getreten, die zwitterhaft zweideutige Erscheinung des Spielers, der Herr v. Grinding und doch wieder nicht dieser war, die bleiche, abgehärmte Therese — all das beschäftigte den Grafen sehr, und hielt ihn noch lange schlaflos. —

Am andern Morgen, als Herr v. Damoiseau zum Frühstück kam, fand er einige Zeilen seines Neffen vor,

der sich bei ihm und Therese für heute entschuldigte, weil er eine kleine Reise vorhabe, um einem Freunde in Heidelberg ein Stelldichein zu geben. Er fand Therese in Thränen, die sie vergebens vor ihm zu verbergen bemüht war. Nun konnte Herr v. Damoiseau seit seiner ersten Ehe auf der ganzen Welt nichts weniger leiden als Weiberthränen, und da ihm die Gicht ohnedem eine schlimme Nacht bereitet, so war er heute am wenigsten aufgelegt, in Theresens verweinte Augen zu sehen.

„Nun, mein Kind, was gibt's?" fragte er; „hat Dich Adolph mit seiner rasch improvisirten Reise gekränkt? Na, warte, will ihm heute Abend den Kopf schon waschen!"

„Ersparen Sie sich die Mühe, bester Oheim! Sie irren sehr, wenn Sie des Vetters Abwesenheit einen so bedeutenden Einfluß auf meine Stimmung zuschreiben, und ich möchte ihm durchaus keinen, wenn auch noch so geringen Grund zu der Annahme geben, daß ich ihn vermisse!"

„Therese! welche Sprache!" sagte der Oheim barsch. „Du kennst Adolphs Absichten und meine Ansichten. Ich kann Dich nicht zwingen, aber ich hegte seit lange die Hoffnung, Du werdest Dein albernes Vorurtheil gegen den Cousin ablegen können, und die von mir so gerne gesehene Verbindung werde meine Wünsche krönen. Aber Du zögerst und zauderst, hast tausend Ausreden, und geberdest Dich, als wollest Du mir niemals diese Freude machen!"

„Sie nennen Vorurtheil, was Sie selbst früher theilten, bester Oheim! Erinnern Sie sich denn nicht, daß auch Sie früher gegen Ihren Neffen ziemlich gleichgültig waren?"

„Das war Vorurtheil, Therese, und ein Vorurtheil, das ich jetzt bereue! Ich habe mich überzeugt, daß ich mich irrte; habe in Adolph einen braven, gesetzten, ruhigen Mann kennen gelernt, der, gleichweit entfernt von träumerischer Schwärmerei wie von Selbstsucht und Pedanterie, — einen trefflichen Ehemann abzugeben verspricht. Und eben weil ich früher eine Art Vorurtheil gegen ihn hegte, ist es meine Pflicht, mich seiner anzunehmen und seine Werbung zu unterstützen!"

„Warum wollen Sie mir so zusetzen, ohne mir Zeit zu gönnen, mich ebenfalls von der Grundlosigkeit meines Vorurtheils zu überzeugen, bester Oheim? Ich gestehe, dieses Bestreben Adolph's, meine Einwilligung zu unserer Verbindung zu ertrotzen, macht mich — ich gestehe es — macht mich betroffen, ja argwöhnisch. Wenn er mich liebt, wozu diese Eile? Wenn er von mir geliebt sein will," setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, — „wozu dieses Drängen, das die Erreichung seines Zieles wahrlich nicht beschleunigt? Verhehle ich ihm denn, daß ich ihn noch nicht lieben kann?"

Herr v. Damoiseau blickte sie scharf und strenge an, denn sie hatte noch nie so offen und kühn zu sprechen gewagt; es lag eine gewisse Entschlossenheit in ihrem Wesen. „Ich möchte mich mehr und mehr überreden, daß hinter Deiner Abneigung nichts Anderes steckt, als die mir so fatale Liebelei mit dem Dichterling, dem Spieler, dem Thunichtgut, Grafen Scheibeck?"

Theresens Wangen überflog tiefer Purpur. „Und wenn es so wäre, bester Oheim?" fragte sie halblaut; „wenn ich es nicht läugnen wollte, nur um mir der fatalen Huldigungen Adolphs ledig zu werden? Sollte da Herrn v. Grinding nicht endlich die Delikatesse gebieten, sein Empressement aufzugeben, und sich fürder nicht mehr anzumaßen, in den Augen der Welt als mein Verlobter erscheinen zu wollen!"

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig I.

Von der Trauerrede des Hrn. Stiftsprobstes Dr. Döllinger zum Gedächtniß König Ludwigs I. und seiner Regierung geben wir folgenden, ziemlich umfassenden Auszug: Auf französischem Boden, als der älteste Sohn eines Prinzen, der damals Oberst eines französischen Regiments war, wurde Ludwig 1786 geboren. Der unglückliche sechzehnte Ludwig war sein Taufpathe, und ließ ihm das Patent eines Obersten in der französischen Armee als Taufgeschenk überreichen. Zum Glück für ihn, zum Glück für Bayern, lag es nicht in den Absichten der Vorsehung, daß der Knabe, wie es ihm damals vorgezeichnet schien, zu einem französischen General oder Marschall erzogen werden sollte. Er entging dem Schicksale, das er selber nachher an Moriz von Sachsen beklagt hat. „Traurig, sagt er in seinen Walhalla-Genossen, daß ein Deutscher seinen Lorbeerkranz aus Siegen gegen Deutschlands Sache wand!" Das hat freilich Jahre lang Niemand geahnt, konnte Niemand ahnen, daß dieser Knabe einst König eines ansehnlichen Reiches werden würde. Denn was mußte Alles geschehen, welche Reihe der außerordentlichsten Begebenheiten mußte erst Schlag auf Schlag in 22 Jahren, von 1786 bis 1808, sich vor den Augen des erstaunten Europa entrollen, ehe der Königsthron aufgerichtet werden konnte, welchen erst sein Vater, dann er 22 Jahre lang einnahm. Es ist wahr, um hohen, schmerzlichen Preis mußte dieser Thron erkauft werden, und die schrecklichsten Opfer, die peinlichsten Entsagungen wurden dem jungen Prinzen auferlegt. Mit innerem Widerstreben mußte er die Waffen führen für den fremden Zwingherrn Deutschlands, mußte selbst mit Hand anlegen, damit jenes Werk der Finsterniß und der Unehre, der Rheinbund, zu Stande kam, welcher Deutschland in zwei fortan feindliche Hälften spaltete, welcher im alten, nunmehr aufgelösten, deutschen Reich: ein westliches, fremder Herrschbegier dienstbar gemachtes, Anti-Deutschland

dem östlichen Deutschland drohend entgegenstellte, und dieses damit nöthigte, sich an die nordische Großmacht anzulehnen. Aber — und Dieß ist für uns der lichte Punkt in diesem düsteren Nachtstück — so wurde unser König durch eine Schule des Leidens, der Demüthigungen, des täglichen Ringens zwischen dem tief empfundenen Widerwillen und der äußeren Nöthigung hindurchgeführt. In solcher Schule reifte Ludwig zum ächtdeutschen Manne und Fürsten; rings umgeben von Willkür, von Tyrannei und Ungerechtigkeit lernte er Gerechtigkeit, und unter den Eindrücken eines stets wechselnden, halt- und prinziplosen, blos von dem trügerischen Schimmer eines augenblicklichen Nutzens geleiteten Politik lernte er Beharrlichkeit. So wurden „Gerechtigkeit und Beharrlichkeit" die Leitsterne, der durchgeführte Wahlspruch seines öffentlichen, wie seines persönlichen Lebens.... Die wahre Gesinnung des jungen Königssohnes war doch auch damals kein Geheimniß. Es gehörte zu den frühesten Erinnerungen meines Knabenalters, daß damals (1809—1812) in Franken, und wohl auch anderwärts, neben dem Freiherrn v. Stein der Name des Kronprinzen von Bayern genannt wurde, dessen freimüthig deutscher Sinn wie ein Licht in dichter Finsterniß schien. Es ward uns Knaben als eine tröstliche Thatsache von unsern Vätern erzählt, daß dieser Prinz doch gewagt habe, dem Weltgebieter gegenüber, vor welchem Alles sich zitternd beugte, seinen eigenen Willen zu behaupten. Im Jahre 1807, als Deutschland am tiefsten darniederlag, faßte der 21jährige Prinz, der schon seit seinen Knabenjahren mit Vorliebe deutsche Geschichte studirt hatte, den Gedanken der Walhalla. Es macht Das einen Eindruck, wie wenn ehedem römische Senatoren dem von der Niederlage bei Cannä heimkehrenden Konsul Varro entgegengingen und ihm dankten, daß er doch am Vaterland nicht verzweifelt habe. Mit Recht schrieb ihm der berühmte Gelehrte (Joh. v. Müller), an den er sich wegen der Auswahl gewandt hatte: „Die deutsche Nation hatte nie ein größeres Bedürfniß, ihrer selbst nicht zu vergessen; Väter und Enkel werden es ihnen danken, des deutschen Vaterlandes eingedenk gewesen zu sein, es ist eines eigenen Lorbeers würdig, das Gefühl der Nationalkraft nicht untergehen zu lassen." Was sollte die Walhalla? Er hat es uns selber gesagt: er habe sie erbaut, „auf daß teutscher der Teutsche aus ihr trete, besser als er gekommen." (Vorwort zu den „Walhalla-Genossen"). Es mag Dies ein dem Ohre eines Fremden stark klingender Ausdruck nationalen Selbstbewußtseins sein, aber es ziemte dem Beherrscher von vier Millionen Deutscher, es seinen Volksgenossen zu sagen, daß jeder von ihnen um so besser sei, je vollkommener er die ächten Züge des deutschen Charakters an sich trage.... Die erste und nothwendigste Kunst für den, zur Beherrschung Anderer Berufenen, ist, daß er sich selber zu beherrschen verstehe. Das hatte Ludwig in der langen Prüfungszeit gelernt. Und nun, durch ernste Studien, durch bedeutende Reisen gebildet, gewöhnt, von der Höhe seiner Stellung herab die Dinge im Großen und in ihrem, den Blicken tiefer stehender Menschen sich oft entziehenden, Zusammenhange zu sehen, bestieg er als reifer 39jähriger Mann den Thron, und es zeigte sich bald, wie trefflich er die langen, durch eine glückliche Führung im gewährten Lehrjahre verwerthet hatte. Als Kronprinz hatte er, grundsätzlich, wie es scheint, von den Geschäften sich ferne gehalten, dafür hatte er ruhig und sorgfältig beobachtet, und sich im Stillen sein Urtheil über die leitenden Persönlichkeiten und über die Mängel der damaligen Verwaltung gebildet. Eine seiner Aeußerungen in den ersten Tagen seines Waltens zeigt, wie weitaussehend seine Entwürfe, wie fest gezogen die Linien seines Planes schon waren. Erst nach 10 Jahren, wünschte er, möge man Geist und Richtung seiner Regierung beurtheilen.... Unser König ist auch darin eine seltene Erscheinung gewesen, daß er späterhin die Welt so tiefe Blicke in sein Inneres, man möchte sagen, in die geheime Werkstätte seines Geistes hat werfen lassen, was sonst nicht der Könige Art ist. In seinen Gedichten und den Walhalla-Genossen erinnerte er, so völlig verschieden auch die Form ist, an die Selbstbetrachtungen des besten unter den römischen Kaisern, des Marcus Aurelius; seine Ziele, die Beweggründe seiner Unternehmungen, die wechselnden, und doch von Einem Grundton getragenen Stimmungen seiner Seele sind da offen ausgelegt. Wer sich in diese Erzeugnisse eines edlen und hochstrebenden Geistes versenkt, dem bewährt sich die Wahrheit des über den König gesprochenen Dichterwortes (Graf von Platen):

> Dein Auge spähte durch die Vergangenheit,
> Es lag das Buch der Zeiten auf deinem Knie,
> Gedanken pflücktest du wie Blumen
> Ueber dem Grabe der deutschen Vorwelt.

Mit feurigen Worten schildert der König in diesen seinen Ergüssen die Lichtseite wie die Schattenseite des Königthums, einerseits den Reiz der höchsten Würde, deren Träger keinen Sterblichen über sich sieht; er fühlt sich glücklich in dem Besitze der Macht, weit über die Gränzen eines Menschenlebens hinaus auf Millionen menschlicher Wesen wohlthätig zu wirken. Andererseits aber beklagte er auch die Vereinsamung auf dem Throne, die Entbehrung eines heiter geselligen Verkehrs und die Verkennung, welche dem Monarchen auch bei seinen reinsten, auf das Gemeinwohl gerichteten Absichten zu Theil werde; erst von der Zukunft, von einem späteren Geschlechte, erwartete er die rechte Anerkennung seines Strebens. Doch hat er auch wieder im Jahre 1829 sein Glück gepriesen, daß die dankbare Liebe seines Volkes in unzweideutigen Beweisen auf seiner Rundreise durch Bayern sich kundgegeben habe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Folgender tragische Vorfall wird von der Berliner Staatsb.-Ztg. berichtet: Der Schlossergeselle Wilhelm R., Bellealliancestraße 4 wohnhaft, unterhielt ein Liebes-Verhältniß mit einem jungen Mädchen, Namens Pauline E. N., hatte in letzter Zeit, wie tausend andere seiner Kollegen, das Unglück, arbeitslos zu werden, und mußte in Folge dessen selbstverständlich darauf verzichten, mit der Geliebten, wie sonst, kostspieligen Vergnügungen nachzugehen. Dieser Umstand scheint die Angebetete seines Herzens veranlaßt zu haben, einem andern, besser situirten Verehrer ihre Gunst zuzuwenden. Der unglückliche Liebhaber gerieth in Folge dieses Treuebruchs in solche Verzweiflung, daß er auf den Gedanken kam, seinem Leben vor den Augen der Treulosen ein Ende zu machen. Am Montag Abend kam er nach der Wohnung derselben in der Johanniterstraße 1, beschwor sie noch einmal, ihm ihre Neigung wieder zuzuwenden, und theilte ihr schließlich seinen verzweifelten Entschluß mit. Das junge Mädchen dachte zu prosaisch in Sachen des Herzens, um die Drohung ernst zu nehmen, und begnügte sich damit, ihn auszulachen. Plötzlich zog R. ein Fläschchen mit Schwefelsäure aus der Tasche und nahm daraus einen herzhaften Schluck. Der ersehnte Tod trat jedoch nicht so schnell ein, als er erwartet hatte, und die fürchterlichen Schmerzen dienten nur dazu, seine Verzweiflung zu erhöhen. Während das erschrockene Mädchen um Hülfe rief, riß er ein Fenster auf und stürzte sich aus dem dritten Stock auf die Straße hinab. Mit zerbrochenen Gliedern, aber noch lebend, wurde der unglückliche junge Mann aufgehoben und nach der Charité gebracht.

Ueber eine am 13. ds. in München abgehaltene Probe mit einer neuen Löschmaschine (sog. Extinkteur) schreibt die „Südd. Presse“: „Ein riesiger Holzstoß von allen möglichen brennbaren Stoffen zusammengetragen und reichlich mit Theer getränkt, harrte der Flamme. Der Stoß wurde angezündet und loderte bald in hellen Flammen auf. Zwei Mitglieder der Feuerwehr nahmen darauf die Maschine auf den Rücken, und löschten in unglaublich kurzer Zeit den starken Brand vollständig, so daß die Leistungsfähigkeit der Erfindung, namentlich bei beginnenden Bränden, die noch kleinere Dimensionen haben, auf das Glänzendste zu Tage trat. Der Extinkteur — im Grunde genommen eine vergrößerte Liebig'sche Flasche zur Erzeugung von kohlensaurem Wasser — wird ähnlich wie die genannten Liebig'schen Apparate und mit demselben Material geladen und einfach zum Gebrauch hingestellt. Die Füllung soll sich Jahre lang halten. Beim Gebrauch schleudert der unter dem großen Druck der entwickelten Gase stehende Extinkteur seinen Inhalt — kohlensaures Wasser — in einem dünnen Strahl mit großer Gewalt in die Flamme, und es wird versichert, daß kein Feuer, sei es auch von Stoffen, wie z. B. Petroleum, Theer ꝛc. genährt, dem Strahl des Extinkteur auf die Dauer widerstehen könne.“

Vor dem Polizeigerichtshofe in Birmingham kam jüngst ein Betrugsprozeß zur Verhandlung, der bis jetzt wohl einzig in seiner Art dasteht. Eine Frau war angeschuldigt, mit einem Manne — bis jetzt noch nicht verhaftet — eine Heirath zu betrügerischen Zwecken vollzogen zu haben. Bei dieser Heirath personifizirte nämlich der Bräutigam einen nun bereits verstorbenen Gentleman Namens George Brittan, zu dem Behufe, daß die Braut einst die Erbin dessen Vermögens werde. Genannter Gentleman war ein alter reicher Junggeselle und die Angeschuldigte seine Haushälterin. Vor einiger Zeit starb Herr Brittan, ohne über sein Vermögen letztwillig verfügt zu haben. Die Verwandten desselben waren gerade mit der Theilung des Vermögens beschäftigt, als ihnen plötzlich ein Advokat seine Aufwartung machte und im Namen der Wittwe des Verstorbenen die Hälfte des hinterlassenen Vermögens forderte. „Was für eine Wittwe?“ riefen die erstaunten Verwandten aus. „Herrn Brittans Wittwe, zu dienen, meine Herrschaften,“ rief die eintretende Haushälterin den Verwandten zu, indem sie ihnen das Heiraths-Certifical vor Augen hielt. Die Verwandten eilten zum Geistlichen, der das Paar getraut, zeigten ihm eine Photographie des Verstorbenen und empfingen die tröstliche Nachricht, daß der Bräutigam nicht Herr Brittan, sondern eine ganz fremde Person war. Der Betrug war sonach enthüllt.

Wie man aus Berlin meldet, ist der bekannte Submarine-Ingenieur Bauer mit dem Projekt einer unterseeischen Lokomotionsmaschine hervorgetreten. Das Bundes-Marineministerium hat eine Kommission eingesetzt, welche über die Brauchbarkeit des Projekts ihr Gutachten abgeben soll.

Gedanken eines Diebes. „Hat man wirklich 'mal das Glück uf 're erste Etage bei Eenem einzubrechen, un was hat so'n Lump in seine Kommode? Sechs Liebesbriefe und eenen Vatermörder! Un bei so'n Schwindel wundert sich die Welt noch, wenn man uf so 'ne niederträchtige Weise geprellt wird.“

* * *

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 65 Donnerstag, 19. März 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

„Therese!“ rief Herr v. Damoiseau, dessen böse Stunde, zu nahen schien, denn die Stirnader schwoll ihm; „Du vergissest, was Du Deinem Cousin schuldig bist, und daß er mit meiner Bewilligung um Dich freit. Wenn aber Deine Gedanken bei Graf Scheideck verweilen, Deine Wünsche auf ihn abzielen, und er vielleicht — und ich glaube mich nicht zu täuschen — durch einen heimlichen Briefwechsel Deine arglose Unschuld für sich einzunehmen weiß, so erfahre wenigstens ebenso offen, daß ein Mensch wie Er mit meinem Willen Deine Hand nicht davon trägt....“

„Ein Mensch wie Er? wiederholte Therese, und ihre Stimme bebte vor Entrüstung. „Bester Oheim! ist das nicht auch Vorurtheil? Kennen Sie Graf Alfred? Zweifeln Sie irgend an seiner Ehre, wie Sie an meiner Pietät zweifelten, indem Sie mir so eben noch unterschoben, ich würde gegen Ihr Verbot mit ihm korrespondiren?.... Kennen Sie denn den Grafen genau?“

„Nicht persönlich!“ entgegnete der Generalmajor. „Allein glaubwürdige Personen haben mir ihn geschildert, diesen Libertin....“

„Ihre Erklärung entschuldigt Ihren Irrthum, liebster Oheim, und nimmt Ihren Aeußerungen über ihn das Schmerzliche, was sie für mich hatten...“, entgegnete Therese, und setzte sich im Salon an den Flügel, während der Generalmajor sich brummend in die Zeitungen vertiefte, aber immer noch an seinem Aerger zehrte. „Fürwahr,“ brummte er für sich hin, „ich wäre endlich einmal begierig, diesem meinem Freudenstörer und Störenfried zu begegnen und auf den Zahn zu fühlen; es ist ordentlich, als verfolgte mich der Mensch, wie mein böses Gewissen!“

Sein Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Noch war keine Viertelstunde vorüber, so ließ sich Baron Högg melden. „Ei, guten Tag, meine schöne Therese! guten Tag, Alter!“ rief er in seiner soldatisch-geraden Weise. „Pfui, pfui! noch daheim, wie die Schnecken, wo der schönste Herbsttag lockt? Machen Sie Toilette, lieber Alter! Sie müssen heute meinen neuen Wagen probiren, den ich von dem englischen Kapitän gekauft habe; wir wollen eine kleine Fahrt nach Lichtenthal machen, und dann auf dem alten Schlosse diniren. Sie müssen mitgehen, hören Sie; ich habe einen jungen Bekannten aus Wien bei mir, dem wir ein Stück vom hiesigen Paradiese zeigen wollen, — einen hübschen jungen Offizier, der Ihnen gefallen wird!“

„Sehr gütig, lieber Baron; aber heute bin ich wahrlich gar nicht aufgelegt zur Gesellschaft.... mein altes Leiden...“

„Bah, eben das vergißt sich in Gesellschaft. Potz Wetter! daheim in seinen vier Pfählen ist man stets kränker, als draußen in der frischen würzigen Waldluft. Na, dießmal lasse ich Sie nicht los. Kommen Sie, liebe Therese; helfen Sie mir den Oheim überreden — er kommt gewiß noch einmal so vergnügt zurück. Da, folgen Sie mir ans Fenster; mein Wagen hält drunten. Wenn Sie ihn gesehen haben, unterstützen Sie gewiß mein Gesuch,“ setzte er mit einem bedeutsamen Blicke hinzu und führte sie fast mit sanftem Zwang; „Sie werden ihn kaum mehr erkennen, so sehr hat er sich in seinem neuen Travestissement zu seinen Gunsten verändert.... da, sehen Sie selbst!“

Sie blickte hinaus, und beinahe entfuhr ihr ein Schrei der fröhlichsten Ueberraschung, als sie drunten im Wagen Graf Alfred gewahrte, der erröthend und mit dem freundlichsten Blick zu ihr heraufgrüßte. Nun erst verstand sie den geheimen Sinn der Worte des Barons, und es war ein Glück, daß ihr Oheim die Purpurgluth nicht bemerkte, welche plötzlich auf ihren Wangen aufloderte.

„Nun, mein Fräulein! nicht wahr, das überrascht Sie?“ fuhr Baron Högg fort. „Sehen Sie, Sie sollen ihn auch kennen lernen, nur heute noch nicht. Heute soll er Ihrem guten Oheim ganz zur Verfügung stehen. Aber morgen soll er Sie fahren, liebes Kind, oder soll Sie vom Kloster Allerheiligen wieder heimbringen, wenn es bei unserer Verabredung bleibt... Nun, was sagen Sie?“

„In der That, Exzellenz,“ versetzte Therese, deren Fassung unter dem Händedrucke des alten Herrn und dem Blicke Alfred's rasch wieder zurückkehrte, und die schon so viel weibliche List besaß, um auf den Doppelsinn des Freundes des Grafen einzugehen, „ich freue mich recht darauf, zu erfahren, in wiefern er sich ver-

bessert hat. Der liebe Oheim läßt sich gewiß nicht lange bitten, er weiß, daß ich von Mrs. Crawford zu einem Morgenkonzerte eingeladen bin, und da wäre er denn daheim doch recht gelangweilt, um so mehr als Herr v. Grinding verreist ist."

„Verreist? seit wann dann?" fragte Baron Högg.

„Seit heute Morgen," entgegnete Therese; er gedenkt erst übermorgen zurückzukehren."

„Seit heute Morgen — ei, da ist's um so billiger, daß ich Ihnen in einigen Ausflügen mit dem da drunten die Zeit und die Langeweile vertreibe, welche Ihnen die Abwesenheit eines so zärtlichen Freundes bereiten muß," entgegnete Baron Högg nicht ohne Ironie. „Und nun, Kamerad, sind Sie Willens, mich zu begleiten?"

„Meinethalben denn, — weil ich denn doch sonst zur Einsamkeit verdammt wäre!" gab Herr v. Damoiseau zur Antwort. „Glücklicherweise habe ich schon gebadet; und will nun den sehr gerühmten englischen Wagen kennen lernen. Entschuldigen Sie für einen Augenblick — ich werde bald mit meiner Toilette zu Ende sein! Lassen Sie sich einstweilen von meiner Nichte unterhalten!"

„Nun, meine liebe Therese, verdiene ich Ihren Dank?" fragte Baron Högg das Fräulein, als der Oheim sich entfernt hatte. „Sind Sie dießmal mit mir zufrieden? Gestern Abend kommt Alfred hier an, heute Früh bringe ich ihn sogleich Ihnen unter die Augen, und wenn mein Plan nur halb gelingt, so haben wir bis heute Abend Ihres Oheims Vorurtheile gegen den wackeren Jungen glänzend widerlegt; er soll thatsächlich und selbst über die Lügen enttäuscht werden, womit man ihn gegängelt hat."

„Exzellenz, ich finde nicht Worte, Ihnen zu danken, stammelte Therese, und drückte ihm dankbar die Hand. „Aber wenn Sie beabsichtigen, meinen Oheim den ganzen Tag über an Alfred's Seite zu erhalten, so kann ich mich einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren. Er hängt so fest an seinen einmal gefaßten Meinungen, und wenn er erfährt, daß Ihr Begleiter Graf Scheideck ist, so gönnt er Alfred den ganzen Tag kein freundliches Wort."

„Eben darum soll er es auch nicht erfahren, mit wem er beisammen ist!" ...

„Aber wie wollen Sie das bewerkstelligen, Exzellenz? wollen Sie ihm den Grafen unter einem falschen Namen vorstellen?"

„Bah, das sind verbrauchte Theaterkniffe; — nein, mein liebes Kind, ich stelle den Grafen dem Onkel gar nicht vor, und wir Beide weichen seinen etwaigen Fragen aus. Ohnedem — wird sich — ich prophezeihe es Ihnen — Ihr Geschick in den nächsten Tagen entscheiden. Wenn mein Plänchen gelingt, sehen Sie den Grafen heute Abend einen Augenblick auf der Promenade. Aber noch müssen wir einen anderen entscheidenden Schlag führen, ehe wir Alfred auf den Wahlplatz führen dürfen, damit er komme, werbe, siege!"

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig I.

(Fortsetzung.)

Welche hohen Forderungen der König an sich selbst stellte, welchen Vorbildern er nacheiferte, Das hat er uns in allen seinen Walhallagenossen deutlich gesagt, er hat uns hier mit entgegenkommender Offenherzigkeit den Maßstab gezeigt, mit welchem er sich selber maß und von Andern gemessen sein wollte. „Nur der Fürst ist fähig, Menschen zu beherrschen, welcher Gott gehorcht", führt er als den Ausspruch des Herzogs Ernst von Gotha an. Er bewundert ganz besonders die große Maria Theresia, wie sie ihr Volk liebte, in alle Zweige der Verwaltung und des Volkslebens wohlthätig eingriff, und mit großem Herrschergeiste hohe Frömmigkeit verband. An seinem Vorgänger, dem ersten Kurfürsten Maximilian, rühmt er, daß ihm der Himmel mehr gegolten, als die Erde, und er nur darum, seiner Neigung zuwider, auf Eroberungen, die er hätte machen können, verzichtet habe. Was er von Alfred und Leibnitz anführt, daß sie durch feste Eintheilung des Tages und sorgfältige Benützung jeder Viertelstunde Zeit zu der ausgebreitetsten und mannigfaltigsten Thätigkeit gefunden hätten, Das hatte auch er sich zur Regel gemacht; und auch er hatte bei der Menge der Aufgaben, durch welche das mühevolle Leben eines wirklich regierenden Königs sich hindurchwinden muß, den Segen dieser Regel an sich erprobt. Hebt er dann hervor, daß Christoph von Württemberg selbst bei der Tafel und auf Jagden die ihm zugeschickten Bücher und Schriften gelesen, und seine Entschließung gleich eigenhändig dazu geschrieben habe, so denken wir sofort an den königlichen Autor selber und an die bewundernswürdige Ordnung und Raschheit in seinen zahllosen Entschließungen, Fragen u. Anordnungen.... Zwei Gedanken ziehen sich vielfach wiederkehrend durch König Ludwigs Geisteserzeugnisse; einmal seine Klage, daß die Deutschen in langen Zeiträumen ihrer Geschichte so wenig deutsch gewesen seien. Im 17. Jahrhundert, sagt er, gab es keine Deutschen mehr, nur Katholiken und Protestanten. Und im 18. gab es in Deutschland nur Oesterreichisch-Gesinnte und Preußisch-Gesinnte. (Walh.-Genossen, 217, 264.) Ja er geht bis zu dem Ausspruch: vor 1813 seien schon seit Jahrhunderten die Deutschen nicht mehr deutsch gewesen. Und darum erscheint ihm auch die Zeit des erwachenden deutschen Nationalbewußtseins 1813—15 als die herrlichste in der ganzen Geschichte Deutschlands. Wer daher den König ganz verstehen und wür-

digen will, der darf nicht übersehen, daß ihm bei seinen Unternehmungen auch das Ziel vorschwebte, in seinem Königreiche, wie in ganz Deutschland, das Bewußtsein zu wecken und zu pflegen, daß Jeder Deutsche nicht blos gegen seine engere Heimath, sondern auch gegen sein weiteres Vaterland Pflichten der Treue und der Hingebung habe, daß er sich erst als Deutscher, dann erst als Bayer oder Sachse u. s. w. fühlen solle. Erst deutsch und dann bayerisch, und dieses nicht auf Kosten jenes — Das war der, sein ganzes Denken und Wirken beherrschende Grundton. Sein zweiter, oft wiederkehrender, Gedanke ist, daß es zu den Aufgaben eines Königs gehöre, die ächten Volksfreiheiten nicht blos zu achten und zu schonen, sondern auch zu beschirmen. „Ein König ist geborner Hüter von jedem wahren Heiligthum", und zu diesen Heiligthümern rechnete Ludwig auch die bürgerliche Freiheit seines Volkes.

Herrlich — sagt er — über freies Volk zu walten,
Nicht nach Willkür gränzenlos zu schalten,
Sondern in den Schranken, die besteh'n.

(Gedichte II. S. 189.)

Ludwig wußte wohl, daß schrankenlose Gewalt ein korrosives Gift sei, das beide unfehlbar verdirbt: den, der sie übt, und die, an welchen sie geübt wird; er wußte, die Revolutionen seit 1789 seien gerade dadurch so siegreich zugleich und so zerstörend geworden, daß die vorausgegangene Willkürherrschaft die alten Gesetze, Rechte und Verfassungen theils vertilgt, theils gefälscht und entkräftet hatte. Und darum vergaß er nicht, an Rudolf von Habsburg zu loben, daß er die Freiheiten des Alpenvolkes unversehrt bewahrt, und an Karl V. zu rügen, daß er, der Volksfreiheit Feind, Spanien seiner alten Verfassung beraubt habe. (Walh.-Genossen 184.) In demselben Gefühle war er vom Beginne des griechischen Aufstandes an der erste und wärmste Philhellene, der edelmüthige Freund eines christlichen, unwürdige Fesseln brechenden Volkes. Hatte doch er selbst noch kurz vorher zusammen mit seinem Volke den Druck der Knechtschaft empfunden und die Befreiung Deutschlands jubelnd begrüßt; und so dachte er mit jener karthagischen Königin: Kundig selber des Drucks, versteh ich, Gedrückten zu helfen, zumal einem im Kampf gegen moslemitische Tyrannei begriffenen christlichen Brudervolke. Und wir dürfen es wohl sagen, König Ludwig ist, nicht durch diplomatische Unterhandlungen, sondern nur durch die moralische Macht seines Wortes und seiner That, neben dem Einflusse der Griechenfreunde in Paris, der vornehmste Urheber jener in der europäischen Politik eingetretenen Wendung, welche endlich die Rettung des mit Untergang bedrohten Volkes herbeiführte. Geöffnet und hellblickend war das Auge des Königs wie für das Zweckmäßige und Zeitgemäße im Staatsorganismus, so auch für das geistig Große und wahrhaft Tüchtige in der Menschennatur; am meisten — es war der ausgebildetste Zug seines reichen Geistes — für das klassisch Schöne und Vollendete in der Kunst.

Indem er aber die Ideale, die er lange schon in seinem Geiste trug, zu verwirklichen unternahm, folgte er nicht etwa einer dilettantenhaften Neigung, wie es so viele andere Mächtige und Reiche zu thun pflegen, sondern verfuhr nach einem großartigen, wohl durchdachten und folgerichtig festgehaltenen Plane. Wenn wir jetzt die ganze Thätigkeit Ludwigs auf dem Gebiete der bildenden Kunst überschauen, so drängen sich uns als unwidersprechlich mehrere Thatsachen auf, von denen jede für sich schon den Ruhm eines anderen Fürsten begründet haben würde. Er ist es, welcher der deutschen Kunst in der ganzen zivilisirten Welt Ruf, Gunst und Bewunderung verschafft hat — er hat den Künstlern, was in Deutschland seit dem 14. Jahrhundert nicht mehr geschehen, erhebende, großartige, der höchsten Entfaltung des plastischen Genies günstige Aufgaben gestellt; er hat durch sie der Nation thatsächlich gezeigt, daß es die eigenste Aufgabe der Kunst sei, das Gute in die höhere Sphäre des Schönen zu erheben und es dadurch mit mächtigeren Vorzügen und magnetisch anziehender Kraft auszustatten. Die Ansicht ist nun, Dank ihm, allgemein geworden, daß es der höchste und edelste Beruf der bildenden Kunst sei, die Verklärung der nach Gottes Bild geschaffenen Menschengestalt, wie sie durch Seelengröße, Reinheit, Tugend und Heiligkeit sich vollzieht, zur idealen Darstellung zu bringen. Daß wir überhaupt in Deutschland, und nur in Deutschland, eine ächt religiöse Kunst wieder besitzen, daß ihr vergeistigender Einfluß sich schon auf die religiösen Vorstellungen und Empfindungen des Volkes erstreckt, daß die großen Künstler wieder den höchsten Inhalt wählen konnten, um ihre edelsten Kunstwerke zu schaffen, Das ist zu nicht geringem Theile sein Verdienst. Alles, was auf sein Geheiß aufgeführt worden, dient der Offenbarung höherer Ideen, der Nährung der Andacht, der Verkündigung der göttlichen Thaten in der Menschenwelt, der Erweckung der Vaterlandsliebe, der Verherrlichung großer Männer und ihrer Thaten, mit einem Worte: der nationalen Erziehung und Veredlung. Und wer vermöchte zu sagen, wie auf tausend offenen und verborgenen Wegen, durch zahllose Kanäle und Gefäße, durch Nachbildungen und Nachahmungen, der Geist und Segen, der von diesen Werken ausströmt, sich allmählig über die ganze Nation, ja weit über ihre Gränzen hinaus, verbreitet, so daß Niemand ganz leer ausgeht, Niemand, selbst wenn er wollte, sich diesen wohlthätigen Anregungen ganz verschließen kann....

Von den mehr in die Augen fallenden künstlerischen und architektonischen Schöpfungen des Königs sind seine Leistungen im Gebiete der Gesetzgebung, des Unterrichts und des Verkehrs allzu häufig übersehen oder gering geachtet worden. Und doch, wie manchfaltig und tiefeingreifende Anordnungen und Schöpfungen verdanken wir ihm auch in diesen Gebieten des Staats- und Volks-

lebens: Der König wollte der Erzieher und Bilder seines Volkes nach allen Richtungen hin, von den untersten Stufen bis zu den höchsten hinauf sein. Er war sich bewußt, den Geist des deutschen Volkes und dessen Bedürfnisse liebend zu verstehen. Und es war ihm auch hier nicht um rasche, oder vorübergehende blendende Erfolge zu thun, sondern um das Bleibende und Nachhaltige. (Redner erwähnt hierher die Verlegung der Landshuter Hochschule nach München, das Gesetz über die Landräthe und über die Zwangsabtretungen, die bessere Ordnung des Staatshaushalts, die Aufhebung der Weggelder, den Zollverein mit Württemberg, den Donau-Mainkanal und die Errichtung der Kreishülfskassen.)

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Förster.

Im Wald war Ruh', der Tag wollt' sich schon neigen,
Das Reh zog langsam schon zur Aesung fort,
Die Lüfte wehten lautlos in den Zweigen
Und hehre Stille heiligte den Ort.
Ich stand so einsam, sah die Sonn' so schön
Im fernen Westen golden untergeh'n,

Die Nacht brach ein, die Sterne blitzten helle,
Und schon erhob der Uhu sein Geschrei,
Noch immer stand ich wie gebannt zur Stelle,
Mein guter Hund zur Seite mir, so treu.
Ich sollt' ja heut in jenem Wälderhain
Zum Letztenmal mich meines Wirkens freu'n.

Schon morgen sollt' von jenem Wald ich scheiden,
Den ich so viele Jahre lang gehegt,
Um all' die schönen Orte dann zu meiden,
Die ich mit treuer Sorgfalt stets gepflegt.
So wollt' ich nochmals, und zwar recht allein,
In trauter Abendstille bei ihm sein.

Mein Weilen dort war Trost, und Schmerz mein Gehen,
Mir war's, als wollt' ich trennen mich vom Freund,
Der immer offen mir ins Aug' gesehen,
Und redlich stets es hat mit mir gemeint.
So nahm ich endlich von dem trauten Ort,
Mit thränenvollem Auge, Abschied dort.

Wie weh' es mir in meinem Herz gewesen,
Als ich vom Walde kam dort auf die Flur,
Das kann man mir nicht aus dem Auge lesen,
Hier in dem Innern steht's geschrieben nur.
Ich rief: „Ade". — Das Echo rief's zurück,
Und fort war Lust und Freude, fort mein Glück....

Du guter Wald, noch eh' die Blätter fallen,
Hat schon der Tod mein Leben hier besiegt,
Mein Leib er ruht in deinen heil'gen Hallen,
Die stets mein Geist in treuer Lieb' durchfliegt,
Bis Gott uns dann dort aus der tiefen Gruft,
Am End' der Welt zur Auferstehung ruft.

H. Böhm.

Mannigfaltigkeiten.

In Altötting starb am 12. März in dem seltenen Alter von 90 Jahren und 10 Monaten der Apothekerprovisor Joseph Schuler, der als treuer Diener während 60 langen Jahren die dortige Landgerichtsapotheke selbstständig verwaltete.

Im „Eisenberger Wochenblatt" (Herzogthum Altenburg) findet sich folgende Anzeige: „Nicht zu übersehen. Allen denjenigen Personen, die mit unsern Ehemännern im Geschäftsverkehr stehen, melden wir hiemit, daß unsere Männer vom 26. Februar bis 4. März d. J. abwesend sind, und zwar im Arrest, aber nicht etwa wegen Diebstahls, Konkurs oder Staatsverbrechen und sonstiger Schlechtigkeiten, sondern um deßwillen, weil sie sich in der Kirche zu Klosterlausnitz in einen Stuhl gesetzt haben, der, wie man sagt, dem Forstpersonal zugesprochen wäre. Dies allen Geschäftsfreunden zur Notiz. Therese Eckardt, Wilhelmine Weise in Weisenborn."

Aus Melbourne wird gemeldet, daß dem Prinzen Alfred, dem in Australien so viele Ehren erwiesen worden sind, durch einen ihm vom Gouverneur von Melbourne empfohlenen Diener ein Theil seiner Juwelen gestohlen worden ist. Der Dieb wurde rechtzeitig verhaftet.

Die neueste „Yankeeerfindung" sind geheizte Schlittschuhe. In eine unter der Sohle angebrachte Metallkapsel wird ein rothglühendes Stück Speckstein geschoben. Dasselbe bleibt einige Stunden lang warm und wärmt den Fuß des Schlittschuhläufers.

Räthselfrage.

Der erhielt das — also wer was?

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 66 | Freitag, 20. März | 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

„Ach Gott," sagte Therese mit einem tiefen Seufzer, „schon übermorgen kehrt Herr v. Grinding wieder zurück, und der wird den Grafen gleich erkennen. Damit ist der schöne Wahn vorbei!"

„Nun, nun, mein Kind! verzweifeln Sie nur nicht zum Voraus. Der beste Bundesgenosse für unsern Plan ist eben Ihr Cousin selbst!"

„Wie soll ich das verstehen, Exzellenz?"

„Ihr Cousin, mein liebes Kind, ist ein Tropf, ein gefährlicher Heuchler, den wir entlarven wollen!"

„Da trauen Sie sich zuviel Einfluß über meinen Oheim zu, Exzellenz! Wenn Sie ihn nicht faktisch überführen, glaubt er Ihnen nicht, — so sehr hat ihn mein Cousin für sich eingenommen!"

„Bah, Bah! er soll sehen, mit eigenen Augen, meine Liebe! Vertrauen Sie denn so wenig auf die Macht der Wahrheit und der Tugend, welche seither mit Ihnen und Ihrem Freunde da drunten im Bunde waren? — Aber was soll ich ihm denn sagen, liebes Kind, um ihm den gezwungenen Aufschub des Wiedersehens erträglich zu machen? Wollen Sie nicht selbst durch Blicke mit ihm reden, weil doch die Wände Ohren haben könnten? Kommen Sie, Sie brauchen sich beim Weiter nicht an den Jungen zu schämen. Herauf kann und darf er aber nicht, so lange ihm der Generalmajor seinen kränkenden Verdacht nicht abgebeten hat!" Er führte sie wieder zum Fenster und die beiden Liebenden sahen sich nun Aug' in Auge, während Baron Högg sich in lauter doppelsinnigen Phrasen mit dem Grafen drunten unterhielt.

Herr v. Damoiseau war bald mit seiner Toilette fertig, und ließ sich von einem der beiden Diener hinunterführen, denn er hatte den alten Denis eben seines vorgerückten Alters wegen dießmal auf dem Landgute zurückgelassen. Drunten am Schlage des wirklich ausgezeichnet schönen Wagens begrüßte ihn Alfred sehr artig, und ließ es sich nicht nehmen, ihm in den Wagen zu helfen. „Mein Pathe Alfred," sagte Baron Högg kurzweg, um die förmlichen Introduktion zu vermeiden. Die Diener saßen hintenauf, die Pferde griffen aus, und bald war man in der Lichtenthaler Allee, und in ein Gespräch vertieft, das Herrn v. Damoiseau ebenso sehr als alten Soldaten anzog, als auch Alfred Gelegenheit bot, seine tüchtigen Kenntnisse im Militärwesen wie in den übrigen Wissenszweigen ohne Ostentation zu zeigen, und durch sein freimüthiges gediegenes Wesen den günstigsten Eindruck auf Theresens Oheim zu machen. So oft man ausstieg, um den einen oder den anderen interessanten Punkt zu besichtigen, bot Alfred dem Generalmajor seinen Arm und führte ihn mit der Zärtlichkeit und Behutsamkeit eines Sohnes. Dem Baron Högg entging der günstige Eindruck nicht, welchen Alfred nach seinem ganzen Wesen auf ihn machte, und der Tag schwand den drei Männern wie eine Stunde dahin. Als der Wagen an Damoiseau's Wohnung wieder vorfuhr, lud er Alfred freundlich ein, auf einen Augenblick einzutreten, damit er ihn seiner Nichte vorstelle, welche sich seiner Bekanntschaft sehr freuen werde.

„Das geht nicht, lieber Alter!" fiel aber Baron Högg rasch ein, und schnitt Alfred das Wort vor'm Munde ab, — „mein Pathe hat keinen Augenblick zu verlieren; er muß noch packen und schnüren, denn morgen soll er uns wieder verlassen, um sich das prächtige Gebirge zu beschauen, da seines Bleibens nicht lange ist, aber wenn wir Sie heute Abend auf der Promenade oder im Kurhause sehen, wird es ihn sehr auszeichnen, wenn Sie ihn Ihrer liebenswürdigen Nichte vorstellen."

„Wie? Sie wollen uns also schon wieder verlassen?" fragte Herr Damoiseau mit aufrichtigem Bedauern.

„Ich gedenke bald wieder hieher zurückzukehren," entgegnete Alfred mit einem fragenden Seitenblicke auf Baron Högg.

„Um so besser; ich habe mich wirklich gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, und ich denke, es soll Ihnen auch in meinem Hause gefallen. Also auf Wiedersehen auf der Promenade, und wenn möglich, bringen Sie den Abend noch bei uns zu."

So trennte man sich wieder, und Therese, welche ihres Oheims Miene ängstlich lauschte, war entzückt, in ihn einer rosigen Stimmung wiederzusehen. Sie fragte ihn, ob er vergnügt gewesen, und er sagte: „Ueber alle Maßen! dieser Neffe des Feldmarschall-Lieutenants ist ein überaus tüchtiger liebenswürdiger Mann; er hat

mich ordentlich enchantirt. Mache Deine Toilette, mein Kind; wir wollen die Promenade besuchen, und ich werde Dir ihn vorstellen. Er ist ein wahrhaft ritterlicher Mann, obwohl vermuthlich nur einer der bürgerlichen Verwandten des Barons, der sich auch von der Pike emporgeschwungen hat, und ein sehr tüchtiger Offizier. Ich wünschte unserem Heere ein paar Schock solcher Männer!"

„Wirklich, lieber Oheim? Ei, Sie machen mich ordentlich neugierig; da muß ich meine Toilette wohl beeilen, damit ich seine Gesellschaft um so länger genieße!" Damit eilte sie hinaus und nützte die Gelegenheit, die hohe Röthe und lebhafte Freude, welche sich in ihren Zügen abmalten, dem Oheim zu verbergen, und mit ihren Glückshoffnungen allein zu sein. Hätte der Oheim Therese aufmerksamer beobachtet, er hätte sehen müssen, daß sie an diesem Abend nicht nur eine sorgfältigere Toilette gemacht, sondern auch ein eigenthümlich gehobenes Wesen, glänzendere Augen und eine lebhaftere Farbe zeigte als sonst.

Auf der Promenade trafen Therese und ihr Oheim den Baron Högg und Graf Alfred schon in Gesellschaft der Mrs. Crawford und einiger Damen, mit welchen er sich unterhielt. Die beiden jungen Leute mußten sich Zwang anthun, um einander fremd zu erscheinen; aber unbelauerte Blicke sagten sich Das, dem sie nicht Worte geben durften. Baron Högg hatte einen Obersten Sellier ausfindig gemacht, welcher als Rekonvaleszent von schweren, unter den Fahnen von Don Carlos in Spanien empfangenen Wunden nach Baden gekommen war, und dem hiefür sehr empfänglichen Damoiseau lebendige Schilderungen aus dem dortigen Kriege machte, so daß er Alfred einigermaßen aus dem Gesichte verlor und dieser Gelegenheit fand, einige Worte mit Therese zu wechseln. Er sagte ihr, daß er auf eine Einladung der Mrs. Crawford morgen ebenfalls an einer Parthie nach einer der interessanten Ruine von Allerheiligen theilnehmen werde, bei welcher, wie er gehört, auch sie zugegen sein werde. Dann plauderten sie miteinander von Alfred's Mutter und Schwestern, und schon der Austausch der Erlebnisse, der Erinnerungen an vergangene Stunden und Scenen ersetzte ihnen den von Geständnissen, deren es zwischen ihnen nicht mehr bedurfte. Als man noch eine Zeitlang noch unter den Bäumen der Musik gelauscht, scheuchte die Abendkühle Herrn v. Damoiseau nach Hause. „Wollen Sie uns den Abend schenken, Herr Alfred," sagte Theresens Oheim, „so sind Sie freundlichst willkommen. Vielleicht nehmen Sie noch Theil an einem Spielchen, etwa einer Parthie Whist, wenn meine Nichte sich dazu herbeiläßt, mit Ihnen zu moitiren?"

Alfred nahm den ersten Theil der Einladung gerne an, bedauerte aber auf den zweiten verzichten zu müssen, da er kein Spiel kenne, und bisher noch nie eine Karte berührte, — selbst auf die Gefahr hin, daß man dieß für eine Affektion oder Heuchelei halte. — „Bah, das ehrt Sie, mein Herr," sagte Herr v. Damoiseau; „das verschafft Ihnen meine Achtung. In Ihren Jahren ist das Spiel Zeitvergeudung, denn ein Mann von Kopf und Bildung hat andere Ressourcen für seine geistige Beschäftigung, wie für seine Erholung. In meinen Jahren, wo das Gedächtniß stumpfer wird, bedarf man es beinahe zum Zeitvertrieb. — Kommen Sie also immerhin; in Ihrem Umgang kann man des Spiels füglich entbehren!" — —

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig I.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wohl sind in den 22 Jahren der Regierung Ludwig's I. mancherlei Konflikte eingetreten zwischen der Krone und den Kammern; aber vergessen wir nicht, daß wir in Bayern damals von einer grundsätzlichen, der ganzen Regierung planmäßig sich entgegensetzenden, Opposition in den Kammern oder im Lande nichts gewußt haben; es handelte sich in jenen Konflikten immer nur um einzelne Maßregeln, hauptsächlich um die Verwendung der Geldmittel des Landes. Niemand hat jemals dem Könige zugetraut, daß er das Staatsgut für seine Privatinteressen oder zum Nutzen seiner Familie zu verwenden beabsichtige; er durfte, ohne Widerspruch zu besorgen, bei seinem Rücktritte sagen, daß er die Staatsgelder wie der Beamte eines Freistaats verwendet habe. Andere Differenzen zwischen dem Könige und der Volksvertretung wurden veranlaßt durch die Beziehungen Bayerns zum Bundestage und die Rücksichtnahme auf die deutschen Großmächte.... Doch wurde jedesmal die Spannung durch weises Nachgeben von der einen oder der andern Seite oder von beiden Seiten, oder durch einen Wechsel der Person gelöst. So sind über zwanzig Jahre dieser Regierung weit mehr in Friede und in einträchtigem Zusammenwirken, als in Zwist oder unerquicklichen Reibungen über Bayern hingegangen. Wie es wohl in jedem Menschenleben Worte, Thaten gibt, die man später, wenn es möglich wäre, um hohen Preis ungesprochen, ungeschehen machen möchte, so ist es auch in der Geschichte eines Volkes. Gewiß sind viele Tausende in Bayern, welche gerne das Andenken an das traurige Jahr 1847 auslöschen möchten auf der Geschichtstafel unseres Landes. Eine finstere Wolke hatte sich über Bayern gelagert; das alte wechselseitige Vertrauen schien — nicht zerstört, aber doch für den Augenblick unterbrochen. Und doch, es darf gesagt werden, denn es ehrt ihn und das Volk, selbst in jenen Tagen stürmischer Aufregung, die nun folgten, und bei so hochgehenden Wogen der Erbitterung, hat die unermeßliche Mehrheit unserer Bevölkerung die der Person des Kö-

nigs gebührende Ehrfurcht nicht verletzt und keinen Versuch einer Verletzung geduldet. Als dann unerwartet die Kunde sich verbreitete, der König hat beschlossen, die Regierung niederzulegen — wer konnte, wer mochte es Anfangs glauben? Wie, fragte man, der thatkräftige Monarch soll aus freiem Antriebe, ohne jede Nöthigung, mitten in großen Unternehmungen seinem Berufe entsagen? Ich vermesse mich nicht, eindringen zu wollen in das Geheimniß jener Erwägungen, welche König Ludwig damals, sicherlich nicht ohne Gott anzurufen und in ernster Gewissenserforschung angestellt hat. Er hat — Das läßt sich wohl erkennen — er hat den Entschluß gefaßt und hat ihn ausgeführt, weil er zugleich das Gefühl hatte, daß es sich hier um eine große Sühne, um ein Opfer handle, das gebracht werden müsse. Von da an war auch der letzte Mißton verklungen; und ist die Aussöhnung zwischen ihm und der Nation hierauf so rein und vollständig geworden, wie beide Theile es nur wünschen konnten. Die Thronentsagung des Königs wird immer eine sehr merkwürdige Begebenheit bleiben, wie sie denn auch ein Vorgang ist, der sich in der Geschichte sämmtlicher Völker alter und neuer Zeit nur sehr selten ereignet hat. Wenn der Kaiser Diocletian auf der Höhe seiner Macht die Herrschaft niederlegte, so that er es, weil er durch langwierige Krankheit gebrochen war. Jener Monarch, Karl V., der seit Karl dem Großen die größte Macht besessen, die meisten Länder und Völker beherrscht und 40 Jahre lang die Welt mit dem Rufe seiner Thaten erfüllt hatte, flüchtete zuletzt, seiner Kronen sich entäußernd, in ein Kloster, weil sein in der hinfälligen Hülle eines zerrütteten und entkräfteten Körpers wohnender Geist der Riesenaufgabe sich nicht mehr gewachsen fühlte, und seine größten Unternehmungen ihm mißlungen waren. Als die geistreiche Tochter des Schwedenkönigs, Christina, der ererbten Krone entsagte und ihr Vaterland verließ, da that sie es, weil sie nur um diesen Preis zu der Religion ihrer Wahl sich bekennen durfte. In unseren Tagen endlich hat der König Karl Albert von Piemont, als er vergeblich den Tod auf dem Schlachtfelde von Novarra gesucht, noch in der Nacht nach dem Unglückstage die Krone niedergelegt, um seinem Volke erträglichere Friedensbedingungen zu ermöglichen, und ist bald nachher in weiter Ferne, in Portugal, gestorben. Wie verschieden von diesen Vorgängen ist die Entsagung unseres Königs! Man kann sagen: sie steht einzig da in der Geschichte. Nicht durch Krankheit gebrochen, nicht durch Vereitelung seiner Unternehmungen entmuthigt, in der vollen unversehrten Kraft des Leibes und des Geistes hat er seinen Entschluß gefaßt und ausgeführt, und ihn später nie bereut, nie auch einen Versuch gemacht, in den Gang der Regierung irgendwie wieder einzugreifen. Alle Fürsten, welche der Herrschaft entsagten, zogen sich in die Abgeschiedenheit eines Klosters zurück, oder verlebten weitab von der Heimath im fremden Lande den Rest ihrer Tage; sie ertrugen es nicht, machtlos unter denen zu wandeln, die früher ihnen gehorcht hatten. Ludwig dagegen ist in der Hauptstadt geblieben, in welcher er 22 Jahre als Alleinherrscher gewaltet hatte, ist täglich in freundliche, vertrauliche, theilnehmende Berührung mit Personen aus allen Ständen getreten; wo er immer gesehen worden, haben ihn alle Zeichen der Verehrung und der Volksliebe umgeben, Jeder hat sich gefreut, ihm zu begegnen, einen Blick, ein Wort, ein Erkennungszeichen von ihm zu empfangen, und kein Fremder hätte es ahnen können, daß dieser Gegenstand der allgemeinen Ehrfurcht und Huldigung nicht mehr Herrscher sei.... Bei dem zwanzigjährigen Privatleben des Königs, welches auf seine Regierungsperiode wie ein heiterer, ruhig milder Abend auf einen arbeit- und sorgenvollen Morgen und Mittag folgte, kann der Blick jetzt nur noch mit reinem Wohlgefallen verweilen. Gleich allen Fürsten, und vielleicht in noch höherem Grade als die meisten, hat König Ludwig unzählige Erfahrungen von Lüge, Heuchelei und Undank an Denen gemacht, die sich an ihn drängten, die seiner Gaben theilhaft zu werden trachteten. Das Herz eines gewöhnlichen Menschen würde darüber vertrocknet, sein Sinn verhärtet sein, ein Zug von Menschenverachtung würde sich vielleicht in ihm angesetzt haben. Aber davon war keine Spur bei ihm zu entdecken. Mit beschränkten Mitteln spendete er gleichwohl jährlich große Summen, und was mehr werth ist, er gab nicht nach Gunst und Laune, sondern mit umsichtiger Weisheit, nach sorgfältiger Prüfung und Abwägung und immer königlich. Pertransiit benefaciendo — heißt es von jenem Könige, der verhüllt in Knechtsgestalt vor neunzehn Jahrhunderten auf Erden wandelte. „Er ist vorübergegangen Wohlthaten spendend", dürfen wir auch von unserm verewigten Könige sagen, denn er hat wohl keinen Tag vorübergehen lassen, den er nicht mit großmüthigen, menschenfreundlichen Thaten bezeichnet hätte. Da er den Aufwand für sein eigenes Haus auf das Nöthigste beschränkt hatte und bei allen seinen Gaben methodisch verfuhr, so fand er sich bei der ausgedehntesten Freigebigkeit doch nie momentan entblößt, und konnte selbst über den Ozean hinüber seinen nach Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse ringenden Volksgenossen sich hülfreich erweisen. Die Deutschen in Nordamerika werden nicht minder sein Andenken segnen und seinen Hintritt beklagen, als dieß in Bayern geschieht.

Mannigfaltigkeiten.

[A. Krüß' Wunder-Camera.] Diese Wunder-Camera des Optikers und Mechanikers A. Krüß in Hamburg dient dazu, das Bild undurchsichtiger Gegenstände von der Größe des im Apparat erzeugten Lichtkreises an eine im Zimmer befindliche weiße Wand zu

werfen. Diese wird am besten in einer Höhe von 5 — 6 Fuß und Breite von 3 — 4 Fuß durch weißes Kartonpapier hergestellt, dessen einzelne Bögen man an den Rändern zusammenklebt und mit einigen Stiften auf einen Holzrahmen befestigt. Von ungleich schönerem Effekte ist es, wenn man auf einen derartigen Holzrahmen mit gewöhnlichem Lampenöl transparent gemachtes weißes Papier spannt und hierauf das Bild reflektirt. Im letzten Falle ist es selbstverständlich, daß der Beschauer nur das transparente Bild erblicken darf, indem die Seite des Papiers, welche dem Apparate zugekehrt ist, das Bild nur sehr matt erscheinen läßt. Es erfordert deßhalb einige Uebung, um von dieser Seite durch Hinaus- oder Hereinbewegen des Objektivs das Bild recht scharf einzustellen. Beim Anzünden der Lampe richte man sein Augenmerk darauf, daß sie vorzüglich brenne; dem Beschneiden des Dochtes widme man die größte Sorgfalt und schraube die Flamme so hoch als möglich, nur darf sie nicht rußen. Nachdem dieß geschehen, stellt man den Apparat circa 6 Fuß entfernt von der weißen Fläche auf und ist es nun erforderlich, das Zimmer vollkommen dunkel zu machen; die Lampe wird jetzt an den im Apparate bezeichneten Platz gebracht und das Bild an der Wand scharf eingestellt, indem man den Auszug des vorn am Apparat befindlichen Objektivs hinaus- oder hereinbewegt. An der hinteren Fläche der Camera befindet sich eine Thür, welche zur Aufnahme von Visitenkarten oder anderer Bilder dient, jedoch wird auch jeder beliebige Körper, welcher in die Oeffnung der Thür gehalten wird, in starker Vergrößerung an die weiße Fläche geworfen und zwar in seinen natürlichen Farben. Als mit diesem Apparate zu zeigende Gegenstände empfehlen sich vorzugsweise kleine Gemmen, Münzen, Theile des menschen Körpers, wie Hand, Ohr und namentlich der Mund, Muscheln, Käfer, das Innere einer Taschenuhr, Puppenköpfe, kleine Büsten, Stickereien, Blumen, Mineralien ꝛc. Von Visitenkartenbildern erscheinen Brust- oder Kopfbilder als ganz besonders geeignet; weniger schön solche in ganzer Figur. Photographien jeglicher Art, doch von nicht allzu detaillirter Zeichnung, Holzschnitte, Kupfer- und Stahlstiche auf Karton geklebt, namentlich Portraits; für Kinder auch Münchener Bilderbogen und dergleichen sind von großem Effekte.

Auf dem Hafenquai von **La Rochelle** geriethen vor einigen Tagen zwei Fischer von der Insel Croix in eine wüthende Schlägerei. Während des Kampfes stürzte einer derselben ins Wasser und versank. Der Andere sprang sofort nach, tauchte und es gelang ihm, seinen Feind über Wasser zu heben und zu retten. Alle Zuschauer applaudirten dieser großmüthigen That; aber kaum waren Beide wieder auf dem Trocknen, so begannen sie die Prügelei wüthender wie zuvor, bis die Polizei einschritt.

In **Wien** wurde der 15. März von den Bewohnern des Schuldenarrestes feierlich begangen. Anlaß hiezu gab der Umstand, daß am selben Tag der Minister Dr. Herbst das Gesetz behufs Aufhebung der Schuldhaft im Abgeordnetenhause einbrachte. Fröhlichkeit herrschte den Tag über in den sonst traurigen Räumen; die Häftlinge beglückwünschten sich gegenseitig zu ihrer bevorstehenden baldigen Erlösung. Die vermöglicheren Arrestanten bewirtheten ihre ärmeren Kollegen mit Speise und Trank. Ein Häftling stellte den Antrag, daß zur ewigen Erinnerung an diesen denkwürdigen Tag am Gebäude des Schuldenarrestes eine Gedenktafel angebracht werde, und erbot sich, die Kosten derselben, sobald er seine persönliche Freiheit wieder erlangt habe, aus Eigenem zu bestreiten. Das Anerbieten wurde mit Jubel angenommen.

In der chinesischen Stadt **Outchangfou** (Provinz Hou-Pe) sprang Ende Novembers das große Staats-Pulvermagazin mit 3000 Zentner Pulver in die Luft. Man zählte über 700 Todte und noch mehr Verwundete. Die Europäer in China sammelten für die Hinterlassenen.

Die **Tiedgestiftung** in Dresden, die ihre Thätigkeit auf ganz Deutschland ausdehnt, hat bei einem Baarvermögen von 177,000 Thaler im verflossenen Jahre in 21 Posten 3200 Thaler als Ehrengaben an Künstler oder deren Hinterlassene vertheilt und 1045 Thaler in Kassabestand behalten.

Logogryph.

1, 2, 3, 4, 5, 6 ist ein schönes Land,
Wo die Stadt 3, 5, 4, 2 liegt wohlbekannt;
3, 4, 5, 2 ist zuerst 3, 5, 4, 1,
Weiß wird es mit Hülf' des Sonnenscheins,
Und durch fleißiges Begießen;
Liebe 4, 2, 6, 4! du kannt's wissen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 61:

„Neunaugen" hat mir Müh' gemacht
Bis ich ihn hab' ins Netz gebracht.

M. M.

Redakteur Gustav Weisert. — Druck und Verlag der J. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 67 Samstag, 21. März 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

VIII.

Einige Tage später saßen die beiden alten Herren in Herrn v. Damoiseau's Salon bei einem Ecarté beisammen, und plauderten mit einander. Therese war in einer Abendgesellschaft, und so waren sie ungestört.

„Na," fragte Herr v. Damoiseau, „wo ist denn Ihr junger Protégée? Ist er denn immer noch nicht von Straßburg zurück?"

„Ich erwarte ihn heute Abend, und wir müssen daher unser Spiel ein Halbstündchen früher aufgeben, damit ich ihn noch treffe."

„Warum haben Sie ihn nicht hieher entboten, Freund? Ich gestehe Ihnen, ich bin dem jungen Manne sehr gewogen. Wenige Männer seines Alters haben diese Bescheidenheit, diese Ruhe und Gesetztheit. Es ist etwas — ich möchte sagen, Harmloses an ihm, was mir besonders gefällt, denn es ist ein Zeichen innerer Kraft und Gesundheit, wenn ein Mann so zeitig mit seinen Leidenschaften zum Abschluß gekommen ist."

„Sehr schmeichelhaft für Alfred!" sagte Baron Högg. „Dächten doch alle Menschen so über ihn, anstatt sich die boshafte Freude zu machen, diesen gediegenen biedern Jungen hinter seinem Rücken zu verunglimpfen!"

„Bah, Jeder hat Feinde, und je mehr er hat, desto mehr spricht es für seinen Werth. Aber es kann Ihr Ernst nicht sein, daß der Neid Ihrem Schützling schaden konnte. Er trägt zu sehr den Stempel seines Werthes auf seinem Antlitz."

„Denken Sie sich, man hat ihn fälschlich für einen Roué, für einen Spieler und Prasser ausgegeben, ihn zum Verschwörer, zum Staatsverbrecher stempeln wollen, und kein Mittel der niederträchtigsten Verläumdung ungenützt gelassen, um ihm seine Zukunft zu zerstören!"

„Schändlich! erbärmlich! aber die Giftpfeile der Verleumdung mußten an dem ehernen ungetrübten Spiegel seiner Stirn ohne Schaden abprallen! Wer könnte ihn für einen Spieler halten, der einmal in dieses ernste sanfte Auge sah! Und gar ein Wüstling! die Lästerung ist allzu lächerlich!"

„Dennoch fand sie Glauben, wie denn überhaupt das Gift der Lästerung schneller haftet, als das verdiente Lob. Ich sage Ihnen: man hat dem braven Mann mit solchen Andichtungen geschadet, wenn auch nur, weil die gläubigen Hörer ihn nicht persönlich kannten ...."

„Dann waren sie Schwachköpfe!" rief Herr v. Damoiseau unwillig; „beschränkte, kurzsichtige Kothseelen, die ..."

„Gemach, gemach, mein Freund! leider nimmt die Lüge oft die Farbe der Wahrheit an, um ihren Zweck zu erreichen!" sagte Baron Högg. „Und umgekehrt erscheint Wahrheit oft als Lüge. — Lassen Sie uns einen Fall setzen: käme Jemand daher und sagte Ihnen: Herr Adolph v. Grinding, Ihr Neffe, habe am vergangenen Samstag in Wiesbaden eine Summe von 25,000 Franken an der Bank verloren, oder Ihr Neffe spiele jede Nacht an der hiesigen Bank, — was würden Sie sagen?"

„Ich würde den Denunzianten für einen Narren oder einen Schuft erklären."

„Und wenn nun sehr viele Leute dasselbe behaupteten?"

„Ich hieße sie Alle Thoren oder Schurken, je nachdem Leichtsinn oder Bosheit ihrem Gewäsche zu Grunde läge, bis man mich überwiese."

„Aber ich sage Ihnen ernstlich, Freund, dieses Gerücht über Herrn v. Grinding existirt, und ich selber glaube daran."

„Hm, Sie sind ihm von jeher gram gewesen, — Sie hegen noch ein Vorurtheil gegen ihn, als früheren Affiliirten der Polizei!"

„Thorheiten!" sagte Högg leichthin; „mich besticht nicht der Schein, sondern ich urtheile nach dem Wesen; ich halte Herrn v. Grinding nicht nur für einen Spieler, ich erkläre ihn sogar für einen solchen!"

„Wetter!" rief Herr v. Damoiseau auffahrend, „das fordert Beweise!"

„Sie sollen sie haben! Ziehen Sie gefälligst die Klingel. — Ist mein Diener da?" fragte er den eintretenden Lakaien.

„Ja."

„Mit dem Mantel und einem Miethwagen?"

„Ja."

„Bringen Sie Hut und Mantel für den General-

major. — Und Sie, mein Freund, sollen sogleich die Beweise haben, daß Ihr Neffe spielt. Das mag Ihnen die Lehre von der Wahrscheinlichkeit der Lüge und der zweifelhaften Erscheinung der Wahrheit praktisch erläutern. Lassen Sie uns gehen, aber wir wollen im Vorbeifahren Alfred mitnehmen."

In wenigen Minuten hatte der Wagen die Wohnung des Barons erreicht, den Grafen Scheideck aufgenommen, und war vor dem Konversationshause angelangt. Es war nahe an Mitternacht, der Salon ziemlich leer, die Stille der Nacht barg die Schauder des Lasters. Als Alfred dem Generalmajor den Arm reichte, um ihn zu führen, fühlte er, wie derselbe bebte, und der gepreßte Athem des Greises verrieth seine Aufregung. Alle Drei betraten den Saal möglichst leise, und stellten sich hinter die wenigen Zuschauer, welche den grünen Tisch umgaben. Da saß wirklich Adolph v. Grinding am verhängnißvollen Roulette, eine Martingale in der Hand, nur noch Eine Rolle Gold vor sich. Der Einsatz, den er eben gethan, war verloren. Er zerbrach die Rolle, setzte auf verschiedene Nummern auf 0 und Farbe, verlor abermals; setzte dann den Rest und — verlor. Ein halb erstickter Seufzer entfuhr seiner Brust, als er langsam vom Stuhl aufstand und sich anschickte, den Saal zu verlassen. Es war, als habe ihn ein Fluch getroffen, so schlaff hingen seine Arme herab, so schlotternd war sein Gang. Unter der Thüre traten ihm die drei Männer in den Weg, angeführt von Herrn v. Damoiseau.

„Adolph Du hier? und als ruinirter Spieler?" redete ihn dieser an, und in seinem Tonfall lag eine wilde Entrüstung, ein finsterer Groll.

Herr v. Grinding bebte zusammen, hatte aber Kaltblütigkeit genug, im Vertrauen auf seine Vermummung zu sagen: „**Pardon, Messieurs. Vous vous trompez de personne! Je ne vous connais pas.**"

„Aber ich kenne Dich, Mensch," sagte Herr v. Damoiseau mit steigender Entrüstung, und nahm ihm mit keckem Griffe den falschen Haarputz ab.

„Graf Scheideck!" sagte Herr v. Grinding, in welchem ein verzweifelter Entschluß zu kämpfen schien, „also Sie hier? also von Ihnen geht dieses Bubenstück aus? ... Gut, Sie sollen mir Rechenschaft dafür geben!" Damit wandte er dem Oheim und seinen Begleitern den Rücken, und entfernte sich schnell.

Herr v. Damoiseau wollte ihm nacheilen, aber Baron Högg hielt ihn zurück. „Geben Sie sich keine Mühe;" sagte er; „der thut sich kein Leid an, er ist schon zu hartgesotten dazu. Der Bube ist entlarvt, und sucht nun seine Schande zu verbergen — **voilà tout!**"

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig I. als Philhellene.

Die von Herrn Abt Haneberg am 11. in der Basilika gehaltene Trauerrede auf König Ludwig ist gleichfalls im Verlag von Herrn Manz in München erschienen. Wir entnehmen derselben folgende Stelle, durch welche König Ludwig I. als Philhellene gewürdigt wird. „Am meisten, sagt Redner, wurde der König wegen seiner Hingebung an Griechenland getadelt, an dessen Geschick ihn die aufrichtigste Begeisterung für Kunst und Wissenschaft und die herzlichste Sympathie für ein von roher Uebermacht unterdrücktes Volk gebunden hatte. Keiner von den edlern Jünglingen, die aus dem Studium der Alten sich in Hellas ein unerreichbar hohes Ideal des Schönsten und Herrlichsten, was auf Erden blüht, bildeten, übertraf den König an Wärme, kein männlich mitwirkender Philhellene an Stärke der Theilnahme. Er folgte dem Befreiungskampfe fast mit fieberhafter Spannung und sprach, als er König geworden, seine Freude darüber aus, daß er nun nicht bloß mit den Klängen der Lyra, sondern mit Thaten dem edlen Volke von Hellas zu Hülfe kommen könne. Wir wissen es Alle, wie er als König in die Geschicke Griechenlands eingegriffen. Der Abschied des jugendlich blühenden Otto kostete nicht nur der königlichen Mutter Thränen, es ging eine bange, wenn auch freudig erregte Erwartung durch die ganze Nation. Die Begeisterung, in welche der von Glorie umstrahlte König den größten Theil des Bayerlandes hineinzog, schloß Anfangs die nüchterne Berechnung aus. Noch damals, als der höchstselige König im Frühling 1836 von seinem Besuche Griechenlands zurückkam — ich erinnere mich mit Vielen mit Freude noch des festlichen Tages — war noch kein Schatten auf das Unternehmen gefallen, der Empfang des zurückkehrenden Königs glich einem wahren Triumphzuge. Doch bald sollten die klassischen Ideale einer Wirklichkeit Platz machen, die nicht selten durch die bittere Enttäuschung heimkehrender Abenteurer in einem entsetzlichen Lichte erschien. Da wagten sich die geschworenen Feinde der Ideale, unter ihnen auch sonst brave, aber allzu engherzig rechnende Oekonomen, hervor, und erregten eine Staubwolke von Tadel. Die mildesten waren die, welche sagten, hier sieht man's, wohin ein so hoch zielendes ideales Streben führt. Vollends gerechtfertigt schien jeder Vorwurf, als der verstoßene König von Griechenland gerade 30 Jahre nach seinem Abschiede von Bayern, nicht mehr ein blühender Jüngling, sondern abgehärmt und von Sorgen gebeugt, an der Ottokapelle und Ottosäule vorüber ins gute bayerische Heimathland zurückkehrte. Man verschonte den greisen König mit neuen Klagen und Verunglimpfungen, Viele hatten Mitleid mit ihm, wenn sie bedachten, wie tief ein solcher Undank in sein Herz einschneiden mußte. Aber ich weiß Keinen, der ihn öffentlich vertheidigt und den alten Vorwurf aufgehoben hätte. Von heute an

muß Das geschehen und wird von selbst immer mehr geschehen. Was der König von Bayern und sein königlicher Sohn dort im Süden vollführt hat, bleibt ein großes Werk der Förderung der Humanität und Kultur. Viele gute Keime sind ausgesäet, nützliche Anstalten errichtet, schädliche Vorurtheile zerstreut, Vieles ist vorbereitet worden, woraus dem Volke dort ein neuer glücklicher Zustand kann verheißen werden. Die Ziegeninseln des Archipelagus werden sich nie wesentlich ändern und nie den Wünschen eines bayerischen Landwirthes entsprechen, der durch Auswanderung seine Lage verbessern möchte: aber das genügsame, reichbegabte und kräftige Volk, das dort unter den Ziegenherden wohnt, darf nur noch ein paar Schritt ein der Kultur vorwärts machen und ein Paar böse Angewöhnungen ablegen — und die östlichen Gestade des Mittelmeeres, deren Anblick das Auge des höchstseligen Königs so oft entzückt hat, von Cyrene bis Kypros, von Corcyra bis Ephesus, werden sich mit neuem Leben bekleiden. Dann vielleicht wird mancher gebildete und über die Blüthe seines Vaterlandes glückliche Hellene zum königlichen Sarkophag dieser Basilika dankbar wallfahrten. Jedenfalls muß die Zeit kommen, da jene Opfer, die der König und mit ihm das getreue Bayerland gebracht hat, Früchte genug tragen, um den Vorwurf, welcher in diesem Falle dem idealen Streben des Monarchen gemacht wurde, in eine wahre Glorie umzuwandeln."

Mannigfaltigkeiten.

In Weimar ist Karl Eberwein, welcher mit Goethe in Beziehung gestanden, und zu dessen „Faust" eine Musik geschrieben hat, am 2. ds. in hohem Alter mit Tode abgegangen. Geboren 1784, war er zu seiner Zeit ein guter Geiger und zuverläßiger Direktor. Am populärsten ist er durch seine Musik zu Holtei's „Leonore" geworden.

In Prag ist am 17. der Professor am polytechnischen Institute, Dr. Balling, ein auf industriellem Gebiet wohlbekannter Chemiker, gestorben.

[Ein eindringliches Militär-Befreiungsgesuch.] Dieser Tage wurde in Wien bei der betreffenden Behörde ein Bittgesuch um die Befreiung vom Militär eingereicht, das als höchst komisches Kuriosum der Veröffentlichung werth ist. Das Gesuch lautet: 1) Ich Franz und sie Martha O...., Eheleute mit Tisch und Bett, kümmerliche Sorgen und 7 erzeugte Kinder in der Ehe belastet, wobei bemerkt wird 4 Buben und 3 Mädchen, 38 Jahre als getreue Unterthanen bei den theueren Zeiten in einem fort eheliche Treue gepflogen. 2) Ich als väterlicher Ehemann 67 Jahre lang geboren, dabei immer mühselig und nicht mehr im Stande, meine Arbeitsamkeit zu erzwecken. 3) Und die weibliche Mutter Theresia detto, welche mit obigen 7 Kindern vor Altersschwachheiten zittert, wovon 4 Kinder am Leben sind, zwei Buben und zwei Mädchen. (Wonach bemerkt wird mit zwei liegende Todtenscheine zur Gemäß der Wahrheit, wo erster Sohn Johann als Rentirungs-Departements-Bediensteter mit 22jährig entkräfteten Unterleibs-Organen bitterlichen Spitaltod für das hohe Vaterland sich nothdürftig unterzogen hat.) 4) Im Jahre 1850 haben wir unseren zweiten Sohn Stephan gestorben, welcher als Gemeiner dieß irdene Jammerthal mit demokratischen Blessuren fluchwürdiger Weise verlassen hat, wogegen 5) ein fortlaufender Sohn Nr. 3, welcher auf den Namen Zacharias hört und taubstumm ist, wegen heilloser Magenschwäche und tobsüchtigem Athem bereits als tödtlicher Hausgenosse in miserablen Betracht zu ziehen kommt. 6) Nur ist unser bisher letztlicher Sohn Simon, obwohl von Jugend auf mit einem frommen, tugendhaften Lebenswandel angethan, zu berittener Kavallerie nummerirt, wo unterschiedliche Zügellosigkeiten losgehen. 7) Daher bitten wir täglich segensreich, daß unseres zwangsweise reitenden Simon nicht zu Schanden werden möge, weil selber als letztes mannbares Erzeugniß in der Wirthschaft unentbehrlich anzusehen ist, und verbleiben in ergebungsvoller Armseligkeit eines wohlallerhöchsten Reskripts.

N. N.

Büchsenmacher B. Heinlein in Bamberg hat neuerdings eine Waffe (Hinterlader) mit Einheits-Patrone (Papierhülse) angefertigt, die dem Anscheine nach alle bereits vorhandenen Systeme übertreffen dürfte. Bei den ersten Proben mit stark übersetzten Ladungen (s. g. Systemprobe) zeigte sich diese Waffe vollkommen tüchtig. Hierauf wurden zahlreiche Patronenproben vorgenommen, wobei sich die Heinlein'sche Papierpatrone vollkommen bewährte, indem sie, das Verschluß-System schützend, dem Gasandrang widerstand. Diese Waffe ist glatt im Aeußern, ohne im Wege stehende Theile, die oft im Gebrauche hinderlich sind, und bietet eine gefällige Form. Die Handhabung der Waffe ist eine leichte und bequeme, so daß jeder Nichtwaffenkundige in wenigen Minuten laden und feuern lernen kann. Die Sicherheitsvorrichtung ist sehr einfach und dauerhaft. Die Ladung selbst geschieht nur in zwei Tempo's, durch Vorziehen des Griffbügels, wodurch die Batterie geöffnet wird, um die Patrone einzulegen, und durch Zurückziehen des Bügels, wodurch gleichzeitig geschlossen und gespannt ist. Diese zwei Bewegungen mit Einlegen der Patronen und Abfeuern verlangen 8 Sekunden Zeitaufwand. Die schwierigste Aufgabe des Hrn. Heinlein war die Lösung der Patronenfrage, es gelang ihm, eine ganz zweckentsprechende Papierpatrone statt Kupfer- oder Pappatronen

herzustellen, wodurch die Kostspieligkeit, die Gefahr beim Tragen und auf dem Transporte, und die umständliche Fabrikation beseitigt werden. Alle diese wesentlichen Vortheile empfehlen es, diese Waffe in größerem Maßstabe anzufertigen, jedenfalls würde sie viele Liebhaber finden wegen des billigen Preises und der Leistungsfähigkeit auf 1000 Schritt Entfernung mit flacher Flugbahn.

Welcher Art die in Rußland herrschende Bestechlichkeit ist, geht aus folgender Notiz der „K. n. Z." hervor: „Dieser alte Krebsschaden Rußlands wuchert hier stärker, als vielleicht in irgend einer anderen Gegend des Nachbarreiches. Man hat sich bereits so daran gewöhnt, daß es Niemand einfällt, sich darüber zu wundern, oder seine Verachtung auszusprechen. Der Pole hat ein Sprichwort: „Wenn man sich daran gewöhnt, ist's zuletzt auch in der Hölle erträglich." Das Wort ist in dieser Hinsicht vollständig zur Wahrheit geworden. Werden doch die Kinder in den Schulen daran gewöhnt. Der Primus jeder Klasse, welcher über seine Kameraden die Aufsicht zu führen hat, verlangt und erhält einen Tribut — in den untersten Klassen Kupfer-, in den oberen Silbermünzen — und die Lehrer machen jedes Jahr bei der stattfindenden Versetzung glänzende Geschäfte. Manchem Schüler kommt solch' eine Versetzung auf 15, 20, je 50 Rubel zu stehen, je nachdem er wenige, oder viele seiner Herren Lehrer zufrieden zu stellen hat. Ein deutscher Beamter, der in Rußland Dienste nahm, erzählte uns Folgendes: Mein Sohn war für die zweite Klasse des dortigen Gymnasiums reif; da aber das Gesetz gilt, daß er nur versetzt werden kann, wenn er russisch spricht, sollte er vier Klassen tiefer gesetzt werden. Der Direktor schlug mir aber sofort einen geeigneten Lehrer für die russische Sprache vor und meinte, wenn ich bereit sei, gleich 100 Rubel zu zahlen, würde der ausgezeichnete Mann in wenigen Wochen meinem Sohne die nöthigen Kenntnisse beigebracht haben. Ich that's. Schon nach wenigen Tagen versetzte der Herr Direktor meinen Sohn aus der 6. nach der 5., dann nach der 4. Klasse und nach wenigen Wochen war er Schüler der Secunda. Mögen alle unsere deutschen Mitbürger, welche in das Nachbarland in der Hoffnung einwandern wollen, um dort ihr „Glück" zu finden, diese Zustände recht bedenken."

[Eine Heirath auf Wechsel.] Zu Kilkenny in den Vereinigten Staaten von Nordamerika versprach ein Schneider Namens Sullivan einem jungen Mädchen, dasselbe 14 Tage nach dem Tode seiner Frau zu heirathen. Als Bürgschaft stellte er einen Wechsel folgenden Inhalts aus: „Vierzehn Tage nach dem Tode meiner Frau verpflichte ich mich, Fräulein Elise Morand, oder auf ihre Ordre diejenige Dame zu heirathen, die mir diesen Wechsel im Werth einer Summe von 60 Pfd. St. präsentiren wird." Die Inhaberin des Wechsels verstarb aber bald nach Ausstellung desselben und vermachte ihn einer Freundin, die ebenfalls noch vor dem Tode der Schneidersfrau das Zeitliche segnete. Das Papier gerieth in den Besitz einer Cousine der Ersteren, welche die Einlösung forderte. Die Heirath fand wirklich statt, und die beiden Gatten sollen ganz glücklich miteinander leben.

[Millionenbier.] Herr Bierbrauer G. Bücher in Wiesbaden hat kürzlich in seiner Brauerei sehr kostbar geheizt. Von Staatswegen erhielt er an drei Millionen nassauische eingelöste Coupons, welche in Gegenwart einiger Revisionsräthe unter dem Maischkessel verbrannt wurden. Drei Stunden lang heizte die Bücher'sche Brauerei mit dem kostbaren Material, und drei Pfannen wurden ohne jede Zuthat von Kohle vollständig mit nassauischem Papiergeld abgesotten.

[Gegen die Halsbräune.] Ein Arzt zu Heidelberg versichert, daß die Halsbräune, selbst wenn diese Krankheit den Höhepunkt erreicht hat, und sich die Symptome der Erstickung zu zeigen beginnen, durch Anwendung von heißem Wasser mit einem Schwamm oder feinem Lappen auf den Hals geheilt werden könne. Das Wasser muß so heiß sein, daß es schmerzhaft für die Hand ist. Diese Anwendung wird 15—30 Minuten lang fortgesetzt. Man legt dann einen ebenso heißen, erweichenden Umschlag von Leinsamen eine zeitlang auf den Hals, welcher das Athmen unverzüglich bei der Anwendung des heißen Wassers erleichtert. — Sollten sich die Symptome wieder verschlimmern, so wird die Anwendung des heißen Wassers und Aufschlags wiederholt.

Räthsel.

Die Erst' ist wohl von Gewicht,
Leicht ist sie auch deßhalb nicht;
Drum nehm' zur Zweiten nur Muth,
Dann macht sich das Ganze schon gut.
Hast wirklich das Ganze zu Zeiten,
Bist doch darum nicht zu beneiden;
Hast du es aber für immer,
So ist es um so viel schlimmer.

Obernburg. P. M.

Redakteur Gustav Weiſſert. — Druck und Verlag der L. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 68 Montag, 23. März 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Betroffen blieb Herr v. Damoiseau eine Weile stehen, — eine schmerzliche Pause für seine Begleiter, — dann wandte er sich an Alfred. „Herr Graf," sagte er, „ich begreife nun diese Scene, aber nicht Ihr Benehmen. Ich achtete Sie um Ihrer persönlichen Vorzüge und Kenntnisse willen, ohne Ihren Stand und Namen zu kennen; aber ich gestehe Ihnen, daß diese Ihre Handlungsweise Ihnen Alles Terrain entzieht, welches Sie bei mir gewonnen hatten, und daß ich bedaure, soviel glänzende Eigenschaften verdunkelt zu sehen von dem Schatten der Intrigue und selbstsüchtiger Berechnung, welche Ihr Betragen auf Sie wirft!..."

„Herr Generalmajor, Sie sind in einem Mißverständnisse befangen .... erlauben Sie mir eine Erklärung!..." stammelte Alfred betroffen.

„Ei, ei, wie tolltöpfig hitzig, lieber Freund!" sagte Baron Högg tadelnd. „Der Schein ist zwar gegen den Grafen. Aber hören Sie nur wenigstens eine Aufklärung an, bevor Sie urtheilen!"

„Graf Scheideck hat gehört, wie mein Neffe seine Handlungsweise bezeichnete; er mag jenen Vorwurf erst widerlegen, bevor er mir eine Erläuterung gibt!" sagte Herr v. Damoiseau mit unsicherer Stimme und zornsprühenden Augen. „Einstweilen haben wir nicht mehr mit einander zu verkehren. Gute Nacht, meine Herren!"

Graf Alfred stand wie angedonnert; seine Zähne knirschten, seine Faust ballte sich. Er regte sich erst wieder, als der Wagen mit dem Greise davongerollt war. — „Bah, lassen Sie sich das nicht anfechten, mein Lieber," sagte Baron Högg; „ich kenne den alten Hitzkopf; morgen bereut er sein Benehmen, aber heute ist nichts mehr mit ihm anzufangen. Warten wir die Rückkehr der Besinnung und kälteres Blut bei ihm ab!"

„Ich glaube kaum, daß hier das Warten helfen wird," sagte Alfred dumpf. „Der Vorwurf unredlicher Handlungsweise gebührt mir; ich hätte nicht einwilligen sollen, dem Generalmajor so lange unbekannt zu bleiben. Dem Ziele schon so nahe, besonders nach der neulichen Scene mit Therese auf dem Ausfluge nach Allerheiligen, sehe ich mich nun mehr als je von demselben zurückgeschleudert!"

„Nur den Muth nicht verloren, lieber Pathe! der Vorwurf des Alten trifft mich, nicht Sie, und Damoiseau wird morgen auf eine ruhige Erörterung von meiner Seite vernünftiger eingehen. Einstweilen hat Ihnen die Vorsehung doch den Buben vor die Klinge geliefert, von welchem Ihr unangenehmer Prozeß veranlaßt wurde, und er ist in die Falle gestürzt, die er sich gegraben! Besuchen Sie mich morgen sobald als möglich!"

Aber trotz dieses Zuspruches hegte Alfred doch keine Hoffnungen; er fühlte allzudeutlich, daß er durch die unvermuthet rasche Entwicklung in eine falsche Stellung gegenüber von Theresens Oheim gerathen war, und daß es einer starken Gewähr bedurfte, um dem alten Herrn, welcher auf einmal in all seinen Lebensplänen und Lieblingsideen Schiffbruch gelitten hatte, sein Vorurtheil gegen den Grafen zu benehmen. In der That hatte auch am anderen Tage Baron Högg's Vermittlungsversuch gar keinen Erfolg; vergebens bekannte er sich zu aller Schuld — Herr v. Damoiseau wollte von keiner Rechtfertigung des Grafen hören. Die beiden alten Freunde hatten sich beinahe entzweit um des Grafen willen, als sie schieden. Herr v. Damoiseau verlangte, Alfred solle erst die Anschuldigung des Herrn v. Grinding widerlegen, bevor er nur auf Glaubwürdigkeit rechne. Dazu aber hatte Herr v. Grinding dem Grafen alle Möglichkeit benommen; bis Alfred am andern Morgen einen Bekannten aufgefunden, der den Cartellträger zwischen ihm und Herrn v. Grinding mache, war dieser über alle Berge. Für Herrn v. Damoiseau aber hatte er folgenden Brief zurückgelassen:

„Hochgeehrter Oheim! Es ist meinen Feinden gelungen, mich auf frischer That in einer Handlung zu ertappen, welche — ich weiß es wohl — in Ihren Augen für eines der verabscheuungswürdigsten Laster gilt. Ferne sei es von mir, die That beschönigen oder rechtfertigen zu wollen. Aber Sie sind zu gerecht und offen, um mich ungehört zu verdammen; hören Sie also wenigstens die Motive an, welche mich zum Spiel trieben. Sie wissen, wie innig ich meine Cousine liebe und doch mit welch' geringem Erfolg ich mich um ihre Gegenliebe bewerbe. Ich ahne instinktmäßig den Grund davon: Therese hat ein edles Selbstgefühl, und eine gewisse Energie des Charakters — ein Familien-Erbtheil.

Sie will nur um ihrer selbstwillen geliebt sein, und diese Idee, wohl noch bestätigt und genährt von fremden Einflüsterungen, ließ sie Mißtrauen in die Aufrichtigkeit, ja in den Beweggrund meiner Bewerbung fassen. Das wußte ich längst, und sann vergebens auf ein Mittel, mir ein Vermögen rasch zu erraffen, um dann vor sie treten und den Grund ihres Mißtrauens widerlegen zu können. Die Liebe begeistert oft zu Heldenthaten, aber sie führt auch manchmal zu Thorheiten, und dem letzteren Loose verfiel ich. Unter allen Mitteln zu schnellem Reichthum lag keines näher, bot keines mehr Chancen, als das Hazardspiel. Ich spiele erst, seit wir in Baden sind; ich spielte mit Kälte, mit Raffinement, und darum glücklich; wußte ich ja doch, was der Preis des Gewinnes für mich war! Auch vergaß ich nicht, was ich mir selbst, meiner Familie, meinem Range schuldete, und besuchte nur verkleidet und beinahe unkenntlich gemacht und zu später Nachtstunde den grünen Tisch. Ich hatte mir ein Gelübde gethan, dem Spiel für immer zu entsagen, sobald ich meinen Zweck erreicht, — ich hätte diesen Eid gewiß gehalten. Aber mein Glücksstern verließ mich seit einigen Tagen; eine auffallende Veränderung in Theresens Benehmen gegen mich, in ihrer Stimmung nahm mir mein Gleichmuth, und die kalte ruhige Besonnenheit, deren ich zu glücklichem Spiele bedurfte; und als am gestrigen Abende ich mich am grünen Tische vom Grafen Scheideck belauscht sah, als mein Nachdenken mich plötzlich den Zusammenhang von Theresens Stimmung mit seiner Anwesenheit in Baden ahnen ließ, da war es vollends um meine Ruhe und Fassung geschehen, und im Unmuthe, in einer unüberwindlichen bitteren Stimmung ließ ich mich zu dem Wagniß hinreißen, das bald meinen seitherigen Gewinn verschlungen hatte. Dieß die ganze Wahrheit, mein theurer Oheim! Graf Scheldeck hat mich verrathen, ich muthmaße sogar noch andere Intriguen, welche er gegen mich angezettelt, diese muß ich widerlegen, dann ihn zu blutiger Rechenschaft ziehen. Ich fühle, Therese ist für mich verloren, das Leben hat keinen Reiz mehr für mich; ich werde es selbst meinem Feinde danken, wenn er mich dieser Bürde enthebt. Leben Sie wohl, theurer Oheim! schenken Sie mir Ihr Mitleiden, und glauben Sie mir, daß Ihrer Wohlthaten niemals unwürdig, gegen Sie niemals undankbar war

Ihr unglücklicher

Adolph."

„Armer Junge!" hatte Herr v. Damoiseau gesagt, als er diesen Brief gelesen. „So habe ich Dir denn doch Unrecht gethan, und diese verhängnißvolle unglückliche Liebe hat Dich ins Verderben gestürzt! Nun ja, die Liebe kann Einem zum Verhängniß werden, — das weiß ich aus eigener Erfahrung! Aber vielleicht kann Dir noch geholfen werden!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwabmünchener Versammlung und das Schulgesetz.

Die Sonntag den 8. März in Schwabmünchen zum Zwecke der Besprechung und Erörterung der Schulfrage und der Verabfassung einer Adresse an die hohe Kammer der Reichsräthe abgehaltene Versammlung war von Beamten und Bürgern des Ortes sehr zahlreich besucht, und selbst auch aus Kempten, Augsburg und Kaufbeuren waren Gäste anwesend. Hr. Notar Riepolt begrüßte die Anwesenden, sprach über den Zweck der Versammlung und betonte insbesondere, daß man sich erst über die Schulgesetzfrage gehörig unterrichten solle, ehe man sich der Bewegung für oder gegen den Schulgesetzentwurf anschließe. Er habe die sicherste Ueberzeugung, daß die Staatsregierung der redliche Wille beseele, die Volksschule zeitgemäß zu heben, und nimmermehr könne er in den Chorus einer bekannten Partei einstimmen, die Verdächtigungen auf Verdächtigungen gegen die Staatsregierung schleudere. Nachdem als Vorsitzender Hr. Kaufmann Keck von Schwabmünchen durch Akklamation gewählt worden war, ergriff Lehrer Wälder von Langerringen das Wort, um die Hauptpunkte des Gesetzentwurfes zu erklären und zu erörtern und um jene Verdächtigungen, Entstellungen und Anklagen zu entkräften und zurückzuweisen, die von einer gewissen Seite gegen diesen Entwurf auf eine so heftige und leidenschaftliche Weise erhoben wurden. Derselbe äußerte sich im Wesentlichen wie folgt: Er freue sich, öffentlich über einen Gegenstand sprechen zu können, der seit vielen Jahren das Ziel seiner Thätigkeit gewesen sei, nämlich Hebung des Lehrerstandes und der Schule, und mithin auch der Volksbildung. Zwar sollte ihn Furcht darüber beschleichen, da er während dieses seines redlichen Strebens von einer Seite her schon so oft verspottet, verhöhnt und verketzert worden sei; aber er fürchte sich nicht, weil er, wie bisher, auf dem Boden des Gesetzes stehe und es nicht ungesetzlich sein könne, ein Produkt der hohen Staatsregierung zu beleuchten und zu vertheidigen. Die Hauptanklagen gegen das Schulgesetz seien: Trennung der Schule von der Kirche, Verkümmerung der religiösen Erziehung, Beseitigung der Geistlichen aus der Schule, Entchristlichung derselben, und damit diese Anklagen mehr Zugkraft haben, so werde noch hinzugesetzt, daß durch dieses Schulgesetz unerschwingbare Opfer von den Steuerpflichtigen gefordert werden. Wären diese Vorwürfe alle gegründet, so wäre er auch der Erste, sich gegen den Gesetzentwurf auszusprechen; aber es seien dieß nur Verdächtigungen und er wolle nun versuchen, diese Sache so gut als möglich zu beleuchten. Eine Trennung der Schule von der Kirche gebe es nicht, und er halte dieß für ein Absurdum. Die Kirche (Lehrer Wälder ist Katholik) sei nach der Definition des Augsburger Diözesankatechismus die Gesammtheit aller rechtgläubigen Christen auf

der ganzen Erde, welche in dem Nachfolger des heil. Petrus, dem römischen Bischofe (Papst) ihr gemeinsames Oberhaupt haben. Die Kirche umfasse also alle Gläubigen, nicht allein die Geistlichkeit, nicht allein die Laien; zur Kirche gehören auch die Kinder, zu ihr auch die Lehrer. Redner und mit ihm Tausende seiner Kollegen lassen sich ihr katholisches Bewußtsein um Alles in der Welt nicht rauben; die Lehrer haben nicht weniger katholischen Glauben, wenn die Schule und sie eine bessere und etwas freiere Stellung erhalten. Es sei keine Trennung der Schule von der Kirche, wenn der Staat die Schule unter seine Oberaufsicht stelle, wenn er, dem die Schule gehöre, die er am Anfange dieses Jahrhunderts durch Gebung des organischen Ediktes u. s. w. organisirt habe, zuerst für sie sorge und so sorge, daß neben der religiösen Pflege der Schüler auch für ihr materielles Wohl das Möglichste geleistet werde. Die Geistlichen hätten das Amt als Lokal- und Distriktsinspektoren bei uns von der Staatsgewalt und nicht vom Kirchenregimente erhalten; sie wären als Schulaufseher Organe der k. Staatsregierung und wenn diese jetzt die Schulaufsicht Schul- und Fachmännern übergebe, gleichviel ob sie Geistliche oder Laien seien, so sei dieß keine Trennung der Schule von der Kirche, weil der Klerus allein doch nicht die Kirche sei. Die Anklage über Verkümmerung der religiösen Erziehung könne er nicht begreifen, da Artikel 3 des Gesetzentwurfes ausdrücklich bestimme, daß die Anordnung und Leitung des Religionsunterrichts und des religiös-sittlichen Lebens an den Volksschulen nach Maßgabe der §§ 38 und 39 der II. Beilage zur Verfassungsurkunde, Art. 5 Abs. 4 des I. Anhanges und § 11 und 14 des II. Anhanges hiezu den kirchlichen Oberbehörden zustehe und die Lehrer verpflichtet seien, den Geistlichen beim Religionsunterrichte zu unterstützen. Auch könne die Schule nur theilweise erziehen, denn die Schüler gehören der Schule der Schule des Tages nur 5 Stunden, den Eltern aber die übrige Zeit an. Wenn man gerade jetzt so viel von religiöser Schulerziehung spreche, so sei dies bisher nicht so fast der Fall gewesen, denn es könnten sehr viele Beispiele gegeben werden, nach welchen die Lehrer, wenn nicht mehr, doch gerade so viel für Religion und Sittlichkeit wirkten, als Jene, denen dieses zu thun zuerst die Pflicht gewesen wäre. Auch werde gerade von Jene für Aufhebung des Schulzwanges gearbeitet, welche Gegner des Schulgesetzentwurfes seien. Wie es wohl bei Aufhebung des Schulzwanges mit der religiösen Erziehung so vieler Kinder stehen würde, das zu begreifen, werde Demjenigen leicht sein, der namentlich die niederen Volksklassen kenne. Von einer Beseitigung des Geistlichen sei keine Rede im Schulgesetzentwurfe. Derselbe bleibe wie bisher Religionslehrer; er habe nach wie vorher für die religiös-sittliche Bildung in der Schule zu wachen; es sei ihm ferner das Recht gewahrt, sich in der Schule zu überzeugen, ob die ganze Schulerziehung auch im religiösen Geiste erfolge und die kirchlichen Organe hätten das gesetzliche Recht, hievon zu jeder Stunde Kenntniß zu nehmen. Es sei eine unwahre Verdächtigung, daß die Schule durch den Schulgesetzentwurf entchristlicht werde und in ein modernes Heidenthum verfalle. Der Art. 1 stelle die religiös-sittliche Erziehung an die Spitze des Gesetzes, wie möge da gesagt werden, daß das Schulgesetz die Schule heidnisch mache, wie ein Pfarrer dieß in einem Anschlage an die Kirchenthüre ausgesprochen habe, was uns öffentliche Blätter berichteten. So beurtheile man uns Lehrer, die wir bisher das Gegentheil bewiesen haben; so lohne man uns unsere viele Mühen und Sorgen, die wir immer der religiös-sittlichen Bildung und Erziehung widmeten; so denke man von denen, die in dieser Beziehung seither bestens qualifizirt waren, welche von den Geistlichen gebildet wurden und gegen die kein Beweis vorliege, daß angenommen werden könne, sie werden bei etwas freierer Stellung und durch eine kollegiale Lokalbeaufsichtigung alle Religion und Moral sammt und sonders über Bord werfen. Wir Lehrer müßten uns jederzeit vor dem Volke schämen, wenn wir ohne allen Grund so arg verdächtiget werden, denn schon bei Verlesung des letzten Hirtenbriefes seien die Blicke des Volkes auf die Lehrer gerichtet worden, von denen man unter solchen Umständen denken könne, daß sie dann die Schule entchristlichen und heidnisch machen, weil sie eben den Unterricht in der Schule zu geben haben. Es sei für uns Lehrer eine mehr als peinliche Sache mit solchen Verdächtigungen gegen den Gesetzentwurf, weil wir da immer, wenigstens indirekt, an Glauben und Moral angegriffen werden, was uns um so mehr verletze und tief betrüben müsse, als das namentlich in der Bildung noch so niedrig stehende Landvolk auf diese Weise gegen uns und die Schule eingenommen werden müsse und wir somit wenigstens eine Zeit lang traurigen Verhältnissen verfallen. Redner durchging nun die wichtigsten Artikel des Schulgesetzentwurfs und zeigte in klarer Weise, wie die hohe Staatsregierung durch denselben nur das Wohl der Familien, der Gemeinden und des Staates unverrückt im Auge behalte und wie dieselbe nichts Anderes zum Ziele habe, als durch bessere Schulen die Volksbildung zu heben und diese auf jene Stufe zu bringen, die den jetzigen sozialen Verhältnissen entspreche. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Kostenpunkte gewidmet, weil gerade dieser als Köder benützt werde, das Volk gegen den Schulgesetzentwurf zu hetzen. Alle geistlichen Beleuchtungsschreiber der Denkschrift hätten gesagt, daß sie dem Lehrerstande recht gerne eine bessere materielle Stellung, eine angemessene Pension bei ihrer Unfähigkeit und den Lehrers-Wittwen und Waisen eine entsprechende Hülfe gönnen. Nun aber in dieser Beziehung etwas geschehen soll, da hetze man das Volk auf und zeige eine große Sorge und Liebe für den Geldbeutel der Steuerpflichtigen, von der damals, als die Pfarreien auf 800 fl. aufgebessert wurden, keine Spur zu finden gewesen sei. Wer den Lehrern das

Minimaleinkommen, das der Schulgesetzentwurf festsetze und dann die Alterszulagen nicht gönne; wer sich dann über die ärmlichen Pensionen der dienstunfähigen Lehrer ärgere, wer endlich sich gegen eine Unterstützung von 50 fl. aus Zentralfonds an die hülfsbedürftigen Lehrers-Wittwen stoße und erkläre, daß an solchen Lasten das Volk zu Grunde gehe, der habe gewiß kein fühlendes Herz und keine Nächstenliebe, sei er wer und was er wolle, und es müsse angenommen werden, daß etwas ganz Anderes hinter solcher Geldbeutelliebe der Steuerpflichtigen stecke. Wenn durch die gehässige Agitation gegen das Schulgesetz dasselbe falle, und die armen Wittwen und Waisen dabei nur allein zu leiden hätten, so werden wohl Jene daran die Schuld zu tragen haben, deren Pflicht es zuerst wäre, für die Wittwen und Waisen einzustehen. Zuletzt beleuchtete Redner, was der Schulgesetzentwurf über die Schulaufsicht enthält. Er habe nach Erscheinen der Denkschrift über diesen so heikeln Punkt einen Vermittelungsvorschlag in der „Postzeitung“ gemacht, sei darüber aber stark angefeindet, beschimpft und verleumdet worden. Wenn er nun hier wieder das Wort erhebe, so werde es ihm nicht besser gehen, als damals. Der jeweilige Pfarrer als Lokalschulinspektor übte bisher faktisch allein die Schulaufsicht, und war so zu sagen Herr der Schule. Redner gestehe selbst, daß bei Organisirung des Schulwesens in Bayern nothwendig war, den Pfarrern die Lokalschulaufsicht zu übertragen, denn damals mangelte es an gebildeten und tüchtigen Lehrern, und es wäre somit nöthig gewesen, diesen Lehrern wegen besserer Ausbildung, zu ihrem Schutze und zur Erlangung eines nöthigen Ansehens den Pfarrer als ihren nächsten Vorgesetzten zur Seite zu geben. Indessen erhielten, wie bereits schon bemerkt, die Pfarrer ihr Amt von der Staatsgewalt und waren somit als Lokalschul-Inspektoren Organe der k. Staatsregierung. Wenn nun die Staatsgewalt bei der jetzt vorwärts gebrachten Lehrerbildung, bei der so vermehrten Leistungsfähigkeit des Lehrerpersonals und bei dem Umstande, daß ein Lokalschulinspektor eine Schule nicht gut machen könne, wenn der Lehrer dieses nicht zu thun vermöge, die technische Lokal-Schulaufsicht fallen lasse, und diese technische Schulaufsicht allein dem Bezirksschulinspektor übergebe, der nun ein Fachmann sein müsse, so handle dieselbe nicht nur in ihrem Rechte, sondern sie befördere dadurch das Schulwesen und bringe in die technische Leitung desselben mehr Einheit. Dann sei durch Errichtung einer kollegialen Orts-Schulbehörde allen jenen eine Einwirkung auf die Schule gegeben, welche sich am meisten für dieselbe interessiren, denn in dieser Schulbehörde haben die Kirche, die Gemeinde, die Lehrerschaft und die einzelnen Familien durch gewählte Gemeindemitglieder ihre Vertretung. Wenn nun überall so schöne Vorsorge bestehe, wenn der Geistliche in Landgemeinden Vorsitzender der Ortschulbehörde sei und die Schule zu jeder Zeit zu besuchen berechtigt wäre; wenn er die Aufsicht über den Religionsunterricht und über das sittliche religiöse Leben in der Schule habe, wie sei es möglich, so schwere Anklagen gegen den Schulgesetzentwurf zu führen? — Warum die k. Staatsregierung die bisherigen Distrikts- in Bezirks-Schulinspektionen umwandle, dafür werde sie gewiß ihre Gründe in den bisherigen Resultate haben, sonst würde sie nicht Fachmänner als Bezirks-Schulinspektoren bestimmen. Dann werden alle andern Stände von Fachmännern geleitet und beaufsichtigt. Theologie und Philosophie schließe die Summe der Pädagogik und Methodik keineswegs in sich; diese Wissenschaften lassen sich auch nicht aus der Pistole schießen oder im gelehrten Traume erholen; sie müssen eigens studirt werden. Auch das Studiren derselben sei noch nicht genug; der Pädagoge und Methodiker müsse erst durch viele und langjährige Uebung werden. Eine magere Vorlesung über allgemeine Pädagogik mache noch lange keinen Pädagogen, denn dazu gehöre mehr; auch sei man noch kein Katechet, wenn man nur Katechetik gehört oder gelesen habe; Redner habe dieses schon oft erfahren und sich darüber geärgert. Ein großer Pädagoge vergleiche das Schulwesen mit einem Wagen, der auf vier Rädern dahier rolle. Wenn nur eines dieser Räder sich nicht gleichmäßig fortbewege, so bleibe der ganze Wagen zurück. Jetzt aber wolle man von einer Seite der Schule und dem Lehrerstande keine bessere Stellung zulassen; jetzt soll der Lehrerstand in der Bildung zurückgebracht werden; jetzt soll die Aufsicht und Leitung der Schule im alten Geleise bleiben: wo werde da der Schulwagen, unser Schulwesen nämlich, hingebracht werden? Zur geistigen und materiellen Verkümmerung! Redner schloß damit, daß er sich immer auf den Standpunkt der k. Staatsregierung gestellt und dieß auch heute gethan habe. Seien Gegner von ihm vorhanden, so mögen sie sich eben so offen aussprechen, wie er; haben sie dazu den Muth nicht, und tragen sie die Sache bloß weiter, so bitte er, die Wahrheit zu sagen und nicht zu lügen. Diesem über eine Stunde andauernden Vortrage, der vielfach von Beifallsäußerungen unterbrochen wurde, folgte allgemeines und wiederholtes Bravo und völlige Zustimmung.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Im Auftrage der englischen Regierung begibt sich Major Tennant mit zwei Unteroffizieren des Ingenieurkorps nach Indien, um daselbst die am 18. August eintretende gänzliche Sonnenfinsterniß zu beobachten. Er wird seine Instrumente entweder in Guntur (16° 18′ n. Br., 80° 30′ ö. L. Gr.), oder in Masulipatam (16° 10′ : 81° 13′) aufstellen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der F. Mallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 69 Dienstag, 24. März 1868.

Ein Mädchen mit zwei Müttern.

Paris, 10. März.

Seit dritthalb Jahrtausenden wird der Richterspruch des weisen Königs Salomo in dem Streite der zwei Mütter um ihr Kind als das Muster einer scharfsinnigen und gerechten Lösung einer verwickelten Sache angeführt. Der Fall wiederholte sich mit einigen Varianten in der gestrigen Sitzung des hiesigen Appellgerichtes, dessen Präsident jedoch bei aller Hochachtung vor dem Scharfsinne des Prediger-Königs, die man ihm wohl zutrauen darf, Bedenken trug, dessen Auskunftsmittel in Anwendung zu bringen und dem anwesenden Munizipalgardisten den Befehl zu ertheilen, er solle das Streitobjekt — hier ein junges Mädchen von zwölf Jahren — mit seinem Säbel in zwei Stücke hacken, auf daß jede der prozessirenden Mütter ihre Hälfte nehme. Ein Beweis dafür, wie verschieden die Rechtsbegriffe des Kaiserthums Frankreich von denen des Königreichs Judäa sind. Auch die Verschiedenheit der Prozedur erhellt aus dem Umstande, daß dort der Monarch allein auf seinem Throne zu Gericht saß, während hier in Anbetracht der Wichtigkeit des Falles die erste und zweite Appellkammer, also vierzehn Juristen, eine gemeinschaftliche Sitzung unter dem Vorsitze des ersten Präsidenten, Hrn. Darimon, hielten.

Maitre Allou, der Stabträger des Barreau und Anwalt der appellirenden Partei, theilt in seiner Rede die Vorgeschichte des Prozesses mit.

Am 3. Mai 1858 fand ein Fabrikant künstlicher Blumen, Herr Martin, als er um 11 Uhr Abends nach seiner Wohnung im Faubourg St. Denis zurückkehrte, vor dem Hause Nr. 126 im Faubourg St. Martin ein weggelegtes Kind. Es war ein Mädchen von zwei Jahren, gekleidet in ein schwarzes Merinokleidchen und eingewickelt in einen Shawl, mit einem Spitzenhäubchen auf dem Kopfe. Der Blumenfabrikant nahm, als ein barmherziger Samariter, den kleinen Findling mit in seine Wohnung und fand, als er ihn entkleidete, um ihn zu Bette zu legen, auf dessen Brust einen Zettel mit den Worten: „Das Kind hat weder Vater noch Mutter mehr; es ist getauft; nehmt Euch seiner an, Gott wird es lohnen."

Am folgenden Morgen trug der Blumenfabrikant, begleitet von dem Besitzer des Hauses, vor dessen Thüre er das Mädchen gefunden hatte, dasselbe zum Polizei-Kommissär des Distriktes, um die vorgeschriebene Erklärung zu machen.

Dem Gesetze gemäß würde das Kind in's Findelhaus geschickt worden sein, der erwähnte Hauseigenthümer aber, ein Herr Delignon, Unternehmer der städtischen Straßenreinigung, erklärte, er sei ein kinderloser Wittwer von 60 Jahren, mit Glücksgütern gesegnet, und gewillt, die kleine Waise an Kindesstatt anzunehmen, um allezeit an ihr wie ein getreuer Vater zu handeln. In Folge dessen wurden auf der Polizei-Präfektur die nöthigen Schritte gethan, Protokolle aufgesetzt und das Kind Herrn Delignon übergeben, der sein Wort hielt und dasselbe sorgfältig aufziehen ließ.

Dem Adoptivvater wurde aber inzwischen, trotz seiner sechzig Jahre, sein Wittwenstand lästig, und wenn er auch vielleicht nicht die Hoffnung nährte, eigene Kinder zu bekommen, so heirathete er doch noch zwei Jahre später eine junge Frau. Auch diese widmete sich mit Treue und Liebe dem Pflegekind, welches dafür ebenfalls mit Liebe an seinen Adoptiveltern hing und ihnen nur Freude machte.

Im Jahre 1865 starb Herr Delignon und hinterließ ein Testament, worin er seiner, Marie Louise getauften Pflegetochter 20,000 Franken und seiner Frau sein ganzes gewinnbringendes Geschäft vermachte, als plötzlich im Hause der Wittwe Delignon eine Frau erschien, die sich Wittwe Rottier nannte, für die Mutter des Kindes ausgab und dessen Herausgabe verlangte.

Elf Jahre lang hatte sich die unerwartet auftauchende Mutter nicht um ihr Kind bekümmert, dasselbe nie zu sehen verlangt, wonach anzunehmen war, daß nur das diesem zugefallene Vermögen sie aus ihrer Zurückgezogenheit hervorlockte.

Jetzt wurde sie zudringlich, fiel einmal, als das junge Mädchen sich in der Kirche befand, mit so theatralischen Liebesbezeugungen über es her, daß dasselbe davon nervöse Krämpfe bekam, und strengte nun endlich eine Klage auf Rückerstattung ihres behaupteten Kindes an.

Vor dem erstinstanzlichen Gerichte gewann sie ihren Prozeß. Dasselbe nahm für erwiesen an, daß der Mann der Wittwe Rottier, der selbst immer arm ge-

blieben war, in Paris nach langer Trennung seinen ehemaligen Militär-Kameraden Delignon wiedergefunden und diesen Vorschlag gemacht habe, ihm eines seiner vier Kinder abzunehmen; daß nach dem Tode ihres Mannes die in bedrängten Verhältnissen lebende Wittwe Rottier auf den Antrag eingegangen und nur zwischen beiden eine Komödie verabredet worden sei, um dem Delignon die volle Adoption des jüngsten Kindes zu ermöglichen. Auf dringendes Bitten der Mutter habe dieser ihr jedoch folgende Bescheinigung ausgestellt, welche die Wittwe Rottier in der That dem Gerichte vorlegte und deren Aechtheit von der Gegenpartei nicht bestritten werden konnte.

„Louise Marie Delignon ist die Tochter der Frau Wittwe Rottier. Man wird ihren Geburtsschein bei mir finden.

Paris, 17. August 1861.

gez. Delignon."

Der Geburtsschein hat sich allerdings nicht mehr vorgefunden, das Gericht erster Instanz erkannte jedoch in der Wittwe Rottier die wahre Mutter des Mädchens und entschied, daß dieses ihr nach zwei Monaten von der Frau Delignon übergeben werden müsse.

Diese appellirte und ihr Anwalt, nachdem er das schmutzige Motiv gebrandmarkt, welches die Wittwe Rottier in ihrer Handlungsweise leitet, betheuerte vor dem Appellationshofe, daß, wenn man das Mädchen aus seinen gegenwärtigen Verhältnissen herausrisse, um es seiner Mutter zuzuführen, für die es nicht die mindeste Zuneigung besitzt, man damit sein Lebensglück vernichte, eine aufblühende Blume wahrscheinlich für immer knicke.

Da die Wittwe Rottier nicht reich genug ist, um einen Advokaten zu bezahlen, so hatte Maitre Allou als Stabträger sich selbst einen Gegner aufstellen müssen und dafür seinen Vorgänger in dieser Würde, Maitre Plocque, ernannt.

Dieser erledigte sich seiner Aufgabe in gewissenhafter Weise, vertheidigte, ohne die Handlungsweise seiner Klientin rechtfertigen zu wollen, deren Rechte und behauptete, daß über die Wohlthaten, welche dem Kinde von seiner, übrigens wieder an einen Anderen verheiratheten Adoptivmutter zu Theil würden, die legitimen Rechte der wahren Mutter zu stellen seien.

Vom Präsidenten aufgefordert, sich über die zu ergreifenden provisorischen Maßnahmen auszusprechen, verlangte Maitre Plocque, daß das Mädchen aus dem Pensionate in Boulogne am Meer, wo es sich zur Zeit befindet, in ein solches nach Paris zurückgebracht würde, dort könne die Mutter es sehen, umarmen, sich seine Zuneigung erwerben, „und Dank den Bemühungen der beiden Stabträger, die in dieser Sache gegen einander kämpften, wird das Mädchen dann zwei Mütter, statt einer haben."

In Uebereinstimmung mit den Anträgen des Generalanwalts Benoist bestätigte der Gerichtshof zwar das Urtheil der ersten Instanz, verfügte aber, daß das junge Mädchen bis auf Weiteres in der Anstalt, wo es sich dermalen befindet, zu verbleiben habe.

Spielt hier nicht ein Roman im wirklichen Leben?

Die Schwabmünchener Versammlung und das Schulgesetz.

(Schluß.)

Lehrer Heiß aus Augsburg drückte seine Freude darüber aus, daß er hier so viele Freunde des Volksschulwesens finde und daß sich die Theilnahme für die Schule aus den verschiedensten Ständen immer mehr und entschiedener kund gebe. Das werde sicher zum Besten wirken. Nachdem Herr Wälder den Gesetzentwurf so gründlich beleuchtet habe und den Verdächtigungen desselben so entgegengetreten sei, möchte er unter den vielen Scheingründen, durch welche die Agitation gegen das Schulgesetz gerechtfertigt werden will, nur einen hervorheben, nämlich den: Die Erlassung eines Schulgesetzes sei kein Bedürfniß. Nach der Verfassung seien alle Angelegenheiten, welche die Freiheit und das Vermögen der Person berühren, gesetzlich zu regeln, und nun frage er, ob das Volksschulwesen nicht eine solche Angelegenheit sei? Man denke nur an die Tausende von Familienvätern, von Schülern und Lehrern! Offenbar sei es höchste Zeit, mit den vielen veralterten, sich öfters widersprechenden Verordnungen über das Volksschulwesen aufzuräumen und einen gesetzlichen Zustand zu schaffen, der die willkürliche Behandlung dieser für das Gemeinwohl höchst wichtigen Sache ausschließt und für gedeihliche Fortentwickelung sichern Boden schafft. Jedoch auch nach einer andern Seite hin sei ein Schulgesetz ein unabweisbares Bedürfniß. Wir treten in sozialer und gewerblicher Beziehung in eine neue Phase ein. Das Inslebentreten der Sozialgesetze räumt insbesondere dem bäuerlichen Elemente so viele Selbstständigkeit ein, daß auch der Landmann eine genügende allgemeine Bildung besitzen soll. Jedenfalls muß derselbe zum klaren Denken gebracht werden, damit er sich seiner Stellung zu Nutz und Frommen des gemeindlichen und staatlichen Lebens bewußt werde. Auch der Gewerbsmann müsse mit der Zeit fortschreiten, dazu mahne ihn dringend die Gewerbefreiheit. Befolge er diese Mahnung, so werde das Sprichwort: „Das Handwerk hat einen goldenen Boden", immer wahr bleiben. Eine bessere und nachhaltigere Bildung können die Schulkaschulen aber nur dann der Jugend gewähren, wenn sie zeitgemäß organisirt werden, d. h. eine freiere Gestaltung erhalten, und wenn namentlich der Autokratismus, der bisher über sie gebietet, von ihr entfernt werde. Man dürfe nur

hinblicken in jene Kreise, in denen die Volksbildung höher steht, um sich von dem Werthe der Schulen zu überzeugen. Dort konnte die Krisis der letzten Jahre nicht so großen Schaden anrichten, wie in jenen Gegenden, in denen die Volksbildung noch bedeutend zurück ist. Während der intelligentere Theil auf Mittel und Wege sann, die Misère von sich abzuwenden und ihm das auch in vielen Fällen gelang, wurde der ungebildete Theil, der stets andere für sich denken läßt und lieber die widersinnigsten Behauptungen als wahr annimmt, als sich zu üben, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, hart mitgenommen und die finanziellen Nachtheile, die er erlitten, werden noch lange fortwirken. Der Schulgesetz-Entwurf enthalte des Guten viel und er ersuche die Versammlung, sich für die Adresse, die für die Erlassung eines Schulgesetzes zu wirken sucht, auszusprechen.

Herr Bahnexpeditor Oeffner aus Schwabmünchen wies darauf hin, daß die beiden Kammern mit der Zustimmung zu diesem Gesetze nur ihrem eigenen, 1866 mit großer Majorität ausgesprochenen Verlangen nach einem Schulgesetze Folge geben. Er hätte geglaubt, es würden sich auch Gegner einfinden, um ihren Standpunkt offen darzulegen. Warum kommt Niemand hierher? Wer habe den Muth, zu sagen, wir würden sie nicht frei sprechen lassen und zu Ende hören? Allerdings sei es leicht, von heiliger Stätte aus zu agitiren, wo jeder Widerspruch, jede Erörterung im Voraus ausgeschlossen sei. Redner beleuchtet nun unter dem Beifalle der Versammlung mehrere Anklagepunkte. Zwei Stunden Religionsunterricht wöchentlich, die im Lehrplane für jede Klasse Aufnahme finden sollen, seien zu wenig. Was hindere die Gegner, diesem Mangel bei ihrer bekannten Uneigennützigkeit durch Privatunterricht abzuhelfen. Wer vermag ferner, zu beweisen, daß die Religion die Basis auch für Geographie, Naturwissenschaften rc. sein müsse? Liegt nicht Paris an der Seine für den Juden sowohl, als den Protestanten und Katholiken? Wer stets mit der Zeit im Widerspruche stehe, könne doch nicht über die wichtigsten Zeitfragen souverän entscheiden. Die Schulfrage gehe die Familienväter ganz besonders an und diese werden und können sich in dieser Angelegenheit nicht stumm verhalten. Man habe gewagt, die Vorlage des Staatsministeriums als eine solche öffentlich zu bezeichnen, welche die Schule heidnisch mache. Was heiße das anders, als das Ministerium für eid- und verfassungsbrüchig erklären? Dank, wärmsten Dank verdiene Krone und Ministerium für diese Vorlage, nicht aber Verdächtigung und Beschimpfung. (Vollste Zustimmung!) Erwäge man, welche Ausdehnung Handel und Verkehr gewonnen haben, welche Fortschritte man auf landwirthschaftlichem Gebiete in der neuesten Zeit gemacht hat, und man werde sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß der Landmann nicht mehr durchkomme, wenn er mit seinem Denken und Handeln nicht über seine Fluren hinausgehe. Es sei eine nur zu traurige Wahrheit, daß gerade in jenen Landestheilen, in welchen die Schulbildung zurück ist, die meisten und abscheulichsten Verbrechen begangen werden und von dorther die Zuchthäuser am meisten bevölkert werden; und doch wagt man auszusprechen, gehobene Schulbildung verschlimmere eher die sittlichen Zustände, als es selbe bessere! Es gäbe auch Industriefleiß, aber solchen, der sich schlecht lohne. Er erinnere an die Weber in Oberfranken. Die webten fleißig auf ihrem alten Webstuhle, ohne zu bedenken, daß sie mit den Maschinen in kurzer Zeit nicht mehr konkurriren können und jetzt ist Armuth ihr Loos. Was brachte sie aber in solch traurige Lage? Offenbar der Mangel an Einsicht. Oder ist eine bessere Volksbildung nicht ein dringendes Bedürfniß, wenn man das Ergebniß der neuesten Prüfungen näher betrachtet, die zum Zwecke der Einreihung zum einjährigen Freiwilligendienste abgehalten worden sind? Und solchen auffallenden Erscheinungen gegenüber wagt man zu behaupten, eine gründliche Hebung der Volksschule sei in Bayern nicht nothwendig!! Solle Redner die bisherige Stellung der Lehrer besprechen, so müsse er gestehen, daß wohl kein Stand rechtloser bisher dargestanden sei, als der Lehrerstand, und doch habe derselbe dieses abnorme Verhältniß im Ganzen mit Resignation ertragen. Billigkeit und Gerechtigkeit erfordern eine Bessergestaltung dieser Verhältnisse. Schließlich berührt Hr. Oeffner noch die Umtriebe, die hinsichtlich der Unterzeichnung der Adressen gegen das Schulgesetz gemacht worden seien. Es fänden sich Männer im Saale, die die heutige Adresse unterzeichnen, deren Frauen aber ohne Wissen des Ehemannes die gegnerischen Vorstellung unterschrieben hätten. Das Wort des Herrn laute: „Gebt Gott, was Gottes und des Kaisers, was des Kaisers ist.“ Die Gegner aber sagen: „Gebt Gott, was Gottes ist und was dem Kaiser ist, das wollen wir auch haben!“ — Dagegen zu wirken bedürfe es Muth und Festigkeit und vor Allem, wie Humboldt sagt, jenes charakteristischen Merkmals des Mannes, den Muth zu besitzen, eine eigene Meinung zu haben. Offen treten wir auf, im Lichte des Tages; wer unterschreiben will, unterschreibe! Wir verschmähen es, unsere Adressen in den Häusern hausiren zu tragen, wie der Rastelbinder seine Mausfallen! —

Herr Bürgermeister Arnold aus Kempten äußerte: Er sei mit noch mehreren Freunden der Schule von Kempten nach Schwabmünchen gekommen, und daraus lasse sich gewiß ihr großes Interesse für die Schulfrage erkenen. Vor zwei Monaten schon habe man in Kempten aus der Mitte des Gemeindekollegiums ein Komite gebildet, dem man die Aufgabe zutheilte, den Schulgesetzentwurf mit Berücksichtigung der lokalen Verhältnisse zu prüfen und sich dann gutachtlich darüber zu äußern, ob und welche Modifikationen anzubringen seien. Das Ergebniß sollte dann in Form einer Denkschrift

an die höchste Stelle eingereicht werden. Da erhob sich der von Seite der Volksbotenpartei in Scene gesetzte Adressensturm, welcher die Sprengung des Zollvereins beabsichtigte und wodurch der National-Wohlstand vernichtet werden sollte. Dieser Sturm hätte das Komite bestimmt, seine Thätigkeit vorläufig einzustellen. Da nun aber die klerikale Partei gegen den Schulgesetzentwurf in einer beispiellosen Weise Front macht, so ist es Pflicht und Aufgabe der Gemeinden, welche Liebe und Sinn für Volksbildung haben, für die Volksschule einzutreten, um sie vor dem vorwiegend klerikalen Einflusse zu befreien. Es seien daher gleichfalls Adressen selbstverständlich im gegentheiligen Sinne, im ganzen Lande zu bewerkstelligen, um der Regierung wie der Volksvertretung zu zeigen, daß der intelligente Theil des bayerischen Volkes sich die Volksbotenpartei noch nicht zum politischen Führer erwählt habe und auch nie und nimmer erwählen werde. Er danke den wackeren Schwabmünchern, daß sie in dieser wichtigen Sache die Initiative ergriffen hätten.

Hiermit war die Debatte geschlossen und gelangte sodann die Adresse zur Verlesung, welche an die hohe Kammer der Reichsräthe eingereicht werden sollte. Ihre Annahme erfolgte mit Probe und Gegenprobe einstimmig. Die Versammelten trennten sich in vollster Befriedigung und es stehen gleiche Schritte an verschiedenen Orten durch ganz Bayern wie öffentliche Blätter bereits melden, in sicherer Aussicht.

Mannigfaltigkeiten.

[Sterbfälle.] In Darmstadt starb am 21. d. der erste Präsident des Oberappellations- und Kassationsgerichts und wirkliche geh. Rath v. Hesse, in Wien am 20. Graf Stadion, der Großprior des deutschen Ordens (Bruder des im Jahre 1849 verstorbenen Ministers Stadion), in Renzing (Vorarlberg) der Landarzt Christian Hummel, z. Z. des Tyroler Befreiungskampfes der Leibarzt Andreas Hofer's.

Im „New-York-Herald" vom 1. März d. J. findet sich eine Notiz, die an Leichtfertigkeit Alles übertrifft, was sonst wohl von auswärtigen — namentlich französischen und amerikanischen — Zeitungen gegen deutsche Verhältnisse gesündigt worden ist. Der Artikel beginnt: „Nekrolog. König von Bayern. Ludwig Otto Friedrich Wilhelm (Ludwig II.) aus dem Hause Wittelsbach, Pfalzgraf am Rhein, Herzog in Bayern, Franken und Schwaben, starb gestern zu München im 23. Jahre seines Alters. Er war geboren zu Nymphenburg den 25. August 1845, und gelangte zu dem Thron durch den Tod seines Vaters Maximilian Joseph II. am 10. März 1864. Er war Inhaber des 5. österreichischen Infanterie-, des 1. russischen Lanciers- und des 1. preußischen Husaren-Regiments." Der Herald-Artikel schließt: „Sein einziger Bruder Prinz Otto Wilhelm Luitpold Adelbert Woldemar, geboren zu München, den 27. April 1848, ist sein Nachfolger auf den Thron unter dem Titel König Otto. Bisher war König Otto Hauptmann im Garderegiment."

[Ein Violinist ohne Arme.] Es ist nichts Seltenes mehr, Personen, die ohne Arme geboren, mit den Füßen stricken, sticken und schreiben zu sehen, eine Seltenheit aber ist gewiß ein Geigerspieler ohne Arme. Ein solcher junger Mann von 19 Jahren, Herr Unthan, der Sohn eines ostpreußischen Dorfschullehrers, ist in Berlin angelangt. Ohne Arme geboren und darum auf den Gebrauch der Füße an Stelle der fehlenden Hände angewiesen, hat er es hierin durch Ausdauer zu einer bewundernswerthen Gelenkigkeit der Beine, Füße und vorzüglich der Zehen gebracht, und endlich außerordentliche Fertigkeiten, wirkliche Kunstleistungen erzielt. Er kleidet sich mit den Füßen an und aus, wäscht und kämmt sich mit denselben, führt Speisen und Getränke damit zum Munde, und verrichtet alle die Thätigkeiten mit den Füßen, wozu wir die Hände gebrauchen, aber noch mehr, er schreibt mit den Füßen, und seine Fußschrift zeigt eine schöne Regelmäßigkeit der Züge. Der junge Mann ist entschieden talentvoll und besitzt namentlich ein schätzbares musikalisches Talent.

[Theater.] In Frankfurt gibt Frau Marie Seebach einen Cyclus von Gastrollen, die mit nächster Woche ihren Abschluß finden. — Emil Devrient, der gegenwärtig in Leipzig gastirt, gedenkt nach Beendigung dieser Gastrollen für immer von der Bühne zu scheiden.

Die „France" berichtet, daß der Prinz Napoleon nach Essen gereist ist, und fügt hinzu: „Essen ist die große Waffenfabrik in Preußen, wo fast alle die Zündnadel-Gewehre verfertigt wurden, mit welchen die ganze preußische Armee bewaffnet ist."

Auflösung des Räthsels in Nr. 62:
Pflug.
Richtig gelöst von M. M.

Redakteur Gustav Reitert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 70 Mittwoch, 25. März 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Therese erschrack, als der Oheim ihr am Abend ankündigte, daß sie abreisen würden. Schon den ganzen Tag hindurch hatte sie in Herrn v. Damoiseau's Wesen eine Störung bemerkt, welche auf ein ungewöhnliches Ereigniß hindeutete. Allein er hatte ein hartnäckiges Stillschweigen darüber beobachtet. Zu den dringendsten Abschiedsbesuchen gestattete er ihr nur drei Stunden; im Verlaufe des Nachmittags sollten Wagen und Pferde gerüstet sein. Ueberrascht und betroffen, fügte sich Therese gleichwohl, denn sie war an unbedingten Gehorsam gewöhnt. Als sie aber von Mrs. Crawford, welcher sie ihren ersten Besuch gemacht, zum Wagen herabkam, sah sie sich dem Baron Högg gegenüber. „Sie reisen ab, liebes Kind? dacht' ich mir's doch, der Onkel werde nicht auf die Stimme der Vernunft hören!" sagte er theilnehmend. „Nun, reisen Sie mit Gott, und empfangen Sie von mir die treuesten Grüße Alfred's, welcher gestern ebenfalls abgereist ist. Was Sie auch über ihn gehört haben mögen oder noch hören werden, — glauben Sie nichts Nachtheiliges oder Gemeines von ihm. Der Schein ist gegen ihn; die Schuld ist mein. Ich meinte es gut mit Euch Beiden, mein liebes Fräulein; allein wir unterschätzten unseres Gegners List und Gewandtheit. Für Alfred aber bürge ich, und die Zeit wird ihn noch rechtfertigen! — Und was darf ich ihm von Ihnen sagen, mein liebes Kind?"

„Ich weiß zwar noch von gar Nichts, Exzellenz!" versetzte Therese. „Allein man wird mich nicht verschonen. Was man aber auch sagen möge über ihn und von ihm, meine gute Meinung von seinem Werthe wird man nicht erschüttern. Sagen Sie ihm, daß ich dem Schwure, welchen ich ihm in der einsamen Ruine von Allerheiligen gethan, so treu bleiben werde, als der Wildbach, der den Fuß jener Ruine bespült. Wie auch die Zeiten sich gestalten mögen, meine Gefühle sollen sich nicht ändern!"

„Ich danke Ihnen für den wackeren Jungen, meine Gute!" sagte Baron Högg. „Vertrauen Sie mit uns der Gewalt der Zeit und der Macht der Wahrheit. Gott segne Sie, und lohne Ihnen später!" Damit ging er, und es war ein herber Abschied, denn der alte Herr sah wohl, daß er seinem Günstlinge fast alle Aussichten auf Erfüllung seiner Wünsche geraubt hatte. Therese ihrerseits war eben durch die Unwissenheit, in welcher man sie über den Grund und Zusammenhang dieser jähen Katastrophe gelassen, mißtrauisch gemacht worden, und nun um so fester entschlossen, gegen jedes Anmuthen auf der Hut zu sein, was ihrer Neigung und innigen Ueberzeugung von Alfred's edlem Charakter Eintrag thun sollte.

Der frühe Herbstabend senkte sich hernieder, als der Wagen des Herrn v. Damoiseau um die letzte Ecke der Straße nach Frankreich bog, und die Berge um Baden, das alte Schloß, der Fremersberg und die anderen im Duft verschwammen. Seit der Abreise von Baden hatte weder der Generalmajor noch seine Nichte ein Wort gesprochen. Ja, diese hatte nicht einmal gefragt, welches das Ziel der neuen Reise sein werde. Endlich brach Herr v. Damoiseau das Schweigen, und erzählte Therese in kurzen Umrissen den Grund der schnellen Abreise. „Du warst sicher mit im Komplott, Therese," sagte er; „aber ich vergebe Dir — Du bist die Verführte!"

Therese verneinte bestimmt. „Ich kenne kein Komplott," versetzte sie; „Sie haben vermuthlich niemals nach dem Namen des jungen Mannes gefragt, welchen Ihnen Baron Högg als seinen Neffen zuführte. Hätten Sie mich, hätten Sie den Grafen gefragt, so hätten Sie die Wahrheit längst erfahren. Aber es genügte Ihnen an der offenen Miene und dem einnehmenden Wesen des Grafen Scheibeck. Sie verlangten keine weitere Garantie. An der Entlarvung Adolph's ist der Graf unschuldig, denn er ist selbst über den Gedanken einer Gemeinheit erhaben!"

„Hier sind Beweise — lies!" Er reichte ihr Adolph's Brief.

„Es sind Lügen," sagte sie kalt, und zerknitterte das Papier, indem sie es unwillig und fast mit Eckel von sich schob. „Die Zeit wird richten und auch Ihr Urtheil berichtigen, Oheim!"

IX.

Paris, das Baskenland, die herbstlich kahle Provence, das malerische Littorale von Hyères bis Genua, die schönsten Spätherbsttage am Langen- und Comer-See

und die Einsamkeit des ländlichen Aufenthalts auf dem Rittergute vermochten weder des Generalmajors Unmuth zu bannen, noch die Rosen auf Theresens Wangen wieder aufzufrischen und ihren kindlich-heiteren Frohsinn wieder zu beleben. Herr v. Damoiseau fand sich seit seiner Heimkehr von Todesahnungen und Todesgedanken heimgesucht, und Therese ging traurig, scheu und wortlos umher, eine bleiche, gebeugte Gestalt, die der alte Denis kaum wieder erkannte. Oft traf er sie allein in ihrem Zimmer weinend — ganz so wie er einst auch Valerie, die erste Gemahlin Damoiseau's gefunden, die die Härte ihres Gatten langsam getödtet. Dann überlief ihn ein Schauder, und er gedachte kopfschüttelnd des alten Fluches, welcher auf seinem Herrn zu liegen schien, und ihn zur Geisel seiner Umgebung machte. Der alte treue Denis suchte sich dann in das Vertrauen seiner jungen Herrin zu setzen, denn er war der Einzige, welchen Herr v. Grinding nicht für seine Zwecke als Spion zu erkaufen gewagt hatte; aber Therese verschlang und verschloß ihren Gram, und liebte nicht, die Herzenswunde Anderen zu zeigen.

Die Weihnachtstage waren vor der Thüre. Herr v. Damoiseau beabsichtigte, die Feiertage in der Residenz zuzubringen, und ließ zur Abreise rüsten, da ohnedem das einsame Gut im tiefverschneiten Gebirge beinahe einem Grabe der Lebenden glich. Er hatte aber noch eine andere Absicht dabei — mit Adolph, seinem Neffen, wieder ausgesöhnt, da dieser im häufigen Briefwechsel die Vorwürfe längst ausgeglichen, welche sein Spiel in Baden ihm zugezogen, wollte er den Feiertagen wo möglich die Verbindung zwischen dem Neffen und der Nichte zu Stande bringen. Denis mußte voranreisen und das Haus auf der Landstraße zum Empfange rüsten; am Vorabend seiner Abreise aber ertheilte ihm Herr v. Damoiseau noch verschiedene Aufträge an seinen Geschäftsmann in Wien, an die Bank u. dgl. — „Freue Dich, Alter," sagte er, „in den Feiertagen feiern wir eine Verlobung. Ich muß Therese noch versorgt sehen, ehe ich abfahre, und ich fürchte, man schlägt mir bald den Zapfenstreich!"

„Gott verhüte das, Herr Baron," versetzte der Diener. „Ich dächte, Sie hätten nicht für Mademoiselle allein zu sorgen .... wenn Monsieur Louis noch nicht ganz verschollen wäre, wenn er Kinder hinterlassen, die arm und Ihrer Hülfe bedürftig wären, gnädiger Herr!" ....

Herr v. Damoiseau wandte sich rasch ab, um einen gewissen Schauer zu verbergen, der ihn überlief. „Laß das, Alter!" sagte er barsch; „ich habe für diesen Fall gesorgt, so unwahrscheinlich er auch ist. Mein Vermögen ist in acht Theile geschieden, wovon vier meiner Nichte und meinem Neffen und vier den etwaigen Nachkommen meines Sohnes gehören. So wenig ich nun auch hoffe, von Louis je wieder zu hören, so soll doch sein Erbe ihm unveräußerlich vorenthalten bleiben und von meinem Neffen verwaltet werden."

„Von Herrn v. Grinding?" fragte Denis betreten.

„Von ihm! Doch wozu die Frage?"

Denis schüttelte den Kopf und schwieg. „Was hast Du gegen ihn?" wiederholte der Generalmajor.

„Ich fürchte, Sie haben den Bock zum Gärtner gesetzt, und wir werden trübe Feiertage bekommen!"

„Dummkopf, das ist meine Sorge! Kehre Du Dich an Dein Geschäft! Dieses Packet hier überlieferst Du an meinen Rechtsfreund, es enthält mein Testament. Hier Deine Instruktion für die häusliche Einrichtung, in Allem reinen Mund, und nun Gott befohlen!"

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 21. März 1868.

Die Leitung und Ueberwachung der Festbauten, rücksichtlich welcher eben jetzt auf Grund des vom Baukomite entsprechend modifizirten Projektes die Detail-Pläne, Kostenüberschläge ꝛc. ausgearbeitet werden, ist definitiv dem mit dem ersten Preise bedachten Ingenieur und Architekten Moriz Hinträger übertragen worden. Mit den ersten Bauarbeiten dürfte Anfangs April begonnen werden.

Vom General-Sekretär des Central-Bureau's für das dritte deutsche Bundesschießen Dr. Alfred Jurnitschek wurde dem Centralkomite der Betrag von Einhundert Gulden ö. W. mit der Widmung zum Ankauf einer Ehrengabe auf die Standfestscheibe „Heimath" übergeben.

Die Beitrittsanmeldungen aus Siebenbürgen haben seit unsern letzten Mittheilungen abermals einen erfreulichen Zuwachs erhalten. Es sind aus Hermannstadt allein 60 Schützen dem Bunde definitiv beigetreten, wovon eine namhafte Zahl persönlich in Wien auf dem Festplatze erscheinen wird.

Das Central-Komite wird sich demnächst an das k. k. Kriegsministerium mit dem Ansuchen wenden, dem Komite für die Dauer des Bundesschießens 200 Unteroffiziere als Warner und 200 Leute des Mannschaftsstandes als Zieler zur Verfügung zu stellen.

Das Fest- und Zugskomite trifft bereits energische Vorbereitung für die beabsichtigte Straßendekorirung und kündigt die Vorlegung bestimmter Vorschläge zu diesem Zwecke an.

In das Schießkomite ist unter Anderem auch der bekannte Tyroler Schützenhauptmann, der k. k. Ministerial-Offizial, Herr Karl Kögl, einen bewährte Kraft, eingetreten.

Zur Herstellung der Garten-Anlagen hat sich ein Subkomite gebildet, welchem die Entwerfung der Pläne ꝛc. anvertraut worden ist. Eben so hat sich zur Vorberathung über die Gas- und Wasserleitungsanlagen ein anderes Subkomite konstituirt, welches bereits sehr eingehend mit dem Gegenstande der Berathungen beschäftigt ist.

In die vom Baukomite zunächst einzuleitende Offertausschreibung der Kostenanschläge und Profile der Festhalle ist der Zusatz aufgenommen worden, daß das Profil einer Festhalle mit Säulen und einem Fassungsraume für 6000 Personen darzustellen habe. Eine der wesentlichsten und schwierigsten Fragen für die Festunternehmung: Die Sicherstellung der Festwirthschaft (Restauration in der großen Festhalle, wo täglich gleichzeitig das Bankett für 6000 Personen stattfinden soll) — wurde zu einem befriedigenden Abschluß gebracht.

Es lagen dem Komite diesfalls nur 2 Offerte vor, das eine von den Herren Kummer, Besitzer der Bierhalle in der Babenbergerstraße, v. Tauber, Restaurateur auf der Ringstraße — und das andere von dem Faktor der Markthalle, Herrn Karl Granichstätten gemeinschaftlich mit Herrn Joseph Erthal, — welch' beide Letztgenannten mit dem Wirthschaftskomite über Modalitäten sich geeinigt haben, durch welche sowohl die beiderseitigen Interessen, als auch insbesondere die Rücksichten auf die thunlichste Befriedigung aller Ansprüche, welche von den Festgästen in Bezug auf eine vollkommen gute Bestellung von Küche und Keller gestellt werden können, — gewahrt erscheinen.

Auf Grund dieser Vereinbarung wird vom Central-Komite sofort der definitive Wirthschaftsvertrag abgeschlossen werden. In Betreff der von den Festwirthen übernommenen Verpflichtungen wird nur kurz bemerkt, daß dieselben insbesonders täglich das festgesetzte menu zum Festbankel für circa 6000 Personen vorzubereiten haben und gehalten sind, sämmtliche Getränke aus dem Centraldepot des Wirthschaftskomites zu beziehen.

Die Subskription auf die Antheilscheine à 25 fl. ö. W. zur vorläufigen Beschaffung eines Vorschußkapitals von 100,000 fl. ö. W. nach den bereits veröffentlichten zweckmäßigen Bestimmungen wurde in der Weise eröffnet, daß zunächst die Mitglieder der einzelnen Komites es übernehmen, den Absatz von solchen Antheilscheinen in weitesten Kreisen zu fördern; — ferner werden die Subskriptionsanmeldungen auch im Centralbureau entgegengenommen und sollen außerdem nächstens noch einige öffentliche Geschäftslokale bestimmt werden, in welchen die Subskriptionsbögen aufliegen sollen.

Der bisherige General-Sekretär des Centralbureaus Dr. Alfred Jurnitschek wurde zum Mitglied des engeren Centralkomites gewählt, und hat es auf sich genommen, die Leitung des Centralbureaus nunmehr als Kanzleireferent des Centralkomites fortzuführen.

Demnächst wird ein neuerlicher Aufruf an die Bevölkerung Wiens erscheinen, durch welchen die bewährte Gastfreundlichkeit und der Gemeinsinn derselben, mit dem direkten Ersuchen in Anspruch genommen werden wird: Wohnungen zur Unterbringung der Festgäste unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, Utensilien zur Einrichtung von Freiquartieren oder Geldbeiträge zu diesem Zwecke zu widmen u. s. w.

Die Anmeldungen zur Ueberlassung von Freiquartieren ꝛc. werden von den in allen neun Bezirken Wiens aufgestellten Sub-Komite's des Wohnungs-Komite's entgegengenommen.

Mannigfaltigkeiten.

In Neisse ist kürzlich der Verfasser des allbekannten Liedes „Wir hatten gebauet", Fhr. v. Binzer, im Alter von 75 Jahren gestorben.

[Auch ein Veteran.] Anfangs September vorigen Jahres starb im Zentralgefängniß zu Loos, Departement du Nord, der in jenen Gegenden berüchtigte, beinahe berühmte Decarnin, wohl das ehrwürdigste Haupt sämmtlicher französischer Sträflinge. Er starb im Alter von 93 Jahren, nachdem er nicht weniger als 45 Jahre seines Lebens in den Gefängnissen zugebracht. Zu seinen berühmtesten Streichen gehört die Musterung der Truppen zu Valenciennes, die er im Jahre 1815 abhielt. Er kam dahin als Marschall Brüne, dessen Bedienter er gewesen und dem er eine Marschallsuniform gestohlen. Das Strafgesetzbuch enthält so zu sagen, kein Vergehen, das sich Decarnin im Laufe seines langen Lebens nicht zu Schulden kommen ließ. Sein letztes Vergehen, das ihn zum Letztenmale ins Gefängniß führte, datirt aus seinem 86. Jahre. Damals erschwindelte er mit großem Scharfsinn eine bedeutende Summe und entführte einem Handlungsreisenden Wagen und Pferd. Merkwürdig ist, daß er, einmal im Gefängniß, stets ein musterhafter Mensch war und die Gefängnißregeln achtete, wie niemals die Gesetze. Er war bei Beamten wie bei den Mitgefangenen stets eine beliebte Persönlichkeit und er betrachtete sich als zu Hause gehörig, als eine Art Gefängniß-Familienmitglied. Seine gute Laune verließ ihn nie. Er starb wie ein Weiser und bat in der letzten Stunde die menschliche Gesellschaft um Verzeihung für Alles, was er gegen sie verschuldet. Der Gefängniß-Veteran sah im Laufe seines Lebens nicht weniger als 25 Verurtheilungen über sein Haupt ergehen.

[Berühmte Menschen.] Es gibt kaum einen Gegenstand von allgemeinerem Interesse als das Leben bedeutender Menschen. Alles, was in irgend einer Beziehung zu ihnen steht oder gestanden hat, erregt unsere Theilnahme. Die Räume, in denen sie gedacht und gearbeitet, ihr häusliches Leben, ihre Art zu sprechen und sich zu kleiden, ihre großen und kleinen Eigenheiten, Schwächen, Vorurtheile, Einbildungen sind eben so oft Gegenstand der Besprechung gewesen wie ihre hervorragenden Thaten und Fähigkeiten. Ein interessantes Kapitel in der Geschichte berühmter Menschen bilden ihre harmlosen Schwächen, und Viele haben gerade ihren Seltsamkeiten die Popularität im weitern Kreise zu verdanken. Wir erinnern hier an Budé oder Budäus, welchen Erasmus „das Wunder Frankreichs" nennt; er war einer der zerstreutesten Menschen. Als eines Tages sein Diener mit der Meldung in das Studirzimmer stürzte, daß das Haus brenne, gab er ruhig zur Antwort: „Sage das meiner Frau; Du weißt, daß ich mich nicht um häusliche Angelegenheiten kümmere." Sully, der berühmte Minister Heinrich IV. von Frankreich, litt, wenn neue Reformpläne seinen Geist beschäftigten, ebenfalls an großer Zerstreutheit. Als er eines Tages im Winter nach der Kirche ging, bemerkte er zu seinem Begleiter, daß es ungewöhnlich kalt sei. Dieser entgegnete: „Nicht kälter, als in den letzten Tagen, aber vielleicht haben Sie sich zu leicht angezogen." Als man die Sache näher untersuchte, fand sich, daß Sully nichts an hatte als sein Ueberkleid. Alle Unterkleider hatte er vergessen. Jean Paul, der Liebling der Frauen, gab bekanntlich wenig auf die äußere Erscheinung. Mit offener Brust, ohne Halstuch und Hut, in abgetragenem Rock und mit ungeputzten Stiefeln durchwanderte er die Umgegend von Bayreuth. Einmal wurde er sogar dieses unzivilisirten Aussehens wegen von einem Gendarmen als Vagabund arretirt, und nur die Dazwischenkunft des Kommandanten der Stadt rettete den Dichter aus den Händen des diensteifrigen Beamten.

Die russische St. Petersburger Zeitung bringt eine umfassende Uebersicht aller in Rußland seit Alters vorgekommenen Mißernten. Man erfährt daraus, daß seit dem Jahre 1029, also im Laufe von 844 Jahren, im Ganzen 130 Mal Mißwachs gewesen ist und unter diesen 10 Mal das ganze Reich, die übrigen Male nur einzelne mehr oder weniger bedeutende Striche zu leiden gehabt haben. Die häufigsten Ursachen waren Dürre, unzeitiger Frost, Ueberschwemmung, Hagel u. s. w. In den meisten Fällen waren die Folgen des Mißwachses und der Hungersnoth: außerordentliche Sterblichkeit, Epidemieen, Räubereien und offene Auflehnung gegen die Obrigkeit. Bis zur Zeit Peter's I. stößt man auf keine wohlüberlegten Maßregeln zur Steuerung solcher allgemeinen Kalamitäten. 1480 und 1518 wurden bloß allgemeine Gebete angeordnet; Boris Godunow ließ 1602 die Kornkammern öffnen und das Volk umsonst speisen u. s. w. Erst seit Peter kommen ernstliche Präventivmaßregeln gegen die Hungersnoth vor. 1749 wurde bei einer solchen Gelegenheit die Kopfsteuer von 70 auf 35 Kop. ermäßigt, im Jahre 1802 wurde dieselbe in Neurußland und Smolensk den Bauern auf 10 Jahre ganz erlassen. Als in den Jahren 1820 und 1821 die Noth fast über das ganze Reich verbreitet war und in 35 Gouvernements der Hunger wüthete, wurde in jedem Gouvernement eine Kommission der Volksverpflegung errichtet und ein rationelleres System eingeschlagen. Endlich ist den seit 1863 bestehenden Gouvernements-Versammlungen und Behörden die besondere Sorge für den Volkswohlstand ausdrücklich übertragen worden.

In Pappenheim wurde, wie man dem „Nürnb. Anzeiger" schreibt, aus einem dem Kaufmann Lämmermann gehörigen Pulvermagazin verwichenen Dienstag Früh mittelst Einbruchs ein Zentner Sprengpulver entwendet und mit demselben zwei in der Nähe des Magazins gelegene Gartenhäuschen in die Luft gesprengt. Weithin machte sich der Schlag bemerklich, welchen die Explosion verursachte. Glücklicherweise wurde das Pulvermagazin von dieser nicht berührt, was entgegengesetzten Falles unberechenbaren Verlust an Menschenleben und Eigenthum verursacht hätte, indem in jenem Magazin etwa 37 Zentner gelagert waren. Bis jetzt ist es nicht gelungen, dem Thäter auf die Spur zu kommen.

Auflösung der Charade in Nr. 63:

Ein „Luftschloß" — kann sich Jeder bau'n,
Und ist ein billiges Vergnügen;
Es kostet weder Geld noch Müh',
Denn durch ein wenig Phantasie
Läßt sich der Bau zusammenfügen; —
Verursacht (was das Beste ist)
Auch mit dem Nachbar keinen Zwist,
Und schließlich keinen Zank und Streit
Mit Maurer und mit Zimmerleut.

M. M.

Gleich richtig gelöst von P. M. in Obernburg.

* * *

Redakteur Gustav Meiferk. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 71 Donnerstag, 26. März 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Therese hatte ebenfalls Aufträge für ihn, doch anderer Art. Sie behändigte ihm eine ziemlich bedeutende Summe, welche sie von ihrem Taschengelde erübrigt hatte, mit der Bestimmung, damit den Hausarmen, denen sie während ihres Aufenthalts in Wien eine monatliche Unterstützung zu reichen pflegte, eine Weihnachtsfreude durch Austheilung von Geld und Lebensmitteln zu bereiten. „Sie sollen mich in ihr Gebet einschließen, lieber Denis! nicht wahr? das sagen Sie ihnen?“ setzte sie mit aufquellender Wehmuth hinzu. „Und diese zwanzig Goldstücke hier, die mir der Oheim neulich zur Anschaffung von Balltoiletten geschenkt, und bestimme ich für ein wackeres junges Ehepaar, das sich liebt und dem zu seiner Vereinigung vielleicht die Mittel fehlen. Das melden Sie unserem Kaplan, damit er mir ein würdiges Paar vorschlage. Und nun reisen Sie mit Gott, lieber Denis; mit schwerem Herzen folge ich Ihnen, denn mir geahnt, wir werden in Wien keine fröhliche Weihnachten feiern!“

Denis seufzte. Bei einem flüchtigen Blicke in seine Instruktion hatte er gesehen, daß Zimmer für den Generalkonsul v. Grinding gerüstet werden sollten, der am Weihnachtsabend ankommen werde. Das war also der designirte Bräutigam! — Ja, das war er. Der Hofrath v. Grinding, sein Oheim, dem es Freude machte, die Menschen nach seinen Launen und Interessen zu lenken und allenthalben Spaltung, Zwietracht und Unfrieden anzurichten, weil er selbst ein grundböser, an allen Lebensgenüssen übersättigter, mit sich selbst zerfallener Mensch ohne sittlichen Kern war, — hatte des Neffen Parthie genommen und bei dem Generalmajor von Neuem den Grafen Scheideck verleumdet. Geübter Menschenkenner, wußte er die empfindliche Seite wohl zu treffen, mittels deren er auf den Generalmajor einwirken konnte: sein Selbstgefühl und seine Sucht, für einen Mann von eiserner Strenge und Konsequenz gelten zu wollen. Der Hofrath wußte ferner, um was es sich bei seinem Neffen handelte: entging ihm sein Erbe vom Herrn v. Damoiseau, oder gelang es ihm nicht, durch eine reiche Heirath sich Vermögen zu erwerben, so war er ein Bettler, ein verlorener Mann; daher stand bei ihm der Entschluß fest, Therese zu verderben, wenn sie sich endlich bestimmt weigere, Adolph ihre Hand zu reichen. Adolph und sein Oheim hatten im Einverständniß gehandelt, und der Erfolg ihrer Einwirkungen mag aus dem folgenden Schreiben bemessen werden, mit welchem Herr v. Damoiseau seinen Neffen einlud, die Weihnachtsfeiertage in seinem Hause zuzubringen.

„Mein Neffe!“ hieß es; „ich erwarte Dich zu Weihnachten in Wien. Meine wankende Gesundheit und die Wucht des Alters verwarnen mich, meine irdischen Angelegenheiten zu ordnen und mein Haus zu bestellen. Ich werde nun zum Letztenmale meinen Einfluß aufbieten, um Theresens Starrsinn zu brechen, und ich hoffe, sie nun einer vernünftigen Vorstellung geneigter zu finden, nachdem sie einsehen gelernt, daß von einer Verbindung mit Scheideck keine Rede sein kann. — Dießmal wirst Du ihr mit anderer Berechtigung gegenübertreten, denn bei Deiner Ankunft in Wien erwartet Dich ein Schenkungsakt, durch welchen ich Dir ebensoviel zuweise, als ich früher Therese zur Morgengabe gegeben, und sie wird nun die Motive Deiner Bewerbung nicht mehr verkennen. In der Erwartung, Dich gewiß bald in meinem Hause zu sehen, verschiebe ich weitere Mittheilung auf mündlichen Verkehr, und verbleibe mit Wohlwollen

Dein gewogener Oheim D.“

Dieser Einladung nachzukommen, hätte Adolph unter keiner Bedingung versäumt. Er dankte dem Oheim im Stillen, denn er fühlte wohl, daß die Suggestion zu dieser Wendung der Dinge von Jenem herrühren mußte. — Va pour le mariage! jubelte er im Stillen! wenn nur erst die Schenkungsakte in meinen Händen ist! und er rüstete sich zur Reise, der frohesten Hoffnungen voll, und des Sieges um so sicherer, als er durch den Oheim erfahren, daß Graf Scheideck noch in England sei. An Theresens Hand lag ihm nicht soviel, als an ihrem Vermögen; aber der Sieg war ihm gleichwohl werth, weil er wußte, welchen Schmerz er dadurch dem Grafen, seinem Gegner, bereiten mußte.

Aber Graf Scheideck war schon unterwegs nach Wien. Er reiste mit Kurierpferden und in Begleitung eines jungen Mannes, dessen Wohl oder Wehe, dessen

Lebensglück und Zukunft beinahe ganz in Alfred's Händen lag. Um dieß näher zu erklären, müssen wir um einige Wochen in der Geschichte zurückgehen, und uns mit dem Grafen spezieller beschäftigen.

Auf seiner Reise durch England hatte Graf Alfred sich zum besonderen Zwecke gesetzt, nicht nur die Heeres- und Flottenverfassung, sondern auch die übrigen öffentlichen und staatlichen Institutionen und das Volksleben Englands kennen zu lernen. Sein Stand, seine Bildung und liebenswürdige Persönlichkeit erleichterten ihm dieß wesentlich, und verschafften ihm allenthalben die besten Empfehlungen. In diesen Studien zerstreute er sich zugleich einigermaßen, wenn es ihm auch nicht gelang, seine unangenehmen Erlebnisse in Baden zu vergessen. Allenthalben kam man dem schönen Manne gefällig entgegen, und manches Frauenauge haftete mit unverhohlener Theilnahme auf ihm; aber keine, wenn auch noch so reizbegabte Schöne vermochte Theresens Bild in seiner Seele Eintrag zu thun. — Eine Einladung, die in England so allgemein und sinnig gefeierte Weihnachtszeit auf der Insel Wight, bei einer englischen Kaufmannsfamilie zu verbringen, in welcher er eine höchst gastfreundliche Aufnahme gefunden, bestimmte ihn, schon zu Anfang Dezembers London zu verlassen und in den Süden Englands zu gehen, wo ihm Portsmouth und Gosport als bedeutende Kriegshäfen eine Fülle interessanter Anschauungen versprachen. Etwa eine Woche später kam er nach Southampton, der Grafschafts-Hauptstadt, wohin er Empfehlungen an einen Kaufmann hatte. Mr. Wills nahm ihn freundlich auf, bat aber um Nachsicht, wenn er dem Gast einige Tage lang nicht diejenige Aufmerksamkeit widmen könne, welche das Empfehlungsschreiben heische.

„Die Sache ist, daß ich Geschworner bei den Assisen bin, welche noch in dieser Woche zu Ende gehen, Sir," sagte er. „Wir haben einige höchst wichtige und interessante Kriminalfälle, welche mich vielleicht Tag und Nacht vom Hause entfernt haben. Aber mein Haus, meine Familie stehen Ihnen einstweilen zur Verfügung."

Alfred hatte noch keine Verhandlung von einem Schwurgerichte gesehen, und war sehr erfreut, daß sich ihm diese Gelegenheit so unverhofft und in Ermangelung anderer Merkwürdigkeiten bot, und äußerte sich in diesem Sinne gegen Mr. Wills. „Um so besser," sagte dieser, „so verschaffe ich Ihnen eine Karte auf die Gallerie des Reporters. Versäumen Sie ja nicht, der morgenden Verhandlung anzuwohnen, — Olley versus Hencock, Versuch eines Todtschlags betreffend. Es ist einer der interessantesten Fälle dieser Session, und erregt die allgemeinste Theilnahme.

Der Graf versprach, den Gerichtssaal zu besuchen, und mußte sich überzeugen, daß wirklich die allgemeine Aufmerksamkeit der ganzen Stadt sich auf den morgen zu erwartenden Prozeß konzentrirte. Beim Diner des Mr. Wills, im Kaffeehaus, im Gesellschaftszimmer des Hotels, wo Alfred abgestiegen, sprach man nur von dem armen Hencock und dem Schicksale, das ihm drohte, vielleicht Todesstrafe, vielleicht längere Deportation. — Henecck! Hencock! dieser Namen klang dem Grafen so bekannt in die Ohren, als hätte er ihn einmal in früheren Zeiten oft gehört. Vergebens sann er nach — er konnte keine näheren Beziehungen seines Lebens zu diesem Namen auffinden. Am andern Tage schon, als er im Gerichtssaal auf der Gallerie der Zeitungsberichterstatter Platz genommen, ward ihm freilich der Zusammenhang dieses Namens mit seinen eigenen Erlebnissen plötzlich klar. Vor sich, in der Bor der Angeklagten, sah er einen jungen Mann, von ungefähr 25 Jahren, von edlen bleichen Zügen, in welchen wohl Gram, nicht aber Verworfenheit oder der Stempel eines bösen Gewissens lag. Im Anzuge eines Gentleman, die Toilette einfach und geschmackvoll, saß der Angeklagte da, und blätterte oder las in einer Schrift, welche seine Vertheidigungsrede zu enthalten schien, nur um der forschenden Neugierde der Versammlung zu entgehen, die ihm weitaus peinlicher war, als der Grund, der ihn hieher gebracht. Beim Anblick des jungen Mannes war es Alfred unzweifelhaft, daß er einen älteren Bruder oder Verwandten des Knaben vor sich hatte, dem er kurz vor seiner Abreise in Wien noch einen kleinen Beweis seiner Theilnahme und Gönnerschaft gegeben. Diese, vorerst nur gemuthmaßte Entdeckung flößte dem Grafen ein hohes, gedoppeltes Interesse für den dramatischen Prozeß ein, welcher sich nun unter seinen Augen entwickeln sollte, und versetzte ihn — eben um des Knaben willen, dessen Vernachlässigung trotz der früher gegebenen Versprechungen ihm nun sein Gewissen zum Vorwurf machte, in eine fast fieberische Spannung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herrschaft des Menschen über den Tod.*)

(Eine Studie aus dem Gebiete der Statistik von H. Schwabe.)

Ich bitte den Leser, sich auf kurze Zeit mit mir in das Laboratorium der Statistik zu begeben, wir wollen daselbst einige Experimente machen, und mittelst derselben nach dem Gesetze suchen, welches für das Leben und Sterben der Menschen maßgebend ist. Erschrecken wir nicht vor trockenen Zahlen, erinnern wir uns vielmehr, daß Alexander von Humboldt die Zahlen die Mächte des Kosmos genannt hat, daß er in der einfachen Sprache der Zahlen uns die wichtigsten Aufschlüsse gegeben hat über die Dimensionen der Himmelsräume, über die Größe der Weltkörper, über den

*) Aus „Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften", über deren vortrefflichen Inhalt wir unsern Lesern schon oft unter „Kunst und Literatur" berichtet haben. (siehe auch unter dieser Rubrik die heutige Nummer.)

mittlern Druck des Lufmeeres, über die Menge der Wärme, welche die Sonne in jedem Jahre und in jedem Theile des Jahres über die einzelnen Punkte der festen und flüssigen Oberfläche unseres Planeten ergießt — kurz über Alles, was mit dem Weltall, d. h. mit dem Wohl und Weh' des Menschen zusammenhängt. Möge Niemand glauben, es würden durch die Statistik irgend welche Formeln des Atheismus konstruirt, vielmehr Jeder überzeugt sein, daß überall, da sich reiche Quellen für das geistige und materielle Wohl der Menschheit erschließen, wo man sorgsam mißt, bedenklich zählt, und unbedenklich denkt.

Nehmen wir den Menschen thatsächlich wie er ist. Er befindet sich auf diesem Planeten und sein Leben erscheint uns wie ein immerwährender Kampf mit verschiedenen Faktoren, die nothwendig auf ihn einwirken, weil er Bewohner dieses Planeten und Mitglied einer größern oder kleinern Gemeinschaft von Menschen ist, in die er durch das Faktum der Geburt hineingearthen ist. Diese Faktoren sind sozialer und tellurischer Natur und als die wichtigsten derselben lassen sich etwa hervorheben: Beschaffenheit der Oertlichkeit, Klima, Lebensweise, Beschäftigung, Sitten, Bildungsstand der staatlichen Gemeinschaft, in welcher der Mensch lebt u. s. w. Die Stärke, mit der die einzelnen Faktoren gegen den Menschen auftreten, die Kombination, in der sie ihre Wirkungen geltend machen, bestimmen das Resultat des Kampfes oder mit andern Worten die Lebensdauer des Menschen. Sehen wir genauer zu, so erkennen wir, daß jene verschiedenen Faktoren vielfach in Form von natürlichen Gesetzen ihre Einwirkung auf den Organismus des Menschen vollziehen. Insofern derselbe aus denselben Elementen besteht, aus denen sich auch andere Wesen der organischen Welt aufzubauen pflegen, unterliegt er genau in derselben Art wie Pflanzen und Thiere den Gesetzen der Materie, also beispielsweise, er erfriert, ebenso wie die Pflanze, wenn er sich einem bestimmten Grad von Kälte aussetzt; er unterliegt dem Gesetz der Schwere, d. h. er fällt, wenn er seinen Schwerpunkt ungesetzlich verrückt, er stirbt, wie jedes Thier, wenn er irgend ein Gift in seinen Organismus einführt, welches dessen Lebensfähigkeit zerstört u. s. w. Diese Gesetze der Natur beherrschen mit majestätischer Macht das ganze Weltall, und selbstverständlich ist auch das menschliche Leben denselben unterworfen. Es wird im Allgemeinen verlängert oder verkürzt, glücklich oder unglücklich gemacht, je nachdem der Mensch diese Gesetze befolgt oder vernachlässigt. Was sich durch Uebertretung dieser Gesetze der Erhaltung unwerth gemacht hat, das erhält Gott weder durch Wunder noch ohne Wunder.

Das geistige Vermögen des Menschen, welches ihm die Herrschaft über alle Wesen des Universums sichert, gestattet ihm auch einen bedeutsamen Einfluß auf die Gesetze der Natur; er kann diese Gesetze und ihre Wirkung erkennen, und, insoweit sie seiner Natur schädlich sind, vermeiden. Auf diese Weise steht ihm auch eine Einwirkung auf seinen alten Erbfeind, den Tod, zu. Abschaffen freilich kann ihn der Mensch nicht, aber das will er auch nicht, und hat es nie gewollt. Gehört nicht zu den schrecklichsten Phantasiegebilden der Menschheit jene Sage vom ewigen Juden, dessen Fluch eben darin besteht, daß er nicht sterben kann!

Wenn nun, wie wir sehen, das menschliche Leben ein Kampf gegen verschiedene Faktoren ist, welche es fortdauernd bedrohen, so wird es nicht bloß von Interesse, sondern von großer Bedeutung sein, einmal zurückzuschauen und zu fragen, welche Resultate hat der Mensch bisher in diesem Kampfe erreicht? Jedes Resultat ist ein Triumph des Menschengeistes über die Mächte des Kosmos, jedes Resultat ist ein Beweis seiner Herrschaft über den Tod.

Das Sprichwort sagt: „Für den Tod kein Kraut gewachsen ist.“ Es könnte sich Jemand wirklich ein großes Verdienst erwerben durch eine gründliche Revision der Sprichworte. Es liegt viel Weisheit in denselben verborgen, aber viele sind überholt durch die Macht der Ereignisse. Das obige namentlich ist nicht mehr wahr. Wir wollen es umtaufen. Es heiße fortan: „Für den Tod manch' Kraut gewachsen ist!“ Daß diese Taufe zeitgemäß und berechtigt ist, dafür wollen wir nunmehr den Beweis antreten, indem wir untersuchen, was vermag der Mensch gegen jene Faktoren, die dem Tode als Waffen gegen das Leben der Menschen dienen?

(Fortsetzung folgt.)

Das Paradies des Kindes.

Auf's Kind in ihrem Arme
Die erste Mutter schaut,
Und, wie von stillem Harme,
Die Thräne niederthaut.

Da ist ein Engel 'kommen,
Grüßt sie mit mildem Blick —:
„Klagst du, daß dir genommen
Des Paradieses Glück?“ —

„Daß ich ihm mußt' entsagen,
Ist meiner Sünde Lohn,
Das aber macht mich klagen:
Ich raubt' es meinem Sohn.“

Allvater hört die Worte,
Er winkt dem Cherub leis.
Der fliegt zu Edens Pforte,
Pflückt dort ein Lilienreis.

Ihr bringt er's — und getränket
Mit frischem Himmelsthau,
Ins Mutterherz gesenket,
Blüht's wie auf Edens Au!

Da sproßt aus solchem Triebe
Ein neues Paradies,
Daraus die Mutterliebe
Noch nie ihr Kind verstieß!

O selig, wem beschieden
Zu ruhen lang' darin,
Da blühet stiller Frieden
Dem sturmbewegten Sinn.

Wenn wilde Wogen branden
Gewaltig um mich her —
Dort kann ich glücklich landen
An einem Blüthenmeer.

Willkommen, Garten Eden,
Du lockst mich heimathwärts —
Da will ich innig beten:
Gott schütz' mein Mutterherz!

Kunst und Literatur.

In dem so eben erschienenen Februarhefte von „Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften" kommt die Novelle „Rumpelstilzchen" von Otto Roquette zum Schluß. Mehrere größere Arbeiten, die eben so anziehend wie belehrend gehalten sind — darunter namentlich „Die Herrschaft des Menschen über den Tod" von H. Schwabe, und „Das Museum zu Alexandria" von J. H. Mädler — reihen sich daran. Auch die übrigen Beiträge sind sämmtlich dem Rufe der „Monatshefte" entsprechend, und als neuer Beweis für die wachsende Bedeutung dieser Zeitschrift mag gelten, daß der berühmte Reichstagsabgeordnete für Wiesbaden, Dr. Karl Braun, sich in diesem Hefte mit einer Abhandlung über „Gemeindeabgabenwesen in Stadt und Land" an den zahlreichen Leserkreis derselben wendet. Von den Illustrationen heben wir dießmal namentlich das schöne Porträt der Frau von Pompadour hervor, welches zu einem ganz interessanten Lebensabriß der berühmten Dame von A. Wittstock gehört. Die kleineren Aufsätze von Sorauer über „Die Algen" und F. Adolphi „Prinzeß Marianne Czartoriska", so wie die Notizen über „Neuestes aus der Ferne" und „Litterarisches" sind ebenfalls sehr lesenswerth. —e—

Mannigfaltigkeiten.

Eine Besteigung des Stephansthurmes zu Wien bis zur Rosette hat dieser Tage stattgefunden. Der aus Dresden dortselbst auf Besuch weilende Doktor Joseph Guthein führte diesen gewagten Gang aus. Um halb 10 Uhr bestieg er in Begleitung eines Thurmwächters den Thurm und langte wenige Minuten vor 10 Uhr auf der obersten Gallerie an. Nachdem er eine kurze Zeit hier verweilt hatte, erkletterte er auch die Rosette. Auf dem Stephansplatze, wo man den hohen Spaziergänger bemerkte, sammelte sich alsbald eine neugierige Menschenmenge, um ihn zu beobachten.

Eine ergreifende Scene menschlichen Elends hat sich dieser Tage in Klausenburg (Siebenbürgen) abgespielt. Sie ist in wenigen Worten erzählt. Auf dem jüngsten Wochenmarkte bot dort eine arme Frau ein einjähriges Kind, das sie auf dem Rücken trug, zum Verkaufe aus — für Einen Gulden! Die arme Frau hatte seit drei Tagen keinen Bissen gegessen und ihr Mutterherz griff zu diesem verzweifelten Mittel, um wenigstens das Kind vor dem Hungertode zu bewahren!

Wie sich die Zivilisation abstuft, das bringt der Hunger bei seinem jetzigen Weltgang an den Tag. Im republikanischen Amerika greift der Staat ein und stillt den Hunger seiner Bürger, wie wenn sich das von selbst verstünde. Im konstitionell-monarchischen Preußen leistet er nur zögernde und jedenfalls nicht genügende Abhülfe, wie wenn der Staat und die Bürger einander nichts angingen. Im monarchisch-hirarchischen Spanien läßt die Behörde schießen auf das Arbeit und Brod begehrende Volk von Granada und antwortet dem Hunger mit Belagerungszustand. Im monarchisch-patriarchischen Tunis läßt der Herr und Landesfürst seinen hungernden Unterthanen arsenikhaltigen Zwieback vertheilen und macht so allem Elend rasch ein Ende.

Proffessor X., außerordentlich zerstreut in seinen Gedanken vertieft, rennt an der Straße gegen eine vorbeigetriebene Kuh an, reißt rasch den Hut herunter und sagt: „Bitte tausendmal um Entschuldigung." Durch das Gelächter der in der Nähe Befindlichen wird der Professor aber auf seinen Irrthum aufmerksam gemacht und ärgert sich jetzt den ganzen Weg über seine Ungeschicklichkeit. Darüber verliert er sich aber dermaßen wieder in seine Gedanken, daß er in der nächsten Straße an die Frau Kommerzienräthin Brummhuber anrennt. „Ei," sagte er, „hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich dem Thier schon wieder begegnen würde."

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 72 Freitag, 27. März 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Wir wollen unsern Lesern nicht den ganzen Verlauf der Verhandlung vor den Assisen vorführen. Der Angeklagte, Francis Hencock, Sohn des verstorbenen Mr. Lewis Hencock, von Mimosa Grove, Singapur, 24 Jahre alt, stand unter der Beschuldigung, den Mr. Samuel Olley, von Lakeside Cottage, Windermere, Cumberland, 64 Jahre alt, an dem und dem Tage des August auf einer, wegen ihrer schönen Aussicht berühmten Cliff bei Yarmouth auf der Insel angefallen, mit ungegründeten Vorwürfen und Anklagen überhäuft und nach einem Wortwechsel mit einem Stocke niedergeschlagen zu haben, so daß das Leben des Angegriffenen mehrere Wochen sehr gefährdet gewesen sei. Der Angeklagte gestand all die einzelnen Umstände der That und die Thatsache selbst zu, mit einer Offenheit und einem Bedauern, das ihm die Herzen aller Zuhörer und besonders des zahlreich vertretenen schönen Geschlechts sicherte. Er wolle nun aber, sagte er, diese That motiviren, die er nicht rechtfertigen könne. Es sei freilich eine traurige Pflicht für einen Gentleman, sich so vertheidigen zu müssen, und zumal mit so wenig Rechtsmitteln und so geringen Aussichten auf Erfolg; allein er vertraue der Gewalt der Wahrheit und dem unmittelbaren Walten der göttlichen Allmacht und Strafgerechtigkeit, welche auch Recht von Unrecht unterscheiden und das Verborgene an das Licht kommen lassen werde. Und nun erzählte er die Geschichte seines zwar noch kurzen, aber an Schicksalsschlägen reichen Lebens, schilderte den Ruin seines Vaters durch den Bankerott des Hauses Alexander, und wie die Eigenthümer desselben sich in alle Welt geflüchtet mit einem reichen Raub, und nun unter fremden Namen ihres Sündenlohnes herrlich und in Freuden genössen, während ihre Opfer vielleicht verkümmerten. Unter diesen Opfern stehe die Familie Hencock obenan; sie sei eigentlich durch die Bosheit der Alexanders getödtet worden. Mr. Lewis Hencock, sein Vater, sei buchstäblich dem Gram erlegen, seine Frau an gebrochenem Herzen gestorben, deren Mutter Mrs. Walden, und ihr Enkel, des Angeklagten Halbbruder, seien verschollen und wohl ebenfalls in fremdem Lande der Armuth und dem Elend erlegen. Der Herr, welchen er damals auf der Highcrag beschuldigt, der Urheber zahllosen Unglücks und ein Betrüger zu sein, habe nicht bloß eine annähernde Aehnlichkeit mit dem Mr. Jeremy Alexander, sondern sei dieser selbst gewesen; davon sei er, Angeklagter, noch heute so lebhaft überzeugt, wie von dem Dasein eines Gottes. Er kenne den Mr. Alexander allzugut; er sei in Calcutta erzogen, habe einen Theil seiner Jünglingsjahre daselbst verbracht, und unzählige Male im Hause des Genannten gespeist, auch denselben oft in Gesellschaft seines Vaters gesehen, — er müsse also den Herrn kennen. Er behaupte noch, daß er sich damals nicht geirrt, sondern den Mr. Alexander erkannt habe, trotz Brille, falschen Haares und anderer Kleidung. Er habe ihn nicht angeredet, um ihn zu mißhandeln, sondern nur um ihm Vorwürfe über sein Benehmen zu machen, und zu versuchen, ob er ihn nicht vermöge, seinem Vater wieder einen Theil seines Verlustes zurückzuerstatten. Der sogenannte Mr. Olley sei auch ob dem Anblick des Angeklagten sehr erschrocken, habe ihm ausweichen und seine Betretenheit verbergen wollen und sei am Ende nur frech geworden, als er gesehen, daß er, der Angeklagte, nicht den vorgeblichen Irrthum in der Persönlichkeit habe einsehen wollen. Vielleicht habe der Angefallene gewähnt, er könne den jungen Menschen durch Frechheit abweisen. Allein endlich sei ihm, dem Angeklagten, die Geduld gerissen, und er habe auf die Beschuldigung der Lüge und das immer frecher werdende Betragen des Mr. Alexander hin seinem reizbaren Temperament und seiner gesteigerten und gerechten Erbitterung soweit nachgegeben, daß er sich an Mr. Alexander vergriffen habe. Als er aber den Greis blutenden Haupts habe niederfallen sehen, habe er sich der That, die schon wegen der Verschiedenheit des Alters und der Körperkräfte eine höchst unrühmliche gewesen, so sehr geschämt, daß er — mehr aus Reue über die That, als aus Furcht vor deren Sühne, — geflohen sei. Auch sein Vater habe ihn darum geschmäht, und seine Hand von ihm abgezogen, und so habe er im Ausland, in Frankreich und Italien, wo er unter falschem Namen gelebt, und sich mit Blumen- und Aquarellmalerei kümmerlich fortgebracht, ein höchst elendes Leben geführt und mehr und mehr den Entschluß gefaßt, nach England

zurückzukehren und sich der Strafe zu unterziehen. Dieser Entschluß sei zur Reise gekommen, nachdem er in kurzen Zwischenräumen die Kunde von dem Tode seines Vaters und von der Abreise seines jüngeren Bruders und der Mrs. Walden vernommen, welche nach Deutschland gegangen, um seinen Großvater von väterlicher Seite aufzusuchen, der dort leben sollte. Von diesen beiden und dem Diener, der sie begleitete, habe er nun sechs lange Monate hindurch gar Nichts vernommen; sie seien für ihn so gut wie verschollen. Mrs. Walden nun habe allerdings wenig Ansprüche auf seinen Dank, da sie ihm von jeher gehässig begegnet sei; allein sie sei eine kränkliche Frau von reifem Alter, und hülfsbedürftig, an dem kleineren Bruder Joseph hänge er, der Angeklagte, mit einer unsäglichen Zärtlichkeit, und die totale Ungewißheit über dessen Schicksal sei ihm am Ende so peinlich gewesen, daß er günstigere Verhältnisse verlassen habe, und nach England zurückgekehrt sei, um sich zunächst den Gerichten zu stellen, und dann, wenn — was er nicht zweifele — der Spruch seiner Mitbürger ihn der Blutschuld entlastet habe, seine Nachforschungen nach den verlorenen und verschollenen Verwandten fortzusetzen. Er hoffe, der von ihm Mißhandelte werde sich selbst für ihn verwenden, denn gesetzt Jener sei nicht der Mr. Alexander, für welchen er, der Angeklagte, ihn gehalten, so werde er so viel Christen- und Menschenliebe haben, ihm in Anbetracht der Motive seiner That diese zu verzeihen, im andern Falle werde Mr. Jeremy Alexander'n die Stimme seines Gewissens sagen, daß er frevle, wenn er sich rächen wolle.

Der Anwalt des Klägers mochte mit Widerwillen bemerken, daß die Mehrzahl der versammelten Zuschauer und Zuhörer sich auf die Seite des Angeklagten geschlagen; es war ein trockener älterer Jurist, mit einem Herzen von Granit und einer Miene von Gußeisen. Langsam und förmlich, mit eintöniger trockener Stimme erwiderte er: Er bedauere, die Hoffnungen des Angeklagten auf eine Intervention des Mr. Oiley zu seinen Gunsten jählings vernichten zu müssen. Wenn ein solcher Irrthum, das zufällige Naturspiel einer frappanten Aehnlichkeit, jeden ruhigen Bürger der Gefahr aussetzen würde, von einem jungen Hitz- und Tollkopfe angefallen und am Leben gefährdet zu werden, so dürfte es um die öffentliche Sicherheit und Ruhe sehr fatal stehen. Daß der Angeklagte zufällig von Mr. Alexanders Bankerott beschädigt worden sei, möchte ebenfalls kein Entschuldigungsgrund für das Verfahren des Gefangenen gewesen sein, denn er sei ein Christ und Gentleman, er habe mit Bewußtsein seiner Verschuldung gegen die Grundsätze der Religion, gegen Sittlichkeit und das Gesetz sich zu einem mörderischen Anfall herbeigelassen, und dieß sei ebenfalls ein Erschwerungsgrund. Auch scheine der Gefangene offenbar seiner Sache selbst ungewiß gewesen zu sein, denn sonst hätte er besser daran gethan, den Mr. Oiley den Gerichten anzuzeigen, da er wohl gewußt, daß dieser bei Herstellung der Identität der Person straffällig gewesen wäre. In der Flucht des Angeklagten sei ferner eine Bestätigung seines bösen Gewissens und des Schuldbewußtseins gegeben, und er trage Namens des beschädigten Mr. Oiley um so mehr auf Bestrafung des Gefangenen an, da die Zeugenaussagen und das eigene Geständniß des Angeklagten, die Rohheit und Gewaltthätigkeit des Angriffs selbst zugeben, und es nur einem sichtbaren Eingreifen der göttlichen Vorsehung zu danken gewesen sei, daß die Absicht zu tödten, die er bei dem Gefangenen annehme, nicht erreicht wurde.

Lautlose Stille herrschte im Saale, als der Anwalt des Klägers geendet. Die Lippen des Gefangenen bebten, sein Gesicht aber, das zuvor so bleich, hatte sich höher geröthet, denn der Gedanke, für einen rauflustigen Mordgesellen gelten zu müssen, trieb ihm das Blut in die Wangen.

Nun erhob sich der Vertheidiger des Angeklagten, ein noch junger Mann, und suchte in einer lebhaften feurigen Rede der klägerischen Auseinandersetzung dieses Falles entgegenzutreten. Die Logik der Gründe war leicht zu erschüttern; aber die von den Zeugen ausgesagten Thatsachen waren der Vertheidigung um so ungünstiger. Darum stellte er sich auch auf einen andern Standpunkt. „Wo ist der Kläger?" fragte er. „Warum erscheint er nicht vor dem Gericht, um die Beweismittel gegen den Gefangenen zu verstärken? Warum war er mehrere Monate lang nach dem ihm begegneten Unfalle ganz verschollen, und ließ sich bis heute auch durch unsere eifrigsten Bemühungen nicht auffinden? Ist das nicht verdächtig? Scheint das nicht zu bestätigen, daß die jungen scharfen Augen des Angeklagten, der ihn doch wohl kennen mußte, sich wirklich nicht getäuscht haben?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Herrschaft des Menschen über den Tod.

(Fortsetzung.)

Wir fassen den ersten besten jener Faktoren in's Auge, also die Oertlichkeit, wo der Mensch lebt.

Der Fortschritt der Zivilisation in allen Ländern geht Hand in Hand mit der intensiven Zunahme der Bevölkerung in großen Städten. Die kleinen Städte und das platte Land nehmen im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung stängig ab, die großen Städte nehmen ständig zu. Mögen wir diese soziale Umwandlung für eine günstige ansehen oder nicht, sie ist eine Thatsache, die sich vor unsern Augen vollzieht.

Wie steht es aber nun um die Gesundheit dicht zusammengedrängter Bevölkerungsgruppen, oder mit andern Worten, wie wirkt die große Stadt, d. h. also die **Oertlichkeit auf das Leben des Menschen?**

Ein griechischer Dichter sagt: „Wenn Du über die Erde wandelst, wirst Du finden, daß die Menschen selbst geschaffene Leiden haben." Der Satz gilt auch heute noch, namentlich in unserm Falle, denn das dichte Zusammenwohnen der Menschen erzeugt Krankheitsquellen, welche nicht die einzigen sind, die wir uns selbst geschaffen haben.

In großen Städten, wo unsere Wohnungen, Büreaus, unsere Nahrungsmittel, unser Wasser, unsere Straßen, ja sogar die Luft, welche wir athmen, von andern Personen vielfach beeinflußt werden, müssen sich nothwendig alle möglichen schädlichen Einflüsse auf unsere Gesundheit geltend machen. Man findet, daß Typhus und Auszehrung in übervölkerten Miethshäusern zu Hause sind, so wie in dunkeln, ungesunden Wohnungen, in welche weder Sonne noch Licht gelangen. Kindercholera, Ruhr, Diarrhöen und verschiedene, ähnliche Krankheiten herrschen in schlecht drainirten und vernachlässigten Straßen und Gassen, oder in Kellerwohnungen und dumpfigen Quartieren, die von schädlichen Ausdünstungen umgeben sind. Ebenso hat man beobachtet, daß in solchen Oertlichkeiten skrophulöse, rheumatische und Ausschlagekrankheiten vorherrschen und ein ungleich höherer Prozentsatz von Bewohnern krank ist, als in besser situirten Stadttheilen.

Wie nun wieder innerhalb einer großen Stadt die Oertlichkeit verschieden auf die Gesundheit wirkt, das wollen wir an einem Beispiele nachweisen, das ich einem **Report on the sanitary conditio of New-York** entnehme. New-York zerfällt in sanitätliche Inspektionsbezirke, deren Gesundheitszustand ein sehr verschiedener ist. In dem einen z. B. stirbt der 19. Mensch, in dem andern erst der 60. Wie geht das zu? Wagt es Jemand, Gott für diese verschiedene Sterblichkeit verantwortlich zu machen? Ich glaube nicht, denn eine nähere Untersuchung des Stadttheiles mit der enormen Sterblichkeit ergibt, daß die Bevölkerung zu 74 Prozent aus armen eingewanderten Irländern bestand, daß dieselbe dicht zusammengedrängt wohnte, daß an eine äußere oder innere Ventilation wegen der engen Bauart nicht zu denken war, daß die Schlafzimmer beinahe nirgends direkt Licht und Luft bezogen, sondern immer nur durch andere, dicht bewohnte Zimmer. Ebenso war das Abflußsystem sehr mangelhaft. In einer Gruppe von Miethhäusern befanden sich 348 Personen, unter denen immer die 3. krank war, und die 19. starb.

Man sieht, das sind schlechte Resultate des Kampfes gegen den Faktor der Oertlichkeit. Man sieht aber auch dabei zugleich den großen Nutzen der Statistik. Kaum hat sie solche schmachvolle Zustände in der amerikanischen Hauptstadt aufgedeckt, so hat sich auch sofort eine Sanitätsbehörde gebildet. Im Januar 1865 erschien der oben zitirte statistische Bericht; im Februar 1866 erschien schon ein Gesetz über die Herstellung einer Sanitätskommission zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit und zur Verhütung von Epidemien. Diese Sanitätskommission nennt sich Hauptstädtisches Gesundheitsbureaux und hat bereits eine Sammlung von Verordnungen publizirt, die sich auf alle Gegenstände beziehen, welche die öffentliche Gesundheit berühren: so auf öffentliche Häuser, Impfung, Desinfizirung, Schlachthäuser, Unrath und Abfälle, Straßenreinigung, Senkgruben, Beerdigung, Ventilation, die wichtigsten Konsumtionsartikel u. s. w.

Es beginnt also jetzt der Kampf gegen die Nachtheile der Oertlichkeit, der sicherlich bei der eigenthümlichen Energie der Amerikaner nicht ohne Erfolge bleiben wird. Dafür bürgen die Resultate, welche in andern Städten erzielt worden sind.

Will man die gesundheitlichen Verhältnisse verschiedener Orte mit einander vergleichen, so bedarf man eines Maßes der Gesundheit, welches auf alle Länder anwendbar sein muß. Das Maß, welches sich allgemein im Gebrauche befindet, ist die sogenannte Mortalitätsziffer, d. h. die Berechnung, auf wie viele Lebende innerhalb eines Jahres ein Gestorbener kommt; die Sterblichkeitsziffer ist ein ganz guter Prüfstein sowohl der öffentlichen Gesundheit, als des Zustandes der Sanitätspolizei.

Man unterscheidet man für die Gesundheitspflege zwei Klassen von Krankheitsursachen: vermeidliche und unvermeidliche, und wenn irgendwo, so sind gerade in großen Städten die meisten Krankheiten solche, deren Auftreten entgegengewirkt werden kann. Es liegen viele Thatsachen vor, welche beweisen, wie die Sanitätspolizei in großen Städten durch die erforderlichen Maßregeln die große Sterblichkeit verringert und den Gesundheitszustand wesentlich verbessert hat, von denen wir nur folgende anführen wollen.

Vor Einrichtung einer guten Sanitätspolizei starb in

London	1	von	20	Menschen,
Liverpool	1	„	28	„
Philadelphia	1	„	30	„

Nach Einrichtung einer guten Sanitätspolizei starb in

London	1	von	45	Menschen,
Liverpool	1	„	44	„
Philadelphia	1	„	57	„

Nimmt man an, daß, wie aus einem dieser Beispiele hervorgeht, die Sterblichkeit um 25 Prozent vermindert ist, so wäre damit in einer Stadt wie Berlin, in der jährlich etwa 20,000 Menschen sterben, 5000 Seelen das Leben erhalten. Das ist aber weder die einzige noch die größte Wohlthat. Es geht in einer

großen Stadt 1 Todesfall aus etwa 28 Krankheitsfällen hervor; es werden also mit 5000 Todesfällen auch etwa 140,000 Krankheitsfälle verhütet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tauben.

Romanze; aus dem Böhmischen des K. S. Macháček übersetzt von Alfred Waldau.

Am Sonntag war es, im Morgenschein,
Die Mutter kämmte ihr Töchterlein,
Und flocht die goldgelben Strähne;
Am Sonntag war es, im Morgenschein,
Die Mutter fragte das Töchterlein:
„Was soll im Auge die Thräne?"
Sie schalt die Tochter, hob zürnend die Hand:
„Vergiß mir den Reiter im fernen Land,
Umsonst ist Dein Schmachten und Trauern!"
Die Tochter blieb traurig, da ward das Herz
Der zürnenden Mutter zu Stein und Erz,
Sie wollte die Tochter einmauern.
Sie legt' ins Fenster die Ziegel so hart,
Bis in der Kammer es finster ward,
Zur Schwelle wälzte sie Steine;
Am Tisch lag Schwarzbrod beim Wasserkrug,
Und reichlichen Flachs die Spindel trug
Beim spärlichen Lampenscheine.
„Hier halte ein Jahr lang einsame Rast,
Bist Du den Buhlen vergessen hast,
Bis Deine Augen erblinden!"
„Den Liebsten vergeß' ich nimmermehr,
Mir wird kein Leid zu groß und zu schwer,
Treu harrend wird er mich finden!"
Es flogen vom lustigen Taubenschlag
Zwei schneeweiße Tauben hoch über den Hag,
Da Morgens klangen die Glocken:
Sie flogen zur Diele des Himmelblau's,
Und schwebten herab auf Liebchens Haus,
Es spann in der Oede am Rocken.
„Goldmägdlein, was gibst Du zum Lohne fein,
Wenn wir Dir öffnen das Fenster von Stein?
Dann wirst Du den Liebsten ja sehen!"
„Ach sehen, nur sehen, wie wenig ist dieß!
Ich wollt mit ihm sprechen so treu und süß —"
„Geduld, auch dieß wird geschehen!"
Nachts fangen die Tauben zu picken an,
Das Werk ist Morgens zur Hälfte gethan
Und Nachts beginnen sie's wieder;
Sie picken und klopfen so fein und leis,
Sie picken und scharren mit treuem Fleiß,
Bis roth sich färbt das Gefieder.
Der Mörtel bröckelt', es wackelt der Stein,
Die Jungfrau hob und zog ihn herein,
Durchbrochen nun war die Mauer:
Sie schwingt sich hinaus und ist schon frei,
Just reitet der Liebste am Hause vorbei —
Gottlob, zu End' ist die Trauer!
Ein Herzen und Küssen, mit fröhlichem Sinn!
Dann eilen die Beiden zum Anger hin
Und pflücken Blumen behende;
Sie flechten die Blumen zum Hochzeitskranz
Und Beide blendet's im Sonnenglanz,
Die Freude, sie hat kein Ende.
Die Mutter schaut vom Fenster zur Au:
„Was half mir die Vorsicht? Zerstört ist der Bau!
Die Tauben sie listig erlösten!
So mag er denn kommen, der Reitersmann,
Er küsse die Braut und entführe sie dann,
Ich will mich d'rein fügen und trosten."

König Ludwig I. von Bayern

(seinen sechstägigen erstgebornen Sohn betrachtend).

Daß zu währen nichts vermag auf Erden,
Dieses präge Du Dir frühe ein,
Doch an Tugend darf nicht Aend'rung werden,
Ihr getreu sollst Du für ewig sein.
In dem Herzen trage Du den Himmel,
Kindlich folg' dem göttlichen Gebot
In der Einsamkeit, im Weltgetümmel,
Und dich findet ruhig einst der Tod.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Allg. Wr. Med. Ztg." kommt die äußerst betrübende Nachricht zu, daß der berühmte Chirurg Pirogoff in Odessa auf eine fürchterliche Weise seinen Tod gefunden. Pirogoff wurde in ein benachbartes Dorf pro Consilio gerufen, auf dem Rückweg von Räubern angefallen; er setzte sich zur Wehre, tödtete zwei derselben und entkam glücklich dieser Gefahr. Zu Hause angelangt, wurde er von Congestionen befallen und starb einige Stunden nach dem an ihm versuchten Attentate.

„Ueber meinen Wein geht Nichts!" rief der Inhaber eines vortrefflichen Weinkellers. „Doch, doch, erwiderte ein Bekannter: „Dein Johann geht d'rüber."

* * *

Redakteur Gustav Seifert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 73 Samstag, 28. März 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Der Anwalt des Klägers unterbrach diese Fragen und Schlüsse. Wenn der Vertheidiger des Gefangenen auf diesen Umstand etwa eine Verschiebung des Urtheils bis zur Beibringung weiterer Beweismittel erlangen wolle, so dürfte er sich täuschen. Mr. Otley sei vorhanden und erbötig, sich selber vor den Schranken des Gerichts als Zeuge zu stellen, wenn der Richter es erlaubte. — Ein Murmeln der Ueberraschung lief durch die Versammlung, und der Richter genehmigte das Erscheinen des Klägers. Erwartungsvoll richteten sich Aller Blicke auf die Thüre, selbst der Gefangene stierte gedankenlos und mechanisch in dieser Richtung. Da trat der Genannte herein, in den einfachen Frack und Hut der Quäcker gekleidet, ohne Brille, mit grauem Silberhaar, demüthig gebeugter Haltung, eine beinahe ehrwürdige Erscheinung. Der Gefangene selbst blickte ihn betroffen an, und verwandte keinen Blick von seinen Zügen. Mr. Samuel Otley leistete das übliche Handgelübde statt des Eides, und nahm dann bescheiden und stille auf der Zeugenbank Platz. Der Vertheidiger des Angeklagten begann nun die sogenannte cross examination, d. h. das Ausfragen der Zeugen, in welchem die englischen Rechtsgelehrten ein ganz besonders wirksames Mittel zur Aufdeckung der verborgenen Wahrheit zu sehen scheinen. Wirklich blieb dieß auch nicht ganz fruchtlos, denn einmal thaten die neuesten Aussagen der Zeugen nun Mehreres dar, was bewies, daß der Gefangene nicht gerade gewaltthätige Absicht gehabt habe, so wie daß Mr. Otley damals, als er sich in Yarmouth auf der Insel Wight aufgehalten, nicht für einen Quäcker gegolten. Der Diener Otley's aus jener Zeit gab selbst an, wie es ihm damals nicht bekannt gewesen, daß sein Herr ein Quäcker sei.

„Und will Mr. Otley mir gefälligst sagen, wie dieß kommt?" fragte ihn der Vertheidiger.

„Gerne," entgegnete Otley sanft und erhob sich. „Ich kam damals aus Frankreich, und hatte diese Tracht dort abgelegt, weil ich nicht hatte Aufsehen erregen wollen!"

„Und wie lange war Mr. Otley in Frankreich?" fragte der Vertheidiger weiter, und überfluthete nun den Quäcker mit Fragen nach der Zeit seines Aufenthalts in England, nach den verschiedenen Aufenthaltsorten, die er daselbst genommen, nach den Personen, mit welchen er in Berührung gekommen, u. s. f., — Fragen, welche der Mann des Friedens alle mit leutseliger Geduld beantwortete, weil sie sämmtlich ganz unverfänglich waren.

„Mr. Otley ist also ein Amerikaner?" fragte der Vertheidiger endlich. Der Quäcker bejahte. „Und aus Philadephia?" — „Ja." — „Darf man fragen; welcher Firma daselbst Mr. Otley angehört hat?"

Der Zeuge stutzte, und zögerte mit der Antwort; der Richter machte ihn darauf aufmerksam, daß er antworten müsse, wofern er sich zu kompromittiren fürchte: „Der Firma Banks, Pratt Saunders und Otley!" entgegnete er endlich.

In welcher Straße?" fragte der Vertheidiger, und griff nach einem Buche, das er neben sich auf dem Pulte hatte.

„Franklin Square," erwiderte der Zeuge.

„Und was für Geschäfte betreibt dieses Haus?"

„Bankgeschäfte!"

„Das ist dreifache Unwahrheit!" rief eine starke Stimme aus den vordersten Reihen des Auditoriums und ein junger feiner Gentleman erhob sich, und stellte sich dem strafenden Blicke des Richters gegenüber, welcher rasch aufgestanden war, und sich nun entrüstet zu dem Friedenstörer wandte.

„Was erkühnt Ihr Euch, Sir, diese ernste Verhandlung zu unterbrechen und den geschwornen Zeugen einer Lüge beschuldigen?" fragte der Richter streng. „Könnet Ihr diesem Manne eine Unwahrheit beweisen, so stellet Euch vor die Schranke des Gerichts, leistet den Eid, und sprechet zur Steuer der Wahrheit und zur Ehre Gottes!"

„Dazu bin ich bereit!" entgegnete der Fremde. „Mögen Euer Lordschaft verfügen, daß ich eingeführt werde, so will ich reden nach Gewissen und Recht vor Gott und Menschen!"

Dieß geschah. Eingeführt und vereidet, erklärte der neue Zeuge, der sich Eduard Banks aus Philadelphia genannt und durch Paß, Papiere, Briefe, Akkreditive und das Zeugniß zweier achtbaren Einwohner von

Digitized by Google

Southampton die Identität seiner Person hergestellt hatte, Folgendes: „Dieser Zeuge, der sich Otley nennt, hat, wissentlich und vorsätzlich, dreifache Unwahrheit gesprochen. Er ist nicht Partner des Hauses Banks, Platt, Saunders und Otley, denn jener Mr. Otley, mein Schwiegervater und Handelsgesellschafter, ist seit acht Monaten todt. Ferner ist jene Firma nicht auf Franklin Square ansässig, sondern in High Market Street, und treibt Holz- und Pelzhandel, nicht Bankgeschäfte. Eine andere Firma dieses Namens aber gibt es in Philadelphia nicht mehr."

Der sogenannte Mr. Otley war bei dem ersten Aufrufe des Fremden bestürzt zusammengefahren und erblaßt; aber er raffte sich wieder auf, und versetzte, als Mr. Banks geendet und der Oberrichter sich an ihn wandte, mit einem wehmüthig-mitleidigen Lächeln: „der Zeuge hat einen Meineid geleistet und ist ein Lügner vor Gott und den Menschen. Ich habe fast vierzig Jahre dieser Firma angehört, und sie betrieb früher Bankgeschäfte; ich behaupte nicht, daß sie das noch thut, denn seit zehn Jahren bin ich dem Geschäfte fremd! Ich dagegen erkenne diesen Mann nicht als den Sohn meines früheren Partners und Freundes Banks an, sondern erkläre ihn für einen Schwindler und Spießgesellen des Gefangenen."

Ein dumpfes Gemurmel des Erstaunens lief durch den Saal; die Meinungen des Publikums waren getheilt, doch die Mehrzahl nahm Partei für den Amerikaner. Da nahm der Vertheidiger wieder das Wort. „Hier ist das neueste Directory (Adreßbuch) von Philadelphia," rief er; „es bestätigt die Aussage des Zeugen Banks, den ich nicht kenne, und zum Erstenmale in meinem Leben sehe. Diese Aussage bestätigt, daß Mr. Otley nicht der ist, für welchen er sich ausgibt. Wer kann er also anders sein, als der frühere Mr. Jeremy Alexander von Calcutta?"

„Angeklagter, erkennet Ihr in dem vor Euch stehenden Mann, der sich Otley nennt, denjenigen, welchen Ihr zu Calcutta unter den Namen Jeremy Alexander gekannt? fragte einer der Geschwornen.

„Ja, ich erkenne ihn, obwohl er eine weiße Perücke trägt: er ist es, so wahr mir Gott helfe!" versetzte dieser bestimmt und feierlich.

„Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir diesen Mann überführen können, er trage absichtlich einen falschen Namen. Ohne Zweifel kann Mr. Otley auch Zeugen beibringen, die ihn unter diesem Namen gekannt haben. Aber vielleicht hat Mr. Otley Blutsverwandte in England, welche für ihn zeugen könnten. Will er mir hierüber Auskunft geben?"

„Nein, ich habe keine!" versetzte Mr. Otley nach einigem Besinnen.

„Dießmal spricht der Zeuge theilweise die Wahrheit," fuhr der Vertheidiger fort. — „Als Mr. Otley hat er keine Verwandten in England; als Mr. Alexander hatte er eine Tochter, die Frau des Kapitän Smithers zu Taxewood Hill, Axbridge, Somersetshire, und ich wollte die Dame zum Zeugen gegen ihren Vater aufrufen; aber es ist zu spät: ich habe heute Früh die Nachricht erhalten, daß Mrs. Smithers jählings gestorben ist . . ."

„Ha!" entfuhr dem Zeugen unwillkürlich und ein Zucken, wie von einem elektrischen Schlage durchfuhr seinen ganzen Körper; sein Mund stand weit geöffnet, der Sprache unmächtig, seine Hände griffen in die Luft hinaus und schlugen im wildesten Schmerze über seinem Kopfe zusammen. „Ist's möglich?" schrie er wie verzweifelt; „Korah, meine Korah, todt?!" Er wankte, fuhr mit den Händen nach den Augen und stürzte zusammen, eine bläuliche Röthe stieg in seinem Gesichte auf — eine Apoplexie hatte ihn erfaßt. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Herrschaft des Menschen über den Tod.

(Fortsetzung.)

Eine wichtige, sehr gefährliche Krankheit, die vermieden werden kann, sind die Blattern; die Erfindung von Jenner hat sie dazu gemacht. Ehedem erlag an den Pocken der zehnte bis zwölfte Theil aller Kinder, wo dagegen die Impfung zwangsmäßig eingeführt ist, ist die Sterblichkeit auf 1/40 bis 1/50 gesunken. Wenn jetzt noch irgendwo die Pocken epidemisch auftreten, so ist das kein Beweis gegen die vielfach angefochtene Jenner'sche Impfung, sondern für die Thatsache, daß man das Impfen der Willkür des Publikum überlassen hat, welches im Großen und Ganzen indolent und unwissend ist; und in der That, man kann in diesem Falle sagen: die Leute sterben nicht mehr an Pocken, sondern an Unwissenheit oder an schlechter Sanitätspolizei.

Um zu beweisen, daß auch andere epidemische Krankheiten zu vermeiden sind, wollen wir folgende Thatsachen anführen. Die Studien der Aerzte über die geographische Verbreitung epidemischer Krankheiten haben festgestellt, daß z. B. die Oertlichkeit, wo jetzt Kairo liegt, in ihrer eingeschlossenen Lage mit ihrer feuchten, verdorbenen Luft ein Hauptentstehungsherd der Pest gewesen ist. Hier fand sich eine Sumpfniederung bei gänzlich eingeschlossener Lage; bei der Nilüberschwemmung, die ohnehin Schlamm mit Verwesungsstoffen, todte Fische ꝛc. zurückläßt, wurden die nur oberflächlich verscharrten Leichen — diese Begräbnißweise war allgemeine Sitte geworden — eingeweicht, und man kann sich also bei der brütenden Sonne nach der Ueberschwemmung einen Begriff von dem Giftdunst machen, der hier sich bilden mußte. Seit diese Oertlichkeit wesentlich verändert worden ist, auf Mehemed

All's Veranlassung Hügel abgetragen und zum Auswerfen der Sümpfe benutzt worden sind, an deren Stelle sich jetzt Gärten befinden, seit die Leichen nicht mehr oberflächlich verscharrt werden dürfen u. s. w., hat die Pest aufgehört.

Doch wir brauchen nicht in die Ferne zu schweifen, auch bei uns gibt es Faktoren, welche mit auftretenden Epidemien in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Durch genaues Studium derselben kann man also den schrecklichen Verwüstungen der Epidemien entgegenarbeiten und die Zahl ihrer Opfer wesentlich verringern. Ich erinnere an das *Grundwasser*. Das Grundwasser ist ein, wenige Fuß unter unsern Wohnstätten, im Erdboden auf- und abfluthender See. Bis vor Kurzem hat das Grundwasser fast nur insofern Bedeutung für uns gehabt, als es die Schöpfbrunnen speist. Neuerdings ist aber durch Professor Pettenkofer in München nachgewiesen worden, daß dieses Wasser einen gewissen Einfluß auf das Entstehen bestimmter epidemischer Krankheiten und so auf den Gesundheitszustand ganzer Bevölkerungsmassen hat. Diesen Einfluß übt es insofern aus, als bei seinem Sinken in der verlassenen und durchfeuchteten Bodenschicht, zumal wenn in diese faulende Düngstoffe einziehen, Krankheitskeime sich entwickeln. Das Grundwasser, welches lediglich aus der Atmosphäre stammt, findet sich natürlich nur in lockerem, erdigem, sandigem und grobsteinigem, niemals in kompakt felsigem Boden. Es durchdringt denselben, bis es auf eine Schicht kommt, die kein Wasser durchläßt, z. B. Thon, und folgt meist den Hebungen und Senkungen des Bodens; es hält nicht immer denselben Stand ein, sondern ist in fortwährenden Schwankungen begriffen, welche eben auf den Gesundheitszustand sehr wirken; derselbe ist nämlich dann sehr gefährdet, wenn auf einen verhältnißmäßig hohen Stand ein schneller Abfall erfolgt, vorausgesetzt, daß die Keime der Krankheit vorliegen und der Boden mit animalischen Stoffen und Abflüssen durchdrungen ist, wie das ja in jeder großen Stadt fast immer zu sein pflegt. Die epidemischen Krankheiten, welche dann auszubrechen pflegen, sind Cholera, Typhus und Wechselfieber, denen sich wohl bei weiteren Forschungen noch mehr anreihen werden.

Man sieht aus diesen wenigen Andeutungen, von welcher Bedeutung genaue Beobachtungen über den Stand des Grundwassers sind, wie sie seit vorigem Jahre auch in Berlin von den städtischen Behörden angeordnet worden sind. Diese Beobachtungen sind eine Art Barometer, an dessen Skala wir ablesen können, ob in nächster Zeit eine Epidemie in Aussicht ist oder nicht. Hat das Grundwasser Monate lang einen niedern Stand, ist es nicht gestiegen, so kann man der Epidemie ruhig entgegensehen, auch wenn sie in nächster Nähe ist. Im umgekehrten Falle gilt es, alle Kräfte auf Deck zu rufen und den Kampf aufzunehmen gegen die Einflüsse der Oertlichkeit! Je umsichtiger, je energischer er geführt wird, desto größer ist die Zahl der Menschenleben, die man dem Tode abringt. Man erkennt aus diesem Beispiele, welch starken Verbündeten der Mensch an der Wissenschaft gegen *die* Faktoren hat, welche sein Leben bedrohen.

(*Fortsetzung folgt.*)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 28. März 1868.

Die „*Schützengesellschaft in Fürth*" bei Nürnberg hat eine Ehrengabe im Betrage von 100 fl. südd. Währ. angemeldet und den Besuch des Festes von mehr als *70 dortigen Schützen* in sichere Aussicht gestellt.

Vom Vorstand des *Wiener* Schützenvereins wurde für Samstag den 4. April d. Js. 7 Uhr Abends eine Generalversammlung dieses Vereins ausgeschrieben. Auf der Tagesordnung dieser Generalversammlung, welche im großen Saale der hiesigen Handelsakademie stattfinden wird, stehen u. A. auch Mittheilungen in Betreff des 3. deutschen Bundesschießens und der Antrag auf Widmung von *Ehrengaben* für dieses Fest Seitens des Vereins.

Das *Preßkomite für das 3. nordamerikanische Bundesschießen* hat das hiesige Preßkomite mit einem Schreiben begrüßt, in welchem den Gefühlen aufrichtigster Sympathien Ausdruck gegeben — und mit warmen Worten auf die hohe Bedeutung der großen Nationalschützenfeste hingewiesen wird, welche in beiden Hemisphären von den unter allen Verhältnissen treu verbundenen deutschen Stammesgenossen fast gleichzeitig begangen werden sollen.

Ein ähnliches Schreiben ist bereits vor einiger Zeit vom hiesigen Zentralkomite für das 3. *deutsche* Bundesschießen gemeinschaftlich mit dem Preßkomite an die Redaktion der in New-York erscheinenden „Festzeitung" gerichtet worden.

Vom 1. April angefangen werden die Detailpläne, Vorausmaße und die Bedingungen für die Ausführung sämmtlicher Bauten auf dem Festplatze für das 3. deutsche Bundesschießen im Zentralbureau (Stadt, Sterngasse Nro. 4, 1. Stock) zur Einsicht für Bauunternehmer aufliegen.

Die bezüglichen Offerte sollen dann bis zum 14. April ds. Js. eingereicht werden. Die Angebote können sowohl auf einzelne, als auch auf alle Objekte zusammen gestellt werden.

Der Besitzer des Hotels „Zürcherhof" in Zürich, Hr. J. Guggenbühl, welcher seit Jahren die Festwirthschaften bei den verschiedenen großen Schweizerschießen

besorgt und s. Z. auch bei dem Bundesschießen in Frankfurt a. M. die Wirthschaft geleitet hat, wird nächstens in Wien eintreffen, und sich einige Zeit hier aufhalten, um dem Wirthschaftskomite mit seinen schätzbaren Kenntnissen und reichen Erfahrungen an die Hand zu gehen.

Es ist diese von dem genannten Herrn freiwillig angebotene Unterstützung um so erwünschter, als wie wir schon letzthin berichtet haben, der Wirthschaftsvertrag mit den betreffenden Unternehmern bereits abgeschlossen ist, und es sich dermalen eben um die wesentlichsten praktischen Vorarbeiten handelt.

In Südtyrol, natürlich vorzugsweise in den Städten des „Trentino" nimmt die genugsam bekannte Agitationspartei nun auch das bevorstehende Deutsche Bundesschießen zum Anlasse, um ihre antideutsche Gesinnung zu manifestiren.

Dem Zentralkomite sind verschiedene deutliche Winke in dieser Richtung gemacht worden.

In Folge dessen hat dasselbe den Landesoberschützenmeister für Tyrol ersucht, in geeigneter Weise die Aufklärung allenthalben im Lande zu verbreiten: daß von Seite des Zentralkomites für das 3. deutsche Bundesschießen Tyrol in seinem ganzen territorialen Umfange — so wie es bis zu dem Jahre 1866 als integrirender Theil des deutschen Bundes galt, — — auch dermalen als ein deutsches Land betrachtet wird, und daß demnach alle Schützen dieses Landes, also auch Südtyrol's sich an dem Bundesschießen zweifellos nur als Mitglieder des deutschen Schützenbundes betheiligen können.

Für das 3. nordamerikanische Bundesschießen wurde über Antrag des bezüglichen Sub-Komite's die Widmung eines offiziellen Ehrenpreises im Werthe von 500 fl. beschlossen, und Herr Dombaumeister Schmidt ersucht, die Zeichnung für ein entsprechendes Preisobjekt zu entwerfen.

Zur Entwerfung der Liste der zum Schützenbundesfeste einzuladenden Ehrengäste wurde ein Sub-Komite aus je 3 Mitgliedern des Zentral- und des Preß-Komite's eingesetzt.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Turin erfährt die „Berl. Montags-Zeitung", daß daselbst kürzlich die bekannte Signora Pepita de Oliva verstorben ist, wo sie mit ihrem Sohne sehr zurückgezogen lebte. Für Letzteren steht noch auf dem Rittergute Haselhorst bei Spandau, welches der Mutter eine Zeitlang gehörte, ein Kapital hypothekarisch eingetragen.

Dieser Tage wurde im Hafen von Cassis (Marseille) ein riesiger Seestern gefangen. Dieses wie ein Stern in 5 Strahlen auslaufende, ungefähr 3000 Stacheln oder Stechborsten zählende Exemplar hat ungefähr 3 Fuß im Durchmesser und wiegt 30 Kilogramme. Seine obere Körperfläche bedeckt eine Unzahl kleiner Rüssel, welche Wasser einsaugen und ablassen. Eine dreifache Reihe sehr spitzer Borsten, die er nach verschiedenen Richtungen hin bewegen kann, dient ihm zur Waffe gegen Feinde. Auch ist das ihn umschließende Fell schwer zu durchdringen. Nicht minder eigenthümlich ist die untere Körperfläche, welche eine mundartige Öffnung zeigt, womit der Seestern, ohne sie zu kauen, Würmer, Zoophyten, Molusken, kleine Schnecken und selbst Sand verschluckt und nach einer gewissen Verdauungszeit durch dieselbe Öffnung wieder von sich läßt. Statt der Stacheln zeigt die Unterfläche Furchen, worin tausende zusammenziehbarer Füßchen. Augen sind nirgends zu bemerken. Das, wie es scheint, geschlechts- und gehörlose Geschöpf läßt sich vom Wasserspiegel langsam auf den Meeresgrund, wo es seine Nahrung findet. Bei dieser Senkung fängt es sich bisweilen in einem unter dem Wasser ausgespannten Fischernetz, wodurch es in den Besitz der Menschen gelangt.

Ein vielleicht neuer Fall von Schwindel durch Zeitungsinserate wird von dem Berliner „Fremdenblatt" erzählt: Es erschien in dortigen Blättern die Anzeige: „Der Restaurateur N. N. hat den Auftrag 10,000 Thaler gegen die üblichen Zinsen unterzubringen." Das Lokal dieses Herrn N. N. erfreute sich in Folge dessen einige Tage lang eines starken Besuchs von Geldbedürftigen, die, um nicht insolvent zu erscheinen, nur Wein tranken. Das Geld war aber bereits untergebracht, Herr N. N. versicherte indeß, daß er einem neuen Auftrage entgegensehe, und deshalb die darauf Reflektirenden zu wiederholtem Besuche einlade. Die Mehrzahl hatte jedoch an dem ersten Versuch genug.

Auflösung der Räthselfrage in Nr. 65.

Der „Erbe" erhielt das „Erbe", gut!
'S' ist eine schöne Sach' das Erben;
Noch schöner ist es, erbt man viel;
Allein: wenn alle Schäfer sterben,
Erb' ich noch keinen Schippenstiel.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 74 Montag, 30. März 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Einige Stunden später ward der Angeklagte, Mr. Francis Hencock, freigesprochen, der Kläger eine Leiche. Der Letztere hatte sich selbst verrathen, obwohl von der Nachricht des Anwalts nur so viel wahr gewesen, daß Mrs. Smithers schwer entbunden werden war und man für ihr Leben fürchtete. Noch vor seinem Tode hatte er vor Zeugen sich des Meineids schuldig bekannt, und dem jungen Manne, dessen Verderben er gewollt, ein Vermächtniß ausgesetzt. Der Freigesprochene aber ward von den ersten und angesehensten Einwohnern der Stadt umringt, welche ihm ihre Theilnahme durch Glückwünsche und Anerbietungen aller Art ausdrückten. Auch unser Bekannter, Graf Scheideck, war darunter. Das Drama, welches sich unter seinen Augen entwickelt, die providentielle Einwirkung auf den tückischen Kläger, die Zeugschaft des Amerikaners, der zufällig anwesend und kaum zwei Tage früher mit einem Dampfboote angekommen war, die jähe und schreckliche Katastrophe, die den Betrüger ereilt — all das hätte den Grafen schon tief ergreifen müssen, auch wenn ihm das vor seinen Augen Vorgegangene nicht zwei andere merkwürdige Begebenheiten seines Lebens wieder ins Gedächtniß gerufen hätte — den kleinen Joseph in Wien, der seinen postillon d'amour abgegeben, und jenes Memoire, das ihm eine höhere Fügung in jener letzten Nacht seines aktiven Dienstes in die Hände gespielt hatte.....

„Vergebung, Sir," sagte er zu Mr. Hencock; „ich bin ein Fremder aus Deutschland, der Ihnen vielleicht Nachrichten über das Schicksal der Ihrigen geben kann, wenn Sie mir einen Augenblick schenken wollen! Hier meine Karte!"

„Tausend Dank, Herr! ich begleite Sie gleich jetzt, wenn Sie es erlauben!" rief der Freigesprochene. „Wie soll ich es mir aber erklären, daß sie um die Meinigen wissen?"

Der Graf erzählte ihm haarklein Alles. Als Mr. Hencock einen Blick auf das Memoire geworfen, welches Alfred aus seinem Reisepult hervorgeholt hatte, drückte er dem Grafen mit stürmischem Danke die Hand und rief: „Meines Vaters eigene Hand schrift! ich täusche mich nicht! Aber, wie kommt es in Ihre Hände? wie kam es in die Hände jenes Verdächtigen? Gewiß hat mein Vater es Niemand anvertraut, als der Mrs. Walden oder seinem alten Diener!"

„Dahinter steckt ein Geheimniß, welchem wir am leichtesten in Wien auf die Spur kommen werden," versetzte der Graf. „Die dortige Polizei, in welcher alle Fäden des öffentlichen Sicherheitsdienstes in der ganzen Stadt zusammenlaufen, wird uns rasch auf die Spur führen. Und Sie werden dann auch selber entscheiden können, ob der Knabe, von welchem ich mit Ihnen gesprochen, Ihr Bruder ist . . ."

„Er ist, er ist's!" rief Francis! „ich sah ihn vor mir, wie er leibt und lebt, als Sie ihn mir beschrieben. Noch heute reise ich nach Deutschland, wenn Sie mir die nöthigen Nachweisungen geben wollen!"

„Mit Vergnügen! doch — warten Sie. Vielleicht begleite ich Sie; ich sehe dort Briefe aus der Heimath auf meinem Tische liegen. Mir ist, als sei daheim etwas Ungewöhnliches vorgegangen. Der Eine Brief ist so voluminös! Erlauben Sie, daß ich einen Blick hineinwerfe!"

„Lassen Sie sich nicht stören! Mich fesseln die Zeilen von der Hand meines Vaters, die mir zum Erstenmale Licht über die Jugendschicksale des theuren Verstorbenen geben!" — Beide versenkten sich in die Lektüre der Papiere, welche sie in der Hand hielten.

Auf einmal unterbrach der Graf das Schweigen. „Hören Sie, Mr. Hencock! Nachrichten von höchster Wichtigkeit, welche Sie betreffen!" sagte er in ungewöhnlicher Aufregung. „Joseph Hencock, Ihr Bruder, liegt gefährlich krank darnieder — eine Auszehrung! Mrs. Walden, ebenfalls krank, in bitterer Armuth von meiner Mutter und meine Schwestern aufgefunden worden. Wie glücklich, daß ich dem Knaben meine Adresse gab! ohne diese wäre er vielleicht in Kummer und Mangel umgekommen.... Der Arme! der gute treue Enkel! er empfiehlt mir seine hülflose Großmutter, falls er stürbe, und macht mir noch ein Vermächtniß in Bildern, die er für mich kolorirt hat, um mir seine Dankbarkeit zu zeigen. Er hat die Großmutter noch theilweise erhalten mit dem Ertrag seiner kleinen Kunstfertigkeit, wie mir meine Mutter schreibt...., nur die Krankheit ließ ihn die Arbeit einstellen, raubte ihm und der Groß-

mutter das Brod, und zwang ihn, an mich zu schreiben, und meine Mutter und Schwestern vertraten meine Stelle.... Armer, armer Knabe! und ich konnte Dich und meine Versprechungen vergessen?...“ Dem starken Manne standen Thränen in den Augen, als er den Brief durchlesen.

„Bitte, reichen Sie ihn mir! ich verstehe etwas Deutsch!“ sagte Francis ungeduldig und tiefbewegt. „Gott scheint mein Gebet, das ich ihm aus der Einsamkeit meines Gefängnisses fast stündlich zugesandt, erhört zu haben. Aber wenn auch das Gewölke sich lichtet, — noch sind alle Stürme nicht vorüber!“

Er las und Thränen quollen ihm aus den Augen, als er die Gräfin hier ihrem Sohne das Elend und Ungemach schildern hörte, in welchem sie Mrs. Walden und ihren guten Enkel angetroffen, der bisher ein guter Genius der alten Frau gewesen war. „Das ist mein Werk, meine Schuld!“ rief er und schlug sich in wildem Schmerz vor die Stirne. „Ohne meine wilde Rachelust, die ich an Mr. Alexander hatte kühlen wollen, wäret Ihr heute noch in treuer sicherer Hut, der theure Vater lebte noch oder hätte mir das Werk übertragen, meinen Großvater zu suchen, und hätte mir die nöthigen Thatsachen und Nachweise an die Hand gegeben. Und so hat Eine Unbesonnenheit eine ganze Familie ins Unglück gestürzt! Aber wo ist Wenzel? Er kann nicht schlecht geworden sein, denn er war stets ein treuer Freund meines Vaters und der Seinigen!...“

„Vielleicht verunglückt!“ sagte der Graf. „Wir werden bald Näheres über ihn erfahren — ich begleite Sie. Wir reisen noch heute ab, wenn Sie wollen!“

„Gott lohne es Ihnen — in einer Stunde treffen Sie mich bereit!“ sagte Francis. „Ich fühle, Sie sind ordentlich von der Vorsehung bestimmt, mir zum Wegweiser, zum Retter zu dienen. Gott gebe, daß ich es Ihnen noch einmal lohnen könne!“ Die beiden Männer drückten sich gegenseitig schweigend die Hand, und verabredeten sich noch am selben Abend mit der Nachtkutsche unverweilt nach Dover abzureisen, um von dort auf den Kotinent überzusetzen, und ihre Reise nach Wien zu beschleunigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herrschaft des Menschen über den Tod.

(Fortsetzung.)

Wenn dem so ist, so wollen wir im Zusammenhang mit den Epidemien durch ein Beispiel konstatiren, wie solchen Thatsachen gegenüber der Grad der Bildung ein nicht unwesentlicher Mitkämpfer ist gegen die Schrecken des Todes. Ich entnehme dieses Beispiel aus Buklos, History of Civilisation. Im Jahre 1853 suchte die Cholera, nachdem sie in manchen Theilen von Europa bedeutende Verwüstungen angerichtet, Schottland heim. Dort mußte sie natürlich unter dem schlecht genährten, schlecht behausten und nicht gar reinlichen Volke zahlreiche Opfer finden. Denn das ist bei dieser Krankheit am ausgemachtesten, daß sie immer und mit dem größten Erfolge diejenigen Volksklassen angreift, welche aus Armuth und Verwahrlosung unvollständig genährt sind, ihre Person vernachlässigen und in schmutzigen, schlecht gelüfteten Häusern ohne richtige Abzugskanäle wohnen. In Schottland waren diese Klassen sehr zahlreich, dort mußte also die Cholera sehr verderblich wirken. Dabei war gar nichts Mysteriöses. Im Gegentheil mysteriös würde es gewesen sein, wenn eine Seuche, wie die asiatische Cholera, ein solches Land wie Schottland verschont hätte, wo sich aller Stoff angesammelt hatte, von dem sie sich nährt.

Unter diesen Umständen muß es nicht nur dem Manne der Wissenschaft, sondern allen Menschen von einfachem, gesundem Verstande, die der Sache ohne Vorurtheil in's Gesicht sehen wollten, einleuchtend gewesen sein, daß den Schotten nur ein Weg übrig blieb, ihren furchtbaren Feind mit Erfolg zu bekämpfen. Sie hätten ihre Armen mit Nahrung versehen, ihre Mistgruben reinigen und ihre Häuser lüften sollen. Hätten sie dieß und hätten sie es schnell gethan, sie würden Tausenden das Leben gerettet haben.

Wir gehen zu einem zweiten Faktor über, und untersuchen den Einfluß der Beschäftigung auf die Sterblichkeit.

Daß bei vielen Berufszweigen eine außerordentlich frühzeitige Abnutzung der Körperkräfte stattfindet, ist eine bekannte Thatsache. Ebenso weiß man, daß bestimmte Krankheiten in bestimmten Gewerben vorherrschend auftreten. So leidet das Zug- und Fahrpersonal der Eisenbahnen vorzugsweise an rheumatischen und Lungenkrankheiten, der Baumwollenspinner an entzündlichen Reizungen der Athmungsorgane durch den Staub der Baumwollenfasern, der Böttcher an Krampfadern durch das anhaltende Stehen, der Metallgießer an dem sogenannten Gießfieber durch die metallischen Dämpfe u. s. w. Ein der Gesundheit am meisten schädliches Gewerbe ist das Schleiferhandwerk, was namentlich in Sheffield sehr stark betrieben wird. Man unterscheidet nasses und trockenes Schleifen; das letztere ist das gefährlichste. Ein Dutzend Rasirmesser, wenn sie vom Messerschmied kommen, wiegen 2 Pfund 4 Unzen, verlieren aber durch Trockenschleifen 5 Unzen, während gleichzeitig der 7zöllige Schleifstein 1 Zoll von seinem Durchmesser einbüßt. Jene 5 Unzen Stahlstaub vermischen sich mit dem Abfall des Schleifsteins, und diesen feinen Staub, welcher die Lunge zersetzt, athmet der Schleifer während seiner Arbeit ein. Solche Trockenschleifer erreichen nur ein durchschnittliches Alter von 29 Jahren, so daß mit Recht einst ein Schleifer zu seinem Arzt sagen konnte: „Nächsten Monat werde ich 36 Jahre alt, bin also als Schleifer ein steinalter Mann.“ (Edinburgh Review.)

Es sind bereits gegen diese Nachtheile Gegenmittel erfunden worden, so diente namentlich gegen die Nachtheile des Trockenschleifens ein Fächer, der nach Art der Maschinen zum Getreideschwingen den Schleif- und Stahlstaub vom Stein hinweg in eine Art Rauchfang blies. Die Arbeiter selbst haben sich gesträubt, diese Einrichtung einzuführen, weil sie ein Sinken des Tagelohnes befürchteten, welches bei der Schleiferarbeit eben wegen ihrer Lebensgefährlichkeit besonders hoch steht. Auch sogar den natürlichen Respirator des männlichen Geschlechtes, den Schnurrbart tragen sie nicht, weil er in England gegen die Mode ist. Man sieht, hier scheitern die Bestrebungen der Humanität an der menschlichen Unnatur, durch sie, nicht durch Gottes Willen, erfolgt der frühe Tod.

(Fortsetzung folgt.)

Besteigung der Ortlerspitze.

(Eine Reiseskizze von P. Thomsen.)

Im südwestlichen Theile von Tyrol liegt, versenkt in die tiefste Bergeseinsamkeit, mitten in einem schluchtähnlichen Thalkessel, auf der einen Seite ummauert von ungeheuren Felskolossen und riesigen Eisgebirgen, auf der andern umgeben von freundlichen Almen, hellgrünen Halden und schattigen, tiefdunkeln Fichtenwäldern, der stille Weiler **Trafoi**, welcher seinen Namen den heiligen drei Quellen verdankt, die in geringer Entfernung aus der Brust dreier Bildsäulen des Christus, Johannes und der Maria ihr lebendiges Wasser hervorsprudeln lassen. Dies kleine Dörfchen, welches mit seinen sechs reinlichen Häusern und seinem bescheidenen Gotteshause sich recht lieblich ausnimmt, gehört, weil es die wildromantischen und idyllisch-lieblichen Scennerieen der Alpennatur zu so schöner Harmonie vereinigt, zu den schönsten Punkten Tyrols. Zugleich ist hier der geeignetste Ort, um von da aus den Ortler zu besteigen. Es war im Sommer des Jahres 1867, am Nachmittage des 24. August, als ich und mein treuer Freund B. bei dem heftigen Regenwetter und einem orkanähnlichen Winde von Gamagoi her in diesem friedlichen Dorfe anlangten. Von der zahlreich versammelten Gesellschaft in der Gaststube des dort befindlichen Post-Wirthshauses vernahmen wir, daß am folgenden Tage ein Engländer mit einem Führer den Ortler besteigen wollte. Wie einer tanzlustigen Dame bei der Musik eines flotten Länderls, so juckte es uns bei dieser Nachricht in den Beinen. Wir faßten deßhalb den heldenmüthigen Entschluß, ebenfalls einen Führer zu nehmen und mitzuwandern. Das Erste war natürlich in der aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Gruppe von Touristen den reiselustigen Sohn Albions aufzusuchen. Dieser gewährte uns mit dem größten Vergnügen die Erlaubniß, mitzuklimmen, stellte aber die Bedingung, daß auch wir einen Führer miethen sollten. Wir waren bald mit einem markigen Sohne der Alpen über den Führerlohn einig, Kleider und Schuhe wurden thunlichst ausgebessert, ein kräftiger Alpenstock herbeigeschafft, so daß nun Alles zur Reise Erforderliche da war. Aber wie sah es mit dem Wetter aus? Draußen wehte und heulte der Sturm mit einer Vehemenz, als wenn er die Erde in ihren Grundfesten erschüttern und aus ihren Angeln heben wollte. Unaufhörlich peitschte er dicke Regentropfen an die Fensterscheiben der bei dem Unwetter so angenehm anheimelnden Gaststube. Kurz es war ein Toben der Elemente welches zu nichts weniger als zu der Hoffnung berechtigte, unseren für morgen gemachten Plan ausführen zu können. Allein unsere beiden Führer ließen sich, unbekümmert um Regen Sturm und Wind, in einer Stubenecke bei eifrigem Gespräch den Schöpsenbraten und den Saft der Tyroler Reben köstlich munden und versicherten, daß wir morgen gutes Reisewetter haben würden. Etwa neun Uhr begaben wir uns auf das Zimmer, um uns durch den Schlaf für die bevorstehende Tour zu stärken. Die Führer begleiteten uns bis dort hinauf, kündigten schon auf 12½ Uhr unerbittlich ihre Antrittsvisite an und wünschten bis dahin eine gute Nacht. Nicht ohne ein gewisses angenehmes und doch wieder zugleich ängstliches Gefühl legten wir uns nieder. Bevor aber der Gott des Schlafes seine sanften Arme um uns geschlungen hatte, schwebten wir noch einmal auf den Fittigen der Phantasie hinüber in unseren heimathlichen Norden, in das Land der Lieben, die wir vielleicht nie wiedersehen sollten und malten uns in Gedanken die Gefahren aus, welche doch immer mit einer Besteigung des Ortler verbunden sind. Deßhalb war unser Geist zu sehr in Thätigkeit und Aufregung, als daß wir einen ruhigen und erquickenden Schlaf haben konnten. Unruhige Träume schreckten uns, so daß wir in halb wachem und schlafendem Zustande dalagen, bis um 12½ Uhr der Führer anklopfte und die frohe Nachricht brachte, daß wir schönes Wetter hätten. Schnell kleideten wir uns an, stiegen hinunter und fanden dort die Wirthin schon emsig damit beschäftigt, immense Massen von Wein, Braten und Brod mit dem Bemerken einzupacken, daß bei der ungeheuren Anstrengung des Marsches unser Magen bedenklich sein Vorhandensein melden würde — und sie hat Recht gehabt.

Nachdem nun alle erforderlichen Vorbereitungen getroffen waren, trabten wir in der Nacht vom 24. auf den 25. August, einen kräftigen Alpenstock in der Hand, auf doppelbesaiteten und mit Grausen erregenden Nägeln beschlagenen Sohlen beim Schein zweier Laternen aus dem Wirthshause, nachdem die freundliche Schaffnerin uns noch beim Abschied mit den Worten „B'hüt Ihnen Gott“ zärtlich die Hand geschüttelt hatte. Es

war eine rabenschwarze Nacht. Langsam segelten dichte, dunkle Wolken durch die Lüfte, ohne jedoch Regen herabzuschütten, da Jupiter Pluvius den Prophezeiungen der Führer gemäß sich schon lange wieder zurückgezogen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Theures Abenteuer.] Ein reicher junger Brasilianer machte auf einem der Maskenbälle der großen Oper in Paris die Bekanntschaft eines graziösen schwarzen Domino's, dessen glänzender Witz den Ausländer Anfangs schon entzückte, bis ihn der Anblick des hinter der Maske verborgenen reizenden Gesichts vollends in Feuer und Flammen versetzte. Die Dame erzählte ihrem neuen Anbeter, sie sei verheirathet und sei so thöricht gewesen, die Abwesenheit ihres Mannes zu einem Besuche des Maskenballes zu benutzen, da sie die Neugierde dazu getrieben. Schließlich begleitete der junge Mann die Schöne bis an die Thüre ihrer Wohnung im Fauburg St. Germain, wo er sich mit schwerem Herzen von ihr verabschiedete, da ihm ein Wiedersehen nicht zugesagt worden war. Indessen konnte er es nicht lassen, mehrere Tage nach einander vor dem Hause der Dame auf- und abzugehen, in der Hoffnung, sie wenigstens einmal am Fenster zu erblicken. Endlich erhielt er eines Tages folgendes Briefchen: „Mein Herr, ich sehe Sie oft vor meinen Fenstern vorübergehen, Sie müssen dieses jedoch unterlassen. Morgen will ich Sie um 10 Uhr Vormittags bei mir empfangen, um Ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß Sie ganz darauf verzichten müssen, mich ferner zu sehen.“ Der Brasilianer war natürlich zur Stunde an Ort und Stelle, aber kaum hatte er den Salon der Dame betreten, als ein Herr mit höchst erzürnter Miene hereinstürmte. — Ich wußte es doch, daß Du mich täuschest, rief er, und dieses hier ist Dein Mitschuldiger. — Aber ich bitte... stammelte der arme Anbeter ganz bestürzt. — Nichts aber — übergeben Sie mir sofort 10,000 Franken, oder Sie sind ein Kind des Todes! Dabei zog der Wüthende eine Pistole aus der Tasche. Alle Welt hat nicht gleich Summen von 10,000 Franken im Portemonnaie und der grimmige Gatte nahm indessen mit einer Acontozahlung von 1200 Franken vorlieb. Als sich der geplünderte Liebhaber jedoch frei sah, eilte er sofort zu dem nächsten Polizeikommissär, aber der Domino und der Gatte waren verschwunden und nicht wieder aufzufinden.

[Praktische Wohlthätigkeit.] Es gibt Leute, welche selbst aus der Wohlthätigkeit einen Fehler zu machen wissen, indem sie dieselbe nur einseitig ausüben. Ein Beispiel für diese Behauptung bildet Herr X., Besitzer von mehreren Häusern in einer bedeutenden Stadt und Inhaber eines großen kaufmännischen Geschäfts, welcher nebenbei den Ehrgeiz besitzt, als ein Wohlthäter der leidenden Menschheit gelten zu wollen. Er gibt zu jeder Sammlung für irgend einen mildthätigen Zweck mit vollen Händen und jeder Arme kann gewiß sein, bei dem edlen Manne eine Unterstützung zu finden. Aber — denn es hat leider ein Aber bei der Sache — dafür hat Herr X. eine eigenthümliche Art und Weise, sich zu decken, wie es in der geschäftlichen Welt heißt. Jedesmal, wenn er solch' einen Akt ganz besonderer Großmuth und Munificenz ausgeübt hat, steigert er am nächstfolgenden Tage einen oder mehrere seiner Hausbewohner in der Miethe und es gilt ihm gleich, ob dieselben wohlhabend sind oder nicht.

Die „Italia“ erzählt folgenden Fall, welcher bei Ponte Landolfo vorgekommen sein soll: „Ein Juwelier, welcher viele kostbare Gegenstände bei sich führte, hatte Aufnahme im Hause eines Priesters verlangt. Bei Nacht hört man klopfen; die Magd fragt: „Wer ist's?“ und die Antwort lautet: „Der Richter.“ Zwei Personen treten ein und stechen sie nieder, ohne daß sie einen Laut von sich geben konnte. Sie treten in das Zimmer des Priesters und ermorden auch ihn. Der Juwelier, durch das Geräusch erwacht, bewaffnet sich mit einem Revolver, stürzt sich auf die Mörder und tödtet sie. Als man sie näher ansah, waren es — der Richter und der Kanzlist des Ortes.

[Ein Monstre-Prozeß] ist in Westrußland zwischen einem Herrn Molpdezki und dem Fürsten Branicki angestrengt, wobei es sich um 16,000 Dessjätinen Boden handelt, resp. um eine Summe Nutznießung und Zinsen für 120 Jahre von 6,150,200 Silberrubeln.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 66:

„Ungarn“ ist ein schönes Land,
Wo die Stadt „Gran“ liegt wohlbekannt;
„Garn“ ist zuerst grau,
Weiß wird es mit Hülf' des Sonnenscheins
Und durch fleißiges Begießen;
Liebe „Anna“! du kannst's wissen.

A. Ph.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 75 Dienstag, 31. März 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung)

X.

Der Verabredung zum Trotze war Herr v. Damoiseau noch vor Herrn v. Grinding in Wien eingetroffen. Seit nämlich Adolph v. Grinding die Gewißheit hatte, daß er von dem Generalmajor, seinem Oheim, mit einer so reichen Schenkung bedacht sei, däuchte ihm der Besitz Therestens nicht mehr so überschwenglich wünschenswerth. Er bedachte, daß es auch andere schöne und liebenswürdige Damen gebe, auf deren Hand er nun, als ein reicher Mann, füglich aspiriren dürfe, und diese Reflexion, gepaart mit der Erinnerung an die stete Abneigung Theresiens gegen ihn, ließ ihn des Oheims Eifer beinahe bedauern. Er übereilte sich also durchaus nicht, weil man zu einer unangenehmen Thatsache doch immer noch bald genug kommt.

Am Mittag des 24. Dezembers langte Herr v. Damoiseau mit seiner Nichte in Wien an. Als der Reisewagen von der Taborlinie her das Rondell vor dem Prater passirte, gemahnte es Therese gar lebhaft an jenen Abend, wo sie, in de Bach's Vorstellung fahrend, das Unglück gehabt, ein Kind unter ihre Pferde gerathen zu sehen, und zugleich wieder das Glück, von Alfred und seiner Mutter nach Hause geleitet zu werden. Sie dachte an den Grafen, an den Knaben; unwillkürlich und mit einer fixen Idee, welche beinahe etwas Fatalistisches, Ahnungsvolles hatte, mußte sie diese beiden Menschen mit einander in Verbindung bringen. Eine Erinnerung, ein Gedanke fuhr ihr durch den Kopf. Jener Knabe, der ihr einst von Seiten des Grafen die Blumen gereicht, den sie jetzt wieder ganz lebhaft vor ihrem inneren geistigen Auge sah — war er nicht derselbe Knabe, welcher damals unter die Pferde gerathen war? Waren es nicht dieselben großen, tiefen, schwarzen Augen, so ausdrucksvoll in ihrem Schreck und ihrer Angst? War es nicht dasselbe verständige, feingeistige Gesicht, das bei jener zweiten Begegnung sie schon angeheimelt wie eine ferne Erinnerung?

„Er ist's! er ist's!" murmelte sie, aus ihrem Nachsinnen auffahrend, als der Reisewagen eben in die Landstraße einbog.

„Wer? Adolph? .... wo denn?" fragte Herr v. Damoiseau.

Sie erbleichte bei diesem Namen und verneinte die Frage, sich entschuldigend, daß sie wach geträumt. Also Adolph sollte sie in Wien wieder antreffen, der alte Handel sollte von Neuem beginnen? .... Es erfaßte sie wie ein Eishauch. Die Nachricht des alten Denis, daß der erwartete Gast nicht angelangt sei, erleichterte sie nur wenig.

„Denis," sagte sie, als der Alte ihr die ersten freien Augenblicke gönnte, um sie zu bewillkommnen; ich hätte eine große Bitte an Sie. Erinnern Sie sich noch des Knaben, welchen ich im vorigen Sommer überfahren? Nun, eben Den glaube ich wiedergefunden zu haben. Wollen Sie mir ihn aufsuchen, um dem Kinde eine Weihnachtsfreude zu bereiten?"

„Wie gerne!" rief der Alte, „gleich diesen Augenblick gehe ich; dem Kleinen sind wir ohnedieß noch das Schmerzengeld schuldig; das legen wir seinem heiligen Christ zu! — Und wo finde ich ihn?"

Da stack aber eben der Knoten, denn sie wußte das selbst nicht. Doch erzählte sie ihm, wie und unter welchen Verhältnissen sie den Kleinen zum Zweitenmale gesehen.

„Paolo!" rief Denis, und ein gewaltiger Grimm wallte in ihm auf; „wenn das wirklich der Knabe gewesen wäre, den die Tölpel von Dienern einmal derb abgeprügelt haben, als er sich hier im Hause zeigte!"

„Mißhandelt? ihn, den armen Knaben, der vielleicht kaum genesen hieher kam, um das verdiente Schmerzengeld zu holen? — O nicht möglich! Mußte denn alles Unheil für den Armen von unserem Hause ausgehen?"

Denis entschuldigte die Diener, theils mit dem strengen Befehl des Generalmajors, daß man den Knaben oder jeden andern Sendling des Grafen abweise, theils mit dem Irrthum der Diener und ihren Groll auf den armen Knaben, dessen Auftrag an das Fräulein ihnen eine so unangenehme Rüge zugezogen hatte.

„Nun liegt mir um so mehr daran, daß wir den Verunglückten und Mißhandelten auffinden, und ihm

die erlittenen Schmerzen und Demüthigungen vergessen machen!" sagte das Fräulein. „Gehen Sie zum Grafen, lieber Denis, und fragen Sie ihn nach dem Kleinen. Vielleicht war's sein Groom — doch nein! er sah mir zu hübsch und wohlgebildet, — ich möchte sagen: zu nobel — aus für einen Domestiken. Verhehlen Sie dem Grafen Nichts, lieber Denis; ich bitte Sie. Sagen Sie ihm, wie sehr seinem Schützlinge Unrecht gethan worden, und wie tief es mich jetzt schmerze, dieß zu erfahren. Aber reinen Mund darüber, lieber Alter; der Oheim darf davon Nichts ahnen, darum vertraue ich mich nur Ihnen an, Sie werden mich nicht verrathen!"

„Gewiß nicht, Mademoiselle!" sagte der Alte freundlich. „Was gäb' ich darum, Sie wieder so froh und glücklich zu sehen, wie vor Jahren! Je nun, vielleicht weiß Graf Scheideck ein Mittel dazu!"

Therese erröthete; aber einem so treuen Diener verzeiht man gerne. „Wenn der Graf nicht hier sein sollte," sagte sie, und ihre Stimme ward etwas unsicher, „so fragen Sie wenigstens die Frau Gräfin oder die jungen Comtessen, und empfehlen Sie mich Ihrem freundlichen Andenken!"

Der Alte ging, kam aber spät am Abend mit der Nachricht nach Hause, die Gräfin und ihre Töchter seien auf einem Krankenbesuch abwesend, und der Graf sei am Nachmittag aus England angekommen. Wie trübe dünkte ihr der Abend, wie langweilig gegen sonst! Sonst hatte sie sich kindlich gefreut auf den Weihnachtsabend und die Christbescheerung, wo sie erfreut wurde und Andere erfreute. Heute Abend, als da und dort in der Nachbarschaft die Lichter der Weihnachtsbäume aufloderten, — da ward ihr so schwer und enge ums Herz, als wäre sie eine arme Waise in wildfremder Ferne, und die hellen Feierkerzen gemahnten sie an die Glorie des Christabends im Vaterhause, an Stunden verschwundenen Glückes. Und war sie denn nicht auch eine Waise, eine sehr verlassene Waise? hatte sich nicht zwischen sie und den Oheim ein kaltes Fremdthun eingeschlichen, ein banges Mißtrauen oder Furcht, das all den liebebedürftigen Aufschwung ihres Gemüths zu erstarren drohte? Und wer anders war Ursache dieses Mißtrauens, als derselbe Mensch, den der Oheim jetzt mit solcher Ungeduld und Unruhe erwartete und um dessen willen auch heute die Weihnachtsbescheerung verschoben worden war, auf welche Therese so große Hoffnung gesetzt hatte, des Oheims alte Liebe und väterliches Vertrauen wieder gewinnen zu können. Herr v. Damoiseau war sehr unmuthig über seines Neffen Ausbleiben, und beinahe in Sorge um ihn, und Therese um so bänger und verstimmter, je mehr der Oheim Ungeduld wegen des Generalkonsuls an den Tag legte. So trennten sich Beide frühe am Abend, und Herr v. Damoiseau war froh, sein Abendspielchen mit einigen Freunden machen zu können, worunter auch der Hofrath v. Grinding, welcher dem alten Herrn seine Besorgnisse wegen Adolph's auszureden wußte. — —

(Fortsetzung folgt.)

Besteigung der Ortlerspitze.

(Fortsetzung.)

Das Gras war theils wegen des reichlich fallenden Taues sehr naß und ließ unsere Spuren deutlich zurück. Der Sturm hatte sein Toben vollständig eingestellt; nur die Wipfel der Fichten wurden von einem leisen Säuseln des Windes sanft hin- und hergewiegt. Eine Todtenstille herrschte ringsum; wenig unterbrochen durch den kaum vernehmbaren Schall der Fußtritte, bisweilen durch unsere Worte oder durch das Aufschwirren einzelner Schmetterlinge, welche der Schein der Laternen aus ihrem süßen Schlummer aufgescheucht hatte und die davonflogen in der Meinung, der Tag hätte angefangen. So wanderten wir bei sanfter Steigung des Berges auf weichem Moos durch den dichten Fichtenwald weiter, bis wir nach ungefähr einer Stunde die bereits oben erwähnten heiligen drei Quellen erreichten. Dann ging die Reise bei der dort befindlichen Wallfahrtskirche vorbei munter von Statten, da wir schon in Gedanken auf der Spitze des Ortler weilten und im Voraus von dem Anblick des imposantesten Panoramas der Natur neu beseelt waren. Ungeachtet dieser Muth und Kraft einflößenden Hoffnung aber mußten wir unseren Führer, welcher mit der Laterne voranging und in Ermanglung eines Sammelpfades den besten Weg aufsuchte, alle Augenblicke auffordern, seine Schritte nicht so zu beflügeln; theils weil wir besorgten, daß die Kräfte uns ausgehen möchten, theils weil der immer steiler werdende Weg schlüpfrig und mit großen sowohl als kleinen Steinen besäet war, die den Fuß ausgleiten ließen. Endlich weil man wegen des matten Lichtes, das die Laternen in der Dunkelheit verbreiteten, den Fuß nicht sicher aufsetzen konnte. War doch die Anstrengung schon dort, wo man noch auf Moos und Sand ging, sehr groß. Schweigend unseren eigenen Gefühlen überlassen und nicht ohne ein gewisses Bangen und Beben stiegen wir hinan durch die Waldungen von dichtem Laubholz, wo die Dunkelheit noch größer war, denn zuvor. Hier nämlich konnte uns das Licht der Sterne nicht erreichen. Wenn auch beim Beginn unserer Wanderung zahlreiche Wolkenschichten den Sternen ihren Einblick über die Erde nicht gestatteten, so hatten sie sich nun vielleicht aus Furcht vor dem bevorstehenden Aufgange der Sonne immer mehr getheilt und es dauerte nicht lange, und alle Wolken waren verschwunden, es funkelten Millionen von Sternen am Himmel und verbreiteten im Bunde mit den Laternen eine leid-

liche Helle. Indessen war die Beleuchtung doch noch immer sehr schwach, zumal da der Engländer bald darauf das Unglück hatte, auszugleiten und dem Führer, welcher unmittelbar hinter ihm ging, die Laterne entzweizuschlagen und das Licht auszulöschen. Dieses in der That unangenehme Ereigniß aber übte auf den Thäter nur einen geringen Einfluß aus, da dem Gehege seiner Zähne blos der unartikulirte Laut „Ah" entfloh. Wir freuten uns daher nicht wenig, als etwa um 4½ Uhr die Nacht dem Tage, die Finsterniß dem Lichte den Vorrang zu gestatten anfing und ein rosenfarbiger Schimmer am östlichen Horizont, welcher immer glänzender werdend sich nach und nach über den ganzen Himmelskreis verbreitete, den Aufgang der Sonne und Anbruch des Tages verkündigte. Die eisgekrönten Kuppen der anstoßenden Berge lagen da, umgeben von einem magischen, unbeschreiblich schönen Farbenkranze, den die Strahlen um sie gelegt hatten. Mittlerweile hatte das Laubholz aufgehört, um dem Nadelholze Platz zu machen, und etwas weiter hinauf traf man auch keine Hochwaldungen mehr an, sondern nur einzelnes oder gruppenweise beisammenstehendes Krummholz, über das wir oft mühsam hinüberklettern mußten. Die Luft wurde immer schneidender, die Vegetation verschwand immer mehr und mehr, den kalten Boden kleidete nur noch spärliches Moos, welches immer kleiner wurde, bis es zuletzt gänzlich aufhörte. Von da an erstarrte die Pflanzenwelt vollständig. Kein Halm sproßte mehr auf. Wir waren angekommen in der wüsten Region der Trafoi-Ferner, wo die Schneelinie ihren Anfang genommen, wo die Natur mit Eis und Schnee bedeckt in ewiger Erstarrung daliegt, kein lebendes Geschöpf sich zeigt und alles ein Abbild des Todes ist. Als wir den Fuß dieser Ferner erreichten, stand der Zeiger der Uhr auf sieben. Wir hatten also sechs mühevolle Stunden steilen und ungeheuer anstrengenden Weges zurückgelegt, die ihre Wirkung auf den Magen nicht verfehlt hatten. Um ihn zu befriedigen und zu versöhnen, breiteten wir unsere Decken aus, lagerten uns eine Gruppe bildend mit dem Bewußtsein, jetzt ein Frühstück verdient zu haben und sagten dem reichlich vorhandenen Proviant ordentlich zu. Nur erfreute es uns nicht, daß wir noch immer nicht mit unseren Augen die Ortlerspitze erreichen konnten und daß die Führer uns noch 5 Stunden Marsch über Schnee- und Eisfelder in Aussicht stellten.

Doch ohne den Muth zu verlieren, neu gestärkt durch das Frühstück, traten wir frisch und fröhlich unsere Reise wieder an, trabten über löchriges und mit etwas Schnee bedecktes Eis munter weiter, indem Jeder nach Belieben dahin seine Schritte lenkte, wo der Weg ihm am besten zu sein schien. Leider war die Zeit unserer Freiheit bald verstrichen, denn wir wurden, nun an klaffenden Eisschlünden angekommen, an ein langes Seil gebunden, damit wenn einer beim Hinaufklettern hineinfallen sollte, die Anderen den Betreffenden wieder herausziehen konnten. Voran schritt der Führer des Engländers, sodann der Engländer selbst, ihm folgte ich, dann kam mein Freund und den Nachtrab bildete der andere Führer. Nach Verlauf kurzer Zeit mußten die „Staffeln gesetzt", d. h. Löcher in das Eis geschlagen werden, in die wir hineintraten und so weiterwanderten.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken an Julius Grab.

(Am 29. März 1868, dem Tage der ersten h. Communion der Lateinschüler.)

„So oft ihr dieses Brodes
Und dieses Weins genießt,
Thut kund das Heil des Todes,
Aus dem euch Leben fließt."
(Viktor von Strauß.)

Eitel ist der Erde Freude,
Alles, was sie gibt, ist Schein,
Erdenglück ist ein Gebäude,
Das oft über Nacht stürzt ein.

Diesseits ist ein nutzlos Ringen,
Niemals ausgekämpfter Streit,
Müh' und Arbeit ohn' Gelingen,
Ungestilltes Herzeleid! —

So versunken in Gedanken,
Stand ich heut' vor manchem Grab,
Ach! wie viele Theuren sanken
In die Erde schon hinab!

Ueber mir im blauen Himmel
Hörte ich der Lerche Sang,
Ferne von der Welt Getümmel,
Fühlt' nach ihr ich keinen Drang.

Und ein heil'ger Gottesfrieden
Zog in meine Seele ein,
Jene Ruhe, die hienieden
Unser Herz beglückt allein! —

Und ich dacht' an alle Lieben
Dort in jenen lichten Höh'n
Und den Trost, der uns geblieben,
An ein einst'ges Wiederseh'n.

Da erblickt' ich schön verbunden
Kränze, und ein Grab geschmückt,
Liebe hatte sie gewunden,
Blumen zu dem Kranz gepflückt.

Wer ruht wohl im kühlen Grunde
Hier von Kummer frei und Schmerz? —
Da gab mir ein „J" die Kunde:
„Julius, geliebtes Herz!"

Ja er ruht im stillen Frieden,
Unter Rosen, Epheu, Moos,
Und des Lenzes ersten Blüthen
In der Erde dunklem Schoos.

Ihm, der frei von jeder Bürde,
Zog nach jenem Heimathland,
Legte heute auch die Myrthe
Auf das Grab die Mutter-Hand!

Wer hat Thränen nicht geweinet,
Der an diesem Grabe stand,
Wo die Liebe sich vereinet,
Und dem Theuren Kränze wand!

Welcher Jubel, welche Freude,
Waltet an des Ew'gen Thron,
Wo zum Liebesmale heute
Gehet der geliebte Sohn.

Wo der Seraphinen Heere
Loben Gottes Herrlichkeit,
Und der Cherubinen Chöre
Preisen Gott in Ewigkeit!

Heut' vereinigt Gott Euch wieder,
Die der harte Tod getrennt,
Euch, ihr guten Zwillingsbrüder,
In dem heil'gen Sakrament!

Dort steht er für seine Lieben,
Für ihr Glück und Wohlergeh'n,
Ueber jenen Sternen d'rüben
Werdet Ihr Euch wiederseh'n! —

— r —

Mannigfaltigkeiten.

[Neue Kugelspritze.] Aus Brüssel schreibt man der „Nat. Ztg.", daß die dortigen Waffenfabrikanten Christophe und Montigny der preußischen Regierung eine Kugelspritze geliefert haben, welche 37 Rohre hat, wodurch es möglich wird, 370 Schüsse in der Minute abzufeuern.

Die Buchhändlerische Produktion Deutschlands stieg von 8699 im Jahre 1866 auf 9855 im Jahre 1867. Was die einzelnen Fächer betrifft, so tritt uns die Philosophie mit 85 Werken, die Theologie dagegen mit 1365 entgegen. Jurisprudenz, Politik undd Statistik sind in 920 Schriften vertreten, Medizin und Thierheilkunde in 493, Naturwissenschaften nebst Chemie und Pharmazie in 575, Pädagogik und deutsche Schulbücher, Gymnastik 2c. in 932; Jugendschriften sind 228 erschienen. Die altklassischen und orientalischen Sprachen nebst Mythologie sind mit 470 Werken vorgemerkt, neuere Sprachen und Altdeutsch mit 320, Geschichte, Biographie, Memoiren 2c. mit 648, Geographie mit 249, Mathematik und Astronomie mit 119, Kriegswissenschaft 2c. mit 272, Handelswissenschaft und Gewerbekunde mit 330, Bauwissenschaft nebst Maschinen- und Eisenbahnkunde mit 168, Forst- und Jagdwissenschaft, Bergbau und Hüttenkunde mit 88, Landwirthschaft und Ackerbau mit 245, schöne Literatur mit 852, schöne Künste, Stenographie 2c. mit 367, Karten und Atlanten mit 234 Nummern.

Die Hungersnoth in Rußland erstreckt sich auf so weite Gebiete, daß ein merklicher nachtheiliger Einfluß auf die Kraft des Staates daraus erwachsen muß. Nach der deutschen „St. Petersb. Ztg." herrscht sie im ganzen nördlichen Rußland nebst Finnland, bis in das Gouvernement Perm im östlichen Theil des Gouvernements Petersburg, in den Gouvernements Nowgorod, Pleskov, Mohilew, Smolensk, Twer und Rjäsan. Der „Kolokol" schätzt die nothleidende Bevölkerung auf 14 Millionen Seelen.

Die deutsche Einwanderung in New-York betrug im Jahre 1867 115,829 Seelen, gegen 108,840 in 1866 und 82,894 in 1865. Im Ganzen sind 241,854 Personen in New-York eingewandert; die deutsche beträgt also beinahe die Hälfte der ganzen Einwanderung. Nächst Deutschland haben Irland (69,955 Personen) und England (33,599 Personen) die stärksten Einwanderungen aufzuweisen. Auf der Ueberfahrt verstarben 749 Personen oder 28/100 Prozent der sämmtlichen Einwanderer.

In diesem Jahre zu Pfingsten wird das rheinische Musikfest in Köln abgehalten werden. Da das erste dieser Musikfeste im Jahre 1818 in Düsseldorf stattfand, so wird mit dem diesjährigen, dem 45sten, zugleich die Jubelfeier des 50jährigen Bestehens dieser Feste zusammenfallen. Das Fest wird 3 Tage dauern.

Charade.

Die Erste enthält die Mittel zum Beißen,
Die Andere enthält die Sachen zum Beißen,
Das Ganze hindert die Mittel zum Beißen,
Zu kommen zu den Sachen zum Beißen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 76 Mittwoch, 1. April 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Am Christfeste langte der Erwartete an, und fand den freundlichsten Empfang bei seinem Oheim. „Hier ist Dein Angebinde, lieber Neffe!“ sagte Herr v. Damoiseau zu ihm, als die ersten Begrüßungen vorüber waren, und überreichte dem Generalkonsul Adolph v. Grinding eine Schenkungsakte über Besitztitel von 50,000 fl. Konventions-Münze in Grundbesitz und Bankdepositen. „Nun stehst Du Theresen gleich,“ unterbrach Herr v. Damoiseau den stürmischen Dank des Neffen; „darum schweige vorerst von Dankbarkeit. Uebte ich doch nur einen Akt der Gerechtigkeit aus, indem ich diese Güter Dir cedirte, denn sie sind ein Theil des Vermögens, welches Deine und Theresens Tante mir als Mitgift zugebracht. Morgen magst Du nun vor Therese treten und um sie werben — Deine Empfindungen für sie werden hoffentlich noch die alten sein, — und Ihr Beide könnt mir keine größere Freude machen, als indem Ihr mir erlaubet, Euren Bund, meinen Lieblingswunsch, recht bald durch meinen Vatersegen zu weihen!“

Adolph behauptete nicht Worte zu finden für seinen Dank. „Aber ich bitte Sie, Herr Oheim, übereilen Sie die Katastrophe nicht,“ sagte er. „Setzen wir nicht Alles auf's Spiel durch allzurasche Handlungsweise; einige Tage harmlosen und ungezwungenen Verkehrs mit der Cousine werden unseren Zweck eher fördern und mir die günstige Gelegenheit vorbereiten, wo ich meine Werbung, noch immer mein innigstes Herzensanliegen, vorbringen kann. Erlauben Sie mir, daß ich ihr jedenfalls zuvor die Angebinde überreichen darf, womit ich sie überraschen wollte!“ —

Es war Mittag, zwei Tage später, als Graf Scheideck in einem Miethwagen ins Haus seiner Mutter zurückkehrte, wo man mit dem Mittagsmahl auf ihn wartete. Ein tiefer Ernst lag auf seiner Stirne, ein geheimer edler Zorn zuckte um seinen Mund.

„Nun, wie steht's mit dem Kleinen, lieber Alfred?“ fragte die Gräfin, eine würdige Matrone, theilnehmend.

Alfred zuckte die Achseln. „Ich konnte den Jammer des armen Mr. Hencock nicht mit ansehen, und ging zu Baron Högg, um ihm das Memoire von Josephs Vater vorzulegen; ich dachte, Er der alle Kriege dieses Jahrhunderts mitgefochten, könne uns Auskunft geben; aber er besann sich lange vergebens. Vielleicht führt ihm sein Gedächtniß doch einzelne Züge vor, die ein Licht über diesen Fall werfen.“

„Und hat denn Mrs. Walden nichts Näheres über den verstorbenen Mr. Hencock gewußt?“ fragte die Gräfin.

„Noch weniger als Mr. Francis selbst weiß. Der verstorbene Mr. Hencock scheint ein sehr verschlossener Mann gewesen zu sein, und Verhältnisse des inneren und Familienlebens trennten ihn frühe von seinem älteren Sohne, und untergruben das Vertrauen, das zwischen so engen Blutsverwandten existiren soll. Die Mittheilungen des kleinen Joseph, unzusammenhängend und scheinbar widersprechend wie sie sind, leiten auf eine Spur, welche wiederum in Kreise führt, wo die Nachforschung schwierig, ja gefährlich wird. Francis und mich peinigt eine entsetzliche Unruhe, denn jeder Faden geht verloren, wenn der arme Knabe stirbt!“

„Aber die Wahrheit wird dennoch siegen!“ sagte die Gräfin. „Die Vorsehung, welche seither Alles so wunderbar gefügt hat, wird Euch noch weitere Mittel an die Hand geben, den Waisen einen Großvater zu verschaffen, und das räthselhafte Schicksal des verschwundenen Dieners aufzuklären.“

Alfred schüttelte den Kopf. „Gott gebe,“ sagte er; „aber die Hülfe muß rasch kommen, wenn sie wirksam sein soll. Der Knabe am Tode, die alte Frau vor Jammer und Kummer stumpfsinnig...“

„Nur die Hoffnung nicht aufgegeben, lieber Alfred. Wie viel ward schon gewonnen dadurch, daß ich den Brief des Kleinen an Dich öffnete, und ihn aufsuchte. Wie, wenn er früher gestorben wäre?... Doch nun zu Tische, mein Sohn; wenn wir nicht noch auf Mr. Francis warten wollen!“

„Er kommt nicht! ich konnte ihn nicht von der Seite seines Bruders bringen. Mir ist nur leid, liebe Mama, daß ich Ihnen so viel Störung und Unbehagen in Ihr friedliches Hauswesen brachte!“

Während des Essens erzählte ihm die Mutter mancherlei, was sich in den letzten Tagen während seiner Abwesenheit im Hause zugetragen, so auch, daß Fräulein v. Granthal schon einige Male den alten Kammer-

diener und Haushofmeister ihres Schlosses nach ihm gesandt habe, um ihn um Etwas zu befragen. Er war schon heute Früh hier, und wir haben ihn auf drei Uhr wieder hierher bestellt, weil es ihm erwünscht wäre, Dich selbst zu sprechen," sagte eine der jungen Comtessen; er that so wichtig und eilfertig, daß er mich ordentlich neugierig machte."

„Auch Briefe sind für Dich eingelaufen, lieber Bruder, sagte Comtesse Julie, die schon seit zwei Tagen auf Dich warten. Du findest sie auf Deinem Schreibtisch!"

„Sie werden nicht von Belang sein — Glückwünsche von Freunden zur Rückkehr oder gleichgültigere banale Höflichkeiten!" sagte der Graf. „Ich wüßte nicht, von wem ich Nachrichten zu erwarten hätte, und bin nicht in der Stimmung, die Zeit mit Niaiserien zu vergeuden."

„Einer davon ist sehr dickleibig und mit einem religiösen symbolischen Siegel verschlossen," erwiderte die Comtesse; „ich bin ordentlich neugierig gemacht worden, denn er hat, wenn mein Bischen Physiognomik mich nicht täuscht, ganz das Ansehen, als käme er von einem Geistlichen."

„Nun, Dir zu Liebe und zur Befriedigung Deiner Neugierde, liebe Schwester, können wir ja einmal nachsehen, ob Deine Ahnung wahr gesprochen?" sagte Graf Alfred. „Ich gehe, sie zu holen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Herrschaft des Menschen über den Tod.

(Fortsetzung.)

Ein weiteres, sehr lebensgefährliches Gewerbe ist der Bergbau, der in Großbritannien etwa 300,000 Menschen beschäftigt. In den britischen Gruben ereignen sich etwa 10,000 Unfälle, welche im Durchschnitt 1500 Menschen das Leben kosten. Es läßt sich statistisch nachweisen, daß ein großer Theil dieser Menschenleben durch sträfliche Fahrlässigkeit herbeigeführt wird, denn Unfälle lassen sich durch Vorsicht vielfach vermeiden und eine statistische Vergleichung mit andern Ländern ergibt, daß von 1000 Grubenarbeitern getödtet werden in

Preußen	1,9
Belgien	2,8
England	4,5
Staffordshire	7,8

Man sieht aus diesen Zahlen, in welchem Grade eine gute Verwaltung die Zahl der Opfer zu verringern vermag.

Jetzt wenden wir den Blick auf einen weitern Faktor und fragen: wie wirkt die Lebensweise auf die Sterblichkeit? Am schlagendsten läßt sich das nachweisen an den Wirkungen der Unmäßigkeit, namentlich in Bezug auf geistige Getränke. Es ist längst erfahrungsmäßig die Ansicht verbreitet, Trinker werden nicht alt, und Lebensversicherungsgesellschaften hüten sich sehr wohl, Trinker zu versichern. Die Statistik hat die Richtigkeit dieser Ansichten erhärtet. Das Beobachtungsgebiet, aus dem ich schöpfe, hat sich bloß auf solche Personen beschränkt, welche ganz augenscheinlich während einer längern Zeit gewohnheitsmäßig dem Trunk ergeben waren. Die Materialien sind von den Agenten der Medical, Invalid and General-Life-Office in London gesammelt worden und ergeben eine unerhört hohe Sterblichkeit, die dadurch nachstehend klarer zur Anschauung gebracht werden soll, daß ihr die Sterblichkeit der regulär lebenden Menschen für dieselben Altersklassen gegenübergestellt wird. Es sterben in den Altersklassen von

	Unmäßige.	Regulär Lebende.
21—40 Jahren	10 Prozent	1 Prozent
41—60 „	12 „	3 „
über 60 „	26 „	13 „

In der ersten Altersklasse ist also die Sterblichkeit der Unmäßigen 10mal, in der zweiten 4mal, in der dritten 2mal größer.

Berechnet man die mittlere Lebensdauer der Trinker von da ab, wo sie anfangen zu trinken, so ist dieselbe je nach den Getränken eine sehr verschiedene, bei

Biertrinkern beträgt sie bloß	21 Jahre,
Branntweintrinkern	16 „
Solchen, die beides trinken, bloß	15 „

Man sieht, in diesen Zahlen ist die Verwüstung, welche die Unmäßigkeit im Leben des Menschen anrichtet, sehr klar zur Anschauung gebracht. Bezeichnet man die Fälle, wo der Mensch mittelst Dolch, Kugel oder Strang seinem Leben ein Ende macht, mit akutem Selbstmord, so kann man mit vollem Recht das Laster des Trunkes einen chronischen Selbstmord nennen. Wer es scheut, verlängert sein Leben.

Einen schlagenden Beweis für die Art und Weise, in welcher durch die Fortschritte der Wissenschaft, durch verbesserte Verwaltung, durch Vorsicht u. s. w. die Zahl der Menschenopfer beträchtlich verringert werden kann, bieten die sogenannten Unfälle. Wir fassen zunächst die Eisenbahnunfälle in's Auge. Das Gebiet derselben vom statistischen Gesichtspunkt ist ein ungemein reiches. Wir wollen deßhalb hier bloß diejenigen Fälle herausgreifen, welche in der Wirkung am furchtbarsten sind, nämlich das Zusammenstoßen von Zügen während des Fahrens; die Unglücksfälle von Zusammenstößen auf den Stationen, welche ungleich weniger gefährlich sind, lassen wir außer Betracht. Bekanntlich ist die Zahl der Eisenbahnunfälle in den verschiedenen Ländern sehr verschieden. Die wenigsten ereignen sich in Deutschland, namentlich in Preußen. Dann folgt England; die bedeutendste Höhe erreichen sie bekanntlich in Amerika. Wir wollen auch die extremen Länder außer Betracht

lassen und bloß an einem Beispiel zeigen, wie in England durch eine verbesserte Verwaltung des Eisenbahnwesens die Gefährlichkeit, d. h. die Anzahl der Opfer durch Zusammenstöße von Zügen, sehr verringert worden ist. Wir nehmen einen 15jährigen Zeitraum, zerlegen ihn in drei fünfjährige Perioden und berechnen uns für jede Periode die Anzahl der Passagiere und die Zahl der Opfer. Die Zahlen sind in den offiziellen Dokumenten des Railway Departement of the Board of Trade entlehnt. Das Resultat unserer Rechnung ergibt Folgendes:

Es wurde getödtet durch Zusammenstoßen von Zügen in der

				Passagiere.
1. Periode	1	Mensch	unter	8 Millionen,
2. „	1	„	„	14 „
3. „	1	„	„	33 „

Die Gefährlichkeit ist also in 15 Jahren gerade um das Vierfache geringer geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Besteigung der Ortlerspitze.

(Fortsetzung.)

Sehr langsam näherten wir uns dem Reiseziel, weil einerseits das Löcherschlagen viel Zeit wegnahm, andererseits wir wegen der Steilheit des Berges nur in Schlangenwindungen, dem Körper die Lage einer schiefen Ebene gebend, hinanklimmen konnten. Dazu kam noch, daß unsere Füße vor Kälte fast alles Gefühl verloren hatten; theils aus Mangel an Bewegung, theils weil sie wegen des langen Verweilens auf den Staffeln, wodurch der kristallisirte Schnee schmolz, vollständig durchnäßt waren. Von den Füßen aus theilte sich dann die Kälte dem ganzen Körper mit. Glücklicherweise dauerte dieses Steigen nicht lange, denn wir gelangten bald auf die eigentlichen Schneefelder, deren Oberfläche von der hellstrahlenden Sonne erweicht war. Hier ging der Marsch, wenn er auch wegen des tiefen Einsinkens in den Schnee weit anstrengender war, wie zuvor, doch rascher von Statten, so daß wir nach kurzem Kampfe die Trafoi-Ferner überwunden hatten. Von dort aus war unser Reiseziel sichtbar. Das blendend weiße Haupt des fest im Schoße der Erde wurzelnden und jedem Unwetter mannhaft trotzenden Ortler, auf dessen reinen Schnee der blaue Himmel sich küssend herabneigte, zeigte sich unseren Blicken und entfaltete vor dem trunkenen Auge all seine Majestät und Pracht.

Der Zeiger der Uhr war um 2 Stunden vorgerückt, es war ungefähr 9 Uhr, als wir oben auf diesen Fernern Halt machten, um uns für die letzte Anstrengung kräftig zu stärken. Nachdem dieß geschehen, warfen wir noch einen scheidenden Blick auf die Stilfser Kunststraße mit ihren kühnen Windungen, dann auf das stille Trafoi zurück, welches wie ein dunkler Punkt aus der tiefen Thalschlucht heraufschimmerte. Herrlich und imposant war die Rundschau von diesem Punkte und konnte alle schon gemachten Anstrengungen würdig belohnen. Allein Besseres und Schöneres harrte unser, des Bleibens war dort nicht länger. Die Ortlerspitze war unsere Losung! Deßhalb hasteten wir uns so gut es ging, durch den tiefen Schnee weiter, in welchem wir fast immer bis an die Kniee hineinsanken. Sibirisch war die Kälte. Die empfindlich einwirkende Luft hatte einen ähnlichen Einfluß auf unsere Gesichtshaut wie Nadelstiche, die Brust wurde beengter, das Athemholen und Sprechen schwerer, die spiegelglatte in den Strahlen der Sonne wie Silber aufglänzende Schnee-Ebene des Berges, den wir nur lavirend hinanklimmen konnten, blendete die Augen und rief in denselben ein brennendes und stechendes Gefühl hervor. Die messerscharfe Schneekruste, empört darüber, daß sie unseren dicken Schuhsohlen nichts anhaben konnte, rächte sich mit um so größerer Wuth und Genugthuung an dem Oberleder in dessen sporadische Leere der Schnee ungehindert eindringen konnte. Dazu kam noch von Seiten der Führer die ängstliche Ermahnung und Aufforderung, unsere Schritte so viel wie möglich zu beflügeln, weil sie aus Erfahrung wußten, daß an der Stelle, wo wir uns jetzt befänden, wegen der Einwirkung der Sonne und sonstiger uns unbekannten Anzeichen leicht Lawinen „fortgingen". Bei dem Weitereilen, welches durch das Wort „Lawine" bewirkt worden war, trat der Engländer in das, von dem Bahnbrechenden Führer gemachte Loch unsicher hinein und rutschte aus. Doch der kühne Sohn der Alpen erstickte das Ausgleiten im Entstehen und hielt den Fallenden krampfhaft fest. Nachdem nun dieses, durch den Lawinensturz unsicher gemachte Schneefeld ohne weiteren Unfall passirt war, versicherte mein Freund seine Unmöglichkeit zum Weitergehen. Das Blut stieg ihm zu Herzen, der Athem stockte, eine leichenblasse Farbe lagerte sich auf sein Gesicht, die Kräfte verließen ihn und er fiel vollständig ermattet in den Schnee. Allein so nahe am Ziele wollten, wir dasselbe auch erreichen. Es wurde ihm etwas Erfrischung dargereicht und einige Minuten Ruhe gegönnt; dann wurde sein müder Leib wieder in Schlepptau genommen und weiter ging es den Berg hinan. Bald indeß trat ein böser Dämon hindernd in den Weg. Denn als wir eine kleine Strecke Weges zurückgelegt hatten, blieb der Führer, welcher einen bedeutenden Vorsprung vor uns hatte, plötzlich auf einer kleinen Erhöhung stehen, da er seinen Fuß nicht weitersetzen konnte. An der Stelle nämlich, wo er noch vor einigen Wochen seine Begleiter (einen Engländer und eine Engländerin) kühn und unbesorgt hinübergeführt hatte, war der Weg geborsten. Ein

klaffender mehrere Schritte breiter Eisschlund, hatte sich geöffnet, jedem Uebermüthigen, der ihn zu überwinden sich erkühnte, den unausbleiblichen Untergang verkündend. Nicht ohne Schrecken und Entsetzen sahen wir in diesen gähnenden Abgrund hinab, welcher trotz seiner grausenerregenden Tiefe wegen der schönen und mannigfaltigen Formen das Auge wunderbar anzog. Glücklicher Weise wußten die praktischen an solche Erscheinungen gewöhnten Führer Rath. Sie führten uns längs der unendlich gezähnten Kluft, in welcher die hineinfallenden Strahlen der Mittagssonne ein allerliebstes Farbenspiel hervorriefen, so lange hin, bis sie auslief in eine etwa 3 Fuß breite Spalte. Ueber selbe wurden wir trotz unseres eingelegten Protestes gleichsam hinüber gezogen. Wenngleich nur von da an der Weg nach der Spitze des Ortler über ein ebenes, sehr steiles Schneefeld führte, so hatten wir doch ein ähnliches Gefühl, wie das eines Wanderers auf einem Krater, da wir befürchteten, daß der Berg sich jeden Augenblick öffnen und uns unrettbar in seinen Schlund hinabreißen könnte. Doch die Führer versicherten die vollständige Gefahrlosigkeit des Weges. Deßhalb stiegen wir munter weiter und gelangten, nachdem wegen des müden Freundes oft Halt gemacht worden, glücklich auf der Spitze an.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Komponist der Melodie zu dem zum Volksliede gewordenen Gedichte Arndt's: „Was ist des Deutschen Vaterland," Johannes Cotta, ist am 18. März als Pfarrer in Willerstedt bei Weimar gestorben.

[Eine Eisenbahn-Schiffbrücke.] Die Direktion der pfälzischen Eisenbahnen hat in den jüngsten Tagen dem bayerischen Nationalmuseum ein Modell der neuen, interessanten Eisenbahnschiffbrücke über den Rhein bei Maxau zum Geschenk gemacht. Bekanntlich wurde der Vorschlag, Schiffbrücken bei Eisenbahnen zu verwenden, wo solche über Landseen gehen, deren Wasserspiegel meist ruhig und von konstanter Höhe ist, zuerst in Brittisch-Indien gemacht. Der Oberingenieur Herr C. Basler hat nun eine solche Brücke für den Rhein, trotz des sehr veränderlichen Wasserspiegels dieses Flusses und der lebhaften Schifffahrt und Flößerei auf demselben, nach einem neuen System verwirklicht. Die Brücke, welche in dem kurzen Zeitraum eines Jahres — Mai 1864 bis Ende April 1865 — gebaut und dem Verkehr übergeben worden ist, verbindet die beiden Bahnhöfe Maximiliansau (linkes Ufer) und Maxau (rechtes Ufer) in einer Länge von 362,8 Meter, in welcher jedoch die Auffahrtsrampen mit je 64 Metern inbegriffen sind. Die eigentliche Brücke besteht aus 12 Jochen mit je 2—3 Schiffen, unter welchen 6 Durchlaßjoche — auf jedem Ufer je 3 mit einer Länge von 54,5 Metern für die Schifffahrt und Flößerei — und 6 feste Joche sind. Auf diesen 34 Pontons ruht das Gebälk, welches in der Mitte des Eisenbahngeleis (3,5 Meter breit) und zu beiden Seiten die Straßenfahrbahnen (jede 4,2 Meter breit) trägt. Um nun mit den Eisenbahnzügen auf die mit dem wechselnden Wasserstande bald tief, bald hoch liegende Brückenbahn zu gelangen, mußten die Rampenanlagen an den beiden Ufern derart konstruirt werden, daß das Geleise derselben, gleichsam das Zwischenglied mit dem Geleise auf dem festen Lande und dem der Schiffbrücke bildend, in steter Ebene mit Hebevorrichtungen je nach dem Steigen und Fallen der Schiffbrücke gehoben und gesenkt werden kann. Es ist diese Aufgabe, wie man an dem Modell sieht, trefflich gelöst worden. Ebenso zeigt die Verbindung der Joche in Form des Druckhebesystems und der Hebelspannketten, daß in ordentlich kurzer Zeit (erfahrungsgemäß für 3 Mann etwa eine Minute und selbst bei Niederwasser nur 7 Minuten für 3 Durchlaß-Joche) die Durchlaß-Joche abgefahren werden können, um eine etwa 54 Meter freie Oeffnung zu schaffen, und daß beim Uebersetzen der Lasten die Einsenkungen sich von Joch zu Joch stetig übertragen, und selbst beim Passiren der Maximallast der Lokomotive von 350 Zentner Gewicht die Schiffe nur 18—20 Centimeter sich einsenken. Das neue, im bayerischen National-Museum aufgestellte Modell ist 3 Meter lang und zeigt die eine Seite der Schiffbrücke bis etwa zur Hälfte des Stromes.

[Theuere Zähne.] Bei Anlaß einer Kegelparthie entfuhr dem Metzgermeister Mollet von Balm (Kanton Solothurn) die Kugel nach rückwärts und verletzte einen Dragonertrompeter, der eben von einer Musterung heimkam, im Gesicht und schlug ihm zwei Zähne ein. Der Trompeter verlangte zuerst 10,000, dann 7000, zuletzt 3000 Francs Entschädigung. Der Fall kam vor die Geschworenen. Diese erklärten Mollet der fahrlässigen Verletzung schuldig, worauf ihn die Kriminalkammer zu 10 Francs Buße und 600 Francs Entschädigung verurtheilte.

Die Königin von Sachsen hat sich gegen die unangemessene moderne Haartracht der Damen erklärt. Sie hat nämlich, in Folge des Umstandes, daß sie häufig Amerikanerinnen und Engländerinnen empfangen hat, welche die geniale Verwirrung des Haares besonders lieben, eine Toilette-Ordnung für die Hofbälle erlassen, in denen eine Hauptforderung „gekämmtes Haar" ist.

Redakteur Gustav Mettert. — Druck und Verlag der F. Mailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 77 Donnerstag, 2. April 1868.

Die Erbschaft.

(Erzählung nach dem Französischen von Dr. Rödiger.)

I.

Eines Morgens kam Arthur d'Orbigny, nach einer furchtbaren Niederlage am grünen Tische, in seine Wohnung zurück. Der Portier trat ihm mit muthiger, bedeutungsvoller Miene und mit einem schwarz gesiegelten Briefe entgegen. Was eine bedeutungsvolle Miene in einem Portiergesicht zu bedeuten hat, ist leicht zu errathen: das Bedeutungsvolle wurde überdies durch das schwarze Siegel und das sehr groß geschriebene, dick unterstrichene Wort „dringend“ vollkommen gerechtfertigt. Der Thürhüter hatte mit dem feiner Zukunft eigenen Scharfsinne von der Dicke des Striches, auf welchem das Wort ruhete, auf die Wichtigkeit des Briefes geschlossen, und er hatte es für seine Pflicht gehalten, sich noch nicht schlafen zu legen, um dem jungen Kavalier das Schreiben persönlich einzuhändigen.

Arthur warf einen flüchtigen Blick auf die Aufschrift, erbrach das Siegel, und las bei dem zweifelhaften Schein einer qualmenden Lampe:

„Die Frau Wittwe Lamberty, Ihre Tante mütterlicher Seits, ist hier zu Pontoise gestorben, nachdem Sie von ihr zum Universalerben eingesetzt worden sind. Es würde mir sehr angenehm sein, wenn Sie sich gleich nach dem Empfange dieses Schreibens in mein Bureau verfügen wollten, um diese Angelegenheit, welche Ihre persönliche Gegenwart erheischt, mit mir zu ordnen.

Ihr ergebenster Diener

Frönel,

königl. Notar zu Pontoise.“

Arthur las den Brief zweimal mit einer Aufmerksamkeit, die ihm sonst bei keiner Lektüre eigen zu sein pflegte. Keine Thräne fiel aus seinen Augen zu Ehren der Tante, die er zwar nicht kannte, aber die ihn doch zum Erben eingesetzt hatte. Der Undankbare! in der Freude über die in Aussicht gestellte Erbschaft zog er seine Börse, mit dem festen Vorsatze, die Gefälligkeit des Cerberus mit der Freigiebigkeit eines Universalerben zu belohnen; aber — o Schrecken! die Börse war leer, der König Pharao hatte nicht einmal einen Kupfergroschen darin gelassen. Er untersuchte alle seine Taschen, um zu sehen, ob sich nicht ein Geldstück ohne sein Wissen versteckt hatte; aber es fand sich nichts, sein Geld hatte bis auf den letzten Heller den Weg zum grünen Tische genommen, und war von da in die Tasche eines glücklicheren oder geschickteren Spielers gewandert.

Sie sind ein edler, vortrefflicher Mensch, sagte er zum Pförtner, der seiner Börse eine nicht zu mißdeutende Aufmerksamkeit widmete; es thut mir unendlich leid, daß ich Ihnen nicht, wie ich es wünschte, für Ihre durchwachte Nacht dankbar sein kann; aber Sie sollen nicht zu kurz kommen, lieber Freund, darauf verlassen Sie sich. Wenn ich's etwa vergessen sollte, so erinnern Sie mich morgen, daß ich Ihnen ein Briefporto schuldig bin; ich weiß dann schon, was Sie damit sagen wollen. Gute Nacht!

Arthur begab sich in seine Wohnung, las noch einmal den Brief des Notars, und schlief mit den süßesten Träumen ein.

Er stand, seiner Gewohnheit gemäß, gegen Mittag auf, kleidete sich ganz schwarz, und ging in das Kaffeehaus, in welchem er zu frühstücken pflegte. Nachdem er durch seinen Appetit bewiesen hatte, daß er über jeden Erdenschmerz erhaben sei, setzte er sich in den Postwagen und fuhr nach Pontoise. Die drei Stunden, welche er unterwegs zubrachte, wurden mit den glänzendsten Entwürfen ausgefüllt. Mit Hülfe des, von der vortrefflichen Tante hinterlassenen Vermögens konnte er hoffen, den alten Glanz des Hauses d'Orbigny, der in Arthur's Person dem Erlöschen nahe war, wieder herzustellen. Der letzte Sprößling dieses Hauses war keineswegs ein gewöhnlicher Mensch; er war mit seiner einnehmenden Persönlichkeit wohl geeignet, eine Rolle in der eleganten Welt zu spielen. Er besaß eine gewisse Suade, welche im Nothfalle für geistreiche Unterhaltung gelten konnte und verstand es, ihr liebenswürdig zu sein, wenn er wollte. Als vollkommener Kavalier war Arthur sehr freigiebig, wenn er Geld hatte, was freilich nicht sehr oft der Fall war.

In Pontoise angekommen, begab er sich sogleich in die Wohnung des Notars Frönel, und ließ sich mit der Zuversichtlichkeit eines Mannes, der weiß, was er will, als „Chevalier d'Orbigny“ melden. Der Notar

saß in seinem Arbeitszimmer; er bot dem jungen Dandy mit großer Höflichkeit einen Stuhl, und nahm einen Pack gestempelter Akten zur Hand.

Herr Chevalier, sagte der Notar, nachdem er einen Augenblick in den Papieren geblättert hatte, Ihre Frau Tante hat Sie durch dieses Testament zum Universalerben eingesetzt; aber an dieses Vermächtniß — ich vergaß es, Ihnen gestern zu schreiben, hat sie eine conditio sine qua non geknüpft.

Arthur verstand, trotz seinem Abscheu vor Allem, was nach Gelehrsamkeit schmeckte, doch genug Latein, um den Sinn dieser Worte heraus zu finden.

Erklären Sie sich deutlicher, sagte er etwas betroffen.

Beruhigen Sie sich, erwiderte der Notar lächelnd: die an das Vermächtniß geknüpfte Bedingung ist nicht von der Art, daß sie die Kräfte eines so distinguirten jungen Kavaliers, wie Sie mir zu sein scheinen, übersteigen könnte.

Arthur sah in diesen Worten nur eine verkappte Ironie, und er fühlte seine Eigenliebe verletzt.

Sollte ich das Opfer einer Mystifikation sein? sagte er zu sich selbst. Aber eben seine Eigenliebe beschwichtigte ihn.

Sollte ein Notar in einem Landstädtchen wagen, sich über einen Mann, wie ich bin, lustig zu machen? dachte er plötzlich. Nein, das ist nicht wahrscheinlich.

Ihre Tante, fuhr der Notar fort, hatte bekanntlich außer dem Ihnen und mir bekannten Neffen, noch eine Nichte, welche vollkommen erbfähig, und außerdem eine vermögenslose Waise ist. Diese letztere Eigenschaft gab ihr einen gewissen Anspruch auf das Wohlwollen der Madame Lamberty. Vor einigen Jahren ließ sie diese Nichte zu sich kommen, und erzog sie mit der Liebe und Sorgfalt einer Mutter. Als sie sich ihrem Ende nahe fühlte, wollte sie die Zukunft ihrer Adoptivtochter sichern, und sie glaubte dies nicht besser thun zu können, als daß sie Ihnen, ihrem nächsten, und beinahe einzigen Verwandten, die Pflicht auflegte, das von ihr begonnene Werk zu vollenden: Sie sind also von ihr zum Beschützer, oder, wenn Sie lieber wollen, zum Gemahl ihrer Nichte ausersehen worden. Da es ihr bekannt war, daß Sie von Ihrem Herrn Vater nur wenig Vermögen geerbt haben, und da sie keineswegs die Absicht hatte, Ihnen die Last ohne Vergütung aufzubürden, so bestimmte sie Ihnen ihr zu hinterlassendes Vermögen, jedoch unter der Bedingung, daß Sie sich binnen drei Monaten nach dem Tode der Tante mit der Nichte vermählen!

Der Chevalier fühlte sich durch diese Mittheilung höchst unangenehm berührt, denn er hatte eine entschiedene Abneigung gegen Alles, was einer Fessel ähnlich war, und besonders gegen die vermeinten Blumenketten, in deren alleinigem Besitze sich Hymen seit undenklichen Zeiten befindet. Im sechsundzwanzigsten Jahre, gerade in dem Augenblicke, als Fortuna Miene machte, ihm ihren Geldkasten aufzuschließen, den Nacken unter das Ehejoch zu beugen, — welche Enttäuschung! Er sollte sich vermählen, und mit wem? Ohne Zweifel mit einem einfältigen Gänschen, — und vielleicht war das für ihn bestimmte Gänschen zum Erschrecken häßlich! Seine Haare sträubten sich bei dem Gedanken, und es fehlte wenig, so hätte er sich vollends aus dem Staube gemacht. Aber, er besann sich noch. Es ist doch vielleicht noch möglich, dachte er, Hymen mit seinen Rosenketten ganz aus dem Spiel zu lassen, ohne die Erbschaft einzubüßen.

Aber, wenn die Einwendung gegen diese Heirath nicht von meiner Seite käme? fragte er den Notar?

Dieser Fall, antwortete Frénel, ist von der Erblasserin wohl in Erwägung gezogen worden.

Der Dandy fing an frei aufzuathmen. Der Notar fuhr fort:

Wenn es Ihnen in der genannten dreimonatlichen Frist nicht gelingt, von Fräulein Cornelia (dies ist der Name ihrer Cousine), das Jawort zu erhalten, so bleibt sie im Besitz des von Ihrer Tante hinterlassenen Vermögens.

(Fortsetzung folgt.)

Besteigung der Ortlerspitze.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der muntere, joviale Führer setzte ihr seinen Hut auf, welcher ihr etwas zu klein war, aber dennoch gut stand, suchte dann auf zwei Fingern, die er an seine Zunge legte, den gellenden Pfiff der Lokomotive nachzumachen und rief: „Meine Herren Station Ortlesspitze. Aussteigen!“ Es war dreiviertel auf 12 Uhr, als wir oben unsere Fahne aufpflanzen konnten und angekommen waren am „Ende der Welt“, wie diese öde Gegend treffend genannt wird. Nach den neuesten trigonometrischen Messungen und Berechnungen befanden wir uns 12,026 Fuß über dem Niveau des Meeres.

Heiß, sehr heiß war der elfstündige Kampf gewesen, den wir mit dem Ortler gekämpft hatten; aber nachdem wir aus demselben siegreich hervorgegangen, wurden wir auf die würdigste Weise belohnt. Eine unvergleichliche, unbeschreiblich schöne Aussicht bot sich uns dar. Wir waren ganz im Anschauen verloren und trunken vor Entzücken. Zwischen gewaltigen Klippen zogen steile, geborstene Ferner thalwärts, von Eiswänden gekrönt; unsägliche Rauheit zeichnete ihre Formen aus.

Weite Spalten und tiefe Rinnen durchbrachen die Gletschermassen, deren Spitze theils breite, massige Kuppen, theils sanft oder steil ansteigende Pyramiden waren. Und hoch über ihnen ragte mit einem gewissen

Selbstbewußtsein die dreispitzige, nur von Nordwesten zugängliche Säule des himmelanstrebenden Ortler hervor. Jedem Wehen und Toben der Stürme unerschütterlich Trotz bietend, hob der Riese stolz und kühn in dieser wüsten Region, wo Kultur und Menschenhand noch keine Spuren zurückgelassen hatten, sein, so zu sagen, primitiv-gewaltiges und urwüchsiges Haupt empor. In weiter, weiter Ferne zeigte sich nach Osten hin, wunderbar genug unseren Blicken, ein kleiner, bläulich herüberschimmernder See. O welch' ein imposantes Naturgemälde! Wohin auch immer das trunkene gefesselte Auge inmitten dieser bezaubernden Wunder der Alpenwelt sich wenden mochte, überall gewahrte es nur den azurnen, von keinem Wölkchen getrübten Himmel mit der alles herrlich beleuchtenden Sonne und ewiges Eis und ewigen Schnee. Nirgends, weder in der Menschen- und Thierwelt noch in der Pflanzenwelt etwas Lebendes und Grünes. Die tiefe Einsamkeit, die großartige Wildheit und die malerische Romantik dieser seltsam geformten Eis- und Schneeberge, über die in Ermangelung jeglichen Lebens eine feierliche Stille, eine erhabene Ruhe hingeworfen war, machten einen überwältigenden Eindruck und riefen in unserem Innern Schauer der Anbetung und Ehrfurcht vor der Größe und Allmacht des Schöpfers hervor. Durch den entzückenden Anblick dieses heiligen, erhabenen Tempels der Natur entschwebten wir gleichsam der Sphäre des Irdischen, und wurden entrückt in höhere Regionen. Unser Gemüth wurden ergriffen und festgehalten von einer, vorher niemals empfundenen Gewalt. Allein unser Entzücken sollte nur ein betrübend ephemerisches Dasein leben. Denn während wir unsere Augen an diesem herrlichen Schauspiel weideten, forderte die schneidende Luft und Kälte uns mit aller Vehemenz zum Ausbruch auf. Der Führer rief: „Station Ortler, Einsteigen", und wir verließen nach eingenommener Mahlzeit und nach etwa viertelstündiger Rast vollständig befriedigt die Spitze, welche im eminentesten Sinne des Wortes eine Spitze ist, da sie zugleich nur für einen Mann Platz hatte.

Nachdem der Marsch, welcher weil bergab leichter und schnell von Statten ging, einige Minuten gedauert hatte, wurde die feierliche Stille durch das Fortgehen einer Lawine unterbrochen. Aus geringer Entfernung schlug ein donnerndes Krachen an unser Ohr, und wir bemerkten, wie der von der Sonne erweichte Schnee sich der Lawine ansetzte, wie diese bald zu einem riesigen Kolosse heranwuchs und mit unglaublicher Geschwindigkeit den Berg hinabrollte, bis sie in einer Schlucht verschwand und dort mit furchtbarem Getöse zerplatzte.

Nach diesem interessanten Intermezzo trabten wir, wie beim Hinaufgehen mit einem Seil aneinandergebunden, lustig weiter. Allein bald sollten wir die Gefahren einer Besteigung des Ortlers im vollständigen Maße kennen lernen. Denn, als wir mit gespanntem Seile, d. h. in einer so großen Entfernung von einander, als das Tau gestattete, hinabkletterten und an die verhängnißvolle Stelle gekommen waren, wo schon, wie früher bemerkt, der Engländer ausglitt: da trat mein Freund, theils aus Mangel an Kraft, theils wegen der glatten Schuhe und des lockern Schnees nicht fest auf, rutschte aus und nahm den arglos voranschreitenden und mit Löchermachen eifrig beschäftigten Führer mit sich. Sobald ich dies mit Schrecken gewahrte, suchte ich meinen Alpenstock mit Aufgebot aller Kräfte tief in den Schnee einzugraben um mich zu halten. Allein alles war umsonst; willenlos wurde ich mitgeschleppt. Wir drei zogen so gut als wir konnten die beiden andern unglücklichen Opfer fort und weiter ging es mit rasender Schnelligkeit den jähen Berg hinab, erst über harten und dann über weichen Schnee. Unaufhörlich taumelten wir einem gähnenden Abgrund entgegen, ohne jedoch wunderbarer Weise ein klares und vollständiges Bewußtsein von der Größe der Lebensgefahr zu haben, in welcher wir schwebten. Schon waren wir mehrere 100 Fuß hinabgerutscht, indem bald der Eine bald der Andere der Erste war; schon befanden wir uns nur noch wenige Schritte von der Schlucht, die unter uns dämonisch klaffte und uns ein sicheres Grab bereiten wollte; schon hielten wir uns für unrettbar verloren: als wir mit Einemmale einen erschütternden Ruck verspürten und es der bewunderungswürdigen, fast unerklärlichen Kraft, Geistesgegenwart und Gewandtheit eines der Führer gelang, uns aufzuhalten. Wir waren gerettet. Freudig und Gott für unsere Rettung dankend, arbeiteten wir uns wieder aus dem Seile heraus, in welches wir wegen der vielen beschriebenen Kreise sehr verstrickt waren, stäubten den Schnee von den Kleidern und betrachteten staunend auf der einen Seite die ungeheuere, in so kurzer Zeit zurückgelegte Strecke Weges und auf der andern den tiefen Abgrund. Doch der Sohn Albions war zu stolz, um sich rühren zu lassen; er wischte sich den Schnee aus den Augen und sprach die vier kühnen Worte: „Es ging doch schnell". Denn wie die imposante Pracht und Majestät der eben durchwanderten Gletschermassen nicht im Stande gewesen waren, auf seinem kalten, stereotypen Gesichte auch nur den leisesten Zug von Bewunderung und Ueberraschung hervorzurufen, so durfte sich auch diese gefahrvolle Schlittenfahrt nicht vermessen, mit einem fremden Gefühl sein heiligstes Innere anzutasten. Sämmtlich unversehrt, lenkten wir unsere Schritte nach rechts und setzten nicht ohne Bangen unsere Reise fort. Unsere Besorgniß war auch nicht ohne Grund; denn wenn zwar das am Vormittage unsichere Lawinenfeld jetzt, weil für die Sonnenstrahlen nicht mehr erreichbar, gefahrlos blieb, so hatten wir doch bald einen Punkt auf den Trafoi-Fernern erreicht, wo die Führer Halt machten und die dicken Felsblöcke hinabwälzten, um zu sehen, ob dort die Lawine „fortginge". Als aber an diese Stücke sich kein Schnee ansetzte und so sich herausstellte, daß keine Gefahr vorhanden wäre, stiegen wir

getrosten Muthes hinab, erreichten glücklich um drei Uhr den Fuß des Trafoi-Ferner und damit das Ende der wüsten Region des ewigen Eises und Schnee's. Dort wurden wir des fesselnden Seiles entledigt und wanderten, auf einem andern Wege als am Morgen, über Steingeröll mit unseren zerrissenen Schuhen, ohne neue erwähnenswerthe Erlebnisse nach dem im Dunkel der Nacht passirten Gotteshause. Hier nahmen wir zuerst aus den sprudelnden Quellen einen Labetrunk; brachen dann wieder auf und erreichten um 6 Uhr Nachmittags, also nach sechsstündigem Marsche von der Spitze des Ortler aus gerechnet, das Wirthaus von Trafoi. Der Engländer begrüßte seine Familie mit den Worten: „I have crowned this day“ und wir sagten vollständig mit ihm übereinstimmend „Yes“ dazu.

Mannigfaltigkeiten.

[Glimmerbrillen für Metall-Arbeiter.] Wem es unbekannt sein sollte, welch' großer Gefahr häufiger und gefährlicher Verletzung die Augen der Metall-Arbeiter, namentlich der Schmiede, Gußputzer, Schlosser, Bohrer u. s. w. ausgesetzt sind, dem empfehlen wir die so eben (bei Julius Sittenfeld in Berlin) erschienene Schrift: „Ueber das Vorkommen von Augenverletzungen bei Metallarbeitern und über eine neue Art von Schutzbrillen, nach Untersuchungen an 1283 Breslauer Fabrikarbeitern von Dr. Herrmann Cohn, Augenarzt in Breslau;“ diese Schrift ist eine gediegene und höchst beachtenswerthe Arbeit! Ganz besonders heben wir aber aus derselben hervor, daß Dr. Cohn in derselben den Metallarbeitern die Benutzung der von ihm erfundenen Glimmerbrillen empfiehlt, in welchen die Gläser durch Blättchen von ganz reinem, durchsichtigem Glimmer ersetzt sind. Diese Erfindung ist eine unendlich segensreiche, und wohl geeignet, in Zukunft viel Unglück abzuwenden, außerdem sind die Glimmer-Schutzbrillen unzerbrechlich, sehr leicht, halten die Hitze des Feuers oder glühenden Metalls vom Auge ab, und können für den geringen Preis von 1/6 Thaler pro Stück von dem Fabrikanten Max Raphael in Breslau (Bahnhofstraße Nr. 10) bezogen werden. Jeder Maschinenfabrikant sollte es sich zur freudigen Pflicht machen, seine Arbeiter mit diesem werthvollen und mit so geringen Kosten zu erlangenden Schutzmittel zu versehen. Außer für Metallarbeiter sind derartige Brillen auch allen Steinarbeitern, den Kohlenarbeitern, den Bergleuten, Heizern, Eisenbahnschaffnern, Arbeitern in chemischen Fabriken, kurz allen Denen zu empfehlen, deren Augen der Gefahr der Verletzung ausgesetzt sein können.

[Aprilschicken.] Die Sitte, die Leute in den April zu schicken, soll 1530 auf dem Reichstage zu Worms aufgekommen sein. Damals wurde von der deutschen Nation sehr viel Geld für den Türkenkrieg gefordert und es sollte dazu das Münzwesen neu regulirt werden. Da man aber vor anderen wichtigen Geschäften nicht dazu kommen konnte, setzte man einen besonderen Münztag auf den 1. April 1530 zu Augsburg an. Es wurden daraufhin viele Spekulationen gemacht und die Geldleute von ganz Europa fanden sich zu dem genannten Tage ein, sahen sich aber getäuscht und mußten die Reise- und Zehrungskosten noch obendrein geben. Seit jener Zeit sind die Narren am 1. April nicht ausgestorben.

[Der falsche Paß.] Ein Reisender, der die österreichische Gränze passiren mußte, vergaß auf der vorletzten Station seinen Paß. Der Oberkellner seines Gasthofes rieth ihm, den Speisezettel statt des Passes zu sich zu stecken. Der Reisende that es im Scherz und offerirte denselben richtig dem Gränzbeamten. Dieser durchgeht den vermeintlichen Paß in folgender Ordnung, indem er den Reisenden dabei scharf und unter fortwährendem Kopfschütteln fixirt. „Kalbskopf! Hm? Es kann holt sein.“ „Ochsenmaul! Auch nicht übel.“ „Gansleber! Dos is mir aber do no nit vorgekommen.“ „Froschschenkel! Hm! Hm!“ (indem er den Reisenden mit wahrem Mitleiden betrachtet.) „Se fohrens nur zu, i hob schon gsegn, Sie seiend a unglücklicher Mensch.“

[Der galante Ungar.] Auf einem Ball in Wien forderte ein Ungar eine Dame zum Tanzen auf. Diese ihres weißen Kleides wegen besorgt, machte den etwas unsaubern Magyaren aufmerksam, daß er keine Handschuhe anhabe. „Das thut nix!“ erwiderte er, „wasch ich mich nachher!“

Einige Farmer besprachen die verhältnißmäßigen Vorzüge von Dreschmaschinen, die in einer landwirthschaftlichen Ausstellung aufgestellt waren und die einander Konkurrenz machten. Ihr Gespräch wurde zu ihrem Erstaunen von der Frau des Farmers, bei dem sie sich befanden, mit der Erklärung unterbrochen, die beste Dreschmaschine, von der sie etwas wisse, sei ein Besenstiel; ihr Mann sah ganz so aus, als ob er den Worten seiner Frau Glauben schenke.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 78 — Freitag, 3. April — 1868

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Die Aufregung, in welcher er zurückkam, bewies nur zu deutlich, daß der fragliche Brief von Wichtigkeit war. „Von meinem alten Freunde und Lehrer, Pater Girard!“ rief er den Seinigen zu, die ihn fragend anblickten. „Licht, Licht in unsere Dunkelheit! Hört nur!“ Und er las:

„Mein theurer Graf!

Vergeben Sie einem Greise, der Ihre edle Herzenseigenschaften unter seinen Augen sich entfalten sah, und in ihnen die lohnenden Früchte seiner Lehren erkannte, wenn er des Zöglings noch mit solchem Vertrauen gedenkt, daß er ihm einen Ritterdienst zur Ehre Gottes und zum Frommen Bedrängter anzubieten wagt. Sie müßten nicht mein liebster Schüler sein, dürfte ich fürchten, Ihnen mit meinem Anliegen beschwerlich zu fallen, auch wenn Gefahr, wenn vielleicht Aergerniß und Undank bei Dem zu gewärtigen wäre, was meine Bitte von Ihrer werkthätigen Hülfe zu fordern wagt. So hören Sie denn mein Anliegen. Seit drei Jahren bin ich hier als Seelsorger des Irrenhauses angestellt, ein Beruf, den mir ein heiliger innerer Drang erschlossen und hat liebgewinnen lassen, denn diesen Hülflosen zu dienen, ist doppelter Gottesdienst und Kirchendienst. Wie Sie sich denken können, sieht man da in allerhand Tiefen und Abgründe der Menschenseele hinein, und findet bei jedem dieser Kranken ein Räthsel, dessen Lösung des Suchers Mühe lohnt. Da hab' ich denn nun schon seit Monaten einen alten Mann unter meinen Pfleglingen, an dessen Heilung wohl die körperliche Heilkunde, nicht aber der Arzt der Seele verzweifeln darf. Es ist ein Mann, der viel erlebt, viel von der Welt gesehen, und nun, in Folge heftiger und plötzlicher Gemüthserregungen, das klare Licht des Verstandes verloren hat. Finstere Entmuthigung und Schwermuth und ein ohnmächtiger verzweifelnder Ingrimm peinigen ihn und führen ihn wechselsweise durch alle Stadien des Wahnsinns. Wenn dann aber lichte Momente kommen, so erzählt er klar, zusammenhängend, die wechselvollen Begebenheiten seines Lebens, die fast allzu romanhaft sind, um wahr zu sein, aber auch allzu wahr, um in seiner Phantasie erstanden zu sein. Er nennt sich Wenzel, oder Wenzel Greß, war Soldat, desertirte Anno 9, kam auf allerlei Fahrten nach Frankreich und Spanien, dann nach England, nach Ostindien mit einem Herrn, den er bald Hencock, bald Vogel, bald seinen Leutenant nennt, kehrte nach dessen Tode in diesem Jahre nach Deutschland zurück, als Begleiter der Hinterlassenen dieses Herrn, die er genau beschreibt, und in seinen Monomanieen bald in bitterer Armuth, bald am Leben bedroht sieht. Wie er ins Gefängniß kam, nachdem er bestohlen worden, wie er dann der Irrenanstalt übergeben worden, — ich vermag's aus seinen wirren Mittheilungen nicht zu entziffern. Aber zwei Namen, die in all seinen Mittheilungen stereotyp wiederkehren: das Gasthaus zum goldenen Schlüssel in der Leopoldstadt, und ein Herr oder einige Herren v. Grinding, in welchen er seine Feinde sieht, und gegen welche sich in seinen Hallucinationen wie in seinem Delirium stets seine Wuth kehrt, deuten auf Wirklichkeit, auf ein Verbrechen, das man an dem alten geistesschwachen Manne begangen.

„Erst seit sehr kurzer Zeit habe ich sein Vertrauen; seither begegnet er mir niemals, ohne mich kniefällig anzuflehen, daß ich mich des Kindes von Mr. Hencock erbarme und einer alten Frau, der Großmutter des Knaben. Aber mir fehlt der Schlüssel zu dem Geheimniß, und meine Gicht fesselt mich in diesen Wintertagen an meinen Armsessel. Mein lieber Herr! wüßten Sie, wie es mich geistig drückt, dem inneren Drange nicht körperlich folgen zu können, welcher mich überzeugt, daß in diesem Wahnsinn Sinn und Wahrheit ist, — Sie würden mir gewiß vergeben, daß ich mich an Sie wende, und Sie bitte, in diesen feierlichen Tagen, die uns an die Geburt Jesu Christi gemahnen, sich der Sache des armen Wahnsinnigen anzunehmen um derer Willen, für die er leidet! Mein lieber Herr Graf, wenn Ihnen in diesen Tagen auch nur Ein Stündchen übrig ist für einen siechen Greis, so besuchen Sie, damit ich Ihnen meinen Schützling vorstelle und Sie aus seinem Munde seine Geschichte hören, Ihren alten Lehrer. Wenn ein Verbrechen an dem Wahnsinnigen begangen worden, wenn es jene Herren v. Grinding sind, die es begingen, — Männer, die in hohen Ehren stehen, dann, mein lieber Graf, bedarf es eines muthigen und einflußreichen Kämpfers, um die Bosheit zu entlarven.

Werden Sie mir zürnen, wenn ich mich erkühnt habe, in Ihnen den geeignetsten Ritter zu sehen?

Bis ich Ihnen die Hand drücken darf, mit treuer Liebe

Ihr alter Freund

B. Girard."

„Grinding! wieder Grinding!..." sagte Alfred, als er zu Ende gelesen, noch tief ergriffen von dem Inhalte dieses Schreibens. „Auch der kleine Joseph sprach von einem Herrn, den er bald Grinding, bald Stark nannte! Ich muß meinem Grimm Fesseln anlegen, um nicht zu glauben, daß ich diesen Menschen kenne!"

„Aber Wenzel, der alte Diener, von welchem der Knabe so viel sprach!" sagte die Gräfin. „Welch ein Ungefähr, daß er wieder zum Vorschein gekommen! Du wirst doch Deinen alten Freund aufsuchen, Alfred?"

„Ich bin im Begriffe, es zu thun; nur schwanke ich noch, soll ich allein, soll ich mit Baron Högg, und mit Francis hingehen!" — Nein, mit Francis! der kann allein entscheiden, ob sich der ehrwürdige Girard täuscht, und mit dem Baron, da seine Stellung uns Gewicht verleiht, wo das Recht allein zu schwach! Adieu, Mama! ich bringe Ihnen hoffentlich bald gute Nachricht!"

Als er nach dem Mantel und Hut griff, ließ sich der alte Denis melden, und trug seinen Auftrag vor. „Der Knabe ist zu finden," sagte der Graf; „aber wenn Sie ihn noch sehen, und ihm das Mitleid des Fräuleins bringen wollen, so müssen Sie eilen, mein lieber Herr! vielleicht versüßen Sie einem Sterbenden noch die letzte Stunde mit dem Gruße eines Engels, wie das Fräulein ist!"

„Eines Sterbenden? wär's möglich? und wo finde ich ihn?"

„Begleiten Sie mich; ich eile zu ihm! Es dürfte die höchste Zeit sein!" — Denis war's zufrieden, und Beide stiegen in den Fiaker. So sehr auch Alfred's Gedanken anderwärts waren, konnte er doch nicht umhin, nach Therese zu fragen. Er erfuhr von dem Alten, daß sie tief bekümmert, weil noch am Abend vermuthlich ihr die Einwilligung mit Herrn v. Grindig abgedrungen werde. „Der Hofrath Grinding und sein Neffe speisen heute bei uns," sagte Denis, „und nach dem Diner wird wohl die Entscheidung kommen. Wenn diese Beiden beisammen sind, geht's sicher auf eine Teufelei aus!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Herrschaft des Menschen über den Tod.

(Fortsetzung.)

Werfen wir noch einen Blick auf die Unfälle zur See. Was hier durch die Wissenschaft geleistet worden, ist in der That erstaunlich. Dove hat durch sein Gesetz der Stürme die Gefährlichkeit derselben entschieden abgeschwächt; die eingeführten Sturm-Signale sind in ihrer Wirkung sehr bedeutsam, wenn sich auch dieselbe noch nicht in Zahlen nachweisen läßt. Zur Rettung Schiffbrüchiger existiren jetzt an den Küsten des Vereinigten Königreichs etwa 200 Rettungsboote, welche zum größten Theil der Royal-National-Life-Boat-Institution gehören. Ebenso sind etwa 250 Stationen für den Mörser- und Raketen-Apparat errichtet. 114 dieser Küstenstationen sind mit Kapitän Ward's Korkjacken und Rettungsleinen versehen, die in Gebrauch kommen, wenn ein Fahrzeug der Küstenwache, eine sogenannte Coast-Guard-Galley in stürmischem Wetter bemannt werden muß, oder wenn Leute zu retten sind, die mit der Brandung kämpfen. Der ungemein zunehmende Verkehr zur See vermehrt natürlich die Zahl der jährlichen Unglücksfälle von Schiffen. 1855 kamen 1141, 1862 1488 vor; die Zahl der dabei um's Leben Gekommenen schwankt sehr, je nachdem die einzelnen Jahre von Stürmen heimgesucht waren oder nicht, aber ungemein stark im Wachsen begriffen ist die Zahl derer, welche aus Schiffbrüchen durch den oben erwähnten Rettungsapparat gerettet werden. Es wurden gerettet

1858	1555,
1859	2332,
1860	3697,
1861	4624,

Man kann wohl mit Fug und Recht behaupten, daß diese in der That dem Wellentode entrissen werden.

Ein weiteres Beispiel, wie ganz natürliche, von den Menschen abhängige Verhältnisse auf die Zahl der Opfer einwirken, welche das Meer jährlich zu fordern scheint, bieten folgende Thatsachen:

Klassifizirt man die Schiffskapitäne, welche durch natürliche, mit dem Leben zur See nothwendig verbundene Unglücksfälle, als Ueberbordstürzen, von Sturzwellen weggerissen werden, von Masten erschlagen werden u. s. w., ihr Leben verloren, nach dem Alter, so ergibt sich, daß die jüngere Generation prozental dem Tod ein ungleich stärkeres Kontingent stellt, als die ältere. Mit anderen Worten heißt das, vorgerückte Jahre und gewonnene Erfahrung machen die Kapitäne vorsichtig und, diese ihre Vorsicht und Umsicht schützt sie vor den drohenden Unglücksfällen, mit denen das Meer unablässig das Leben der kühnen Seeleute bedroht. Ich entnehme die statistischen Unterlagen für diese interessante Thatsache den Berichten der „Master-Mariners-Society," einer Versicherungsgesellschaft, welcher sämmtliche Schiffskapitäne beitreten müssen. Den Beobachtungen unterlag ein Zeitraum von 14 Jahren.

Noch ungleich interessanter ist folgende Thatsache, die sich ebenfalls aus diesen Berichten ergibt.

Nimmt man nämlich die Anzahl der sämmtlichen Schiffe, welche innerhalb des obigen Zeitraumes entweder ganz untergingen oder durch Schiffbruch beträcht-

lichen Schaden erlitten, und bringt sie in Relation mit dem Alter der Kapitäne, welche diese Schiffe kommandirten, so ergibt sich wiederum das eigenthümliche Resultat, daß prozental ungleich mehr Schiffe untergehen, die von jungen, als solche, die von ältern Kapitänen kommandirt werden. Man hat hier einen unwiderleglichen Beweis dafür, daß der Mensch in dem Maße siegreich aus dem Kampfe mit dem Tode hervorgeht, als er seinen Verstand gebraucht und die Erfahrung auf sich wirken läßt.

Die angeführten Beispiele mögen genügen für den Beweis des Satzes, daß der Tod unter der Herrschaft des Menschen steht. Wir haben gesehen, wie von allen Seiten feindliche Gewalten sozialer und tellurischer Natur auf das Leben und die Gesundheit der armen Erdenbewohner einwirken und wie der Mensch mit größerm oder geringerm Erfolge dieselben bekämpft, d. h. sein Leben verlängert oder verkürzt. Was vermag blinder Aberglauben gegen die Zahlen, diese unüberwindlichen Despoten des gesammten Kosmos? Gott hat die ewigen Gesetze geschaffen, nach denen sich Leben und Sterben im Weltall vollzieht und gestattet keine Abweichung von diesen Gesetzen, weder zu Gunsten eines unermeßlichen Himmelskörpers, noch zu Gunsten eines winzigen Erdenbewohners.

(Schluß folgt.)

König Ludwig I. von Bayern.

Le roi est mort, vive le roi! Am 13. Oktober 1825 war Vater Max I. im Schlosse zu Nymphenburg Todes erblichen; sofort wurde Ludwig als König von Bayern ausgerufen. Im Patent seines Regierungsantrittes erklärt der dankbare Sohn: „Solch einem König kann man nacheifern, ihn erreichen nie." Seine innerste Ueberzeugung schrieb er auf die silberne Vase, die nach Altöttingen abging: „Das beste Herz!"

Ludwig erfaßte das Scepter mit dem festen Entschluß: nicht bloß König, sondern Regent seines Volkes sein zu wollen, er fühlte in sich den Herrscherberuf, und lehnte die Verpflichtung nicht ab. Sein überlegenes Talent wurde weder durch die Räthe der Krone noch durch die Redner der Kammer in Schatten, sein redlicher und energischer Wille vom ganzen Volke niemals in Frage gestellt. Schon am 30. Oktober gab er offen seine Gesinnung kund; es war bei der Beeidigung des neuen Bischofs Oesterreicher von Eichstädt. Der König sprach zum versammelten Klerus wörtlich: „Wenn Sie, meine Herren, Ihre Pflicht thun, und auf die Volksbildung gehörig wirken, dann kann der König ruhig schlafen." Dann zu dem aufgeklärten Minister Thürheim und zum Feldmarschall Wrede gewandt: „Mit Gottes Hülfe wird es gehen, wie ich es fürs Beste halte, und will! — und es muß gehen!" Die Umgebung stand über diese ungewohnte Ansprache und die nachdrückliche Betonung ganz betroffen. Tüchtige Regenten sind zugleich sparsame Haushalter, um die Mittel für wichtige Unternehmungen nicht zu vergeuden. Bayern ist nur klein, das Volk nicht reich, der Aufwand der vorigen Regierung zehrte das Mark des Landes auf. Beim Kongreßspiel zu Wien hatte Vater Max, wie es hieß, eine Million in die Schanze geschlagen; seine Minister bezogen bei 30,000, ja der Ministerpräsident durch Einlrung der Aemter bis zu 70,000 fl.

Schon am 25. Oktober setzte Ludwig I. das Maximum eines Ministergehalts auf 12,000 fl. fest. Wie staunten die Höflinge, als plötzlich aller überflüssige Luxus abgeschafft, ja nicht einmal die reiche Garderobe des vorigen Herrn unter die Kammerdiener vertheilt, sondern versteigert wurde! Sie hatten unter der alten Herrschaft sich Häuser gebaut, als sie aber dem neuen Fürsten ihre Dienste antrugen, dankte dieser mit den Worten: „Anziehen kann ich mich selbst, und ausziehen will ich mich nicht lassen."*) Er wollte auch nicht von fremder Hand barbirt sein, sondern konnte ähnlich, wie Kaiser Joseph II. sagen: Ich barbire den König! Dasselbe Rasiermesser hatte vierzig Jahre die Schneide. Er bedurfte keiner ausländischen Tücher, sondern alle Bedürfnisse des Hofes sollten im Inlande befriedigt, und die einheimische Industrie gehoben werden. Noch mehr haßte er das Fremde, wenn es französische Firma trug. Bezeichnend ist eine Anekdote, welche damals von Mund zu Mund ging. Als nämlich einige Hoflieferanten in Deputation bei der neuen Majestät ihr Gesuch um Fortdauer der bisherigen Aufträge mit Klagen über die schwere Zeit im Leichenbitterton vorbrachten — wog der König in der einen Hand das goldene Siegel und Uhrgehänge des einen Bittstellers, und sprach mittendrein: „Schwer! schwer!" Dann plötzlich den Nebenmann beim Rock fassend: „Wie viel kostet dieses Tuch?" „Sieben Gulden," stotterte der Verlegene. Schön! „Meines kostet fünf!" erwiderte der König und ließ sie verblüfft stehen. Es ist in der Regel ein Beweis der Popularität eines Fürsten, wenn er der Held der Anekdoten wird. Uebrigens legte der eigene Kammerdiener jedesmal wenig Ehre ein, wenn er die Nothwendigkeit der Nachschaffung eines neuen Inventarstücks für die Garderobe betonte. Dabei wurde der königl. Würde nichts vergeben, vielmehr hatte der familiäre Ton mit den Lakaien im Vorzimmer ein Ende. Der König trat ein-

---

*) Der Kronprinz gab seiner Dienerschaft Remuneration für den Tisch, soweit sie nicht gelegentlich seiner Anwesenheit in München bei Hof speisten. Da aber König Max sie einst als seine Gäste angeredet hatte, nahm er sich diesen Abzug als ein begangenes Unrecht zu Herzen, und ließ seinem Personal den Betrag für all die vergangenen Jahre nachbezahlen, auch den hinterlassenen Wittwen es erstatten.

sach und leutselig unter sein Volk, um dessen Bedürfnisse kennen zu lernen.

Das Land war verschuldet; er hielt es für unerläßlich, nicht nur alle Sinecuren abzuschaffen, sondern setzte auch die für die Staatskasse so drückenden Pensionen sehr niedrig, was bei den zahlreichen Betheiligten sehr bittere Klagen hervorrief. Ebensowenig dankte man ihm, als er später den Zinsfuß der Staatsschuld auf 3½ Prozent setzte. Als er nach alter Königssitte 1828 seine Rundfahrt hielt, um von Land und Herrschaft im weitesten Sinne Besitz zu nehmen, geschah es nicht, um unter Glockengeläute und Böllerklang allenthalben seinen Triumpheinzug zu halten, sondern der König wollte sein Volk kennen lernen, überall selber zusehen und trösten; wenn nicht gleich, so werde man später seine Handlungsweise billigen. Er fragte die Bürgermeister nach dem Stande der Gemeindeschulden, und drang in der Folge auf deren Abzahlung, bedauerte das Darniederliegen der Geschäfte, lobte die arbeitsame Hand des Bürgers, und ermunterte zum Fleiße mit der Bemerkung: „Ich selber stehe Morgens um 4 Uhr auf und arbeite bis in die Nacht." Alt und Jung sprach mit Ueberzeugung von dem Geist und guten Willen seines neuen Herrschers.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der ehemalige Herzog Karl von Braunschweig, der seit seiner Flucht aus seinem Palaste zu Braunschweig 1830 in Paris weilt, erläßt unter den bezahlten Anzeigen der Londoner „Times" einen glühenden Protest gegen die Neugestaltung der Dinge in Deutschland und erwähnt, unter schlecht verhehlter Freude, daß es dem König von Hannover ähnlich ergangen, wie ihm, dem Herzog, daß der Welfenkönig des Herzogs Privatvermögen seit 40 Jahren widerrechtlich besitze, „ohne die Zinsen bezahlt zu haben." Der kuriose Protest schließt mit den Worten: „Deßhalb erneuern Wir hiermit Unsere früheren Proteste gegen diese bedauenswerthe und ungerechte Sachlage, wie Wir auch früher nie unterlassen haben, dagegen beim deutschen Bunde, wie bei allen europäischen Großmächten zu protestiren, und Wir behalten Uns besonders Unsere Rechte als Haupt des königlichen Hauses der Welfen auf alle Unsere souveränen Besitzungen, so wie auf Unser in Deutschland befindliches Privatvermögen vor, deren Wir durch Gewalt, aber nicht auf gesetzlichem Wege beraubt worden sind. Zu Urkund dessen haben Wir gegenwärtigen Protest eigenhändig unterzeichnet und mit dem großen Staatssiegel untersiegelt. Zu Paris am 18. März im Jahre des Herrn 1868 und im 53. Jahre Unserer Regierung. Gez. Karl Dux."

Ein Mann aus einer Grafschaft im Staate Missouri, in dem es Pferdediebe im Ueberfluß gibt, stritt sich mit einem Einwohner des Staates New-Hampshire über die verhältnißmäßige Fruchtbarkeit der beiden Staaten. Der Yankee behauptete, in New-Hampshire gebe es Felder, die so fruchtbar seien, daß man, wenn man des Abends seinen Hut in eins derselben werfe, ihn des Morgens nicht wieder finden könne. „Ach was", antwortete ihm der Missourianer, „in der hiesigen Gegend gibt es eine Menge Felder, wo man, wenn man des Abends ein Dutzend Pferde dorthin brächte, des Morgens nicht ein einziges mehr finden würde."

Ein Mann ging eines Morgens zu dem Dorfgeistlichen und erzählte ihm mit einem langen Gesichte, er habe einen Geist gesehen. „Wann und wo?" fragte ihn der Pfarrer. „Die vorige Nacht", sagte der Mann; „ich ging bei der Kirche vorüber und an der Mauer derselben sah ich das Gespenst!" „In welcher Gestalt erschien es?" fragte der Geistliche. „Es erschien in der Gestalt eines großen Esels." „Geht nach Hause, lieber Mann, und sprecht ja nicht weiter davon", entgegnete ihm hierauf sein Seelsorger; „Ihr seid ein sehr furchtbarer Mann und seid durch Euren eigenen Schatten in Furcht gejagt worden."

[Der bestrafte Kritiker.] Als der Schauspieler X. „Kabale und Liebe" als Gastrolle nicht ohne Beifall gab, und ein Kritiker, mehr boshaft als witzig, öffentlich äußerte: „er war als Kalb vollendet" — ließ der Gekränkte in die Zeitung setzen: „Ich danke dem Herrn Recensenten für seine väterliche Beurtheilung."

[Ein Witzling] sagte von einem Kaufmann, dessen Geschäft schlecht ging: „Dem können zwei Menschen helfen, nämlich ein Jäger und Schuhmacher, der Erste mit einem Vorschuß, der Zweite mit einem Absatz."

O Frau, Du liebenswürdigstes aller erschaffenen Wesen! Deiner Tugend widmen wir unsere Liebe, Deiner Schönheit schenken wir unsere Bewunderung und Deiner Krinoline überlassen wir das ganze Trottoir.

Auflösung der Charade in Nr. 75:
Maulkorb.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 79 Samstag, 4. April 1868.

Schein und Wahrheit.

(Fortsetzung.)

„Ha!“ entfuhr dem Grafen unwillkürlich, aber er verbesserte sich und fragte ruhiger nach dem Grunde, weßhalb Adolph v. Grinding bei dem Generalmajor so angesehen sei und warum er sich so eifrig um des Fräuleins Hand bewerbe.

„Hm,“ meinte Denis, „Liebe allein thut's nicht; aber der Generalkonsul weiß, daß Fräulein Therese das ganze Vermögen des Oheims ererben kann, wenn sich die Erben seines Sohnes nicht melden!“

„Seines Sohnes? hatte denn Herr v. Damoiseau einen Sohn?“

„Sie wissen Das nicht? — Ei wohl hatte er einen solchen, und einen gar braven dazu. Aber Vater und Sohn vertrugen sich schlecht, und Anno 1809 desertirte Herr Louis — wegen einer schönen Französin, Mlle. de Chasseloup oder Masselo p, was weiß ich? — und seither ist Monsieur Louis verschollen ...“

„Louis? ... Chasseloup?“ fragte der Graf;“ und dieser stand als Lieutenant ...“

„Bei Deutschmeister-Grenadieren, ja!“ ergänzte Denis. „Sehen Sie, Sie wissen's doch! Nun, Herr Graf, Ihr Herr Vater kommandirte ja damals jenes Bataillon ....“

„Und Sie erinnern sich noch des Herrn und würden seine Kinder erkennen, — vorausgesetzt, Sie wären dem Vater ähnlich?“

„Ob ich mich seiner erinnere? Sehen Sie, auf diesen Knieen hab' ich ihn geschaukelt ...“

„So folgen Sie mir rasch!“ sagte der Graf, als der Wagen hielt. Er schleppte den Alten beinahe die Treppe hinauf, öffnete die Thüre eines Vorplatzes, Francis kam aus dem innern Zimmer. „Ist der's?“ fragte der Graf den Alten.

„Louis! mein Louis!“ rief Denis, getäuscht von der Aehnlichkeit, und stürzte dem betroffenen Francis entgegen.

„Was soll das, Herr Graf? wer ist dieser schöne Greis?“

„Der Diener Ihres Großvaters, lieber Hencock! Kommen Sie, lassen Sie Joe diesem guten Alten. Sie müssen mit mir; Ihr Wenzel, Ihr Großvater sind gefunden — der Schleier ist gelüftet. Folgen Sie mir, wenn der Großvater Joseph noch lebend sehen soll!“ Mr. Francis folgte willenlos, und während er sich ankleidete, fragte Alfred den Greis: „Sie sind also versichert, daß die beiden Herren v. Grinding bei Herrn v. Damoiseau zu treffen sind?“

„Zuverlässig. Aber ich beschwöre Sie, Sagen Sie mir: wer ist dieser junge Herr? diese Ähnlichkeit! ganz so war unser Louis in seinem Alter.“

„Es ist der Enkel Ihres Herrn, der eine Sohn jenes Lieutenants, der Anno 9 desertirte. Dort drinnen liegt der andere Sohn, einst von seines Großvaters Pferden überfahren, nun dem Elende erlegen, das ihn und seine Großmutter aufrieb. — Aber noch ein Wort! Wenn Sie Fräulein v. Granthal lieb haben, führen Sie sie hieher; entfernen Sie sie aus dem Hause, wo es vielleicht stürmische Scene absetzen wird, wenn der Generalmajor seinen Neffen wiederfindet. Schreiben Sie dem Fräulein, es möge hieherkommen, ans Sterbebett des unglücklichen Vetters, den ihr Wagen einst so verletzt, daß er jetzt an den Folgen stirbt; aber wenn Ihnen die Ehre Ihres Herrn und die Rache dieser Unschuldigen lieb ist, kein Wort von unserer Entdeckung!“

Die Nacht war schon eingebrochen, als ein Wagen vor dem Hotel des Herrn v. Damoiseau hielt, und vier Männer ausstiegen und eintraten. Die zwei Jüngsten führten einen alten Mann, der tief geknickt daher schwankte. Oben im Salon saßen der Hausherr und die beiden Herren v. Grinding plaudernd, und nahmen den Kaffee nach aufgehobener Mahlzeit. Da meldete der Diener den Feldmarschall-Lieutenant Baron Högg und den Grafen Scheideck. Bei dem letzteren Namen bebte Adolph v. Grinding unwillkürlich zusammen, und blickte den Hofrath an, als wollte er fragen: wie kommt dieser hieher?

Die beiden Gemeldeten traten ein, begleitet von einem jungen Manne, dem die gewaltigste Gemüthsbewegung die Knie wanken machte, und der sich begierig, forschend, lauernd, und doch gedankenlos nach allen Seiten umsah.

„Was verschafft mir das Vergnügen, Exzellenz?“ fragte Herr v. Damoiseau fremd und förmlich.

„Eine dringende Pflicht, lieber Damoiseau, versetzte Baron Högg. „Sie sollen sich einen jungen Mann vorstellen lassen, Mr. Hencock aus England, und mir sagen: ob Sie nicht eine auffallende Aehnlichkeit an ihm entdecken?"

Verwundert wandte sich Herr v. Damoiseau gegen den Fremden. Ein Blick, noch einer, tiefer forschend — dann ein Schrei. „Mein Sohn! mein Louis!.... Ums Himmelswillen, Herr! reden Sie, wer sind Sie?"

„Man sagt mir, ich sei Ihr Enkel, mein Herr, und ich finde etwas von meines Vaters Wesen in Ihnen!" versetzte Francis mit zitternder Stimme. „Da, da, lesen Sie! es sind meines Vaters Schriftzüge.... Daraus werden Sie Alles erfahren...."

„Meines Sohnes Handschrift! Mein Enkel, wo ist Dein Vater?" — Francis blickte und deutete nach Oben. „Es war ihm nicht vergönnt, Ihren Segen zu empfangen, wie ich des seinigen verlustig ging; aber einst... droben wird... wird er Sie wiedersehen..." Wortlos sank er an Herrn v. Damoiseau's Brust.

„Mr. Francis, dear Mr. Francis, where are you?" fragte der tiefgebeugte Mann in den Lumpen und mit den verwilderten, von weißem spärlichem Haar umwallten Zügen, und trat tappend herein.

„Hier, hier, lieber Alter! bei dem Großvater!" gab Mr. Hencock zur Antwort. Der Alte blickte wild und scheu im Kreise umher; wie er aber der Herren v. Grinding ansichtig wurde, fuhr es wie ein Blitz des Verständnisses über sein Angesicht, und mit einem unartikulirten Schrei sprang er wie der Tiger der Dschongeln auf den Generalkonsul los, schlug seine Finger um dessen Kehle und drohte ihn zu erwürgen. „Bube, Schurke, Verräther! wo hast Du meine Papiere?" rief er. „Gib sie, gib sie, oder ich erdrossele Dich!"

„Was ist das? was will dieser alte Bettler?" rief Herr v. Damoiseau erschrocken, während der Hofrath nach Hülfe in den Vorsaal hinausrief. Schon hatte aber der Graf mit kräftigem Arm den schmächtigen Generalkonsul aus der Gewalt des Irren befreit, welchen Francis besänftigte. Adolph wollte, Nasenbluten vorschützend, aus dem Zimmer entspringen, aber Graf Scheideck riß ihn zurück. „Dageblieben, Mensch!" knirschte er ihm in die Ohren, „das falsche Spiel ist zu Ende, die Bank der Lügen und Tücken gesprengt."

(Schluß folgt.)

Die Erbschaft.

(Fortsetzung.)

Arthur ließ sich diese unglaubliche Testaments-Clausel zweimal wiederholen, und als er die ganze Bedeutung derselben aufgefaßt hatte, rief er unmuthig:

Aber es ist ja eine bloße Fopperei mit diesem Universalerbentitel; ich solle nicht allein eine mir völlig unbekannte Größe heirathen, — und dies wäre eine starke Zumuthung, — sondern ich soll um ein Mädchen werben, das vielleicht schon gewählt hat, und durch nichts in der Welt gehindert werden kann, ihrer Neigung zu folgen. Das ist ja eine wahre Verhöhnung alles gesunden Menschenverstandes.

Nur nicht so heftig! mahnte der Notar mit derselben Gelassenheit: vielleicht sind wir näher daran, uns zu verstehen, als Sie glauben. Kennen Sie dieses?

Er nahm aus einem Schubfache seines Schreibtisches mehrere gestempelte Papierstücke von eigenthümlicher Form. Es waren kleine Wechsel, welche Arthur zu Gunsten seiner Lieferanten unterzeichnet hatte. Die Totalsumme belief sich auf sechszehntausend und einige hundert Franken.

Arthur erblaßte. Der Notar fuhr fort:

Ich war von Ihrer seligen Tante beauftragt worden, einige Erkundigungen über Sie einzuziehen, und ich hatte das Unglück, oder vielmehr das Glück, mich an einige Ihrer Lieferanten zu wenden, und von diesen erfuhr ich die Verlegenheit, in der Sie sich ohne Zweifel nur vorübergehend befanden. Ich glaubte Ihnen einen besonderen Gefallen zu thun, wenn ich die zehn bärbeißigen, gefühllosen Gläubiger in meiner Person vereinigte, und Ihnen einen einzigen willfährigen, gefälligen Gläubiger verschaffte. Ueberdies sah ich auch wohl ein, daß es einen sehr schlechten Effekt machen würde, wenn es einem dieser Herren einfallen würde, Sie auf seine Kosten im Schuldthurme einzuquartieren, und am allerfatalsten wäre dies gerade in den Monaten, welche Ihnen eingeräumt sind, um Ihr Glück zu sichern, ich glaube daher Ansprüche auf Ihren Dank zu haben. Ich dachte auch: es ist nichts dabei zu verlieren, die Wechsel sind so gut wie gemünztes Gold. Der Herr Chevalier wird sie einlösen, sobald als er seine Cousine heimgeführt hat; denn ich gestehe, daß ich auf die Einwendungen, die Sie machen zu wollen scheinen, keineswegs gefaßt war; aber Sie müssen wissen, daß ich mich nur im Interesse des künftigen Gemahls Ihrer Cousine dazu entschlossen habe: wenn aus der Heirath nichts wird, so kenne ich Sie nicht mehr, Sie sind dann nur ein Fremder für mich, und wenn Sie mich dazu zwingen, so sehe ich mich leider genöthigt, durch alle gesetzlichen Mittel, die leibliche Haft nicht ausgenommen, die Einlösung aller dieser Wechsel zu erlangen, und dies wäre mir sehr unangenehm. Versetzen Sie mich also nicht in diese Nothwendigkeit; thun Sie auch etwas für mich, denn ich habe ja einen Theil meines Vermögens für Sie auf's Spiel gesetzt; Sie werden einen rechtschaffenen Fami-

lienvater, der zwei Söhne zu erziehen, und eine Tochter auszustatten hat, nicht in einen solchen Verlust bringen.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig I. von Bayern.

(Fortsetzung.)

Die Augen aller deutschen Patrioten waren längst vertrauensvoll auf den bayerischen Thronfolger gerichtet, und der bedeutendste Publizist gegen Napoleonische Zwingherrschaft, dessen „Rheinischen Merkur" der Kronprinz so eifrig im Kabinet wie Blücher und Gneisenau im Feldlager gelesen hat, Görres, richtete gleich Anfangs im Geiste des großen Kurfürsten Maximilian I monita paterna an den geistreichen Enkel der die Hoffnung der Nation war. Es heißt darin: „Wie Du Dein Angesicht der Zukunft entgegenwendest, so laß es auch auf die alte Zeit gerichtet sein. Baue nicht auf fließende Wässer und den Flugsand menschlicher Meinungen. Sei ein christlicher Fürst, Säule zugleich dem Glauben und Schützer der Geistesfreiheit und Dein Beispiel möge die Zeloten von zweierlei Art verstummen machen. Sei den Künstlern ein Nährvater und Beförderer; sie mögen unter Deiner Pflege nach ihrer irdischen Bestimmung fortdauernd das menschliche Leben verschönern und erheitern, und nach ihrer höhern die Urquelle aller Schönheit verherrlichen; aber laß Dich von ihrem Zauber nicht über die Gebühr befangen. Dulde nicht, daß aufrührerische Gesinnung die Grundvesten des Thrones untergrabe; denn die große Säule des Hauses, auf der alle Gewölbe ruhen, darf nie auf wankendem Grund stehen, soll nicht das Ganze den Einsturz drohen. Wolle auch Du die Erfahrung der Zeiten ehren, denn das Volk hat sich dem Fürsten nicht zur Dienstbarkeit, sondern zum Schutze übergeben, daß er nicht mit Gewalt über Sklaven, sondern mit Milde, nicht blos über Bürger, sondern für sie herrscht. Sei Du ein rechter Fürst von Gottes Gnaden, und vollende was Du früher angefangen. Wolle nicht, daß die Nation, in Masse schon dem Ernst des Krieges pflichtig, auch im Frieden im leeren Spiel sich erschöpfe. Achte jegliches Talent und jedes Verdienst in Deinem Reich, aber laß Dir jene freche Glückspilze nicht nahe kommen, die im Verderben der letzten Zeit aufgeschossen, und im Schlamm der Sündfluth, die über Deutschland herabgestiegen, festgehaftet. . . . Wie Du Deine Herrschaft mit dem neuen Jubeljahr beginnst, so sei forfan ein Schirmvogt und Hort des Glaubens, damit Bayern wieder werde, was es zuvor gewesen, ehe sie das Gegentheil ihm angelogen: ein Schild und Eckstein der deutschen Kirche. Wolle nicht gestatten, daß der Christen Recht allein im bürgerlichen Leben gelte, das Staatsrecht aber heidnisch sei. Was soll's, wenn dem Volke von Religion, Tugend und Sittlichkeit gepredigt wird, der Staat aber vor seinen Augen dem Baal auf allen Höhen Altäre baut und Opferfeuer anzündet! Soll nur der Bürger noch Christenpflicht, Gerechtigkeit und Milde üben, der Staat aber wie ein reißend Thier alles niederschlagen, was seine Tatze erreicht? Soll der Gott des Himmels und der Erde nur ein Hausgott sein, das gemeine Wesen aber sich seinem Dienst entziehen? Nicht also! in Mitte Deines Volks herrsche sein Gesetz, und Du sei nur seiner Diener erster! . . . Wem viel anvertraut ist, von dem wird auch viel gefordert."

Wir setzen diese „väterlichen Mahnungen" so ausführlich her, nicht als ob wir meinten, daß sie den Charakter des neuen Königs bestimmten oder auf seine Regentenhandlungen von leitendem Einfluß waren, sondern weil sie den Geist der nun folgenden Regierung treffend bezeichnen; sie konnten ihn höchstens in seiner Richtung bestärken. Es begann für Bayern eine glückliche Periode, wenn anders W. Heinse mit seinem Ausspruch Recht behält: „Wo die Menschen am glücklichsten waren, war auch die Kunst am größten." Dieß ist das Geheimniß der Kunstgeschichte in wenig Worten. Es begann ein Zeitalter des Friedens und des Kunstlebens, wie es seit Augustus bis auf Leo X., welchen Leibnitz als den restaurator artium et literarum feiert, nicht mehr geblüht hatte. Der neue Monarch baute nicht mehr Kasernen, im Gegentheil ließ er beim Antritt seines Thrones augenblicklich das neue, westliche Stockwerk der sogenannten Türkenkaserne abtragen, und zwanzig Jahre später erhoben sich dort im Vordergrunde die beiden Pinakotheken.

Der 7. Dezember 1825 brachte die neue Heeresformation, resp. Armeereduktion. König Ludwig, wir dürfen es nicht verschweigen, war dem keineswegs unkriegerisch gesinnten Volk als regierender Fürst fast zu wenig Soldat. Als nämlich 1830 der großherzogliche Mannsstamm in Baden erlosch, und die nachträglich für legitim erklärten Grafen von Hochberg sich der Nachfolge bemächtigten, da ging es wie eine Parole durch das Land: jetzt müsse die Krone Wittelsbach wieder zum Besitz von Mannheim und Heidelberg gelangen, und durch schnelle Besitznahme der Zusammenhang der altbayerischen Lande mit der Pfalz am Rhein hergestellt werden. Ein halbtausendjähriges Besitzrecht der Pfalzgrafen sollte im Nothfall mit Waffengewalt behauptet werden, umsomehr, als Oesterreich für die Einhaltung der alten Erfolgeverträge bezüglich der jungen Pfalz sich verbürgt hatte — und für die Nichterfüllung noch jährlich 100,000 fl. an Bayern bezahlt. Der rechtmäßige Erbe regte sich auch, aber Alexander I. von Rußland erhob durch seinen Gesandten drohende Einsprache zu Gunsten der Sprößlinge des mit dem Markgrafen Karl

Friedrich morganatisch verbundenen Fräuleins Karoline Geyer. Der russische Kaiser war schon während des Kongresses zu Aachen durch ein paar badische Hoffräulein so nachgiebig gestimmt worden. Varnhagen von Ense spielte dabei dem bayerischen Staat bedenklich mit, und die hellen Thränen, die der badische Minister B. am Hofe zu St. Petersburg vergoß, bestimmten den Czar auf seiner gegebenen Zusage zu bestehen. Wahrscheinlich hätten aber auch damals die Mächte ein rasches fait accompli anerkannt, wie derlei vollendete Thatsachen gegenwärtig eine so wichtige Rolle spielen. Die bayerische Politik hätte dadurch mehr Festigkeit gewonnen, und Süddeutschland sich durch die Beseitigung des seither ständigen Revolutionsherdes vortheilhaft gekräftigt. Alsdann wäre auch die durch die Franzosen schmählich zerstörte Burg der Wittelsbacher von der Pfalz, das Heidelberger Schloß, sicher restaurirt worden. König Ludwig widmete (I, 106) den Ruinen eine Elegie, und ließ den Marschall Wrede nicht an der Spitze eines schlagfertigen Heeres in die junge Pfalz einrücken, sondern später nur die eherne Statue des Fürsten in Heidelberg, dessen Geburtsstätte, aufstellen. Daß die bewaffnete Besitznahme unterblieb, hinterließ eine Verstimmung im Volk, deren sich noch mancher Leser erinnern wird.

Schillers Ausspruch: „Es soll der Dichter mit dem König gehen, sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!" verwirklichte sich jetzt in Bayern; denn Herr v. Schenk, Verfasser des „Belisar", war Minister, die ganze Regierung stand auf den Frieden eingerichtet — wer sollte da auf Eroberung ausgehen? Der Monarch hatte durch die unterbliebene Okkupation die „Politik der versäumten Gelegenheit" auf seinem Gewissen, aber es wäre ungerecht, ihm diese Sünde zu hoch anzurechnen. Das Benützen von Gelegenheiten führt nur häufig zu Verlegenheiten. Der König fürchtete nach Eröffnung eines Feldzugs bei der laxen Haltung Oesterreichs gegenüber den Drohungen Rußlands den Franzosen in die Hände getrieben zu werden, ihrer Hülfe wollte er nichts verdanken. Dem Erzieher seines Erstgebornen (geb. den 28. Nov. 1811), Archibald Mac. Iwer aus dem Schottenkloster zu Regensburg, ertheilte er die Weisung: „Dahin streben Sie, daß religiöses Gefühl meinen Sohn durchlebe, wie das Blut den Körper, so jenes die Seele. Teutsch soll Max werden, ein Bayer, aber teutsch vorzüglich, nie Bayer zum Nachtheil der Teutschen. Wie die Britten sind wir Teutsche, und mehr noch ein Volk, obgleich unter mehreren Fürsten. Was mein Sohn verspricht, das halte er, der aber zu gewöhnen ist, nicht leichtsinnig zu versprechen. Zutrauen macht stärker als Heere, es muß aber verdient werden. Abneigung flößen Sie meinem Sohn gegen Frankreich (Teutschlands Erbfeind) und gegen das französische Wesen (unser Verderben) ein." Er hatte Bayerns Geschichte gründlich studirt, und verdammte die unheilvolle Politik eines Max Emmanuel rc., während er den unter allen Umständen bewährten Opfermuth seines treuen Volks durch Frescobild der Bauernschlacht an der Kirchenwand zu Sendling und ein Erzdenkmal am Müchener Kirchhof ehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Am 2. April stand vor dem Bezirksgerichte München die 44jährige Steuerkatasterrevisorsgattin Maria Schnell unter der Anschuldigung der Kindesaussetzung. Dieselbe lebte viele Jahre in glücklicher Ehe, aus der eine Tochter entsprossen, ließ sich aber vor 5 Jahren von ihrem Manne scheiden. Am 19. Nov. v. J. wurde die geschiedene Frau wiederholt Mutter und bezeichnete einen Zimmerherrn als den Vater des Kindes. Vier Tage später stieß der Schneidermeister Mehltreter, als er Abends gegen halb 8 Uhr in seine Wohnung an der Wurzerstraße zurückkehrte, unmittelbar vor der Wohnungsthüre auf einen Korb. Er rief sofort seine Frau herbei und beide fanden in demselben zu ihrem größten Erstaunen einen Knaben, der leicht eingehüllt und bei der damals herrschenden rauhen Witterung schon ganz kalt war. Neben dem Kinde lag ein Zettel folgenden Inhalts: „Ich bin zu Augsburg geboren, heiße Richard und bitte um gnädige Aufnahme." Die Frau Mehltreter, obwohl selbst Mutter von 10 Kindern, nahm den Knaben zu sich und ließ ihm die nöthige Pflege angedeihen. Erst nach 16 Tagen konnte die rechtmäßige Mutter in der obenbezeichneten Angeklagten ausgemittelt werden, welche in öffentlicher Sitzung auch zugestand, ihr Kind ausgesetzt zu haben, ohne jedoch angeben zu können, in welches Haus sie dasselbe gelegt, da sie sich damals in einem sehr verwirrten Zustande befunden habe. Maria Schnell wurde ohne Annahme mildernder Umstände zu 7 Monaten Gefängniß verurtheilt.

In Obersteier schneite es in den letzten Tagen ununterbrochen fort, so daß viele Verbindungen nur mühselig durch Fußboten hergestellt werden konnten. Wie die Wiener „Abendpost" berichtet, war namentlich die Straße über den Prabichl zwischen Eisenerz und Vordernberg ganz verschneit. Der Schnee liegt dort in solchen Massen, daß vor Mai wenig Hoffnung ist, denselben los zu werden. Auch aus Oberösterreich und Salzburg werden Schneekalamitäten gemeldet.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 80 Montag, 6. April 1868.

Schein und Wahrheit.

(Schluß.)

„Was soll das Alles, meine Herren?“ rief Damoiseau.

Auf einen Wink des Baron Högg entfernte sich die Dienerschaft, dieser verschloß die Salonthüre und zwang mit einem Blick den Hofrath Grinding, welcher sich ebenfalls entfernen wollte, zum Bleiben. — „Dieser Mann hier,“ hub er dann an, „ist der treue Diener Ihres Sohnes, und von diesem hergesandt, um den hinterlassenen Kindern des unglücklichen Verstorbenen des Großvaters Verzeihung und Hülfe zu sichern. Bei seiner Ankunft hier, als er eben im Begriff war, sie aufzusuchen, ward er bestohlen, kam dadurch in Berührung mit der Polizei, mit diesem Ihren Neffen hier, und seinem würdigen Onkel, die den Unglücklichen ausholten, und dann mit einer Bosheit, die unerhört, zu beseitigen wußten. Während dem gerieth Ihr Enkel unter den Wagen Ihrer Nichte, und erhielt dabei eine innere Verletzung, die mit einer Abzehrung endigte. Durch das Verschwinden dieses Mannes, der hier seine Verräther wieder trifft, durch Ränke, welche ich nur ahnen, nicht schildern kann, an denen aber dieser herzlose Mensch, diese Schlange, die Sie am Busen nährten, Antheil genommen haben muß, wurden der Knabe und eine hülflose alte Frau dem bittersten Elend preisgegeben, dem sie nun beinahe erlegen sind ...“

„Und dieser Mensch,“ fiel Graf Scheideck seinem Gönner in die Rede, „dieser Mensch wußte, daß er Ihren Enkel verdarb, er wollte ihn beseitigen, um ihn zu beerben! Er besuchte die Opfer seiner Bosheit, um sie desto sicherer zu verderben; derselbe Diener, welcher diese Menschen bestehlen mußte, um sie ganz hülflos zu machen, bestahl auch ihn, als er mit seinem Herrn nach Baden reiste, um Sie dort zu treffen. Der Bursche, seines Herrn Helfershelfer, entwich ihm zwischen Enns und Linz mit Herrn v. Grindings werthvollsten Papieren, und schlug sich, weil verfolgt, an die böhmisch-bayerische Gränze, um sich von Schmugglern hinüberbringen zu lassen. Aber die Vorsehung wachte. Eine Kugel raffte ihn in seinen Sünden dahin, und der Zufall führte mir, der ich dort auf Kommando lag, die wichtigsten Papiere in die Hand, die er mitgenommen. Es war mir erst in den jüngsten Tagen, als ich den Zusammenhang erfuhr, recht klar, daß dieser Tiger von einem Menschen nur durch Mißbrauch der Amtsgewalt in den Besitz dieser Papiere gelangt sein konnte, die von der Polizei wahrscheinlich dem Diebe abgenommen worden waren .... Der Mörder, der Spieler, der Intriguant ist nun entlarvt, und die Vorsehung hat mir das Amt des Rächers, des Entdeckers, übertragen — mir, dem er nächst Ihren Enkeln, am übelsten wollte, — mir, dem er durch falsche Denunziation eine Schlinge gelegt, in welcher er sich selbst gefangen, — mir, der ihn nie gekränkt ....“

„Adolph! Mensch! ist das möglich?“ rief Herr v. Damoiseau.

„Er widerlege uns, wenn er die Thatsachen widerlegen kann, die hinter uns stehen!“ sagte Baron Högg. „Ich verbürge mich für das, was mein junger Freund hier gesagt. Doch beredter als alle anderen Zeugen sind die Jammerbilder dieses alten Mannes hier, welchen die Bosheit Ihres Neffen im Irrenhause spurlos vermodern lassen wollte, und Ihres jüngeren Enkels, eines reichbegabten hoffnungsvollen Knaben, über welchen der Todesengel schon seine Schwingen zu breiten droht .... Eilen Sie, wenigstens diesen armen Waisen noch anzuerkennen!“

„Ich erzog Dich, Adolph; ich machte Dich reich, und das hast Du mir gethan!“ sagte Herr v. Damoiseau tieferschüttert zu seinem Neffen, der sich ihm zu Füßen geworfen, — „stehe auf; berühre mich nicht; geh' und behalte, was ich Dir gegeben — ich fordere es nicht zurück, denn Fluch liegt auf Dem, was Du berührt hast. Zeige mir aber nie wieder Dein Angesicht. — Kommen Sie, meine Herren! erzählen Sie mir ruhiger den ganzen Hergang. Mein Gott, einige Tage später, und ich hätte diesem Menschen noch das Glück eines weiteren Menschenlebens geopfert!“ — —

Es schlug acht Uhr, als der greise Herr v. Damoiseau, von Baron Högg und Alfred unterstützt, aus seinem Wagen stieg und den elenden Hof betrat, in dessen Hintergrunde die ärmliche Wohnung der Mrs. Walden, eine finstere feuchte Stube sich befand. Als sie über den Vorplatz schritten, hörten sie drinnen beten. Der Fuß des Generalmajors wurzelte — sein Herz-

blut schien ihm zu erstarren; aber Baron Högg schritt fest und gefaßt voran und öffnete die Thüre.

Um das in die Stube hereingerückte Feldbett Joseph's knieten der alte Denis und die schöne Therese, und andererseits Francis und der alte Wenzel, dem das Wiedersehen zwar seine Besinnung gegeben, aber auch unsäglichen Schmerz bescheert hatte, und der im höchsten stummen Paroxysmus sich über das Bett geworfen. Ein Priester las zu Häupten des Bettes die Gebete der Kirche.

„Wie steht's?" fragte Baron Högg, da der Generalmajor nicht heranzutreten wagte. Francis deutete auf das weiße Laken, das man über die gebrochenen Augen und erstarrten Züge gebreitet. Der kleine Dulder war bei Gott, aber der stille süße Frieden seines Antlitzes, das noch aus den Schmerzen des letzten Kampfes herauszulächeln schien, bezeugte, daß die frohe Botschaft ihn noch erreicht hatte.

„Onkel, Onkel! wissen Sie, wer ihn getödtet? Barmherziger Gott, Ihre Pferde waren es!" rief Therese.

„Nein, Adolph war es!" flüsterte Herr v. Damoiseau. „Gott Vater im Himmel! der Fluch meines eiblichen Vaters und meine eigene frevelhafte Verwünschung sind erfüllt. Du bist gerecht!" — —

* *

Die schönen Träume der Mrs. Walden, daß eines Tages noch schöne Equipagen kommen würden, um ihren Enkel und sie aufzunehmen, ging in Erfüllung. Am Neujahrstage, als die hellen Glocken die Grüße für das neue Jahr über das weite Schneegefild und die winterlich weiße Stadt hindröhnten und die Gläubigen zur Morgenmesse riefen, um die neugeschenkte Frist mit Andacht zu beginnen, hielten schöne Wagen mit stolzen Rossen vor dem Eingang des unbekannten Hofes. Aber es war ein Leichenzug, der den Erben eines alten Hauses abholte. Herr v. Damoiseau wankte tieferschüttert an das Grab seines Enkels, und gab der Leiche Grüße mit an die Lieben, die drüben warteten. Er kehrte mit dem Entschluß von dem Friedhofe zurück, an Francis zu vergelten, was die Seinigen erlitten, welchen Entschluß er treu erfüllte, und auch an Graf Alfred das begangene Unrecht zu sühnen, indem er ihm seine Therese als Braut in die Arme führte. Ihm war, als winken über das Grab des kleinen Dulders, des unschuldigen Opfers herüber Friedensgrüße von jenseits, als beginne eine neue Zeit, ein goldener Lebensabend für ihn, seit er die Wahrheit von dem Schein unterschieden.

Die Herrschaft des Menschen über den Tod.

(Schluß.)

Die Kenntniß der wunderbaren Gesetze, welche das Weltsystem beherrschen, lassen die Macht der Gottheit viel größer erscheinen. Und wird etwa der Mensch gedemüthigt, wenn er jenen Gesetzen unterliegt? Ich behaupte das Gegentheil. Das Bewußtsein, in die Geheimnisse der Schöpfung eindringen und durch ihre Erkenntniß seine Macht täglich erweitern zu können, hat etwas Erhebendes. Es wächst der Mensch mit seinen Zwecken, heißt es hier; er ermannt sich dann am leichtesten, wenn er auf eigene Kraft angewiesen ist und sein Feld klar übersieht. Wer den göttlichen Gesetzen nachgelebt, und seinen Pflichtenkreis in dieser Welt treu erfüllt hat, wer Kinder und Enkel um sich aufwachsen sah, der kann dem Tode ruhig entgegensehen. Das natürliche Ende eines langen, vernünftig hingebrachten Lebens ist ein sanftes Dahinsterben.

In dieser Form verliert der Tod jedes Schreckliche. Das beweisen alle Darstellungen der bildenden Künstler und Dichter. Man muß bei den Darstellungen des Todes unterscheiden zwischen der eben erwähnten Todesart und dem gewaltsamen Tode. Die griechische Sprache [illegible] Thanatos, der natürliche, und Kär, der gewaltsame Tod. Die verschiedenen Darstellungen des Todtentanzes, namentlich die berühmte von Holbein, beziehen sich alle auf den gewaltsamen Tod, auf die Thatsache, daß er Niemand verschont. Mitten in aller Herrlichkeit packt er im Holbein'schen Todtentanz den Papst, als er, von seinen Kardinälen umgeben, den vor ihm knieenden Kaiser krönt. Dem Kaiser, der auf seinem Throne sitzt, drückt er die schwere Krone in das Haupt. Dem Könige reicht er beim Freudenmahl die Schale. Galant bietet er der Kaiserin den Arm, um sie zum offnen Grabe zu führen; im Narrenhabit, wie das damals bei Hofe angebracht war, ergreift er die Königin und schleudert den Kämmerer, der sie von ihm losmachen will, mit einem Fußtritt fort. Dem Grafen wirft er sein Wappenschild an den Kopf, der Braut legt er ein Halsband von Todtengebeinen um; aus der Hütte raubt er der Mutter das jüngste Kind.

Mit dem grauenhaft Phantastischen der mittelalterlichen Vorstellung hat sich in diesen Darstellungen die moderne Ironie verbunden, die in Holbein's Todtenbildern grade so auftritt, wie etwa in Shakespeare's Tragödien; dagegen wird der natürliche Tod überall in angenehmer Form dargestellt.

Die Alten stellten denselben als einen Zwillingsbruder des Schlafes vor, mit einer umgestürzten Fackel, einem Kranz und einem Schmetterling, welcher das Bild der vom Leibe geschiedenen Seele vorstellt.

Das poetisch schönste Bild vom Tode gibt wohl Byron in seinem Gedichte „The giour“.

Wer je am Bett von Todten stand,
Bevor der erste Tag entschwand,
Der erste Tag vom Nichtmehrsein,
Der letzte von Gefahr und Pein —
Eh' noch der Tod sein Recht begehrte,
Die Schönheitslinien wild zerstörte —
Die Mienen sah, die engelreinen,
Wo Fried' und Glück gepaart erscheinen,
Den starren Zug, den sanft geprägt
Und schmachtend noch die Wange trägt —
Der zweifelt sicher auf Momente,
Ob wirklich sich das Leben trennte:
So schön — so still — so sanft verklärt
Der Tod das Bild, das er gewährt.

Gegenüber solch einem Bilde fragt man mit Recht: „Tod, wo ist Dein Stachel?“ und auf ihn findet jenes schöne indianische Sprichwort Anwendung: „Wenn ein Mensch geboren wird, so weint er, und die andern lachen; wenn ein Mensch stirbt, so lächelt er, und die andern weinen.“

Der amerikanische Dampfmann.

Die Alten fürchteten die Natur, welche sie nicht kannten. Als der Mensch sie allmählig kennen lernte, nahm seine Achtung gegen dieselbe in gleichem Grade mit seiner Naturkunde zu, wenn er auch aufhörte, jene wie einen Götzen abergläubisch zu ehren. Er unterwarf sich die Strahlen der Sonne, daß sie für ihn malten; er zwang die Kraft des Dampfes, für ihn zu arbeiten, und er bediente sich des Blitzes, um seine Gedanken von einem Ende der Welt zum andern zu übertragen. Aber er ehrte doch die so überwundene und im Dienste der Menschheit gebundene Naturkraft.

Dieses Stadium scheint für den Yankee auch schon zu den überwundenen zu gehören. Nirgends ist der Mensch so herausfordernd gegen die Natur, wie in dem Lande, das brüstend von sich sagt, es gränze im Norden an den Pol, im Süden an den Pol, im Osten an den Aufgang der Sonne und im Westen an den jüngsten Tag. Daß diese Herausforderung fast an Frivolität gränzt, davon gibt uns die neue Erfindung des Dampfmannes ein interessantes Beispiel.

Der groteske Humor hat sich in der Technik wohl selten so breit gemacht, wie in dem ungestalten Falstaff, der mit seinen Plumpfüßen die Straßen New-Jerseys stampft, wenn er dampfathmend und Funken schwitzend mit dem Yankee im Phaëton eine Lustfahrt macht. Man denke sich: eine Lokomotive in Menschengestalt, mit einem Kopfe, dem der Sinn der Vorsicht in Form des Sicherheitsventils genau dort am Schädel angebracht ist, wo Dr. Gall denselben beim Menschen gefunden hat. Der Regulator befindet sich im Gehirn, und wir dürfen deßhalb annehmen, daß die Philosophie des eisernen Philisters vor allem zum Weltweisen Kleobolus von Lindus hinneigt, der das Maßhalten predigte. In seiner Diät scheint er der Schule des Diogenes anzugehören: er nährt sich bloß von Steinkohle, und zur Erhaltung seiner Lunge nimmt er täglich nur ein Faß Wasser zu sich. Trotzdem ist der Dampfmann wohlgenährt, sein Bauch mißt fast 6 Fuß im Durchmesser, während der ganze Mann nur $7^1/_2$ Fuß Höhe hat. Das ist nun gerade keine Schönheit an ihm; aber mit seinem plumpen Wesen werden wir bald wieder versöhnt, wenn wir ihm in sein strahlendes Antlitz sehen, wo unter dem handgreiflichen Schnurrbart vergebens die Gutmüthigkeit sich zu verbergen sucht. Und wer denkt noch an Plumpheit, wenn er die seltene Beweglichkeit und Gelenkigkeit unseres stoischen Falstaff sieht? Wenn derselbe vor Unruhe anfängt zu trippeln und zu stampfen, wenn er auf dem kleinen Pfeifchen unter seinem Schnurrbart das bekannte Eisenbahnliedchen trillert und dann Füßchen vor Füßchen, oder vielmehr Plumpfuß vor Plumpfuß setzt — erst langsam, dann schneller und immer schneller, bis zuletzt das Auge irre wird, und nicht einmal mehr den Schritt des massiven Unterbaues verfolgen kann? Denn, wie der schaffende Prometheus dieses neuen Menschen behauptet, läuft derselbe in einer Stunde nicht weniger als 30 englische, das ist $7^1/_4$ geographische Meilen ab, und zieht dabei in seinem Phaëton vier Yankees mit sich, welche möglicherweise sämmtlich ihre sitzende Wohlbeleibtheit lästiger finden, als der eiserne Schnellläufer. Da nun ein jeder Schritt dieses letzteren $2^1/_2$ Fuß mißt, so muß er, um jenen Weg zurück zu legen, in jeder Sekunde 17mal seine schweren Beine aufheben.

Von Stand ist unser Dampfmann ein Sklave, der vom Kongresse noch immer nicht emanzipirt ist. Wenn er somit auch ganz den Launen seines Herrn preisgegeben ist, so ist dennoch seine Behandlung eine ganz angemessene; man hat nämlich Ursache, zu fürchten, daß er bei schlechter Behandlung auf eine unliebsame Weise entlaufen würde. Die Anschaffungskosten unseres Sklaven sind im Mittelpreise; sie belaufen sich auf ungefähr 720 fl. Die Kost ist zwar etwas theuer, nämlich für 35 kr. Steinkohlen per Tag; auch erfordert er eine eigene Bedienung; indeß entspricht dem, wie wir sehen, seine größere Leistungsfähigkeit vollkommen.

Nun, das Werk muß sich selber und den Meister loben. So weit wir bis jetzt wissen, lobte der Meister das Werk. Uns persönlich liegt im Grunde auch gar wenig an der Leistung desselben. Es ist selbstredend, daß es technisch nicht so vollkommen sein kann, wie die gewöhnliche Lokomotive. Uns interessirt vorläufig nur die Schrulle des Erfinders und der köstliche Gedanke, den leibhaftigen alten Vulkan auf der Oberwelt erscheinen und mit einem Yankee in Neu-England in irgend ein Landwirthshaus humpeln zu sehen.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein stehen gebliebener Grenadier.] In der Potsdamerstraße in Berlin wohnt die verwittwete Geheime Kanzleiräthin H., eine alte Dame, die ihre Tage in glücklicher Behaglichkeit und Sorglosigkeit verleben würde, wenn nicht ein Umstand, der auch mancher andern Herrschaft lästig ist, ihr großen Kummer bereitete, nämlich die Vorliebe ihrer Dienstmädchen für „zweierlei Tuch". So oft sie dahinter kommt, daß ihre Köchin ein süßes Verhältniß hat, wird dieselbe ohne Gnade wieder entlassen. Auf diese Weise kommt die Fra Kanzleiräthin ziemlich oft in die Lage, mit ihren Mädchen wechseln zu müssen. Auch am 15. v. Mts. war dieß der Fall gewesen. Dießmal scheint ihr das Glück jedoch günstiger zu sein. Die Neueintretende hatte nämlich hoch und theuer versichert, sie hätte keinen Liebhaber und wolle sich auch niemals einen anschaffen. Ueberdieß war Auguste über des Lebens Lenz hinaus und eben nicht im Besitz sonderlicher Reize. Aber — die Frau Räthin hatte eine sehr gute Küche, und „Grenadierliebe" hat ihren Sitz bekanntlich weniger im Herzen, als vielmehr im Magen. — Am dritten Tage nach Augustens Dienstantritt kam Madame zu einer ungewöhnlichen Stunde in die Küche, wo sie zu ihrem Entsetzen einen Geruch wahrnahm, der dem der berüchtigten eroberten Cigarren zu ähnlich war, um nicht sofort ihren Ursprung erkennen zu lassen. — „Aber, Auguste, um Gottes Willen, es riecht ja hier nach Tabak." — „Ach nein, Madame, die Maschine raucht etwas." Plötzlich stößt Madame einen Schrei aus: hinter einem Küchenspinde hatte sie einen baumlangen Grenadier entdeckt, der laut- und regungslos in der Ecke stand. Aber, Auguste, wie kannst Du mich so betrügen; Du hast mir doch betheuert — —" — „Liebe Madame", stammelte Auguste in peinlicher Verlegenheit, „gewiß und wahrhaftig, der gehört mir nicht, den hat gewiß die Vorige da stehen gelassen." — Die Geschichte klingt zwar wie ein Scherz; dennoch kann die Berliner „Post" die Richtigkeit derselben verbürgen.

Ueber den Geisteszustand der Kaiserin Charlotte gehen der „Triester Zeitung" folgende Nachrichten aus Brüssel zu: Die Kaiserin, welche einige Zeit, nachdem ihr der Tod ihres Gemahls mitgetheilt worden war, wunderbarer Weise eine etwas heitere Stimmung zeigte, ist nun wieder in ihre frühere Melancholie und Geistesabwesenheit zurückgefallen, selbst die von ihr so geliebten Spazierfahrten entreißen sie nicht ihrer Stimmung. Gegenüber den Erinnerungen an ihren Gemahl zeigt sie sich apathisch; sie spricht von ihm wenig und dieses Wenige mit kalter, theilnahmsloser Stimme, so daß man oft zweifelt, ob sie wisse, von wem sie spreche. Ihr Aussehen läßt auf eine schwankende Gesundheit schließen; ihr Teint ist gelb, eine Folge ihres Aufenthalts in Mexiko, die vollen Gesichtszüge zeigen sich welk und schlaff, nur das kräftig entwickelte Kinn und das zu Zeiten aufblitzende feurige Augenpaar geben noch Zeugniß von dem früheren energischen Geist. An eine Heilung der unglücklichen Frau wird nimmer gedacht, die Geistesnacht wird sie bis zu ihrem Tode umfangen.

Ein seltenes Hochzeitsfest wurde dieser Tage in Lissa, einem Dorfe im Trentschiner Komitat, von der Familie Jakob und Joseph Kohn aus Wsetin gefeiert. Sohn, Vater und Großvater standen nämlich am Traualtar. Ersterer ward seiner Kousine angetraut, dessen Vater feierte zugleich die silberne und der Großvater die goldene Hochzeit, umgeben von einer Schaar von Familiengliedern. Die Trauung vollzog Rabbiner Nachbauer, ebenfalls ein Familienmitglied, und verdient es der besonderen Toleranz halber erwähnt zu werden, daß der dortige greise katholische Pfarrer nicht nur der Einladung folgend, dem Festmahle beiwohnte, sondern auch an der Seite des Rabbiners bis zur späten Abendstunde in kollegialer Weise sich unterhielt.

Ein New-Yorker Korrespondent der „A. Z." berichtet: Ein sinnreicher Yanke stellt Tapeten aus Holzfournieren her, welche nur 1/150 Zoll Dicke haben, in Rollen, wie Papiertapeten, verkauft und mit noch größerer Leichtigkeit als diese angekleistert werden. Die feinst gemaserten Nußhölzer, namentlich Wallnuß und Palisander, werden auf diese Weise verwendet. Die angeklebte Holztapete wird lackirt und kann einfach abgewaschen werden. Durch Nachdunkelung wird sie von Jahr zu Jahr schöner.

Die Arbeiten zur Durchbohrung des Mont-Cenis haben während des Monat Februar weitere 96 Meter gewonnen. Beiläufig 8050 Meter des großen Tunnels sind vollendet; es bleiben jetzt noch 4171 Meter durchzubohren.

In einer Menage-Küche in der Kaserne am Kupfergraben zu Berlin prangt jetzt eine für längere Dauer bestimmte Tafel mit der unter einem preußischen Adler befindlichen Aufschrift: „Hier frühstückte am 9. März 1868 Prinz Napoleon."

* * *

Redakteur Gustav Weffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 81 Dienstag, 7. April 1868.

Die Erbschaft.

(Fortsetzung.)

Der Notar sprach mit beinahe bittender Miene; die Thränen standen ihm in den Augen, und Arthur selbst war bewegt. Frönel fuhr fort:

Um Sie zu einem festen Entschlusse zu bringen, ist es meine Pflicht, Sie mit den Absichten Ihrer verehrten seligen Tante bekannt zu machen. Meine Nichte hat kein Vermögen, sagte sie zu mir, mein Neffe besitzt auch nicht viel, und das Wenige, das er besitzt, wird bald ganz aufgezehrt sein, wenn dies nicht schon geschehen ist. Aber alsdann ist er ganz auf sich selbst angewiesen, wenn das Elend bei ihm einzieht durch die Thüre, die er durch tausend kostspielige Thorheiten geöffnet hat. Die Lage meiner Nichte ist von ganz anderer Art: sie besitzt nichts, weil ihre Eltern nichts hinterlassen haben. Mein Neffe weiß kaum, daß er in Pontoise eine Tante hat; meine Nichte hingegen ist seit zehn Jahren meine einzige Freundin, sie ist die Freude meines Alters, und alle meine glücklichen Tage verdanke ich ihr. Das Verhältniß, in dem Beide zu mir stehen, ist also ganz verschiedener Art, und ich hatte lange die Absicht, Cornelia zu meiner einzigen Erbin einzusetzen. Aber ich bedachte, der Sohn meiner Schwester könne sich auf den Abwegen, auf die er gerathen, so weit verirren, daß die Ehre der Familie dadurch in Gefahr kommen würde, und ich beschloß, ihn unter der Bedingung, daß er meine Nichte heirathete, zum Universalerben einzusetzen und ihm dadurch ein Rettungsmittel an die Hand zu geben. Ich wollte ihm Gelegenheit verschaffen, die Achtung, und wo möglich auch die Liebe seiner Cousine zu erwerben; ich wünschte, sie beide recht glücklich zu machen. Wenn mein Neffe auf meine guten Absichten eingeht, so darf ich das Glück einer mir so theuren Nichte nicht opfern, und einen Neffen, den ich nicht kenne, in seinen Thorheiten zu bestärken. Ich setze ihn zu meinem Universalerben ein, um seine Eigenliebe nicht zu verletzen, und damit es den Anschein habe, als ob sein Glück, das er in der Wirklichkeit nur seiner Frau zu danken hat, von mir herrührte.

Dies waren die Worte Ihrer würdigen Tante, setzte der Notar hinzu, als sie mir auf dem Sterbebette ihr Testament diktirte. Jetzt muß ich Sie hinsichtlich der Wahl, die Ihre Cousine etwa schon getroffen haben könnte, vollkommen beruhigen. Fräulein Cornelia hat noch keine Wahl getroffen: sie wartet dem Willen Ihrer Tante gemäß. Sie wissen jetzt, was Sie zu thun haben. Sie sind jung: mehr will ich nicht sagen, um Ihrer Bescheidenheit nicht zu nahe zu treten. Legen Sie den Dandy ab, treten Sie als ein gesetzter, solider junger Mann auf, und ich zweifle nicht, daß Sie gefallen werden. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen diesen Rath gebe, und bedenken Sie, daß es unser Beider Interesse ist: wenn Sie Ihrer Cousine nicht gefallen, so verlieren Sie zwanzigtausend Franken Renten, und ich würde vielleicht meine sechszehntausend einbüßen. Bedenken Sie also wohl, was Sie thun, ehe Sie nein sagen.

II.

Arthur, dem die Aussicht auf eine Wohnung im Schuldthurme keineswegs sehr angenehm war, wurde durch die Wechsel in eine, ihm ganz fremdartige Stimmung versetzt; die zwanzigtausend Franken Renten verfehlten ebenfalls ihre Wirkung nicht, und der Dandysmus des jungen Parisers streckte seine ohnmächtigen Waffen.

Herr Notar, sagte er nach einer Pause, ich gehorche dem letzten Willen meiner Tante, ich will die Achtung und Zuneigung meiner Cousine zu verdienen suchen, ich habe nichts mehr einzuwenden, machen Sie mit mir, was Sie wollen.

Das läßt sich hören, erwiderte Frönel, dessen Gesicht sich bei der Verkündigung dieser erfreulichen Nachricht plötzlich aufheiterte. Wenn's Ihnen gefällig ist, so werde ich die Ehre haben, Sie bei den Damen einzuführen.

Aha, dachte Arthur, vermuthlich eine alte Gouvernante, die unsere Tante als Wächterin bei der Cousine angestellt hat, und deren Gunst ich zuerst erwerben muß.

Die beiden Männer begaben sich in das Haus der seligen Madame Lamberty, das Kornelia noch immer bewohnte.

Ich bin doch recht einfältig, dachte der Pariser unterwegs, daß ich über den Erfolg dieses Schrittes

in Sorgen bin. Die Kleine wird in mich vernarrt sein, sobald sie mich nur sieht.

Wir sind zur Stelle, sagte der Notar, und er klopfte an die Thüre des stattlichen Hauses, das beinahe das Ansehen eines Pariser Hotels hatte.

Ich hatte wahrlich Unrecht, dachte Arthur, eine solche Tante nicht zu kultiviren. Meine Eltern waren Thoren, einen Groll gegen sie zu haben, weil sie einen Mann genommen hatte, der in den Salon des Faubourg Saint-Germain keinen Zutritt hatte. Ich muß gestehen, daß Lamberty gar nicht übel gewohnt hat.

Der Dandy und sein Begleiter wurden in einen eleganten Salon geführt. Eine ältliche Dame in tiefer Trauer saß am Stickrahmen. Sie empfing die beiden Besucher auf eine Weise, welche von ihrem Charakter und ihrer Bildung die vortheilhafteste Meinung einflößte. Arthur überzeugte sich auf den ersten Blick, daß er sich einen ganz verkehrten Begriff von der Gesellschafterin seiner Cousine gemacht hatte.

Madame Bonnemain, sagte der Notar nach den ersten Begrüßungen, ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Chevalier d'Orbigny vorzustellen, er wünscht dem Fräulein Cornelia seine Huldigungen darzubringen.

Madame Bonnemain zog die Glocke, und ein junges Mädchen trat ein. Ohne Zweifel die Cousine; jung war sie, aber häßlich genug, um die instinktartige Abneigung Arthurs zu rechtfertigen. Sie war klein, schwarz, hatte einen ziemlich großen Mund, eine breite Nase, und sehr gewöhnliche Züge, aber recht hübsche, etwas schelmische Augen. Ihr Gesicht war gutherzig, und bekam nur durch die lebhaften, schwarzen Augen einen etwas pikanten, lebhaften Ausdruck. Dieß war Alles, was auf den ersten Anblick aus ihrem Gesichte heraus gelesen werden konnte.

Der Notar nannte die Eintretende Fräulein Cornelia. Arthur fühlte sich stark versucht, seinen Unmuth durch eine finstere Miene zu erkennen zu geben; aber er bezwang sich, und gab sich alle erdenkliche Mühe, einige passende Worte zu finden, um der Cousine einen nicht unvortheilhaften Begriff von seiner Person zu geben. Es gelang ihm endlich nach einem kurzen Kampfe mit sich selbst. Cornelia hingegen schien durchaus nicht in Verlegenheit zu sein; sie sprach mit Anstand und Unbefangenheit. Arthur fand, daß es ihr wenigstens nicht an Verstand und Witz fehlte, und er fand in dieser Entdeckung einigen Trost.

Es war schon spät, und Arthur wollte sich entfernen; aber die Cousine lud die beiden Gäste mit so herzgewinnender Freundlichkeit zum Diner, daß es unhöflich gewesen sein würde, die Einladung abzulehnen. Sie bleiben also meine Herren, sagte Cornelia, und zu ihrem Vetter sich wendend, setzte sie hinzu: Erlauben Sie mir, Ihnen meine beste Schulfreundin, Fräulein Olympia de Grandpré vorzustellen, die so gütig ist, mir seit dem Tode meiner guten Tante Gesellschaft zu leisten.

Bei dieser schmerzlichen Erinnerung wischte sie eine Thräne ab, die Arthur nicht bemerkt hatte, und die trauernde Nichte verließ den Salon, um ihre Freundin zu holen.

Vermuthlich ein eben so unästhetisches Gesicht, wie die Cousine, dachte Arthur, man muß sich in Geduld fügen.

Einen Augenblick später kam Cornelia mit ihrer Freundin zurück. Es war eine reizende Blondine von achtzehn Jahren; sie begrüßte den jungen Pariser erröthend, und als sie ihre schönen blauen Augen zu ihm erhob, konnte Arthur nicht umhin, einen ziemlich vernehmlichen Seufzer auszustoßen. Dieser Seufzer sagte deutlich: Ach! warum ist sie meine Cousine nicht! ich würde dann gewiß weniger gegen die Heirath einzuwenden haben.

Es ist wahrhaftig himmelschreiend, dachte der seufzende Universalerbe, wenn ich bedenke, wie Mancher eine Unzahl von Cousinen hat, und eine hübscher als die andere — ich habe nur Eine! und unglücklicher Weise ist sie häßlich, und ich soll sie heirathen; das ist fürwahr ein schwarzes Verhängniß! Fräulein Cornelia muß entweder sehr unbesonnen sein, oder eine gewaltig hohe Meinung von sich selbst haben, um eine Freundin bei sich zu behalten, die eine so gefährliche Nebenbuhlerin für sie werden könnte!

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig I. von Bayern.

(Fortsetzung.)

Inzwischen wollte der König der künftigen Vertheidigung des Landes genügen, um so mehr als es mit Zuschuß der französischen Kontributionen geschehen konnte; schon am 25. August 1828 erfolgte die Grundsteinlegung zur Festung Ingolstadt, die ebenfalls wie ein Kunstwerk ausgebaut werden sollte. Eine nationale That war ferner der am 18. Januar d. J. zuvörderst mit Württemberg abgeschlossene Zollverein. Vergebens bemühte sich der Monarch, den Fürsten Metternich zum Beitritt zu bestimmen. Hätte Oesterreich sich nicht selber groß genug gedünkt, sondern die handelspolitische Vereinigung seiner Länder mit dem übrigen Deutschland als unerläßliche Grundlage seiner politischen Machtstellung im Herzen Europa's begriffen, die ganze Zukunft wäre eine andere geworden. Aber es gab schon seine vorderösterreichischen Lande auf, und zog sich mehr und mehr von den deutschen Verhältnissen zurück; es hat sich mit unverzeihlicher Verkennung seiner heiligsten Interessen moralisch vom Reich ausgeschlossen, und der Rückzug vom Zollbunde, wozu ganz Süddeutschland

die Hand bot, hat den Rückzug von Königgrätz und die Lostrennung im Prager Frieden 1866 zur verhängnißvollen Folge gehabt. Schon am 26. Juli 1829 wurde der Abschluß mit Preußen proklamirt, und es fielen mehr und mehr die Schranken, wodurch die deutschen Stämme sich wie wilde Thiere gegen einander abgesperrt sahen. „Ich habe den Zollverein gegründet," sprach König Ludwig mehrmals nicht ohne Selbstgefühl; daß dadurch das politische Uebergewicht Norddeutschland begründet wurde, ließ sich nicht in diesem Maße voraussehen.

Die erste Störung in die friedliche Entwicklung des Landes brachte die Julirevolution mit der definitiven Vertreibung der Bourbonen aus Frankreich, nachdem doch die Alliirten zweimal mit Heeresmacht dieselben im Wagen zurückgeführt, und vor den Tuilerien abgeladen hatten. Der Königsthron wurde durch die Orleans sogleich neu besetzt, der Rückschlag auf Deutschland schien nicht bedeutend, nur Braunschweig und Hessen-Kassel wechselten ihre Fürsten. Man langweilte sich hie und da in Deutschland, tollköpfig ging eigentlich nur die Jugend in die Bewegung ein. Trotzdem wurde dem Könige die Besorgniß mitgetheilt: das bevorstehende Oktoberfest werde unruhige Scenen, ja stürmische Volksauftritte bringen. Der 3. Oktober 1830 begann mit dem herrlichsten Wetter, eine ungeheure Menschenmenge bedeckte die Wiese und empfing den Monarchen mit Jubel. Um seine Furchtlosigkeit zu beweisen, hatte dieser zugleich mit den jungen Prinzen und der Prinzessin sich eingefunden, alle Angst der Untergebenen vor dem Ausbruch eines Aufstandes erwies sich völlig grundlos, und im Triumphgefühl über diese Haltung seiner Unterthanen, gegenüber den meuterischen Auftritten anderwärts, brach der Monarch im Zelt in die Worte aus: „Ich bin stolz darauf, ein solches Volk zu beherrschen." Der König drückte am 17. Oktober 1830 auch von Regensburg aus in einem Schreiben an Wagner in Rom seine hohe Befriedigung aus. „Es ist wohlthuend, es ist erhebend, daß während in so vielen Ländern Empörung ausbrach, in Bayern, das doch an 13 teutsche gränzt, an keinem einzigen Ort Unordnung ausbrach, ja! daß Liebe und Anhänglichkeit an mich sich vermehrten. Morgen werde ich zur Walhalla den Grundstein legen, die Glyptothek ist nun dem Volk geöffnet, herrlich ihres Inneren Wirkung."

Es war eine seiner ersten Regierungshandlungen gewesen, daß er am 24. November 1825 die Aufhebung der bisherigen Censur für nicht politische Blätter verfügte. Für politische Schriften bestand sie freilich in ganz Deutschland fort. Der König wollte sein Volk nicht mit Militärlasten überbürden, hielt aber die Ausfälle einer ungezügelten Presse für eine fortwährende Brandstiftung, die ein verstärktes Heer zum Löschen des Feuers benöthige. Tyrannei zu üben, lag also nicht in seiner Absicht. Es klingt wie eine Mahnung, die er an sich selber richtete, wenn er in seinem Gedicht „Königsgefühl" ausruft:

„Herrlich über freies Volk zu walten,
Nicht nach Willkür gränzenlos zu schalten,
Sondern in den Schranken die besteh'n,
In dem Edelen sein Volk erhöhn.
Ein zum Himmel hebendes Empfinden,
Gegen welches alle Mühen schwinden,
Wenn Erfolg das heiße Streben krönt,
Wenn im Volk das Gute frisch gedeihet,
Welchem er sein Leben ganz geweihet,
Wird erkannt, was früher ward verhöhnt."

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 4. April 1868.

Das Zentralkomite des schweizerischen Schützen-Vereins für 1867 bis 1869 zu Schwyz hat in Folge unseres Aufrufes an die Schweizer Schützen unterm 26. März mit folgenden anerkennenden und schwungvollen Manneswörten geantwortet:

Hochgeehrte Herren!

Deutsche Schützen!

Den mit begeistertem Jubel aufgenommenen Gruß, den die deutsche Kaiser- und Schützenhauptstadt Wien den Schweizer Schützen an ihrem letztjährigen Feste in Schwyz geboten, haben Sie Aufruf und Einladung zum Besuche des großen deutschen Schützenfestes, welches am 26. Juli d. Js. in Wien beginnt, in freundlichster Weise folgen lassen.

Wir verdanken die hiedurch den Schweizerschützen, wie dem Schweizerlande erwiesene Ehre.

Es freut uns konstatiren zu können, daß der Ruf aus der altberühmten Donaustadt in den Herzen nicht nur der Schweizerschützen, sondern des ganzen Schweizervolkes den freudigsten Wiederhall wachgerufen hat.

Dieser Wiederhall ist uns Bürge, daß die Schweizerschützen in zahlreichem festlichem Zuge durch lebhafte Theilnahme die an sie ergangene Einladung zu ehren wissen werden.

Das unterzeichnete Zentralkomite hat seinerseits die ihm zustehenden Einleitungen unverweilt in Handen genommen.

Deutsche Schützenfreunde!

Wenn der Schweizerschütze daheim und auswärts sich in seiner Waffe übt, so weiß und will er, daß ihm dieselbe nie zu Angriffen des Uebermuthes, sondern nur zum Schutze seiner durch Jahrhunderte gewahrten Freiheit und Unabhängigkeit dient. Um so unbefangener, zutrauensvoller und freudiger tritt er in den Kreis der übrigen Völkerschaften, denen er allen mit und

nebeneinander Glück und Wohlfahrt unter den Segnungen des Friedens aus ganzem Herzen wünscht. Dem Rufe nach dem dritten deutschen Bundesschießen in Wien aber, wo der Pulsschlag Gesammt-Deutschlands aufs Neue sich kräftigt, wird der Schweizerschütze mit um so größerer Freude folgen als alte Bande des Stammes, der Nachbarlichkeit und Freundschaft ihn mächtig dahin ziehen und die Beweise brüderlicher Theilnahme an den deutschen Schützentagen in Frankfurt und Bremen dem ganzen Schweizervolke unvergeßlich sind.

Auf Wiedersehen — aus den Alpen an der Donau!

Der Präsident: G. Stygger, Nationalrath.
Der Sekretär: J. Eberle.

Vom Exekutiv-Komite für das IV. italienische National-Schießen zu Venedig ergeht durch das hiesige Zentralkomite die freundlichste Einladung auch an die österreichischen Schützen: Den in Venedig vom 24. bis 31. Mai ds. stattfindenden Festlichkeiten als Festgäste recht zahlreich beiwohnen zu wollen.

Die deutsche Kolonie in Paris nimmt an den Vorbereitungen für das dritte deutsche Bundesschießen den lebhaftesten Antheil. Derselbe hat ein eigenes Komite bestellt, welches bereits angewiesen ist, die erforderlichen Einleitungen zur Anschaffung eines werthvollen Ehrenpreises zu treffen.

Der Wiener Turnrath des Wiener Turnvereins hat dem Zentralkomite die Erklärung abgegeben, daß sich der genannte Verein bereitwilligst und vollzählig dem „Komite für Ordnung und Sicherheit“ zur Verfügung stellt und nach seinen besten Kräften beim Bundesschießen mitwirken wolle.

Eine Deputation des Zentralkomite's hat sich kürzlich Sr. Exzellenz dem Herrn Reichskriegsminister vorgestellt, — zunächst, um demselben die Einladung für die Herren Offiziere der kaiserlichen Armee zur Theilnahme am Bundesschießen vorzubringen, — und weiters, um sich die Genehmigung zur Verwendung einer entsprechenden Anzahl von Unteroffizieren und Leuten des Mannschaftsstandes der hiesigen Garnison als Warner und Zieler und die Beistellung der erforderlichen Mannschaft zur Bewachung der äußeren Umgebung des Festplatzes zu erbitten.

Der Herr Reichskriegsminister hat die Deputation äußerst zuvorkommend empfangen, die Einladung des Offizierkorps im Namen desselben mit wärmsten Danke entgegengenommen und die Zusicherung gegeben, daß er dem gestellten Ersuchen sowohl, als allfälligen weiteren Wünschen des Komites soweit als nur immer thunlich, bereitwilligst entsprechen werde.

Nachdem das k. k. Obersthofmeisteramt gelegentlich der Ueberlassung des Festplatzes die Bedingung gestellt hat, daß daselbst ein förmlicher Markt nicht abgehalten werden soll, und nachdem sich auch räumliche Schwierigkeiten herausstellen, hat das Zentralkomite sich zu dem Beschlusse geeinigt, daß der Verkauf von Erzeugnissen der Industrie auf dem Festplatze weder in Buden, noch in einer Gesammt-Industriehalle stattfinden soll. Ebenso wird der Hausirhandel mit Lebensmitteln gänzlich ausgeschlossen sein. Erzeugnisse der Kunst und der Presse werden dagegen anstandslos zum Verkaufe, so wie zur Colportage zugelassen werden, und bildet sich zur Regelung der dießbezüglichen Verhältnisse ein eigenes Sub-Komite.

Herr Uttendörfer, Zündwaarenfabrikant in Bayern, hat 200 elegant ausgestattete Metall-Etuis mit je 500 Stück Kapseln als Festgabe mit der Bestimmung gewidmet: daß die 100 ersten Bechergewinner im Feld, so wie im Stand je ein derartiges Etuis erhalten sollen.

In Bezug auf unsere in der letzten Nummer rücksichtlich Südtyrols gebrachte Mittheilung müssen wir zur Berichtigung aufklären, daß das erwähnte Schreiben des Zentralkomites nicht an den Herrn Landes-Oberst-Schützenmeister für Tyrol, sondern an den Oberschützenmeister des Landes-Hauptschießstandes zu Innsbruck, Herrn v. Strele, gerichtet war.

Mannigfaltigkeiten.

Fürst Karl von Rumänien hat der Düsseldorfer Künstlergesellschaft „Malkasten“ eine eben so kostbare als reichhaltige Sammlung rumänischer Nationalkostüme zum Geschenk gemacht.

In Posen stand die vorige Woche ein weiblicher Buchhändler vor der betreffenden Prüfungskommission. Die Examinandin will demnächst in Pommern sich etabliren.

Tübingen ist um einer historische Erinnerung ärmer geworden, indem der dortige Gemeinderath das „Wieland-Häuschen“ auf dem Österberge hat abbrechen lassen.

Logogryph.

Ihm flucht im Meer der Wassermann,
Doch ein versetzter Buchstab' kann,
Bei jedem frommen Türken
Verehrung ihm erwirken.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Waizandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 82 Mittwoch, 8. April 1868.

Die Erbschaft.

(Fortsetzung.)

Bei Tische saß Arthur der schönen Olympia gegenüber und neben seiner Cousine, welcher er, trotz ihrem ungemein zuvorkommenden Benehmen, nur geringe Aufmerksamkeit schenkte. Er benutzte von Zeit zu Zeit einen Augenblick des Waffenstillstandes von Seiten der Cousine, um sein vis-à-vis verstohlen anzuschauen.

Das Diner dauerte lange. Olympia sprach wenig, aber was sie sprach, war verständig, und jedes Wort hatte in ihrem Munde einen Reiz, der den schönsten Redensarten nicht immer eigen ist. So dachte wenigstens Arthur, der sich mit Pontoise nach und nach aussöhnte; und wäre seine Cousine in seinem Geiste nicht beständig zwischen ihn und die schöne Olympia getreten, er würde mit Freuden den Rest seiner Tage in der gastlichen Wohnung seiner seligen Tante verlebt haben.

Nach dem Dessert begab man sich in den Salon, wo der Kaffee servirt war, und als dieser Epilog des Eß-Dramas beendet war, setzte sich Olympia auf Bitten der Cousine, welche sich mit beispielloser Selbstverleugnung in den Schatten stellte, um ihre Freundin glänzen zu lassen, an das Piano und sang nach einem zarten Vorspiele eine große Arie aus einer neuen Oper. Arthur hörte mit Entzücken die frischen Töne, die gleich Perlen und Diamanten von den Purpurlippen des schönen Mädchens fielen. In einem Labyrinth neuer Gefühle verloren, versuchte er vergebens seine zerstreuten Gedanken zu sammeln. Er fand zu seinem Erstaunen, daß man in der kleinen Provinzstadt eben so schönen Gesang hörte, wie in den elegantesten Pariser Zirkeln. Er erstaunte nicht minder über die Aufmerksamkeit, mit welcher Cornelia die Vorzüge ihrer Freundin hervorzuheben suchte, und er wußte sich diese Unbesonnenheit an einem jungen Mädchen nicht zu erklären. Während er sich in Muthmaßungen erschöpfte, sagte seine Cousine:

Verzeihen Sie uns, lieber Vetter, wenn wir Sie nicht so empfangen, wie wir wünschten; ich besitze nicht die Talente meiner Freundin: Sie werden sich daher nicht wundern, wenn ich es ihr überlasse, Sie zu unterhalten; ich würde es mir nie verzeihen, wenn Sie sich hier im Hause langweilten.

Wie glaubwürdig auch diese Erklärung war, so suchte Arthur doch eine noch glaubwürdigere; aber er fand keine. Er versicherte gleichwohl, daß er nie einen angenehmeren Abend verlebt habe (dieß war die reine Wahrheit), und er dankte seiner Cousine für die freundliche, herzliche Aufnahme, die er gefunden. Er wollte sich beurlauben.

III.

Es war schon spät, und an die Rückkehr nach Paris war nicht zu denken. Der Notar machte dieß bemerklich. Arthur kannte keine Seele in Pontoise, er war zum Erstenmale da, und er war dort eben so fremd, als ob er tief in der Bretagne oder in den Gebirgen der Auvergne gewesen wäre; er wußte also nicht recht, wohin er sein Haupt legen sollte. Cornelia errieth seine Verlegenheit, und bat ihn um Annahme eines Nachtlagers in diesem Hause, das — wie sie lächelnd hinzusetzte — das ihrige sei. Dieß war die einzige Anspielung, die sie auf das Testament ihrer Tante machte; es war entweder eine durch den Anstand gebotene Zurückhaltung, oder ein gegenseitiger Zwang, den sich die Betheiligten (den Notar mit inbegriffen) auflegten — kurz, es war sonst gar keine Rede von dem Testamente der Tante.

Arthur hatte keine Einwendung zu machen, und er nahm die gastliche Einladung an, jedoch unter der Voraussetzung, daß seine Anwesenheit den Damen durchaus nicht lästig sei. Im Grunde war er sehr erfreut über die Wendung, welche die Sache nahm; er war ja so nahe bei der liebenswürdigen Olympia, daß er sich bei Cornelia weniger unheimlich fühlte. Das Vertrauen der Letztern, das eines andern Preises würdig gewesen wäre, beförderte ohne ihr Wissen eine aufkeimende Liebe, welche ihre beste Freundin vielleicht morgen zur Nebenbuhlerin machen konnte. Der übrige Theil des Abends verging eben so angenehm wie der Anfang. Olympia verlor nach und nach ihre holde Schüchternheit, und bekam dadurch in Arthurs Augen neue Reize. Endlich um 11 Uhr erhob sich der Notar, und dieß war das Zeichen zur Trennung. Ehe er sich entfernte, fand Frénel Gelegenheit, dem Dandy ins Ohr zu flüstern:

Die Sache geht nicht übel, aber vor Allem seien

Sie vorsichtig, und spielen Sie nicht mit dem Feuer. Fräulein Olympia ist sehr hübsch...

Der Notar murmelte noch einige Worte, welche aber überhört wurden.

Arthur wurde in ein mit allen zu wünschenden Bequemlichkeiten versehenes Zimmer geführt. Er ließ die Ereignisse dieses merkwürdigen Tages in Gedanken die Revue passiren; er konnte sich nicht verhehlen, daß die Gesellschaft in Pontoise vor jener derjenigen Damen, welche er in Paris zu besuchen pflegte, offenbar den Vorzug verdiene, und ungeachtet der wohlgemeinten Warnungen des Notars, schlummerte er ein, indem er weit mehr an Olympia als an seine Cousine dachte.

Am folgenden Morgen, als es seiner Meinung nach bei den Damen Tag geworden war, begab sich Arthur in den Salon. Aber die Damen waren früher aufgewesen als er, und hatten bereits Toilette gemacht. Während das Frühstück erwartet wurde, bat Cornelia um Erlaubniß, ihm den Garten zu zeigen, und er ließ sich umherführen, wo und so lange als es der Cousine beliebte; es war ihm ganz gleichgültig, ob er im Garten oder anderswo war, jeder Ort war ihm angenehm, wenn er nur in Olympias Nähe gelangte. Cornelia ging ihrem Vetter nicht einen Augenblick von der Seite, aber Olympia folgte der Cousine wie ihr Schatten, woraus wir den Schluß ziehen müssen, daß sie immer alle drei bei einander waren, und Arthur fand bei diesem Zusammensein sehr gut seine Rechnung.

Während dieser Gartenpromenade versuchte der Dandy mehrmals, der schönen Olympia einige mörderische Blicke zuzuwerfen; er seufzte die ganze Liebestonleiter durch, von der tiefsten Note bis zum doppeltgestrichenen C. Aber Olympia sah und hörte nichts, oder stellte sich wenigstens so, und in der ganzen Zeit, welche zum Bewundern der seltenen Blumen verwendet wurde, konnte Arthur mit der reizenden Blondine kaum einen verstohlenen Blick wechseln.

Nach dem Frühstück fühlte Arthur, daß er den schon ziemlich langen Besuch nicht noch mehr verlängern durfte, und er beurlaubte sich, nachdem er von der Cousine die Erlaubniß erhalten hatte, seinen Besuch von Zeit zu Zeit zu erneuern.

Er führte seinen Vorsatz aus, der Verräther: unter dem Vorwande, seiner Cousine den Hof zu machen, ließ er keine Woche vorübergehen, ohne nach Pontoise zu reisen, und jedes Mal dauerte sein Besuch im Hause der seligen Tante etwas länger. Seine Freunde, welche ihn nur noch sehr selten sahen, nannten ihn „das Gespenst von Pontoise". Arthur, der ganz andere Dinge im Kopfe hatte, kümmerte sich sehr wenig um die Sticheleien der Dandys, und setzte seine wöchentlichen Ausflüge fort. Nach und nach entstand eine gewisse Vertraulichkeit zwischen ihm und der schönen Omlympia. Er benutzte dieselbe zu tausend kleinen Schäkereien. Die gute Cornelia schien gar nichts zu merken, und lachte über diese Kunstgriffe, als ob es in der Liebe einen Scherz geben könnte, und schrieb in ihrer Einfalt Alles auf Rechnung der Freundschaft. Ein gutes, vortreffliches Kind! sagte Arthur zu sich selbst; sie hat nur einen Fehler, daß sie meine Cousine ist, sonst hat sie nur musterhafte Eigenschaften. Aber ach! Arthur gehörte zu den Männern, die ein hübsches Gesicht den ausgezeichnetsten Eigenschaften des Geistes und Herzens vorziehen.

Eines Tages fand er Olympia allein im Garten. Solche Begegnungen waren selten, und er beschloß die Gelegenheit zu benutzen, um sie nicht auf lange Zeit, vielleicht auf immer entschlüpfen zu lassen. Olympia schlug erröthend die Augen nieder; ihre Verlegenheit galt dem erfahrenen Herzensdiebe für eine glückliche Vorbedeutung, und er ließ eine stürmische, leidenschaftliche Erklärung los. Wie harmlos und unbefangen auch ein junges Mädchen sein möge, eine Liebeserklärung hat immer etwas Ueberraschendes, und wir müssen es dahin gestellt sein lassen, wie die schüchterne Taube sich aus dieser Verlegenheit gezogen haben würde, ohne dem kühnen Geier einige ihrer weißen Federn zu lassen, wenn nicht Cornelia, plötzlich aus einem Seitenwege tretend, die Anschläge des vermessenen Räubers durch ihr unvermuthetes Erscheinen vereitelt hätte.

An jenem Tage vermied Olympia jedes fernere Alleinsein mit Arthur; sie lachte nicht mehr, und schien sehr nachdenkend. Sie ist mein! sagte der unternehmende Kavalier, indem er sich freudig die Hände rieb, und er kehrte frohlockend nach Paris zurück.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig I. von Bayern.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wie alle deutschen Regierungen die Zügel straffer anzogen, erging 1830 auch in Bayern eine strengere Zensurordnung. Mehreren Beamten wurde wegen fortgeschrittener Gesinnung der Urlaub zum Eintritt in die Kammer verweigert. Der König eröffnete am 1. März den Landtag in Person mit der captatio benevolentiæ: „Ich möchte nicht unumschränkter Herrscher sein!" Die Kammer approbirte es: „Dieses königliche Wort wird in ganz Deutschland wiederhallen!" — brachte aber eine Beschwerde über Verfassungsverletzung durch die verschärften Zensurbestimmungen ein, und verweigerte Ausgabeposten, welche die Reichskammer genehmigte. Es waren noch ständische Abgeordnete, die Kammer ihrer ganzen Zusammensetzung nach grundsätzlich konservativ, mit Ausnahme weniger Wortheldeu, welche, mehr aus persönlicher Wichtigthuerei, die liberalen Tagesphrasen vorbrachten. Auch Grund zu ernstlichen Klagen war so

wenig, daß man schließlich durch das königliche Zugeständniß der armen Franziskaner und Kapuziner an Gemeinden, die darnach begehrten, das Vaterland in Gefahr erklären mußte. Frhr. v. Closen, dessen Ahnherr den nordamerikanischen Freiheitskampf neben Lafayette und Kosziusko durchgefochten, fühlte republikanisches Blut in seinen Adern, wenigstens fürchtete dieß die Regierung, und verhalf ihm zur schnellen Popularität, indem er unter Verzicht auf seinen Beamtengehalt den Eintritt in die Kammer sich nicht wehren ließ. Die Vorenthaltung des Urlaubs bildete eine Hauptwaffe gegen das Ministerium: Herr von Schenk trat zurück, und der Ministerverweser von Stürmer legte eine liberale Preßbill vor; gleichwohl kam es zu keiner Einigung. Es waren im Grunde nur Plänkeleien, aber ein Vorspiel der späteren ernsthaften Kämpfe gegen die altständische Vertretung. Der Landtagsabschied lehnte die Kompetenz der Kammer betreffs mehrfacher Anträge ab, und verwahrte sich gegen das von ihr in Anspruch genommene Steuerbewilligungs-, resp. Verweigerungsrecht. Das Ministerium Wallerstein begann die Geschäfte, und leider bekam die hohe Polizei unter diesem brillanten ebenso wort- als geistreichen Staatsmann bald vollauf zu thun. Der König hatte bei seiner Bereisung der Pfalz im Juni 1829 die festlichste Aufnahme gefunden, die Erscheinung des alten Pfalzgrafen, dessen Haus noch ein Königreich dazu eingethan, einen wohlthuenden Eindruck hinterlassen. Aber die unruhige Nachbarschaft Frankreichs wirkte ansteckend, die Presse wiegelte die Provinz auf, und am 26. Mai 1832 versammelten sich die Liberalen aus aller Herren Ländern zu dem berühmten Konstitutionsfest in Hambach.

Leichter werden unruhige Emotionen durch Auffahren von Feuerspritzen, als von Kanonen gestillt, aber die kgl. Regierung nahm die Sache so wichtig, daß der Feldmarschall Wrede in die Pfalz einrücken mußte — die Festtheilnehmer schrieben sich nun europäische Bedeutung zu. Am 3. April 1833 überfiel ein Studentenhaufe den Sitz des Bundestags, und erstürmte die Frankfurter Hauptwache. Es waren „Germanen", die ihr Heil nur von einer deutschen Republik erwarteten, und von Jena und Halle auch nach Würzburg sich verzweigten. Die Polizei horchte mit dem Ohr des Dionysius, und haschte selbst nach dem Schatten an der Wand. Durch Beschlagnahme von Korrespondenzen kam man den Namen der Verschwornen auf die Spur. Die Bureaukratie überstürzte sich in ihrer Thätigkeit unter den Augen des Landesvaters.

Ordensgesuche hatte der König durch Dekret vom 7. Dezember 1825 untersagt, da er Verdienste aus freien Stücken zu würdigen wisse; also mußte wieder einmal augenfällig vor Catilina und seinem Anhang das Vaterland gerettet werden. Nun wanderte von Münchens Hochschule der berühmte Oken, von Würzburg Schönlein in's Ausland, Bürgermeister, vordem Prof. Behr, das liberale Kammermitglied, für 8 Jahre auf die Festung, nachdem er wegen Majestätsbeleidigung vor dem Bilde des Königs Abbitte geleistet. Man fand glaubhaft, daß der praktische Arzt Dr. Eisenmann sich bereits den Sammetmantel als künftiger Herzog von Franken habe fertigen lassen, und er wanderte auf — sechzehn Jahre in's Gefängniß, um schließlich, nach allerdings gemilderter Haft, als Kämpfer für konstitutionelle Monarchie in der Nationalversammlung zu Frankfurt sich hervorzuthun! Es galt ein Exempel zu statuiren, wobei immer Einer für Viele zu büßen hat; doch blieb dem König der Vorwurf despotischer Härte nicht erspart, weil er mehrfache Gnadengesuche abgelehnt hatte. Chorburschen oder Philister, jedenfalls politische Philister, konnten von Glück sagen, wenn sie für ihren Traum von deutscher Republik nur mit einem oder mit anderthalb Jahren in der Frohnveste oder auf der Veste Oberhaus büßten. So hat die Thorheit junger Leute und die Dienstbeflissenheit der Behörden (vor allen eines Hrn. v. H.) viel Unheil angerichtet, und nicht nur den aktiv oder passiv Betheiligten, sondern auch dem mit aller Strenge rückwirkenden Fürsten wehe gethan. Revolutionen sind theuer, aber man wird zu spät inne, was sie kosten. Es bleibt doch wahr, was einer der geistreichsten Politiker an der Neige des Jahrhunderts, der Herzog v. Luynes, äußerte: „Die Völker lieben Veränderung; sie hoffen ihre Verfassung zu verbessern und verschlechtern ihre Zustände und behalten ihre schlechteren aus Furcht vor noch schlimmeren." Es ist ein Glückspiel: wie es der Einzelne treibt, so loosen auch die Völker. Der König hat nie mehr aus der Seele gesprochen, als da er (Ged. III., 19) das Distichon „An die Demagogen" niederschrieb:

„Nur so fort, ihr Menschenbeglücker, ihr Feinde des Hohen!
Alles wird niedrig bald, wird von der Armut gebeugt."

Schon nach dem Frieden von Tilsit schreibt Böttiger an Johannes Müller aus Dresden: „Der Prinz von Bayern hat hier durch unerkünstelte Wißbegierde und Deutschheit sehr gefallen." Er, der schon als Jüngling für die deutsche Freiheit Opfer gebracht, und als Mann und geborner Regent seine nationale Gesinnung niemals verläugnet hatte, sollte jetzt von politischen Wickelkindern, den Jungdeutschen oder deutschen Jungen, lernen, ein besserer Deutscher zu werden? Diese Zumuthung mußte ihm wie Hohn klingen. Verurtheilen wir den Herrscher nicht, wenn er zur Sicherung der Ruhe und Ordnung in seinen Landen in der Demagogenjagd vielleicht zu weit ging. Mit Revolten läßt sich so wenig wie mit Schießgewehren spielen: beim nächsten Ansturm opferte der König seine Krone! Man läßt mit Unrecht dem Träger der Krone entgelten, was seine Werkzeuge hinter seinem Rücken gethan.*) Der in seinen Staatshand-

*) Der König erkannte später, daß er, durch amtliche Berichte getäuscht, zu streng verfahren sei, und erklärte insbesondere, nachdem schließlich auch v. d. Pfordten von Würzburg

lungen wie in seinen Reden versatile Fürst Wallenstein, der nach Saphirs Ausdruck, an förmlicher Gedankendiarrhöe litt, entließ als allmächtiger Minister manchen Beamten, der in späteren Jahren fragte: „Aber sagen Sie: warum hat man Sie denn damals quieszirt?“ Er hatte damals noch keine Ahnung, daß er selbst einst die Ehre haben werde, der Partei der Linken in der Kammer anzugehören. Er, die Triebfeder so vieler Verhaftungen — wer weiß wie viel er wirklich schuldet? hat persönlich gleichfalls geduldet, und vom Schicksal verfolgt, zuletzt dem undankbaren Vaterland den Rücken gekehrt: Ingrata patria, ne ossa quidem mea habeto! (Allg. Ztg.)

Mannigfaltigkeiten.

König Ludwig I. verausgabte von seinem Regierungsantritte bis zum Jahre seiner Abdankung für: 1. Glyptothek (Bau) 109,589 fl., für Malerei und Skulptur 195,126 fl.; 2. Walhalla (Bau) 1,832,385 Gulden, für Skulpturen 330,557 fl.; 3. Königsbau 1,832,863 fl., für Möbel 33,565 fl.; 4. Saalbau 468,176, für Malereien 256,465, für Möbel 280,000 fl.; 5. Allerheiligenkirche 437,392, für Einrichtung 44,107 fl.; 6. Glasmalerei (an Köln, Regensburg) 333,551 fl.; 7. Bonifaziuskirche 697,676 fl.; 8. Kunstausstellungsgebäude 682,578 fl.; 9. Isarthor 25,856 fl.; 10. Hofgartenbögen 71,920 fl.; 11. Aeußerer Hofgarten 21,877 fl.; 12. Feldherrnhalle 245,738 fl.; 13. Monopteros 42,000 fl.; 14. Bayerische Ruhmeshalle 294,709 fl.; 15. zwei Brunnen 174,434 fl.; 16. Bavaria nebst Skulpturen 294,709 fl.; 17. Pompejanisches Haus bei Aschaffenburg 155,635 fl.; 18. Siegesthor 205,732 fl.; 19. Befreiungshalle bei Kehlheim 637,937 fl.; 20. Neue Pinakothek 109,576 fl.; 21. Dom zu Speyer 176,011 fl.; 22. Villa bei Edenkoben 154,384 fl.; 23. Landhaus bei Schwabing 83,155 fl.; 24. Reiterstatue Max I. Kurfürsten von Bayern 64,454 fl.; 25. Obelisk 99,721 fl.; Summa 10,589,878 fl. Mehrere dieser Bauten, welche bei der Abdankung des Königs noch nicht vollendet waren, ließ er vollenden, wozu eine jährliche Summe von 200,000 fl. angewiesen waren. Rechnet man hiezu die vielen Stiftungen und Liebesspenden des Königs, so entziffert sich, was Bayern an ihm verloren hat.

wandern mußte, auf die Rechtfertigung durch den damaligen Rektor v. Lasaulx: „Aber man sollte Königen die Wahrheit sagen.“ — Geschieht auch, findet aber nicht immer Anklang! — „Auch wahr! auch wahr!“

Charade.

Verdiene die Erste durch Rechtthun und Pflicht,
Und tönen die Andern im traulichen Kreise
Von fröhlichen Zungen, dann schweige nicht.
Das Ganze erschallt dem Erhab'nen zum Preise.

Konzert.

Aschaffenburg, 5. April.

Die hiesige Casinogesellschaft bot ihren Mitgliedern heute einen wahrhaft seltenen Genuß sowohl in Bezug auf die Auswahl der zum Vortrage gebrachten Tonstücke als und insbesondere durch das Auftreten der bereits in den weitesten Kreisen bekannten Künstler-Geschwister Fräulein Helena und Herrn Hugo Heermann aus Baden-Baden.

Die Zuhörer konnten sich dem Eindrucke nicht verschließen, daß hier auf den so schwierigen Instrumenten (Harfe und Violine) Leistungen mit vollendeter Meisterschaft geboten wurden, und wir können dabei nicht verschweigen, daß schon die liebliche Erscheinung der jugendlichen Künstlerin geeignet war, für ihr zauberhaftes Spiel aufs Freundlichste vorzubereiten, bevor sie noch die perlenden Töne ihrem Instrumente entlockte.

Besonderer Erwähnung verdienen tadellose Reinheit, Delikatesse und Leichtigkeit der Technik, der innige seelenvolle Vortrag und die vollendete Präzision und Kraft des ganzen Spieles, welche in allen Piecen, insbesondere in dem Zusammenwirken der beiden Geschwister im Duo für Violine und Harfe von Spohr, zum vollsten Ausdrucke gelangten.

Sehr großen Dank schulden wir Fräulein Leiblein aus Würzburg, welche dieses Konzert in so freundlicher Weise unterstützte, und den beiden Künstlern mit ihrer reinen und klangvollen Stimme, so wie mit ihrem seelenvollen Vortrage würdig zur Seite stand.

Den Schluß bildete ein Arrangement von Gounod's „Ave Maria“ über das Präludium von Bach für Gesang, Violine, Harfe und Harmonium, welches auf begeisterten Zuruf wiederholt wurde, und einen unvergeßlichen Eindruck hinterließ.

Die Erinnerung an diesen Abend wird uns eine dauernde und höchst freundliche sein.

Schließlich können wir es uns nicht versagen, Hrn. Staatsanwalt Mehling für sein gelungenes Arrangement sowohl, als für seine Mitwirkung unsern Dank auszusprechen.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 83 Donnerstag, 9. April 1868.

Die Erbschaft.

(Fortsetzung)

IV.

Aber, o grausame Täuschung! kaum hatte er seine Wohnung erreicht, so erhielt er einen Brief von Cornelia, und was für einen Brief! Es war ein wahrer Keulenschlag, der ihn aus dem blauen Himmel der Täuschungen tief in die traurige Wirklichkeit hinabschleuderte. Es ist wahr, die Schriftzüge waren allerliebst, der Brief erfüllte das ganze Zimmer mit einem lieblichen Duft; er war mit unendlich viel Geschmack zusammengelegt, und das jüngferlich kokette Couvert konnte den weiblichen Ursprung nicht verleugnen. Aber leider war es nur eine unter Blumen verborgene Schlange. Der duftige Brief sagte unter tausend honigsüßen Umschweifen, daß die drei Probemonate sich ihrem Ende näherten, und daß die Cousine Cornelia seinen Wünschen kein Hinderniß entgegenstellen werde, wenn er in den Genuß der von seiner Tante hinterlassenen Güter treten wollte u. s. w. Dieß bedeutete mit anderen Worten: Man wünscht Sie zu heirathen, und erwartet nur Ihre Erklärung; die drei Monate sind nun bald verflossen, und Sie haben noch kein Wort gesagt, beeilen Sie sich also, die verlorene Zeit wieder einzubringen.

Arthur befand sich in einer Verlegenheit, die er im ersten Augenblick für unauflösbar hielt. Die Zeit war so schnell verflossen, daß er den Ablauf der verhängnißvollen Frist nicht bemerkt haben würde, oder vielmehr er hatte nicht daran gedacht. Die Tage des Glückes zählt man ja nicht, und da er nicht zur gehörigen Zeit und am rechten Orte nachgedacht hatte, so mußte er einen schnellen Entschluß fassen. Cornelia war nicht hübsch, aber sie war so gut und hatte so viele schätzenswerthe Eigenschaften, daß Arthur eine ungeheuchelte Achtung und aufrichtige Freundschaft für sie empfand, und er würde sie wenigstens ohne Widerstreben heimgeführt haben, wenn er Olympia nicht gesehen hätte. Olympia liebte er mit der ganzen Innigkeit einer ersten Liebe, und er hatte seit länger als zwei Monaten vielfältige Gelegenheit gehabt, ihre Sanftmuth und Liebenswürdigkeit zu schätzen. Sie besaß ganz das einnehmende, unbefangene Wesen Cornelias, und überdieß hatte sie ein reizendes, wunderholdes Gesicht, und eine Stimme, die zum Herzen drang. Arthur hatte gehört, daß die reizende Blondine nur ein kleines Vermögen besaß; aber er hatte noch nicht die Jahre erreicht, in denen die schönen Augen der Geldkiste die einzigen sind, die ein freudiges Herzklopfen verursachen, und die Reize eines Goldsackes waren noch nicht verführerisch genug für ihn. Was kümmerte ihn der Reichthum, wenn er nur das ersehnte Glück fand? und worin anders findet ein Liebender das Glück, als in dem Besitze des geliebten Gegenstandes!

Ehe Arthur seiner Cousine antwortete, warb er in einem feurigen, leidenschaftlichen Briefe um Olympias Hand. Er schloß mit den Worten: „Von Ihrer Entscheidung hängt meine ganze Zukunft, das Glück oder Unglück meines Lebens ab. Ich hege gegen Cornelia nur die Achtung eines Freundes, die Freundschaft eines Bruders; kann und darf ich das Vermögen und die Hand meiner Cousine annehmen, wenn mein Herz auf immer Ihnen gehört?" Als Antwort erhielt er folgende, mit etwas unsicherer Hand geschriebene Worte: „Nehmen Sie an, was Ihnen geboten wurde. Olympia de Grandpré." — Sie liebt mich nicht! sagte Arthur zu sich selbst; ich heirathe die gute, sanfte Cornelia, ich will die Undankbare zu vergessen suchen. Als er nach einem heftigen innern Kampfe diesen Entschluß gefaßt hatte, antwortete er seiner Cousine, daß er, durch ihre so wenig verdiente Güte beschämt, — dieß war die reine Wahrheit, — sich glücklich schätze, — das war erlogen, — ihr einen Beweis seiner Dankbarkeit geben zu können u. s. w.

Diesem Briefe schickte er manchen Seufzer nach; aber alle Grübeleien über seine allzu sanguinischen Hoffnungen kamen zu spät. Olympia war für ihn verloren, die nüchterne Wirklichkeit war an die Stelle der süßen Täuschung getreten.

In der folgenden Woche bestieg er mit schwerem Herzen denselben Postwagen, in dem er noch unlängst so freudigen Sinnes Platz genommen hatte. Ehe er sich zu der Cousine begab, suchte er den Notar auf, den er seit seinem ersten Besuche nur im Vorübergehen gesehen hatte. Frénel empfing ihn mit pfiffiger, geheimnißvoller Miene; aber Arthur bemerkte es nicht, er war mit seinen trüben Gedanken zu sehr beschäftigt. Der Heirathskandidat meldet ihm seinen Entschluß, so

bald als möglich Hochzeit zu machen, und erklärte, daß er hinsichtlich des Kontraktes Alles seiner Cousine überlasse, und bereit sei, das Aktenstück ohne Weiteres zu unterzeichnen. Da die Hauptsache einmal geopfert war, so kümmerte er sich wenig um die Nebendinge. Der Notar eröffnete ihm jedoch, der Kontrakt sei schon lange gemacht, und die Tante habe auf dem Sterbebette alle Klauseln mit ihm verabredet. Arthur fand, daß die Selige vor ihrem Verscheiden noch ungemein viel Geistesgegenwart gehabt, und die Vorsichtsmaßregeln etwas weit getrieben habe. Er warf einen zerstreuten Blick auf das verhängnißvolle Dokument, und fand nichts daran auszusetzen. Er fand jedoch einen neuen Gegenstand des Erstaunens, als er ans Ende kam: sein Blick fiel auf die Unterschrift seiner Cousine, welche die seinige zu erwarten sein.

(Schluß folgt.)

Bildungsgang eines Gelehrten am Ausgang des 15. Jahrhunderts.

(Von Otto Jahn. — Aus den „Grenzboten".)

Die naive Schilderung, welche Thomas Platter in seiner Selbstbiographie von dem Leben und Treiben unter den fahrenden Schülern und seinem ferneren Bildungsgang gibt, ist aus Freytags Bildern allgemein bekannt. Wenn die lebendige Anschaulichkeit seiner Darstellung auch gar keinen Zweifel zuläßt, daß er eigene Erlebnisse mit der treuesten Wahrheit wiedergibt, so machen doch seine Berichte auf uns einen so seltsamen Eindruck, daß man geneigt sein könnte, ungewöhnliche und ausnahmsweise Erfahrungen darin zu sehen. Man wird daher auch einen andern Erzähler nicht ungern hören, der bezeugen kann, wie das, was uns jetzt so schwer begreiflich erscheint, einst an der Tagesordnung war. Ein Benediktinermönch des Klosters Laach am Rhein, Frater Johannes Piemontanus, hat in einem an seinen geliebten Bruder Philipp, Schulmeister in Münster- und Westphalenland, gerichteten Reisebuch (Odeporicon) seine Lebensweise, namentlich seine Jugend und seinen Bildungsgang ausführlich geschildert. Als Gelehrter schreibt er lateinisch in fließender Sprache, die durch Citate und Anspielungen von seiner klassischen Lektüre Zeugniß ablegt, doch läßt das fremde Kleid nirgend Unmittelbarkeit und Frische lebendiger und treuer Jugendeindrücke vermissen. Wer aus seiner Handschrift ihm nacherzählt, muß freilich beträchtlich kürzen, aber er würde ihm Unrecht thun, wenn er ihn nicht in der Muttersprache einfach und ohne klassische Reminiscenzen reden ließe.

Johannes Butzbach ist in Miltenberg im Jahre 1478 geboren, der Sohn Meister Conrads, eines ehrsamen, nicht unbemittelten Webers. Als kleines Kind nahm ihn die Schwester seines Vaters, die in kinderloser Ehe mit einem reichen Mann lebte, zu sich und erzog ihn mit mütterlicher Liebe. Frühzeitig schickte sie ihn in die Schule; Anfangs lockte sie ihn mit Brezeln, die er zur Belohnung erhielt, wobei er des horazischen Verses eingedenk ist, daß

> manchmal auch liebkosende Lehrer den Knaben Backwerk spenden;

nachher hielt sie ihn mit Ernst zum Schulbesuch an und sparte die Ruthe nicht. Später dankte er ihr diese verständige Strenge — denn, sagt er wieder mit Horaz,

> ward einmal er gedrängt noch neu, so bewahrt die Gerüche noch lange der Topf. —

Der Knabe wußte sie aber noch so wenig zu würdigen, daß er sich, als nach vier Jahren die mütterliche Pflegerin starb und er in's elterliche Haus zurückkehrte, mit der Hoffnung tröstete, mit der Schule werde es nun vorbei sein. Darin täuschte er sich; seine Eltern hielten ebenfalls auf fleißigen Schulbesuch, aber die Aufsicht konnte nicht so streng geführt werden. So brachte er manchen Tag im Kahn auf dem Fluß, statt in der Schule zu und entschuldigte sich vor dem Lehrer damit, daß er zu Hause in der Werkstatt oder in der Küche gebraucht worden sei. Eines Tages hatte er vergessen, daß er an einem Fasttage hinter die Schule gegangen war und brachte als Entschuldigung vor, daß er auf den Braten habe Acht geben müssen. Für Versäumniß und Lüge mit Ruthen gestrichen, war er fleißig, so lange ihn die Schmerzen der Striemen und Narben beim Sitzen warnten; bald verlockte ihn wieder das lustige Kahnfahren. Da erregte er einmal bei seinem Vater Verdacht, dem die lateinischen Vocabeln, die der Knabe als frisch gelernte nach der Schule hersagen mußte, so bekannt vorkamen, und am andern Tage brachte die Mutter selbst ihn in die Schule und forderte den Lehrer auf, ihn nach Verdienst zu strafen.

In die Schule konnte Hans nun nicht wieder gebracht werden, und doch stand des Vaters Sinn darauf, der Sohn solle studiren und geistlich werden. Da traf es sich, daß der große Sohn eines Nachbarn als fahrender Schüler (Beanus)*) von der Hochschule in den Ferien nach Hause kam und von seiner Gelehrsamkeit und dem Studentenleben viel Gerede machte. Der erbot sich, wenn man den Knaben ihm anvertrauen wollte, väterlich für sein Wohlergehen an Leib und Seele zu sorgen, ihn zum Lernen und zu allem Guten anzuführen und nach einigen Jahren als perfekten Gelehrten wieder heimzubringen. Der Vater ging nach wiederholter Rücksprache mit dem vielverheißenden Beanus darauf ein, überantwortete diesem eine Summe Geldes und sagte ihm fernere Unterstützung zu, nur solle er für seinen Hans sorgen, und es ihm nicht fehlen lassen.

---

*) Beanus ist eigentlich die Benennung für den noch nicht durch feierliche Deposition zum Studenten erhobenen Schüler, dann auch geringschätzig für den fahrenden Schüler überhaupt.

Der war froh, aus dem Ort zu kommen; er dachte nach dem Sprichwort, draußen in der Welt hingen die Bratwürste an den Zäunen, und die Häuser seien mit Pfannenkuchen gedeckt, und wer ihn fragte, dem versicherte er, unter zehn Jahren bleibe er nicht aus, aber dann käme er als Doktor heim. So rückte der Abschied heran. Der Vater versammelte die Angehörigen zum feierlichen Abschiedstrunk, gab dem Sohn mit vielen frommen Vermahnungen seinen Segen und begleitete ihn mit der Familie bis ans Thor. Die Mutter ging weinend und klagend noch eine Strecke weiter mit. Der Beanus, der merkte, daß auch dem Knaben weich ums Herz wurde und fürchtete, er möchte am Ende wieder mit umkehren, redete ihr zu, sie ziehen zu lassen; es gehe ja nur nach Nürnberg, von wo sie durch Handels- und Fuhrleute immer gute Nachrichten von ihrem Ergehen bekommen würde. So trennte sie sich denn von ihnen und Hans schlich bitterlich weinend hinter seinem Beanus her, der ihm Anfangs mit guten Worten tröstlich zusprach; je weiter sie sich entfernten, je weniger an ein Umkehren zu denken war, desto kürzer und härter wurden seine Weisungen an den Knaben, den er vor sich hergehen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bukowina.

In der statistischen Abtheilung des österreichischen Ministeriums wurde eine Karte angefertigt, auf welcher die im vielsprachigen Kaiserstaate noch vereinzelt und gleichsam willkürlich eingestreuten Sprachinseln mit wechselnden Farben bezeichnet sind. Diese bunten Punkte führen in vielen Fällen zugleich auf Gebiete, die theils in geographischer, theils in ethnographischer und häufig in beiden Beziehungen Merkwürdiges bieten. Wir führen nur aus der Erinnerung einige wenige an: die Bochesen bei Cattaro, die Morlaken, das kleine Gebiet der Gotscheer in Krain, die Wenden in Kärnten, in Welschtyrol die deutschen Gemeinden, in Südtyrol die Grödner, in Ungarn die Zipser und viele andere, in Böhmen die Egerländer, in Mähren die Hannaken, in Galizien die Wlachen.

Das Gebiet der romanischen Wlachen ist die Bukowina, eine der am wenigsten bekannten und dennoch interessantesten Provinzen des Reichs. Im Jahre 1775 kam das Ländchen an Oesterreich; die Pforte trat es in einem freiwilligen Akte ab, um es der russischen Machtsphäre zu entziehen. Seit dieser Zeit führte dieser nördlichste Theil des alten Moldaureiches, hineingedrängt gleichsam in die polnische und siebenbürgische Gebirgswelt, ein gesondertes Leben, trotz dem es in einen galizischen Kreis verwandelt wurde. Die gesonderte Lage des Ländchens, die besondere Abstammung und Sprache und Religion ließen nur wenig Aenderungen oder Nivellirungen zu. Zu den letztern darf man allerdings in erster Reihe die Umwandlung des Hauptortes Czernowitz in eine mehr oder weniger deutsche Stadt zählen. Und es ist eine schöne, heitere Stadt, auf einer Anhöhe am Pruth gelegen. Sie hob sich anfänglich nur langsam unter der österreichischen Herrschaft, aber seit Vollendung der Bahn Lemberg-Czernowitz gewann sie, gleich Lemberg selbst, einen unglaublichen Aufschwung. Nach diesem ist sie in kurzer Zeit die wohlhabendste, heiterste und bevölkertste Stadt Galiziens geworden. Der Ausbau der Bahn nach Odessa wird sie in gleicher Steigerung zu einem der bedeutendsten Plätze des Reichs machen.

Czernowitz vermittelt hauptsächlich den Verkehr zwischen Rußland und Oesterreich; dann zwischen den Donaufürstenthümern und Norddeutschland, und sobald die genannte Bahn vollendet sein wird, werden die norddeutschen Waaren ihren Weg über Czernowitz nach dem Schwarzen Meere nehmen. Im verflossenen Jahre besonders gingen Frucht und Vieh in ungewöhnlichen Quantitäten aus Bessarabien und der Moldau nordwärts. Die Geschichte der Stadt bietet eine Widerlegung der Ansicht, daß eine allzu gemischte Bevölkerung dem Aufschwunge eines Ortes oder Landes entgegen sei. Unter der moldauischen Regierung nur ein großes, vernachlässigtes Dorf, Sitz eines Ispravnik, wurde es neben der rein wlachischen Haupt- und Residenzstadt Suczawa kaum genannt. Suczawa, am gleichnamigen Flusse, zieht jetzt, seiner Ruinen und Baureste wegen, höchstens einen Alterthumsforscher an, während Czernowitz, der Tummelplatz von einem Dutzend verschiedenen Nationalitäten, seinen Rang und Einfluß übernommen hat.

Die Moldauer oder Wlachen, die alten Einwohner des Landes, nehmen in Czernowitz kaum mehr, durch Zahl und Eigenheit, die erste Stelle ein; das deutsche Wesen hat sie verdrängt, und mit diesem rivalisirt jetzt das polnische. Ruthenen, Ungarn, Juden, Armenier, Lipowaner, Huzulen, Russen und Franzosen sind daneben in größerer oder geringerer Anzahl vertreten. Ein Drittheil der Bevölkerung der Bukowina besteht aus Wlachen; ihre weiche und wohlklingende Mundart ist eine Tochtersprache der lateinischen. Sie wanderten unter Dragosch, dem Gründer des Moldaureiches, im 14. Jahrhundert aus den Marmoros in die Bukowina und in die übrigen Gebirgsländer der Moldau ein. Polen, Ungarn und Türken, nachher auch Rußland, stritten um den Besitz der Hoheitsrechte über die Moldau. Nicht der schlechteste Theil war es, welcher endlich durch Oesterreich der Fanariotenwirthschaft entzogen wurde. Aber im Volke erkennt man noch mancherlei Spuren, die auf die orientalische Herrschaft zurückführen. Das Landvolk, ein schöner, robuster und doch leicht und hoch gebauter Schlag, erinnert durch seine Kleidung und Behandlung des Kopfhaares an verschiedene,

noch jetzt der Pforte angehörige Rāçen. Hemd mit weißen Aermeln; ein breiter Gürtel; enge Beinkleider; Spitzschuhe, halb Sandale, halb Opanka; das Haar an der Stirne kurz geschoren, am Hinterkopfe lang: fast alles wie bei den türkischen Bosniaken. Auch die Kleidung der Frauen hat etwas Orientalisches und man sieht viele Köpfe von antik edler Bildung.

Phantastischer und in bunten Farben geht der **Huzule** einher; seinen breitkrämpigen Hut verziert er mit Pfauenfedern. Der Huzule stammt aus Rußland und bewohnt das Gebirge bis hoch in die Karpathen hinauf. Ebenso die Lipowaner oder Filipowaner, eine sonderbare griechische Sekte, denen bei der Niederlassung Befreiung vom Militärdienst zugesagt werden mußte. Die Armenier gehören theils zu der leiteinisch-armenischen Kirche, theils sind es Nestorianer oder Eutyzianer. Das kleine, schöne und höchst fruchtbare Ländchen vom Dniestr, Pruth und Sereth theils durchströmt, theils begrenzt, ist stellenweise von prachtvollen Buchenwäldern bedeckt, die ihm den Namen (Buk) gaben.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus **Berlin**: Die Nr. 55 des „Kladderadatsch“ vom 1. Dez. v. J. enthielt eine bildliche Darstellung aus Göthe's Faust, mit der Scene, in welcher Gretchen den Faust vor der Gesellschaft des Mephisto warnt, als Unterschrift. Die Staatsanwaltschaft hatte in der Aehnlichkeit der Porträts mit den drei Herren, Graf Bismarck, Justizminister Graf zur Lippe und Stadtgerichtsrath Twesten und anderer Umstände deduzirt, daß Twesten als Gretchen den Ministerpräsidenten als Faust, vor der Gesellschaft des Justizministers warne, und deßhalb Anklage gegen den Redakteur Dohm wegen Beleidigung des Justizministers Grafen zur Lippe erhoben. Der Staatsanwalt Schütz hielt dafür, daß man in Erwägung dessen, daß der „Kladderadatsch“ ein Witzblatt sei, die Sache wohl milder als gewöhnlich auffassen könne. Dennoch müsse er im Hinblick auf die Schwere der Beleidigung, welche darin liege, daß der Justizminister als ein teuflischer Rathgeber dargestellt werde, eine Gefängnißstrafe von 3 Monat und die Vernichtung des betreffenden Bildes beantragen. Der Vertheidiger des Angeklagten führte aus, daß nur die bildliche Darstellung Gegenstand der Anklage sei, und daß dieselbe deßhalb jetzt nicht mehr mit auf den Text ausgedehnt werden könne. Ob der Mephisto wirklich ein Porträt des Justizministers darstelle, sei nicht nachgewiesen worden, und deßhalb müsse er dem Gerichtshof anheimgeben, eine Beweisführung nach dieser Richtung hin eintreten zu lassen. Als der „teuflische Rathgeber“ könne Mephisto nicht aufgefaßt werden, sondern als das Prinzip der Ironie. Der Dichter stelle ihn dar als ein Wesen, das ironisch die Schwächen der Menschen verspotte, welche die letzten Geheimnisse erforschen wollten. Redakteur Dohm: die Idee des Bildes repräsentire nicht seine persönliche Ansicht, sondern die der Gegner des Grafen zur Lippe, denn seine eigene Ansicht stehe insofern mit der seines Vertheidigers in Widerspruch, als er (Dohm) in dem Grafen zur Lippe stets einen Mann erblickt habe, der zwar nie etwas Böses gewollt, der aber auch nicht etwas Gutes geschaffen habe. Der Gerichtshof erkennt auf 100 Thlr. Geldstrafe.

Der Klavierfabrikant **Langier** in Marseille hat ein Erfindungspatent für einen Hemmungsapparat erhalten, durch welchen Eisenbahnzüge im schnellsten Lauf binnen einer Sekunde mit Beseitigung jeder Gefahr eingehalten werden können.

Dreisylbige Charade.

Glücklich nenn' ich Jenen, den die Gottheit
Gütig sendet, was mein Erstes ist;
Wenn der reinen Liebe Himmelswonne
Hoch entzückend aus dem Herzen fließt.
Es zu sein, was diese Sylbe deutet,
Fühlst Du, Mädchen! dieses Götterglück.
Purpurröthe mal.'s auf Deine Wangen,
Ziehet heimwärts deinen trunk'nen Blick.
Heilig sei die zweit' und dritte Sylbe
Dir, wo immer nur das Heil'ge thront,
Wo Versöhnung mit den Menschenkindern,
Wo erbarmend ew'ge Liebe wohnt.
Dich umsäuselt stets, wie Maienlüfte
Dort der Gottheit hohes Strahlenbild;
Siehst es duldend an der heil'gen Stelle,
Duldend und vergebend, sanft und mild.
Zu dem Ganzen zieht ein stilles Sehnen
Jünglinge und Mädchen mächtig hin,
Dort versiegen lang gefloß'ne Thränen,
Wo der Liebe Sorgen auch entflieh'n,
Dort winkt dir der Lohn für deine Treue,
Schmücket, Mädchen! dich der holde Kranz,
Wohl dir dann, wenn niemals bitt're Reue
Trübt des Lebens heit'ren Frühlingsglanz.

* * *

Redakteur Gustav Meißert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 84 Freitag, 10. April 1868.

Die Erbschaft.

(Schluß.)

Ist die Unterzeichnung dieses Kontraktes auch noch auf Veranlassung meiner seligen Tante geschehen? sagte Arthur.

Ach! mein Gott ja, antwortete der Notar mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit, die Verstorbene, welche die Unerfahrenheit ihrer Nichte kannte, hat Alles geordnet, und wenn Sie gefälligst unterzeichnen wollen, so ist die Sache abgethan.

Ohne sich länger nöthigen zu lassen, nahm Arthur eine Feder und unterschrieb.

Eine sonderbare Kontraktsunterzeichnung, murmelte er, als er das Haus des Notars verließ und sich zu Cornelia begab.

Er fand die Letztere allein mit Madame Bonnemain, der Gesellschafterin, die ihn bei seinem ersten Besuche empfangen hatte. Die Cousine zeigte ihr immer große Achtung und Ehrerbietung, aber die alte Dame ließ sich wenig blicken, und außer den Mahlzeiten verließ sie ihr Zimmer nur sehr selten. Arthur hatte dieß nicht besonders beachtet, und er hatte sich gegen sie immer in den Gränzen kalter Höflichkeit gehalten. Cornelia meldet ihrem Cousin, daß Olympia abgereist sei. Aber, setzte sie mit einer ihm nicht recht erklärlichen Schalkheit hinzu: sie wird bald wieder kommen.

Vierzehn Tage später war Olympia, trotz dem Versprechen der Cousine, noch nicht wieder da, und gleichwohl war die Vermählung Arthurs mit seiner Cousine auf eben diesen Tag festgesetzt; aber diese schien die Abwesenheit ihrer besten Freundin gar nicht zu bemerken, und Arthur, der den Beweggrund dieser Abwesenheit zu errathen glaubte, fragte auch nicht nach ihr. Nur wenige Gäste waren im Salon versammelt; meistens Freunde Arthurs, die als Zeugen bei seiner Vermählung gegenwärtig sein sollten; dann der Notar, und ein paar alte Bekannte der seligen Madame Lamperty. Es fehlte nur noch die Braut, die noch mit ihrer Toilette beschäftigt war. Arthur war etwas bewegt. Es thut wohl Niemand einen so wichtigen Schritt, ohne eine gewisse Beklemmung, eine ahnungsvolle Bangigkeit zu empfinden; und um sich zu betäuben, ging Arthur mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Die Zimmerpromenade hatte schon eine Weile gedauert, als die Thüre des Nebenzimmers aufging, und die Braut, von Madame Bonnemain geführt, in den Salon trat. Aber, o freudige Ueberraschung! es war nicht Cornelia! . . . . Wir wollen den Namen der holden Braut nicht nennen, die Leser haben ihn bereits errathen. Arthur starrte die liebliche Erscheinung an, aber er sah nichts: alle seine Gedanken tanzten einen tollen Galopp in seinem Kopfe, das Glück schien ihn närrisch machen zu wollen, er traute kaum seinen Augen.

Olympia trat mit bescheidenem Anstande, von ihrer angeblichen Gesellschafterin geführt, vor, und Cornelia folgte in dem einfachen Anzuge einer Brautjungfer.

Was bedeutet das? fragte Arthur, der, von seinen Gefühlen überwältigt, in einen Lehnstuhl gesunken war.

Das bedeutet, antwortete die Dame, die wir bis jetzt unter dem Namen Madame Bonnemain gekannt haben: daß eine kleine Personenverwechslung obwaltet, weiter nichts; Sie sehen, welchen Mißverständnissen man sich aussetzt, wenn man sich so wenig um seine Verwandten kümmert. Man begeht eine Menge mehr oder weniger komischer Mißgriffe, und hält Angehörige, die sich, Gott sei Dank! sehr wohl befinden, für todt. Hätte ich mich um den Sohn meiner Schwester nicht mehr gekümmert, als Sie sich um die Schwester Ihrer Mutter kümmerten, so wären Sie heute nicht so glücklich. Ihre Co sine, das hübscheste Mädchen in Pontoise, zu heirathen. Ich bilde mir etwas darauf ein, eine solche Nichte zu haben, setzte die vortreffliche Dame mit gleichsam mütterlichem Stolze hinzu. Sie böser Wildfang, danken Sie unserem werthen Freunde Frénel und seiner liebenswürdigen Tochter, welche Beide so gütig waren, in der kleinen Komödie, die ich ersonnen hatte, um Sie Ihrem verwünschten Paris zu entreißen, zwei wichtige Rollen zu spielen.

Arthur küßte seine Tante und seine Braut, und dankte dem ehrenwerthen Notar und dessen Tochter mit einem herzlichen Händedruck. Als er in den Wagen

stieg, um nach dem Rathhause und von da zur Kirche zu fahren, sagte er zu sich selbst: Ich war hieher gekommen, um eine Erbschaft zu holen, und ich habe mein Glück gefunden; ich bin wahrlich nicht betrogen.

Bildungsgang eines Gelehrten am Ausgang des 15. Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Nach einem Marsch von zwei Meilen machte der arme Junge schon im ersten Nachtquartier die Erfahrung, wie sein Beanus die Pflicht väterlicher Fürsorge auffaßte. Kaum im Wirthshaus angelangt, bestellte er ein reichliches Abendessen, ließ eine Anzahl armer Verwandter und Bekannter zusammenholen und traktirte sie von dem Gelde, das ihm Meister Conrad mitgegeben hatte, ohne sich um dessen Sohn zu kümmern. Als die mitleidige Wirthin fragte, ob nicht für den Burschen, der weinend am Ofen „in der Hell" saß, gesorgt werden solle, meinte der wackere Pflegevater, dem thue Schlaf mehr noth, als Essen, und zum Erstenmal mußte Hans hungrig zu Bett gehen. Das nächste Nachtquartier gab ihnen in Bischofsheim ein Weber, der bei Meister Conrad in Arbeit gestanden hatte; er nahm sich des Knaben an, verpflegte ihn gut, redete ihm wohlmeinend zu und richtete seinen Muth wieder auf, daß er getrost weiter zog. So kamen sie in Tagemärschen von zwei Meilen über Weinsheim und Langezen (longus dens) endlich nach Nürnberg, das mit seinen Thürmen und Zinnen so weither sichtbar wurde, daß der ungeduldige Reisende das Ziel gar nicht erreichen zu können glaubte. Aber beim Eintritt in die Stadt sollte er gewahr werden, wie ein A-B-C-Schütze mit seinem Beanus seinen Einzug hielt. Nachdem dieser durch Erzählungen von den Herrlichkeiten Nürnbergs seine Erwartungen auf's Höchste gespannt hatte, sagte er zu ihm: „Weil du noch nie hier warest, mußt du dir das Gesicht mit Straßenkoth beschmieren lassen, und dann gehst du hinter mir her und unterstehst dich nicht, dich umzusehen, oder mit offenem Maul die hohen Häuser anzugaffen; wenn ich in den Straßen auf dich warten muß, gibt's im Wirthshaus jämmerliche Schläge." Mit unterdrückten Thränen schlich Hans hinter ihm drein und kaum waren sie in der Stadt, so stürzten aus den Häusern die Schüler hinter ihnen her, machten ihm Eselsohren und verfolgten ihn mit Schimpfen und Spotten bis zur Herberge, wo sie hörten, daß er als Schüler dort bleiben werde. Aber der Beanus fand bei näherer Nachfrage, daß hier noch zuviel Verkehr mit Miltenberg sei, sein Schüler konnte leicht Nachricht nach Hause gelangen lassen, oder auch wohl Gesellschaft zur Heimreise finden. Unter dem Vorwande, daß Nürnberg mit Studirenden überfüllt sei, wurde wieder aufgebrochen, um einen freien Platz in einer Burse*) aufzufinden. Ueber Forchheim, das mit Recht den Ruhm seines weißen Brodes, mit Unrecht, wie Johannes kritisch bemerkt, den, die Vaterstadt des Pilatus zu sein, in Anspruch nahm, kamen sie nach Bamberg, welches ihm außerordentlich gefiel und durch eingerückte Verse aus Gotfried's Chronik gepriesen wird. Im allgemeinen Armenhospital fanden sie zwar gute Aufnahme, aber der Rektor Gymnasii verweigerte ihnen wegen der großen Zahl der Scholastici die Aufnahme, und so ging es denn auf demselben Wege wieder nach Nürnberg zurück. Auf Johannes machte Nürnberg mit seiner Burg, seinen Reliquien und Reichsinsignien, seinem Verkehr mit reichen Handelsleuten aus fernen Ländern von Venedig bis Antwerpen den mächtigen Eindruck einer Weltstadt, wie sie Dr. Hartmann Schedel in seiner schönen Cronica beschreibe, dessen Angaben er aus eigener Anschauung bestätigt. Indessen war auch jetzt seines Bleibens dort nicht; sein Beanus, dem es ums Studiren gar nicht zu thun war, machte sich mit ihm wieder auf die Suche nach einer passenden Burse und zog als ächter Bachant**) mit seinem Schützen in Bayern umher. Dies müßige Vagiren war es, was ihm behagte, sein Schüler erinnerte sich nicht, je ein lateinisches Wort von ihm gehört zu haben, von Lernen war daher nicht die Rede, wohl aber vergaß er, was er noch aus der Schule mitgebracht hatte. So lange nun das Geld reichte, das Meister Conrad beigesteuert hatte, wurde sorglos in den Tag hineingelebt; als das ausging, mußte der Schütz betteln. Der Beanus war dazu zu bequem, auch wußte er wohl, daß man ihm als einem großen starken Burschen Arbeit bieten, aber kein Almosen geben würde, der zehnjährige übel gehaltene Knabe konnte eher auf Mitleid rechnen. Kamen sie an einen Ort, so wurde Hans hineingeschickt und mußte sich durch grundlose Straßen, in deren Koth er oft bis über die Knie versank, und Schaaren bissiger Hunde, die ihn in Todesangst, auch wohl in wirkliche Todesgefahr brachten, durchschlagen und von Haus zu Haus Gaben heischen. Am Ausgang erwartete ihn dann sein Herr, der auf bequemen trockenen Wegen um den Ort herumgegangen war. Hatte er nichts oder nichts Ordentliches bekommen, setzte es Schläge; brachte er etwas Gutes mit, verzehrte es der Beanus und ließ ihm nichts, oder den Abfall übrig. Dabei hatte er ihn immer in Verdacht, daß er von den geschenkten Lebensmitteln schon etwas verzehrt hätte, und pflegte das probate Bachantenmittel anzuwenden, daß er ihn warmes Wasser trinken und ausspucken ließ, um zu sehen, ob er nichts fettes im Munde hätte. Nun kam es nicht

---

*) Burse hieß das Haus, in welchem Studenten zusammen unter Aufsicht wohnten.

**) Fahrender Schüler.

sellen vor, daß mitleidige Frauen ihn in's Haus riesen, sich an den Tischen setzen ließen und gut bewirtheten; so oft der Beanus davon erfuhr, vergalt er es mit reichlichen Püffen und Schlägen.

Auf dieser akademischen Laufbahn wandelte der gute Hans fechtend über Culmbach und Hof nach Böhmen; dort fanden sie in Kaaden endlich eine Burse, wie sie dem Beanus zusagte. Der Stand der Studien war so niedrig, daß er trotz seiner Unwissenheit als ein Gelehrter grotzt un konnte. Sie theilten das Zimmer mit zwei alten Studenten, die auch ihre Schützen bei sich hatten. Wegen der starken Kälte pflegten die Jungen auf einer Bank über dem Ofen zu schlafen, von der Hans eines Nachts herunterstürzte, und weil er dabei nicht blos seinen Kopf, sondern auch den Ofen beschädigt hatte, bekam er noch tüchtige Schläge in den Kauf. Da es hier, wo alles bettelte, mit dem Betteln keinen rechten Fortgang hatte, verlangte der Beanus, Hans solle durch Stehlen das Defizit ergänzen, aber dazu ließ er sich durch keine Mißhandlungen bewegen. Mit dem Frühjahr zogen sie nach Commotau, von da nach einigen Monaten durch die Pest wieder vertrieben, nach Machtau, wo sie nur einen fremden Schüler, einen Bayern mit seinem Schützen fanden.

Der Beanus mußte sich es also an dem genügen lassen, was sein Schütz ihm erbettelt und — was hier nun nicht mehr zu vermeiden war — an Hähnern und Enten zusammenstahl. Dazu wußte er ihm als alter Praktikus sinnreiche Anweisung zu geben, während es übrigens mit dem Lernen schlecht bestellt blieb. Auch that es ihm zunächst mehr noth, böhmisch als lateinisch zu lernen, weil er sich auf seinen Bettelexpeditionen kaum zu helfen wußte. Da er es dabei meistens mit den Frauen zu thun hatte, bat er einen Mitschüler, ihm ein recht feines Kompliment zu lehren, womit er auf hübsche Mädchen Eindruck machen könne. Dazu war der gern bereit; allein als Hans nach einigen Tagen mit der eingelernten Anrede bei der jungen Schwester eben dieses Mitschülers die Probe machte, sprang die entrüstet vom Stuhl auf, ergriff den Rocken und ging damit dem Komplimentenmacher so ernstlich zu Leibe, daß dieser voll Schrecken rückwärts zur Thür hinausstolperte, einige junge Gänse zertrat und unter lauten Schmähungen des Mädchens über die Straße floh. Als er dem Mitschüler ganz bestürzt erzählte, was ihm für ein Empfang geworden sei, gestand ihm dieser lachend, daß er ihm die beleidigendsten Unflätereien beigebracht habe. Das ließ sich denn Hans zur Warnung dienen, auf diesem Wege keine fremde Sprache zu lernen.

(Fortsetzung folgt.)

Der brave Mann.

(Ein Zeitbild.)

Allbekannt als braver Mann,
Fange ich mein Tagwerk an.
Eh' ich acht Uhr früh aufsteh',
Trink' ich schon im Bett Kaffee.
Schlägt der Stundenhammer zehn,
Eß' ich eine Wurst mit Krehn.
Punkt zwölf gehe ich zu Tisch,
Pünktlichkeit erhält mich frisch.

Nach dem Essen schlafe ich
Wohl zwei Stunden königlich.
Und um vier Uhr, ach Herrjeh!
Wartet schon auf mich der Thee.
Abends hat's auch keine Noth,
Schmeckt mir nur das Abendbrod.
Dann beim Bier sprech' ich mit Glück
Von der hohen Politik.

Allen Leuten geb' ich Recht,
Streit bekommt dem Magen schlecht.
Bei den „Rothen" bin ich roth,
Haß' den „Rückschritt" bis in Tod.
Bei den „Blauen" bin ich bläulich,
Schimpf' auf alle „Rothen" greulich.
Bei den „Schwarzen" sag' ich frei,
Daß ich längst ein Schwarzer sei.

Wird gewählt — in guter Ruh'
Seh' ich hinterm Ofen zu.
Ist mein Tagwerk so vollbracht,
Eil' ich gegen Mitternacht
Still vergnügt dem Bette zu,
In die wohlverdiente Ruh.
So leb' ich als braver Mann
Und kein Mensch hat mir was an.

Mannigfaltigkeiten.

Die jüngsten Assisen des Departements Vaucluse saßen über eine Verzweiflungsthat eines kaum 19jährigen Mädchens, Felicitas Pellicat zu Gericht. Am 5. Februar hatte sie in der Kirche am Altar, auf ihren Verführer geschossen, im Augenblick, als er mit seiner jetzigen Verlobten die Ringe wechselte. Die Verwundung war nicht bedeutend, es blieb aber immer ein Mordversuch. Es war Dieß so recht ein Fall für ein französisches Publikum, wo die Phantasie das Urtheil ersetzen muß. Felicitas, welche bis zu ihrem Unglück eines ausgezeichneten Rufes genoß, jede Unterstützung des Meineidigen verächtlich abgewiesen und ihr Kind mit äußerster Anstrengung selbst erhalten, hatte ihren

Vertheidiger nicht, wie gewöhnlich, hinter sich, sondern auf dem Schooße: ein schönes zweijähriges Kind mit großen unschuldigen Augen. Der Staatsprokurator erklärte sich ganz mit der Vertheidigung einverstanden, und man glaubte allgemein an eine Freisprechung; doch wurde Felicitas nicht völlig freigesprochen, sondern wegen Verwundung zu 6 Tagen Gefängniß verurtheilt. Der Gerichtshof empfahl sie jedoch der kaiserlichen Gnade.

Dem „Tagesboten aus Mähren" schreibt man aus Wien: „Die kaiserliche Resolution Betreffs der Vermählung des Erzherzogs Heinrich erfolgte konform dem ministeriellen Vortrag vom 25. v. M., in welchem auf Grund sorgfältiger Erhebungen konstatirt war, daß nur dem Domherrn v. Mayerhauser der größte Theil der Schuld zufällt und ihm daher der Ausdruck des allerhöchsten Mißfallens zuerkannt werde. Der Fürstbischof Riccabona von Trient vermochte es, jede Theilnahme an der Vermählungs-Angelegenheit von sich abzuweisen. Erzherzog Heinrich und seiner Gemahlin (die immer nur Frau von Hoffmann genannt wird) wird in einiger Zeit wohl die Erlaubniß zur Rückkehr nach Oesterreich ertheilt werden; es scheint jedoch, daß der Erzherzog von derselben keinen Gebrauch machen wird. Er bezieht im Auslande eine Apanage von 40,000 fl., die demnach gegen die der übrigen Prinzen bedeutend verringert wurde." Kanonikus Mayerhauser, welcher die Trauung vollzogen hat, erhielt, wie von anderer Seite gemeldet wird, dieser Tage vom kaiserlichen Prinzen einen sehr schönen Ring im Werthe von zweitausend Franks.

Aus Antwerpen wird vom 4. April geschrieben: Gestern Abend wurde die Stadt abermals durch den heftigen Knall einer Naphtha-Explosion erschreckt. Ein Kanalschiff mit 200 Faß Naphtha, nach Curaghem bei Brüssel bestimmt, entzündete sich in dem Augenblicke, als man die Anker lichten wollte, um mit der Fluth abzufahren. Das Schiff flog in Trümmer; die zwei Mann, welche dasselbe führten, flogen ebenso wie die Masten und Fässer Naphtha eine große Strecke weit, die ersteren glücklicher Weise, ohne sich wesentlich zu beschädigen. Die in der Nähe liegenden vielen Schiffe hatten alle Mühe, sich aus der gefährlichen Nähe des brennenden Schiffes zu flüchten. Der Dampfer „Castor und Pollux", welcher bereits Feuer gefangen hatte, wurde bald gelöscht, ohne bemerkenswerthen Schaden zu nehmen. Das Schiff brannte bis auf den Wasserspiegel aus und erhellte durch die intensive Flamme des brennenden Naphtha's die ganze Westseite der Stadt derart, daß man auf dem Zifferblatte der hohen Kathedrale genau die Stunden sehen konnte.

Die Wiener Blätter geben bereits Mittheilungen über die Amme, welche das Glück haben wird, den erwarteten kaiserlichen Sprößling zu säugen. Dieselbe wurde auf Empfehlung des Komitats-Physikus in Tolna ausgewählt, heißt Rosa Esperbauer, ist brünnett, hübsch, schlank, 22 Jahre alt, und säugt gegenwärtig, wie es die Vorschrift erheischt, ihr in mustergiltiger Ehe erzeugtes Kind. Die betreffende Familie ist sehr wohlhabend und die Frau hat aus lauter Begeisterung für das Herrscherhaus diesen Ehrenberuf einer kaiserliche Amme übernommen.

Dreisylbige Charade.

Gar oft hat man im Felde
Zumal in alter Zeit,
Wenn Feind dem Feind sich nahte,
Mich Erste schnell gemacht.

Die Erste und die Zweite:
Aus Reu' und Gottesf rcht
Verließ ich meine Heimath,
Zog aus zu Gottes Ehr'.

Die Sünden zu bereuen,
Die ich verschuldet hab',
Eil ich mit reu'gem Herzen
Zu des Erlösers Grab.

Das Dritte ist ein Körper,
Hart, leblos, wohlbekannt.
Das Ganze ist ein Städtchen
Vorn in dem Bayerland.

Im dreißigjähr'gen Kriege
Da ging sein Ruhm zu Grund.
Nur noch ein hoher Felsen
Thut früh're Größe kund.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 81:

Der Wassermann flucht dem „Orkan",
Und zwar aus guten Gründen; —
Der Muselmann glaubt im „Koran"
Sein Himmelreich zu finden!"
Doch legt sich weder Sturm noch Wind,
So sehr der Erst' mag fluchen;
Und bis der Letzt' den Himmel find't —
Da kann er lange suchen.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 85 | Samstag, 11. April | 1868.

Zwei Ehen.

(Aus den hinterlassenen Papieren der Herzogin von Nottingham.)

I.

„Mein Lieber!“ sagte Frau Schmidt, auf die Uhr blickend, zu ihrem Gatten, welcher in ein Buch vertieft im bequemen Lehnstuhle saß, und nicht im Mindesten von der zärtlichen Anrede Notiz nahm, deren ihn seine Frau gewürdigt hatte. — „Lieber August!“ rief sie nach einer Weile von Neuem, und ein geübtes Ohr konnte bemerken, daß der Ton ihrer Stimme bereits um eine halbe Note höher war, als zuvor; aber auch jetzt gab Herr Schmidt noch keine Antwort, sondern arbeitete mit dem Papiermesser an seinem Buche weiter, um in seinen Studien nicht aufgehalten zu sein.

Frau Schmidt war eine wunderhübsche, guterzogene, kleine Frau, das einzige Kind wohlhabender Eltern; Herr August Schmidt war ein wohlhabender, gelehrter Mann ohne Beruf, der nur den einzigen Fehler hatte, daß er eben so zerstreut und oft geistesabwesend war, als seine Frau reizbar, launenhaft und eigenliebig. Seine Vergeßlichkeit hatte manchmal etwas Komisches — er konnte z. B. den Hut seiner Frau statt seines eigenen aufsetzen, eine weiße Weste über eine schwarze anziehen, sogar ohne Hut das Haus verlassen u. dgl. — allein eine unendliche Gutmüthigkeit, häusliche Tugenden aller Art und eine große Vorliebe für die Wissenschaften wogen diese kleinen Fehler reichlich wieder auf. Herr Schmidt bildete sich jedoch ein, ein großer Moral-Philosoph zu sein, und wenn es ihm daher begegnete, daß ihm ein Buch dieser Wissenschaft in die Hände fiel, so überhörte er sogar die freundlichste Anrede seiner kleinen hübschen Frau.

„August!“ rief Frau Schmidt nun so laut, daß der kleine Schooßhund, der auf dem Fensterkissen zu schlafen schien, erschrocken emporfuhr und zu seiner Herrin hinkroch. „Schmidt!“ wiederholte die Frau vom Hause noch einmal in wirklich gereiztem Tone; da aber auch der Leser hierauf keine Antwort gab, ergriff sie Hut und Handschuhe, warf dem gefühllosen Gatten noch einen Blick bitterer Verachtung zu, und eilte aus dem Zimmer, dessen Thüre sie heftig hinter sich zuschlug.

Herr Schmidt las etwa noch eine Viertelstunde emsig fort, ohne die Abwesenheit seiner Gattin zu bemerken; dann drehte er das Buch um, schlug Arme und Beine übereinander, blickte in die Wolken hinauf, und schien ins tiefste Nachdenken versunken. „Elise! liebe Elise!“ rief er endlich enthusiastisch aus, — „ich habe so eben eine große moralische Entdeckung gemacht, welche, wenn gehörig ausgebeutet, die ganze Staatsgesellschaft umwälzen wird. Ich kann Dir noch nicht Alles sagen, allein Du magst die Bedeutung und Wichtigkeit meiner Entdeckung daraus abnehmen, daß sie die ganze Menschheit rechtschaffen machen muß. Aber . . . . wo steckst Du denn, meine Liebe?“ Erst jetzt bemerkte er, daß Elise nicht mehr im Zimmer war; er suchte sie im Erkerfenster, wo sie vom Vorhang halb bedeckt, gewöhnlich zu arbeiten pflegte, weil sie hier die Straße, das Zimmer und ihre Arbeit zugleich überschauen konnte. „Elise, Elise!“ rief er und suchte sie im Kabinet und Salon, bis endlich das Stubenmädchen hereinkam und ihm sagte, daß Madame Schmidt schon seit einer halben Stunde ausgegangen sei.

„Hat sie keinen Auftrag für mich hinterlassen?“ fragte er.

„Nicht daß ich wüßte, mein Herr!“ war die Antwort.

„Sonderbar!“ sagte Herr Schmidt, und meinte dann, es seie doch seltsam, daß seine Frau ausgehe, ohne ihm ein Wörtchen davon zu sagen, zumal sie wisse, daß sie beabsichtigt hatten, miteinander auszugehen, — wohin, das sei ihm zwar entfallen, aber jedenfalls haben sie um 2 Uhr miteinander ausgehen wollen. Er sah auf die Uhr und fand, daß er sie aufzuziehen vergessen hatte, blickte dann nach der Standuhr auf dem Kamin, die noch lustig pickte, weil sie unter Elisens besonderer Obhut stand, und fand, daß es schon zehn Minuten über zwei Uhr war. „Seltsam,“ dachte er; „nun ist sie allein fortgegangen und hat mich nicht einmal angerufen.“ Es verdroß ihn immer, seine Frau nicht um sich zu haben, wenn er ihrer bedurfte, und er ward des unbehaglichen Gefühls nicht eher los, als bis irgend eine neue Träumerei oder Luftschloß ihm den Verdruß aus dem Gedächtniß gebracht hatte. Auf einmal mochte ihm ein anderer Gedanke durch den Kopf gehen, denn er zog heftig an der Klingel und rief dem eintretenden Stubenmädchen zu: „Sage der

Köchin, daß wir heute um sieben Uhr speisen und ich zwei Herren als Gäste bei mir sehe."

„Aber, versetzte die Dienerin, „Madame hat das Essen auf halb sechs bestellt, weil sie ins Theater gehen wolle."

„Sonderbar brummte Herr Schmidt vor sich hin; „ich erinnere mich jetzt, daß sie mir davon sagte, allein ich glaubte, das gelte für morgen. Wie dem nun auch sei, es bleibt dabei, wir speisen um sieben Uhr, und ich erwarte ein besonderes feines Diner!" — Damit versenkte er sich wieder von Neuem in seine Lektüre.

(Fortsetzung folgt.)

Bildungsgang eines Gelehrten am Ausgang des 15. Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Auch von Machlau vertrieb sie eine Seuche, und nachdem sie einige Wochen in Carlsbad die Bäder gebraucht hatten, wandten sie sich nach Eger, wo sie nicht allein als Scholares zugelassen, sondern bei reichen Leuten als Pädagogen für die Kinder, welche die Schule besuchten, angenommen wurden. Hier ging es Hans gut, und er hätte etwas lernen können, aber sein Beanus, der jetzt ohne ihn bestehen konnte, gönnte ihm nicht, daß es ihm ebensogut und vielleicht besser ging, als ihm selbst, und war ebensowenig gemeint, sein Recht, Vortheil von ihm zu ziehen, aufzugeben. Er vermiethete ihn daher an zwei ältere rohe Studenten, denen er den Winter über alle Dienste leisten und für die er betteln mußte. Als er auf Zureden der Eltern seines Zöglings sich dieser Knechtschaft zu entziehen suchte, lauerte ihm sein Beanus auf der Straße auf und schleppte ihn in die Wohnung seiner Gesellen. Dort zerschlugen ihn alle drei auf's Entsetzlichste und sperrten ihn die Nacht in einer kalten Kammer ein; Morgens wurde er, nachdem er für die Folge Gehorsam gelobt hatte, unter harten Bedrohungen entlassen. Als die Eltern seines Zöglings dieß erfuhren, beredeten sie ihn, in ihrem Hause zu bleiben und das Weitere abzuwarten. Am folgenden Morgen drang der Beanus mit seinen Gesellen und einer Schaar von Schützen ins Haus, um den Flüchtling herauszuholen; bewaffnet kam ihnen der Hausherr entgegen, schlug wie rasend blindlings auf sie ein, und jagte den Haufen in die Flucht. Aber was half Hans dieser Sieg? Sein Beanus ließ ihm sagen, wenn er sich auf der Straße sehen ließe, würden sie ihn zerreißen; er wagte daher weder in die Schule zu gehen, noch irgend ein Gewerbe zu bestellen. Endlich kam er zu dem Entschluß, die Schule aufzugeben, machte sich heimlich davon und kam glücklich wieder nach Carlsbad. Was aus seinem Beanus geworden sei, hat er nicht erfahren; nach Miltenberg hat er sich nicht wieder gewagt; seine beiden Gesellen wurden später wegen Diebstahls aufgehängt.

In Carlsbad ging der nunmehr zwölfjährige Hans, der auf eine Fortsetzung seiner Studien gänzlich verzichtete, in den Dienst einer vornehmen böhmischen Familie, die ihn mit sich auf ihre Güter nahm. Wie ein Höriger wurde er von einem Herrn an den andern verkauft, vertauscht, verliehen und bediente bald im Stall oder auf der Weide das Vieh, bald als Kämmerling oder Reitknecht in der Burg oder am Hoflager die Herrschaft. Fünf Jahre verlebte er unter mancherlei Abenteuern in einem Lande, dessen Sprache ihm, wiewohl er sie sich jetzt bald aneignete, so barbarisch erschien, daß er, wenn die Burschen den Mädchen Ständchen brachten, immer glaubte, es werde Mord und Feuer geschrieen, weil alle sich bei den Köpfen haben. Fühlte er sich auch zu Zeiten geschmeichelt, wenn die Bauern, die jeden Fremden für einen Vornehmen hielten, ihn als Pan (Herr) Handle anredeten, so stießen ihn doch Land und Leute ab, er konnte sich dort nicht heimisch fühlen. Von den Räuberbanden in den böhmischen Wäldern, von ungeschlachten Sitten, von Ketzerei und Aberglauben weiß er zu berichten.

Als einmal eine alte Hexe, deren es damals in Böhmen viele gab — diese war freilich aus Deutschland dahin gekommen —, sich erbot, in eine schwarze Kuh verwandelt, ihn in einem Tag und einer Nacht über Berg und Thal, durch Wälder und Flüsse nach Deutschland zu tragen, verwünschte er sie, wo sie hin gehörte, ins höllische Feuer, so groß sein Verlangen nach der Heimath auch war. Aber ohne übernatürliche Künste fortzukommen, war nicht leicht, überall paßte man ihm scharf auf und hielt seine guten Kleider und Sachen unter Verschluß. Die mußte er auch im Stich lassen, als es ihm endlich durch einen glücklichen Zufall gelang, seiner Herrschaft zu entwischen und dann über die Gränze zu kommen. Und als er erst in Deutschland war, da ließ es ihm keine Ruhe, bis er mit Hilfe wohlthätiger Menschen auch seine Vaterstadt erreichte.

Als Doktor kam er freilich nicht wieder nach Miltenberg und statt lateinisch brachte er nur böhmisch mit, die Freude über seine Wiederkehr bei Verwandten und Bekannten war darum nicht minder groß. Seine Mutter, die ihn schon verloren gegeben hatte, war überglücklich, aber mit einer Trauerkunde empfing sie ihn, die ihn bittere Thränen kostete: sein Vater war während seiner Abwesenheit gestorben. Seine Mutter hatte sich wieder verheirathet und in seinem Stiefvater fand er einen braven Mann, der ihn mit herzlicher Liebe aufnahm und für ihn Sorge trug, wie für sein eigenes Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Sie kommen.

Schwank in 1 Akt von C. Reinhardt.

Personen:

Wilhelm Weber, Kaufmann und Landwehrmann aus Potsdam.
Zipper, Schneidermeister.
Seine Frau.
Auguste, seine Tochter.
Taxe, Kalkulator.
Ein paar Landwehrleute.

Ort der Handlung, Dresden. Zeit im Juni 1866.

(Bühnen gegenüber Manuskript.)

1. Scene.

Zimmer. — Mittelthüre. — Rechts ein großer Kleiderschrank. — Links ein Fenster, daneben ein Schneidertisch mit Stoff, Bügeleisen und großer Scheere.

Meister Zipper. Seine Frau.

Zipper im Schlafrock, sitzt auf dem Tische.

Na nu geht's gut! — Ich sage es ja. — Scheene! wunderscheene!! Ich sage dir, ich bin wüthend. — Wir müssen uns vertheidigen wie de Schpaniger — Bis auf 'n letzten Blutstroppen un wenn Alle zu Grunde gehn. Ich lasse mer nich von de Preisen erobern. — Hees Wasser — Scheidewasser — Pech un Schwefel! Alles gieße ich 'n auf de Köppe, wenn se kommen. — Herr Gott! warum ham se se aber ach über de Grenze gelassen! — Ich hätte sollen 's Kommando haben. — Ich hätt'n schon wollen 'n Weg weisen!! — Wo willst 'n hin?

Mad. Zipper mit einem Korbe.

Gott, ich will in die Stadt gehen und Vorräthe einkaufen. Man kann ja nich wissen wie 's kommt. — Ich will ein Virtelpfund Worscht und 'n halbes Stückchen Butter holen. Ein Viergroschenbrod möchte ich auch mitbringen. — Gieb mir mal Geld.

Zipper.

Da ham mersch! Ich sage es ja, nu geht schon 's Verproviantiren los. Wenn wir uns aber eenmal versorgen, dann ordentlich. — Deßhalb bring nur gleich e halbes Fund Worscht, un e ganzes Stückchen Butter mit, damit mer uns verschanzen können un nich ausgehungert werden. — Bring ooch e Fund Pech mit!!

Mad. Zipper.

Pech? — Zu was denn?

Zipper (rabiat).

Zu was? — Hiiiii! — Zu was denn sonst? als zum uf de Köppe gießen, wenn se kommen.

Mad. Zipper.

Ach Herr Cheeses! De wärscht doch nich?

Zipper.

Jaaa! ich wäre doch! Ich bin wüthend! — Hier is Geld — Was kost 's Fund Pech? — —

Mad. Zipper.

's Fund Pech? — Das wird drei Groschen kosten.

Zipper (kleinlaut.)

Drei Groschen? — — Nee höre mal. Das is mer zu theier. — Lassen mer's mit 'n Pech gehn. — Weeste was, da bring lieber for 'n Groschen Kimmel mit.

Mad. Zipper.

Zum uf de Köppe gießen?

Zipper.

Das werde ich schon besorgen. — Bis uf 'n letzten Troppen!

2. Scene.

Die Vorigen. Auguste.

Auguste.

Habt ihr 's schon gehört? Sie werden nun jeden Augenblick kommen. In Neudorf sollen sie schon zwei Husaren gesehen haben. — Ach das sind prächtige Leute. — Ich habe mir immer so 'n Husaren gewünscht, wie ich in Potsdam war. — Vielleicht ist Wilhelm unter den Husaren. Ach wie würde ich mich freuen. — —

Zipper.

Du willst dich freuen? Wenn dein Vater die Krepazion vor Aerger kriegt?? — I Du unnatürliche Tochter! Du bist ja schlimmer gegen deinen Vater wie 'ne natürliche, die ihren Vater gar nicht kennt. — Aber nimm Dich in Acht! — Ich wees! daß Du preisch gesinnt bist. — Ich werde aber meine Maaßregeln treffen. — So wie Du mir e Wort mit e Preisen red'st, dann wirst De enterbt un kriegst meinen Faaderfluch!

Mad. Zipper.

I, Zipper! De wärscht doch nich?

Auguste.

Na Mamma mit 'n Vaterfluch, da wird er sich wohl besinnen und mit 'n Enterben, das wäre eine unnöthige Anstrengung.

Zipper.

Du denkst, weil nischt da is? — Ich habe aber, Du weeßt es nur noch nich, gestern 5000 Thaler gewonnen — im Traume. — Is Dir das noch nich genug?

Auguste.

Ach, Vater, was nutzt uns das.

Zipper (ernst).

Uebrigens habe ich meinen Plan schon gemacht, damit Du vor den Preisen sicher gestellt wirst. — Erschtens stellst Du Dich taubstumm!

Auguste.

Was?? — Ich soll nicht sprechen? — Das ist unmöglich!

Zipper.

Ich sage Dir, Du bist toob — stumm! Hernach

werde ich Dich zweetens e Bischen herrichten, daß Du 'n Preisen nich gefällst. — Da komm e mal her. Ich werde Dir jetzt de Haare kahl abschneiden.

Auguste.

Um Gotteswillen. Der Papa ist wahnsinnig.

Mad. Zipper.

I, Zipper! De wärscht doch nich?

Zipper.

Keene Widersetzung! — Hernach werde ich Dich drittens mit Kienruß einreiben un Dir die alte Contouche von der seligen Großmutter zum Anziehen geben. — Allons vorwärts!

Auguste (versteckt sich hinter die Mutter).

Mamma um Himmelswillen. Das ist ja gräßlich.

Zipper.

Wenn Du das nich willst, denn kriechst Du hier in den Kleederschrank, so lange e Preise in der Stube is. — Sonst! (Er schnappt mit der Scheere). Ich bin e mal wüthend. Ich schneide Euch alle Ohren runter, wenn Ihr nich wollt. (Er geht umher und schnappt mit der Scheere).

Auguste.

Ach Herr Gott ja — Ich will ja gern in den Kleiderschrank. — Laß nur Deine Verschönerungsanstalten sein.

Zipper.

Gut! Wenn Du in 'n Kleederschrank gehst, dann will ich Dir Deine natürlichen Reize lassen. — Sonst! (Er schnappt mit der Scheere). — Ich habe Dir auch zur Bequemlichkeit einen Stuhl 'neingestellt.

Mad. Zipper.

Nee Zipper! Du bist doch e schrecklicher Kerl!

Zipper.

Meinst Du? — Ich sage Dir, wenn se mich an de Spitze der Armee gestellt hätten, dann hättest Du erst was erleben sollen!

Mad. Zipper.

E ferchterlicher Kerl! (Sie geht ab. — Auguste setzt sich und näht).

Auguste für sich.

In den Schrank. — Es ist eine wahre Schande. Als wenn die Türken kämen. Ich werde wohl im Schranke niesen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Volkszählung vom 3. Dezember 1867.] Nach Mittheilungen des preußisch-statistischen Bureaus ergab die letzte Volkszählung folgende Resultate. Die Einwohnerzahl war:

1) Preußische Monarchie	23,965,198
2) Herzogthum Lauenburg	48,567
3) Großherz. Mecklenburg-Schwerin	560,732
4) „ „ Strelitz	99,433
5) Stadt Lübeck	49,183
6) „ Hamburg	306,507
7) „ Bremen	111,411
8) Großherzogthum Oldenburg	315,936
9) Fürstenthum Schaumburg-Lippe	31,814
10) „ Lippe-Detmold	112,062
11) „ Waldeck	57,509
12) Herzogthum Braunschweig	301,966
13) „ Anhalt	197,050
14) Fürstenthum Reuß ä. L.	43,889
15) „ Reuß j. L.	88,012
16) „ Schwarzburg-Sondershausen	68,076
17) Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt	75,149
18) Herzogthum Sachsen-Altenburg	141,399
19) „ „ Meiningen	181,483
20) „ „ Koburg-Gotha (NB. Zählung von 1864, die neue liegt noch nicht vor.)	164,527
21) Großherz. Sachsen-Weimar	282,165
22) Königreich Sachsen	2,426,193
23) Großherzogth. Hessen (nördl. v. M.)	257,899
Preußische Besatzung von Mainz und Kastel	8,697
Summe im Norddeutschen Bund	29,894,855
Großherzogthum Luxemburg	199,958
„ Hessen (südlich v. Main)	565,745
„ Baden	1,434,699
Königreich Württemberg	1,778,479
„ Bayern	4,823,606
Süddeutsche Zollvereinsstaaten	8,802,487
Norddeutscher Bund und süddeutsche Zollvereins-Staaten	38,697,344

Die obigen Zahlen betreffen mit Ausnahme von Luxemburg, Württemberg und Bayern die ortsanwesende oder faktische Bevölkerung; in den drei genannten Staaten die der faktischen Bevölkerung sehr nahe kommende Zollvereins-Abrechnungs-Bevölkerung.

Charade.

Am Firmament sucht man die ersten Beiden;
Die Nächsten findet man bei einem Spiele;
Die Fünfte mehrfach meistens in der Mühle;
Das Ganze, wo des Tages Kinder scheiden.

Redakteur Gustav Weffert. — Druck und Verlag der A. Mai landt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 86 Dienstag, 14. April 1868.

Zwei Ehen.

(Fortsetzung.)

Um fünf Uhr kehrte Frau Schmidt in bester Laune nach Hause zurück; sie hatte einem allerliebsten kleinen Konzert angewohnt, demselben, welches sie in Gemeinschaft mit ihrem Gatten zu besuchen gedacht hatte, und fand ihn nun im höchsten Grade verstimmt, daß sie ihn nicht mitgenommen. „So!“ rief er ihr entgegen, „kommst Du endlich, Elise! Ich finde es sehr unartig von Dir, daß Du ausgingst, ohne mir etwas zu sagen. Wußtest Du ja doch, daß wir verabredet hatten, miteinander in die Kunstausstellung oder irgendwohin zu gehen.“

„Nein, das ist in der That doch zu arg, August!“ versetzte die Dame und zog die Wange zurück, die sie ihm schon zum Kusse hingehalten hatte; „ich rief Dich viermal an und Du rührtest Dich so wenig, als ein Stück Holz oder ein Stein, und kümmertest Dich überhaupt so wenig um mich, als ob ich ein Stück Holz oder ein Stein gewesen wäre; und doch wußtest Du, daß meine Cousine auf mich wartete...“

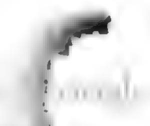
„Du weißt ja wohl, wie ich bin!“ rief Herr Schmidt unmuthig, „warum stießest Du mich nicht wenigstens an? Es fällt mir nun ein, daß ich ein ganz besonderes Interesse hatte, dieses Konzert zu besuchen, und das wußtest Du!“

„Du hast mir kein Wort davon gesagt, August,“ versetzte Frau Schmidt und wandte sich erzürnt ab. Ungestüm zog sie die Klingel und fragte das Mädchen, ob das Essen schon fertig sei. Charlotte sah betroffen bald den Herrn, bald die Dame vom Hause an und zögerte mit der Antwort.

„Nein!“ rief Herr Schmidt mit besonderem Nachdruck; „ich habe das Essen auf sieben Uhr bestellt, denn Herr v. Derberg und Harnecker speisen heute bei uns. Ich will zugeben, daß ich vergessen habe, Dir das zu sagen; aber das wegen des Konzerts habe ich Dir wirklich gesagt.“

Frau Schmidt gab auf seinen Vorwurf keine Antwort; sie schien über die Mittheilung ihres Gatten so verblüfft, daß sie nichts zu antworten wußte, sondern nur sogleich in lautes Schluchzen ausbrach. Endlich machte sie ihm Vorwürfe, wie sie nicht begreifen könne, was sie verschuldet, daß er ihr die Schmach anthue, gerade diesen Herrn v. Derberg einzuladen, der ihre arme Schwester Amalie habe sitzen lassen; das könne er doch unmöglich vergessen haben, nachdem sie es ihm so oft und viel erzählt, und sie könne doch unmöglich mit einem Menschen, wie dieser Derberg, an Einem Tische speisen. Sie habe sich auch bereits vorgenommen, sogleich das Zimmer zu verlassen, wenn dieser Elende eintrete. Der zerstreute Hausherr war über diese Entdeckung nicht wenig erschrocken, und sah den Fehler wohl ein, den er gemacht; da es indessen zu spät war, um die Folgen desselben abzuwenden, so bat er sie inständig, ihm seine Vergeßlichkeit zu verzeihen, und wenigstens dieß Mal gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Frau Schmidt trocknete ihre Thränen ein wenig und verlangte, er solle Herrn v. Derberg unter irgend einem Vorwande abschreiben; allein nun ergab sich's, daß Herr Schmidt leider Derberg's Adresse vergessen hatte.

Kein Mann konnte je in größerer Verlegenheit und Spannung gewesen sein, als Herr Schmidt in den nächsten anderthalb Stunden war. Da er fand, daß er auf keine Frage von seiner Frau eine Antwort erhielt, so begab er sich endlich auf sein Zimmer, um sich für die Tafel anzukleiden. Kaum war er damit fertig und suchte eben in seinem Schranke nach einer Dose, die eine besondere Gattung Schnupftaback enthielt, als ihm die Töne der Hausglocke die Ankunft der erwarteten Gäste meldeten; er eilte mit der ersten besten Dose, die ihm in die Hände gefallen war, hinunter, die erwarteten Gäste zu empfangen, und vergaß es, noch einmal nach seiner schmollenden Frau zu sehen. Hätte er das gethan, so würde er gesehen haben, daß der Groll Elisen's vorüber war und sie sich eben anschickte, die Honneurs ihres Hauses zu machen; sie war keineswegs darauf erpicht, für ihre Schwester einen Mann zu erhaschen, allein bei reiferer Erwägung hatte sich ihr der Gedanke aufgedrängt, Derberg würde die Einladung nicht angenommen haben, wenn ihm nicht selbst daran gelegen wäre, das frühere gute Einvernehmen zwischen beiden Familien wieder herzustellen. Derberg war noch immer eine gute Partie, wenn auch sechs



Jahre älter als zu der Zeit, wo er Amalie sitzen ließ; zudem war Amalie noch ledig, und nach Herrn Schmidt's Ansicht seither keinem Mann wieder so gewogen gewesen als ihm; überdem wußte sie, daß Amalie früher ziemlich kokett gewesen, und entschuldigte im Stillen hiemit Oerberg's Benehmen. Auch gefiel es ihr nicht, vier oder fünf Stunden lang allein auf ihrem Zimmer zu sitzen, und es hatte sie wohl mehr verdrossen, daß sie nicht in's Theater gehen sollte, als daß ihr Gatte Herrn Oerberg eingeladen.

Kaum hatte Herr Schmidt die Abwesenheit seiner Frau gegen seine Gäste mit Ausrede gerechtfertigt, so trat Frau Schmidt selbst ins Zimmer und gab dadurch ihrem Gatten neuen Grund zum Mißbehagen. Mit ein wenig Zuvorkommenheit hätte sie Alles wieder in's Geleis gebracht, allein ihre Verdrießlichkeit war bereits wieder im Zunehmen. Es ging bei Tische sehr einsilbig und förmlich zu, was besonders Herrn Oerberg in die unbehaglichste Stimmung versetzte. Da er nicht wußte, wovon er reden sollte, so fragte er Frau Schmidt so unbefangen wie möglich nach ihrer schönen Schwester, und die Dame vom Hause sah sich mit ihm unversehens in ein zwangloses Gespräch über alte Zeiten verwickelt, das ganz ihren Wünschen entsprach, während ihr Gemahl Herrn Harnecker das neue philosophische Problem auseinandersetzte, das er ausgedacht hatte. Alles wäre nach Wunsch abgelaufen, hätte nicht Herr Schmidt in seiner Vergeßlichkeit selbst seinen Gast durch eine ungeschickte Anspielung auf sein früheres Verhältniß zu seiner Schwägerin in eine peinliche Verlegenheit gebracht, was die sehr reizbare Frau Schmidt veranlaßte, ihm auf schonungslose Weise den Mund zu stopfen. Schmidt war nun auch heftig, und nur das rasche Weggehen seiner Frau verhütete einen unangenehmen Auftritt.

Es war eine kalte Regennacht, und die Glocke vom Elisabethen-Thurme hatte bereits ein Viertel nach zehn Uhr geschlagen, als ein Miethwagen vor der Thür eines hübschen Hauses der neuen Gartenstraße hielt. Madame Schmidt stieg aus dem Wagen und eilte die Treppe hinan zu ihrer Cousine, Frau v. Mannsfeld, mit welcher sie heute im Konzert gewesen war. Von ihr, die ihr an Gemüth, wie an Verstand weit überlegen war, wollte sie sich Raths erholen, was sie thun solle, nachdem ihr Gatte sie, wie sie meinte, so tief gekränkt. Frau v. Mannsfeld saß noch allein in ihrem schönen kostbaren Salon, neben ihrem Stuhle stand die Stickrahme, auf welcher sie geschmackvolle Arabesken von glänzendem und mattem Golde in eine schwarze Atlasbinde für ihren Gemahl wob.

(Fortsetzung folgt.)

Bildungsgang eines Gelehrten am Ausgang des 15. Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Der Gedanke an gelehrte Studien wurde jetzt ganz aufgegeben; Hans entschloß sich, Schneider zu werden, und wurde zu einem tüchtigen Meister in einem benachbarten Ort in die Lehre gegeben und die Lehrzeit auf zwei Jahre bedungen. Sie wurden ihm herzlich sauer, er wurde schlecht und hart gehalten, mußte viele leidige Knechtsdienste thun, es war ihm auch gar nicht recht, so der Eitelkeit der Welt zu dienen — ein langes Register von Mustern und Stoffen zeigt seine gründliche Schneiderbildung —, und besonders beschwerte es sein Gewissen, daß er so manches gute Stück Tuch in den Kasten fallen lassen mußte, der unter dem Arbeitstisch stand und das Auge hieß, damit man den Kunden mit gutem Gewissen betheuern konnte, es sei auch nicht so viel zurückbehalten, als man im Auge leiden könne. Für Alles entschädigte ihn der Gedanke: du bist in Deutschland! und endlich ging auch diese Prüfungszeit vorüber, als freigesprochener Gesell besah sich Hans erst die Frankfurter Messe und nahm dann Arbeit in Mainz. Hier suchte und fand er Gelegenheit, mit Geistlichen zu verkehren, und besuchte fleißig die Klöster, zu denen er sich innerlich hingezogen fühlte. In diesem Umgang steigerte sich der Wunsch, selbst einem Kloster anzugehören, und er war glücklich, als er es dahin brachte, als Laienbruder im Kloster St. Johannisberg im herrlichen gesegneten Rheingau aufgenommen zu werden. Den Schnitt der Klostertracht hatte er in einem benachbarten Kloster in wenig Wochen gelernt, und nun saß er da in einer schönen über dem Krankensaal gelegenen Werkstatt mit köstlicher Aussicht und schneiderte für die Geistlichen, Laienbrüder und Dienstleute des Klosters. Auch sonst gab es in dem Kloster, wo es überhaupt rührig und fleißig herging, genug für ihn zu thun; außer manchem Kirchendienst mußte er im Hospital zur Hand sein, den Küchenmeister bei seinen Markteinkäufen, die Arbeiter im Weinberg und auf den Wiesen unterstützen, den Prälaten und die Konventualen auf Reisen zu Pferde begleiten. Er wäre hier ganz zufrieden gewesen, wenn nicht der Trieb zu studiren unbezwinglich sich wieder in ihm geregt und der Wunsch seines Vaters, daß er ein Geistlicher werden sollte, ihn wie zu einer Gewissenspflicht gemahnt hätte. Als es beschlossen worden war, ihn zum Schneider in die Lehre zu geben, da war ihm und seinem jüngeren Bruder die Gestalt des Vaters erschienen und hatte ihn wehmüthig flehend angeblickt. Und im Kloster kam eine neue Vorbedeutung. Als er dort mit einem armen Kranken von seiner Sehnsucht nach dem geistlichen Stande sprach, löste sich eine Thür von der Wand und fiel vor ihm nieder, was ihm der Greis wie in prophetischer Verzückung als

ein glückverkündeds Zeichen deutete. Auch jüngere Geistliche redete ihm zu und riethen ihm, in die Schule zu gehen, von der sie kamen, die als die Schule aller Schulen galt, nach Deventer zu Hegius, an den sie ihm Empfehlungsbriefe mitzugeben versprachen.

(Fortsetzung folgt.)

Sie kommen.

(Fortsetzung.)

3. Scene.

Zipper. Auguste. Kalkulator Löpe.

(Der Kalkulator tritt ein. Er zittert am ganzen Leibe.)

Kalkulator.

Se — kom — men! — Ge — vat — ter. — Se — kom — men!! (Er sinkt auf einen Stuhl.)

Zipper.

Also doch auch.

Kalkulator.

Se — sin — schon — in Mei — ßen!

Zipper.

In Meißen? — Hm — Höre mal. Wenn se da etwa bei 'n Bäcker gleich unter 'n Schloß an der Ecke gerathen. — Der hat e guten Wein, de Flasche for drei Groschen. — Wenn se den erst kosten, dann komm se nich so balde! — 's müßten denn welche aus der Gegend von Grüneberg sin. — Dann allerdings! —

Kalkulator.

Se sin schon. (Er springt auf und klammert sich an Zipper.) Horch!!!

Zipper.

Wa! — Wa — — Was? Wo? (Beide horchen).

Kalkulator (setzt sich erschöpft).

's war Nischt — —

Zipper.

Bin ich doch erschrocken. — Der Schreck is mer in de Beene gefahren.

Kalkulator.

Mir och! — Se müssen jeden Ogen — — Horch!!!! (er springt wieder auf und klammert sich an Zipper). — Horch!!! — —

(Man hört einen Schubkarren auf dem Pflaster, der trommelähnlich klingt.)

Zipper (erschöpft).

Wees Gott — se — kommen.

Kalkulator.

Da siehst Du — 's fährt Alles an de Fenster. — Hörst De! Jetzt schlagen se Stormmarsch und jetzt sprengt Kavallerie an!

(Man hört den Schubkarren schneller rollen und ein paar Holzpantoffeln dazu klappern).

Auguste geht an das Fenster.

Ich will doch einmal nachsehen.

Kalkulator.

Um Himmelswillen nich, mei Gustelchen. — Wenn se nu mit Kartätschen schießen. Geh nich ans Fenster!

Auguste (sieht zum Fenster hinaus. Lachend).

Ach, kommt doch einmal her und seht, wie die Infanterie Sturm läuft und die Kavallerie ansprengt! — Nein, das ist zum todtlachen! — Es ist der Hausmann von drüben mit seinem Schubkarren und die Kavallerie sind seiner Hölzerpantoffeln. — Ha — ha — ha. Ich glaube er läuft vor sich selber.

Kalkulator.

E Schubkarren? — —

Zipper.

Gott sei Dank! — —

Beide à tempo: Mir is der Schreck in de Beene gefahren! —

Kalkulator (schwach).

Höre Gevatterchen. — Hast De ke Kümmelchen?

4. Scene.

Die Vorigen. Mad. Zipper.

Zipper.

Da kommt Eens. — Gott sei Dank, daß ich kee Pech habe bringen lassen. Gieb e mal de Flasche her — un e Gläschen. — Der Gevatter is schwach.

Kalkulator.

Trinken wir aus der Flasche. — Im Kriege nimmt man das nich so genau. — Da hören die Komplimente uf. (Er will trinken). Horch!!!

Zipper.

Wa — wa — — Was is denn schon widder!

Kalkulator.

Hoooorch! — —

(Man hört ganz entfernt Trommeln und Querpfeifen, die immer näher kommen, und den Dessauermarsch spielen).

Auguste (am Fenster freudig).

Jetzt kommen sie. — Sie kommen.

Zipper und Kalkulator (wanken auf die Stühle).

Beide à tempo: Sie sind da!! — —

Mad. Zipper.

Nu ja. — Wenn se da sind, dann sind se da. — Sie werd'n uns nich fressen, un wer von selbst kommt, geht auch wieder. Na Ihr seid e paar scheene Kerle. — Wenn se Dich nu an de Spitze der Armee gestellt hätten.

Auguste (am Fenster).

Ach, da kommen Husaren! —

Zipper.

Willst Du gleich vom Fenster weg! — Marsch! Wenn Dich die Preisen sehen. (Er zieht sie weg.) Gott

erbarme Dich, da kommen welche auf 's Haus los — Mit Quartierzetteln. — (Heftig.) In Kleederschrank — In 'n Kleederschrank!!!

Kalkulator.

Ja! ja! Wo — Wo!! — (Er will in den Kleiderschrank.)

Zipper.

Nee Du nich. — Auf Dich wern's de Preisen wegen Deiner Schönheet keenen Angriff machen. Aber mei Gustel muß in Sicherheit kommen.

Mad. Zipper.

Und ich? —

Zipper.

Na Dir wer'n se nich viel Schaden thun. — Herr Cheeses rasch. — Es pumpert schon uf der Treppe. (Er steckt Auguste in den Schrank.)

Kalkulator.

Aber ich! — Aber ich! Wenn se entdecken, daß ich e keeniglicher Beamter bin, dann depossidiren se mich — und nachher —

Zipper.

Finden se Dich mit einigen Millionen ab — kee schlechtes Geschäft. —

Kalkulator.

Kann ich mich nich über die Dächer fortmachen? — Ha! — Se kommen schon! (Er kriecht unter den Tisch und steckt sich hinter das Tischtuch.)

Zipper.

Ach Gott — Frau — setze de Worscht un 'n Kümmel uf 'n Tisch. — Vielleicht läßt sich der Feind damit besänftigen. — Ich will 'n lieber gleich mit 'n Glas entgegengehen. — Hörst Du. — Se kommen!

Kalkulator (unterm Tisch schwach).

Ach. — Se kommen.

Mad. Zipper.

Also kee Pech uf n Kopp? — —

Zipper.

Weib! — Schweig! — Willst Du e Andreas Hofer aus mer machen? (Es klopft.) Da sin se!! —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt dem „K. v. u. f. D.“ aus Koburg, 10. April: Die Stadtverordneten haben in der Sitzung vom 7. ds. einstimmig den Majoritätsantrag auf Verwilligung von 250 fl. genehmigt, um am Kaufmann Bischoff'schen Hause in der Schloßgasse hier, III. 91, in welchem Friedrich Rückert von 1820—1826 wohnte und seinen „Liebesfrühling“ dichtete, eine Relief-Büste Rückerts in Erz mit Gedenktafel anzubringen und hierzu eine von dem Bildhauer Heinrich Scheler hier gefertigte Relief-Büste zu benützen.

Die Berliner Polizeibehörden lassen jetzt häufig zur besseren Feststellung von Verbrechern und sonstigen verdächtigen Personen Photographien derselben anfertigen. Da nun aber viele Gauner den Zweck des Photographirens kennen, so suchen sie durch allerlei Widerspenstigkeiten das richtige Konterfey ihrer Person zu vereiteln, wodurch oft seltsame Bilder entstehen. So sieht man z. B. an einem Bilde mehrere Hände am Kopfe, welche von mehreren Personen herrühren, die das Original mit Gewalt festhalten mußten, weil es nicht stillsitzen wollte; andere sieht man mit geschlossenen Augen oder sonst absichtlich verzerrten Gesichtszügen, die einen komischen Anblick gewähren. Dennoch sind diese Bilder zur Erkennung der Person bis jetzt zuverlässiger gewesen, als das genaueste Signalement.

In Paris gibt es sonderbare Erwerbsquellen. Manches fleißige junge Mädchen hat ihr Auskommen als „Vollenderin“, d. h. sie vollendet die angefangenen oder als angefangen schon gekauften Stickereien der vornehmen Damen, die zu faul sind, die Handarbeiten, welche sie verschenken wollen, selbst zu vollenden; je diskreter die Mädchen sind, desto besser geht ihr Geschäft. Ferner gibt es „Uhraufzieher“, die Jahr aus Jahr ein in den großen Häusern die Wanduhr, Regulatoren u. s. w. aufziehen, weil die großen Herrschaften keine Zeit dazu haben.

Räthsel.

Von Perlen baut sich eine Brücke,
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten,
Sie scheint, wie du ihr nahst, zu flieh'n.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Fluth versiegt,
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

Redakteur Gustav Meiert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 87 Mittwoch, 15. April 1868.

Zwei Ehen.

(Fortsetzung.)

„Wie, Du bist's Elise?" rief Frau v. Mannsfeld ihr entgegen, „das Rollen Deines Wägens hat mir ordentlich Herzpochen verursacht, denn ich glaubte, es sei Eduard."

„Wie?" rief Elise, „ist er denn seit dem Konzert noch nicht nach Hause gekommen? Er hieß Dich ja mit dem Essen auf ihn warten!"

„Das habe ich auch bis halb zehn gethan", versetzte Mathilde, „allein er liebt es nicht, wenn ich über diese Zeit hinaus auf ihn warte."

„Der käme mir eben recht!" versetzte Elise heftig; „wenn er mir hieße, ich solle nicht auf ihn warten, so wäre mir das gerade ein Grund, keinen Bissen zu berühren, bevor er nicht da wäre. Fürwahr, wenn er mir so begegnete, wie er nun schon seit sechs Jahren mit Dir umgeht, liebe Mathilde, der un . . ."

„Stille, Elise!" versetzte Frau v. Mannsfeld ernst und entschieden; — „in meiner Gegenwart darf Niemand meinen Gatten heruntersetzen, oder Reflexionen über ihn anstellen. Aber komm, setze Dich, und sage mir, welch' neuer Verdruß Dich noch so spät hierherführt? Von Deinem Unmuthe darüber, daß mein gelehrter Freund August Dir heute Morgen auf Deine Anrede nicht antwortete, hast Du mir ja schon erzählt; Ich muß gestehen, es überrascht mich, daß Du Dich beklagtest; Du kennst ja seine kleine Untugend nun schon lange genug, und ich an Deiner Stelle hätte August leicht auf die Schulter geklopft, wenn er mir keine Antwort gegeben haben würde. Wer nicht hören will, muß fühlen!"

„Ei, da wär' ich schön angekommen!" versetzte Elise, „Du hättest ihn sehen sollen, als ich heimkam. Er war wieder barsch wie ein Bär und behauptete, er wäre gerne mit in's Konzert gegangen und habe mir es auch gesagt; aber ich versichere Dich, es ist kein wahres Wort daran."

„So war er wenigstens im Irrthum und glaubte, er habe Dir's gesagt, Elise! Du hättest seine Versicherung geduldig hinnehmen sollen, da Du ja weißt, daß er einer absichtlichen Lüge unfähig ist."

„Ich kann Dir sein unausstehliches Benehmen gar nicht beschreiben, liebe Mathilde!" fuhr Frau Schmidt entrüstet fort. „Denke Dir nur, er lud Herrn Oerberg mit Harnecker zum Essen ein und wußte doch, daß ich in's Theater gehen wollte."

„Er vergaß es eben", sagte Frau v. Mannsfeld entschuldigend.

„Aber bedenke: Oerberg, der so schlecht an Amalie gehandelt hat!" versetzte Elise; „ich weigerte mich Anfangs, mit ihm zu Tische zu sitzen, besann mich aber hernach eines Bessern, kam hinunter, allein, statt Dank von meinem Haustyrannen zu ernten, warf er mir einen Blick zu, als ob er mich erstechen wollte."

„O nicht doch, liebe Elise! Sieh, ein einziges freundliches Wort von Dir hätte allen Hader niedergeschlagen; allein Du bist so empfindlich, daß Du anstatt ihm zu vergeben, ihn eher noch durch eine bissige oder barsche Gegenrede reizest."

„Ich gebe Dir mein Wort, liebe Mathilde, daß ich ihm gar nichts erwiderte; er weiß, ich bin heftig."

„Und Du weißt, daß er zerstreut ist," erwiderte Frau v. Mannsfeld.

„Du lieber Himmel, Du thust ja, als hätte ich alle Schuld!" rief Frau Schmidt gereizt.

„Keineswegs," erwiderte Frau v. Mannsfeld, „ich mache Dir nur das zum Vorwurf, daß Du den alten erprobten, ebenso weisen als christlichen Spruch nicht befolgst: Dulde und vergib! Ich versichere Dich, in ihm liegt der wahrste und beste Rath, das eheliche Leben glücklich zu machen!"

„Dann sollte er aber auch von Beiden befolgt werden!" rief Elise.

„Allerdings, meine Liebe. Bei Euch ist es leider der Fall, daß ihn keines von Beiden befolgen will. Ich versichere Dich, wenn eine Ehe unglücklich ist, so tragen gewiß beide Theile gleich große Schuld daran."

„Nun ja doch!" rief Elise ungeduldig, „ich habe schon oft versucht, die Hand zum Frieden zu bieten, allein das Uebel wird dadurch nur schlimmer."

„Unseliges Mißverständniß!" rief Mathilde; „Du hängst zu sehr an Kleinigkeiten, Du suchst in Deiner Empfindlichkeit oft Scheingründe auf, um mit August zu hadern. Beherzige mein Motto: Dulde und vergib! Wenn eine Frau ihre Pflicht thut, so kann sie nicht mißhandelt werden; als der Pfarrer Dich vor dem

Altar einsegnete und Dir unverbrüchlichen Gehorsam und Treue gegen Deinen Gatten auferlegte, knüpfte er dieß nicht an die Klausel, daß der Mann liebevoll gegen Dich sein, Dich auf den Händen tragen müsse. Nein, unbedingten Gehorsam verlangt Deine Pflicht. Wie auch der Gatte seinen hohen Pflichten nachkommen möge, ob gut oder schlecht — die Frau darf keine Hand breit vom Pfade der Pflicht weichen!"

„Ei, ei! die Männer müssen Dir ja sehr zu Danke verpflichtet sein!" rief Elise sarkastisch.

„Nicht einmal so sehr als die Frauen", entgegnete Mathilde; „ich sehe am liebsten eine Frau unverrückt den hehren heiligen Pfad der Pflicht wandeln, ungeblendet vom Sonnenschein und ungeschreckt vom Sturme. Es gibt Hunderte", fuhr sie mit steigender Wärme fort, „die von der Wiege bis zum Grabe so handeln — Heldinnen an Standhaftigkeit, von denen die Welt freilich nichts gehört hat, aber deren Namen einst angeschrieben sein werden im Buche des Lebens, wie die Namen der Engel! Elise, es thut mir weh, sehen zu müssen, wie Du Dir selbst Dein Glück zerstörst; Dein Gatte ist ein Mann ohne Fehler — gemüthlich, treu, edelmüthig, anspruchslos, von wundersamer Geduld — ein häuslicher Mann, der Dir doch das Regiment im Hause läßt und alle Freiheiten gewährt, die eine Frau von Ehre nur ansprechen kann . . ."

„Der mich nicht ins Theater gehen läßt und mich vor fremden Leuten auf's Barscheste anfährt!" fiel ihr Elise ironisch ins Wort.

„Unsinn, meine Liebe", erwiderte Mathilde; „ich weiß, er hat tausend Eigenschaften, über die Du nur lachen und Dich lustig machen darfst, wie Du vor zwei Jahren gethan, um wieder so glücklich zu sein, als ein Mensch vernünftiger Weise nur sein kann. Ich bitte Dich, brich keinen Zank vom Zaun! Hüte Dich, streitsüchtig zu werden, denn sonst wird er's auch, und ein Strohhalm ist weit genug, um Schießpulver zu enthalten! Noch einige solche Händel wie der, welcher Dich zu dieser späten Stunde noch aus dem Hause getrieben zu haben scheint, wo Du daheim bei Deinen Gästen sein solltest — und Dein häuslicher Friede ist auf immer dahin."

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritt deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 11. April 1868.

Die Schützengesellschaft in Mannheim hat eine Ehrengabe im Werthe von 100 fl. bei dem Central-Komite angemeldet und weitere Festgaben von dortigen Privaten in Aussicht gestellt. Gleichzeitig hat die Gesellschaft mitgetheilt, daß sie ein Kontingent von mindestens 20—25 Schützen als Festtheilnehmer nach Wien stellen dürfte.

Der norddeutsche Schützenverein hat hieher mitgetheilt, daß bei der im Juni d. Js. stattfindenden Versammlung seines Gesammt-Ausschusses die Frage des Anschlusses an den allgemeinen deutschen Schützenbund zur Entscheidung kommen wird, und daß dieselbe, wie sichere Anzeichen vorliegen, im Sinne des Gesammt-Ausschusses ausfallen werde. Die Schießordnung des allgemeinen deutschen Schützenbundes wurde in der Versammlung des Gesammtausschusses vom 29. März d. Js. bereits endgültig angenommen.

Der kaiserlich österreichische Konsul in Christiania in Norwegen theilt dem Centralkomite mit, daß nicht allein unter den dortigen Deutschen, sondern auch unter den Einheimischen sich das regste Interesse für das bevorstehende deutsche National-Bundesschießen kund gibt, und daß sich insbesondere der dortige „norwegische Scharfschützenverein" durch eine Deputation von Schützengästen bei dem dritten deutschen Bundesschießen in Wien vertreten lassen will.

Das Centralkomite kann dem betreffenden Herrn Konsul, welcher sich der Interessen des Festunternehmens so überaus thätig annimmt, sich nur zum größten Danke verpflichtet sehen.

Der nordwestdeutsche Bezirks-Verein des deutschen Schützenbundes in Hamburg hat in einer, die Interessen des dritten deutschen Bundesschießens wärmstens vertretenden Ansprache mittelst gedruckter Cirkularien sämmtliche an diesem Vereine betheiligten Schützengesellschaften zu reichlicher Widmung von Ehrengeschenken aufgefordert.

Der Gemeinderath von Wien hat die Summe von 20,000 fl. ö. W. auf das zur Bedeckung von Vorauslagen in rückzahlbaren Antheilscheinen a 25 fl. ö. W. zu begebende unverzinsliche Vorschußkapital von 100,000 fl. ö. W. votirt. Ueberdieß hat das Centralkomite auch an mehr als 500 hervorragende Persönlichkeiten, Körperschaften und Firmen in Wien und Deutsch-Oesterreich mittels Cirkulars das Ersuchen um Betheiligung an der Subskription auf die erwähnten Antheilscheine gerichtet.

Im Verlaufe dieser Woche wurden die in Folge der Konkurrenz-Eröffnung eingelangten Offerte auf Lieferung von ausländischen Weinen, beziehungsweise die eingesandten Proben durch eine Jury der ersten Sachverständigen Wiens geprüft. Wenn wir hervorheben, daß von Bordeaux 38, von Moselweinen 20, von Rheinweinen 34, und von französischen Champagner 46 verschiedene Sorten zur Probe vorlagen, und daß die Jury ihre Aufgabe innerhalb drei Tagen in der eingehendsten Weise und zur vollen Befriedigung gelöst, so dürfte diese Thatsache allein die anerkennungswerthesten Belege für die hingebende Thätigkeit der Jury-Mitglieder begründen.

Die eingereichten Proben waren beinahe alle vorzüglich und die Beurtheilung daher um so schwieriger. Die Anzahl der Firmen ersten Ranges, welche sich dabei betheiligten, so wie die Güte der Proben geben in erfreulicher Weise Kunde davon, wie richtig auch von Seite der großen Industriellen und Produzenten die Weltbedeutung des Bundesfestes erkannt wird.

Die Namen der gewählten Firmen bürgen dafür, daß auch die Lieferung den ausgezeichneten Proben durchgehends entsprechen wird.

Auf Grund des Urtheiles der Jury wird das Centralkomite die Lieferung abschließen, und zwar:

I. Bordeaux niedere Sorte von A. de Luze, eingereicht durch die Weinhandlung E. Chun in Wien, 1200 Flaschen; mittlere Sorte von Cruse und Fils durch E. Chun, 900 Flaschen; feinste Sorte von Billette und Bouisson in Bordeaux unmittelbar einzusenden, 600 Flaschen.

II. Moselwein niedere Sorte von C. Rumpel u. Comp. in Trarbach, 1200 Flaschen; feine Sorte von P. J. Valkenberg in Worms, 1200 Flaschen.

III. Rheinwein niedere Sorte von E. Chun in Wien, 1400 Flaschen; mittlere Sorte von J. Falk in Mainz, 1400 Flaschen; feinste Sorte (Johannisberger Kabinet) von P. A. Mumm in Frankfurt a. M.

IV. Champagner niedere Sorte (Vin impérial) von M. Sutaine in Rheims, 1500 Flaschen; mittlere Sorte von A. Sergent (Carte V. B.) durch E. Chun, 1500 Flaschen; feinste Sorte von Wittwe Cliquot in Rheims, 3500 Flaschen, und Crémant rosé von Moët und Chandon durch Bruckner in Wien, 1500 Flaschen.

Die in unserer letzten Nummer enthaltene Notiz bezüglich der Betheiligung der hiesigen Turner muß dahin berichtigt werden, daß das Anerbieten zur Verwendung bei dem Ordnungs- und Sicherheits-Komite nicht vom Wiener Turnverein, sondern vom „I. Wiener Männer-Turnverein" ausging.

Sie kommen.

5. Scene.

Die Vorigen. Weber (Landwehrmann) tritt ein.

Zipper.

(Hält ihm das Kümmelglas entgegen und macht Verbeugungen.)

Weber.

Was ist das?

Zipper.

Küm — mel!

Weber.

Gift wird 's sein. — Ja, ja! Seht wie Ihr zittert. — Gleich trinkt aus, wenn es kein Gift ist.

Zipper.

Na! Wenn Sie das denken? dann! (Er trinkt das Glas aus). Damit thun Se mer keenen Possen, das kann ich Se sagen.

Weber.

Gut! — Sie sind aber auch so ein Preußenfresser. — Man kennt Sie als unsern Hauptfeind.

Zipper.

Ach Gott ich e Preisenfresser. — Ich bin ja nur e Schneider.

Weber.

Schneidermeister Zipper nicht wahr. — Ganz recht. — Haben Champanjer im Keller und eine schöne Tochter. — Wo ist sie?

Zipper.

Ich? — 'ne Tochter? — I Gott bewahre! — (zur Frau): Weeßt Du was von eener Tochter? — Hast Du vielleicht eene? — Ich nich!

Weber (legt ab).

Wird sich schon finden. — Jetzt lassen Sie mal auftragen. — Den Champanjer raufbringen. — Den Schinken — die Cervelatwürste — Caviar — Alles rauf.

Zipper.

Ach Gott erbarme dich! — Das sind Sachen, die ich kaum gesehn habe.

Weber.

Ausflüchte! — Wir kennen Sie. — Wenn Sie es nicht heraufholen, dann lasse ich es bringen.

Zipper.

Das wär mir sehr — angenehm.

Weber (geht an das Fenster und ruft hinunter.)

He da! Räumt mal Zippers Keller aus und bringt Alles herauf.

Zipper.

Na, da bin ich neugierig.

Weber.

Hernach muß Ihre Gustel raus.

Zipper (erschrocken, setzt sich vor den Schrank.)

Ach Herr Cheeses! — Was die Preisen for 'ne Nase ham. — Jetzt wees der schon, daß se Gustel heeßt. —

6. Scene.

Weber.

Setzen wir uns indeß. (Er setzt sich an den Tisch und tritt den Kalkulator).

Kalkulator.

Au!

Weber.

Was war das? — (Er sieht unter den Tisch). Holla! Verrath!! Also hier sind Feinde versteckt. — Heraus da! (Er zieht den Kalkulator an den Frackschößen vor). — Was haben wir denn da?

Kalkulator.

Ach Gott — Verehrtester. — Entschuldigen Sie. —

Weber.

Was machen Sie da unten?

Kalkulator.

Ich wollte nich stören. Ich zog mich deßhalb als guter Sachse in die Defensive zurück.

Weber.

Ausflüchte. — Wer sind Sie. Jedenfalls ein Spion.

Kalkulator.

Gerechter Himmel! Nee! nee! — Ich bin der Kalkelater Espe. Een norddeutscher — Bundesbruder.

Weber.

Kalkulator? — Aha, dann kalkuliren Sie. Das ist dasselbe wie spioniren. — Sie sind ein Spion. — Kein Zweifel. — Man sieht es Ihnen ja gleich an. — Der lauernde Blick. — Das verschmitzte Gesicht. — Ein tollkühner Ausdruck. — Von der Sonne verbrannt!! — —

Kalkulator.

O du mein liebes Gottchen! Das is ja vom Angeln. — Ich angle immer bei Helbigs unten in der Sonne, in der Elbe wollte ich sagen.

Weber.

Lügen. Sie sind der berühmte Spion Sensebein, von dem wir ein Signalement haben. — Wie Sie dastehen? Das ist alles Verkleidung. — Sie werden gehängt.

Kalkulator.

Das fehlt mer blos noch. — E gehenkter Kalkulator. — Nee ich danke. — Ich habe keene Zeit mehr. — Empfehle mich meine Herren. (Er will fort.)

Weber.

Hier bleiben! (sieht zum Fenster hinaus). — Jetzt kommen die versteckten Vorräthe aus dem Keller. Sie essen mit, damit Sie Kräfte kriegen und recht zappeln können. Es ist die Henkersmahlzeit.

Kalkulator.

Ich habe gar — keenen — A — pe — tit. Nee wahrlich nich.

Weber.

Dann mache ich Ihnen welchen mit der Zündnadel.

(Schluß folgt.)

Deine Mutter.

Wenn du noch eine Mutter hast,
So danke Gott und sei zufrieden;
Nicht allen auf dem Erdenrund
Ist dieses hohe Glück beschieden.
Wenn du noch eine Mutter hast,
So sollst du sie mit Liebe pflegen;
Daß sie dereinst ihr müdes Haupt
In Frieden kann zur Ruhe legen.

Denn was du bist, bist du durch sie;
Sie ist dein Sein, sie ist dein Werden,
Sie ist dein allergrößtes Gut,
Und ist dein größter Schatz auf Erden.
Des Vaters Wort ist ernst und streng,
Die gute Mutter mildert's wieder;
Des Vaters Segen baut das Haus,
Der Fluch der Mutter reißt es nieder.

Sie hat vom ersten Tage an,
Für dich gelebt mit bangen Sorgen;
Sie brachte Abends dich zur Ruh'
Und weckte küssend dich am Morgen.
Und warst du krank, sie pflegte dein,
Den sie mit tiefem Schmerz geboren;
Und gaben Alle dich schon auf —
Die Mutter gab dich nicht verloren.

Sie lehrte dir den frommen Spruch,
Sie lernte dir zuerst das Reden;
Sie faltete die Hände dein
Und lehrte dich zum Vater beten.
Sie lenkte deinen Kindessinn,
Sie wachte über deine Jugend;
Der Mutter danke es allein,
Wenn du noch gehst den Pfad der Tugend.

Wie oft hat nicht die zarte Hand,
Auf deinem lock'gen Haar gelegen;
Wie oft hat nicht ihr frommes Herz
Gefleht für dich um Gottes Segen!
Und hattest du die Lieb' verkannt,
Gelohnt mit Undank ihre Treue:
Die Mutter hat dir stets verziehn,
Mit Liebe dich umfaßt auf's Neue.

Und hätte selbst das Mutterherz
Für dich gesorget noch so wenig:
Das Wen'ge selbst vergiltst du nie,
Und wärest du der reichste König!
Die größten Opfer sind gering
Für das, was sie für dich gegeben,
Und hätte sie vergessen dich,
So schenkte sie dir doch das Leben.

Und hast du keine Mutter mehr,
Und kannst du sie nicht mehr beglücken,
So kannst du doch ihr frühes Grab
Mit frischen Blumenkränzen schmücken.
Ein Muttergrab ein heilig Grab,
Für dich die ewig heil'ge Stelle;
O, wende dich an diesen Ort,
Wenn dich umtos't des Lebens Welle!

Redakteur Gustav Meßlert. — Druck und Verlag der F. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 88 Donnerstag, 16. April 1868.

Zwei Ehen.

(Fortsetzung)

„Komm, liebe Elise, „fuhr Mathilde fort“, geh' jetzt heim; sag' ihm, daß Dir der Zank leid thut, laß Gras darüber wachsen und kehre Dich nicht an das, was er sagt, oder nicht sagt; besonders suche nicht nachzuforschen, wer den ersten Anlaß zu dem Streit gegeben, denn nicht wahr, Du bereuest ihn doch?“

Elise gab keine Antwort, allein ihre schmollende Miene verrieth nichts weniger als Zustimmung.

„Elise“, hob Frau von Mannsfeld von Neuem an, „siehe, ich bin älter, und, wie Du sagst, erfahrener als Du. Ich bitte Dich, stoße Dein Glück nicht von Dir; wenn Du das schon in den ersten Jahren Deiner Ehe thust, so wirst Du es nie erjagen und Dich unsäglich unglücklich machen. Es ist ein närrischer Spruch, aber doch wahr, daß Zank zwischen Liebenden oder Verlobten die Liebe nur fester macht, daß aber Zank zwischen den Eheleuten der Liebe den Hals bricht. Gehe heim, liebe Cousine! vergiß Deinen gekränkten Stolz, erinnere Dich, wie zärtlich Dir Dein Gatte in Deiner Krankheit begegnete, wie manche Deiner Launen er ertrug, wie uneigennützig er für Deinen Bruder sorgte, und wie freigiebig er Deine Familie unterstützte — das Alles wiegt denn doch Deine kleinen Leiden wohl auf. Der Gedanke, mit einem Gatten zu hadern, weil er manchmal zerstreut ist, oder nicht gleich hört, was Du sagst, oder weil er Nußschaalen auf den Teppich wirft, ist denn doch gar zu thöricht. Kehre nach Hause zurück, meine Liebe, wie eine gute Gattin und denke nicht länger an solchen Unsinn.“

Die gedemüthigte Elise verabschiedete sich zwar nicht bekehrt und überzeugt von ihrem Irrthum, aber sehr getäuscht in ihren Hoffnungen und kam glücklicherweise zu Hause an, ehe man sie noch dort vermißt hatte.

Frau v. Mannsfeld war nun allein und blieb an ihrer Arbeit allein, bis ein Glockenschlag der Wanduhr sie aus ihren stillen Sinnen weckte. Es war nun ein Viertel über neun Uhr; sie zog die Klingel, hieß den Diener, ihr Kammermädchen und die übrigen Dienstboten zu Bett zu schicken; einige Minuten später trat ein alter Diener ein, der schon von Jugend auf in der Familie Mannsfeld gelebt hatte und nun bei dem Baron gewissermaßen die Stelle des Haushofmeisters versah. „Gnädige Frau“, sagte er, „sie werden doch mich nicht zu Bette schicken wollen? Sie wissen, ich habe schon manche liebe Nacht auf meinen Herrn gewartet und auf seinen Vater vor ihm, und ich bin darum nie später aufgestanden? hoffentlich werden Sie mich auch heute auf ihn warten lassen! Sehen Sie, ich bin alt, und wir alten Leute können den Schlaf eher missen. Auch ist es heute Nacht mörderisch kalt und es sieht — vergeben Sie mir diese Bemerkung, gnädige Frau — es sieht seltsam aus und fällt den übrigen Dienstboten auf, wenn ihre Herrin selbst das Haus öffnet. Bitte, lassen Sie mir dieses Geschäft, Madame! Wollte Gott, ich könnte etwas Besseres thun, um meine Dankbarkeit und Hochachtung gegen Diejenigen zu beweisen, die mir so viel Gutes erwiesen haben!“

Manche Begebenheiten, wenn sie auch vor dem Richterstuhl der Schicklichkeit nicht zu entschuldigen sind, ergreifen doch unser Herz tief. So ging es auch Frau v. Mannsfeld mit dem alten Diener; es lag in Heinrichs Worten so viel Zartgefühl und Wohlwollen, daß Mathilde ihm dankte und gerne seinen Willen ließ. Herr v. Mannsfeld, Mathildens Gatte, war ein Mann von Rang, großem Talent, ausgezeichneter Bildung und all jenen Eigenschaften, welche man im geselligen Leben so sehr zu schätzen weiß; ein fertiger Witz, eine ewig heitere Laune und unversiegbarer Humor machten ihn, der für reich galt und auf großem Fuße lebte, allenthalben beliebt. Allein bei allen seinen Vorzügen hatte er einen großen Fehler — seinem Charakter fehlte es an Festigkeit, seine guten Entschlüsse erlagen der ersten Versuchung, und der Mangel an festen Grundsätzen erhöhte noch die Nachtheile, welche ein gewisser Leichtsinn und sanguinisches Temperament mit seinem Charakter verband. Er war in Gesellschaften so sehr gefeiert, daß er wohl gar nie zu Hause zu sehen gewesen wäre, hätte sich seine Frau nicht alle Mühe gegeben, ihm die trauliche Häuslichkeit des eigenen Herdes so verlockend wie möglich zu machen. Mathilde, die ihren Gatten mit mehr als der Liebe gewöhnlicher Ehefrauen liebte, und diese Liebe neuerdings nicht mehr erwidert sah, hatte wenigstens darnach gestrebt, die Freundin ihres Gatten zu sein. Zu diesem Zweck hatte sie alle kleinliche Empfindelei, alles Schmollen, allen

Unmuth aufgeopfert, um ihm immer ein heiteres Gesicht ohne Vorwürfe zu zeigen, und beschloß, nun eine Gelegenheit abzuwarten, um ihn aus dem Strudel des Leichtsinns, der Mode, des Genußlebens, oder noch schlimmerer Beschäftigungen zu ziehen, denen er neuerdings fröhnte.

Mathilde hatte seit Kurzem bemerkt, daß ihr Gatte ihr mehr als je auswich; er vermied es, mit ihr allein zu sein, obgleich er ihr mit ungewohnter Zärtlichkeit begegnete. Sie wußte es, er hatte sich in gewagte Spekulationen eingelassen und einige Banquiers und Geschäftsmänner, mit denen er viel verkehrte, und die er oft in seinem Hause gesehen, hatten fallirt. Er hatte in Wetten und im Spiele verloren und ihr dieß eingestanden; sie war übrigens zu klug, um ihm darüber Vorwürfe zu machen, denn sie wußte wohl, daß ein Mann nichts weniger verzeihe, als wenn die Frau ihm seine kleinen Liebhabereien und Steckenpferde verdenkt. In der That fand er an Nichts Vergnügen, wofür sie sich nicht auch interessirt hatte, denn sie fürchtete hauptsächlich die Kälte, welche im ehelichen Leben einreißt, sobald die Frau mehr die Warnerin und Mahnerin, als die treue Gefährtin ihres Gatten abgibt, denn sie wußte wohl, daß das erstere jenen Austausch von Gefühlen und Meinungen, der für Mann und Frau so wohlthätig ist, stört, während das letztere ihn befördert. — Gerade an diesem Abend hatte sie seine Rückkehr mit ungewöhnlicher Angst und Unruhe erwartet und hiefür Grund genug zu haben geglaubt, sie war weniger gefaßt, als irgend je, hatte weniger Selbstbeherrschung und wünschte wohl eben darum, es möchte Alles im Hause zur Ruhe gegangen sein, wenn Eduard heimkäme. Sie mochte dem alten Diener seine Bitte nicht abschlagen, machte sich aber selbst Vorwürfe, daß er eine Stunde später noch immer wachen mußte, wie er schon so manche Nacht zuvor gethan. Ihre Cousine hatte wohl wenig geahnt, als sie Mathilden ihre leichtfertigen unnützen Klagen vorgejammert und ihre kleinen häuslichen Aergernisse erzählt hatte, was in Mathilden's Seele vorgehen mußte, die trotz ihrer eigenen peinlichen Gefühle und beunruhigenden Verhältnisse noch mild und weise genug war, sie zu berathen und zu versöhnen, wenn sie nur ihrem Rath hätte folgen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Bildungsgang eines Gelehrten am Ausgang des 15. Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Alexander Hegius, geb. um 1420 in Westphalen, eröffnete, nachdem er in Wesel und Emmerich Rektor gewesen war, um 1465 in dem durch eine Seuche hart mitgenommen Deventer die Schule, aus welcher, unter ihm und durch ihn gebildet, eine lange Reihe ausgezeichneter und tüchtiger Männer hervorging, die durch Schriften und Lehre an Schulen und Universitäten klassische Studien als das Fundament geistiger Freiheit und Bildung begründeten. Namen wie Desiderius, Erasmus, Herrmann von dem Busche, Johann Murmel, Johann Cäsarius, Konrad Goclenius genügen, um zu zeigen, welche Schüler er bildete. Klaren und kräftigen Geistes vermochte er, ein Schüler von Thomas a Kempis, die Fesseln der scholastischen Disziplin abzustreifen und verschmähte nicht, von jüngeren Mitschülern und Freunden, denen es gelungen war, in Italien an der Quelle des Humanismus zu schöpfen, wie Rudolf Agricola und Rudolf v. Lange, zu lernen, um sich der griechischen und lateinischen Sprache völlig zu bemeistern. Unbestritten ist sein Verdienst, die Methode des Unterrichts gereinigt und vereinfacht, die alten Lehrbücher verbannt oder verbessert, die Lektüre der Alten in ihr Recht eingesetzt, der Schulbildung die Richtung gegeben zu haben, welche sie zur Trägerin eines neuen geistigen Lebens machte. Er war einer von jenen gebornen Lehrernaturen, welche unwillkürlich durch ihr Wesen, durch Erscheinung, Behaben und Leben belehren, bilden und erziehen, die in den verschiedensten Schülern die geistige und sittliche Kraft wecken und stärken, auf jeden seiner Art gemäß einwirken, und in dieser Thätigkeit volle Befriedigung finden. Wie Erasmus nichts an ihm auszusetzen weiß, als daß er für seinen Ruhm als Schriftsteller nicht besorgt genug gewesen sei, so verstand er auch nicht, Geld und Gut zu sammeln. Bei dem außerordentlichen Zudrang zu seiner Schule erwarb er nicht wenig, lebte einfach und hinterließ doch bei seinem Tode kein Vermögen; er war ein Vater seiner dürftigen Schüler gewesen, und hatte mit ihnen getheilt, was ihm die Bemittelten zahlten. Ein Blick auf den sittlichen Ernst und die edle Bescheidenheit einer so großartigen tiefgreifenden Wirksamkeit vermag uns zu entschädigen, wenn auf die Anfänge der Humanitätsstudien in Deutschland kaum ein Streiflicht von dem hellen Glanze fällt, in welchem sie in Italien strahlen und nur zu oft auch prunken.

Nicht ohne Mühe erlangte Johannes von dem Abt — zugleich mit seinem Eintritte war Johann von Segen zum Abt erwählt worden — die Erlaubniß, in Deventer die Studien wieder zu beginnen, und stellte sich mit Empfehlungen wohl versehen dem verehrten Rektor vor. Hegius prüfte ihn und schüttelte den Kopf, denn der neue Schüler wußte auf gar keine Frage Bescheid zu geben, nur weil die Briefe gar so dringlich lauteten, setzte er ihn zur Probe in die siebente Klasse, um mit den kleinen Kindern die Anfangsgründe der Grammatik zu lernen. Er bestand die Probe nicht, Hunger und Kälte, Scham und Ver-

legenheit trieben ihn bald, die Schüler im Stich zu lassen, er war froh, daß man ihn in seinem Kloster wieder als Laienbruder aufnahm. Und doch ließ es ihm nun hier keine Ruhe, daß er nicht Geistlicher werden sollte. Als er einstmal den Abt nach Frankfurt begleitete, traf er dort seine Mutter. Diese, welche den sehnlichsten Wunsch ihres verstorbenen Mannes nicht aus dem Sinne brachte, und von einem Priester in Aschaffenburg die prophetische Verheißung erhalten hatte, er werde in Erfüllung gehen, flehte den Abt fußfällig an, er möge ihren Sohn zum Geistlichen sich bilden lassen. Er wies die Frau hart und streng zurück, aber heimgekehrt in sein Kloster, fühlte er sich doch beunruhigt, ließ den Laienbruder kommen und forderte ihn freundlich auf, sich gegen ihn auszusprechen. So ermuthigt, legte ihm Johannes seine Noth, seine Wünsche und seine Zweifel so aufrichtig dar, daß der Prälat ihm nun selbst zuredete, wieder auf die Schule zu gehen und standhaft sein Vorhaben zu Ende zu führen.

(Schluß folgt.)

Sie kommen.

(Schluß.)

7. Scene.

Die Vorigen. Ein paar Landwehrleute, die einen großen Korb bringen.

Ein Landwehrmann.

Da bringen wir, was wir im Keller gefunden haben. (Er packt aus. 6 Flaschen Champagner. — Andern Wein — Schinken, Würste u. s. w.)

Zipper.

Das ist 'ne schöne Prostemahlzeit. — Die sind in 'n andern Keller gerathen.

Mad. Zipper.

Nu eben. — In unsern sind blos zwee Gelberüben, en Mäßchen Kartoffeln, drei Salatstauden und 'e paar Steenkohlen.

Zipper.

Na meinetwegen. Ich kann nischt dervor. — Wenn se mich zum Essen und trinken zwingen. Todtschlagen lasse ich mich nich.

Weber (besetzt den Tisch und macht Champagner auf).

Nun los. — Es wird nach dem Marsch schmecken. — Kommt Kameraden, der Wirth gibt es uns zwar nicht gern — —

Zipper.

Bitte, — Mit den größten Vergnügen!

Weber.

Also — setzt Euch. — Sie, verwegener Spion hierher. — Kommen Sie Herr Zipper an den Tisch, was sitzen Sie denn da am Schrank?

Zipper.

Eh — — Wissen Sie — der Tischkasten schließt nicht recht, und da zieht es dort. (Auguste nießt im Schrank).

Weber.

Was war denn das?

Zipper.

Eh — eh — Sähn Se — Ich habe schon 'n Schnuppen. — Hetziiiii! (Er nießt stark). Hetziii! (Auguste nießt im Schrank.)

Weber.

Was ist das? — Im Schrank nießt es ja auch?

Zipper.

Eh — das wird das Echo sein. — Wissen Sie, der Schrank hat 'n Echo! — Es hat mir deßhalb einmal ein Engländer abkaufen wollen. (Auguste nießt.)

Zipper.

Hetziiiii! —

Auguste. Nießt.

Zipper. Deßgleichen.

Weber.

Die Sache geht nicht mit rechten Dingen zu. — Machen Sie doch den Schrank auf.

Zipper.

Den Schrank hier?? — —

Weber.

Ja diesen Schrank. —

Zipper.

Ich habe den Schlüssel verloren.

Weber.

Ausreden! — Da steckt wahrscheinlich noch ein Spion drin. — Wenn Sie nicht gutwillig öffnen, dann schießen wir das Schloß entzwei. — Gebt mir mal mein Gewehr her.

Zipper.

Nein! nein! — Halt! Sie könnten mir mein Echo ruiniren!

Auguste schreit im Schrank und stößt die Thüre auf. Sie sieht mit dem Kopfe heraus.

Ach! Nur nicht schießen. — Ich komme schon. (Sie sieht Weber und springt mit einem Freudenschrei heraus und ihm um den Hals.) Wilhelm!!!

Zipper (schlägt die Hände über den Kopf zusammen.)

Da ham mer de Bescheerung — Herr Gott! Hätte ich se nur geschooren und eingeschwärzt.

Auguste.

Papa! Papa! Das ist ja Herr Wilhelm Weber, der Kaufmann aus Potsdam. Der schon lange kommen wollte, um — — — —

Weber.

— um dich anzuhalten. — Was ich trotz der Umstände hiermit thue, Herr und Madame Zipper.

Zipper.
Espe.
Mad. Zipper. } à tempo. Ei Herr Chceeses!!!

Weber.

Ich habe mir deßhalb das Quartierbillet für Sie verschafft und den Proviant mitgebracht. — Sie entschuldigen schon, die Zeiten sind schlecht und ich weiß, daß Sie nicht reich sind. — Meine Verhältnisse sind sehr gut. — Ich hoffe, daß Sie mit der Wahl Ihrer Tochter zufrieden sind.

Zipper.
Mad. Zipper. } à tempo. Ei Jaaaaa!!!
Espe.

Weber.

Also wir sind fidel — Wer weiß was morgen kommt.

Zipper.
Mad. Zipper. } à tempo. Nu eeben!!!
Espe.

Kalkulator.

Heern Se, entschuldigen Se, — denn bin ich wohl auch ke Spion?

Weber lachend.

Sie sind ja der Pathe meiner Auguste.

Kalkulator.

Und werde nich gehenkt? — — —

Weber.

Gott bewahre! —

Kalkulator.

Na, denn habe ich auch wieder Appetit. (Er setzt sich.)

Zipper.

Nee 's ist de Möglichkeet! — Met guter Herr Weber — daß Se kommen würden, darauf habe ich immer gehofft — daß Se aber so kommen würden un uns so e Schreck einjagen wie 's hieß Se kommen! — Das hätte ich nich gedächt. — Wenn Ihr Preußen aber alle so kommt, um unsere Schwiegersöhne zu werden, na! — dann wird sich Keiner mehr fürchten, wenn's heißt: Sie kommen!!!

Kalkulator sitzt am Tisch mit Messer und Gabel.

Na denn kommt Ihr nur auch, daß die Geschichte ein Ende nimmt.

Der Vorhang fällt.)

Ende.

Mannigfaltigkeiten.

Eine jener Katastrophen, durch welche amerikanische Flußdampfer ein gewisses Renommée erlangt haben, ereignete sich am Nachmittage des 18. März auf dem Ohioflusse. Der Dampfer „Magnolia", zu der Ohio und Maysville Dampfschiff-Linie gehörend, verließ Mittags mit 140 Cajütpassagieren, einer Mannschaft von 40 Mann und einer beträchtlichen Fracht Cincinnati. Unter den Passagieren befand sich eine große Anzahl von Damen. Um halb 2 Uhr Nachmittags, als das Boot 12 Meilen von Cincinnati entfernt war, explodirte plötzlich der Kessel und richtete eine entsetzliche Verheerung an. Das Deck wurde in die Luft geschleudert; die meisten Passagiere wurden ebenfalls in die Nähe geschleudert und fielen mit schrecklich verstümmelten Gliedern theils auf die Trümmer des Schiffes, theils in den Fluß, wo sie nebst denjenigen, welche gleich beim ersten Schrecken über Bord gesprungen, ertranken war. Kaum war die Explosion erfolgt, so fing das Boot Feuer und als dieses eine Quantität von dem im Magazin aufbewahrten Pulver erreichte, fand eine zweite Explosion statt, welche den Rest des oberhalb des Wasserspiegels befindlichen Schiffskörpers demolirte. 80 Personen, worunter der Kapitän, sind verbrannt oder ertrunken.

Ein portugiesischer Blumenhändler, Namens Konstantin, hat sein auf der Pariser Ausstellung mit der goldenen Medaille gekröntes Werk, einen prächtigen Blumenstrauß, Pius IX. als Geschenk übersandt. Der Papst hat dasselbe mit Dank angenommen.

Charade.

Die erste Sylbe ist ein Ton,
Doch gilt sie nur für einen halben.
Der beiden letzten reicher Lohn
Wird nicht erlangt durch Fleiß der Schwalben,
Es bringt das Glück ihn nur ins Haus. —
Das Ganze hilft den Millionen,
Die heiß're Gegenden bewohnen,
Wohl oft mit seiner Stärkung aus.

Auflösung der Charade in Nr. 82:

Lobgesang.

Richtig gelöst von A. Ph. und Löb Isaak Herzberger I.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro 89 Freitag, 17. April 1868.

Zwei Ehen.

(Fortsetzung.)

Endlich, als noch zwei Stunden verronnen waren, beladen mit den Thaten und Unthaten einer leichtsinnigen Welt, erhob sich Mathilde müde von ihrem Stuhle, denn Arbeit und Lektüre waren ihr nun eben so sehr zuwider, als die beängstigenden Gedanken, die ihre stille Nachtwache erfüllten; sie zündete sich ein Licht an und schlich sich mit dem leisen Schritte einer sorglichen Mutter ins Kinderzimmer. Ihr Knabe schlief nicht, seine Stirn, seine Hände waren fieberglühend, und als der Kleine sie erblickte, richtete er sich in seinem Bettchen auf und hing sich an ihren Nacken. „Ich kann nicht schlafen, Mama," sagte er; „mir ist so heiß und ich bin so durstig, aber ich wollte die Bonne nicht wecken. Nimm mich mit Dir in Dein kühles Zimmer, Mama; ich will Papa gewiß nicht aufwecken — Du siehst, ich habe auch die Bonne nicht geweckt." Mathilde freute sich über des Kleinen Rücksicht. Erschrocken über sein Unwohlsein nahm, sie ihn in ihr Zimmer und legte ihn auf ihr Bett, während sie ihm zu trinken holte. „Wo ist Papa?" fragte der Kleine. „Die Sterne löschen aus und der Himmel wird bald roth werden, ehe die Sonne aufgeht; wo ist mein Papa?"

Die gellenden Töne der Hausglocke beantworteten des Knaben Frage. Das Kind trank in durstigen Zügen und Frau v. Mannsfeld wollte ihn eben wieder auf ihren Armen ins Kinderzimmer tragen, als ihr Gatte die Treppe heraufkam und ihr auf dem Flur begegnete. Herr v. Mannsfeld war zu gebildet, um sich dem Trunke zu ergeben, allein dießmal war sein Gesicht glühend und sein Schritt unsicher von übermäßigem Weingenuß. — „Ist Karl krank?" fragte er.

„Er hat etwas Hitze und Fieber, lieber Mannsfeld," versetzte sie; „die Luft im Kinderzimmer war zu schwül für ihn und ich dachte, die kleine Luftveränderung werde ihm wohl thun."

Herr v. Mannsfeld beugte sich über den Knaben, um ihn zu küssen, allein dieser wehrte ihn mit der Hand ab und sagte schmollend: „Nein, küsse mich nicht, Papa; ich glaube, Du hast Hitze; Dein Athem ist so heiß und Dein Mund glüht so sehr, — Du darfst mich nicht küssen!" Dabei barg er sein Gesicht an der Mutter Hals.

Herr v. Mannsfeld warf Beiden einen grimmigen Blick zu, wie Mathilde ihn noch nie gesehen, und sagte bitter: „das hat man dem Kinde gelehrt; das kommt nicht aus ihm selbst!"

Mathilde schlug das Auge zu ihm auf und sagte nichts; nicht der mindeste Vorwurf sprach sich in ihren Augen aus; Beider Blicke begegneten sich — der ihrige so hell, so klar und wahr, daß der seinige sich beschämt zu Boden senkte. Offenbar kämpfte in ihm jetzt seine wirkliche bessere Natur mit den Begegnissen und Gewohnheiten der Gegenwart, aber sein guter Engel siegte. Er küßte die Mutter, die ihm ohne Widerrede auf seinen ungerechten Einwurf die Liebkosung zurückgab und mit dem Kinde weiter eilte.

„Gott segne Dich, arme Frau!" flüsterte er vor sich hin, während er in das Zimmer trat, das Mathilde so eben verlassen hatte, „ja, Gott wird Dich segnen.... und mir vergeben, wenn er kann!"

II.

Frau Schmidt war nie eine Freundin des Frühaufstehens gewesen. Aber am Morgen nach den eben geschilderten Scenen kam sie erst ins Zimmer, als ihr Gatte mit seinem Frühstück schon zu Ende war. — „Du bist spät auf, Elise!" sagte Herr Schmidt, „ich habe lange auf Dich gewartet; nun thätest Du besser, Dir frischen Kaffee machen zu lassen — er ist ganz kalt geworden!"

„Hm! wie Du wieder zerstreut bist!" entgegnete sie spitzig. „Du weißt ja, ich trinke nie Kaffee, — ich trinke immer Chokolade."

„Um so besser, meine Liebe!" versetzte Herr Schmidt gleichmüthig; „dann wird es Dich weniger belästigen, wenn ich jetzt einige Ausgänge mache!"

„Es ist sehr unangenehm, allein zu frühstücken!" sagte sie barsch.

„Dann mußt Du eben ein ander Mal früher aufstehen!" entgegnete er ruhig. „Kein Hauswesen kann gedeihen, wo die Frau bis Mittag im Bette liegt!" — Elise betrachtete ihn mit Augen, als ob sie ihn durchbohren wollte, und der gute Mann fürchtete, er sei etwas zu weit gegangen und habe sie beleidigt, und weil er die arme Thörin wahrhaft liebte, die so wenig sich

ihr eigenes Glück zu sorgen wußte, daß sie immer selbst sich Qualen bereitete, setzte er hinzu: „In der That, meine Liebe, Krankheit kann unmöglich Dein spätes Aufstehen entschuldigen, denn Du sahst in Deinem Leben noch nie besser aus als heute.“

„Allerliebst! ich sehe gut aus?“ rief die kleine Frau ärgerlich; „nun da sehe mir Einer die Konsequenz der Männer! Betrachte Dir nur einmal dieß Kleid: Du behauptetest immer, es kleide mich schlecht, Du könnest es nicht an mir sehen, Du hassest es — und offen gestanden, gerade aus diesem Grunde habe ich es heute Morgen angezogen! Nun sagst Du gar, es kleide mich gut!“

„Je nun, das dürfte ja eben beweisen, daß Dir Alles gut steht, meine Liebe!“ versetzte Herr Schmidt gutmüthig.

Madame lächelte verächtlich und beobachtete ein beharrliches Stillschweigen; Herr Schmidt griff nach einer neuen Zeitung und vertiefte sich in deren Lektüre. Nach einer Weile klingelte er und fragte das Dienstmädchen, ob die Droschke für ihn bestellt worden sei. Karoline lächelte verschmitzt und zauderte mit der Antwort. „Erinnern Sie sich doch gefälligst,“ sagte sie endlich, „daß ich Ihnen schon vor einer Stunde meldete, der Wagen warte auf Sie! Sie lasen aber eben ihr Journal und fuhren mich an: der Schlingel von Kutscher könne zum Henker gehen. Das habe ich ihm nun zwar nicht ausgerichtet, aber ich habe ihm seine zehn Silbergroschen für's Warten gegeben und ihn wieder fortgeschickt.“

Frau Schmidt lächelte triumphirend und verächtlich; Herr Schmidt blickte abwechselnd bald seine Frau, bald das Mädchen an, und ärgerte sich im Stillen über sich selbst. „Je nun,“ rief seine Frau, „dießmal war doch gottlob ich nicht Schuld an dem Verzuge!“

„Das habe ich auch nicht behauptet, meine Elise.“

„Nein, aber Du warfst mir einen Blick zu, einen Blick, als ob er mich durchbohren sollte!“ erwiderte Elise und setzte mit einem tiefen Seufzer hinzu: „Gott schütze uns arme Frauen! Wir wissen kaum, was wir noch erleben müssen.“

„Unsinn!“ brummte Herr Schmidt in den Bart, nahm Hut und Stock und entfernte sich. Elise lauschte, hörte aber die Klingel der Vorsaalthüre nicht; offenbar war ihr Gatte also nur auf sein Zimmer gegangen. „Nein,“ dachte sie, „er geht geht gewiß nicht fort, ohne mir Adieu zu sagen; bis jetzt hat er es noch nie gethan.“ — In der That kehrte auch Herr Schmidt nach einer Weile zurück und fragte unter der Thüre: „Kann ich Dir etwas in der Stadt besorgen, liebe Elise?“ Sie that als hörte sie ihn nicht und schlürfte die Chokolade; er wiederholte die Frage.

„Wenn ich auch eine Kommission für Dich hätte,“ erwiderte sie schnippisch, „so müßte ich fürchten, Du würdest Sie vergessen!“

„Wohl möglich,“ entgegnete er gelassen; „bis drei Uhr erwarte mich zum Mittagessen.“

„Nicht doch!“ rief sie heftig, „es wäre mir lieber — obwohl ich weiß, daß meine Wünsche Dir nichts gelten — es wäre mir lieber, wenn Du heute und überhaupt bisweilen in einer Restauration oder in Deinem Klub speisen wolltest... Hättest Du z. B. gestern Abend diese Leute, die Du zu Tische batest, in Deinen Klub eingeladen, so wäret ihr selbst vergnügter gewesen und Du hättest mir eben so viel Aerger als Demüthigungen erspart!“ — Elise wollte ihn damit rühren und reumüthig stimmen, bedachte aber nicht, daß der keifende Ton, mit dem sie es sagte, gerade Oel ins Feuer goß.

„Ist das Dein Ernst?“ fragte Herr Schmidt ins Zimmer tretend und fixirte seine Frau mit festem Blicke; „ist es Dein Ernst, daß ich zuweilen auswärts speisen soll?“

„Allerdings,“ gab Elise weinerlich zur Antwort; „Du wirst dort bessere Küche finden, denn zu Hause kann man Dich in diesem Stücke ohnedieß nicht befriedigen.“

„Wohlan denn, Elise, ich will heute auswärts speisen,“ gab er sehr ernst zur Antwort; „merke aber wohl, es geschieht nur auf Deine Bitte, und mein Gedächtniß ist mir nicht so sehr ungetreu, daß ich Dich nicht wieder gelegentlich daran erinnern könnte!“ — Mit diesen Worten verließ er das Haus und überließ seine Frau ihrer Mißlaune und ihren Gedanken. —

(Fortsetzung folgt.)

Bildungsgang eines Gelehrten am Ausgang des 15. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Zunächst ging er nach Miltenberg, um mit den Seinigen für den längeren Aufenthalt in Deventer das Nöthige zu berathen und zu rüsten. Er fand den biedern Stiefvater bereit, alles für ihn zu thun, was in seinen Kräften stand, ja sein Eifer, ihm zu helfen, führte noch eine heftige Familienscene herbei. Er hatte fünf Gulden für ihn zusammengebracht und verlangte nun von der Frau, daß sie einen Gulden, den sie von ihrem seligen Manne als Morgengabe erhalten hatte, ihm auch noch geben sollte. Als sie sich dessen beharrlich weigerte, weil sie dem Johann bereits einen heimlich ersparten Gulden zugesteckt hatte, gerieth er in einen solchen Zorn, daß er sich thätlich an der Frau vergriff. Johannes, der vergeblich die Eltern auseinander zu bringen versuchte, stürzte auf die Straße hinaus und betheuerte weinend, um solchen Preis wolle er nicht auf die Schule ziehen, nicht Geistlicher werden. Der Vater, rasch zur Besinnung gebracht, eilte ihm nach und holte ihn wieder herein;

der Friede wurde hergestellt und die Mutter rückte mit dem Gulden heraus, den der Sohn ihr beim Abschied schweigend in die Hand drückte.

Den Main und Rhein herab fuhr Johannes zu Schiff bei günstigem Wetter in neun Tagen nach Deventer. Hegius nahm den wiederkehrenden als letzten Schüler in seine Schule auf, denn fünf Monate darauf starb (1498) der allverehrte Mann, dessen letztes Dictamen ein Lobgedicht auf sein geliebtes Deventer war, aufrichtig und tief betrauert, auch von unserm Johannes, der von ihm in einer andern Schrift eine Charakteristik entwirft, während er sich hier begnügt, ehrende Zeugnisse in Versen und Prosa von Männern, die besser wären als er, zusammenzustellen, von Erasmus, Agricola, Mus. Hobing und Herrmann von dem Busche. Gern erführe man nun Genaueres über die Einrichtung der Schule, über Lehrmethode und Disziplin, über das Leben der Lehrer und Schüler, allein leider hat Johannes seine Studien in Deventer nicht so eingehend geschildert, als die Irrfahrten seiner Jugend; der regelmäßige, stufenweise fortschreitende Gang des Unterrichts bot der Erinnerung und der Erzählung ungleich weniger Reiz dar. Leicht wurde es ihm dort nicht. Die Prüfung beim Rektor führte ihn diesmal in die achte Klasse, wo er bejahrte Mitschüler fand, die zum Theil die Furcht vor den Soldaten in die Schule getrieben hatte; einer mühte sich dort schon vier Jahre lang vergebens ab, das Lesen zu lernen. Rasch überwand er diese und die folgenden Klassen, und als er die fünfte erreicht hatte, war ihm eine große Hilfe bereit durch die Aufnahme ins Haus der Brüder des guten Willens. Zwar hatte es ihm an Unterstützung in der wohlhabenden und wohlthätigen Stadt nicht gefehlt, namentlich hatten sich ein Kanonikus von Zütphen und eine mildthätige reiche Frau seiner angenommen. Es that auch noth, denn fast unausgesetzt ward er von schweren Krankheiten mancherlei Art heimgesucht, die ihn am Arbeiten hinderten und seinen Muth auf harte Proben stellten. Doch auch in der Krankheit sollte er Gottes Finger erkennen. Schon war er wie viele so verzagt geworden, daß er fortzugehen beschlossen und den Tag der Abreise festgesetzt hatte, als er am Abend vorher von einem Fußübel befallen wurde, das ihn zurückhielt. Und als er so dalag, erhielt er die Nachricht von seiner heiß ersehnten Versetzung in die vierte Klasse, die seine Zuversicht belebte und ihm neue Kraft gab, daß fortan kein Zweifel an der Fortsetzung seiner Studien in ihm mehr aufkam. Den kräftigsten Rückhalt gewährte ihm dabei das Fraterhaus, der von Gerhard Groote am Ende des vierzehnten Jahrhunderts gestifteten Brüderschaft des gemeinsamen Lebens. Diese Genossenschaft, welche, ohne durch eigentlich geistliches Gelübde sich zu binden, zu dem Zweck zusammentrat, durch Predigt und Unterricht das geistige und sittliche Leben des Volkes zu heben und zu fördern, und jede darauf gerichtete Thätigkeit, wie Abschreiben und Buchbinden, durch innern und äußern Beistand zu unterstützen, beweist in ihrer Ausbreitung und Verzweigung über ganz Norddeutschland, wo sie mit außerordentlichen Mitteln ausgerüstet eine große und bedeutende Wirksamkeit ausübte, wie tief das Bedürfniß geistiger Bildung im Volke empfunden und gefaßt wurde, und wie man von vornherein bestrebt war, in unscheinbarer Thätigkeit in der Schule für Volkserziehung eine feste Grundlage zu gewinnen. Sie allein hat es möglich gemacht, daß die humanistischen Studien, nachdem sie in Italien und Frankreich nach einer glänzenden Blüthezeit rasch abgewelkt waren, in Deutschland nicht blos eine Nachblüthe hervorgerufen, sondern Früchte zeitigen konnten, die hoffentlich ein unveräußerliches Erbe unserer Kunst, Literatur und Bildung bleiben werden.

Die reichen Stiftungen der Brüderschaft in Deventer gaben in mehreren wohl eingerichteten Häusern zahlreichen Schülern Wohnung, Nahrung und Pflege und sonst jegliche Förderung bei ihren Studien. Sie nahmen sie aber erst auf, wenn sie bis zur fünften Klasse vorgerückt waren, um eine Bürgschaft zu haben, daß sie wirklich bei den Studien aushalten würden. Hier fand nun auch Johannes Aufnahme, der, nachdem er ein Jahr unter Magister Gottfried in der fünften und ebenfalls ein Jahr unter dem Baccalaureus juris Johann von Venzey in der vierten Klasse studirt hatte, dann in der dritten an Bartholomäus von Köln einen vorzüglichen Lehrer fand, der mit gleichem Eifer für sich seine Studien forttrieb, als sei er noch ein Schüler, und wißbegierige Schüler in allen Wegen thätig zu fördern bestrebt war.

Aber jetzt traten Verhältnisse ein, welche Johannes bestimmten, nach einem Aufenthalt von vier Jahren gegen seine Wünsche die Schule in Deventer zu verlassen und in den Orden als Geistlicher einzutreten. So hoch stand das Ansehen der Schule, daß einer, der auch nur die fünfte Klasse erreicht hatte, für besser vorbereitet zu dem geistlichen Stand galt, als wer sonst irgend wo die höheren Klassen absolvirt hatte.

Wir verfolgen die geistliche und literarische Laufbahn des Johannes nicht weiter; auch sein Reisebuch legt Zeugniß ab von der fleißigen Lektüre, der stylistischen Gewandtheit, der tüchtigen Bildung, welche ihn als einen ehrenwerthen Schüler der Schule von Deventer charakterisirt.

Mannigfaltigkeiten.

[Chassepot-Gewehre auf dem Theater.] Auf dem großen Theater in Lyon haben sie neulich die „Hugenotten" aufgeführt, und wie gewöhnlich waren

die Füsilladen der Bartholomäusnacht einem dafür reichlich bezahlten Infanterie-Detachement der Lyoner Garnison übertragen. Es erhob sich aber ein gewaltiges Gelächter, als die ehrlichen Krieger mit ihren neuen Chassepotgewehren statt der alterthümlichen Arquebusen austraten und kein Schuß knallte, Raoul, Valentine und Marcell also unmöglich sterben konnten. Die Sache war ganz natürlich; denn nachdem man die Kugel von der Cartouche genommen, konnte die Nadel die Zündmasse nicht mehr treffen und kein Schuß losgehen. „Zu Lyon haben also die Chassepots keine Wunder gethan!“ sagen die Pariser.

[Ländlich sittlich.] Die New-Yorker „Evenning Expreß“ erzählt: Ein hiesiger Bankbeamter kam zu einem hervorragenden Advokaten und sagte: Ich habe ungefähr 100,000 Dollars unterschlagen, dieß ist aber noch nicht entdeckt; was soll ich thun? Gehen Sie in ihre Bank zurück und stehlen Sie noch 100,000 Dollars, dann kommen Sie wieder zu mir, antwortete der Advokat. Der Beamte that wie es ihm der Advokat geheißen. Der Letztere schrieb sodann an die Direktoren, daß sein Client 200,000 Dollars unterschlagen habe, aber die Hälfte zurückgehen wolle, wenn die Affaire vertuscht werde. Die Direktoren nahmen die 100,000 Dollars und der Beamte — gilt heute für einen respektablen Mann. (Wenn nicht wahr, doch jedenfalls nach dem Leben gezeichnet.)

Folgendes komische Intermezzo einer Opernvorstellung im San Carlo-Theater zu Neapel berichtet man einem Wiener Blatte aus Mailand: Unlängst sang im San Carlo-Theater ein Tenor, welchem die hohen Töne nicht à la Wachtel zu Gebote stehen, den Herzog in „Rigoletto“. Bei der bekannten Stelle im ersten Akte, wo das hohe G, As, A, B in successiver Folge vorkommen, nimmt nun der in Rede stehende Tenor mit Anstrengung das G, erklimmt mühselig auch glücklich das As, und mit dem kleinen Reste von Athem und Kraft, welche ihm diese zwei Töne übrig gelassen, erwischt er noch das A. Aber für das B ist leider wenig Hoffnung noch Aussicht vorhanden. Das Orchester schlägt bereits den fatalen B-Akkord an — der arme Tenor sieht sich rettungslos verloren. Da fährt ihm plötzlich ein luminöser Gedanke wie ein Blitz durch den Kopf; statt des B schreit er mit Stentorstimme ein „Evviva Garibaldi“ in den weiten Zuschauerraum hinein, welches ihm von dort unter kolossalem Applaus hundertfach zurückschallt. — Der Tenor ist gerettet und singt dann das in bequemer Mittellage sich fortbewegende Stück glücklich zu Ende.

Vor mehreren Tagen stieß man bei Alt-Ofen, auf dessen Territorium das alte „Aquincum“, die Hauptstadt des mittleren Pannonien, lag, auf römische Gräber. Es gelang, drei $2^1/_2$ Klafter unter der Erde befindliche Steinsarkophage an die Oberfläche zu befördern. Der ein mochte für ein Kind bestimmt gewesen sein; er wurde leer vorgefunden. Bei Weitem interessanter sind die beiden anderen; der eine Sarg ist eines Armen, während der andere der einer reichen römischen Hauptmannsfrau gewesen. In dem einen fand man das Skelet eines 7 Fuß hohen Mannes, zum Theil noch gut erhaten; dieser Sarg hat keine Inschrift. Der Sarg der „reichen Hauptmannsfrau“ birgt die Gebeine derselben und trägt außen in schön leserlicher Schrift den Inhalt des Sarges angedeutet. Die Frau hatte sich in ihrem elften Jahre — more Romanorum — vermählt und nach sechzehnjähriger Ehe sechs Kinder geboren, deren Eines sie nur überlebte. Außer diesen Särgen fand man eine schöne Ara (römischer Altarstein) und andere interessante Steine.

Das „Westph. Volksblatt“ meldet: „Fritz von Kerssenbrock, ältester Sohn des Grafen Schmising-Kerssenbrock zu Brinke, früher Offizier im 13. und 53. preußischen Infanterie-Regimente und Bruder der drei vor einigen Jahren durch Duellgeschichte weithin bekannt gewordenen braven Garde-Offiziere, hat auf die Güter seines Vaters Verzicht geleistet und ist in diesen Tagen nach Innsbruck abgegangen, um Theologie zu studiren und sich dem geistlichen Stande zu widmen.“

Räthsel.

Kennst du die Uhr? Von zarten Stoffen
Ist sie gar wundersam gefügt,
Dein Hassen, Lieben, Fürchten, Hoffen
Ist's, womit sie die Zeit betrügt;
Ein klarer Strom treibt ihre Räder,
Die Liebe lauscht dem leisen Schlag,
Und ahnet die geheime Feder,
Die oft den Himmel zeigen mag.
Noch deutet sie nicht stets das Rechte,
Denn in des Augenblickes Mächte
Gab sie der Meister prüfend hin,
Im Sturm der Zeit sich aufzuziehn.

Auflösung der Charade in Nr. 83:
Brautaltar.

Redakteur Gustav Meiffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 90 Samstag, 18. April 1868.

Zwei Ehen.

(Fortsetzung.)

Während Elise Schmidt nach dieser Scene daheim im Bewußtsein ihres Unrechts bittere Thränen weinte und sich in einen ungerechten Groll gegen ihren Gatten hineinhetzte, um nur Recht zu behalten, saß Mathilde v. Mannsfeld an der Seite ihres Gatten, der ihr das Gesicht nicht zukehrte, damit sie nicht in seinen Zügen lese, was in seiner Seele vorgehe.

„Du hast wohl Recht, „Mathilde", erwiderte er ihr endlich, nachdem sie ihm lange zugesprochen; „Dein Rath ist der beste, ich muß es zugeben; allein ich kann nicht darnach handeln; wollte ich meine Lebensweise aufgeben, mich einschränken, meine Equipage veräußern, meine Dienerschaft fortschicken, so würde man in allen Gesellschaften davon reden und mein Kredit nothwendig darunter leiden . . ."

„Er hatte schon genug gelitten, Mannsfeld", fiel ihm Mathilde ins Wort: „Du darfst darüber nicht erschrecken, denn wenn Dein Kredit nicht schon sehr erschüttert wäre, so hätte ich wohl noch nichts davon vernommen! Allein Du wirst ihn weder durch Prahlereien und Bravaden wieder herstellen, noch durch Deinen jähen Schreck. Man muß den Schwierigkeiten fest ins Auge sehen, will man sie überwinden. Ich weiß ja", setzte sie mit merkwürdigem Takt hinzu, „ich habe es schon so oft aus Deinem Munde gehört — komme was da wolle, wir müssen es hinnehmen . . . Komm, bleibe bei mir, Mannsfeld, entfliehe mir nicht! Ich war Deine Vertraute in den Tagen des Glückes, ich habe Freude und Wohlleben mit Dir getheilt, Mannsfeld, und wenn nun Tage des Unglücks kommen sollten . ."

„Wie, wer spricht denn von Tagen des Unglücks?" fiel er ihr ins Wort. „Du bist heute ein wahrer Unglücksrabe! Es kann kein Unglück über Dich kommen; unser Heirathsvertrag schützt in allen Fällen Dich und unser Kind. Unglücksfälle? . . . Du sprichst, wie alle Weiber, als wäre eine zeitweilige Verlegenheit schon entschiedener Rain. Wer hat mich so bei Dir verläumdet?" Er sprang vom Stuhle auf, ergriff seinen Hut und wollte das Zimmer verlassen, aber seine Frau hielt ihn zurück.

„Du willst mich nicht hören, willst mir nicht vertrauen, Mannsfeld!" sagte sie, „aber obwohl Du mich noch nicht kennst, glaubst Du mir. Du weißt, ich würde mich der Sünde fürchten, eine Unwahrheit zu denken, geschweige denn zu sagen. Ich will Dich auch nicht aufhalten, darum nur dieß: was auch kommen mag, ich werde meine Mitgift zum Opfer bringen, um Deinen Kredit wieder herzustellen. Ich kann und will gerne in Armuth leben, aber Deinen schmachbedeckten Namen könnte ich nicht führen. Siehe in Allem, was mein, ist auch Dein Eigenthum. Wenn Du mir nur erlauben wolltest, so könnte ich mich in tausend Dingen einschränken."

Mannsfeld blickte ihr fest ins Gesicht und fragte sie dann: „Würdest Du auch einwilligen, dieses Haus zu verlassen?"

„Von Herzen gern", war die Antwort. „Haus, Equipage, Dienerschaft, Alles will ich gerne aufgeben und mich mit der ärmlichsten Wohnung in der Vorstadt begnügen. Und Niemand würde das auffallen. Ich war krank und bedarf Ruhe, Ortswechsel, frische Luft — es würde in der That kein Opfer für mich sein."

„Würdest Du auch einwilligen, mit unserem Knaben einige Jahre ins Ausland zu gehen?" fragte Mannsfeld.

„Ohne Dich?" entgegnete Mathilde erblassend.

„Allerdings, Mathilde! Deine Reise könnte Niemand auffallen, unser Knabe würde rasch fremde Sprachen lernen und Du Dir manchen Schmerz ersparen, wenn die Krisis käme, die Du so sehr fürchtest."

„Mannsfeld!" rief Mathilde und die Stimme versagte ihr; „wie magst Du nur so sprechen, als ob wir getheilte Interessen haben könnten? Ich brauche keinem Schmerze auszuweichen. Selbst wenn ich Dich nicht liebte, so könnte ich Dich nicht verlassen, weil das heilige Band, das uns vereinigt, dieß nicht gestattet. Gewiß, Mannsfeld", setzte sie hinzu und versuchte zu lächeln, „das war nicht Deine Absicht!"

„Wir haben in der letzten Zeit so wenig miteinander verkehrt", erwiderte er und wagte seine Frau nicht anzusehen — „daß ich hätte glauben sollen, Du werdest es nicht so schwer nehmen!" — Er bemerkte nicht,

mit welch' tödtlichem Schmerze diese kalten Worte das arme Weib erfüllten; dennoch bestrebte sie sich, Alles aufzubieten, daß dieser Schmerz nicht auf ihre Lippen trete und sich in Worten äußere.

„Wir waren allerdings wenig beisammen", entgegnete sie und ihr gelassenes Wesen kontrastirte seltsam mit ihrer bebenden Stimme, „und ich gestehe, daß mir das sehr wehe gethan hat; aber ich wußte ja Tag um Tag, daß Du wohl warst; ich wußte, Du amüsirtest Dich. Sah ich Dich auch nicht immer, so hörte ich doch Deine Stimme oder Deinen Schritt; und wenn Du nicht kamst, so konnte ich Dich doch wenigstens erwarten; aber verlassen kann ich Dich nicht. Ich war nie erpicht auf Aufmerksamkeiten, so sehr ich sie auch zu schätzen weiß; ich war nie zudringlich, wollte nie in Geheimnisse eindringen, die Du vor mir verbergen wolltest, ich wollte nie Deine Anordnungen stören . . . . O Mannsfeld, laß kommen, was da wolle, nur stoße mich nicht von Dir!" — Der Gedanke, sich von ihrem Gatten trennen zu müssen, überwog bei ihr jedes andere Gefühl und ihre innige wahre Liebe, deren Mannsfeld sich so unwürdig fühlen mußte, erweckt wieder seine frühere Neigung zu ihr. Er verließ sie mit der Versicherung, ihren Wünschen zu willfahren, seine Angelegenheit genau zu untersuchen, allen drohenden Mißgeschicken kühn die Spitze zu bieten, und vor Allem nie wieder an eine Trennung von ihr zu denken. All dieß und noch mehr versprach er ihr und gelobte sich in diesem Augenblick, es ihr auch zu halten; allein als sein Cabriolet vom Hause hinwegfuhr, fühlte Mathilde wohl, daß die Eiche, auf die sie sich stützte, sich in ein schwaches Rohr verwandelte; alle Liebe zu ihm machte sie nicht so blind, daß sie nicht Mannsfeld's schwanken Charakter erkannt hätte. Wohl ihr, daß sie den besten und treuesten Tröster hatte, zu dem sie ihre Zuflucht nehmen konnte — ihren Vater im Himmel. Sie wußte wohl, daß eine verheirathete Frau keinen anderen Freund im höchsten Sinne des Worts und keinen andern Vertrauten haben dürfe, als ihren Gatten. Ihre Mutter war todt und ihr einziger naher Verwandter, ihr Oheim Ulrich, ein biederer, gemüthlicher Junggeselle, besaß all das Vertrauen, das sie ihm schenken zu dürfen glaubte, allein bei ihm über ihren Gatten zu klagen, war ihr noch niemals eingefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Das älteste Passionsspiel.

Bereits im vierten Jahrhundert war der Charfreitag oder der „Gute Freitag", wie die Engländer und Niederländer ihn nennen, der größte Buß-, Bet- und Fasttag des Jahres, indem man von dem Augenblick an, wo der Heiland nach der gewöhnlichen Annahme am Kreuze verschied, bis zum Anbruch des Tages seiner Auferstehung, vierzig Stunden lang, weder Brod noch Wasser zu sich nahm und die ganze Zeit in Andacht und Gebet verbrachte. Diese Strenge machte jedoch bald einer milderen Anschauung Platz, und obgleich die Kirchenversammlung von Toledo die Feier des Todestages Jesu von Neuem einschärfte, wurde der Charfreitag dennoch allmählich als bloßer Fasttag angesehen, an welchem sogar die Geschäfte nicht ruhen. Nur in protestantischen Ländern ist er Feiertag geblieben, an dem nicht nur jede Arbeit, sondern auch jede lärmende Freude, wie Musik und Tanz, untersagt ist, so daß er mit Recht der „Stille Freitag" heißt. Viele Sitten, welche bis zum Gebäck hinunterreichen, knüpfen sich an den Charfreitag. In Schwaben ißt man z. B. „Langenbrezeln", salzige Brezeln, welche, nüchtern gegessen, gegen das Fieber schützen sollen. In den Kirchen sind in allen katholischen Ländern mehr oder minder prächtige „Grabmäler" errichtet, welche das Grab Christi vergegenwärtigen sollen, und in den Städten ist es Brauch, bereits am Gründonnerstag aus einer Kirche in die andere zu gehen, um möglichst viele Grabmäler besuchen zu können. Diese Gewohnheit, „die vierzehn Stationen von Jerusalem zu machen," ist besonders in Belgien sehr üblich, wo man sie „Kirchenbesuchen" nennt.

Weit verbreitet war namentlich die Sitte, am Charfreitag das Leiden Christi scenisch darzustellen. Der Ursprung dieser sogenannten „Passionsspiele" reicht bis zur Zeit der Kirchenväter zurück. Das älteste uns erhaltene heißt „Der leidende Christus," eine Tragödie mit dem Gepräge des Lesedrama's, welche den Kirchenvater Gregor von Nazianz zum Verfasser hat. Moriz Carriere beschreibt in seinem Werke „Das christliche Alterthum und der Islam in Dichtung, Kunst und Wissenschaft" jenes Passionsspiel.

Im Ganzen ist der antike Styl beibehalten, Frauen und Jungfrauen bilden den Chor, aus dem Maria Magdalena gelegentlich hervortritt, der aber keine Gesänge anstimmt, sondern nur gesprächsweise die Handlung weiter leitet; insofern aber geht die Form über das Herkömmliche hinaus, als die Handlung sich durch drei Tage hinzieht und die Scene häufig wechselt.

Im Prolog erbittet der Dichter ein geneigtes Ohr, zu vernehmen des Welterlösers Leiden in euripideischem Gesang, und in der That sind gar viele von den Sentenzen und den Klageworten dieses Tragikers bald unverändert, bald mit kleiner Umbildung in das Werk aufgenommen. Mitunter macht dieß einen sonderbaren Eindruck, z. B. wenn Maria ihrem Schmerze nach dem Vorgange des Hippolytos Worte verleiht:

„O Mutter Erd', ihr Sphären all' des Helios,
Welch' unheilvoller Kunde Laut vernahm mein Ohr!"

Die Mutter des Herrn steht von Anfang an im Mittel-

punkte des Werkes; ihr werden von verschiedenen Boten der Verrath, die Gefangennahme, die Verurtheilung Jesu berichtet, und ihre Klage zeigt nun in ihrer Seele den Wiederhall dieser Erzählungen, in denen das Dramatische sich steigert. Sie steht mit Johannes unter dem Kreuz, sie ergießt sich in der Todtenklage um den Sohn, sie hat Angesichts seines Grabes die Vision seiner Höllenfahrt, sie freut sich des Auferstandenen. Nächst ihr hat Johannes das Meiste zu sagen, indem er im Anschluß an sein Evangelium die wichtigsten Lehrsätze des Christenthums vorträgt. Christus erscheint nicht im Kampf mit den Widersachern, sondern nur am Kreuz und nach der Auferstehung; er ist lange nicht so wortreich, als die andern, und spricht nichts, als was in den Evangelien überliefert wird. Der fünfte Akt wird dadurch verworren und unklar, daß der Verfasser die Auferstehung nicht nach einem der vorliegenden Berichte darstellt, sondern alle Vier in Einklang setzen will, wodurch die Unterschiede derselben zu Tage kommen. Des Verräthers wird mehrfach in langathmigen Verwünschungen gedacht, dann deren Erfüllung in seinem Geschick vorgetragen. Ein eigenthümliches Zwielicht, eine dramatische Gegensätzlichkeit empfängt auch Maria's Seelenzustand dadurch, daß sie Schmerz und Trauer stets in den bewegtesten Lauten äußert, und doch von Christus weiß, daß er auferstehen werde, und an dieser Hoffnung wieder festhält.

Im ersten Akt liegen die epischen und lyrischen Elemente, Erzählungen und Gefühlsergüsse nebeneinander; am meisten dramatisch sind die Scenen des Todes auf Golgatha und der Auferstehung. An die Schönheitsfreude der Hellenen oder auch an die Braut des „Hohen Liedes“ erinnern Stellen wie diese:

O laß mich deine heil'ge Rechte küssen, Sohn!
Geliebte Hand, die oft ich faßte, d'ran ich mich
Emporhielt, wie der Epheu an des Eichbaums Kraft!
Erlosch'nes Licht des Auges, vielgeliebter Mund,
Holdsel'ge Züge, edles Antlitz meines Sohns!
O dieser sanften Lippen anmuthreiche Form!
Hauch Gottes, der den gottentstammten Leib des Sohns
Mit Himmelsduft umwitterte, und der mein Herz,
Spürt' ich nur seine Nähe, jedem Gram enthob!

(Schluß folgt.)

Am Grabe eines Vaters.

Von dem Weltgetümmel ferne
Weil' am Hügel ich so gerne,
Unter welchem frei von Schmerz
Ruht das beste Vaterherz!

Welche Freude ist's, zu pflegen
Hier die Blumen, und zu hegen
Dieses Plätzchen, das enthält
Mein so Theu'res auf der Welt!

Könnt' ich Vater zu Dir wallen
Und in Deine Arme fallen,
Kindlich Dir ins Auge schau'n,
Deinem Herzen mich vertrau'n!

Gerne wollt' ich Alles tragen,
Könnte Vater ich Dir sagen,
Was mich oft darniederdrückt,
Ach! wie wär' ich hochbeglückt!

Doch im weitentfernten Orte
Ist versperrt die heil'ge Pforte,
Noch kein Sterblicher betrat
Den geheimnißvollen Pfad!

In dem kühlen Grabe drunten
Hast Du süße Ruh' gefunden,
Ja, das beste Vaterherz
Ging voran mir, himmelwärts!

Dort in jenen Himmelszonen
Darfst du froh und glücklich wohnen
An des ew'gen Gottes Thron;
Deines Wirkens schönster Lohn!

Mögest Du aus jenen Höhen
Freundlich auf mich niedersehen,
Daß in diesem Labyrinth
Ich die rechten Wege find',

Daß ich alle Leiden trage
Gott zu lieb, und nicht verzage,
Daß im Leiden und im Glück
Ich zum Himmel wend' den Blick.

Daß ich meinen Nächsten liebe
Mit des Herzens reinstem Triebe,
Daß ich Feinden gern verzeih',
Und der Tugend bleibe treu!

Laß auf Gott mich stets vertrauen,
Meine ganze Hoffnung bauen;
Er verläßt die Schwachen nicht,
Gott ist meine Zuversicht! —

Mannigfaltigkeiten.

[**Die Erfindung der Kuhpockenimpfung.**] „Ich bin geschützt vor Menschenblattern“, sagte eine Bäuerin (1768) zum Chirurgen

Ludlow, Jenners Lehrherrn, denn ich habe die Kuhpocken überstanden; das wissen wir Melkerinnen aus uralten Zeiten". Des Weibes Rede wurde dem Lehrlinge zur nimmer schweigenden Mahnung, die Wahrheit dieser Volksbeobachtung zu ergründen und zur praktischen Anwendung zu bringen. Im Jahre 1776 beginnt er seine Untersuchungen in den Maiereien von Gloucestershire. Reichliche naturhistorische und vergleichend-anatomische Kenntnisse befähigten ihn zur Lösung der gestellten Aufgabe. Nach mehr denn zwanzigjähriger Forschung, nach langsam reifendem Entschlusse — denn noch 1789 impfte er den eigenen Sohn mit Menschenblattern, nach Beseitigung aller immer wieder aufsteigenden Zweifel und Bedenken schreitet er zu der segensreichen That. In seinem Geburtsorte Berkeley, einem Flecken der Grafschaft Gloucester impfte er am ewig denkwürdigen 14. Mai 1796 den achtjährigen James Philipps von dem Milchmädchen Sara Nilms, welche sich beim Melken einer pockenkranken Kuh an ihrer von Kornähren geritzten Hand angesteckt hatte. Glücklich war der Erfolg. Die Geschichte nennt den genannten Tag den Geburtstag der Schutzpockenimpfung. Nach zwei Monaten, den 1. Juli, wurde zur Gegenprobe des Experiments der Knabe mit ächtem Blatternstoffe geimpft, die gleiche Impfung später wiederholt: in keinem Falle kamen die Blattern. Die günstigen Resultate dieser und der im folgenden Jahre fortgesetzten Impfungen veröffentlicht Jenner in einer eigenen, weltberühmt gewordenen Schrift, im Jahre 1798 bringt er sie nach London. Groß ist das Aufsehen, welches sie erregt. Sein Genius spendet der Menschheit das uralte Volksmittel zur bleibenden Wohlthat für alle Zeiten. Keine Entdeckung fand jemals eine lebendigere Theilnahme und eifrigere Nachahmung. Nach kaum einem Jahre waren über 19,000 Menschen in London vaccinirt. Unter denselben waren über 5000 an der öffentlichen Impfanstalt (Jennerian Society) mit ächten Menschenpocken inokulirt und — in der That Alle wurden für dieselben unempfänglich gefunden. Mit Blitzesschnelle wuchs das Interesse für Jenners Impfmethode; daß alle Vaccinirten bei den Pockenepidemieen verschont bleiben, alle Nichtvaccinirten von den Blattern befallen werden, bestätigte die tägliche Erfahrung. Dies entsprach selbst dem schlichten Verstande des Volkes. Daher die Impfung der Kuhpocken sich mit unglaublicher Schnelligkeit überall ausbreitete; nicht nur in Europa, sondern auf der ganzen Erde, wohin dieses Welttheiles Zivilisation vorgedrungen war, fanden ihre großen Segnungen baldigsten Eingang. Die erste Impfung in Deutschland vollzog zu Wien am 30. April 1799 de Ferro an seinen Töchtern und bald darauf de Carro an seinen Kindern. Im Jahre 1801 war daselbst das erste Schutzpockenimpfungsinstitut gegründet. Eine gleiche Anstalt wurde am 5. Dezember 1802 in Berlin unter der Leitung des „alten" Stein eröffnet, nachdem bereits Frankreich, Italien, die Schweiz mit gutem Beispiele vorausgegangen waren. Im Jahre 1800 und 1801 war die Kuhpockenimpfung in den meisten Ländern Europas bis Konstantinopel, Bagdad und nach Rußland ausgebreitet. In letzterem Lande war die Kaiserin-Mutter ihr eine besondere Gönnerin. Bald genossen auch die übrigen Welttheile ihre Früchte: 1800 kam die Vaccination nach Nordamerika, 1802 nach Ostindien, Java, Grönland, 1806 nach Kalifornien u. s. w.

Wie aus New-York geschrieben wird, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Regierung der Vereinigten Staaten einen weiblichen Diplomaten zum Gesandten und bevollmächtigten Minister am Hofe von St. James, an Stelle des resignirten Hrn. Adams, ernennen dürfte. Ein Telegramm aus Washington an die „New-York Tribüne" spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Frances Lord Bond ist der Name einer Dame, welche auf den Posten eines Gesandten der Vereinigten Staaten-Regierung am Hofe von St. Jams aspirirt. Bereits seit einigen Monaten bemüht sie sich vergebens, beim Präsidenten ihre Ernennung zu erwirken, obschon sie für diesen Posten von zahlreichen Mitgliedern des Kongresses, ohne Unterschied der Parteien, warm empfohlen ist.

[10,000 Franken Geldstrafe.] In Bordeaux wurde ein 65 Jahre alter Schriftsteller, der zwei seiner Broschüren: „Alexander Borgia" und „Les Olympiennes" ohne Stempel versehen in den Kaffeehäusern ausgeboten und verkauft hatte, zu 10,000 Franken Geldstrafe und 6 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Knabe: „Mein Bilderbuch ist doch schöner als Eures." Mädchen: „Ja, aber unser Papa hat eine schöne, goldige Uniform, die hat Deiner nicht." Knabe: „Und mein Papa kann sein Haar vom Kopfe nehmen, das kann Euer doch nicht."

Logogryph.

Uralt bin ich im deutschen Reiche,
Als Stadt und Festung wohlbekannt;
Das Letzte meiner Zeichen streiche,
Dann ist's ein Fluß im deutschen Land.
Doch nimmst du mir noch eine Letter,
Dann bring' ich meistens warmes Wetter.

Redakteur Gustav Weissert. — Druck und Verlag der F. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 91 | Montag, 20. April | 1868.

Zwei Ehen.

(Fortsetzung.)

Bevor das Rollen seines Wagens verklungen war, war auch Mathildens Vertrauen in Mannsfeld's Versprechungen dahin. Vergebens rief sie sich wieder ins Gedächtniß — die Erfahrungen der folgenden Tage und Wochen bestätigten ihr allzusehr, wie sehr ihm jede Charakterfestigkeit abging. Anstatt sich einzuschränken, stürzte er sich sozusagen noch mehr und wilder in den Strom des Lebens und der Vergnügen hinein und wich ihren bangen Fragen entweder mit leichtsinnigem Lachen oder bitteren Worten aus, über die sie nur insgeheim und ungesehen stille Thränen weinen konnte. Sie war sich oft selbst gram, daß sie den auf sie eindringenden Besorgnissen und Zweifeln nicht mit mehr Festigkeit begegnen konnte; aber ihre Lage war ausnehmend schwierig. Hätte sie ihres Mannes Liebe noch besessen, so wäre es ihr vielleicht möglich gewesen, ihn aus dem Strudel zu retten, der ihn zu verschlingen drohte; allein seine Stimmung war ihr seit geraumer Zeit ein wahres Räthsel: seine tolle Lustigkeit setzte bisweilen das ganze Haus in Allarm und ein andermal glaubte sie auf seiner Stirn den finstern Unmuth der Verzweiflung zu lesen, der jede Frage verscheuchte, jede Annäherung unmöglich zu machen schien. Was die gefühlvolle, liebende Gattin und Mutter dabei litt, vermögen Worte nicht zu beschreiben. Glücklicherweise dauerte dieser peinliche Zustand der Ungewißheit nicht lange; einmal wartete sie die ganze Nacht hindurch vergebens auf ihn und er kam nicht, am Morgen brachte ihr der Diener ein kurzes Billet von ihm, worin er ihr in wenigen hastigen Zeilen anzeigte, daß ihn ein dringendes Geschäft nach Hamburg berufen, von wo er ihr in einigen Tagen weitere Nachricht geben wolle. Eine flüchtige Nachschrift mit unsicherer Hand erflehte den Segen des Himmels auf sie und ihren Knaben herab. Der Tag verging; sie hatte der Dienerschaft erklärt, daß sie für Niemand zu Hause sein werde; allein sie hätte sich diese Mühe sparen können, da Niemand sie aufzusuchen kam. Es war ein kalter, nebliger, trüber Wintertag, vollkommen in Einklang mit der düstern, peinlichen Stimmung, die sie beherrschte. Ein vager Argwohn, die Ahnung eines schweren Unglücks beherrschte sie. Der folgende Tag war schön, sonnenhell; sie ließ einspannen und fuhr durch die Stadt über die Promenaden; es war, als wolle sie Zuflucht vor sich selbst suchen. Sie grüßte alle ihre Bekannten, und man erwiderte ihren Gruß mit Achtung und Wärme, nur schienen die Leute erstaunt, sie hier zu sehen; weßhalb, das vermochte sie sich nicht zu erklären. Verdüstert hieß sie den Kutscher nach Hause fahren. Dort traf sie ihren Oheim, der ihr schon auf der Treppe entgegenkam und sie mit einer zärtlichen Wehmuth küßte, worüber sie erschrack.

„Was ist Ihnen, bester Oheim?“ fragte sie so ruhig wie möglich; „Sie haben mir heute etwas mitzutheilen, das mehr als bloße Stadtklatscherei ist. Ist Mannsfeld krank?“

„Der Schurke!“ rief Onkel Ulrich, „der verdammte Schurke!“

„Wissen Sie gewiß, daß er nicht krank nicht krank ist?“ fragte sie von Neuem sichtbar erleichtert und vergaß in ihrer innigen Angst um ihn das beleidigende Schimpfwort, dessen der Oheim sich bedient hatte.

„Krank? Nein, das ist er nicht! Solche Schurken sind nie krank.... Weißt Du nichts von ihm?“

Sie zeigte ihm Mannsfeld's Brief und unwillkürlich traten ihr die hellen Thränen in die Augen. „Weine nicht, Mathilde, weine nicht!“ sagte der Onkel endlich selbst tief ergriffen; — „vermuthlich sind seine Schulden nicht so bedeutend, als die Leute sagen; und im Grunde vermissest Du auch nicht so viel, er war ja doch nie zu Hause; drum sei nur ruhig und außer Sorgen, mein liebes Kind!“ Er hätte viel darum gegeben, daß Mathilde ihren Gatten auch einen Schurken genannt hätte.

„Ich sehe, Sie haben mir eine wichtige Mittheilung zu machen, die Ihnen nicht über die Zunge will,“ erwiderte Mathilde gefaßt; „was Sie mir aber auch zu sagen haben, sprechen Sie es kühn aus; ich kann es ertragen. Ich wollte keinen von unseren Bekannten aufsuchen, um nichts Uebles von Eduard zu erfahren. Ich fürchtete immer, es werde schon Jemand kommen, um mir die schlimme Nachricht zu bringen; aber sprechen Sie nur, lieber Onkel.“

Der alte Herr war sehr verlegen, wie er seine Mittheilung einleiten sollte. Er begann mit der Schilde-

rung von Mannsfeld's Thorheiten, Leichtsinn, Verschwendung, leichtfertiger Lebensweise u. dgl. Aber Mathilde versicherte ihn, daß sie das Alles schon wisse und glaube, und sich mit der Hoffnung schmeichle, sie könne durch ein Opfer, wenn auch nicht den Ruin, doch die Schande ihres Mannes abwenden. Onkel Ulrich war im höchsten Grade überrascht und verblüfft. „Kennst Du denn auch die wirkliche Ursache seiner Reise?“ fragte er sie.

„Vermuthlich Geschäfte, Oheim,“ gab sie zur Antwort.

„Ja, saubere Geschäfte! Schurkereien, Verbrechen!“ rief er; „hast Du denn nie einen Argwohn gehegt, daß er Dich weniger liebe als vorher? hast Du nicht den Grund davon geahnt?“

Mathilde war todtenblaß. „Unmöglich, Oheim, können Sie zu mir kommen, um mir in dieser schweren Stunde der Trübsal noch die Klatschereien der müßigen Zungen der Stadt zuzutragen!“

Er gab ihr einen Brief, den Eduard ihm geschrieben und worin er ihn bat, zu der armen Mathilde zu gehen, sie auf ihr fürchterliches Geschick vorzubereiten, und worin er sich selbst verwünschte. Aus dem Briefe ergab sich mit Bestimmtheit, wer die Begleiterin des Verblendeten auf der Flucht sei, so wie daß er gegen göttliche und menschliche Gesetze sich verfehlt. Mathilde las den Brief gefaßt, allein als sie ihn zusammengelegt dem Oheim zurückgeben wollte, schwand mit einem Male ihre Kraft und sie stürzte ohne eine Thräne, ohne einen Ausruf besinnungslos zu Boden. Als sie den Gebrauch ihrer Sinne wieder erlangt hatte, fragte sie, ob Onkel Ulrich noch im Hause sei; er war bald an ihrer Seite, allein gegen seine Erwartung entfuhr ihr kein Wort des Unwillens oder der Anklage gegen ihren Gatten. „Ich kann noch nicht denken, ich kann nur fühlen — aber morgen hoffe ich gefaßter zu sein. Kommen Sie morgen um zwei Uhr zu mir, lieber Oheim, und beten sie inzwischen für mich, denn ich bedarf der Fürbitte aller Guten und Redlichen. Morgen wollen wir über Eduard's Verhältnisse näher reden.“ Der alte Herr wischte sich manche Thränen aus den grauen Wimpern und fuhr unmittelbar zu denjenigen Personen, von denen er das Genaueste über Mannsfeld's Verhältnisse zu erfahren hoffen durfte. Er fand, daß diese bei Weitem nicht in dem rettungslosen Zustande waren, wie er zuerst gefürchtet hatte, so daß der leichtsinnige Mann, sobald er nur so viel moralischen Muth besessen hätte, sich genau mit denselben bekannt zu machen, mittelst einiger baaren Auslagen für die Gegenwart und künftiger Einschränkungen bald Alles zu ordnen vermocht hätte. Vergebens versuchte er auch zu ergründen, welcher Bann Mannsfeld so sehr seiner Vernunft beraubt habe, so daß er, göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen tretend, mit einer Ausländerin, einer Operntänzerin, entflohen sei. — Am anderen Tage stellte er sich bei Zeiten bei seiner Nichte ein und fand, daß Mathilde bereits eine mehrstündige Verhandlung mit dem Geschäftsmanne ihres Gatten gepflogen und Alles eingeleitet hatte, um wenigstens seinen Gläubigern gegenüber seinen Ruf zu retten. Als sie sich erhob, um ihrem Onkel entgegenzugehen, überraschte ihn die Veränderung, welche wenige Stunden in ihrer Erscheinung hervorgebracht hatte; sie war nämlich vollkommen ruhig, und der erhabene Zweck, den sie verfolgte, und der ihr ganzes Wesen erfüllte, verlieh ihrem Benehmen mehr als gewöhnliche Würde. Als sie das Zimmer verließ, um einige Papiere herbeizuholen, sagte der Advokat: „Es ist mir ordentlich leicht, daß Frau v. Mannsfeld so eben hinausging. Nie zuvor habe ich begriffen, was eine Frau zu thun im Stande ist. Denken Sie sich: sie opfert ihr ganzes Vermögen — wohlgemerkt, ihr ganzes Besitzthum ohne allen Rückhalt, um ihrem Gatten zu helfen. Sie will sich mit Leib und Seele opfern, um seinen Kredit zu erhalten — sie denkt nicht an die Entbehrungen, an die Einschränkungen, die Opfer, denen sie sich mehrere Jahre lang unterwerfen muß.“

„Auch nicht an ihr Kind?“ fragte der Oheim.

„Ich erinnerte sie daran,“ erwiderte der Advokat; „aber sie entgegnete mir: das stolzeste Begegniß ihres Lebens sei diese Gelegenheit, seines Vaters Namen vor Schmach zu retten.“

„Sie ist nicht bei Sinnen!“ rief der Oheim. „Eine Frau kann nicht bei klarem Bewußtsein sein, deren ganzes Leben nur eine fortwährende Aufopferung für einen undankbaren Schuft war; der ihren Grundsatz: Dulde und vergib! so lange ausbeutet, bis ans Ende...“

„Glück und Segen daraus erfolgen wird!“ setzte Mathilde hinzu, die vom Oheim unbemerkt hereingetreten war. „Glauben Sie mir, lieber Oheim: wie viel ich auch leiden mag, es wird mir einst reichlich vergolten werden, wie es Frauen verdienen, die ihre Pflicht erfüllen.“

„Ihre Pflicht!“ wiederholte der Oheim; „was hat Deine Pflicht mit einem solchen Schurken und Verschwender zu schaffen?“

„Oheim, Oheim!“ rief Mathilde, „dieß Haus ist sein, und ich bin sein Weib, und vor mir darf Niemand, auch selbst mein nächster und liebster Verwandter nicht, den Namen meines Gatten verunglimpfen.“

Der Advokat hielt es für schicklicher, sich zu entfernen, versprach die kräftigste Verwendung und baldige Wiederkehr und ging. Oheim Ulrich machte Gegenvorstellungen, stürmte und tobte, mußte aber doch bald Mathilden's sanften Vorstellungen nachgeben. Sie getraute sich allerdings nicht, den Namen ihres Gatten auszusprechen, aber sie freute sich darüber, daß sie so viel für ihn thun konnte und bat den Oheim, wenn er sie irgend liebe, ihr zu glauben, daß sie nun erst recht glücklich sei (vielleicht straften ihre feuchten Augen ihre Versicherungen Lügen), und sie würde noch viel

mehr gesagt haben, hätte sie nicht Frau Schmidt auf der Treppe gehört, und sich schnell in ein anderes Zimmer geflüchtet.

(Fortsetzung folgt.)

Das älteste Passionsspiel.

(Schluß.)

Es könnte befremden, daß einer der Kirchenväter eine Tragödie geschrieben, während diese Ehrwürdigen sonst gegen den Theatersuch eifern. Die Erklärung liegt in der Wahl des Stoffes, so wie im Zwecke, der nicht auf raffinirten Sinnenkitzel gerichtet ist, wie die damaligen Schauspiele; ferner ist das Publikum in Betracht zu ziehen, für welches Gregor von Nazianz seinen „Leidenden Christus“ dichtete. Daß übrigens die Kirchenväter gegen den Theaterbesuch predigten, wird Niemand wundern, wenn er bedenkt, was Alles an Wollust und Grausamkeit damals auf der Bühne geboten wurde. Der Darsteller des Herkules auf dem Oeta ward zur Steigerung der Illusion am Ende wirklich verbrannt, der Minotaurus von einem Bären gespielt, der seine Opfer wirklich zerriß, und eine Badescene nackter Mädchen in einem Ballet ward von Arkadius ausdrücklich unter der Bedingung wieder erlaubt, daß die wollüstigen Momente möglichst schamhaft dargestellt würden. Dabei gab man die christliche Sitte und Lehre auf dem Theater dem Gespötte preis, und Genesios ward dadurch zum Märtyrer und auf der Bühne gesteinigt, als er erklärte, er sei Christ geworden, nachdem die Taufe durch Eintauchen in Wasser unter dem Gelächter der Menge an ihm vollzogen worden.

Wie sollte da ein Chrysostomos die Theater anders nennen, als Wohnungen des Satans, Schauplätze der Zuchtlosigkeit, Schulen der Ueppigkeit, Hörsäle der Pest und Gymnasien der Ausschweifung?

Die Sitte der Passionsspiele, welche im Mittelalter sehr verbreitet war, hat jetzt überall aufgehört. In Kärnten fand noch 1807 die Aufführung einer Charfreitags-Tragödie statt. Die Sprache war volksthümlich naiv. So beklagt Malchus sein abgehauenes Ohr mit den Worten:

„Auweh, mein Ohr ist abgehaut!
Das Blut fängt an zu rinnen!
Der Krautschopf da zu todt mich haut,
Helft! sonst möcht' er entrinnen.“

Simon von Cyrene wird freundlichst eingeladen, das Kreuz tragen zu helfen:

„Willst du uns nicht gehorsam sein,
So schlagen wir dir den Schädel ein!“

Bei der Annagelung spricht der Freimann Muth zu:

„Du Kerl, sei fein wohl getröst,
Denn heut' bekommst du deinen Rest!“

In Schwäbisch-Gmünd führte man die Leidensgeschichte noch im Jahre 1802, aber wegen der schlechten Witterung im Stadttheater auf, wo die geistlichen Herren, welche dießmal die Darsteller waren, mit den auf der Gardine gemalten Brustbildern Kotzebue's und Iffland's seltsam kontrastirten. Gegenwärtig sind diese Aufführungen fast nicht minder verschwunden, wie die ehemaligen berühmten Charfreitagsprozessionen. Selbst die Versuche, welche man in den Jahren 1848 und 1849 in Tyrol und 1852 in Liesing in Kärnten machte, die früheren Passionsschauspiele wieder einzuführen, fanden keinen ergiebigen Boden. Nur das Passionsspiel, welches alle zehn Jahre in dem oberbayerischen Gebirgsdorfe Oberammergau aufgeführt wird, hat sich bis zur Gegenwart erhalten; doch findet die Aufführung nicht am Charfreitag, sondern im Hochsommer statt.

Die Osterprozessionen in Barcelona.

Wenige Städte Spaniens können mit Barcelona in Pomp und Pracht religiöser Festlichkeiten wetteifern. Der reine Himmel, das gemäßigte Klima, der weiche und religiöse Charakter der Bewohner und dazu die rege, in den übrigen Provinzen nicht gekannte Thätigkeit und Energie, welche ihnen eine unversiegbare Quelle des Reichsthums schaffen, tragen wesentlich dazu bei, um diese luxuriösen Religionsfeste hier ganz besonders zu begünstigen. Ganz Barcelona versammelt sich in seinen majestätischen Tempeln, wenn jene Zeremonien beginnen, mit welchen die Prozessionen der heiligen Charwoche eingleitet werden. Schon von Anfang der Cuaresma (Fastenzeit) ab wetteifern etwa 50 Tempel in der Feier der novenarios, Andachtsstunden, des stabat und miserere. Diese Festlichkeiten mehren sich, je näher die Charwoche rückt. Man muß in dem geheimnißvollen Dunkel der Kathedrale oder der Kirche Santa Maria, Bethlehem oder San Augustin sich befunden haben, um sich eine Vorstellung von dem Effekt machen zu können, den die lärmende Einweihung der Palmen, die Rumpelmetten 2c., so wie die brillante Exposition der Sakramente hervorbringen. Letztere ist die erhabenste Zeremonie der Charwoche, die mit unbeschreiblichem Luxus vor sich geht.

Nichts aber wirkt imposanter, als das populäre Schauspiel der Prozessionen in der Charwoche. Der Ursprung derselben liegt nicht über die Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurück. Im Jahre 1758 beging sie in der Nacht des Gründonnerstags die Bruderschaft des allerreinsten Blutes Jesu. Zur selben Zeit übernahm eine andere Kongregation, die des heil. Christus der Betrübniß genannt, die Vorstellung des heiligen Grabes umherzutragen, wobei nicht selten sehr unwürdige Ex-

zesse vorkamen. Diese Vorstellungen waren schwer und plump gearbeitet, so daß man den Trägern auf dem weiten Umgang Ruhepunkte gönnen mußte, wobei zur Erholung der gesunkenen Kräfte des Guten gewöhnlich zu viel geschah und Scenen herbeigeführt wurden, die nicht gerade zur Erbauung des Publikums beitragen mochten. Zu Anfang dieses Jahrhunderts lösten sich beide Bruderschaften auf, um die des heiligen Blutes zu organisiren, mit welcher sich dann die Kongregation der Sklaven von Jesus des Nazareners verbanden. Im Jahre 1819 gestaltete sich diese letztere selbstständig und beging in der Nacht des Sonntags der Passion ihre eigene Prozession, welche sie die der sieben Worte nannte. Nach dem Palmsonntag findet die Prozession der Schmerzen statt zur Erinnerung an die Schmerzen, welche die heilige Jungfrau duldete. Am Dienstag folgt die des Nazareners, am Donnerstag die schon erwähnte der Kongregation des heiligen Blutes und am Freitag die der heiligen Jungfrau der Einsamkeit.

Wir wollen hier ein Bild der Prozession am Gründonnerstag unsern Lesern vorführen, die mit großem Pomp begangen wird. Voran als Symbol der Zeit ziehen in römischer Tracht Würdenträger, Musiker und Soldaten; nach diesen kommt die Jugend der noblen Familien mit ihren Hofmeistern; dann die Granden Spaniens in alt spanischer Tracht, über welcher sie die Kleidung der Kongregation tragen, der sie angehören. Darauf beginnt der Zug der Leidensgeschichte Jesu — voran das Kreuz mit den Leidenstrophäen, getragen von den betreffenden Bruderschaften — ferner die Vorstellung, wie Christus von Pilatus der Menge gezeigt wird. Es folgen die Büßer oder Pönitenten, schwarz verhüllt, dann die Einwohner der Stadt aus allen Klassen, die Zivil- und Militärbehörde und am Schluß die Garnison. Die Prozession durchzieht theils singend, theils betend die Hauptstraßen der Stadt und kehrt dann wieder in die Kathedrale, von der sie ausgegangen ist, zurück.

Mannigfaltigkeiten.

Von den Halligen an der Westküste Schleswigs kommen betrübende Nachrichten über die immer rascher sich vollziehende Auflösung dieser Eilande. Die Bewohner der Hallig Gröde z. B. haben, wie man der „A. Z.“ schreibt, den Beschluß fassen müssen, für den bevorstehenden Sommer in jeder Haushaltung eine Kuh weniger zu halten, da die außerordentliche Verminderung des Areals eine Ernährung der bisher gehaltenen Viehzahl nicht mehr gestattet. Der Abbruch hat namentlich im verflossenen Winter in Folge der Stürme und Ueberfluthungen und der durch den Frost bewirkten Mürbigkeit des Halligenrandes einen erschreckenden Umfang angenommen. Die zu einer kirchlichen Gemeinde vereinigten drei Halligen Gröde, Habel und Appelland betrugen im Jahre 1713 noch 1000 Steuertonnen, wogegen ihre jetzige Größe nur zu 579 Steuertonnen angegeben wird.

[Aprilnarren.] Angelockt durch eine großmächtige Anzeige, der zufolge ein Professor de Greaves aus Havre mit einem Paar Kamptulischer Stiefel, auf welche er ein Patent erhalten, einen Spaziergang auf der Oberfläche des Meeres unternehmen werde, fanden sich einige Tausend Einwohner von Sunderland (England) am ersten April dort am Seeufer ein. Es ist wohl kaum nöthig, hinzuzufügen, daß diese Neugierigen nach mehrstündigem Harren sich des Datums erinnerten, und daß ihnen plötzlich ungemein klar wurde, daß sie von einem losen Vogel in den April geschickt waren.

[Die Entscheidung eines Friedensrichters] gibt den Parisern Stoff zum Lachen. Es ist nämlich verboten, Pferde zur Schwemme in die Seine zu treiben. Die Zeugen sagten aus, daß sie den Angeklagten mit Pferden aus dem Fluß kommen sahen; der kluge Richter sprach ihn indessen frei, weil Niemand ihn Pferde in den Fluß führen sah und das Gesetz nur dieses verbiete.

Eine Gesellschaft Musikfreunde in Hamburg hat dieser Tage einen seltenen Schatz, ein Unikum erworben. Es ist dieß eine Sammlung von 128 Partituren, sämmtlich Manuskripte, welche die gesammten Opern und Oratorien Händel's enthalten und dessen eigenhändiges Direktions-Exemplar gewesen sind. Die Sammlung ist für 800 Pfund Sterling in London gekauft worden.

Räthsel.

Des Luxus und der Armuth Kind,
Bin ich den beiden Eltern gleich;
Wer mich nicht kennt, hält mich für reich,
Doch all mein Reichthum ist nur Wind.
Ich bin nicht, was ich scheinen soll,
Und gleiche darin manchem Rath:
Den stolzen Titel hat er wohl,
Doch ist es nichts als Flitterstaat.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der F. Mai landt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 92 Dienstag, 21. April 1868.

Zwei Ehen.

(Fortsetzung)

Elise wollte ihre Cousine besuchen und sie ihrer innigen Theilnahme versichern. Am Oheim fand sie einen geduldigen Zuhörer und erzählte ihm daher, wie Jedermann behaupte, Mathilde sei eigentlich selbst daran Schuld, indem sie mit ihrer geduldigen friedlichen Weise von Anfang an habe auf sich herumtreten lassen und sich selbst gar nichts gegönnt, während Herr v. Mannsfeld an Einem Tage nur für Blumen und Handschuhe 18 Friedrichsd'or an „die Kreatur" verschwendet habe; sie hätte sich das nicht gefallen lassen, und würde überhaupt kein so geduldiger Narr sein ꝛc. So ging ihr Zünglein fort und fort, bis die kleine Frau Alles wiederholt hatte, was ihr von den verschiedenen Klatschereien zu Ohren gekommen war. Onkel Ulrich konnte jetzt selbst das Betragen seiner Nichte nicht mißbilligen, und nahm sie daher kräftig in Schutz; er versicherte sie, daß Mathilden's Charakter und der ihrige wesentlich verschieden sei, und daß er die Ueberzeugung hege, daß wenn die Stadt sich jetzt über die versöhnliche Stimmung und edle Aufopferung Mathilden's für ihren Gatten lustig mache, sie bei ihr wohl nie in diesen Fall kommen werde, indem sie, Frau Schmidt — wenn anders das Gerücht nicht lüge — eher geneigt sein solle, das Beispiel des Herrn v. Mannsfeld nachzuahmen, als das seiner Frau. Ueberhaupt war Onkel Ulrich mit dem Thun und Lassen seiner Nichte und deren häuslichen Verhältnissen so genau bekannt, daß er es nicht unterlassen konnte, ihr über ihr schnippisches, empfindliches Betragen gegen ihren Gatten und über die Art und Weise, wie sie diesem das Leben verbittere und ihn seiner Neigung zur stillen Häuslichkeit entfremde, tüchtig den Text zu lesen. — In der That hatten alle Bekannten des Herrn Schmidt seit einiger Zeit die Bemerkung machen müssen, wie sehr derselbe sich zu seinem Nachtheil verändert hatte; seinen stillen Beschäftigungen ungetreu geworden, suchte er sein Vergnügen nun beinahe ausschließlich an öffentlichen Orten oder in seinem Klub, und wenn er wirklich je unter Tags nach Hause kam, so geschah es gewiß nach der Ansicht seiner Frau zur unrechten Zeit, weil er gewöhnlich den jetzt zum Hausfreunde angenommenen Oerberg bei ihr antraf, der sie seit einiger Zeit wie ihr Schatten begleitete. Ueberhaupt hatte das Verhältniß zwischen ihm und Frau Schmidt nachgerade eine Wendung genommen, die der müssigen Welt bereits zum Gegenstande der Medisance diente, sie in Verruf und ihrem ehelichen Glücke den Untergang brachte.

Einige Wochen später erhielt Onkel Ulrich eines Tages unerwartet einen Brief von Frau v. Mannsfeld, worin sie ihm den innigsten Dank für die ihr bewiesene Zärtlichkeit und Fürsorge abstattete und ihm anzeigte, daß sie ihrem Gatten nach Paris gefolgt sei, weil sie seiner Unterschrift auf verschiedenen Papieren bedürfe, um eine hinreichende Summe zur Bezahlung seiner dringendsten Schuldposten aufzunehmen. „Denken Sie sich, lieber Oheim," schrieb sie, „er beharrt auf seiner Weigerung, mich zu berauben, wie er sagt, während doch in Wirklichkeit das einzige Kleinod, an dem mir etwas gelegen ist, nämlich er selbst, mir fehlt! Er will nicht mehr hieher zurückkehren, und ich halte es, unabhängig von allen materiellen Motiven für meine Pflicht, Alles zu versuchen, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Zwar darf ich nicht erwarten, daß die Liebe wieder zurückkehre, die er mir schon entzog, als ich noch der einzige Gegenstand seiner Bewunderung war, aber ich weiß, daß meine Hingabe und mein Wunsch, ihn glücklich zu machen, ihn dem Untergang entziehen werden, der früher oder später die Strafe seines Vergehens wäre. Selbst in dieser schweren Heimsuchung habe ich noch einigen Trost in dem Bewußtsein, daß ich ihn weder durch Beleidigung noch durch Empfindlichkeit und zänkisches Wesen aus dem Hause vertrieben habe; meine Liebe für ihn war so groß, daß all mein Zürnen und meine Unzufriedenheit schon bei dem bloßen Ton seiner Stimme schwanden. Obwohl ich mich aber keines Wortes anklagen kann, das ihm Aergerniß gab, so kann ich wohl begreifen, wie wenig Unterhaltung er im Umgange mit einer Frau finden konnte, deren Liebe, obwohl innig, doch so verschlossen war, und deren ernster, scheuer, sinniger Charakter, in Verbindung mit zarter Gesundheit, die zu einer unpassenden langweiligen Gefährtin für einen so lebensfrohen, gefeierten und glänzend begabten Mann wie Mannsfeld machte. Den Männern bieten sich neuerdings mehr Gelegenheiten, die sie dem stillen häuslichen Kreise entziehen — Kaffee-

häuser, Restaurationen, Klubs locken den Mann mit Allem, was ihn nur von seinem Heimwesen unabhängig machen kann. Die Leute ahnen kaum, wie eine Trennung in den Vergnügungen unausbleiblich zu einer Scheidung der Interessen führen muß. Ich versuchte, seinen Vergnügungen Reiz abzugewinnen, und bin überzeugt, so seltsam dieß auch für Sie klingen mag, nachdem er mich jetzt verlassen hat, daß ich meine Pflichten gegen ihn tadellos erfüllte. Mannsfeld muß über kurz oder lang sich erinnern, daß er noch eine geschworne unwandelbare Freundin hat, deren Lippe ihn nie tadelte, deren Herz nur in Liebe für ihn schlägt. Ich fürchte kaum von Ihnen verstanden zu werden, wenn ich Ihnen sage, daß hierin mein Trost liegt, und daß ich dadurch, obwohl jetzt verlassen, am Ende noch triumphiren werde. Ja, mein Oheim, mein lieber Oheim! wenn Frauen Geduld haben, auszudauern, so mögen sie zwar sterben, aber sie müssen siegen. Mein Sieg soll der sein, daß ich den irren Wanderer auf den rechten Weg führe, zur Rückkehr bewege, und ihn für die Zeit, und so Gott will, auch für die Ewigkeit rette. Das ist der Triumph einer Christin, ein Sieg, über den sich auch Engel freuen. Ich behaupte nicht, daß ich dieß schon jetzt mit Mannsfeld erreichen werde — er ist noch in der Prüfungszeit; allein wenn die Leidenschaft schwindet und die Vernunft und Liebe wieder bei ihm einkehren, werden sie ihm die Rückkehr erleichtern. Der arme Mannsfeld wird ohnedieß für die Zukunft noch mit mancher herben Lehre zu kämpfen, sein Temperament und Charakter werden noch harte Proben zu bestehen haben: wenn ihm seine falschen Freunde den Rücken kehren, die wie Sommerfliegen bei'm ersten Winterfrost zerstieben; wenn Einsamkeit und Selbstvorwürfe auf ihn einwirken, beschränkte Mittel ihm Genügsamkeit und Entbehrung mancher Genüsse auferlegen, wenn selbst Männer, die er achtet, ihm kalt begegnen oder sich von ihm zurückziehen. Diese Zukunft — ich kenne ihn — wird ihn zur Verzweiflung treiben oder in größere Laster stürzen, wenn sich ihm nicht irgendwo liebevolle Arme zur Aufnahme öffnen."

Als Onkel Ulrich den Brief erhielt, war Mathilde schon mit ihrem Knaben und dem alten treuen Heinrich abgereist. —

* * *

„Haben Sie schon die Neuigkeit gehört?" rief Madame Schmidt, als eine Dame ihrer Bekanntschaft in ihren Salon trat und entdeckte, wie Oerberg ihr einen Strang Wolle hinhielt, denn sie eben zu ihrer Häkelarbeit auswickelte; — „ich schäme mich ordentlich und ärgere mich, daß eine nahe Verwandte von mir so thörichte Streiche machen kann, wie Mathilde v. Mannsfeld. Denken Sie nur, sie hat ihre ganze Mitgift hergegeben, um alle Schulden und Verbindlichkeiten zu tilgen, die ihren Taugenichts von Mann quälten, aber das ist noch nicht einmal Alles; er wollte nicht hieherkommen, um die nöthigen Papiere zu unterzeichnen, da ist sie ihm nachgereist und sucht ihn nun selber auf! Haben Sie in Ihrem Leben schon so etwas gehört? will die arme Närrin nicht noch Griselbis und Genovefa übertreffen?"

„Lassen wir der Schwärmerin ihre Freude?" sagte Oerberg, „ich wette, sie hat sich den Kopf mit sentimentalen Romanen verrückt."

„Ich möchte wohl wissen," sagte die besuchende Dame, „ob bei den armen Mannsfeld's eine Auktion gehalten wird! Können Sie mir's nicht sagen?"

„Mit Nichten," versetzte Frau Schmidt, „wenn es aber der Fall wäre und ich meinen Grimmbart Schmidt durch ein Wunder in gute Laune versetzen könnte, so müßte er mir Mathilden's schöne Harfe kaufen, um die ich sie von jeher beneidet habe."

„Ich werde zuverlässig hingehen und mir die Sachen besehen, gleichviel ob ich etwas kaufe oder nicht," sagte Oerberg gähnend; „ich möchte wohl wissen, ob die prachtvollen silbernen Wandleuchter i Salon ächt sind, und ich muß darüber ins Klare kommen, denn ich habe eine Wette darauf eingegangen."

„Sie sind ächt — verlassen Sie sich darauf," sagte Frau Schmidt sich brüstend, und glaubte auf die Familie zu sticheln, — Alles in jenem Hause war ächt!" —

„Nur das Glück nicht!" sagte Oerberg gähnend.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 18. April 1868.

Die in Wien domizilirenden Schweizer haben eine Ehrengabe für das Bundesschießen angemeldet und aus ihrer Mitte ein Komite gebildet, welches sich an den Vorbereitungen zum Empfange und der Fürsorge für die Unterkunft der in großer Zahl zu erwartenden Schweizer Gäste betheiligen wird.

Nach einer Originalmittheilung des „Wanderer" fand am 14. ds. in Klagenfurt die erste Generalversammlung der Kärnthner Bundesschützen statt, und galten die Debatten fast ausschließlich nur der Betheiligung Kärnthens am dritten deutschen Bundesschießen. Im Prinzip wurde ausgesprochen, daß die Kärnthnerschützen als geschlossenes Ganzes und spezifisch als Kärnthner sich an dem Feste betheiligen wollen. In Folge dessen bildete sich sofort ein Zentralkomite, und es wurden im weiteren Verlauf der Verhandlung die Abgabe einer Ehrengabe, bestehend in kk. Dukaten (ein Redner beantragt mindestens 100 Stück), und die Anschaffung einer imposanten Bundesfahne mit den

Kärnthner Emblemen in Anregung gebracht. Einstimmig sprachen sich am Schlusse die wackeren Kärnthner für eine gleiche Bekleidung, und zwar für den grauen Jägerrock, und den grünen Hut mit einfacher grüner Schnur und Quaste aus. Zum Obmann wurde der Bürgermeister Nagl gewählt.

Vom Zentralkomite ist an das hiesige k. Generalkommando das Ersuchen um die entsprechende Verfügung ergangen, wonach die Verwendung der hier garnisonirenden Militärmusikbanden während der Festzeit nach Bedarf sicher gestellt werden möge.

Folgender Aufruf des Zentral-Komites verläßt so eben die Presse und wird in 1000 Exemplaren im Inlande versendet.

An Oesterreichs Industrielle!

„Wenige Monate noch, und das Banner des deutschen Schützenbundes wird in Wien an den Festtagen des dritten deutschen Bundesschießens flattern und Tausende von deutschen Männern werden sich um dasselbe schaaren, um sich im friedlichen Wettkampfe zu üben für die Tage, an denen es gelten sollte, das theure Vaterland gegen drohende Gefahren zu schützen und zu vertheidigen.

Wurde schon die nach den düsteren Ereignissen im Jahre 1866 aufrecht erhaltene Wahl des Festortes Wien als eine bedeutungsvolle Kundgebung für die unerschütterten Sympathieen unserer deutschen Stammesgenossen begrüßt, so muß das „Willkommen“, das wir unseren Gästen im freigewordenen Oesterreich entgegen zu bringen berufen sind, ein begeistertes Echo finden.

Für jeden Oesterreicher ist es daher eine Ehrenpflicht, zur Verherrlichung des bevorstehenden deutschen Nationalfestes nach Kräften beizutragen und den Vertretern der österreichischen Industrie bietet sich insbesondere Gelegenheit, ihr so oft erprobtes Wirken für die vaterländischen Interessen bei diesem Anlasse in hervorragender Weise zu bethätigen.

Eben die Rücksicht auf die heimische Industrie hat bei den großen Festschießen und zwar zuerst in der Schweiz eine allseitig anerkannte und durch glänzende Erfolge bewährte Einrichtung ins Leben gerufen, welche bestimmt ist, die schaffende Macht der Industrie mit der dem friedlichen Wettkampfe der Schützen innewohnenden Kraft männlichen Ernstes in eine beiden Theilen förderliche Verbindung zu bringen.

Diese Einrichtung besteht in der Aufstellung von „Industriellen“, für welche die Ehrenpreise nur in Erzeugnissen der Industrie ausgesetzt werden.

Diese durch freiwillige Widmung beigestellten Industrie-Ehrenpreise bleiben während der ganzen Dauer des Festes mit der Bezeichnung ihrer Erzeuger und Spender im Gabentempel öffentlich ausgestellt.“

Industrielle Oesterreichs!

„Ihr habt bei Weltausstellungen in fremden Landen mit dem Aufgebot aller Kräfte opferwillig beigetragen, den Ruhm der vaterländischen Industrie weit hinaus zu verbreiten. — Um so vertrauungsvoller hoffen wir, daß Ihr unseren Ruf, der Euch Gelegenheit bietet, nun auch im Heimatslande vor Tausenden von Fremden aus allen Weltrichtungen den großartigen industriellen Fortschritt Oesterreichs zu entfalten, in seiner vollen Bedeutung erkennen und nicht ermangeln werdet, durch freiwillige Spenden Euerer bewährten Erzeugnisse eine eben so würdige als reiche Ausstattung unseres Gabentempels mit Preisen für die „Industrie-Scheiben“ zu ermöglichen.

Möge keine Firma zurückbleiben und jede ihr Schärflein zur Förderung unseres auch das industrielle Interesse vertretenden Unternehmens beitragen.

Anmeldungen von Festgaben werden im Zentral-Bureau, Stadt, Sterngasse Nr. 4, 1. Stock entgegen genommen.

Wien, 14. April 1868.

Folgen die Unterschriften.

Gleichzeitig ist an die hervorragendsten Persönlichkeiten, Körperschaften und Firmen in Wien und Deutschösterreich das nachfolgende vom Zentral- und Finanz-Komite gemeinsam veranlaßte Zirkular versendet worden.

P. P.

Die Vertreter der Bürgerschaft Wien's, welche es freiwillig übernommen haben, das mit dem 26. Juli ds. Js. beginnende dritte Bundesschießen — das hervorragendste nationale Fest, welches Wien je noch begangen hat — würdig vorzubereiten und durchzuführen, haben eine eben so schwierige als ehrenvolle Aufgabe zu lösen. — Unter all den Mühen und Arbeiten, welche den verschiedenen Komite's obliegen, steht die finanzielle Gebahrung obenan.

Nachdem die zur Bedeckung der verschiedenen finanziellen Auslagen bestimmten Erträgnisse des Festunternehmens zum größten Theile erst mit Beginn und während desselben verfügbar werden, mußten die leitenden Komite's bedacht sein, die Mittel — soweit sie zur Bestreitung von Vorauslagen unbedingt erforderlich sind — unter möglichst geringen Opfern sicher zu stellen.

Die Komite's glaubten dies durch einen offenen vertrauensvollen Appell an den Gemeinsinn und die erprobte Willfährigkeit der Bevölkerung Wien's mit bestem Erfolge erzielen zu können.

Demzufolge wurde beschlossen, die Aufbringung des benöthigten Vorschußkapitals, zunächst in der Summe von 100,000 fl. Oest. W. durch eine allgemeine Subskription einzuleiten, und zu diesem Behufe, rückzahlbare Antheilscheine zu begeben.

Die Mitglieder der verschiedenen Komite's haben es übernommen, durch persönliches Wirken in den ihnen nahestehenden Kreisen einen Theil dieser Antheilscheine zu verbreiten. Die Bemühungen in dieser Richtung

haben — wir dürfen es behaupten, bisher ein erfreuliches Ergebniß geliefert. Ferner hat die Kommune Wien in Würdigung der Thatsache, daß das vollständige Gelingen des dritten deutschen Bundesschießens für die von ganz Deutschland einstimmig zum Festorte gewählte Metropole eine Ehrenfrage ist — über einstimmigen Beschluß ihrer legalen Vertretung — des Gemeinderathes für die Summe von 20,000 fl. Oest. W. derlei Antheilscheine übernommen.

Mit Rücksicht auf die Größe des vorgesteckten Ziels obliegt den gefertigten Komite's nun auch die Verpflichtung, alle jene Persönlichkeiten und Körperschaften, welche eine sozial, bürgerlich oder industriell hervorragende Stellung einnehmen, und nie zurückgeblieben sind, wenn es galt, den Ruf österreichischer Gastfreundschaft und angestammter Hochherzigkeit zu bethätigen, insbesondere mit der Bitte zu begrüßen, das in seiner Bedeutung für Wien, Deutsch-Oesterreich und Deutschland hervorragende Unternehmen nach Kräften zu fördern, und demselben durch Subskription auf das erwähnte Vorschußkapital thatkräftige Unterstützung zu Theil werden zu lassen.

Indem wir nur noch beifügen, daß nach den bisherigen erfreulichen Anzeigen und mit Rücksicht auf die Massenbetheiligung ganz Deutschlands das Gelingen des Festunternehmens und daher auch dessen finanzieller Erfolg gesichert erscheinen, erlauben wir uns bekannt zu geben, daß die Subskriptions-Anmeldungen im Zentral-Bureau, Stadt Sterngasse Nr. 4, 1. Stock entgegengenommen werden.

(Folgen Datum und Unterschriften.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Moskauer Kreuzkalender für 1868 bringt ein Verzeichniß der russischen Feiertage, und zwar gibt es solche: große 28, mittlere 11, kleine 58, Heiligenbilderfeste 70, zusammen 167; hierzu kommen Sonntage 52, Allerhöchste Namensfeste 8, Feste der Krönung und Thronbesteigung 2, Neujahr 1, und so stellt sich die Summe überhaupt auf 230 Feiertage. Mithin verbleiben Arbeitstage 136. Seit dem Jahre 1867 hat sich die Zahl der Feiertage um 10 vermehrt.

In Wien kommen durchschnittlich 55 Seelen auf ein Haus, in Petersburg 52, in Paris 35, in Berlin 32, in London 8, in England überhaupt 5.26. In den erwähnten Städten ist die Moralität in demselben Verhältniß größer als mehr Bewohner auf ein Haus kommen. So starben in England im Jahr 1865 von 1000 Personen 23, in London 24, in Berlin 25, in Paris 28, in Petersburg 41, in Wien aber 47.

[Geognosten-Versammlung.] Dieser Tage sind in Hildesheim Senator Römer, dessen Bruder, Professor Ferd. Römer aus Breslau und der Professor v. Seebach aus Göttingen zusammengetreten, um die ersten Vorbereitungen für eine im Herbst daselbst stattfindende Geognosten-Versammlung zu treffen.

Die lebhaftesten und bevölkertsten Straßen Londons werden jetzt anstatt mit Wasser mit einer Komposition, welche eine Chlorverbindung von Kalk und Natrium enthält, besprengt. Durch dieses neue Experiment werden die Straßen stets feucht gehalten, der Staub wirksamer gelöscht und alle für die Gesundheit der Straßengänger verderblichen Ausdünstungen und böse Gerüche beseitigt.

In Philadelphia praktiziren gegenwärtig sechs weibliche Aerzte, welche sich eines jährlichen Einkommens von 2 bis 10,000 Dollars zu erfreuen haben. Das jährliche Einkommen einer „Frau Doktorin" in Orange, Neu-Jersey, beläuft sich auf 10—15,000 Dollars, und das einer andern in New-York wird sogar auf 20,000 Dollars geschätzt. Einige dieser weiblichen Aerzte genießen sogar den Ruf als geschickte Chirurgen und Operateure.

Das seit sechs Jahren getragene Projekt einer Pferde-Eisenbahn durch die Hauptstraßen Stuttgarts bis Berg geht nun seiner Verwirklichung entgegen; die Unternehmer haben sich verpflichtet, wenigstens einen Theil derselben am 25. Juli in Betrieb zu setzen.

Logogryph.

Zweck, Zufall, Noth und Wißbegier,
Versammelt mich bald dort, bald hier,
Und meistens bin ich schwer zu zählen.
Wenn die zwei ersten Zeichen fehlen,
Bin ich des Hauptes wahre Zier,
Und nimmst du noch ein Zeichen mir,
So rast' ich gern in Felsenhöhlen
Und wohn' im Lichtstrom über dir.

Auflösung der Charade in Nr. 84:
Wallenstein.

Redakteur Gustav Meissel. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 93 Mittwoch, 22. April 1868.

Zwei Ehen.

(Fortsetzung.)

III.

Die arme Mathilde hatte ihre Kraft und Ausdauer überschätzt, denn je mehr sie sich Paris, dem Ziele ihrer Reise, näherte, desto aufgeregter und ängstlicher ward sie, und desto mehr verzweifelte sie selbst an ihrer Fähigkeit, die Aufgabe zu lösen, die sie sich gesetzt hatte. Das eine Mal verlangte sie von den Postillons doppelte Eile, das andere Mal ging ihr die Reise zu schnell, denn sie glaubte sich noch nicht stark genug, um ihrem Eduard gegenüber zu treten. Mehr als einmal sagte sie sich, sie habe thöricht gehandelt, ihr Kind mitzubringen, denn sie fand es doch nicht für schicklich, durch den Knaben wie in einem Drama den Vater zu sich zurückzuziehen. Sie hielt es für ebenso gemein als nutzlos, denn sie wußte, daß nur die Zeit ihr den Gatten und dem Knaben den Vater wiedergeben könne.

Als der Wagen durch die Straßen von Paris rollte, schlugen Mathilden's Pulse so hoch, daß sie kaum athmen konnte, und selbst die Dienstboten schienen zu sehr mit dem Vorhaben ihrer Herrin beschäftigt, um das Fremdartige der bunten Weltstadt zu bemerken. Karl hatte schon einige Zeit geschlafen und als die Postillons vor dem Hotel vorfuhren, war Frau v. Mannsfeld wie gelähmt; sie stieg aus, konnte aber nicht gehen; ihr Blut, das eine Weile zu kreisen aufgehört, drang ihr plötzlich zu Kopfe, ihre Sinne schwanden, und das Mädchen fürchtete — obwohl sie die Dienerschaft des Hotels versicherte, ihre Herrin leide nur von der Strapaze der Reise — sie werde ihr unter den Händen sterben.

Aber Mathilde starb nicht. Als sie sich von ihrer körperlichen Erschöpfung einigermaßen erholt, suchte sie ihren unglücklichen Gatten in der Wohnung auf, welche er mit der elenden Gefährtin seiner Flucht bezogen hatte. Diese floh nun, wie das Laster bei Annäherung der Tugend flieht, und Mathilde stand dem Manne gegenüber, der ihr einst ewige Liebe und Treue geschworen.

Welche eine Veränderung hatte ein so kurzer Zeitraum im Aeußeren des tiefgesunkenen Mannsfeld hervorgebracht! Wie herabgekommen, wie entstellt und verkümmert sah er aus! — Nicht wie Einer, der die Gesundheit allmählig eingebüßt, nicht wie Einer, den übermäßige Arbeit oder übermäßige Sorgen aus dem gesunden und hellblickenden Manne zum gebeugten hohläugigen Schattenbild der Menschheit gemacht, der zwar mit des Lebens Mühen und Sorgen gerungen, aber in ehrlicher Absicht und mit gutem Gewissen kämpft. Einen solchen mag die Drangsal zur Erde beugen, aber er kann nie das wilde, zerrissene, verworfene und stiere Aussehen haben, welches Gottes Ebenbild in dem Wüstling auslöscht. Eduard und Mathilde blickten einander an, bis sie das Schweigen brach, indem sie auf den rein geschäftlichen Theil ihrer Mission seine Aufmerksamkeit hinzulenken suchte; allein das war ihr unmöglich. Er konnte ihr nicht zuhören; er versank in einen Paroxismus der tiefsten Verzweiflung, machte sich selbst, machte ihr Vorwürfe, und sagte, er hätte Alles eher ertragen können, als die Liebe, die sie ihm bewahrt habe, die nun Gift und ein Fluch für ihn sei. Sie hörte all dieses an, versuchte ihre Liebe tiefer und tiefer in ihrem Herzen zu verbergen und nahm eine kühle Verständigkeit an, um ihn in seiner gegenwärtigen Stimmung zu überzeugen, daß es sich nur um ein Geschäft handle: um den Vortheil, welchen am Ende Beide und auch ihr Kind aus dem Arrangement ziehen könnten. — Sie läugnete ihre Liebe nicht, that aber derselben nicht im Mindesten Erwähnung. Wie ich schon gesagt, hatte sie ihren Knaben nicht in der Absicht hergebracht, sie in ihren Absichten zu unterstützen, sondern nur, weil sie in ihrem gegenwärtigen Gemüthszustande nicht ohne ihn sein konnte. Nun brachte aber Herr v. Mannsfeld selbst zuerst die Rede auf den Knaben, fragte, ob er in Paris sei und verlangte ihn zu sehen. Bloße Gefühle und Neigungen, wie rein und edel sie auch sein mochten, hätten Mathilde nie durch die Gefahren dieses wichtigen Tages hindurchleiten können. Ihres Gatten ohnmächtige Verzweiflung, die ihn auf dem Glauben beharren ließ, daß er nicht mehr zu retten sei, seine unmännliche Furcht, einen aufmerksamen Blick in sein moralisches und materielles Schuldbuch zu thun, all dieß verlangte ihre ganze Kraft und gab ihr sie zur vollen Verfügung, während sie für seine Vernunft zitterte. Die Unfähigkeit des Weltmannes, an dem alle Vergoldung verblichen war, der Witz, dessen Pfeile nicht länger mit Brillanten gespitzt waren, mit Einem Worte: der ganze Mann, der einst so reich an Allem war, nur

nicht an sittlicher Kraft, war ein zu erschütternder Anblick für die treue Gattin, die den jetzt an Allem Verarmten noch treuer liebte, als damals, da er sie zum Altar führte, oder als sie ihm ihren Erstgebornen in die Arme legte. Dieselbe reiche, natürliche fleckenlose Liebe schwebte mit Engelsschwingen über dem schiffbrüchigen Fahrzeug, das sie wie ein Lootsenboot eben zu retten kam. Der Anblick seines Kindes überwältigte Mannsfeld, und als der kleine Knabe sich um seinen Hals warf, brach der Vater in so heftige Thränen aus, daß sein starker Körper diese Erschütterung kaum ertragen zu können schien. Mathilde erwartete mit Spannung die Ankunft des Advokaten mit den nöthigen Papieren; sie wußte wohl, Mannsfeld würde Alles thun, was sie von ihm verlangte, so lange diese Stimmung noch bei ihm anhielt; später war sie für keine Stunde seiner gewiß. Sie beurtheilte ihn auch jetzt noch nach seiner Vergangenheit. Es war beinahe Nacht und der Advokat war noch nicht angelangt; die Aufregungen des Tages hatten ihren Gatten überwältigt, eine beunruhigende Aufregung sich seiner bemeistert; er sprach wild und unzusammenhängend von den Erlebnissen seiner Vergangenheit und von den guten Vorsätzen für die Zukunft; dann klagte er plötzlich über den peinlichsten Schmerz im Kopf und in den Schläfen, jeder Ton erschütterte ihn und er konnte keinen Lichtstrahl ertragen; plötzlich hielt er mitten in der Beschreibung einer zärtlichen Familienscene der Vergangenheit inne, und flüsterte in einem Tone kindlichen Vertrauens: „Komm, Mathilde, laß mich meinen Kopf an Deinen Busen legen; hier war sein erstes friedliches Ruheplätzchen, und hier soll auch sein letztes sein!“ Allein er sollte hier keine Ruhe finden für sein von Gewissens-Qualen gepeinigtes Hirn, denn als eine Stunde später der Advokat kam, fand er den Unglücklichen schon in den wildesten Fieberphantasieen. Bevor der Morgen tagte, erkannte Herr v. Mannsfeld schon seine Mathilde nicht wieder und rief in seinem Delirium oft einen anderen fluchwürdigen Namen in Einem Athem mit dem ihrigen. Die Aerzte behaupteten, es könnten Wochen vergehen, bevor der Patient wieder im Stande sein dürfte, irgend ein Geschäft zu besorgen; sie schüttelten den Kopf, wenn Mathilde nach seinem Befinden fragte, denn sein Körper sei bei der ohnedieß schwachen Konstitution sehr heruntergekommen, so daß sie mehr Furcht als Hoffnung aussprechen müßten, denn sie hatten diese Krankheit nie in schlimmerer Form gesehen. Der Advokat konnte unmöglich auf die Vereinigung des Geschäftes warten, und reiste ab, um zurückzukehren, sobald man seiner bedürfe. Als er in seine Heimath zurückkehrte und den verschiedenen bei Hrn. v. Mannsfeld's Konkurse betheiligten Personen die Umstände schilderte, unter welchen er das Ehepaar verlassen hatte, zeigten sich Alle mit Ausnahme eines Einzigen geneigt, die Schritte der Frau v. Mannsfeld abzuwarten, so sehr waren sie von ihrer edlen Denkungsweise und Uneigennützigkeit überzeugt.

Als ihr dieses Kompliment in dem Geschäftsbrief des Anwalts mitgetheilt wurde, schlug ihr gewiß das Herz höher, obwohl sie es bei'm trüben Lampenlichte am Krankenbette eines dem Tode Nahen las. Der Kampf zwischen Leben und Tod, zwischen Vernunft und Verrücktheit war so groß, daß sogar ihre Liebe für den Kranken, oft den Wunsch rege machte, der Tod möchte ihn von seinen Leiden erlösen, wäre nicht immer jener beseligende Glaube in ihr wieder aufgelebt, daß, je größer die Noth, desto näher auch die Hülfe und Rettung sei. Nur durch diesen Glauben und durch ihre geistige Willensstärke trotzte Mathilde den körperlichen Leiden und der Zaghaftigkeit, welche sich ihrer oft bemeistern wollten. Einigen Trost gewährte es ihr, daß der Oheim Ulrich ebenfalls ihr nach Paris nachgereist war, und wenigstens für den kleinen Karl Sorge trug, wenn er auch oft durch seinen offenen Haß und seine Verachtung gegen Mannsfeld ihr empfindlich wehe that.

Endlich begann der Kranke, für welchen Mathilde so gewacht und gebetet hatte, wieder zu genesen; sein Bewußtsein kehrte zurück und nun hatte er nur Auge und Ohr für Mathilden; sein Geist war noch schwächer als sein Körper, und als er endlich im Stande war, etwas mehr Licht in seinem Zimmer zu ertragen, ließ er eines Tages die Vorhänge zurückschieben, während Mathilde schreibend an seinem Bette saß; auf einmal blickte sie auf und sah seine Augen auf sie gerichtet. „Sprich,“ rief er, „oder ich kann kaum glauben, daß Du es bist!“

Mathilde lächelte nur, aber mit einem Lächeln, das mehr als tausend Worte sagte und ihm wie das Lächeln eines Engels erscheinen mußte.

Er fuhr mit der Hand über das Gesicht und befühlte dann ihren Arm, der so dünn, so abgemagert, keine Spur mehr von seiner früheren Rundung hatte. „Wie verändert!“ seufzte er, „wie sehr verändert, und Alles durch meine Schuld!“ setzte er schluchzend hinzu, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte lange.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bummler der Insektenwelt.

Wir alle kennen jene verschwommene Gesellschaftsgruppe, welche man unter dem Namen „Bummler“ zusammenfaßt. Diese Klasse von Nichtsthuern, welche gleichsam von der Hand in den Mund lebt, steht auf einer viel niedrigeren Stufe als der Proletarier, der in ehrenhafter Weise sein Brod erwirbt, während jener den lieben Gott einen guten Mann sein läßt und den salomonischen „Blumen auf dem Felde“ gleicht: sie säen nicht, sie ernten nicht, und der himmlische Vater ernähret sie doch.

Doch nicht in der menschlichen Gesellschaft allein, sondern auch unter den Thieren finden wir Individuen, welche in süßem dolce far niente ein sorgenloses Da-

sein fristen und unbekümmert um das Morgen in den goldenen Strahlen der Sonne ihr Spiel treiben.

Ein solcher Bummler ist unsere Stubenfliege. Was der Sperling unter den Vögeln, das ist die Fliege unter den Insekten: ein zudringlicher, lästiger, ja unausstehlicher Geselle, der Niemanden zum Freunde, wohl aber unzählige Feinde hat, welche auf sein Verderben lauern. Nichts ist ihr heilig, durch ihre Unverschämtheit fordert sie alle Waffen heraus, und vor keinem Mittel schreckt sie zurück, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Kein Zucker, kein Milchtopf darf unbedeckt bleiben, ohne daß nicht die Fliege davon naschen würde . . . an allen Möbeln, Spiegeln, Bildern kriecht sie herum und ist so recht die Plage einer reinlichen Hausfrau. Ohne Rücksicht auf etwaige Gefahr läßt sie sich auf jeden Gegenstand nieder, und selbst, wenn sie das Gesicht des Menschen zum Tummelplatz erwählte, so kehrt sie, einmal verjagt, zum Zweiten- und Drittenmale wieder, um entweder gefangen oder getödtet zu werden, oder des Kampfes überdrüssig davon zu fliegen und einen andern Schauplatz ihrer Thätigkeit aufzusuchen.

Und doch ist unsere Stubenfliege unter den vielen Fliegenarten ein ganz harmloses Geschöpf, wären ihre üblen Angewohnheiten nicht, wir würden sie ruhig ihres Weges ziehen lassen. Respekt aber bekommen wir vor unserem Bummler, wenn wir ihn der kostbaren Freiheit berauben und bei Licht, d. h. hier unter dem Mikroskop näher ansehen. Wir thun dieß an der Hand eines liebenswürdigen Sachverständigen, des Dr. Julius Stinde, und finden Wunder vor unserm staunenden Auge erschlossen.

Durch die beiden Flügel gehen gleich Adern hohle Röhrchen, welche mit den Athmungswerkzeugen des Innern in Verbindung stehen und mit Luft gefüllt die zarten Schwingen spannen. Schon ein schwachvergrößerndes Mikroskop läßt zwischen den größeren Hauptadern ein feines Netzwerk kleinerer Abzweigungen wahrnehmen, so daß hieraus die außerordentliche Leichtigkeit der Flügel erklärlich wird; sie sind ähnlich wie das Knochengerüst des Vogels mit Luft gefüllt. Die eingehendere Zerlegung der Fliege weist ein durch den ganzen Körper gehendes Röhrensystem nach, das von wenigen größeren Hauptstämmen ausgehend sich in immer feinere Zweige auflöst. Jedes Organ wird von diesen „Tracheen", so heißen die Röhrchen, umsponnen, die an den Seiten als feine Oeffnungen ausmünden. Diese kleinen Oeffnungen sind theilweise durch Klappen verschließbar und dienen zum Ein- und Ausathmen der Luft.

Die Anwendung der Tracheen, die Möglichkeit, den ganzen Körper durch Luft anzuschwellen, mithin im Verhältnisse zum Umfang leichter zu werden, machte die Fliege, wie die Mehrzahl der Insekten, zu Luftthieren ersten Ranges. Oft scheinen die Insekten bewegungslos in der Luft zu schweben . . . kaum ist der leise Flügelschlag wahrnehmbar, der den luftgefüllten Körper in der seltsamen Lage erhält.

An dem vorderen Theile der Brust treten zwei eigenthümliche Organe auf, deren wahre Bestimmung bis jetzt noch nicht genügend erkannt wurde. Es sind dieß zwei kleine borstenartige Ansätze, deren hohle Spitze mit Luft gefüllt ist. Ob diese sogenannten „Schwingkolben" Gehör- oder Geruchsorgane tragen, ist unerklärt, nur so viel steht fest, daß das Thierchen sehr bald stirbt, wenn eine grausame Hand die Schwingkolben abschneidet, so daß sich hieraus die Wichtigkeit dieses räthselhaften Organs für das Leben der Fliege schließen läßt.

Dem Fische ist die Schwimmblase gegeben, damit er in seinem Element, dem Wasser, steigen und sinken kann. Dem Vogel dient das hohle Knochensystem zum Leichtermachen des Körpers; das Insekt ist mit zahlreichen Tracheen durchzogen, um die kühnen Luftfahrten zu unternehmen, welche im Vergleiche mit der Kleinheit des ganzen Körpers an's Riesenhafte gränzen.

(Schluß folgt.)

Fare the well and if for ever

von Byron.

Lebe wohl, wenn auch für immer,
Auch für immer lebe wohl;
Nie vergibst du, aber nimmer
Dich mein Mund beleid'gen soll.
Wär' die Brust dir doch erschlossen,
Wo so oft geruht dein Haupt,
Sanft vom Schlummer übergossen,
Der nun immer dir geraubt!
Könntest du doch, ach, durchspähen
Jede Falte meiner Brust!
Unrecht war's, nicht so zu schmähen,
Würd' dir dann zuletzt bewußt.
Mag die Welt ihr Lob dir schenken,
Mag sie lachen bei dem Schlag,
Grad' ihr Loben muß dich kränken,
Da des Andern Herze brach.
Mich entstellen manche Sünden,
Aber war kein and'rer Arm,
Der mich knickt', als der zu finden,
Der mich einst umschlang so warm?
Nur der Wahn sei dir genommen:
Liebe schwindet wohl gemach,
Doch zwei Herzen, liebentglommen,
Trennet nicht ein jäher Schlag.
Noch ist in dem deinen Leben,
Noch schlägt mein Herz, blutend zwar,
Der Gedanke füllt mit Beben
Uns „Getrennt auf immerdar".
Das sind Worte, voll von Sorgen,

Trauriger als Todtenklang;
Einsam ruft uns jeder Morgen
Vom verwaisten Lager wach. —
Trost wirst du beim Kind begehren,
Wenn's die ersten Worte spricht,
Wirst du's „Vater" lallen lehren,
Dessen Sorge ihm gebricht?
Wenn's dir Schmeichelworte flötet,
Wenn's dich streichelt und dich drückt,
Denk' an ihn, der für dich betet,
Denk' an ihn, den du beglückt.
Sollten seine Züge gleichen
Dem, den nimmer du wirst sehn,
Dann wird Wehmuth dich beschleichen,
Und dein Aug' in Thränen stehn.
Meine Fehler sind dir offen,
Niemand weiß es, was ich litt',
All' mein Sehnen, all' mein Hoffen,
Wo du gehst, es gehet mit.
Noch kann sich mein Herz nicht fassen,
Stolz, der sich der Welt nicht beugt,
Beugt sich dir, von dir verlassen,
Selbst die Seele mir entweicht.
Eitle Worte; 's ist geschehen,
Eitler noch sind meine Wort',
Ohne Schranken aber wehen
Die Gedanken fort und fort.
Lebe wohl — so losgerissen
Jedes Band — allein und fern,
Ganz vernichtet und zerrissen,
Mehr als das, — da sterb' ich gern.

Ernst Barre.

Mannigfaltigkeiten.

[Das Ostergießen in Ungarn.] Einer der charakteristischsten Züge aus dem ungarischen Volksleben ist unstreitig die Sitte des sogenannten Ostergießens. Dieser auf uraltes Herkommen sich stützende Brauch bietet den schlanken Ungarsöhnen am Ostermontage Gelegenheit, ihren Auserwählten Aufmerksamkeiten zu erweisen, die freilich nicht gerade von zarter Rücksicht Zeugniß ablegen. Die Sitte erheischt es nämlich, daß eine Anzahl junger Bursche am Morgen des Ostermontags sich in die Häuser ihrer Geliebten begeben, um diesen als Morgengruß ein Gefäß frischen Wassers über den Kopf zu gießen. Daß bei dieser Zeremonie weder das tiefste Negligé, noch das bereits angelegte Festtagsgewand Berücksichtigung findet, versteht sich von selbst, ja glücklich die, welche ihre Festkleider zum Kirchgange noch nicht angelegt haben. Um dem Scherze, denn auf einen solchen läuft die ganze Prozedur hinaus, noch mehr Leben und Abwechslung zu geben, werden die Mädchen von ihren Verehrern ergriffen, ohne Umstände zum Brunnen getragen und da so lange mit Wasser übergossen, bis alle überzeugt sind, daß an den Opfern dieser etwas derben Galanterie kein Haar trocken geblieben. In diesem beklagenswerthen Zustande schwanken die Armen zwischen Weinen und Lachen, denn so kalt auch das Wasser, so plötzlich auch der Angriff war, um so tröstlicher und erhebender ist doch der Gedanke für die Mädchen, daß sie sich in der Gunst der jungen Männer in so hohem Grade festgesetzt haben. Wird aber die eine oder die andere dabei vergessen, dann wehe über den Frevler; sie fühlt sich tödtlich beleidigt und rächt sich durch — fortgesetztes Schmollen. Zum Schluß werden die „losen Bursche" noch aufs Beste bewirthet und manche noch lockere Bande fester geschlungen. Diese naturwüchsige Sitte hat indessen nicht allein bei den niedern Ständen Eingang gefunden, auch die höhere Gesellschaft findet Geschmack daran; natürlich werden dort durch die herrschende Etikette dem wilden Treiben Fesseln angelegt, und das „Gießen" beschränkt sich meist nur auf ein zierliches Bespritzen der Herzensdame mit allerhand Parfüms; auch dabei fehlt es natürlich nicht an heiteren Scenen.

Wie aus Szegedin (Ungarn) mitgetheilt wird, gelang es dem dortigen Sicherheits-Kommissär, einige Theilnehmer an dem letzten Raube der Eisenbahnpost zu Stande zu bringen, allerdings recht saubere Kerle, denn es sollen darunter ein Dorfnotär mit seinem Schreiber und ein gewesener Sicherheitskommissär sich befinden. Es sollen sichere Beweise vorliegen, daß es eben diese Kompagnie war, welche seiner Zeit einen Zahlmeister zwischen Szöregh und Oroszlamos ausgeraubt, so auch vor Jahren die Schienen zwischen denselben Stationen zerstörte, um den in der Nacht ankommenden Eilzug auszurauben, was ihnen jedoch mißlang. Schöne Zustände in Ungarn!

Charade.

Wer in den zwei Ersten gefesselt liegt,
Ist doch noch übler d'ran,
Als wer sich in den zwei Letzten betrügt,
Weil er nicht rechnen kann,
Man rechnet nach dem Ganzen leicht,
So schwer's auch Anfangs Manchem däucht.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der K. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 94 Donnerstag, 23. April 1868.

Zwei Ehen.

(Fortsetzung.)

Die Zeit verstrich, die Zeit drängte und die Geschäfte mußten endlich erledigt werden. Mathilde befürchtete, die damit verbundene Aufregung möchte den Kranken rückfällig machen oder zu einer Hirnentzündung Anlaß geben, die auf's Neue das Leben oder die Vernunft ihres Gatten bedrohe. Indessen bereitete sie ihn doch auf die Ankunft des Anwaltes vor, der endlich kam. Bevor aber Dr. Bremau Frau v. Mannsfeld besuchte, ging er zu Onkel Ulrich, der im selben Hause wohnte, aber vom Podagra ans Bett gebannt wurde und es sich jetzt nicht versagen wollte, Mathilde noch warnende Vorstellungen zu machen. Während Mannsfeld in seinem Lehnstuhl schlummerte, begab sie sich zu Bremau auf des Onkels Zimmer und fand den alten Herrn in mächtiger Aufregung. „Die Närrin! die Blödsinnige, das leichtsinnige, kopflose Weib!" hörte sie den Oheim sagen, als sie eintrat. „Bei diesen Weibern ist Hopfen und Malz verloren, lieber Bremau; man kann sie zu nichts Vernünftigem bringen; die eine fällt in das eine Extrem, wie Frau Schmidt, die andere ins andere, wie meine Nichte! — So ein Weib wie meine Nichte sieht sich den Mann gar nicht an, für den sie solche Opfer bringt, sondern folgt bloß blindlings ihrer verwünschten Gutmüthigkeit. Es genügt ihr, daß der Tagdieb Mannsfeld ihr Gatte ist..."

„Lieber Onkel," bat Mathilde verweisend.

„Da sehen Sie selbst, lieber Bremau, wie das Weib mich mit ihrer verwünschten Sanftmuth zu Allem herumbringt! Ihr Entschluß wird mich noch verrückt machen. Sehen Sie sie nur an, sie ist nur noch der Schatten ihres ehemaligen Ich und in diesem Augenblicke dem Tode näher, als der Elende, Unwürdige, für den sie immer gewacht und gebetet hat, als wäre er ein Heiliger, und nicht ein Sünder."

„Ein Heiliger hätte meiner Gebete nicht bedurft," entgegnete Frau v. Mannsfeld entschuldigend.

„Sehen Sie nur, mein Herr," bemerkte jetzt Bremau, „daß Frau v. Mannsfeld gerade in den Opfern, die Sie beklagen, ihr reinstes Glück sucht. Sie ist wie die Engel, die sich auch über die reuigen Sünder freuen; wie die Märtyrer, die sich in der Erfüllung ihrer süßesten Pflicht und in ihrem Glauben verklären. Ich bin überzeugt, Herr v. Mannsfeld wird an ihrer Stärke sich ermannen und eine neue Kreatur werden — er wird die Welt nun nehmen, wie sie ist..."

„Den Henker auch! Er wird nichts von dem Allen thun!" rief Onkel Ulrich bitter; „wenn Der sich je bessern sollte, so wollte ich meine Krücke fressen."

„An dieses Gelübde werde ich Sie noch einmal erinnern," sagte Bremau lachend; Onkel Ulrich schwieg und Bremau fuhr fort: „Wie ich Ihnen vorhin sagte, die Scenen, welche sich zwischen Herrn Schmidt und seiner Frau zugetragen haben, lassen mich Gott danken, daß ich noch ein Junggeselle bin. Eine Frau, welche mit ihrem Gatten keine Nachsicht hat, sollte nicht über 35 Jahre alt werden. Wir werden in Allem gewaltig zähe, wenn wir einmal über 30 Jahre alt sind; nicht wahr, mein Herr?"

„Hm, nein! Ich theile Ihre Ansicht nicht," versetzte der Oheim; „aber ich habe ebenfalls gehört, daß man ziemlich zweideutig von Elise spricht, und daß ihr Gatte sich wegen ihrer ewigen Keifereien gänzlich dem Trunk ergeben hat."

„Man sagt wenigstens so," erwiderte der vorsichtige Anwalt. —

Wer nicht die furchtbaren Verheerungen jener Krankheit, welche Herrn v. Mannsfeld befallen hatte, täglich beobachtet, der erschrickt ordentlich über das Aussehen eines solchen Genesenden, und glaubt ihn am Rande des Grabes, während seine Angehörigen sich über seine Besserung freuen. So war der einst gefeierte, schöne und geistreiche Mannsfeld, der Held der Mode, der König der Bälle, nun ein armes, kraftloses, abgemagertes Skelett, wohl unfähig zu denken, aber nicht zu fühlen unfähig, denn bei dem geringsten Anlaß traten ihm Thränen in die schmerzenden Augen, während sein Geist unter den Folgen früherer Ausschweifung und harter Krankheit ihm beinahe immer den Dienst versagte. Es war ein jammervoller Anblick, während er die Papiere unterzeichnete und Mathilden's Willen that, seine kindischen Bitten zu hören, sie möge sich doch nicht selbst benachtheiligen, sie solle ihn eher seinem Schicksale überlassen, als sich selbst und ihr Kind bestehlen, während sie ihn beschwichtigte und in ihrem großmüthigen Enthusiasmus sich gelobte, lieber den Rest ihres Lebens in

verhältnißmäßiger Armuth hinzubringen, und sich mit dem Bewußtsein tröstete, ihr Beispiel und Lehre werde unter Gottes Segen ihr eine solche Gewalt über ihren Sohn geben, daß er noch in späteren Jahren fühle, der Ruhm eines ehrlichen Namens sei besser, als der Glanz unehrlichen Geldes.

Genug, trotz allen Einreden des Oheims führte sie ihren Plan aus, die Ehre ihres Mannes zu retten. Sie veräußerte ihren Schmuck bis auf die letzten Kleinodien, um von der geringsten Kompetenz leben zu können, welche ihr von ihrem einst so bedeutenden Vermögen noch blieb. Dem alten Heinrich bot sie einen halbjährigen Gehalt, damit er sich eine andere Stelle suche, weil sie ihn nicht mehr bezahlen könne; aber der treue Diener betheuerte ihr, daß er lieber mit ihr und den Ihrigen Hunger sterben, als ohne sie in Hülle und Fülle leben möchte. Sobald es Herrn v. Mannsfeld's Gesundheit erlaubte, verließen sie den theueren Gasthof, worin sie wohnten, und übersiedelten nach Versailles, dessen reinere Luft dem Genesenden sicher günstig bekommen mußte. Ihr edles Benehmen hatte endlich auch den Oheim versöhnt, und als er von Bremau Abschied nehmend von Mathilden sprach, sagte er: „Ich weiß nun erst, was es um eine edle Menschenseele ist; ich glaube nicht mehr an die Verworfenheit der menschlichen Natur, denn es gibt unter allen Ständen und Lebensstufen Menschen, denen man Tempel bauen sollte. Es ist mir lieb, daß ich bald nach Berlin zurückreise, denn es würde mir das Herz brechen, Mathilden immer sehen zu müssen. Ich bedaure nur, daß ich einst kein großes Vermögen hinterlassen kann, um ihr die Opfer wieder einigermaßen zu ersetzen, die sie in ihrem Edelmuthe gebracht hat. Ich will jetzt nur noch nach Schmidt und seiner Frau sehen, die ebenfalls in Paris sein sollen, und Elisen tüchtig den Kopf waschen, dann bin ich einige Tage nach ihnen in Berlin." —

Mathilde war nun mit ihrem Gatten allein, lebte zu Versailles in einer kleinen Wohnung, die ihren beschränkten Mitteln entsprach, und freute sich, daß der Erlös aus ihren Juwelen sie in den Stand gesetzt hatte, die Kosten der Krankheit ihres Mannes zu decken. Anfangs brachte Mannsfeld's rückkehrende Gesundheit manche seiner alten Untugenden zurück, und die Unmöglichkeit, gewisse Genüsse zu befriedigen, an die er sich einmal gewöhnt hatte, machte ihn oft so sauertöpfisch, daß es Mathildens ganze Geduld und Ergebung erforderte, um seine Ausfälle ertragen zu können. Aber gerade durch diese, durch die unvergleichliche Sanftmuth, welche sie ihm gegenüber an den Tag legte, durch die vielen kleinen Opfer, die sie ihm brachte, besiegte sie ihn, daß er reuig zu ihr zurückkehrte und sich schämen mußte, die Schwergeprüfte durch seine kleinlichen Klagen noch mehr zu kränken. Mehr durch den Heldenmuth ihres Herzens beschämt und gedemüthigt, als durch ihre pekuniären Opfer und treue Pflege, bat Eduard sie flehentlich um Verzeihung, und sprach von seiner Verworfenheit ihrer reinen Tugend gegenüber mit der Einfalt eines Kindes, das zu seiner Mutter Füßen beichtet. Nun erst begann Mathilde selbst in ihrer Armuth den Lohn ihrer Vergebung und Aufopferung zu fühlen; selbst in den Tagen ihres Brautstandes hatte Mannsfeld nicht die andauernde Zärtlichkeit gegen sie, jene Wachsamkeit über sich selbst und jene Rücksicht für sie an den Tag gelegt, wie er nun that. Er schien in ihr gewissermaßen seinen Schutzengel zu sehen. Auch seine geistigen Fähigkeiten kehrten wieder unter der Ruhe und Entfernung von allen sündigen, ungesunden Vergnügungen, deren er genoß; auch sein Charakter erstarkte, denn er war wie Viele seines eigenthümlichen Temperaments ein Geschöpf der Gewohnheit. Seine Vermögensverhältnisse wurden günstig und geschickt geordnet, so daß er jedem seiner Gläubiger ohne Scheu und Bangen offen ins Gesicht sehen konnte. Nur der Gedanke, nun der arme Mannsfeld zu heißen, beängstigte ihn noch so gewaltig, daß Mathilde nie von der Heimkehr nach Deutschland sprach, so sehr ihr auch an dieser gelegen gewesen wäre. Eines besonders verbitterte Mannsfeld den Genuß des neugeschenkten Lebens, die Befürchtung nämlich, Mathilde könnte vor ihm sterben, denn die Erlebnisse der letzten Monate hatten sie so gewaltig angegriffen, daß man über ihr Aussehen erschrack, und ihre früheren Bekannten sie kaum wieder erkannt haben würden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in Algier.

Es ist früh 2 Uhr. Der Muezzin auf der großen Moschee ruft seine Mahnworte mit weit schallender Stimme nach allen Richtungen der Welt hinaus, und die Muezzins der oberen Stadt wiederholen im dumpfen Chor: „Wachet auf ihr Gläubigen, beten ist besser als schlafen!"

Der Morgen dämmert herauf und meldet sich durch eine empfindliche Frische. Um 4 Uhr donnert ein Alarmschuß vom Hafen. Die Straßen fangen an, sich zu beleben; Araber in weißen, nicht immer sauberen Haïk, den Kopf dicht verhüllt, treiben ihre geduldigen, zierlich gebauten Eselchen in die Stadt, welche die Erzeugnisse der Campagnen, reizende Blumen, schwellende Früchte und das die Augen der Hausfrauen erfreuende frische Gemüse tragen. Auf dem Place de Chartres, der Gemüsehalle Algiers, entwickelt sich schon ein lebendiger Verkehr. Verkäufer suchen den gewohnten Platz zum Feilhalten ihrer Waare, hier erfrischen andere die ermatteten Kräuter in dem klaren Wasser der Fontaine, welche von vier Trauerweiden überschattet, ihr krystallnes Wasser in ein großes marmornes Becken sprudelt. Käufer, die frühe Stunde zum vortheilhaften Kauf be-

nutzend, prüfen die Güte der mit vielem Geschrei angebotenen Früchte. Ein buntes Bild der verschiedensten Nationen. Der Araber in stoischer Ruhe bewacht seine Waaren neben dem anpreisenden Malteser; dort feilscht die blaugekleidete häßliche Negerin mit dem jungen spanischen Mädchen, deren reizendes Köpfchen kokett unter dem weißen Häubchen hervorschaut.

Die Sonne hat schon längst ihren ewigen Kreislauf angetreten, die Höhen des Sahels verdecken sie noch; doch steht sie bereits am Himmel, wenn sie, hinter Point-Pescade hervorbrechend, mit blendendem Licht die weiße Kasbahstadt überfluthet. Immer heißer und sengender werden ihre Strahlen, die zunehmende Gluth wirkt bereits ermattend auf die Geschäfte des Tages; der Verkehr nimmt ab. Mit klingendem Spiel, in raschem Schritt, kehren die ausgerückten Truppen in ihre Kasernen zurück. Der Gouvernementsplatz, auf den das Sonnenlicht senkrecht fällt, wird fast menschenleer, selbst die dichte Platanenallee schützt zu wenig, und der Umweg durch die kühleren Arkaden wird für den Wanderer eine angenehme Nothwendigkeit. Nur den Eingebornen scheint die Hitze wenig zu stören; den Kopf mit der Kapuze zugedeckt, schlafen ganze Gruppen von Beduinen und Kabylen auf den glühenden Steinen, andere schauen von der marmornen Balustrade des Platzes träumerisch über den Hafen mit seinen vielen Schiffen, über das azurblaue Meer weit hinaus nach den Bergen der Heimath, dem steinigen Dscherdschera, dessen schneeige Gipfel, im Sonnenlicht funkelnd, herübergrüßen.

Es ist jetzt die Frühstücksstunde, die auch der ärmste einhält; überall duftende Schüsseln, gefüllt mit Maccaroni, Reis, Fischen, je nach dem besonderen Geschmack der verschiedenen Nationen. Die französischen Hotels strotzen von den Erzeugnissen ihrer weltberühmten Kochkunst; doch will sich namentlich der Deutsche schwer daran gewöhnen; die starkgewürzten Saucen ersetzen ihm nicht die einfache, gesündere Kost der Heimath. Nach dem Frühstück ist das Kafé Valentin, vielleicht auch Kafé Kolb, ein namentlich viel von Offizieren und Deutschen besuchter Ort. Auf einer Altane genießt man im Schatten die reizendste Aussicht. Der Hafen liegt dicht unter uns, die einlaufenden und abgehenden Schiffe gewähren ein immer von Neuem anziehendes Schauspiel. Das Meer glänzt darüber hinaus im schönsten dunklen Blau, kein Lüftchen kräuselt seine Oberfläche. Aber fast schöner, erhabener ist sein Anblick, wenn es finster grollt und seine grauen, schaumgekrönten Wogen den Hafendamm mit gewaltigen Sturzwellen überschütten.

Die eigentliche Gluthwirkung der Sonne scheint in die Stunden von 10 bis 1 Uhr zu fallen. Nach 1 Uhr ist der Aufenthalt im Freien weder gefährlich noch allzu drückend. Statt einer fast oft überflüssigen Siesta eignet sich daher der ganze Nachmittag zu größeren und kleineren Ausflügen in die wunderherrlichen Umgebungen der Stadt. Ein Pferd, ein Wagen ist leicht zu bekommen. Der Rücken von Algier im vollen Schmuck einer südlichen Vegetation ist ein wahrer Garten Gottes: Orangen und Citronenbäume, oft Blüthe und Frucht zu gleicher Zeit tragend, riesige Cacten, wechselnd mit blühenden Aloen und rothknospenden Granatbäumen, neben der graufarbenen Olive duftende Rosen und das zarte Grün der Myrthe. Schön angelegte Straßen führen in vielen Windungen zur Höhe, die uns den eigenthümlich fesselnden Anblick der Stadt zu unseren Füßen und des dunkelblauen Meeres gewährt, das am ferneren Horizont mit dem Himmel zusammenzufließen scheint. Der Anblick der Stadt Algier ist vielfach mit dem eines riesigen Marmorbruches verglichen worden, dessen Adern unregelmäßig durcheinanderlaufen. Es gilt dieß wenigstens von dem oberen maurischen Stadttheil. Das untere Quartier hat seinen ehrwürdigen Schmuck abgelegt und prangt in modernem europäischem Kostüm.

Während der Stunde der Mahlzeit ist die Nacht völlig hereingebrochen; auf der großen Moschee Dschana-kebir mahnt eine aufgezogene Laterne die fernen Gläubigen an die Stunde des Gebets. Die transparente Uhr an der Moschee Dschedid verkündet die achte Stunde. Da fällt der Kanonenschuß im Hafen; er ist das Signal für den Schluß desselben. Die französische Retraite durcheilt unter lebhaften Signaltönen und Trommelwirbel die Straßen. Nun füllt sich der Gouvernementsplatz mit Besuchern aller Stände und Nationen.

Vor dem Standbild des Herzogs von Orleans spielt eine französische Regimentsmusik die Locktöne der beliebten Quadrille Arabe. Die Nacht ist wunderschön, die bleiche Sichel des Mondes gießt ein scharfes Licht über den Platz, Orangedüfte durchziehen die reine Luft; das Plätschern der Fontaine begleitet die schwellenden Töne der Musik.

Die Musik ist verstummt, die Menge zerstreut sich, um neuen Genüssen nachzujagen. Gesellschaften, Theater locken die einen; in den Kafés Kolb und Grlambuns trinkt der ernste Maure seinen Schoppen trotz einem deutschen Philister. Wir wandeln noch lange träumend unter den Arkaden, die weiten Hallen tönen dumpf und wieder von unseren einsamen Schritten. Dann steigen wir nach der oberen Stadt hinauf.

Gerade vor uns sehen wir zwei arabische Kafés. In dem einen fesselt ein Märchenerzähler im gurgelnden Dialekt des algierischen Idioms eine sehr andächtige Gesellschaft. Die Erzählung scheint oft humoristischen Inhalts, denn über die braunen Gesichter der in ihre Haik gewickelten, auf Strohmatten kauernden Arabers schwebt öfters ein leises Lächeln. Zuweilen wird mit eigenthümlichen Geberden eine französische Phrase ausgesprochen. Der Text behandelt ohne Zweifel ein Rencontre mit dem Erbfeind, der die Duars der Gläubigen niedergebrannt und die Gräber der Ahnen geschän-

det hat. Das zweite Kafé ist entschieden komfortabler eingerichtet; auch die Gesellschaft ist eine gewähltere. Ein behäbiger Wirth bedient im Verein mit einem bildhübschen maurischen Jungen seine saubergekleideten Gäste. In den Kohlen eines kleinen im Zimmer befindlichen Heerdes wird der braune arabische Kaffee — Caruz genannt — immer frisch bereitet und in Blechkannen und porzellanenen Schälchen verabreicht. Die Wände schmücken mehrere Abbildungen; wir erkennen die Schiffe des Dey von 1830, welche so viele Jahre lang der Schrecken für die Küsten des Mittelmeeres waren. Weiter im Hintergrund klimpern zwei maurische Musiker auf der einfachen maurischen Guitarre. Der Gesang, mit dem sie die Töne begleiteten, hat trotz seiner Monotonie etwas ungemein Klagendes, das Herz Ergreifendes.

Nur ungern reißen wir uns los und treten den Heimweg an.

Als wir auf dem Gouvernementsplatze ankommen, ist es bereits Morgens 2 Uhr. „Wachet auf ihr Gläubigen, beten ist besser als schlafen."

Mannigfaltigkeiten.

In Innsbruck ist, wie man der „Allg. Ztg." schreibt, der Hauptmann Gredler, ein Wiener Kind, vom Kaiser-Regiment verschieden. Im Feldzuge von 1866 hielt er am Montsuello, an der Spitze von nur 4 Kompagnien, ohne Geschütz 5 Stunden lang, und bis die letzte Patrone verschossen war, eine zehnfache mit Kanonen versehene und von Garibaldi in Person geführte Uebermacht im Schach und warf sie schließlich zurück. Er wurde damals Ritter des Maria-Theresiens-Ordens und als solcher in den Freiherrnstand erhoben.

Folgende hübsche Geschichte erzählt der „Frankf. Anzeiger": Ein in Frankfurt lebender Fürst, welcher sich tagtäglich mehr in der Achtung und Gunst der Bürgerschaft festsetzt, hatte am Samstag Gelegenheit, wie einstmals Fürst Blücher, die Bekanntschaft mit einer biederen Sachsenhäuserin zu machen. Seiner Gewohnheit gemäß ging der Fürst des Morgens zu Fuß durch die Straßen der Stadt spazieren, als er auch auf den Markt gerieth und hier bei einer Hockin exquisite Spargel feil sah. Seine Hoheit mochte vielleicht den Speisezettel seiner Haushaltung für diesen Tag schon gelesen und dieß gute Gemüs nicht darauf gefunden haben, denn er trat zu der Händlerin heran und bedeutete ihr, sie solle die Spargeln auf die neue Mainzerstraße Nro . . . . zu dem Koche tragen. Die Sachsenhäuserin entgegnete: Ja, mein Herr, doß is ganz scheen, aber wie ist's mit hie? Dabei machte sie eine Fingerbewegung, wie sie zum Geldzählen üblich. Der ungekannte Fürst bedeutete ihr, sie möchte die Spargel nur hintragen, der Koch werde sie schon bezahlen, worauf die Antwort erfolgte: „Odder zum Deiwel jage! No, ich will mal hingehe und ihne glawe." Unsere Hockin machte sich auf den Weg, fand Palais und Koch, wurde aber, wie sie richtig vermuthete, mit ihren Spargeln fortgejagt. Wetternd ging sie hinweg, als sie auf der Straße ihren Käufer wahrnahm. Mit ein Paar Sprüngen war sie an seiner Seite, packte ihn am Arme und schrie: „No, haw' ich's Ihne nett gesagt, daß mich der Koch zum Deiwel jegt. Jetzt haw' ich mer die Mühe gemacht und bin umsonst den Weg geloffe. Wenn se widder Sporgele kaafe, so trage se Sie sich selbst haam." Dabei stellte sie ihre Handmahne dem Fürsten vor die Füß' und sagte: „No hie!" Dieser fing herzlich ob dieser naturwüchsigen Scene zu lachen an und beredete die Hockin, ihm mit den Spargeln noch einmal zum Palais zu folgen. Es geschah und dieselbe erhielt dort auf Befehl den doppelten Preis für ihre Spargeln ausbezahlt. Unsere Sachsenhäuserin bemerkte zum Schluß, als sie auf Befragen erfuhr, mit wem sie es zu thun gehabt: „No, deß hett mer der Herr ach gleich sage kenne, daß er der Herzog von Nassau is, da hätt ich mich über sein Koch nett so geärgert." Dem Fürst Blücher ist es bekanntlich seiner Zeit anders gegangen.

Die am 15. im Karltheater in Wien zum ersten Male auf einer deutschen Bühne gegebene Oper Mozarts: „Die Gans von Kairo" ist gänzlich durchgefallen. Die Langweiligkeit des Textbuches wird über Alles gerühmt.

Zahlen-Räthsel.

Hinz und Kunz wohnten in 1 und 2. Der Erste besuchte den Andern. Das Wetter war 2. Sie setzten sich in 2, 3, dann sagte Hinz zum Kunz: „Gib mir deine Tochter zum Weibe, damit ich dich 3, 1, 3." Die Tochter aber stand auf 2, 1 und sagte zu Vater „1, 2, 3, ich will nicht."

Auflösung der Charade in Nr. 85:
Sonnenuntergang.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 95 Freitag, 24. April 1868.

Prozeß Ebergenyi.

Wien, 22. April.

Heute beginnt vor dem Landesgerichte in Strafsachen der letzte Akt jener Tragödie, welche als „die Vergiftung der Gräfin Chorinsky“ eine so erschütternde Wirkung hervorgerufen hat. Fünf Richter dieser hohen Instanz sollen entscheiden, ob die arme Verbannte, welche ihr glänzendes Elend unter dem Namen einer „Baronin Ledske“ in München verbarg, am 21. November v. Js. eines natürlichen Todes oder den durch Gift starb, und ob Julie v. Ebergenyi es war, welche ihr das todtbringende Getränk kredenzte. Die Spannung, mit welcher von Fern und Nah diesem Spruche entgegengesehen wird, ist eine enorme und begreifliche. In der That hat auch selten ein Kriminalfall so sehr Alles in sich vereinigt, was dem Spruche der Richter wie den Ergebnissen des Verfahrens Interesse verleihen kann. Das Geschick derjenigen, um deren Ende sich der Kampf zwischen dem Ankläger und der Angeklagten drehen soll; die seltsame Verkettung von Umständen, durch welche eine Schauspielerin niederen Ranges zum Mitgliede einer unserer ausgezeichnetsten Familien wurde; das Martyrium, mit welchem diese Unglückliche das Heraustreten aus der Bahn des Gewöhnlichen bezahlte; die vornehme Abkunft derjenigen, welche ihr nach dem Leben getrachtet; die Auszeichnung, welche der Angeklagten v. Ebergenyi wurde; die Kühnheit, mit welcher das Verbrechen angelegt, in Scene gesetzt und ausgeführt, die Arglist, mit welcher dem Verdachte entgegengearbeitet, und daneben die wie von Gott gefügte Unbesonnenheit, mit welcher der Beweis, der schrecklichen That aufgebaut wurde; die charakteristische Thatsache, daß ein Mann das Weib, welches er liebt, zur Vollführung eines Mordes, als dessen Autor er gilt, absendet; der seltsame Umstand, daß zwei Gerichtshöfe in zwei sich gegenseitig fremden Ländern berufen sind, ihr Verdikt in einer und derselben Mordanklage zu geben, und endlich im Hintergrunde die schwere Tragweite des Spruches, welcher über Julie v. Ebergenyi gefällt werden wird, für das Geschick des seines Verdiktes noch harrenden Grafen Chorinsky — alles das gibt dem Prozesse, über dessen Beginn wir heute berichten, ein ungewöhnliches Lustre. Dazu kommt noch die speziell für die österreichischen Juristen bestehende Spannung, ob der Gerichtshof das, wie es heißt, in demselben Momente abgegebene und widerrufene Geständniß der Julie v. Ebergenyi als vollständiges und als ein solches ansehen werde, welches dem Richter erlaubt, That und Schuld als zweifellos anzusehen und den Tod zu verhängen, so daß die Verurtheilte nur mehr von der Gnade des Monarchen die Erhaltung ihres Lebens erhoffen kann.

Diesem Zusammenwirken so vieler Ursachen des Interesses entsprach auch heute der massenhafte Andrang des Publikums. Es belagerte die Eingangsthore, füllte die Treppen und Gänge des Landesgerichtes und war so zahlreich, daß es den großen Verhandlungssaal unseres Justizpalastes — wäre er auch in seinem Raume der Größe der ersten Stadt angemessen — zehnmal hätte füllen können. Derjenigen, welche außer den in hellen Schaaren erschienenen Reportern noch im Saale fanden, war daher nur eine geringe Zahl. Unter ihnen befinden sich Vertreter aller Stände. So sehen wir u. A. den Grafen Nikolaus Eszterhazy, Reichsrathsabgeordneten Baron Tinti, den Sekretär der englischen Gesandtschaft, Herrn Bomhard, FML. Faber, den ersten Präsidenten des Landesgerichts, Scharschmidt ꝛc. Auch die beiden Seitensäle des Verhandlungssaales sind mit Zuhörern reich besetzt. Die Einrichtung des Verhandlungssaales ist die gewöhnliche. Auf der erhöhten Tribüne der Tisch des Gerichtshofes, an diesen anstoßend der des öffentlichen Anklägers, an der Seite die Bank der Angeklagten und hart an der Eingangsthür des Berathungszimmers ein kleines Tischchen, bedeckt mit den Kleidern, welche die Gräfin Chorinsky an ihrem Todestage getragen, einem Theekessel, Weinflaschen, einer Schachtel mit Briefen ꝛc. — lauter Dinge, welche im Laufe der Verhandlung eine Rolle zu spielen bestimmt sind.

Nach 9 Uhr erscheinen der öffentliche Ankläger, Chef der Staatsanwaltschaft, Landesgerichtsrath Schmeidl, und der Vertheidiger der Julie von Ebergenyi, Dr. Neuda.

Knapp nach ihnen wird Julie v. Ebergenyi in den Saal geführt. Lautlose Stille empfängt sie, hunderte Augen wenden sich ihr zu und suchen in ihren Mienen den Zug, welcher die Mörderin verräth — ein

eigenthümliches Zeichen des im Menschen lebenden Moralbewußtseins, daß man unwillkürlich bei dem Mörder die Prädestination voraussetzt und in seinem Gesichte das Kainszeichen sucht. Nun, den Stempel des Mordes trägt das Gesicht Julie v. Ebergenyi's nicht, eher den hochmüthiger Rohheit. Der Blick, der aus ihrem dunklen, von breiter glatter Stirn überschatteten Auge manchmal kühn hervordringt, hat nichts von der tigerhaften Wildheit und ätzenden Schärfe jenes der Trolls und Schmidts. Nur ein böser Zug zieht sich um den herb geschlossenen Mund, möglicherweise ein Theil der Maske, welche sich die Unglückliche für den Kampf zurechtgelegt hat, den sie durch vier bange Tage für ihre Ehre, ihre Zukunft, vielleicht ihr Leben kämpfen soll. Die Toilette, die sie trägt, ist keine freigewählte. Sie ist diejenige, in welcher sie in München auftrat und welche sie heute neuerdings anlegen mußte. Sie besteht aus einem schwarzen, weiß in Carres abgesteppten Kleide, einer gleichen Jacke, einer blauen Halsschleife, Ohrgehängen, welche die Form von Todtenköpfen haben. Nur der schwarze, mit Pfauenfedern geschmückte Hut, welchen sie in München trug, fehlt, so daß das kokett frisirte braune Haar schmucklos erscheint. Ihre Hände sind von lichtbraunen Handschuhen bedeckt. Kaum ist sie im Saale und an ihrer Seite die Wache mit aufgepflanztem Bajonnete erschienen, bedeckt sie ihr stark gerötheles Gesicht mit einem Sacktuch und wankt auf ihren Platz. Von da wechselt die Farbe ihres Gesichtes, in dem die Spuren schwerer Leiden zu sehen sind, in jedem Nu; bald ist es blaß, bald roth.

Fast zugleich mit der Angeklagten erscheint der Gerichtshof. Er besteht aus dem Präsidenten Landesgerichtsrath Giuliani, den Votanten Landesgerichtsräthen Kubasta und Gernerth, Sekretären Pauminger und Czeyka, einem Ersatzrichter und dem Schriftführer Dr. Koppler.

Alles im Saale erhebt sich.

Präs.: Ich erkläre die Verhandlung für eröffnet und gestatte allen Anwesenden, sich niederzulassen. — Ich bitte den Herrn Schriftführer, den Gegenstand der Verhandlung aufzurufen.

Schriftführer: Anklage gegen Julie v. Ebergenyi v. Telekes, Ehren-Stiftsdame, wegen des Verbrechens des Meuchelmordes.

Präs. (zu dem Saaldiener): Lassen Sie die Zeugen eintreten.

Als Zeugen sind vorgeladen: Hr. Franz Janoschka, Fräulein Elise v. Thurneyssen, Fräulein Elise v. Malanotti, Fräulein Agnes Mariot, Frau Maria Ernst, Herr Theodor Rampacher, Herr Heinrich Dierkes, Herr August Angerer, Fräulein Elise Kubesch und Adalbert Mikulitsch. Die Zeugen treten ein; es fehlt nur Adalbert Mikulitsch. Der Staatsanwalt behält sich dießfalls weitere Anträge vor.

Der Präsident ermahnt die Zeugen zur Angabe der Wahrheit unter Hinweis auf den abgelegten Eid, daß es nicht blos eine schwere Sünde sei," deren man sich durch eine falsche Aussage schuldig macht, sondern man auch sich wegen des Verbrechens des Betruges schweren Strafen aussetze. — „Diese Ermahnung gilt auch Ihnen, Herr Dierkes", sagt der Präsident, „denn auch Sie, der bis heute noch nicht beeidet ist, können in die Lage kommen, Ihre Aussage zu beeiden. Die Zeugen werden heute nicht mehr zur Vernehmung kommen, und ich entlasse sie daher für heute mit dem Ersuchen, sich morgen um 9 Uhr Vormittags zur Vernehmung im Gerichtssaale einzufinden."

Die Zeugen ziehen sich zurück und der Schriftführer verliest den Anklagebeschluß:

„Das k. k. Landesgericht hat den Beschluß gefaßt, Julie Ebergenyi de Telekes sei in Gemäßheit des § 200 der Strafprozeß-Ordnung in Anklagestand zu versetzen, weil sie des Verbrechens des Mordes in Gemäßheit des § 134 des Strafgesetzes beschuldigt erscheint."

Präs. (zur Angeklagten): Ich ermahne Sie zur Aufmerksamkeit auf den Gang der Verhandlung und fordere Sie auf, die Wahrheit anzugeben. — Angekl., tief bewegt, weint. (Unruhe.)

Präs.: Ich ersuche die Anwesenden, sich niederzulassen und ruhig zu bleiben.

Präs. (zur Angeklagten): Ihr Name? — Angeklagte antwortet unhörbar. — Präs.: Ich bitte Sie, laut zu sprechen. Die Verhandlung ist öffentlich, jeder Anwesende hat das Recht, Sie zu hören. Ihr Name? — Angekl.: Julie v. Ebergenyi.

Präs: Wo sind Sie geboren? — Angekl.: In Szecsen bei Steinamanger. — Präs.: Wie alt? — Angekl.: 24 Jahre. — Präs.: Sind Sie ledig? — Angekl.: Ja. — Präs.: Sie sind Ehren-Stiftsdame des Damenstiftes zur Schule Jesu zu Brünn? — Angekl.: Ja. — Präs.: Sie hatten keinen Anstand bei Gericht? — Angekl.: Nein. — Präs.: Ich bitte Sie, dem Verlaufe der Verhandlung mit Aufmerksamkeit zu folgen. Wollen Sie sich niederlassen.

Präs.: Herr Staatsanwalt haben das Wort zur Begründung der Anklage.

Staatsanwalt Landgerichtsrath Schmeidl:

Mathilde Ruef, Tochter bürgerlicher Eltern, und am 16. Mai 1833 zu München geboren, hatte die Schauspielkunst zu ihrem Lebensberufe gewählt, und war vor Ende der fünfziger Jahre Mitglied der Linzer Bühne.

Damals lernte sie zu Linz den als Offizier in Garnison befindlichen Grafen Gustav Chorinski kennen, und es entspann sich zwischen beiden ein intimes Verhältniß.

Scheinbar nahm dasselbe einen günstigen Verlauf, indem beide im Jahre 1860 zu Rom am Ziele ihrer Wünsche standen, und die Kirche ihren Bund segnete; — daß sie Frau geworden, mußte sie mit jener unglücklichen Katastrophe büßen, welche Gegenstand Ihrer Judikatur sein wird.

Nur ganz kurze Zeit währte das eheliche Glück.

Schon im Jahre 1864 finden wir die von ihrem Gatten verlassene Gräfin Mathilde Chorinski im Hause ihrer Schwiegereltern hier in Wien. Ich will mich nicht des Weitern in die Schilderung des Charakters der verstoßenen Gattin, nicht in eine Beleuchtung des Verschuldens des Gatten ergehen. Die Gräfin Chorinski fand liebevolle Aufnahme im Hause ihrer Schwiegereltern.

Es werden im Laufe der Verhandlung Briefe zur Kenntniß des hohen Gerichtshofes kommen, welche zur Genüge das intime, auf Achtung und Liebe gegründete Verhältniß beurkunden, das zwischen der Gräfin Mathilde Chorinski und ihren mit Recht hoch geachteten Schwiegereltern stattfand.

Der Name und Charakter dieser Schwiegereltern, die hohe Achtung, welche denselben ausnahmslos gezollt werden, sprechen beredt für die Gräfin Mathilde Chorinsky. Auch dieß Asyl gönnte der pflichtvergessene Gatte seiner unglücklichen Gattin nicht.

In Folge einer am Schlachtfelde erlittenen Verwundung nach Wien zurückgekehrt, machte er es zur Bedingung seines Aufenthaltes im elterlichen Hause, daß seine Gattin dasselbe verlasse. Den Eltern, dem Sohne und Gatten die Möglichkeit zu verschaffen Pflege zu geben und zu erhalten, verließ Gräfin Mathilde Chorinski im Sommer 1866 jenen Aufenthalt, der sie wenigstens in den Augen der Welt rehabilitirt hatte, und suchte allein und verlassen eine Heimath. Nach kurzem Verweilen in anderen Städten nahm sie im April 1866 ihren bleibenden Aufenthalt in München, wo sie sich seit Oktober 1867 bei der Kabinetsdienerswittwe Elise Hartmann, Amalienstraße Nr. 12, eingemiethet hatte.

Am 20. und 21. Nov. 1867 empfing Gräfin Chorinski, in ihrer Wohnung als Baronin Ledske bekannt, den Besuch einer Dame, von welcher sie mehreren Personen gegenüber äußerte, daß dieselbe aus Wien von guter Familie, und von ihrem Manne, der sie schlecht behandle, und ihr ihren Brillantschmuck versetzt habe, geschieden sei.

Einer Zeugin theilte Gräfin Chorinski sogar mit, daß sie von der Dame in das Theater eingeladen, sie jedoch selbst die Fremde zum Thee gebeten habe. Der Abendthee fand bei der Gräfin Chorinski am 21. statt. Die Umstände dieser Theevisite werden Ihnen im Laufe der Verhandlung bekannt werden. Sie werden erfahren, daß die fragliche Fremde am Abend des 21. von beiläufig 4 bis halb 6 Uhr bei der Gräfin war, daß die Gräfin noch um 6 Uhr die Zeugin Fanny Hartmann um deren Operngucker ersuchte. Dieß war das Letztemal, daß Gräfin Chorinski von Zeugen lebend gesehen wurde. Nach Entfernung der Zeugin Fanny Hartmann kam die Fremde um halb 7 Uhr zu Zeugin Elise Hartmann, ersuchte dieselbe ihr zum Zwecke des Theaterbesuchs eine Droschke zu holen. Diese kam ihrem Wunsche nach, war beiläufig 5 Minuten abwesend, und fand bei ihrer Rückkehr die Wohnung der Gräfin schon verschlossen, so daß sie sich dachte, die beiden Damen haben sich schon entfernt.

Als dieselbe jedoch am Samstag, den 23., nicht zum Vorschein kam, und Elise Hartmann, welche in Sorge um sie sich bei den „vier Jahreszeiten" erkundigt hatte, dort erfuhr, daß die fremde Dame schon Donnerstags den 21. Abends nach Wien abgereist war, erwachte in der Frau Hartmann der Verdacht, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugegangen sei; sie wendete sich an die Polizei. Bei dem Umstande, daß die Thüre des Zimmers der Gräfin Chorinski von außen versperrt war, und der Schlüssel fehlte, drang man zuerst mittelst einer sonst nicht benützten Thüre in die Wohnung der Gräfin Chorinski ein, und fand dieselbe bereits todt am Boden zwischen dem Kanapee und dem Tische liegen.

Die näheren Details dieser Situation werden im Laufe der Verhandlung klar werden. Selbstverständlich mußte bei dem Ungewöhnlichen und ganz Befremdenden dieses Todesfalles die Obduktion der Leiche veranlaßt werden. Aus der Obduktion ergab sich der dringende Verdacht einer stattgehabten Vergiftung. Der Verdacht wurde durch die chemische Analyse der Weichentheile zur Gewißheit. Durch das Gutachten der Gerichtsärzte ist konstatirt:

a. Die Gräfin Chorinski sei bereits am Abend des 21. in Folge einer Vergiftung durch Blausäure, ohne Mitwirkung einer anderen Ursache, gestorben, und es haben bei der eigenthümlichen Leibesbeschaffenheit weder besondere Zustände der Verstorbenen, noch zufällige äußere Umstände etwas hiezu beigetragen.

b. Es scheine die Vergiftung mit Cyankali erfolgt zu sein, weil

1) die Erscheinungen, als: ausgedehnte Blutaustritte auf die Magenschleimhaut, und Abgang aller fremden Säuren im Magen darauf hinweisen, und

2) konzentrirte Blausäure schwer einem Laien zugänglich ist, während Cyankali unschwer verschafft werden kann.

c. Blausaures Gift theile sich nach dem Genusse sehr schnell dem Organismus mit und kann bei gehöriger Menge binnen wenigen Minuten tödten.

d. Es sei im vorliegenden Falle der Tod sehr schnell ohne besondere Schmerzenskundgebung erfolgt.

Die erste Aufgabe war nun, sich eine Ansicht darüber zu bilden, ob ein Selbstmord, ob ein Raub- oder Meuchelmord vorliege. Sie werden im Laufe der Verhandlung die Ueberzeugung gewinnen, daß die Annahme eines Selbstmordes ebenso ausgeschlossen werden mußte, als jene eines Raubmordes; letztere insbesondere deßhalb, weil nichts vom Werthe abging, erstere, weil, abgesehen von den erst später bekannt gewordenen Daten über den Geistes- und Gemüthszustand der Unglücklichen, die äußeren Umstände, unter welchen die Leiche und ihre Umgebung aufgefunden wurde, auch nicht

einen Moment den Gedanken aufkommen ließen, es habe die Verstorbene sich selbst getödtet, im Gegentheile die Ueberzeugung sich aufdringen mußte, eine fremde Hand habe das Leben der Verunglückten vernichtet. Bei dem Entfallen eines Selbst- und Raubmordes konnte daher nur ein persönliches Interesse, welchem das Leben der Gräfin im Wege stand, im Spiele gewesen, es mußte ihr Tod durch einen Meuchelmord veranlaßt worden sein. Ausgehend von hier, mußte der Mörder unter jenen Personen gesucht werden, zu welchen die Gräfin Chorinski in naher Beziehung gestanden, und mit welchen sie einigermaßen unmittelbar vor ihrem Tode verkehrt hatte.

Die letztere Annahme führte zu dem dringenden Verdachte, daß die erwähnte fremde Dame aus Wien, in deren ausschließlicher Gesellschaft die Gräfin am Abende des 20. sich bis zu jenem Momente befunden, welcher als der ihres Todes konstatirt ist, diesem Tode nicht fremd gewesen sei.

Wie Ihnen in der Verhandlung nachgewiesen werden wird, war die erwähnte fragliche Dame als Baronin Marie Vay am Morgen des 20. mit dem Wiener Zuge in München angekommen, im Hotel „Zu den vier Jahreszeiten" abgestiegen, am Abend des 21. unter sichtlicher Aufregung in das Hotel zurückgekehrt und mit allen Zeichen der Ueberstürzung nach Wien abgereist.

Während nun dieser muthmaßlichen Thäterin nachgeforscht wurde, erschien Montag den 25. der Gatte der Ermordeten, Graf Gustav Chorinski in Gesellschaft seines Vaters in München; die Kunde des Todes seiner Frau war Letzterem im polizeilichen Wege zugekommen. Die Münchener Sicherheitsbehörde hatte unterdessen ermittelt, daß vor ganz kurzer Zeit an die Polizei in München eine Anfrage nach der Wohnung der Ermordeten geschehen war, und daß diese Erkundigung vom Gatten ausgegangen sei.

Dieser fiel dem Münchener Polizeichef, welcher die Sache selbst in die Hand genommen hatte, durch sein sonderbares Benehmen, durch mehrfache Widersprüche, insbesondere aber dadurch auf, daß er, nicht achtend die Majestät des Todes, welche doch auch den sich keiner Schuld Bewußten erschüttern und dazu bewegen sollte, aus der Verlegenheit nicht die widrigen Momente, sondern die Erinnerung an die einstige Zärtlichkeit wieder aufleben zu lassen, einen leidenschaftlichen tödtlichen Haß wider seine Gattin zur Schau trug.

Im Zusammenhalte mit der Ueberzeugung, daß der Mörder nur unter den nahestehenden Personen der Ermordeten zu suchen sei, und in Erwägung, daß es sonderbar sei, daß sich Graf Chorinski erst vor Kurzem und zwar im polizeilichen Wege um die Wohnung seiner Gattin erkundigt hatte, sah sich die Münchener Behörde veranlaßt, am 25. mit der Verhaftung des Grafen Chorinski vorzugehen. Wie richtig diese Kombination, wie begründet diese Verhaftung war, wird aus den Verhandlungen klar werden.

Ich greife denselben nur insoferne vor, als ich mir erlaube, aufmerksam zu machen, daß Graf Chorinski im Besitze mehrerer Photographien gefunden wurde. Wie die Verhandlung nachweisen wird, wurde von den kompetentesten Personen übereinstimmend und mit vollster Bestimmtheit in einigen dieser Photographien das Bild jener Dame erkannt, von welcher oben als Baronin Vay die Rede war, und auf welche der dringende Verdacht der unmittelbaren Betheiligung am Morde ruhte. Graf Chorinski bezeichnet diese Dame als die Stiftsdame Julie von Ebergenyi, und gab zu verstehen, daß er zu derselben Beziehungen habe.

Der Aufenthalt in München unter fremdem Namen, konstatirtes Verweilen bei der Gräfin Chorinsky bis zum Momente ihres Todes, die plötzliche Abreise, die Beziehungen derselben zum Grafen Chorinsky, die unschwer zu erkennen waren, da er ihr Bildniß in mehreren und verschiedenen Ausfertigungen bei sich trug — dieß Alles im Zusammenhalte mit den wider den Grafen Gustav Chorinsky vorliegenden subjektiven Momenten, mußte den Verdacht wider beide Personen als so vollkommen begründet erscheinen lassen, daß die Verhaftung der Julie v. Ebergenyi im Wege der Wiener Polizei veranlaßt wurde.

Am Abend des 26. November wurde Julie von Ebergenyi, heiter und guter Dinge in Gesellschaft ihrer Schwester beim Thee sitzend, in ihrer Wohnung verhaftet. Die von Julie v. Ebergenyi bald nach ihrer Verhaftung, im Momente, wo es ihr noch nicht gelungen war, über eine den Umständen halbwegs entsprechende Vertheidigung mit sich einig zu sein, abgegebenen Erklärungen waren nicht danach angethan, den Untersuchungsrichter glauben zu machen, er sei auf falscher Fährte.

Ich unterlasse es, jetzt schon näher auf die ersten Angaben der Julie v. Ebergenyi einzugehen, um Ihnen, meine Herren, die Möglichkeit zu geben, aus den Beweisen, welche Ihnen werden vorgeführt werden, ganz abgesehen von den Erklärungen und Angaben der Julie v. Ebergenyi, sich Ihre Ansicht und Ihre Ueberzeugung zu bilden.

Die wider Julie v. Ebergenyi abgeführte Untersuchung hat so viele und so wichtige Anhaltspunkte und so gewichtige Indicien zu Tage gefördert und festgestellt, daß dieselbe von dem k. k. Landesgerichte wegen des Verbrechens des Meuchelmordes in den Anklagestand versetzt und auf heute die Schlußverhandlung wider sie anberaumt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 96 | Samstag, 25. April | 1868.

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Ich werde Ihnen, meine Herren, fuhr der Staatsanwalt in seiner Anklageschrift fort, das gesammelte Beweismateriale nicht schon jetzt einzeln und im Detail anführen, da Sie in der Lage sind, das lebende Wort, die persönliche Anschauung auf sich einwirken zu lassen, und beschränke mich darauf, Ihnen jene Momente zu bezeichnen, auf welche ich meine Anklage zu stützen gedenke.

Es wird Ihnen, meine Herren, erwiesen werden, daß zwischen Julie v. Ebergenyi und dem Grafen Gustav Chorinsky die innigsten, intimsten Beziehungen bestanden, dieselben sich bereits verlobt und ihre Vermählung auf eine ganz naheliegende Zeit festgesetzt hatten, ja, daß Julie v. Ebergenyi sich in einzelnen äußeren Formen noch während des Lebens der Gräfin Mathilde Chorinsky als Gattin des Grafen Gustav Chorinsky gerirte.

Der hohe Gerichtshof wird die Ueberzeugung gewinnen, daß der Erreichung des ebenerwähnten Zieles der Julie von Ebergenyi, sich mit dem Grafen Chorinsky vermählen zu können, die Existenz der Gräfin Mathilde Chorinsky auch deßhalb im Wege stand, weil dieselbe ein Einkommen bezog, welches zum Theile die Mittel der Existenz des neuen gräflichen Paares gewähren sollte.

Sie, meine Herren, werden erfahren, daß dem mit Erfolg begleiteten Attentate Versuche vorausgingen, welchen schlechterdings keine andere Absicht als jene, die Gräfin Chorinsky aus dem Wege zu räumen, unterlegt werden kann.

Ich bin in der Lage, dem hohen Gerichtshofe zu beweisen, daß Julie v. Ebergenyi sich ein Gift, welches der Gräfin Mathilde Chorinsky höchst wahrscheinlich zu ihrer Tödtung beigebracht wurde, nicht nur zu verschaffen gewußt, sondern auch noch am Tage ihrer Arretirung besessen, und sich auch noch andere Mittel zur Vollführung des Verbrechens, als falscher Pässe, Empfehlungsschreiben u. dgl. bedient habe.

Es wird erwiesen werden, daß Julie v. Ebergenyi nicht nur am Tage des Mordes sich zu München aufgehalten, sondern bis zu jenem Momente, in welchem der Mord erwiesenermaßen verübt wurde, allein und ausschließend sich in Gesellschaft der Ermordeten befunden habe, daß sie weiter unmittelbar nach jenem Momente unter höchst verdächtigen Umständen ganz räthselhaft aus der Wohnung der Gräfin Chorinsky und unter den Zeichen der Bestürzung und Eile, welche ganz einer Flucht glichen, von München sich entfernt habe.

Es wird bis zur vollkommensten Evidenz dargethan werden, daß nach dem Morde im Besitze der Julie v. Ebergenyi Gegenstände vorgefunden wurden, welche die Ermordete erwiesenermaßen besessen hat, nicht minder, daß Julie v. Ebergenyi Gegenstände, welche vom Verbrechen herrühren, theils vertilgt, theils verborgen hatte.

Sie werden endlich, meine Herren, erfahren, daß Julie v. Ebergenyi eine Reihe falscher Beantwortungen vorgebracht habe, welche hinreichen würden, einem viel schwächeren Beweis-Materiale die Macht der Ueberzeugung zu verleihen.

Alle diese Umstände, welche ich Ihnen im Laufe der Verhandlung zu erweisen hoffe und von deren untrüglicher, unerschütterlicher Gewißheit ich überzeugt bin, haben die k. k. Staatsanwaltschaft und auf deren Antrag das löbliche k. k. Landgericht bewogen, die Julie v. Ebergenyi für rechtlich beschuldigt zu erkennen, die Gräfin Mathilde Chorinsky in deren Wohnung zu München am Abende des 21. November 1867 mittelst Giftes ermordet, daher das Verbrechen des Meuchelmords im Sinne der §§ 134 und 135 a. St. G. B. begangen zu haben.

Kraft meines Amtes erhebe ich daher wider Julie Ebergenyi von Telekes die Anklage wegen des Verbrechens des Meuchelmordes und bitte um Eröffnung des Beweisverfahrens.

Nach dem Vortrage der Anklage ermahnt der Präsident die Anwesenden, sich ruhig zu verhalten, ladet die Angeklagte ein, sich zu erheben und auf alle Fragen klar und deutlich zu antworten, mit der Bemerkung, daß das Gesetz wohl vorschreibe, daß man stehend zum Gerichtshofe spreche, daß mit Rücksicht auf die längere Dauer des Verhörs es der Angeklagten jedoch gestattet werde, wenn sie sich müde fühle, um einen Sessel zu ersuchen. (Bewegung im Saale.)

Präs.: Ich muß um Ruhe ersuchen, sonst müßte ich den Saal räumen lassen.

Die Angeklagte ist sehr bewegt; man sieht an ihr die Zeichen der großen Aufregung, die sie beherrscht. Die Blicke hält sie beinahe fortwährend zu Boden gesenkt, und nur von Zeit zu Zeit schlägt sie die Augen auf, um einen schnellen Blick auf Richter und Zuhörer zu werfen.

Der Präsident beginnt das Verhör.

Präs.: Sie sind am 9. Februar 1842 in Szecsen geboren. Sie haben angegeben, daß Sie, 3—4 Jahre alt, mit Ihrer Mutter nach Pesth gezogen sind? — Angekl.: Ja. — Präs.: Nach dem Tode Ihrer Mutter sind Sie mit Ihrem Vater nach Szecsen gezogen? — Angekl.: Ja. — Präs.: Dort sind Sie geblieben bis zum Jahre 1867, wo Sie Ihren Aufenthalt gegen den Willen Ihrer Angehörigen in Wien nahmen? Wo haben Sie da Ihren Aufenthalt genommen? — Angekl.: Bei meiner Taufpathin. — Präs.: Wie lange waren Sie dort? — Angekl.: Zwei Monate. — Präs.: Zwei Monate meinen Sie? Es kommt vor, daß Sie Einen Monat dort waren? — Angekl. (sehr leise): Möglich. — Präs.: Sie haben im 2. Stocke ein Zimmer gemiethet bei Clara Steinlechner. Was hat Sie bestimmt, diesen Unterstand zu wählen? — Angekl.: Weil ich mußte. — Präs.: Warum mußten Sie diese Wohnung nehmen? — Angekl.: Es wurde mir gekündigt.

Präs.: Und zwar, wie diese Frau behauptet, aus dem Grunde, weil Sie häufige Besuche von Männern zu jeder Stunde empfingen, was ihr unangenehm war, weil es ihren Ruf bedrohen konnte. — Angekl.: Dies ist eine Verleumdung. — Präs.: Wohin sind Sie von dort gezogen? — Angekl.: Himmelpfortgasse zur Frau von Humburg. — Präs.: Wie lange sind Sie dort geblieben? — Angekl.: Beiläufig bis 3. August. — Präs.: Sie sind bis 3. August

dort geblieben, am 8. August erschienen Sie in einer neuen Wohnung, welche war diese? — Angekl.: Krugerstraße Nr. 13 — Präs.: Diese Wohnung hatten Sie bis jetzt inne? Angekl.: Ja.

Präs.: Seit wann sind Sie Ehren-Stiftsdame? — Angekl.: (spricht sehr leise unter Zeichen stets steigender Aufregung): Seit 6. Juli 1867.

Präs.: Von diesem Datum ist die allerhöchste Entschließung, am 19. Juli wurde die Taxe von 50 Dukaten erlegt und Ihnen die Ordens-Abzeichen verabfolgt. Sie haben gehört, welche Anklage gegen Sie erhoben wird. Wollen Sie sich im Allgemeinen darüber aussprechen. Erzählen Sie den Hergang, der Sie auf die Anklagebank brachte. — Angekl. schweigt. — Präs.: Fassen Sie Muth. — (Pause.) — Angekl. (leise, sich mit der Hand die Stirne bedeckend): Ich bin nicht die Thäterin.

Präs.: Sie sind nicht die Thäterin? Wollen Sie sich im Allgemeinen über die Einzelheiten der Anklage aussprechen. Seit wann kennen Sie den Grafen Chorinski? — Angekl.: Seit dem 6. Mai 1867. — Präs.: Sie haben ihn zufällig in einer Gesellschaft kennen gelernt. Hat er bald, nachdem Sie ihn kennen gelernt, Ihr Haus besucht? Angekl.: Schon am nächsten Tage.

Präs.: Wann wurden die Beziehungen inniger? — Angekl.: Ein paar Tage darauf. — Präs.: Wann haben Sie zuerst erfahren, daß er bereits verheirathet ist? — Angekl.: Gleich nach den ersten Tagen. — Präs.: Also gleich nach den ersten Tagen hat Ihnen Graf Chorinsky mitgetheilt, daß er verheirathet sei? Wann wurde Ihnen bekannt, daß das Verhältniß in eine Ehe übergehen sollte? — Angekl.: Auch gleich in den ersten Tagen.

Präs.: Nachdem Sie schon wußten, daß Graf Chorinsky verheirathet sei, was wurde Ihnen vorgebracht, wie das Hinderniß beseitigt werden sollte? — Angekl.: Eine gerichtliche Scheidung. — Präs.: Der Graf Chorinsky ist katholisch, Sie sind es auch; eine gerichtliche Scheidung würde Sie nicht zu einer Ehe ermächtigt haben. — Angekl.: Wir beabsichtigten einen Religionswechsel. — Präs: Wo sollte dieser stattfinden? Fand eine bestimmte Verabredung statt? Dachten Sie, der Graf werde nach der Scheidung im Kriegsdienste verbleiben? — Angekl.: Wir dachten daran, daß er später den Kriegsdienst zu verlassen habe. — Präs.: Dem steht die Aussage Ihrer Schwester entgegen, die in einem Briefe an den Grafen Chorinsky ihre Protektion anbietet und ihm in Aussicht stellt, sie werde in der Lage sein, ihm zu einem Avancement behülflich zu werden. Woher wollten Sie übrigens die Geldmittel nehmen, um sich zu etabliren? — Angekl.: Wir hofften auf solche. — Präs.: Nach einer Auskunft von Seite des Stuhlrichteramtes machten Sie Anspruch auf ein nach dem Tode des Vaters auszuzahlendes Kapital von 20,000 fl.? — Angekl.: Ja.

Präs.: Das Kapital war aber zu fünf Prozent angelegt. — Angekl.: Durch die Zuvorkommenheit meines Bruders hoffte ich Geld zu erlangen, um mich ins Ausland zu begeben. — Präs.: Wurde das unter Ihnen besprochen? — Angekl.: Ich weiß es nicht genau. — Präs.: Es deuten Briefe und andere Dinge auf das Vorhaben hin, die Sache auf andere Weise zu lösen. — Angekl.: Ich habe mich bloß auf die Güte meines Bruders verlassen. — Präs.: Wann sollte die Ehelichung überhaupt stattfinden? War ein Termin festgesetzt? — Angekl.: Es war kein Zeitraum festgesetzt.

Präs.: Nach den Erhebungen war allerdings ein Zeitraum festgesetzt. — Angekl.: Von dem weiß ich nichts. — Präs.: Sie haben Ihre Schwester im Juni 1867 hierherberufen und ihr mitgetheilt Sie seien die Braut des Grafen Chorinsky, da seine Frau mit einem unheilbaren Leiden behaftet sei und Ihnen bald Platz machen werde. — Angekl. (welche, je weiter das Verhör gedeiht, immer verlegener wird und kaum Worte findet): Das war auf die Absicht der Scheidung hin. — Präs.: Sie hatten aber gehört, die Frau Gräfin lebe noch und der Herr Graf Gustav Chorinsky sei verheirathet. — Angekl.: Ich habe später erfahren, sie sei todt. — Präs.: Ihrer Fräulein Schwester haben Sie mitgetheilt, der Graf Gustav Chorinsky sei gezwungen worden, die Ehe mit seiner Gemahlin einzugehen, und er habe sich darum fern von ihr gehalten. — Angekl.: Ich habe es von meinem Gustav erfahren. — Präs.: Ihr Bräutigam hat ja um Ihre Hand angehalten. — Angekl.: Er hat es gethan, weil ich mich mit ihm verabredet hatte, daß er mich damit vor meiner Familie vertheidige und dieselbe beruhige, daß ich die Braut eines Ehrenmannes bin. — Präs.: Sie sind schon im Juni mit ihm verlobt worden. Angekl.: Das kann man keine Verlobung nennen, ich wollte nur, daß mein Bruder ihn kennen lernen soll.

Präs.: Ihr Herr Vater hat zum Bündnisse seinen väterlichen Segen gegeben, und Sie haben sich an Ihren Bruder gewendet am 15. und 19. September, die Mittel herbeizuschaffen, um die Heirath mit dem gehörigen Comfort begehen zu können. — Angekl.: Mein Gustav hat es so gewünscht, um die Sache dann nicht auf einmal überstürzen zu müssen. (Weint.)

Präs: Fassen Sie Muth, lassen Sie sich Zeit. Wie ernst diese Absicht auf Ehe gemeint war, beweist schon, daß Sie im August 1867 den ältesten und innigsten Freund Ihres Hauses brieflich ersuchten, er möge sich schleunigst nach Wien begeben, um hier wegen des Abschlusses der Vermählung mit Ihnen Verabredung zu treffen. — Angekl.: Es war dabei immer von einer Scheidung die Rede. — Präs.: Es wurde von einer Scheidung nichts erwähnt. Es wurde ihm nur Graf Chorinsky vorgestellt und erklärt, daß dieser Sie heirathen werde. — Angekl.: (spricht leise und stotternd): Möglich — nein — ich weiß nicht.

Präs.: Frau Elise von Burkmeister bestätigt ebenfalls, daß Graf Chorinsky ausdrücklich erklärte, er werde Sie in nächster Zukunft heirathen, daß er ihr als Bräutigam vorgestellt wurde; bestätigt, daß eine Verlobung stattgefunden hatte, noch zur Zeit, als Sie in der Himmelpfortgasse wohnten. — Angekl.: Was die Verlobung betrifft, so ist die Angabe unrichtig aufgefaßt; dieß versteht sich von selbst, da eine Verlobung nur in Gegenwart der beiderseitigen Eltern stattfinden kann.

Präs.: Sie haben ihr im Oktober ein Brautkleid gezeigt und bei dieser Gelegenheit erklärt, daß jetzt nächstens die Hochzeit stattfinden werde. — Angekl.: Ein Brautkleid war es keinesfalls, sondern nur ein Anzug (sehr bewegt), der zur Hochzeit verwendet werden sollte.

Präs.: Dieß ist eben ein Brautkleid. Marie Ernst, Modistin, bestätigt die Angabe, daß Sie schon im September 1867 ein Spitzenkleid um 310 fl. gekauft haben, mit der Angabe, es sei für die Hochzeit bestimmt. — Angekl.: Das ist richtig, jedoch (unterdrückt das Weinen) nicht mit der Absicht, daß es eine baldige Hochzeit sein solle, indem (die Angeklagte vermag nicht mehr weiter zu sprechen). — Präs.: Nehmen Sie Platz und sprechen Sie sitzend. — Angeklagte setzt sich. — Präs.: Sie haben auch gegen Graf Wimpffen und Herrn Alexander Standfels dieselbe Aeußerung gethan, und kurz vor Ihrer Verhaftung am 26. November mit Ihrer Schwester bedeutende Einkäufe gemacht und dabei erklärt, daß Sie in vier Wochen wiederkehren und dann heirathen werden. — Angekl.: Ich habe das möglichen Falls gesagt, aber es war ja dabei nicht die Zeit genau bestimmt, sondern nur im Allgemeinen angedeutet.

Präs.: Wie sehr Sie sich in diesen Gedanken hineingelebt, beweist, daß Sie selbst nach Ihrer Verhaftung unmittelbar aus dem Arrest auf Schleichwegen bestrebt waren, an Ihren Bruder Stephan einen Zettel des Inhalts gelangen zu lassen: Die Heirath mit Gustav wird sehr bald vor sich gehen. — Angekl.: Wir rechneten auf die gerichtliche Scheidung.

Präs.: Es wurde in Ihrem Besitze ein Brief des Grafen Chorinsky gefunden, der auch auf die sehr ernste und dringende Absicht hinweist, den Plan durchzuführen und die Ehe

Digitized by Google

zu schließen. Im Anfange dieses Briefes an Ihre Schwester heißt es: „Gestatten Sie mir, mich als den künftigen Beschützer und Gemahl meiner angebeteten himmlischen Julie zu nennen; ich habe ihr zu dem Geständnisse meiner rasenden Anbetung noch das gemacht, daß ein langdauernder Prozeß, in den ich verwickelt bin, mich zwingt, noch zu warten." — Sie mußten, daß Graf Chorinsky verheirathet sei, Sie haben dieß schon in den ersten Tagen erfahren, — und hier wird nun von einem Prozesse als Hinderniß gesprochen. — Angekl.: Wir hofften auf die gerichtliche Scheidung.

Präs.: Es liegt ein Konzept von der Hand des Grafen Chorinsky vor, welches Sie schreiben läßt: „Mein Gustav ist durch und durch ein Ehrenmann, der nie mit jener Person lebte, an die er durch gefälschte Dokumente, wie durch seine Ehe gebunden ist, welche die ganze Familie Gustav's haßt und verachtet, jene elende Person." Wer hat diesen Brief geschrieben? — Angekl.: Ich selbst, ich habe meinen Gustav als Ehrenmann gekannt.

Präs.: Sie haben den Brief selbst geschrieben? Wie kommt es, daß er die Züge des Grafen Chorinsky trägt? — Angekl. (kaum verständlich, spricht sehr leise): Graf Chorinsky hat ihn abgeschrieben.

Präs.: Graf Chorinsky, über dieses Schreiben vernommen, behauptet, daß er dieses Konzept selbst als solches verfaßt, und dahin weisen auch die Ausschreibungen darauf, damit Sie es abschreiben. — Angekl.: Nein, ich muß gestehen, mein Gustav ist sehr zerstreut. — Präs.: Ich werde später Gelegenheit haben, den Brief Ihnen vorzulegen. In einem Briefe an Sie ohne Datum kommt folgende Stelle vor: „Ich sehe dem Tage unserer Heirath mit Ungeduld entgegen; es ist unser beiderseitiger Wunsch, uns ganz anzugehören." — Angekl.: Ja, dieses Schreiben entsprang aus unserer wahren gegenseitigen Neigung.

Präs.: In einem Briefe des Grafen Gustav Chorinsky vom 2. August vor. Js. kommt eine Stelle vor: „Ich muß dich bald heirathen, wir müssen bald vor der Welt verheirathet sein." Es ist davon die Rede gewesen, daß Sie die Heirath ermöglichen sollen. Mehrere Briefe des Grafen enthalten immer den Wunsch, sich mit Ihnen zu verbinden. — Angekl.: Ein solcher Wunsch war sehr natürlich und bestand auch. — Präs.: Es liegt ein Schreiben des Grafen Gustav Chorinsky vom 4. August vor. Js. vor, in welchem es heißt: „Sobald ich dich geheirathet habe, wird Alles gut sein; nur verlobt möchte ich jetzt schon sein, Geld ist bald geschafft; ich kann nicht leben ohne dich, ich werde mich dem Vater erklären u. s. w." Wenn sich die Sache nach Ihrer Angabe verhalten würde, wenn Sie die Absicht hatten, auf legalem Wege dieses Ziel zu erreichen, wie kommt es, daß Sie bei der ersten Vernehmung alle diese Umstände geleugnet haben? Sie haben damals eine ganz außerordentliche Besonnenheit gezeigt. — Angekl.: Ich wollte anfangs nur mit dem Grafen Chorinsky ein Freundschaftsverhältniß gestehen; ich hatte keine weitere Absicht.

Präs.: Sie haben erklärt, nach einem Monat würden Sie geschieden sein, weil Sie nicht, wie er es verlangte, unter vier Mauern leben könnten. — Angekl.: Weil er eifersüchtig war.

Präs.: Diese Erklärungen sind an verschiedenen Stellen Ihres Verhöres eingestreut; wie kommt es nun, daß Sie heute anders, als damals sprechen? — Angekl. schweigt.

Präs.: Sie sagten in der Untersuchung, Gustav spiele sich auf den Vorsichtigen hinaus; Sie sagten, Sie wollten nicht heirathen, weil seine Frau noch lebte? — Angekl. (kaum verständlich): Ich konnte mich damals nicht fassen.

Präs.: Sie sprachen noch viele unrichtige Umstände aus. Sie sagten, Sie hätten die Gräfin nie gesehen, nie von ihr gehört; daß Sie nicht wußten, sie lebe in München; endlich gaben Sie zu, in München gewesen zu sein; was wollten Sie dort? — Angekl.: Ich wollte eine Versöhnung zwischen ihr und dem Grafen vermitteln.

Präs.: Mit Ihrer erklärten Liebe zum Grafen, mit den verächtlichen Aeußerungen desselben über die Gräfin Mathilde stehen solche Angaben im grellsten Widerspruche — Angekl. (zitternd): Ich sage die Wahrheit. — Präs.: Sie haben die Briefe des Grafen von Ihrer Schwester zurückverlangt und wollten sie nachher nicht hergeben? — Angekl.: Ich wollte mir das ganze Packet mit allen Briefen zum Andenken aufheben. — Präs.: Sie sagten weiter: „Ich fürchte, Gustav werde mir die Briefe wegnehmen während ich abwesend sei?" — Angekl.: Er drohte mir mit der Wegnahme. — Präs.: Sie sagten später sogar, daß Sie das Verhältniß mit ihm brechen wollten? Sie sind überhaupt sehr erbittert gegen ihn. Sie sagen, „er habe den Brief im Rausch geschrieben." — Angekl.: Das war der Fall. — Präs.: Anknüpfend an Ihre Hoffnung auf diese Ehe, richte ich an Sie die Frage, ob Sie nicht schon sogar ein Siegel auf seinen Namen geführt haben? — Angek.: Nur mit seiner Einwilligung, da unsere Ehe nur aus aufrichtiger Liebe geschlossen werden sollte, und weil ich demnach das Recht dazu hatte. Präs.: Es liegt ein Siegel vor mit einer Grafenkrone und den Buchstaben J. C., mit welchem Sie schon Anfangs September Ihre Briefe zu siegeln pflegten. — Angekl.: Es geschah immer auf ausdrückliches Verlangen meines Gustav. — Präs.: Es liegt ein Brief an die Gräfin Lopresti vor, welcher die Angelegenheit der Ausstattung betraf. — Angekl.: Ganz natürlich wollten wir sehen, daß die Ausstattung bald effektuirt wird. — Präs.: Haben Sie nicht gefürchtet, daß das Verhältniß Ihnen Verlegenheiten bereiten wird, und daß es von Folgen sein könne? — Angekl.: Ja, schon im August war ich besorgt. — Präs.: Anfangs August sind Sie bei Dr. Schlesinger erschienen und haben ihn gefragt, ob Sie in der Hoffnung seien; dabei haben Sie sich als Gräfin Chorinsky gerirt. — Angekl.: Ich habe mich genirt, das zu thun, und nur auf den Wunsch meines Gustav habe ich es gethan.

Präs.: Sie sind bei Dr. Schlesinger sowohl allein, als auch in Begleitung des Grafen Chorinsky erschienen? — Angekl.: Ja. — Präs.: Sie haben auch eine Hebamme zu Rathe gezogen? — Angekl.: Richtig. — Präs.: Was hat Ihnen die Hebamme gesagt? — Angekl.: Die Frau hat anfänglich bejahend geantwortet. — Präs.: Welches Ansinnen haben Sie darauf an die Frau gestellt? — Angekl.: Ich weiß von nichts. — Präs.: Haben Sie nicht Medikamente von ihr verlangt und Sie um Mittel gebeten, den Zustand zu negiren? — Angekl.: Ich habe ihr blos gesagt, sie möchte mich untersuchen. — Präs.: Sie werden hören, daß die Hebamme sagt, Sie haben das Ansuchen an sie gestellt, daß sie Ihnen ein Mittel gebe, die Frucht abzutreiben. — Angekl.: Das stelle ich entschieden in Abrede. — Präs.: Sie äußerten bei Dr. Schlesinger, es wäre Ihnen erwünscht, ein Kind zu haben. — Angekl.: Einem Mädchen ist dieß natürlich unangenehm, aber ich hatte keinen Grund, mich dessen gar zu schämen.

Präs.: Haben Sie Kenntniß davon gehabt, daß die Interessen der Kaution der Gattin des Grafen Chorinsky der Graf Chorinsky selbst beziehe? — Angekl.: Ja, davon habe ich gewußt. — Präs.: Wann war die Rede davon? — Angekl.: Es war keine besondere Rede davon. — Präs.: Sie besaßen keine Geldmittel, waren sogar mit Rechnungen im Rückstande; wurde nicht erwähnt, daß das Erlangen des Geldes zum Behufe der Kaution erwünscht wäre? — Angekl.: Ich hatte selbst etwas Vermögen, um die Kaution zu erlegen. — Präs.: Ihr Vermögen war ja nicht frei. — Angekl.: Ich habe es ja beziehen können. — Präs.: Der Graf Gustav Chorinsky hat beim Polizeirathe Breitenfeld behauptet, er könnte besser leben, wenn er die Kaution erheben könnte. — Angekl.: Das weiß ich nicht, zwischen uns wurde Derartiges nie besprochen. — Präs.: Als Graf Chorinsky in München verhaftet wurde, war immer die Rede davon. — Angekl.: Er hat sich vielleicht geäußert, daß er das Geld brauchen könnte.

Präs.: Haben Sie öfters Aeußerungen von dem Grafen

Google

Chorinsky über seine in München lebende Frau gehört? — Angekl.: Hie und da. — Präs.: Welcher Art waren diese? — Angekl.: Nicht als daß sie von Liebe gezeugt hätten und (sie weint). — Präs.: Sie zeugten nicht von besonderer Liebe. Nun, das ist noch immer erträglich, das sind noch keine Aeußerungen des heftigen Hasses. — Angekl.: Von Haß nur dann, wenn er in Heftigkeit war (wird von Weinen unterbrochen). — Präs.: Also wenn er mit Heftigkeit sprach. Es kommt vor, daß Graf Chorinsky sich bei jeder Gelegenheit mit einem leidenschaftlichen, fast erschreckenden Haß gegen seine Frau ausgedrückt hat. Ist das im Verkehr mit Ihnen vorgekommen? — Angekl. schweigt, blickt zu Boden und sagt kaum vernehmbar: Nein.

Präs.: Aber die Ausdrücke, die Sie selbst in dem von Ihnen verfaßten Konzept an Ihre Schwester vorbringen, sie sei eine Person, eine elende Person, die Alle hassen und verachten, das sind nicht Ausdrücke, die von einer besonderen Liebe zeugen, sondern Ausdrücke des Abscheues und des Hasses. — Angekl.: Ich habe bei Gelegenheit wohl etwa über dieselbe derart mich geäußert.

Präs.: Solche Hassesausdrücke werden dann im Laufe der Verhandlung und am Schlusse des Beweisverfahrens bei Verlesung der Akten in großer Anzahl zur Kenntniß des Gerichtshofes gebracht werden. Es liegt eine Erklärung des Grafen Chorinsky gegenüber dem Polizei-Kommissär Karl v. Breitenfeld vor, daß er seine Frau hasse, unauslöschlich hasse; dann eine Aeußerung gegenüber dem Münchener Polizeikommissär Buchdorff, und diese Aeußerung wurde vorgebracht, als Frau v. Chorinsky schon todt war; ein Brief an den Schwager des Grafen Chorinsky mit Ausdrücken von wahrhafter Rohheit über die Frau. Aus einem anderen an Marie Zschokke — erhellt, daß die Verstorbene erzählt habe, ihr Gatte habe schon in früherer Zeit nach ihrem Leben gezielt. (Der Präsident verliest die hier einschlagenden Zeugenaussagen.) — Angekl.: schweigt.

Präs.: Zeuge Rambacher wird bei Gericht aussagen, daß die verstorbene Gräfin oft erzählte, ihr Gatte habe wiederholt erklärt, Eines von Beiden sei überflüssig, und damit ihr angedeutet, sich selbst das Leben zu nehmen. Von derartigen Aeußerungen haben Sie keine Kenntniß? — Angekl.: Nein. — Präs.: Auffallend ist es, wenn das Verhältniß zwischen Ihnen und dem Grafen ein so unverfängliches war, wenn es nicht eine solche tragische Bedeutung gehabt hätte, daß Graf Chorinsky in München es erst in Abrede stellte, mit Ihnen in einem intimen Verhältnisse zu stehen, ja sogar läugnete, daß er Sie heirathen wollte. — Angekl.: Dieß geschah wahrscheinlich, weil mein Gustav mich nicht kompromittiren wollte. — Präs.: Kennen Sie Herrn Rambacher? — Angekl.: (leise und unverständlich): Er wurde mir von meinem Gustav als ein sehr armer, aber sehr guter Mann vorgestellt. — Präs.: Haben Sie Kenntniß davon, daß dieser Herr vom Grafen Chorinsky zu irgend einer besonderen Mission ausersehen wurde? — Angekl.: Ja, es war aber nur von einem besonderen Freundschaftsbeweise die Rede.

Präs.: In welcher Weise wurde Herr Rambacher Ihnen vorgestellt? — Angekl.: Als ein sehr verläßlicher und (Pause) — Präs.: und sehr verschwiegener Mann. — Angekl.: (wiederholt) und verschwiegener Mann, weil ich meinen Gustav um einen solchen angesprochen und geäußert habe, er möge mir einen solchen vorstellen, da ich ihn zur Versendung einer Schachtel brauche. — Präs.: Damals war noch von keiner Schachtelsendung die Rede. — Angekl.: Es war davon die Rede, weil ich Gustav erzählte, daß ich eine Schachtelsendung zu besorgen habe. — Präs.: Wann war das? — Angekl.: Im Juli. — Präs.: Ja, im Juli haben Sie wirklich den Herrn Rambacher kennen gelernt. Aber von der Schachtelsendung war erst im November die Rede. Ich bitte aber, zu sagen, ob nicht ein anderes Motiv geltend war, das sie veranlaßte, mit Herrn Rambacher in Verkehr treten zu wollen? Sie wurden Herrn Rambacher als Kousine des Grafen vorgestellt? Angekl.: Ja, das ist richtig. Rambacher hätte mich auf einer Reise nach München, die ich vorerst gegen den Willen des Grafen Chorinsky unternehmen wollte, begleiten sollen. Gustav hat aber mir die Reise nur allein gestattet. Er war zu eifersüchtig.

Präs.: Graf Chorinsky hat noch einen zweiten Mann, der kräftig sein sollte, gesucht. Rambacher, den er um Zuweisung eines solchen ersucht habe, habe bedauert, nicht selbst dienen zu können; er empfahl später den Zeugen Dierkes. Als er den Rambacher zur Zuweisung eines zweiten Mannes aufforderte, machte er dabei eine Handbewegung, als handle es sich darum, Jemanden zu mißhandeln. Er schrieb dann einen Brief an Sie, wo es mit Bezug auf die Reise heißt: „Wenn es Dir nur gelingt, sonst müßten Rambacher und Dierkes hin.“ Um welcher Sache, deren Gelingen oder Nichtgelingen in Aussicht genommen wurde, handelte es sich da?

Angekl.: Wir waren von einem Begleiter abgekommen, ich wollte selbst hin, um zu sehen, ob eine Versöhnung möglich sei; wenn nicht, sollten die nöthigen Papiere zur Scheidung besorgt werden.

Präs.: Zeuge Rambacher erzählt, daß er schon damals nicht gezweifelt habe, daß ihn und Dierkes Graf Chorinsky zur Wegschaffung der Gräfin benützen wollte. — Angekl. macht eine verneinende Bewegung. — Präs.: Wir werden vom Zeugen später die Gründe dieser seiner Meinung hören. Welches Ansinnen haben Sie damals an den Baron Lopresti gestellt? — Angekl.: Er war zur Besorgung eines Todtenscheines der Gräfin Chorinsky ausersehen. Ich habe von meiner Bekannten Horvath von dem Tode der Gräfin erfahren. Wir haben ihn seiner Vertrauenswürdigkeit wegen dazu ausersehen und wollten auch über den wirklich eingetretenen Tod der Gräfin sichere Nachricht haben.

Präs. gönnt der Angeklagten eine kurze Erholung und setzt dann das Verhör fort.

Präs.: Haben Sie das unter der Adresse Marie Ernst angekommene Rattengift bestellt? — Angekl.: Ja. — Präs.: Wann haben Sie es bestellt? — Angekl.: Ich erinnere mich nicht mehr. — Präs.: Haben Sie es auf Ihren Namen bestellt? — Angekl.: Auf den Namen der Modistin Ernst.

Präs.: Welchen Vorwand hatten Sie für die Bestellung überhaupt und auf den fremden Namen insbesondere? Die Modistin wurde ersucht, ein Packet in Empfang zu nehmen; Sie hatten angegeben, für den Bruder Rattengift verschreiben zu müssen? — Angekl.: Es ist möglich, ich weiß es nicht genau.

Präsident verliest den Bestellungsbrief und fragt dann die Angeklagte: Was hat Sie bestimmt, indirekt zu bestellen? — Angekl.: Ich hatte viele Kommissionen.

Präs.: Haben Sie mit dem Grafen über das Gift gesprochen oder nicht? — Angekl. verneint zuerst und bejaht sofort darauf diese Frage. (Sie sieht ganz erschüttert auf die Bank nieder.) — Präs.: Es ist auffallend, daß der Graf die Mitwissenschaft über die Bestellung des Giftes leugnet. — Angekl.: Er hat ein schwaches Gedächtniß und dürfte es vergessen haben. Ich habe auch schon früher erwähnt, daß mein Gustav ein schwaches Gedächtniß hat. — Präs.: In dem Gange der Voruntersuchung war Ihre Aussage in dieser Beziehung anders lautend. Sie haben gesagt, Gustav wollte einmal etwas für Ratten, aber es ist nicht dazu gekommen. — Angekl.: Weil es die Marchande des modes zurückgeschickt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 97 Montag, 27. April 1868.

Zwei Ehen.

(Fortsetzung.)

Eines Abends waren sie im Park von Versailles spazieren gegangen, um die würzige Blüthenluft zu genießen und saßen in der Betrachtung des Sonnenuntergangs vertieft auf einer Bank, als auf einmal Mannsfeld heftig erschrack, weil er deutsche Laute in seiner Nähe zu hören wähnte. Auch Mathilde ward betroffen, denn sie glaubte, die Stimme einer der Damen zu erkennen. „Wir können ihnen nicht mehr ausweichen,“ sagte sie; „wenn wir umkehren, so müssen wir an ihnen vorüber.“

„Laß uns gehen,“ sagte Mannsfeld, „ich möchte durchaus nicht einem meiner früheren Bekannten begegnen.“ Dabei nahm er Karl bei der Hand, reichte Mathilden den Arm, und wollte rasch eine der großen Alleen zu erreichen suchen, als sie beim Umbiegen um eine Hecke in einem Gebüsch zwei Herren und zwei Damen gegenüberstanden, in welchen sie genaue Bekannte erkannten.

„Ei sieh' da, das sind ja die armen Mannsfeld!“ rief Frau Schmidt, und im selben Augenblick fiel sie Mathilden um den Hals. Sobald Mannsfeld's Verwirrung und Verlegenheit ihm die nähere Musterung der Fremden gestattete, erkannte er in Einem der Fremden Herrn v. Oerberg, der ihm grüßend die Hand bot.

„Ei, ei,“ rief Elise mit mehr als gewöhnlicher Zungenfertigkeit, „daß wir hier Euch treffen sollten! Aber Du Mathilde warst von jeher ein Engel!“ Dann drohte sie Mannsfeld mit dem Finger und sagte: „Warten Sie, Sie böser nichtswürdiger Mann, mit Ihnen sollte ich eigentlich gar nichts sprechen! Sie wissen wohl, bei mir wären Sie nicht so gut weggekommen, wie bei Mathilde!“

„Ich weiß es,“ erwiderte er bedeutsam, „Sie haben kein Aederchen von ihr.“

„Das ist gewiß!“ rief Elise. — „Aber Du lieber Himmel, wie schlecht seht Ihr Beide aus! Es ist auch kein Wunder, wenn man so viel ausgestanden hat. — Wir wohnen gegenwärtig in Paris, und sind heute hieher gekommen, um die Wasserwerke spielen zu sehen; nun ist's aber leider der unrechte Tag. — Da müssen wir schon noch einmal kommen.“

„Und wo ist denn Dein Mann?“ fragte Mathilde, während Mannsfeld, der sich nun einigermaßen wieder gefaßt hatte, mit Herrn v. Oerberg plauderte. Frau Schmidt kam in Verlegenheit und erwiderte rasch, sie habe ihren Gatten mit einem Bekannten in dem Gasthofe zurückgelassen, wo sie gespeist hätten, und entfernte sich dann mit ihren Begleitern rasch, als die beiden Personen herankamen, deren sie eben Erwähnung gethan hatte.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte Schmidt, den Hut rückend, da er Mannsfeld's nicht gleich erkannt hatte, und blickte bei diesen Worten unbeschreiblich dummgescheidt drein; „ich bitte Euch um Vergebung — aber habt Ihr meine Frau nicht gesehen?“

Wenige Worte hatten Frau v. Mannsfeld je so starkes Herzklopfen und solche Beängstigung verursacht, als diese wenigen des armen Schmidt; der wohlwollende, einfache, zerstreute Mann war so gewaltig verändert. In seinem ganzen Wesen, seiner Kleidung und Gebärden lag etwas täppisch Trunkenes — die Art und Weise, wie er den Fuß bewegte, wenn er still zu stehen glaubte, als suchte er eine Stütze am Boden — die sorglose Weise, wie sein Hut auf dem einen Ohre saß, und die schlumpige Manier, wie er sein Halstuch und die halbzugeknöpfte Weste trug — Alles zeigte, daß der arme Schmidt jetzt nur noch selten nüchtern wurde. Er war nun nicht mehr zerstreut, sondern meist vollkommen geistesabwesend.

„Kennst Du uns denn nicht mehr?“ fragte ihn Mannsfeld.

„Ei freilich,“ versetzte er mit ernstlicher Freude; „ich habe soviel von Euch reden hören, denn Ihr wart das Stadtgespräch — erst getadelt, dann gelobt und jetzt vergessen! — Mannsfeld wandte sich unmuthig ab, Schmidt aber wandte sich an Mathilde: „Ich hätte Sie schon längst gerne aufgesucht, liebe Cousine,“ sagte er. „Sie sind die einzige, die noch etwas über meine Frau vermag — sie ist nun schlimmer als je, und ich halte es beinahe gar nicht mehr bei ihr aus. Wir hatten uns schon einmal von einander getrennt — es war das Klüglichste, was wir thun konnten — da brachte uns Onkel Ulrich wieder zusammen, und ich ließ mich bereden, Elise hieher zu bringen, damit sie sich ein Bei-

spiel an Ihnen nehme. Aber wir hatten auf der ganzen Reise nur Zank und Streit. Hier trafen wir mit v. Oerberg zusammen, und seither ist der Teufel gar los, und sie verbittert mir das Leben mehr als je. Ich kann gar nicht begreifen, wie unsere kleinen Zänkereien zu solchen Mordhändeln heranwuchsen. Vielleicht können Sie mit ihr reden und sie wieder auf den rechten Weg bringen.... Aber sehen Sie nur, was für ein närrischer Kerl ich bin, da plaudere ich mit Ihnen und sollte doch Mannsfeld nachgehen und ihm Alles sagen, was die Leute von ihm gesprochen haben..."

„O nicht doch, um Gotteswillen nicht! fiel ihm die geängstete Frau ins Wort; „sprechen Sie ja nicht mit ihm über die Vergangenheit; er kann es nicht vertragen!"

„Aha, schon gut!... ganz wie Sie wollen!" stammelte Schmidt mit einer Miene blödsinniger Verwunderung. — „Wie Sie wollen! So! so!... Nichts von der Vergangenheit hören! — Ganz gut, ich werde mir's merken... Ei, ich erinnere mich noch genau dessen, was Sie mir eines Tags über die Klubs sagten, und was ich ihr wieder sagte; aber sie trieb mich dorthin, um meiner los zu sein. Ein seltsames Ding, das: Ein Mann heirathet, um einen eigenen Herd und ein behagliches Heimwesen zu bekommen, und seine Frau treibt ihn in die Klubs und Wirthshäuser. Ha, ha, ha!..."

(Schluß folgt.)

Der Bummler der Insektenwelt.

(Schluß.)

Die allenthalben eintretende Luft erfrischt gleichzeitig ununterbrochen die Blutflüssigkeit des Insekts. Ein eigentliches Herz und Blutadersystem, wie bei den höher organisirten Thieren, fehlt der Fliege; statt dessen pulsirt ein einziges Gefäß — das Rückengefäß, welches in unserm Falle das weißliche Blut in die Höhlungen des übrigen Körpers treibt.

Während bei den höheren Thieren das Blut durch ein Aderwerk getrieben wird und in der Lunge oder den Kiemen und auf dem ganzen Wege mit Luft in Berührung tritt, findet bei der Fliege das Umgekehrte statt. Das Blut füllt die einzelnen größeren Höhlungen des Körpers aus und begegnet den tausendfach verzweigten Tracheen, welche die Belebung des Blutes durch die Uebermittlung frischer, sauerstoffhaltiger Luft bewerkstelligen.

Ueberall strömt daher Luft und Leben ein. Die kurze Spanne Zeit, welche dem Insekt gegeben ist, wird ausgefüllt durch ein rasches Leben, durch eine lebhafte Aeußerung des Stoffwechsels. Das rasche Wachsthum und die außerordentliche Gefräßigkeit der Insekten, das unausgesetzte Naschen der Fliege findet seine Begründung in der verhältnißmäßig großen Luftmenge, die durch den Körper zieht und eine entsprechende Menge von Nahrung erfordert, um das Leben zu unterhalten. In der That übersteigt die Gefräßigkeit der Insekten alle Gränzen . . . der Freßapparat, die Gestalt des Leibes, der sich bald zum langen hungrigen Schlauch ausdehnt, oder wie bei der Fliege zum strotzenden Sacke zusammenzieht, deuten diese nichts verschonende Thätigkeit schon zur Genüge an.

Unserer Fliege fehlen die oft grauenhaft geformten Freßwerkzeuge vieler Insekten; wenn deren Nahrungsstoffe flüssiger Art sind, wie bei den wirklichen Saugern, so tritt eine Umgestaltung der Mundwerkzeuge ein: sie bilden dann pfriemenartige Röhren oder lange Spiralen wie bei den Schmetterlingen, oder das vordere Ende derselben gleicht einem Schwamme, der wohl geeignet ist zum Aufsaugen selbst unscheinbarer Flüssigkeitsmengen.

Einen Saugrüssel der letztern Art besitzt die Fliege. Der Rüsselkopf besteht aus einer zarten elastischen Haut . . . das Innere ist mit einer Anzahl Tracheen ausgefüllt. Alle diese Tracheen des Rüssels stehen schließlich mit einem großen Kanal in Verbindung, der die aufgenommene Nahrung in den die Stelle des Magens vertretenden Darmkanal führt.

Die untere Rüsselfläche ist so organisirt, daß sie wie ein Schröpfkopf über die Nahrung gestülpt werden kann; durch das Zusammenziehen der Tracheen, welche wegen des spiraligen Baues gleichzeitig elastisch und widerstandsfähig sind, wird die saugende Bewegung hervorgebracht.

Bei flüssiger und feuchter Nahrung ist dem Thiere die Arbeit bedeutend erleichtert; es bedarf nur einiger saugenden Bewegungen, um die Nahrung zu erfassen. Anders jedoch gestalten sich die Verhältnisse bei festen, wenn auch auflöslichen Substanzen, wie z. B. bei dem Zucker, der eine Lieblingsnahrung der Stubenfliege ausmacht. Hier muß das Thierchen erst für die Auflösung des Zuckers sorgen, da es ihm unmöglich ist, durchaus feste Stoffe zu sich zu nehmen. Zu diesem Zwecke dienen wieder die Tracheen des Rüssels, durch welche die Fliege eine kleine Menge Speichelflüssigkeit auf den Zucker bringt, um dieselbe sogleich wieder aufzusaugen, wenn sich eine Spur des süßen Salzes gelöst hat.

Die sechs fünftheiligen Beine der Fliege tragen an ihrem unteren Ende zwei Haken, welche eine Klaue bilden und zwei eigenthümliche Organe, die „Fußballen" oder richtiger die beiden „Haftlappen" umschließen. Die sichelartige Klaue gestattet der Fliege das Anklammern an rauhe Oberflächen, während die beiden glasartigen Haftlappen, welche mit feinen Härchen besetzt sind, der Fliege das Umherlaufen auf glatten Flächen ermöglichen, einerlei nach welcher Richtung hin ein solcher Spaziergang unternommen wird. Während ein Käfer oder ein Insekt, dem die Haftlappen fehlen, ohnmächtig

von den glatten Wänden eines Glases zurückfällt, so bald nur ein schwacher Versuch zum Emporklimmen gemacht wird, ergeht die Fliege sich an den steilen Fensterscheiben oder hängt kopfüber an der Decke des Zimmers. Die Haftlappen wirken in diesem Falle als pneumatischer Apparat. Durch das Anpressen des Haftballen auf eine glatte Fläche wird die Luft zwischen beiden verdrängt und der äußere Luftdruck ist im Stande, der anhängenden Last, dem luftdurchtränkten leichten Körper der Fliege, das Gleichgewicht zu halten. Bei dem Ablösen dagegen sind die kleinen Härchen, welche die Haftlappen bedecken, thätig; ein der Richtung der Haare entgegengesetzter Druck mit dem Beine bewirkt eine leichte Trennung des Häutchens von der glatten Oberfläche. Da nun die Fliege sechs Beine und an jedem derselben zwei Haftlappen besitzt, so ist es leicht erklärlich, daß sie sich nicht allein in scheinbar unmöglichen Stellungen an glatten Flächen halten kann, sondern auch ihr Marsch bei dem wechselweisen Gebrauche der Beine ein sehr rascher zu sein vermag.

Mit den steifen Borsten, welche die Beine zeigen, macht die Fliege Toilette. Auch das kleinste Stäubchen, von dem sie beschwert wurde, bürstet sie mit den langen Beinen von Rumpf und Flügel. Naschen und Putzen bilden ihre beiden Hauptbeschäftigungen, und auch hierin erkennen wir in ihr den unverbesserlichen — Bummler der Insektenwelt.

„Die bayerische Schanze“ im kgl. Forstreviere Ruppertshütten.

In Mitte des Spessarts im Walde versteckt,
Wer sollte das Plätzchen nicht wissen,
Das immer die Lust nur und die Freude erweckt,
Wo Schönheit und Anmuth sich küssen.
Ja! dort strahlet so hell,
Wie der reinste Juwel,
Auf hohem Hügel im Glanze,
Die schöne bayrische Schanze.

Die Luft ist so rein dort, die Aussicht so schön,
Man sieht in gewaltiger Weite.
Grad' vor sich so deutlich die bayrische Rhön,
Links Preußen, rechts Franken zur Seite,
Und hinten im Rücken,
Wohin wir auch blicken,
Erheben stolz sich die Eichen,
Die in die Wolken fast reichen.

Sie steh'n an der Gränze vom preußischen Land,
So friedlich, so fröhlich beisammen,
Sie reichen die Aest' sich der Treue zum Pfand,
Dort kann nicht die Falschheit entflammen.
Sie wachsen empor,
In traulichem Chor,
Und treiben auf deutschem Boden
So schön und kräftig die Loden.

Bei ihnen finden zu trautem Verein,
Aufrichtig, treu und im Herzen nur Lieb'
Sich munt're Bayern und Preußen oft ein,
Und die Freude dort wurde nie trüb.
Sie edeln allhier
Beim schäumenden Bier
Und auch beim Safte der Reben,
Durch Scherz und Spiele das Leben.

„O! wenn nur auf Erden, den Menschen hier gleich,
Die Feindschaft und Rache nicht kennen,
Die Völker stets lebten, wie wären wir reich,
Uns würden dann Gränzen nicht trennen.
Doch von ihnen allen,
Will's Keinem gefallen,
Die Hand zur Versöhnung zu bieten,
So sucht man vergebens den Frieden.“

Ja! diesen den wahren, man find't ihn allein,
So still und so einsam gebettet,
In jenem so schönen und traulichen Hain,
Mit Liebe und Treue verkettet.
D'rum schnell und geschickt,
Den Ort schön geschmückt,
Es geben die Eichen der Schanze
Das Laub uns der Einheit zum Kranze.

H. Böhm.

Mannigfaltigkeiten.

Am 6. April starb im Alter von 74 Jahren zu Dolmatschine bei Sibyllenort in Schlesien der herzoglich braunschweigische Wildmeister Mehwald. Derselbe focht als Gardejäger in den Befreiungskriegen und wurde Blüchers Leibjäger. Als solcher war er in steter Nähe des Feldmarschalls, den er in seiner Krankheit mit pflegte, dem er endlich die Augen zudrückte. Danach trat er in die Dienste des regierenden Herzogs von Braunschweig. Blücher hatte als Zeichen besonderer Anerkennung treuer Dienste ihm seine Reiterpistolen verehrt, die er in allen seinen Schlachten geführt hatte.

[Eine Rabenmutter] in des Wortes voller Bedeutung wurde Mittwoch in einer Vorstadt Pesths, der Josephstadt, entdeckt. Das Scheusal hatte die leibliche 15jährige Tochter seit sechs Monaten in einem finsteren Kabinet eingeschlossen und derselben nur jeden dritten Tag Speise und Trank gereicht. Doch Speise

kann man das nicht nennen, denn was das mißhandelte Kind zu essen bekam, waren Brodrinden und von der Mutter bereits abgenagte Knochen. Die Kleidung des Mädchens bestand in einem zerrissenen Hemd. Als man, durch eine Nachbarin aufmerksam gemacht, den Körper des armen Geschöpfes entdeckte, fand man dasselbe in einem furchtbaren Zustande; abgemagert, schmutzig, mit glotzenden Augen und dem Wahnsinn nahe. So viel man bis jetzt von dem Mädchen, das kaum zu sprechen fähig ist, herausbringen konnte, wurde die Mutter aus Eifersucht zu diesem Schritte getrieben. Die Alte war nämlich der Meinung, daß ihr Geliebter nun der Tochter sein Herz zugewendet habe, und wollte diese deßhalb aus der Welt schaffen.

In der St. Stephanskirche zu Wien vertheilte vor einen Tagen eine schon bejahrte Dame Geld an hülfsbedürftige Frauen, und zwar einer Jeden fünf Gulden. Diese Vertheilung dauerte so lange, bis sie einen Betrag von tausend Gulden erreicht hatte. Die Spenderin berücksichtigte nur solche Frauen, welche sehr ärmlich gekleidet waren; alle die, welche irgend auffällige Kleidung an sich trugen, wurden zurückgewiesen. Befragt, warum sie diese Wohlthat selbst und in der Kirche ausübe, gab die Dame zur Antwort, daß sie einem Gelübde nachkomme und bei dieser Beschränkung der Wohlthat auch die Ueberzeugung habe, daß das Geld an wirklich arme Frauen, welche ihr die Vorsehung gesendet, vertheilt würde.

Der Papst hat eine Gesellschaft konzessionirt, welche die Wasserleitung der Aqua Marcia wieder herstellen will. Diese Wasserleitung ward im Jahr 608 nach Erbauung Roms durch den Prätor Quintus Marcius gebaut. Sie führt das Wasser einer Quelle im Thale des Anio auf eine Strecke von 47 Miglien nach Rom und konnte durch die hohe Lage ihres Ursprunges die höchsten Stadttheile versorgen. Ihr Wasser war im Alterthume berühmt wegen seiner Frische und Klarheit. Im Mittelalter ward die Leitung an verschiedenen Stellen gestört.

[Im Löwenzwinger.] Im Zirkus Rice zu London unternahm dieser Tage der Sohn des Zirkusbesitzer wie gewöhnlich seine Produktionen im Käfige der wilden Thiere; nur betrat er den Käfig nicht wie sonst im indischen Kostüme, sondern in Folge einer Wette im Frack. Dies sollte ihm theuer zu stehen kommen. Kaum erblickte ihn sein Lieblingslöwe in der ungewohnten Kleidung, als er wüthend auf ihn losstürzte und ihm den einen Fuß furchtbar zerfleischte. Es mußte eine Amputation vorgenommen werden, die aber nichts half; der junge Rice erlag seinen Wunden.

Der alte Kaiser Ferdinand I. vollendete am 19. ds. sein 75. Lebensjahr. Der Familienrath bewog ihn, weil er sich während des Revolutionssturmes „zu nachgiebig" erwiesen, zum Verzicht auf die Krone und sein Neffe Franz Joseph I. bestieg am 2. Dezember 1848 den Thron. Seitdem weilt der abgedankte Kaiser, ohne jemals nach Wien zu kommen, im Schlosse Hradschin zu Prag. Man erzählt von ihm, er habe u. A. in Bezug auf seinen Neffen geäußert: „Die Lombardei verlieren, Venetien verlieren, das hätt' ich auch gekonnt."

[Sonntagsschulen.] Nach dem so eben ausgegebenen Jahresbericht über die Sonntagsschulen in Deutschland, gibt es in Deutschland und in der deutschen Schweiz 85 Sonntagsschulen, in denen 1203 Lehrende 13,652 Kinder unterrichten. Hievon kommen allein 15 auf Berlin mit 399 Lehrenden und 5179 Kindern. In ganz Deutschland zählt man erst 51 Sonntagsschulen mit 591 Lehrenden und 6120 Kindern.

Wiener Blätter berichten: Das Komite des bisher bestandenen Vereins zur Unterstützung der aus Mexiko heimgekehrten Freiwilligen wird nun den Bau eines in Maxing für den Kaiser Maximilian zu errichtenden Monumentes in die Hand nehmen. Wenn die bisher getroffenen Dispositionen keine Störung erleiden, wird die Grundsteinlegung am 19. Juni, dem Todestage des verewigten Fürsten, stattfinden.

Auf der Leipziger Sternwarte wurde am 12. April ein periodischer, der sogenannte Brorsen'sche Komet, dessen Wiederkehr erwartet war, aufgefunden.

Charade.

Mein Erstes weiht dich in die Schöpfung ein,
Verräth dich oft, und kann die Herzen angeln;
Mein Zweites wirst du haben oder sein;
Mein Erstes soll dem Zweiten niemals mangeln,
Doch darf es auch mein Ganzes werden? Nein!!

Auflösung des Räthsels in Nr. 86:
Regenbogen.

Redakteur Gustav Weisert. — Druck und Verlag der F. Mailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 98 | Dienstag, 28. April | 1868.

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Präs.: Es kommt vor, daß Sie sich bald darauf wieder um Gift bewarben; welcher Art war Ihr Verkehr mit dem Photographen Angerer? — Angekl.: Dieser Verkehr war kein bedeutender. Dem Photographen in Steinamanger war ich einige Gulden schuldig, und durch Ablieferung einiger Chemicalien wollte ich meine Schuld abtragen.

Präs.: Im Journal Nr. 22 liegt ein Brief an Herrn Camillo Angerer vor, in welchem Sie ersuchen, er möge Ihnen Chemicalien senden, die ein Photograph benöthige, da Ihr Bruder eine Passion im Photographiren habe, und Sie wollen ihn darin unterstützen. (Der Präsident verliest den Brief dieses Inhalts.) — A: Ich wollte meinem Bruder in seiner Passion auch helfen. — Pr.: Sie haben die Chemikalien erhalten. Wie waren sie verpackt? — A.: In einer Kiste. — Pr.: Haben Sie die Kiste geöffnet? — A.: Nein. — Pr.: Sie erhielten 4 Loth Cyankalium, $^{1}/_{8}$ Quentchen Chlorgold und drei Loth Silber? — A.: Ja. Die Kiste habe ich aber nicht geöffnet. — Pr.: Ihr Bruder sagte, er hätte niemals den Wunsch geäußert, dergleichen Gegenstände von Ihnen zu erhalten? — Angeklagte schweigt. — Pr.: Haben Sie die Chemikalien, ganz so verpackt, wie Sie dieselben erhalten haben, Ihrem Bruder geschickt? — A.: Ja. — Präsident kommt auf die Aussage in der Voruntersuchung zurück. Damals sagten Sie, Sie hätten nie ein Gift bestellt, später sagten Sie, Sie hätten es Ihrem Bruder geschickt? — A.: Ich sagte das, um jeden Verdacht von meinem Bruder abzulenken. — Pr.: Sie sagten, Sie hätten diese Chemikalien dem Photographen Knebel zugeschickt, weil Sie ihm einige Gulden schuldig waren. Dieser Photograph sagt aber aus, Sie wären ihm nie etwas schuldig gewesen? — A.: Dann hat er es vielleicht vergessen. — Pr.: Sie sagten bei einem Verhör: Als ich das Kistchen an Knebel fortschicken wollte, kam Gustav zu mir, sah das Kistchen, machte mir eine furchtbare Scene, da er glaubte, ich wolle Knebel auszeichnen. Ich mußte auf die Aspernbrücke fahren und dort das Kistchen in die Donau werfen. — A.: Das sagte ich in Verwirrung aus. Ich möchte es vor der ganzen Welt beeiden, daß ich diese Kiste nicht geöffnet und nicht behalten habe. — Pr.: Sie sagten aus: Ich habe nur dem Gustav gesagt, daß ich das Kistchen weggeworfen habe, ich habe das Kistchen einer Frau aus Steinamanger, die ich auf der Gasse traf und nicht kenne, mitgegeben. — A.: Ich habe mich im Irrthum befunden. — Pr.: Als man Ihnen dieß Alles damals vorhielt, sagten Sie: Ich bin einmal zu kokett, um wegen Gustav einen Mord zu begehen. — Angeklagte schweigt. — Präsident zeigt der Angeklagten eine Schachtel, dieselbe, welche Graf Chorinsky bereits im September des Jahres 1867 durch Rampacher an die Gräfin Chorinsky nach München schicken ließ. Aufgefordert, mitzutheilen, welche Bewandtniß es mit dieser Schachtel habe, gibt die Angeklagte eine lange Geschichte zum Besten, in welcher sie erzählt, daß diese Schachtel mit Zuckerln vom Grafen Chorinsky nach einer heftigen häuslichen Scene an die Adresse geschickt wurde. — Pr.: Rampacher erklärt, daß Graf Chorinsky die Schachtel in Ihrer Gegenwart und ohne, daß eine Scene vorausgegangen wäre, ihm übergeben habe. In der Schachtel fand sich später ein Zettel, auf welchem die Sendung als von einem alten Bekannten herrührend bezeichnet wird. Gesiegelt und unterschrieben war W. Das Siegel haben Sie eigens in Steinamanger machen lassen. Wußten Sie, wer Mathilde de Ledsle sei? — A.: Ja. — Präsident erinnert die Angeklagte, daß ihre Aussagen in der Voruntersuchung in dieser Angelegenheit voller Widersprüche waren. Erst soll es die Horvath, dann die Vay gewesen sein, welche die Schachtel geschickt habe. Dann äußerten Sie sich früher sehr besorgt über den Inhalt dieser Schachtel; später allerdings sagten Sie: Es war ja nichts in der Schachtel. In der That stellte sich heraus, daß die Konfekturen nicht vergiftet waren. Zwei Personen, welche Zeugen des Empfanges der Schachtel durch die Gräfin waren, haben davon gegessen; chemische Untersuchung ergab, daß nichts Schädliches darin war. Die Anklage meinte nun, daß dieß nur einem Zufall zuzuschreiben sei oder es sei Ihnen nur darum zu thun gewesen, die Gräfin irre zu machen. — A.: Ich kann nur sagen, daß ich niemals Gift in die Schachtel gegeben; ich kann dieß beeiden. — Pr.: Wußte Graf Chorinsky, wo seine Frau lebe und wo sie in München wohne? — A.: Ja, das wußte mein Gustav, aber ob es mein Gustav genau wußte, weiß ich nicht. — Pr.: Ende September oder Anfangs Oktober, als bekannt wurde, daß die Gräfin Chorinsky, trotz der abgesendeten Schachtel noch immer lebe, wandte der Graf sich an Kommissär Breitenfeld und sagte ihm, es sei für ihn von großer Wichtigkeit, den jetzigen Wohnort seiner Frau kennen zu lernen. — A.: Er frug dieß, weil er sich scheiden lassen und die Scheidung durchsetzen wollte. — Pr.: Warum hat er sich nicht an seine Familie gewendet, welche die Adresse genau wußte? — A.: Das hat er mir nicht gesagt, er sagte mir nur, er spreche mit seiner Familie über dieses Thema nicht. — Pr.: Da Graf Chorinsky durch Kommissär Breitenfeld die Adresse nicht erfahren konnte, wandte er sich an den Legationsrath Zwierzina. — A.: Er drang auf Scheidung und wollte sie um jeden Preis durchsetzen. — Pr.: Sie haben in Ihrer Voruntersuchung gesagt, daß Sie auf diesem Wege Kenntniß von der Wohnung des Grafen erhielten. Sie sagten aber ein anderes Mal aus, Sie hätten die Wohnung nicht gekannt und zufällig in München von der Wohnung gehört. Das sind Widersprüche. Es wäre besser, wenn Sie die Wahrheit sagen würden, statt sich in Widersprüche zu verwickeln. Sie wissen also jetzt die Adresse. Was ist es mit dem gleichzeitig erbetenen Empfehlungsschreiben? — A.: Ich ersuchte um zwei Empfehlungsschreiben, damit ich in München Bekannte habe. Ich machte aber keinen Gebrauch davon. — Pr.: Keinen? A.: Gar keinen. — Pr.: Graf Chorinsky verlangte wiederholt von verschiedenen Personen für eine Frau, die einige Tage sich in München aufhalten wolle, Empfehlungsschreiben. — A.: Ich weiß nicht, wozu er diese Schreiben gebraucht hat. — Pr.: Sie behaupten, es sei das Schreiben nicht abgegeben worden? — A.: Ich habe es nicht abgegeben. —

Pr.: In dem Aufschreibbuch der Ermordeten findet man Folgendes: „20. November: Ein Empfehlungsschreiben „von Agnes erhalten." — A.: Ich habe es nicht abgegeben. — Pr.: Graf Chorinsky sagt aus, er habe dieses Schreiben erhalten, und von der Agnes M. gehört, daß seine Frau schwer erkrankt sei. — Agnes M. sagt aber aus, daß sie vom Grafen von dieser Krankheit gehört habe? — A. schweigt. — Pr.: Graf Chorinsky schreibt: „Ich sagte Agnes, Du hättest das Aas krank gefunden" (Sensation) ꝛc.? — A.: Davon weiß ich nichts. — Pr.: Sie sagten aus, „Gustav wollte Anfangs nicht, daß ich nach München reise. Aber später willigte er ein, und da er wußte, daß Mathilde mich nicht unter meinem Namen empfangen werde, so gab er mir ein Empfehlungsschreiben unter fremdem Namen mit." — A.: Das versteht sich ja von selbst. — Pr.: Was thaten Sie mit diesem Empfehlungsbrief? A.: Ich verbrannte ihn. — Pr.: Später aber sagten Sie aus, Sie haben den Brief abgegeben und sich als Marie Berger der Gräfin vorgestellt? — A.: Man hat mich damals bedroht. — Pr.: Solche Drohungen wurden nicht gemacht, man stellte Ihnen einfach die Münchener Zeugen vor, und Sie sagten ganz unbefangen aus? — A.: Ich mußte so aussagen. — Pr.: Von wem erhielten Sie die zweihundert Gulden, mit denen Sie nach München reisten? — A.: Es war mein Geld. — Pr.: Wie viel verbrauchten Sie von dem gewechselten Gelde? — A.: Ich habe auch dem Rambacher 40 fl. gegeben. — Pr.: Sie sagten in der Voruntersuchung, daß Sie das Geld von Baronin Bay, die Sie als emanzipirte, stets herumreisende Baronin Bay bezeichneten, erhalten hatten. Der bucklige Vertraute und Sekretär der Baronin habe es Ihnen überbracht. Auch sagten Sie in der Voruntersuchung, daß Ihnen die 40 fl., die Sie von dem Geld der Bay zurückbehalten zu haben vorgeben, gut bekommen. Es kommt vor, daß von Ihnen Paßkarten auf die Namen Baronin Maria Bay, Himmelpfortgasse 19, und Viktoria Horvath benützt wurden. In diesem Hause wohnte Graf Karl Esterhazy. Dieser erklärte, daß er keine Karten verlangt habe, aber von dem Grafen Chorinsky ersucht worden sei, wenn man sich nach diesen erkundigen sollte, zu sagen, sie hätte dort gewohnt. A.: Ich habe nur die Paßkarte holen lassen. — Präsident konstatirt, daß die Paßkarte wirklich in Folge eines Ersuchens des Grafen Chorinsky ausgefertigt wurde. — Der Präsident stellt dann fest, daß sich die Angeklagte auch Visitenkarten auf den Namen Bay stechen ließ, was sie in der Voruntersuchung läugnete, und frägt dann: Welches war denn eigentlich der Zweck Ihrer Münchener Reise? — A.: Ich wollte nur Versöhnung herbeiführen, oder mir die Dokumente zur Scheidung verschaffen, damit dieß nicht verzögert werde. — Pr.: Von Ihnen, die Sie in so intimen Verhältnissen zum Grafen standen, die Sie fürchteten, von ihm schwanger zu sein, soll man glauben, daß sie Versöhnung zwischen den beiden getrennt lebenden Eheleuten herbeiführen wollten? War der Graf einverstanden? — A.: Der Gustav nicht. Ich wollte ihm ein Opfer bringen. — Präsident hält ihr die Widersprüche vor, welche sich in der Voruntersuchung bezüglich des Zweckes der Münchener Reise und ihrer angeblichen Reisegefährten Horvath ergeben Um $12\frac{1}{4}$ Uhr wird die Sitzung unterbrochen. Um $12\frac{3}{4}$ Uhr wird die Verhandlung fortgesetzt. — Pr.: Erzählen Sie nun Ihre Reise nach München — wann sind Sie nach München gereist? — A.: Am 19. November. — Pr.: Wann kamen Sie in München an? — A.: Früh gegen halb 7 Uhr. — Pr.: Womit beschäftigten Sie sich dort nach Ihrer Ankunft? — A.: Ich schrieb an meinen Gustav einen Brief, und an eine Bekannte und dann ging ich ins Theater, besah mir die Stadt. Abends nahm ich nach dem Theater einen Thee und legte mich zu Bette. — Pr.: Haben Sie nicht früher einen Besuch unternommen? — A.: Nein. — Pr.: Sind Sie am ersten Tage zur Gräfin Chorinsky gekommen? — A.: Nein. — Pr.: Ich mache Sie aufmerksam, daß dieß nicht mit der Aussage in der Voruntersuchung übereinstimmt. — A.: Es kann sein, daß ich durch die vielen Fragen zu einer andern Aussage vielleicht gedrängt wurde. — Pr.: Sie haben am Abend dieses Tages mit Hrn. Umlauft das Theater besucht, einen Thee genommen, und was ist dann am Donnerstag den 21. November geschehen? — A.: Gegen 11 Uhr Vormittags bin ich zur Gräfin Chorinsky gegangen. — Pr.: Was war der Grund dieses Besuches? — A.: Ich bin ganz einfach hin, um ihr einen Besuch abzustatten, da ich doch früher erfahren hatte, daß sie schwer krank sei. — Pr.: Welchen Verlauf hat der Besuch gehabt? — A.: Sie hat mich sehr liebenswürdig empfangen und ich habe mich nicht gar lange aufgehalten, bin nach Hause gegangen und bin der Horvath begegnet, dann habe ich dinirt, machte eine Promenade mit der Gräfin Mathilde und schied mit dem Wunsche, mir meinen Besuch baldigst zu erwidern. — Pr.: Was that inzwischen die Horvath, worüber verkehrten Sie mit ihr? — Horvath ging dann aus, einige Kommissionen zu verrichten, und zwar ersuchte sie mich, zwei Gläser zu kaufen. — Pr.: Was für Gläser? — A.: Um sie mit Wein anzufüllen, ohne zu bemerken, für was oder für wen dieselben gehören; darauf ging ich in mein Gasthaus und erfüllte den Wunsch der Horvath. — Pr.: Wo haben Sie diese Gläser gekauft? — A.: In einem Gewölbe — ich erinnere mich nicht mehr wo, — dann gaben wir uns ein Rendezvous bei einem Monumente, wo ich ihr die Gläser übergab in gefülltem Zustand. — Pr.: Was war dieß für ein Wein, Sie müssen es doch wissen, da Sie ihn bestellt haben. — A.: Ich kann mich nicht erinnern, ich verlangte bloß rothen und weißen Wein. Wir verweilten dann beisammen, bis der Kaffee eingenommen war, dann war die Theebereitung. — Pr.: Wer hat den Thee bereitet? — A.: Die Gräfin Mathilde. — Pr.: Erzählen Sie weiter. — A.: Das Wasser wurde hereingebracht, ich weiß nicht mehr genau, wer es brachte..... (Pause, stockt, allgemeine Spannung.) Die Gräfin hat mir eingeschenkt, hat sich neben mir niedergesetzt und sagte, sie wolle keinen Thee trinken, weil ihr im Theater sonst zu warm werden würde. Sie ist alsdann aufgestanden und nahm die Lampe mit der Absicht, sich zusammenzurichten, und hat die Lampe auf den Kasten gestellt, und wie sie versucht, eine Haube und einige Gegenstände, die sie mir zeigte, zu nehmen, sagte sie, es wäre doch höchste Zeit, daß wir um den Wagen schicken würden, die Horvath komme wohl so nicht mehr; auf das hin habe ich mich angetragen, die Droschke bestellen zu lassen, was sie sehr freudig annahm, und ich ging hinaus, ersuchte die Hartmann, die Droschke zu holen, bin zurück und wie ich eintrete, hat sich die Gräfin entschuldigt. (Pause, die Angeklagte sagt, sie könne sich nicht mehr so genau erinnern, dann fährt sie fort:) In dem Augenblicke hat man geläutet, unterdessen hat sie aufgehört (sich weiter anzuziehen?) und da ist die Horvath gekommen, und zwar mit den Worten, ich möchte hinuntergehen, sie hätte mit der Gräfin Mathilde einige Worte zu sprechen, das würde nur einige Minuten dauern, ich solle warten bis sie kommt. — Ich habe dann den Hut genommen, bin hinausgegangen, da haben sie mir beide eine Kerze angezündet. — Pr. (einfallend): Beide? — A. (fortfahrend): Eine von ihnen, ich weiß das nicht so genau. — Die Horvath hat sie mir gegeben. — Pr.: Woher hat sie sie genommen? — A.: Ich weiß nicht. Darauf bin ich hinausgegangen und bin unten auf- und abgegangen, und nach einigen Augenblicken kommt die Horvath, in demselben Augenblicke kommt die Droschke, ich wollte früher fortgehen, aber die Horvath hat es mir strengstens verboten, weil die Gräfin Mathilde der Schlag getroffen hat. Auf das habe ich mir vorgenommen hinauszugehen, sie hat das nicht zugegeben, ich wollte also in Begleitung der Horvath fortgehen, da hat mir die Horvath einige Gegenstände übergeben, die ich nicht angesehen habe, mit den Worten, weil ihr Koffer zu klein sei, bitte sie mich, diese Gegenstände in Aufbewahrung zu nehmen, bis sie sie zu holen komme, oder darum schreiben würde. — Das habe ich gethan. — Pr.: Was waren das für Gegenstände? — A.: Ich habe sie damals nicht angesehen. — Pr.: Waren es große oder kleine Gegenstände? — A.: Es waren, wie ich

Digitized by Google

später gesehen habe, eine Theekanne, in München habe ich sie nicht gesehen, sie waren in Papier eingemacht. — Pr.: War das Packet versiegelt? — A.: Nein. — Pr.: Und da haben Sie das Packet doch nicht aufgemacht? — A.: Ich wollte nicht aufmachen, und dann wollte ich schnell packen, und Gustav, der der Gräfin am nächsten stand, benachrichtigen, und ich habe also die Sachen aufbewahrt, bin nach Hause gekommen, und wie ich ankam, habe ich den Gustav gleich benachrichtigt, daß die Gräfin Mathilde der Schlag getroffen, worüber Gustav sehr verzweifelt war. — Pr.: Warum denn er, der so oft von seiner Frau mit wahrhaft erschreckendem Haß gesprochen? — A.: Er war über das so desparat, daß ich gerade zu dieser Zeit, als die Gräfin der Schlag traf, wo auch die Schritte wegen der Scheidung geschehen waren, in München gewesen sei. — Er meinte eben, daß da leicht ein Verdacht entstehen könnte. — Der Präsident nimmt bei dieser Gelegenheit Veranlassung, aus den in der Untersuchung gemachten Depositionen eine Reihe von Widersprüchen zu konstatiren. — Die Angeklagte hilft sich immer mit der „Verwirrung“ durch. — Pr.: Sie selbst geben zu, sich eilig von München entfernt zu haben, dieß bestätigt auch der Zeuge Heinrich Umlauft, der mit Ihnen auf den Bahnhof fuhr und Ihnen bis zu Ihrer Abreise Gesellschaft leistete. Sie haben dem selbst gesagt, daß Sie sich so schnell entfernt haben, weil ihnen Gustav näher stehe, als Ihre Münchener Bekannten. Was haben Sie erfahren über die Art und Weise, wie sich die Ermordung der Gräfin Chorinsky zugetragen? Erzählen Sie! — A.: Sie hat gesagt, daß sie es durch den Wein gethan habe. (Sie weint.) — Pr.: Wann haben Sie dieß erfahren? — A.: Sie hatte mir beim Herabkommen gesagt, daß sie der Schlag getroffen habe, wahrscheinlich um mich zu bewegen, die Gegenstände aufzunehmen. — Pr.: Hat sie nicht gesagt, mit welchem Weine? — A.: Sie hat nichts erwähnt; wahrscheinlich mit dem Rothen, weil dieser in der Flasche mehr gefüllt war. — Pr.: Ich glaube, Sie sagten, es wäre der weiße, der aromatische gewesen? — A.: Nein, der rothe. — Pr.: Wie haben Sie den Wein gesehen, der doch verhüllt war? — A.: Weil ich ihn zu Hause ausmachte. — Der Präsident konstatirt eine ganze Reihe Widersprüche, deren sich die Angeklagte im Laufe der Untersuchung schuldig gemacht hat, und richtet an dieselbe sodann die Frage, wie es komme, daß sie in München, nachdem doch die Horvath dagewesen, bloß zwei und nicht drei Sperrsitze für's Theater holen ließ? — A.: Ich wußte nicht, daß mich die Gräfin besuchen wird. — Befragt, woher sich in München ihre große Aufregung datire, gibt sie an, es sei kein Wunder, wenn man so erschöpft ist, und mehrere Nächte nicht geschlafen hat. — Pr.: Sie nannten sich in München Marie Bay und haben erst dann zugegeben, daß sie diesen Namen angenommen haben, als Sie mit dem Leugnen nicht mehr weiter konnten und Sie von der Dienerschaft erkannt wurden. — A.: Ich habe mich um die Dienerschaft nicht gekümmert. — Pr.: Die Hartmann erzählte, die Dame aus Wien kam um halb 7 Uhr Abends, ließ die Zimmerthühre offen und wollte mich immer verhindern, ins Zimmer blicken zu können. — A.: Daß bei einem solchen Verdachte die Lügen übertrieben werden, ist leicht zu denken. — Pr.: Die Hartmann ging um eine Droschke zu holen, und wenn Sie nachher das Haus verlassen haben, mußten Sie sie ja getroffen haben? — A.: Ich habe sie nicht gesehen. — Pr.: Die Gräfin hat ein Souper hergerichtet, man hat sie einen gläsernen Krug Wasser tragen gesehen. Sie waren demnach einige Zeit allein im Zimmer der Gräfin. — Angeklagte: Das ist richtig, aber daraus kann sich doch kein Verdacht ergeben. — Präsident: Sie waren am Donnerstag Früh bei der Gräfin, welche Absicht führte Sie dahin? — A.: Ich wollte die zur Scheidung nothwendigen Dokumente. — Pr.: Sie haben, als Sie nach Wien zurückkamen und Gustav bei Ihnen eintrat, sich sehr aufgeregt benommen und ihm gesagt: „Lassen Sie mich in Ruhe, ich hab's gethan.“ Was war hiezu die Veranlassung? — A.: Gustav hat mich damals unfreundlich empfangen. — Pr.: Aber warum haben Sie es auch dem Gustav gegenüber gethan? — A.: Aus Eifersucht. — Der Präsident konstatirt hierauf, daß bald nach der Ankunft der Angeklagten der Rambacher nach München reisen sollte, um sich zu überzeugen, ob die Gräfin noch am Leben sei. — Die Angeklagte gibt die Auskunft: Weil ich es nicht sicher wußte und nur von der Horvath gehört habe, und weil mein Gustav darüber sehr traurig war. — Pr.: Darum handelt es sich nicht. „Wir wollen heirathen“, sagten Sie. — A.: Das war nicht so, ich und Gustav waren stets von den edelsten Gefühlen erfüllt. — Die Angeklagte gibt im Verlaufe des Verhöres noch weiter an, daß sie nur die Horvath schonen wollte und der Meinung war, es müßte so Alles aufkommen. — Pr.: Was hat Sie bewogen, die aus München mitgebrachten Gegenstände so sorgfältig aufzubewahren? — A.: Weil mich die Horvath darum ersucht hat. — Pr.: Was war in dem Packet enthalten? — A.: Die Briefe meines Gustavs; von dem Andern wußte ich nichts. — Der Präsident konstatirt, daß auch mehrere der Gräfin Mathilde gehörige Gegenstände, so wie Cyankalium in dem Packete enthalten war. — A.: Es ist möglich, ich habe es nicht gesehen. — Pr.: Was hat Sie bewogen, Ihre Briefe in das Ihnen anvertraute Packet zu legen? — A.: Weil mir Gustav schon Einigemale gedroht hatte, er werde mir die Briefe wegnehmen, und ich dachte, daß sie in dem Packet gut aufgehoben sind. — Pr.: Sie haben dem Dienstmädchen den strengsten Auftrag gegeben, diese Packete an Niemand auszufolgen und haben gleichzeitig eine Theekanne zum Reinigen gegeben. — A. (verdutzt): Aber ohne Nebenabsicht. — Pr.: Sie sagten, daß Sie die Gegenstände in Aufbewahrung geben, weil Sie nach Hause reisen. — A.: Ich habe eine indiskrete Freundin, eine gewisse Turnesen, die Alles ausschnarpte, wenn ich nicht da war, und deßhalb habe ich dies bei meinen übrigen Reisen so gehalten. — Pr.: Weßhalb haben Sie einen Theekessel reinigen lassen? — A.: Weil er neu war. (Heiterkeit.) — Pr.: Es wurde in Ihrer Wohnung ein Schlüssel vorgefunden, welcher zur Kommode der Gräfin paßt; woher nahmen Sie diesen Schlüssel? — A.: Ich weiß es nicht, die Horvath hat mir auch Schlüssel gegeben und auch einen mit der Aussage, ihn in die Donau zu werfen. — Pr.: Sie sagten, als Sie mit Gustav spazieren gingen, hätten Sie einen Schlüssel in die Donau geworfen und sagten, daß Gustav davon wisse. Ist das wahr? — A.: Nein, das ist nicht wahr. Die an der Uhr und Kette der Angeklagten wahrgenommenen Beschädigungen, welche darauf hinweisen, daß ein Ringen mit der Ermordeten stattgefunden haben mußte, führt die Angeklagte darauf zurück, daß sie der Horvath diese Schmuckgegenstände geborgt hatte. — Präsident zeigt der Angeklagten einen Ohrring, gleichfalls früher Eigenthum der Ermordeten, und fragt, auf welche Weise sie in den Besitz dieses Ringes gekommen sei. — A.: Diesen habe ich gleichfalls von der Horvath erhalten. — Bei dieser Gelegenheit konstatirte der Präsident, daß die Angeklagte früher immer von einer Baronin Bay sprach und erst in neuester Zeit alles das, was sie früher über Bay sprach, jetzt auf die Horvath wälzt. — A.: Ich habe die Horvath schonen wollen, aber nachdem ich sehe, daß ich mich und Gustav durch diese Person nur ins Verderben stürzen würde, habe ich es aufgegeben. — Der Präsident verliest eine Reihe von Briefen; während Gustavs Briefe verlesen werden, bemächtigt sich des Auditoriums eine Entrüstung. — Die Angeklagte weint. — Der Präsident hält der Angeklagten vor, daß sie bemüht war, sich bei Konfrontationen unkenntlich zu machen, daß sie bemüht war, Korrespondenzen aus dem Arrest zu vermitteln und daß sie bemüht war, sich über das Vertheidigungssystem mit dem Grafen zu verständigen. — Pr.: Es ist aller Nachforschungen der Behörden nicht gelungen, die Horvath zu erforschen, wollten Sie auch ferner behaupten, daß diese wirklich existire? — A.: Ja wohl. — Pr.: Wie sieht diese Horvath aus, geben Sie mir eine kleine Beschreibung. — A.: Sie ist klein und dick. — Pr.: Gustav

Digitized by Google

Graf Chorinsky hat Anfangs von einer Horvath gar Nichts wissen wollen, dieselbe aber später als eine große Frau hingestellt. — A.: Da hat er sie mit einer Frau Rittmeisterin verwechselt. — Pr.: Ich werde Ihnen nun Ihr Geständniß vorhalten. — Sie sagten kurz nach Ihrer Verhaftung unter dem Eindrucke einer scheinbaren Reue Folgendes: „Ich habe so eben im Nebenzimmer mein Herz dadurch erleichtert, daß ich eingestand, von einem Photographen unbemerkt Cyankalium genommen und solches der Gräfin Chorinsky unbemerkt in den Thee gethan zu haben, wobei wir auf unser gegenseitiges Wohl getrunken haben. Ich war allein bei der Gräfin, ich hatte sie früher schon gekannt, aber nur par Renommée, persönlich nicht; ich bin zum erstenmal zu ihr gekommen, da ich draußen zufällig erfuhr, wo sie wohnt. Ich brachte am Mittwoch von 4 Uhr bis 7 Uhr Nachmittags beim Gouter und beim Thee zu. Ich habe mich ihr unter meinem eigenen Namen als Durchreisende vorgestellt und ihr den Besuch mit dem Zweck abgestattet, mich von ihrer Liebenswürdigkeit zu überzeugen und auf Ehre, daß dieß nicht so ist. Ich bin in dem Hotel zu den „vier Jahreszeiten“ unter dem Namen „Bay“ abgestiegen, im zweiten Stock einlogirt und habe erst in München zufällig die Wohnung der Gräfin Chorinsky in der Amalienstraße Nr. 11 oder 12 im vierten Stock erfahren. Den Namen der Frau, bei der sie wohnt, weiß ich nicht. Ich hatte ursprünglich die Absicht mich einen oder zwei Tage in München aufzuhalten und dann nach Paris zu reisen. Ich habe mit der Gräfin selbst ausgemacht, mit ihr in ein Theater zu gehen; wir haben uns durch den Hausknecht eines Hotels Karten bringen lassen. Als ich fortging, lag die Gräfin bereits zwischen dem Kanapee und dem Tische am Boden. Meines Wissens war die Quartierfrau zu Hause und die Tochter derselben hat ein Kleid fortgetragen. Ob das Gift gewirkt hat, weiß ich nicht; die Gräfin ist wohl am Boden gelegen, ob sie aber bei meinem Fortgehen schon ganz todt war, weiß ich nicht. Ich sage es aufrichtig, ich war es nicht, aber schreiben Sie nur, daß ich es war, ich stürze mich in mein Unglück, es war Jemand von München, der die Idee gehabt hat, es zu thun; daß ich in München war, gestehe ich zu, aber gehen wir lieber ins Landesgericht hinaus, ich gehe zu Grunde, denn ich kann die Person nicht nennen. Julie Ebergeny.“ — A.: Ich habe mich zu diesem Geständnisse nur durch die Versprechungen der Herren von der Polizei verleiten lassen, welche mir sagten, daß ich so meinem Gustav am besten helfen könne, und dachte mir, es müsse so Alles auskommen. — Pr.: Sie haben bezüglich der That selbst die Umstände mit solcher Genauigkeit angegeben, wie dieß nur Jemand thun kann, der am Thatorte selbst war. — A.: Das hat mir Alles die Horvath gesagt. — Pr.: Graf Chorinsky will nicht zugeben, daß Sie ihm gesagt hätten, seine Frau sei todt? A.: Das thut er aus Schonung für mich. — Pr.: Graf Chorinsky hat aus dem Arreste an seine zweite Geliebte Marie Hotowitz geschrieben und sie gebeten, sie möge ihm verzeihen, daß er dieß gethan habe. — A.: (in großer Aufregung): Ich glaube nicht, daß er mir das angethan hat. — Pr.: Sie werden Gelegenheit haben, diesen Brief zu hören. — A.: schaut verdutzt darein. — Pr.: In einem Briefe, in welchem Graf Chorinsky zu Ihnen schreibt, bittet er, Sie mögen dafür sorgen, daß die Pulver nicht verwechselt werden; was sind das für Pulver? — A.: Das sind Dower'sche Pulver. (Heiterkeit.) — Pr.: Ich kann mir die Gefahr einer solchen Verwechslung nicht denken. — Die Angeklagte stottert einige Worte. — Pr.: In einem der Briefe schreibt Ihnen auch der Graf, Sie mögen nicht dabei bleiben bei der That, was meinte er wohl damit? — A.: Das bezieht sich auf die Dokumente. — Das Verhör der Angeklagten wurde gegen 4 Uhr Nachm. abgebrochen und für heute 9 Uhr Vormittags die Fortsetzung anberaumt.

* ° *

Wien, 23. April.

Heute Vormittag 9½ Uhr wurde mit dem Zeugenverhöre begonnen. Die Angeklagte erschien viel ruhiger und gefaßter als dieß gestern der Fall war; aber ihre Augen sind geröthet und ihr Blick ist verdüstert. Der erste der vernommenen Zeugen ist Franz Janoscha, welcher in dem Hause, wo die Ebergeny in Wien wohnte, als Hausbesorger aufgestellt ist. Da die Angeklagte Rattengift bezogen hatte, so handelte es sich darum, ob die Nothwendigkeit vorlag, derlei schädliche Thiere im Hause zu vertilgen. Die Aussage des Hausbesorgers geht dahin, daß es in dem Hause, wo die Ebergenyi wohnte, keine Ratten gab. Das Erscheinen der Zeugin Frau v. Thurmeisen wirkt in sehr eingreifender Weise auf das Verhalten der Angeklagten. Diese Dame war mit der Angeklagten sehr befreundet und Julie v. Ebergenyi ist auf das Tiefste erschüttert, als sie ihrer einzigen Freundin gegenüber steht. Thränen stürzen aus ihren Augen, sie verhüllt sich das Gesicht mit dem Sacktuche. Die Zeugin weiß über die Verhältnisse der Angeklagten nicht viel zu erzählen, aber sie hat aus dem Munde derselben vernommen, daß Julie die Verlobte eines Offiziers sei und sich bald vermählen werde. Viel entschiedener tritt die Freundin der ermordeten Gräfin, die Zeugin Elise Malanotti, mit ihren Aussagen hervor. Ihr gegenüber hat die Gräfin sich oft, wenn auch schonend, über ihren Gatten, seine Untreue, seine Mißhandlungen und Drohungen ausgesprochen. Er habe ihr einmal geradezu angedeutet, daß sie sich das Leben nehmen soll, damit er ihrer los werde. Die Gräfin habe sich wiederholt geäußert, daß sie ihres Lebens nicht sicher sei. Ueber die Vorfälle der neuesten Zeit weiß die Zeugin keine Auskunft zu geben. Die weitere Zeugin Agnes Margot war Gouvernante im Hause des älteren Grafen Chorinsky. Sie war es, welche für die Ebergenyi, welche sie nicht kannte, einen auf den Namen „Marie Berger“ lautenden Empfehlungsbrief an die Gräfin Chorinsky ausfertigte. Die Zeugin Marie Ernst ist Modistin. Bei ihr hat die Angeklagte, unter dem Vorgeben sich bald zu vermählen, im September 1867 ein Brautkleid bestellt. Von außerordentlicher Wichtigkeit ist die nächste Aussage des ehemaligen Offiziers Theodor Rampacher. — Pr.: Wann lernten Sie den Grafen Chorinsky kennen? — Z.: Noch als Militär. — Pr.: Haben Sie viel mit ihm verkehrt? — Z: Sehr oft. — Pr.: Hat er Sie in Kenntniß gesetzt von einem Liebesverhältnisse? — Z.: Nein, die Ebergeny hat er mir als Cousine vorgestellt, ohne ihren Namen zu nennen, und zwar als er mir den Auftrag mit der Schachtel gab. — Pr.: Erzählen Sie nun, was es mit diesem Auftrage für eine Bewandtniß hatte. — Z.: Der Graf kam eines Tages zu mir und sagte, er habe Jemandem etwas zu senden; doch es sei eine Ueberraschung, und ich müßte daher, wenn ich übernehmen wollte, es zu besorgen, mein Ehrenwort geben, daß Niemand davon etwas erfahre. Ich fragte: Was denn? Er erwiderte: Eine ganz einfache Schachtel, worin sich eine Ueberraschung befindet. Nachmittags kam ich auf seinen Wunsch in die Wohnung seiner angeblichen Cousine in der Gruberstraße. — Pr.: In welchem Zimmer empfing er Sie? — Zeuge: Im ersten Zimmer. — Pr.: War Fräulein Ebergeny zugegen? — Zeuge: Ich habe sie nicht gesehen. — Pr.: Und was geschah hier? Z.: Er übergab mir die Schachtel mit einer Papieradresse an Baronin Ledske. — Pr.: Haben Sie den Inhalt gekannt? — Z.: Nein, ich war sogar in Verlegenheit, als ich auf der Post gefragt wurde, was darin sei, und ich antwortete daher auf gut Glück: Spielsachen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 99 Mittwoch, 29. April 1868.

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Präs.: Sie mußten Ihr Ehrenwort geben, nicht zu sagen, was in der Schachtel ist, und wußten nicht, was darin ist? — Z.: Ich gab mein Ehrenwort, nicht zu sagen, daß ich die Schachtel aufgegeben. — Pr.: War er unruhig, als er Ihnen die Schachtel gab? — Z.: Nein, aber sie war es, als sie bald darauf kam. — Pr.: In welcher Weise äußerte sich diese Unruhe? — Z.: Sie fragte besorgt, ob ich nur ja Schweigen beobachten werde, und ich erwiderte: Beruhigen Sie sich, ich gebe mein Ehrenwort, und das ist genügend. Ich hätte dieses Ehrenwort auch gehalten, wenn ich nicht gerichtlich befragt worden wäre. Pr.: Der Graf hat Ihnen auch einmal einen Wunsch nach einem tüchtigen Deutschmeister ausgedrückt? — Z.: Ja. — Pr.: Und er machte auch dabei eine kräftige Handbewegung; welcher Art war diese Handbewegung? — Z.: Als ob er Jemand prügeln lassen wollte. — Pr.: Und was erwiderten Sie darauf? — Z.: Ich sagte, ich bedauere, ich habe aber keine solche Bekanntschaft. — Pr.: Sie sollen auch bedauert haben, daß Sie selbst zu wenig Körperstärke haben, um seinen Wunsch zu erfüllen? — Z.: Das sagte ich im Scherz. — Pr.: Drückte diese Handbewegung nicht noch etwas mehr aus als prügeln? Erinnern Sie sich genau? — Z.: Ja, er machte eine Bewegung um den Hals, als sollte Jemand gewürgt werden. (Bewegung.) — Pr.: Also doch mehr als bloßes Prügeln. Erinnern Sie sich genauer, sagte diese Handbewegung nicht mehr? — Z.: Es war eine Handbewegung, als sollte Jemand gewürgt und zu Boden geworfen werden. (Lebhafte Bewegung.) — Pr.: Sie haben nun nochmals eine Begegnung mit dem Grafen beim Eugen-Monument gehabt, wobei Sie sich zur Vollführung eines Auftrages bereit erklärten? — Z.: Er sagte: Wenn ich Sie einmal brauchen sollte, werden Sie bereit sein? Ich erwiderte Ja. — Pr.: Welcher Art dieser Auftrag sei, sagte er Ihnen nicht? — Z.: Nein, er sagte bloß, es sei eine Mission, die er selbst nicht vollführen könne. — Pr.: Sie übernahmen auch Briefe der Ebergenyi für den Grafen aus München? — Z.: Ja, auf den Wunsch des Grafen, und ich brachte ihm zwei Briefe. Er las die beiden Briefe, ging dann zum Ofen und verbrannte etwas; ich weiß nicht, waren es die Briefe oder bloß die Couverts. Am andern Tage kam ich wieder, um dem Grafen mitzutheilen, daß ich dießmal keine Briefe bekommen. Ich kam hin, läutete, und das Stubenmädchen öffnete mit etwas erregter Miene. Gleich darauf kam der Graf heraus in Hemdärmeln. Er sah verweint und aufgeregt aus. Auch das Fräulein war schon da und sagte: „Grüß Gott, lieber Rambacher." Ich erwiderte, wenn ich gewußt hätte, daß Sie schon zurück sind, wäre ich nicht gekommen, der Graf umarmte mich, küßte mich und drängte mich zur Thüre hinaus. Das Fräulein aber sagte: Das ist sehr unartig von Dir; Herr Rampacher soll bleiben, oder ich gehe selbst mit ihm, natürlich ging ich weg. Gleich darauf wurde ich zurückgerufen. Graf Chorinsky stand im Waffenrocke, und trotzdem er im Schatten stand, bemerkte ich doch, daß er höchst aufgeregt war. Er umarmte mich, küßte mich, bat mich um Verzeihung und sagte, er hätte einen wichtigen Auftrag für mich. Bitte, sagte ich, ich bin zu jeder Gefälligkeit bereit. Er sagte, ich solle nach München reisen. Ich fragte wozu, und wurde stutzig. Darauf sagte er, ich möchte gerne meine Julie heirathen, eine Person aber steht mir im Wege, und ich möchte gerne wissen, ob sie existirt oder nicht. Er nannte sie Baronin Ledske. Das Fräulein bemerkte dazu, ich brauche nicht in die Wohnung hinaufzugehen, sondern solle unten im Kaufgewölbe fragen. Ich muß gestehen, daß mir hier gleich nicht wohl zu Muthe war. Ich erinnerte mich — an jene Handbewegung und fand seine Aufregung auffallend. Es interessirte mich, zu erfahren, was an der Sache sei. In München ging ich in die Wohnung, weil man mir unten keine Auskunft gab. Man sagte mir, die Baronin sei todt und bei der Polizei könne ich mehr erfahren. Mir war nicht wohl zu Muthe. Ich dachte mir, daß etwas Unheimliches an der Sache sei. — Pr.: Sie hüteten sich, um nähere Details zu fragen? — Z.: Ja. — Ich fuhr mit dem Kurierzug nach Hause, ging in die Statthalterei, traf den Grafen Gustav nicht, ebenso Niemanden in der Krugerstraße. Mein erster Gedanke war: die Beiden sind durchgegangen. Endlich traf ich die Ebergenyi. Sie war ruhig, schien aber etwas gedrückt. Es ließ mich nicht ruhen, und auf den Rath meiner Frau ging ich zum Statthalter, da erfuhr ich, daß er mit seinem Sohne schon nach München sei. In einem Abendblatte las ich, daß die Gräfin Chorinsky todt in München aufgefunden, und da erfuhr ich erst, daß der Graf verheirathet war. Ich begab mich nun zum Grafen Heinrich Chorinsky und erzählte ihm den Hergang, und sagte: ich werde die polizeiliche Anzeige erstatten. Da sagte der Graf: Das werden Sie doch nicht thun; Sie können ja warten. Ich aber sagte: Werden Sie mir Garantie leisten, daß mich Ihr Vater schützt? Abends ging ich zum Polizeidirektor und machte die Anzeige. — Pr.: Fräulein v. Ebergenyi, was haben Sie darauf zu sagen? Haben Sie gehört, was der Zeuge über jene Handbewegung gesagt? — A.: Ich habe nicht gefunden, daß die Handbewegung diesen Sinn gehabt hat. — Pr.: Der Zeuge spricht sich aber ganz bestimmt darüber aus. — A.: Eine Ansicht steht Jedermann frei; ob es so ist, das ist eine andere Sache. — Die Aussagen des Zeugen Heinrich Dierkes, ebenfalls ehemaligen Offiziers, sind nicht von Belang. — Der Zeuge Camillo Angerer, Photograph, hat der Angeklagten Chemikalien geliefert, und zwar vier Loth Cyankali, drei Loth Silber, ein halb Quentchen Chlorgold. Er erkennt das im Besitze der Angeklagten vorgefundene Fläschchen als dasjenige, in welchem er ihr das Cyankali geliefert hatte. Das Dienstmädchen der Angeklagten, Elisabeth Kubesch, hat nach der Rückkehr der Ebergenyi aus München die Theemaschine gereinigt und verborgen, später aber ausgeliefert, welche die Angeklagte aus München mitgebracht hatte. — Der letzte Zeuge ist Adalbert Mikulich, Hörer der Philosophie, gewesener Erzieher im Hause der Chorinsky, der zu der verstorbenen Gräfin in sehr intimen Verhältnissen gestanden sein soll. — Pr.: Haben Sie die verstorbene Gräfin Chorinsky gekannt? — Z.: Ja. Ich bin mit ihr auch in

Korrespondenz gestanden, als sie in München lebte. — Pr.: Was für Wahrnehmungen machten Sie über ihre Gemüthsbeschaffenheit? — Z.: Sie hat häufig geweint. — Pr.: Hat Sie Ihnen Mittheilungen gemacht über ihre ehelichen Verhältnisse. — Z.: Ja, sie gab an, daß, als sie mit ihrem Manne in Nancy war, er sie dort plötzlich verließ und nach Brünn reiste; er gab ihr nicht einmal Geld, um von Nancy fortzureisen, sie mußte ihren Schmuck verkaufen, um fortzukommen. Sie reiste nach Brünn, hatte mit ihrem Manne mehrere Zusammenkünfte, aber erfolglos; sie sagte mir, daß ihr Mann eine Bekanntschaft angeknüpft habe mit einer Brünner Stiftsdame. — Pr.: Hat die Gräfin öfter Besorgnisse geäußert über ihr Leben? — Z: Das nicht. — Pr.: Hat sie Ihnen Mittheilung gemacht über eine besonders harte Behandlung Seitens ihres Mannes? — Z.: Sie sprach von Bedrohungen, insbesondere von Handbewegungen. — Pr.: Hat sie davon gesprochen, daß sie Befürchtungen hege wegen einer Gewaltthat von seiner Seite? — Z.: Das ja, sie erwarte, sagte sie, von ihrem Manne nichts Gutes, vielmehr das Schlechteste. — Pr.: Hat sie Ihnen mitgetheilt, ihr Gatte wünsche, sie solle sich das Leben nehmen? — Z.: Das hat sie mir mitgetheilt und noch andere Zumuthungen, die er Ihr gestellt hat. — Pr: Welcher Art waren diese Zumuthungen? — Z. (verlegen): Das läßt sich nicht gut sachen. — Pr.: Da Sie die Sache hier berührt haben, so müssen Sie uns wohl das Ganze sagen, vielleicht ist der Umstand von Bedeutung für den Lauf der Verhandlung. — Diese Zumuthungen waren wohl unsittlicher Natur. — Z.: Ja, so ist's. — Pr.: Er sagte ihr vielleicht, sie möge sich durch Prostitution fortbringen? — Z.: (bestimmt): Ja, er sagte ihr, sie möge ihre körperlichen Reize verwerthen. (Sensation im Auditorium.) — Pr.: Das sollte die Frau thun, die seinen Namen trug? — Z.: Sie wies diesen Antrag entrüstet zurück, er aber bestand darauf. (Entrüstung im Auditorium.) — Pr.: Haben Sie Kenntniß erhalten von einer Sendung, die der Gräfin zukam? — Z.: Ja, sie erhielt eine Sendung von kandirtem Zucker; in der Schachtel war ein Zettel mit verstellter Schrift. Diesen Zettel hat mir die Gräfin geschickt. — Pr.: (zeigt den Zettel.) — Z.: Das ist er. Sie schickte mir den Zettel und schrieb, sie sei sehr entrüstet, diese Sendung erhalten zu haben. Sie hat das Ganze weggeschenkt und nichts davon gegessen. — Pr.: Schien sie etwas Gefährliches darin zu finden? — Z.: Sie hielt es für eine Zudringlichkeit. Ich glaube, daß sie es weniger aus Besorgniß als aus Sittlichkeitsrücksichten that. — Pr.: Wann haben Sie den letzten Brief von der Gräfin erhalten? — Z.: Am 19. Nov., er ist datirt vom 18. Nov. — Pr.: Wird in dem Briefe etwas Besonderes mitgetheilt? — Z.: Nein. — Pr.: Zeugte der Brief von trüber Stimmung? — Z.: Nein. — Pr.: Haben Sie nicht von einer Befürchtung der Gräfin gehört, die sich an Kartenaufschlagen knüpfte? — Z.: Ich hörte von einer Frau in München, die Gräfin habe sich die Karten aufschlagen lassen und zwei- oder dreimal sprang die unheilverkündende Karte hervor und da sagte die Kartenaufschlägerin: Es wird eine fremde Dame kommen und die bringt Tod. Darauf soll die Gräfin gesagt haben: Das geht von meinem Gatten aus. Das schien mir aber eine sehr ausgeschmückte Erzählung zu sein. — Pr.: Kennen Sie diesen Theekessel (zeigt denselben dem Zeugen)? — Z.: Ja, ich sah ihn bei der Gräfin. — Pr.: Kennen Sie diese Schmucksachen (zeigt ihm mehrere.) — Z.: Ja, sie gehörten der Gräfin Mathilde. — Pr.: Erinnern Sie sich, ob die Gräfin einen Siegelring getragen hat? — Z.: Sie hatte deren zwei, einen mit dem Buchstaben M., den anderen mit M. C. und der Grafenkrone, in diesem war inwendig das Datum der Vermählung gravirt, es war das einzige Dokument ihrer Ehe, welches die Gräfin besaß. — Pr.: Wann haben Sie diesen Ring (zeigt denselben) zuletzt bei der Gräfin gesehen? — Z.: In Reichenhall. Sie pflegte ihn selten zu tragen, sondern in einer Lade mit den unächten Schmucksachen aufzubewahren. — Pr.: Glauben Sie, daß die Gräfin den Ring trug, wenn sie Besuch empfing und als Gräfin erscheinen wollte. — Z.: Das ist möglich. — Präsident (zu Ebergenyi): Was haben Sie zu diesen Aussagen zu bemerken. — Ebergenyi: Vorläufig nichts. — Pr.: Der Zeuge ist zu Ende, und wenn Sie überhaupt etwas zu bemerken hätten, müßten Sie es sogleich thun. — Ebergenyi: Gar nichts. — Pr.: Das Zeugenverhör ist beendet.

Aus dem stattlichen Bündel Briefe von dem Grafen Chorinsky und der Julie v. Ebergenyi, die zur Verlesung gelangten, heben wir zunächst einige den Grafen kennzeichnende Stellen aus drei Briefen aus, welche derselbe am 20. und 21. November v. Js. an die Ebergenyi nach München richtete. In dem ersten Briefe schreibt er: „... Ach wie zitterte ich und weinte ich um dich, mein Weibi, ich war jede Viertelstunde wach, sah auf die Uhr, um 5¼ Uhr, wo du in München ankamst, und hätte mir bald vor Wuth eine Ohrfeige gegeben; ich hatte vergessen, dir kleines bayerisches Geld für den Wagen mitzugeben, dann hatte ich Angst, daß du am Ende eine Verwechslung mit dem Pulver machen könntest, daß sie dich überredet; doch nein, ich muß dir vertrauen, du schwörst es mir ja so heilig, daß du sie nicht schonst, du mußt mich ja heirathen." — Im zweiten Briefe schreibt Graf Chorinsky: „Meine einzige, göttlichste, rasend geliebte Julcsie! Mein Abgott! Mein Engel! Meine Gottheit! (Folgen ein paar triviale Stellen, dann weiter:) „Gottlob, daß du nicht kalt hattest und eine angenehme Fahrt, heute bete ich fortwährend für das Gelingen! Aber etwas ärgert mich, nämlich, daß du von dieser Canaille schreibst, daß sie dich so freundlich empfing; am Ende gewinnt oder rührt sie dich noch, dieß Komödianten-Aas. O Gott, was zittere ich um dich, mein Abgott, wenn du nur vorsichtig bist und es dir gelingt, das ist mein einziger Wunsch, sonst müßten Rampacher und Dierkes hin, sie sind schon avisirt. Gott, nur du laß dich nicht zu weit ein, daß man dich ertappen könnte. Was ich leide aus Angst und Kummer, kann nur Gott wissen, ich hoffe zu Gott, du läßt dich nicht erweichen, sondern du denkst an deine Zukunft als meine zukünftige rechtmäßige Gattin.." Im dritten Brief lesen wir: „...Die Zeit ist so tödtlich lang für mich und meine Angst so groß, daß dich nur Niemand sieht, daß du es nur gescheit anfangst, dich nicht rühren noch anplauschen läßt, denn dieß Aas ist das durchtriebenste L.... auf der Welt; ich bin so in Spannung, denn ich möchte nicht, daß dir was geschieht oder daß das L.... noch länger uns im Wege steht. Diese infame Kanaille, wie kannst du mir überhaupt schreiben, daß sie so „überaus freundlich" war, diese Bestie! Doch was willst du einen ganzen Nachmittag bei ihr machen? Diese dummen gemeinen Lügen einer so stinkenden Kröte anhören? Ach könntest du, die mich heirathen muß, dich von einer so gemeinen Kanaille bethören lassen? Nein, so was hoffe ich nicht, ich bete fort für dich, daß es nur gelingt und wir dann baldigst vor der Welt ein Paar werden können. Ich bete gewiß für dich, gebe mich aber noch nicht zu sehr der Hoffnung hin, weil du es nicht wünscht, kann dich kaum mehr erwarten. Ich sitze auf glühenden Nadeln, wenn du nur Alles gleich wegwirfst, sobald der Verkauf abgeschlossen ist und nicht selbst dabei bist.." Ich kann nur beten, daß du fest und standhaft, klug und überlegt bleibst, dich durch nichts abbringen läßt, sobald als möglich nach Verkauf abreisest und dich nicht mehr zeigst und hier sogleich Alles wegwirfst, was an eine Reise mahnt. Gott segne, beschütze, erhalte dich, mein Weibi."

Wien, 23. April.

Nach Wiederaufnahme der Verhandlung wurden die auf den objektiven Thatbestand bezüglichen Aktenstücke verlesen. Die Angeklagte, welche sich während der Unterbrechung im Inquisitionszimmer aufgehalten, sieht, als sie wieder in den Saal geführt wird, ziemlich abgespannt aus. Daß das vorangegangene Zeugenverhör Eindruck auf sie gemacht habe, läßt sich nicht behaupten. Nur während der Vernehmung der Frau Thurneisen und Rambacher's schien sie aufgeregter, und für die Vernehmung des Mikulitsch, des Freundes der verstor-

benen Gräfin, legte sie besondere Aufmerksamkeit an den Tag. Die Ursache dieser Erscheinung mag wohl darin liegen, daß durch die vorgestrige Vernehmung der Zeugin zu oft Gelegenheit geboten war, sich gestern auf ihre vorgestrigen Aussagen zu berufen. Dasselbe Benehmen legte sie bei den Fragen an den Tag, welche der Präsident bei Verlesung der Aktenstücke an sie richtete. Zuerst gelangten die Befunde der Münchener Gerichtsbehörde über die Auffindung der Leiche der Ermordeten zur Verlesung. Wir fassen die ausführliche Beschreibung, deren sich die Gerichtsbehörde befleißigt, in Folgendem zusammen: Im Zimmer wurden folgende Wahrnehmungen gemacht: Der Tisch war gedeckt, man fand einen Bierkrug mit ungefähr einer Maß brauner Flüssigkeit gefüllt, ein Fläschchen Rum, drei Wassergläser, davon eines kelchartig, ein Körbchen mit Aepfel, zwei Teller, auf denselben Brod und Backwerk; ferner Milch, eine Dose mit Zucker, einen Theeseiber, Schinkenwurst, dann abgezogene Wurst, Wursthäute, eine Tasse muthmaßlich mit Thee, und zwar an der linken Seite, wo nach Angabe der Frau Hartmann (Quartiersfrau der Gräfin) die fremde Dame gesessen, halb gefüllt, ohne Milch; eine zweite Tasse zu einem Viertheil voll an der rechten Seite, wo die Gräfin Chorinsky Platz genommen hatte. Dieser Inhalt war mit Milch vermengt. Das ganze Arrangement zeigte, daß die Gräfin Mathilde Chorinsky am 21. November 1867 bei dem Gouter, während der kurzen Abwesenheit der Elise Hartmann, und noch im Beisein der fremden Dame vom Tode ereilt worden sei; da der Zimmerherr phil. stud. Karl Struve nebenan beiläufig um 5¼ Uhr Abends im Zimmer der Gräfin zwei Damen in lebhafter Unterhaltung vernahm, die sich, so viel er vernehmen konnte, über Photographieen und Bekannts aus Rom unterhielten. — Zwischen 6 und 7 Uhr hörte er die Thüre hastig zuschlagen, und von diesem Momente ab herrschte im Zimmer der Gräfin Grabesruhe. Daß eine dritte Dame eingetreten wäre, hat Studiosus Struve nicht gehört, und er hätte es, da die Thürglocke einen schrillen Klang hatte, hören müssen, wenn Jemand geläutet haben würde. Die Thüre des Zimmers war von Außen verschlossen, der Schlüssel hiezu, so wie der Schlüssel zur Kommode, der Theekessel und die Theeplatten waren verschwunden. Diese Gegenstände konnten nur durch fremde Hand beseitigt worden sein, offenbar um die Entdeckung des Mordes zu verzögern und Zeit zur Flucht zu gewinnen. — Anbelangend die Todesart der Gräfin Mathilde Chorinsky ist vor Allem der Abgang jeder äußeren Verletzung an der Leiche zu beachten. Nach dem Ausspruche des königlichen bayerischen Universitätsprofessors Dr. Buchner, welcher mit der chemischen Analyse betraut war, hat die chemische Untersuchung außer Zweifel gestellt, daß Mathilde Gräfin Chorinsky eine beträchtliche Dosis Blausäure, welche den Tod sofort herbeiführen mußte, genossen. Bei der am 24. November 1867 durch den königlichen bayerischen Professor Dr. Märtin und königlichen bayerischen Professor Dr. Riedinger in München vorgenommenen Obduktion ließ sich wiederholt deutlicher Geruch nach bitteren Mandeln verspüren und im Magen der Leiche fand sich dickbreiiger chokoladefarbiger Inhalt, mit einzelnen weißen hirskorngroßen Partikelchen vor. Nach den Ergebnissen der Sektion ließ sich eine Todesursache weder durch innere Erkrankung, die so weit vorgeschritten war, daß sie den Tod hätte veranlassen können, noch durch die Einwirkung einer äußeren Gewalt ermitteln. Wohl aber besteht der Verdacht einer stattgehabten Vergiftung, und zwar höchst wahrscheinlich durch irgend ein blausäurehaltiges Präparat, wofür der eigenthümliche Geruch des Mageninhaltes, so wie der Blutreichthum der Organe, der Mangel aller Gerinnung im Blute und anderes Mehreres, insbesonde die bereits erhobenen Thatsachen sprechen. Nähere Erfahrungen mußten der chemischen Analyse und dem Ausspruche der Sachverständigen vorbehalten bleiben. Die Ergebnisse der diesfalls angestellten Forschungen lassen sich nun in Folgendem zusammenfassen: Der im Magen vorgefundene Speisebrei, auf den bittermandelartigen Geruch der Blausäure in unverkennbarer Weise zeigend, enthielt außer Blausäure keine freie, flüchtige und namentlich keine ungebundene Salzsäure. Der Magen enthielt nur Blausäure in freiem Zustande; wäre die Vergiftung durch Cyankalium geschehen, hätte das Salz durch irgend eine Blausäure ersetzt werden müssen. — Die ganze Menge wurde mit 1.2 Gran wasserfreier Blausäure berechnet, es mußte aber eine größere Menge Blausäure in den Magen gekommen sein. Im Blute fand sich noch am fünften Tage nach dem Tode mit Gewißheit unzersetzte Blausäure, ebenso, aber im geringeren Maße, in den Eingeweiden und in dem auf dem Fußboden des Zimmers befindlichen geronnenen Blute der Leiche vor. In dem Theeaufgusse, in der Milch, im Wasser, im Rum und in den der chemischen Analyse unterzogenen Früchten fand keine Blausäure, kein Cyankali und überhaupt keine gesundheitsschädliche Substanz vor. — Pr.: Sie haben den Inhalt der eben verlesenen Befunde vernommen. Was haben Sie darauf zu bemerken? A. (ruhig): Nichts. — Pr.: Es wird behauptet, Sie hätten geläutet, es war Niemand zu Hause und im Hause war es so still, daß der Student Struve das Läuten der Horvath bei der Beschaffenheit der Glocke genau hätte hören müssen. — A.: Es ist geläutet worden, wenn die Aufmerksamkeit darauf nicht gerichtet wurde, so weiß ich keinen Grund dafür anzuführen. — Sodann wird ein Nachtragsbefund verlesen, welcher über die Agnoszirung der Leiche der Ermordeten durch ihren Gatten und ihren Schwiegervater handelt. Die stylistisch schmucklose Darstellung wirkte gerade durch ihre Einfachheit ergreifend. Graf Gustav Chorinsky jun. erklärte: „Ich erkenne in dieser Leiche meine Gemahlin Mathilde." Der alte Graf erkannte gleichfalls in der Leiche seine Schwiegertochter. Sie komme ihm so vor, als ob sie erst vor wenigen Stunden gestorben wäre und Thränen entstürzten dabei den Augen des unglücklichen Mannes. Julie v. Ebergeny bewahrte auch bei Verlesung dieses Aktes ihre eisige Ruhe. Erst als der Befund des Münchener Gerichtschemikers über das Blut der Ermordeten verlesen wurde, bemächtigte sich ihrer eine eigenthümliche Bewegung. Es schien als ob der Racheschrei des Blutes der Ermordeten an ihr Ohr gedrungen wäre. Ihre Gestalt sank in sich zusammen; ihre Mundwickel geriethen in eine zitternde Bewegung. Sie wollte schluchzen, unterdrückte aber dasselbe und ihr Ergriffensein löste sich in einen reichlichen Thränenstrom auf. Der Präsident richtet an sie die übliche Frage, ob sie etwas zu dem Gehörten vorzubringen habe; die Angeklagte schüttelt schweigend mit dem Kopfe. Nun spielte sich eine Episode ab. Der Präsident erklärte, daß ihm im Laufe der Verhandlung ein Brief mit dem Poststempel Josephstadt, Wien, zugekommen, der die Unterschrift Viktoria Horvath trage und über den Mord der Gräfin Chorinsky Mittheilungen enthält, welche während des gestrigen Verhöres der Angeklagten zur Sprache kamen. Er richtet an die Staatsanwaltschaft und an die Vertheidigung die Frage, ob sie etwas gegen die Verlesung einzuwenden hätten? Beide erklärten sich damit einverstanden, daß der Brief zur Verlesung komme. Präsident liest: „Hohes Untersuchungsgericht! Ich mache bekannt, daß ich mich in Wien befinde, um zu dem Prozesse zu gehen. Ich bitte bezüglich dieser an das hohe Gericht gerichteten Zeilen, dieselben durchzulesen. Ich bin nicht mit dem Laufe der Untersuchung bekannt; ich habe die Gräfin Chorinsky mit Cyankalium vergiftet. Ich habe der Ebergenyi alle von der Gräfin Chorinsky herrührenden Sachen übergeben, auch den Schlüssel, mit dem Auftrage, ihn wegzugeben, die Kette, die Uhr, die Ringe. Ich erkläre öffentlich, daß ich die Mörderin der Gräfin Chorinsky bin. Ich habe den Schlüssel abgezogen, die Zimmerfrau fortgeschickt, um eine Droschke zu holen, ich sperrte mich mit der Gräfin ein und verließ nach einer Stunde die Wohnung, die ich selbst absperrte. Ich habe das Licht angezündet. Ich habe der Ebergenyi gesagt, die Gräfin ist todt, sie wollte zu ihr hinauf, ich hielt sie zurück. Ich gab ihr dann das Packet mit dem Bemerken, es nach Wien zu bringen und es aufzuheben. Die Ebergenyi fragte mich, was darin wäre,

ich antwortete, keine Theemaschine. Ich werde mich dem Gerichte stellen, wenn der Graf Chorinsky vor den Assisen in München abgeurtheilt oder die Angeklagte für unschuldig erklärt worden sein wird." (Landesgerichtsrath Kubasta: Aha!) „Man soll bei den „vier Jahreszeiten" nachfragen, ob nicht ein Herr und eine Dame einlogirt waren und dem Stubenmädchen nicht einen Napoleonsd'or und auch dem Kellnermädchen ein Trinkgeld gegeben haben. Ich habe die Gräfin ermordet und habe sie so, wie sie gefunden wurde, auf den Boden niedergelegt. Ich heiße Vicky Horvath, ich bin noch im Besitze eines Restes des Giftes und eines Medaillons. Ich reiste früher als die Ebergenyi nach München ab." Unterschrieben ist: Vicky Horvath und Dr. N., ein unleserlicher Name. Präsident: Wünschen der Herr Staatsanwalt, daß dem Briefe besondere Beachtung geschenkt werde? — Staatsanwalt: Ich glaube kein weiteres Gewicht auf dieses Schreiben legen zu sollen, um so weniger, als ich dem Inhalt nach unzweifelhaft nichts Anderes, als einen ganz unpassenden, rohen Spaß, den man mit dem Gerichtshof sich gemacht hat, sehe. Ich glaube daher, daß dieser Brief nicht zu beachten sei. Da auch der Vertreter Dr. Neuda dem Briefe keine Beachtung schenken zu sollen glaubt, wird derselbe den Gerichtsakten nicht beigelegt. Hierauf läßt der Vorsitzende weitere Befunde der Wiener Gerichtschemiker vorlesen. Die chemische Untersuchung der im Besitze der Julie v. Ebergenyi vorgefundenen Gegenstände wurde durch die Landesgerichtschemiker Dr. Heller und Prof. Kletzinsky gepflogen und diese ergab, daß der weiße Körper theils in Stangen, theils in Pulverform mit Bestimmtheit als Cyankalium in einer noch vorhandenen Menge von 30—35 Gramm (1 Gr. = 13.7 Gran oder im österreichischen Apothekergewicht 415^{78}/100 Gran, also 7 Drachmen oder Quentchen weniger 4 Gran) erkannt wurde, und daß das im Theekessel, welcher aus der Wohnung der Ermordeten verschwunden war, und der dann gleichfalls im Besitze der Ebergeny vorgefunden wurde, zurückgebliebene Kali als Rückstand von Cyankalium angesehen werden kann. Die Experten sprechen sich auch dahin aus, daß unter gewissen Umständen eine halbe Minute Zeit zur Auflösung des pulverisirten Cyankalium in einer wässerigen Flüssigkeit hinreiche, und daß der Genuß dieser Flüssigkeit in wenigen Minuten tödtlich wirken könne und endlich, daß die kleinste Menge, welche zu einer tödtlichen Wirkung verwendet wird, nicht leicht unter einen halben Gran veranschlagt werden kann. Es wurde sofort die Frage aufgestellt, ob, nachdem das chemische Gutachten aus München das Vorhandensein von freier Blausäure konstatirte, während als Corpus delicti Cyankalium vorgefunden wurde, der Befund und das Resultat der chemischen Untersuchung vereinbarlich sei mit der Annahme einer Vergiftung durch Cyankalium? — Das Münchener Medizinalkomite erklärt darüber in einem nachträglichen Gutachten in Uebereinstimmung mit den hiesigen Experten rücksichtlich der Lösbarkeit des Cyankaliums, daß dasselbe, wie z. B. Wein, durch Weinsäure derart versetzt wird, daß daraus freie Blausäure und ein neues Kalium — Kalisalz — entsteht. — Ferner, daß der Speisebrei sehr sauer war und zur Zersetzung des Cyankaliums freie Säure in mehr als hinlänglicher Menge enthielt, daß sich das genossene Cyankalium durch die Säure des Weines oder des Magenbreies jedenfalls hatte in Blausäure umwandeln müssen; endlich, daß auch überhaupt die Verhältnisse für Vergiftung durch Cyankalium sprechen. Mit dieser Anschauung stimmt auch das von den Wiener Experten schriftlich und mündlich abgegebene Nachtrags-Gutachten überein, in welchem auch der Möglichkeit Raum gegeben ist, daß die in Wein gelöste wasserfreie Blausäure bei dem Umstande, daß der Weinstein rasch krystallinisch sich abscheidet, sogar allein ohne alle Begleitung von Kalisalz in den Magen der Vergifteten gelangt sein konnte. In Uebereinstimmung mit dem Münchner Bezirksgerichtsarzt, Professor Dr. Martin, sprechen sich auch die hiesigen Gerichtsärzte, Dr. Doll und Dr. Haschek, auf Grundlage des Obduktionsprotokolls, der vier Befunde und Gutachten der Münchener und Wiener Gerichtschemiker und des ihnen vorgelegten Kommissionsprotokolls dahin aus: Daß die Gräfin Mathilde Chorinsky an einer raschen Zersetzung des Blutes in Folge einer Vergiftung mit Blausäure gestorben sei; daß das Ableben derselben, zwei Tage vor dem Auffinden der Leiche, mithin am 21. November 1867 erfolgt sein könne; daß die Beibringung der Blausäure in Verbindung mit Kali, das ist in Gestalt des Cyankaliums, angenommen werden könne, wofür die leichtere Zugänglichkeit des Cyankaliums, der Leichenbefund und die chemische Analyse sprechen; daß der Abgang anderer Säuren im Magen sich durch Zersetzung des freigewordenen Kali erklären lasse; daß die mit Cyankalium geschwängerte Flüssigkeit hinsichtlich des Geruches nichts Auffallendes darbietet, wie ein von den Gerichtsärzten mit dem vorliegenden Cyankalium angestellter Versuch zeigte; daß das im Magen vorgefundene Quantum von 12 Grammen freier Blausäure zur Tödtung eines erwachsenen Menschen hinreiche; daß bei der Tödtung neben der Blausäure keine andere Ursache und keine besondere Beschaffenheit der Getödteten mitwirkte; daß sich Blausäure-Gift dem Organismus ungemein rasch, binnen wenigen Minuten mittheile, und endlich, daß ein ziemlich schneller Tod unter raschem Schwinden des Bewußtseins ohne besondere Schmerzenskundgebungen erfolgt sein konnte. — Pr.: Die Verlesung der auf den objektiven Thatbestand bezüglichen Aktenstücke ist beendigt.

Wien, 24. April.

Der Andrang des Publikums ist heute wiederum ein so massenhafter, daß die Reihen der Zuhörer innerhalb der Schranken bis hart zum Vertheidigertische heranreichen. Die Verhandlung beginnt mit der Verlesung des Verhöres des Grafen Chorinsky. Pr.: Es kommt zur Verlesung das Verhör des Grafen Gustav Chorinsky, aufgenommen beim Bezirksgerichte links der Isar in München (liest): „Gustav Graf Chorinsky-Ledske, 35 Jahre alt, katholisch, k. k. österreichischer Oberlieutenant beim 13. Infanterie-Regiment in Verwendung beim Generalstabe. Das Kautions-Kapital im Betrage von 20,000 Gulden ist mein Eigenthum, die Zinsen desselben wurden bisher mit meiner Einwilligung an meine Frau Mathilde geschickt. Ich war bisher noch nicht in eine Untersuchung verwickelt. Meine verstorbene Frau war im Jahre 1858 in Linz beim Theater engagirt, wo ich ein Verhältniß mit ihr anfing. Sie gab sich als Tochter einer Gräfin aus, was aber nicht wahr war, sondern sie war eine geborne Ruess. Ich machte auf das in Aussicht stehende Vermögen meiner Frau bedeutende Schulden und trat deßhalb vom Militär aus. Inzwischen brach der italienische Krieg aus, den ich mitmachte und in demselben wieder die Stelle eines Oberlieutenants erhielt. Ich diente bis 1860 und trat dann in die päpstliche Armee ein. Inzwischen wurde meine Geliebte katholisch und kam nach Ankona, wo sie drohte, sie werde mich bei der päpstlichen Regierung anzeigen, wenn ich sie nicht heirathe; in Folge dessen heirathete ich sie, nachdem meine Frau nachgewiesen hatte, daß sie ein Vermögen habe und die päpstliche Regierung mir zu heirathen erlaubt hatte. Nach der Schlacht von Castelfidardo gebar sie mir ein Kind, welches aber bald starb. Schon in Rom hatten sich Mißhelligkeiten erhoben, welche in der Verschiedenheit der Charaktere ihren Grund hatten. Von Rom begaben wir uns nach Heidelberg, und dort minderte sich noch mehr das innige Zusammenleben. Von Heidelberg gelangten wir nach Nancy und dort ließ ich dieselbe zurück. Ich kehrte dann nach Brünn zurück zu meinem Vater, dort begann ich eine Liebschaft. Meine Frau überraschte mich zweimal in Brünn und brachte mich dadurch in Verlegenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der R. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 100 | Donnerstag, 30. April | 1868.

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1864 trat ich wieder in österreichische Dienste, machte den Feldzug in Schleswig-Holstein mit 1866 betheiligte ich mich an dem preußischen Feldzug, wurde bei Königgrätz schwer verwundet und dekorirt. Meine Frau war im Jahre 1862 bei meinen Eltern aufgenommen worden, welche inzwischen nach Wien übergesiedelt waren. Sie blieb daselbst bis 1866, woselbst ich von Königgrätz blessirt eintraf, worauf meine Frau, ohne mich gesehen zu haben, das Haus verließ. In Wien war ich seit meiner Verwundung mit Ausnahme der Zeit, die ich in Bädern zubrachte. Ich habe im vergangenen Jahre, wie seit früher, fortwährend Schritte gethan, daß eine gerichtliche Scheidung zu Stande käme und ich hatte die Absicht, falls die Scheidung bewerkstelligt werden könnte, die Kautionsinteressen meiner Frau zu überlassen. Heuer vernahm ich, daß meine Frau in Reichenhall lebte, daß sie dort ein Verhältniß mit einem andern Manne habe und von diesem ein Kind erhielt. Ich sprach darüber mit dem Polizeikommissär Breitenfeld und dieser rieth mir, mit der Scheidung bis zur Aufhebung des Konkordats zu warten. Ich fragte den Legationsrath Zwirzina um den Aufenthalt meiner Frau, da meine Familie nicht wußte, ob sie sich in Reichenhall oder München aufhalte. Die mit Nr. 1 bezeichnete Photographie stellt meine Person in Gesellschaft einer gewissen Marie dar, das war eine flüchtige Bekanntschaft von mir aus den Jahren 1862—1864. Die unter 2, 3, 4, 5 abgebildete Person und das im Medaillon enthaltene Bildniß stellen eine und dieselbe Person dar, Julie v. Ebergenyi, 26 Jahre alt, katholisch, Tochter des Viktor v. Ebergenyi in Sezen in Ungarn. Fräulein Julie v. Ebergenyi wohnte zuletzt in dem Ebergenyi'schen Winterquartiere in der Krugerstraße, sie ist Ehrenstiftsdame, hat als solche den Titel und Charakter einer Frau und muß ein eigenes Vermögen mit einer Rente von 800—1000 fl. ausweisen. Ich kenne diese Dame und bin mit ihr sehr viel zusammengekommen, ich achte und liebe sie, und glaube, daß ich auch von ihr geachtet und geschätzt werde. Ich habe ihre photographischen Bildnisse, als ich in Sezen war, zusammengeholt; ich habe derselben kein Wort gesagt, sie weiß es auch nicht, daß ich verheirathet bin, ebensowenig Jemand von ihrer Familie. Meine eigene Familie war wohl von der Bekanntschaft unterrichtet, ohne daß ich gesagt hätte, wie theuer sie mir sei. Am 17. und 18. November war Julie in Wien, am 19. ist sie mit dem Mittagszuge nach Steinamanger, beziehungsweise nach Sezen abgereist, um daselbst wegen des Holzes, das ihr aus den Wäldern ihres Vaters geliefert wurde, Anordnungen zu treffen. Mittwoch 20. und Donnerstag 21. November war sie jedenfalls in Sezen. Freitag 22. ist sie nach Wien zurückgekehrt und brachte Obst und andere Lebensmittel nach Wien zurück. Es ist unmöglich, daß diese Dame während dieser Zeit hier war. Ich bitte, schleunigst nach Steinamanger an das dortige Gericht zu telegraphiren, damit in Sezen sofort Erkundigungen eingezogen werden, ob das Fräulein sich nicht in jener Zeit dort aufhielt. Ich habe Julie in gewöhnlich heiterer Weise angetroffen, als ich sie Freitag Abends wieder sah. Sie besuchte an demselben Abend eine bekannte Gräfin. Einen Herrn Namens Umlauf aus Brünn kenne ich nicht."

Verhör am 25. November. Auf Vorhalt der bei ihm vorgefundenen Zettel, von denen einer „Deine getreue Minka" unterfertigt ist, erwidert Graf Chorinsky: Der eine Zettel ist von Medemucena Hotowill in Wien, mit der ich früherer Zeit gut bekannt war; wo sie jetzt ist, weiß ich nicht; der andere Brief rührt von einer gewissen Horvath her, zu der ich im Jahre 1854 in einem Verhältnisse stand. Mit der Hotowill stand ich in keinem Liebesverhältniß. Ich habe Julie, als sie zuletzt abreiste, bis zum Fiaker begleitet, außer einer Tasche hatte sie kein Gepäck, ihre Kleidung bestand aus einem Shawl mit türkischem Muster und einem braunen Hut mit Schleier. Auf die übrigen Details der Kleidung kann ich mich nicht erinnern. — Pr. (zur Angeklagten): Sie geben zu, daß Sie allerdings neben der Tasche noch einen Koffer hatten, und daß die Schilderung der Kleidung falsch ist. — A. (Nickt.) — In einem folgenden Verhör erklärt Graf Chorinsky: Julie war meines Wissens in Sezen, während ihrer Abwesenheit war ich täglich im Keller, weil Holz ankommen sollte. Ich erhielt keine Briefe von ihr; ich beharre dabei, daß ich Julie erst im Jahre 1867 kennen gelernt; wenn ich Photographien aus früherer Zeit von ihr habe, so kommt dieß daher, daß ich dieselben in ihrem Album fand und sie sammelte. Ich kenne Rambacher, und sah ihn zuletzt beim Fürsten Schwarzenberg. Es ist nicht wahr, daß ich mich zu ihm der Worte bediente: „Ich will meine Julie heirathen, es steht jedoch eine Person im Wege." Herrn Angerer kenne ich nicht, sollte dieß etwa der Photograph sein? Es fällt mir dieß ein, weil Herr Angerer ein bedeutender Photograph ist. Auf Vorbehalt eines Briefes mit 200 fl. aus Steinamanger bemerkt der Angeklagte, dieser Brief ist für Julie von Ebergenyi bestimmt, es kamen öfters solche Briefe an, wenn Julie nicht hier war, und dann bewahrte ich die Briefe uneröffnet für sie auf. Wenn ich, falls Julie wirklich die That verübt hat, davon gewußt, oder später erfahren hätte, so wäre ich nicht nach München gefahren und hätte noch weniger die Photographien zu mir gesteckt. Julie hat mir nicht gesagt, daß sie nach München reist; ich bestreite nicht, daß ich Julie gern geheirathet hätte, doch bemerke ich, daß ich alle meine Hoffnung auf die Aufhebung deß Konkordats und die für die Ehe geltenden Bestimmungen gesetzt: wir würden sodann Protestanten geworden sein. Von einer bestimmten Aussicht auf baldige Heirath war keine Rede.

Verhör vom 17. Dezember: Auf Vorzeigung der Schachtel: Ich kenne weder Schachtel noch Zettel. Ich kenne auch nur einen Dierkes und der ist Hauptmann in der Armee. — Die 30 fl. habe ich dem Rambacher nur gegeben, weil er in Noth war. Ich habe Rambacher nicht beauftragt, nach München zu reisen. Ob ihn Julie beauftragt hat, weiß ich nicht. Auf Vorzeigung des Todtenschmuckes: Es ist Mode bei ungarischen Damen, solchen Schmuck zu tragen. — Frage: Was konnte Rambacher, der Ihnen doch Dank schuldig war, veranlaßt haben, gegen Sie auszusagen? — Antw.: Ich glaube,

daß Rambacher von einer Person, die mir schaden will, bestochen ist. Wenn Julie Ebergenyi den Mord begangen haben sollte, dann wußte ich nichts davon.

Verhör am 27. Dezember: Gustav Chorinsky erklärt, nicht mehr zögern und ein reuiges Geständniß ablegen zu wollen. Ich bitte, mir nur noch einige Tage Zeit zu geben, daß ich mich sammeln kann. Ich werde mich auch meiner Familie entdecken und dem Untersuchungsgerichte Alles an die Hand geben, um die Schuldigen zu finden, die Unschuldigen erkennen zu lassen. Heute aber bin ich körperlich herabgekommen, so daß meine geistigen Kräfte darunter leiden. Ich habe bereits angefangen, meine Vertheidigung und mein Geständniß zu Papier zu bringen. Ich stelle schon jetzt in Abrede, daß, wenn Julie meine Frau umgebracht hätte, sie das mit meiner Zustimmung gethan. Meine Briefe nach München an Julie beweisen nur scheinbar meine Theilnahme, es läßt sich Alles auf andere Weise erklären.

Verhör am 6. Jänner: Ich übergebe den ersten Bogen meiner Aufschreibung. Ich habe in Nancy gehört, daß ein österreichischer Major Schermen meiner Frau dort die Cour gemacht hat. In Wien habe ich erfahren, daß sie viel zu jüdischen Familien gekommen und ihre Branche kennen gelernt hat. Von ehebrecherischen Verhältnissen weiß ich nichts. Das Verhältniß mit Mikulich habe ich erst hier erfahren. Die Kaution gehört mir und wenn mein Vater gesagt, daß sie ihm gehöre, so ist das irrig. Ich habe das Geld von einer Dame zum Geschenk bekommen. — — — Kommissär Breitenfeld sagte mir, daß es gut sei, sich scheiden zu lassen, damit ich für fremde Kinder nicht zahlen muß. Von einer Schachtel weiß ich nichts. Eine wirkliche Verlobung wurde nie gefeiert. Ich widerspreche, jemals mit Julie den Entschluß gefaßt zu haben, meine Frau zu ermorden. Die Julie hat nicht gewußt, daß ich verheirathet war. — Pr. (zur Angekl.): Sie haben bestimmt gesagt, daß Sie gleich in den ersten Tagen der Bekanntschaft von seiner Verheirathung wußten. — A.: Ja, kurz nachher. — Pr. (weiter lesend): Ich habe ihr abgeredet, die Reise nach München zu machen. Ich wußte, daß sie nach München reisen wollte. Nach meiner Absicht hatte die Julie meiner Frau Geheimnisse entlocken sollen, womit ich Anhaltspunkte zur Scheidung bekommen hätte. Nachdem die Ebergenyi zurückgekommen, erzählte sie mir, daß sie den Zweck ihres Besuchs nicht erreicht habe. Rambacher schickte ich nach München nur, um die Ueberzeugung zu holen, ob die Horvath dort ist. Die Nachricht vom Tode meiner Frau, die ich von meinem Vater hörte, überraschte mich. Wenn ich von Mord gewußt hätte, wäre ich nicht nach München gereist. — (Die Angeklagte weint.) — Im weiteren Verlaufe dieses Protokolls ergibt sich, daß Chorinsky seine nach München geschriebenen Briefe auf widersinnige Weise erklären wollte. So sagt er: die Stelle „verwechsle die Pulver nicht, schone sie nicht", beziehe sich auf einige homöopathische und Dover'sche Pulver; „nicht schonen" heißt, sie solle nicht nachlassen, bis sie die Papiere erhalten. Auf die Frage: Warum sollte Julie als verwittwete Frau gelten? Das war nur so ein Projekt von mir, ich wünschte nicht, daß man von ihrer Reise wisse, und darum sagte ich, daß sie Alles wegwerfen sollte, was daran mahne. Im Allgemeinen kann ich über die Korrespondenz nur sagen, daß insbesondere die letzten Briefe von mir in einer solchen Leidenschaft und Aufregung geschrieben, daß ich für den Inhalt nicht verantwortlich bin. Der Aufsatz, welchen Graf Chorinsky als das zugesagte Geständniß überreichte, enthält nichts Anderes, als die bereits vom Untersuchungsrichter gemachten Angaben.

Verhör vom 20. Jänner: Ich will Alles sagen, was ich über die Horvath weiß, ich habe sie mir zweimal in letzter Zeit bei Julie gesehen, sie ist stark, größer als Julie, mit dunklen Augen, braunem Haar und ungarischen Typus. An ihren Vornamen erinnere ich mich nicht. Daß ich mir Pässe verschafft, ist möglich, doch erinnere ich mich nicht daran. Daß ich Agnes von den Leiden meiner Frau erzählt, ist irrig, vielmehr theilte Agnes mir mit, daß laut Nachrichten von meiner Frau dieselbe an ein einem schweren Uebel leide. Was in dem versiegelten Packet, welches Julie ihrer Schwester aufzuheben gegeben, weiß ich nicht. An Lopreiti habe ich mich nicht um einen Todtenschein gewendet, ich sagte ihm nur, daß ich hörte, meine Frau sei schwer leidend. Was in der Schachtel war, weiß ich nicht. Ueber die Horvath erzählte Julie nur blos, daß sie ihr in München begegnet, nicht jedoch, daß die Horvath auch mit Mathilde eine Zusammenkunft gehabt. Auf Vorhalt, daß Julie Ebergenyi zu Protokoll gegeben, daß sie ihr allerdings dieß gesagt und auch den Tod der Gräfin mitgetheilt, erwidert der Angeklagte: Ich bleibe dabei, Julie sagte mir nichts davon. Als Graf Chorinsky von der Unterhaltung der Ebergenyi mit Herrn Umlauf in München hörte, zeigte er sich leidenschaftlich erregt.

Wir haben schon einige Stellen aus Briefen des Grafen Chorinsky (an die Ebergenyi) mitgetheilt, und lassen hier noch weitere folgen, die der Graf an seinen Vater und verschiedene Verwandte geschrieben hat: 1) Graf Chorinsky an seinen Vater. (Aus der Untersuchungshaft; heimlich. Von der Münchener Behörde aufgefangen.) 28. Dezember. „Mein einzig geliebter Vater! Um Gottes Willen flehe ich Dich auf Knieen an, besonders da Du und die Mutter mich nach dem verfluchten München brachten, mache jetzt energische Schritte, daß ich erlöst werde, denn sonst kann ich noch verloren sein, ich will blos frei sein und nicht ins Elend gerathen, das überlebe ich nicht, und nicht meinethalben, unserer Familie halber bitte ich Dich, mache Du beim Kaiser, der das Recht hat, eine Untersuchung aufzuheben, Schritte, daß von der Person, die man beschuldigt, der Prozeß aufgehoben wird. — Beust und Hohenlohe sollen für Dich darum bitten, sie soll Landes verwiesen werden, nur daß ich frei werde, um Gottes Willen, ich kann ja nicht fortleben, ich will auch Geistlicher werden, ich will fort aus Oesterreich, nur nicht geschändet; auf Knieen flehe ich zu Dir, daß diese Sache durch den Kaiser beendet wird, denn ich kann so nicht fortleben, ich beschwöre Dich, so wahr ich Dein Sohn bin, erlöse mich von hier, dem boshaftesten Neste der Welt; wenn ich schon gefehlt hätte, so gebührt mir und unserem Namen Rücksicht; auf, rette mich, ich bete ohne Unterlaß, ich kniee vor Dir und flehe zu Dir. Wenn sie frei wird, so muß ich es auch werden, und deßwegen flehe ich zu Dir, vielleicht kann Edelsheim was thun, der ihre Familie gut kennt. — Nur dießmal rette mich, mache mich wenigstens frei, jeder Vater thät es, wenn sein Sohn auch noch so gefehlt hätte; ich beschwöre Dich, mache Schritte beim Kaiser, ich werde dann nichts Anderes thun, als was Du willst, aber nur der Kaiser kann jetzt was thun, schnell, um Gottes Willen, lasse es nicht zu spät werden, bei Gott beschwöre ich Dich darum, oh, sei nicht böse auf mich, wo ich Dich so lieb habe. — Warum kommt Niemand zu mir, die Sache ist zu verwickelt, ich kann mich nicht retten, nur Du kannst es und Gott wird es Dir lohnen. Dein Dich namenlos liebender Sohn Gustav." — 2) Graf Gustav Chorinsky an seinen Bruder Heinrich. (Gleichfalls aufgefangen.) „Liebster, einziger Bruder Heinrich! Ich bitte Dich auf Knieen, gib diese Briefe gleich, dem Vater einen und den anderen dem Hannes Wilczek. Hannes soll mir gleich das schicken, was ich ihn bat, um gesichert zu sein. Der Vater soll um Gottes Willen zum Kaiser ohne Aufschub gehen und für mich bitten, um Gottes Willen, Hanns kann ja Hohenlohe bitten, der Kaiser kann ja allein den Prozeß sistiren. Um Gottes Willen Hülfe! Dein unglücklicher Gustav." — 3) Graf Chorinsky an den Onkel seiner Geliebten. (Gleichfalls aufgefangen.) „Liebster Onkel Gusti! (Hollaini, Onkel der Julie Ebergenyi.) Bei mir fand man die Photographie der armen Julcsi, bei ihr fand man meine Briefe, die Julcsi trotz meinen Bitten nicht verbrannte, sondern ihrem Stubenmädchen gab, welche Gans sie dann hergab. — Julie gestand einmal, daß sie hier war, doch sie hatte kein Gift bei sich, ich weiß auch, sie hatte keines. Sie wollte blos die Papiere haben, und gab ihr eine gewisse Horvath, die gewiß auch in München war, Opiumpulver, und diese Horvath hat vielleicht Al-

les gethan, denn Julczi glaubte noch, sie lebe; deßhalb haben wir ja den Rambacher nach München geschickt, so soll Julczi sagen, oder wenn es nicht möglich ist, ihr das beizubringen, so soll Agatha mit Edelsheim, oder mit ihrem Vater zum Kaiser gehen, sie sollen meinen Vater auch bitten, ich schreibe ihm auch dasselbe: Du sollst den alten Ebergenyi Stefi auch auffordern, daß ihr zum Kaiser geht, daß diese Sache, dieser Prozeß vom Kaiser aufgehoben wird. Wenn nicht anders, so gehe ich mit ihr nach Amerika, oder Australien, nur bei ihr zu sein, ach, so rasend haben wir uns lieb; sie soll sagen, daß die Horvath, die mittlerweile in München war und mit ihr in Pesth war, wahrscheinlich dies that; zum Kaiser, einen Fußfall machen, ich bitte Dich, thue nur das und schreibe nach Wien unter Chiffre E. V. post rest. Wien. Macht nur etwas für Julie, Edelsheim soll etwas thun, zeiget diesen Brief der Agathe, sprecht mit ihr. — A. Monsieur Gustave Helan." — 4) Graf Chorinsky an Graf Wilzeck. „Liebster Hannes! Ich bitte Dich als Vetter und Kavalier auf Knieen, erweise mir den letzten Liebesdienst und komme nur auf einen Tag zu mir, Heinrich wird Dir sagen, wo ich bin, ich bitte Dich, rette mich, bitte Hohenlohe, und sprich selbst mit dem Kaiser, willst Du dieses Alles nicht thun, so schicke mir, aber durch einen verläßlichen Menschen, der sich als Doktor ausgibt, wohlverpackt eine Pistole mit Munition, es steht meine Ehre im Spiele und ich glaube, Du bist zu viel Kavalier, um einen Feldzugskameraden ins Elend stürzen zu lassen. — Ich bin nicht schuldig, doch kann ich eine andere Person nicht ins Elend stürzen lassen, eher opfere ich mich. — Auf Knieen bitte ich Dich, schicke mir ungehend einen vertrauten Menschen, der sich als Arzt meldet, mit einer kleinen Pistole sammt Munition, die er mir, wenn ich allein mit ihm, geben soll. Gustav." — 5) Graf Chorinsky an Julie v. Ebergenyi. (Aus dem Arrest.) „Liebste, beste Julie! Da ich meinen Brief durch die Hände des Untersuchungsrichters gehen lassen muß, so können Sie ersehen, daß ich gefangen bin, schon Montag Abend kam ich in Arrest, wurde aller meiner Sachen beraubt, da man mich eines großen Verbrechens beargwohnt; o hätte ich Ihnen nur früher gesagt, daß ich gebunden war, jetzt müssen Sie es durch fremde Leute oder Zeitungen erfahren und dann noch diesen Verdacht für mich auf so gräßliche Weise. Verachten Sie mich nicht, stoßen Sie mich nicht von sich, ich bin unschuldig und treu dem, was ich sagte; ich bin Ihrer Achtung, Zuneigung noch immer ganz gleich werth; bitte Sie, nehmen Sie diese Zeilen, die nur ein Lebenszeichen von mir sind, da man mich die früheren Tage nicht schreiben ließ, in unveränderter Freundschaft auf. Gott segne, erhalte Sie, Sie edle Freundin, immer werde ich mit gleichen Gesinnungen Ihrer gedenken. Gott gebe baldiges Wiedersehen, beten Sie für mich, Ihr ergebenster G." — 6) Aus einem Briefe des Grafen Chorinsky an seinen Vater. „Ich will nur nochmals meine Bitte beifügen, daß entweder Du oder der Karl sogleich zu mir kommt, daß Ihr mich nicht in Schand und Elend kommen laßt, nur Du und die Mutter bewogen mich, her nach München zu kommen, wo Du endlich zur Einsicht kamst, was die M. für eine keusche und solide Person war; so lange ich es Euch schrieb, daß sie stets mit anderen Männern hielt, als sie mir eine Frau war, daß sie, so gut sie Euer Haus schändete, was lebende Beweise bezeugen, sie stets in Frankreich war, während der Ehe nach der Trennung von mir andere Liebeleien hatte, und es nur schauspielermäßig vor Euch verbarg, so lange hieltet Ihr mich für einen Verleumder, Ihr schriebt ihr Briefe, als ob sie ein Ideal wäre, und daß sie gerne und ohne Widerrede aus Eurem Hause nach dem 3. Juli 1866 ging, war nicht edel, sondern weil sie Mutter war und entbinden sollte, und die Zeit zum Abtreiben vorüber war. Und daß ich so eine Person nicht ausstehen konnte, und daß ich mich an jemand Anderes kettete, kann mir Gott nicht verübeln. Ich habe nie Jemand im Leben so geliebt wie die arme Julie, der man jetzt ein Verbrechen aufdichtet, was sie gewiß nicht that, sie ist unschuldig, nur wegen der Liebe zu mir soll sie leiden; wenn ich mir denken müßte, daß sie deßhalb leiden müßte, so kann ich nicht fortleben; nein, nein, nie, noch nie habe ich so gelitten wie jetzt, nur weil sie mich kannte und gern hatte, soll am Ende ihr Name und ihre Zukunft leiden und ich soll am Ende auch meine blutig verdiente Charge und Namen, Orden verlieren, eher mit ehrlichem Namen sterben, wie geschändet sterben. Daher flehe ich bei Gott und der heiligen Maria, mir allsogleich den Karl herzuschicken, oder selbst zu kommen, weil ich noch Vieles zu bitten und zu sagen habe, was ich nur Euch sagen kann. Geh' doch zum Kaiser, oder laß den Vater der Armen, die bloß wegen mir leidet, was mich Tag und Nacht weinen und heulen macht, zum Kaiser gehen, daß er Gnade gibt und die Sache vergibt und aufhebt."

Es wird zur Verlesung der protokollarischen Aussagen der nicht zur öffentlichen Verhandlung vorgeladenen Zeugen übergegangen. Die Tante der Julie, die Baronin Sterletz, gibt ihr keinen guten Leumund. In dem betreffenden Akte heißt es, die Julie habe sich die erste Zeit über, die sie bei ihr zubrachte, sehr gut benommen. Später sei die Julie zeitlich aufgestanden, und, wie sie erfuhr, sich bei der Marchande-des-Modes mit ihrer Freundin, der Frau v. Thurneisen, zusammengefunden und auf dem Graben auffallend gemacht. Die Julie habe keine Religion. Später zog sie aus. — Angeklagte (welche während der Verlesung der Aussage der Tante sehr unruhig und gereizt war) sagt: Das ist eine Verleumdung, daß ich keine Religion habe, die Tante und ihre Tochter verleumden mich. — Der Steinic…er'schen Aussage zufolge hat Fräulein Julie v. Ebergenyi zu jeder Stunde des Tages Herrenbesuche, sowohl vom Zivil als Militär, jung und alt, worunter Grafen und Barone, erhalten. Sie hätte daraus geschlossen, daß die Ebergenyi einen leichten Lebenswandel führe, und derselben deßhalb gekündet, worüber die Ebergenyi sehr ärgerlich war. — Angeklagte erklärt auch das für Verleumdung. Ein, zwei Herren wären zu ihr gekommen, Verwandte. — Die Aussage der Frau von Humburg, bei welcher die Ebergenyi später wohnte, ist ohne Belang. Frau v. Humburg, die gänzlich blind ist, so daß sie, wie sie selbst sagt, Tag und Nacht nicht unterscheiden kann, sagt von der Ebergenyi aus, daß sie sich sehr anständig benahm, gegen sie (die Frau v. H.) devot, gegen die Anderen herrisch — es sollen dieß alle Ungarn so thun. (Heiterkeit.) Ein Stoßseufzer über die Zeitungsberichterstatter, von welchen sie überlaufen wurde, weil man in Erfahrung brachte, daß bei ihr die Ebergenyi gewohnt habe, schließt die Aussage. — Aus der Polizeinote ist hervorzuheben, daß gegen Julie v. Ebergenyi bis jetzt nichts Nachtheiliges bekannt geworden ist. Spätere Recherchen ergaben, daß sie häufig mit Lebemännern aus dem Adel umgegangen ist, und daß sie einen mit ihren Lebensverhältnissen nicht zu rechtfertigenden Aufwand gemacht habe. Unter den weiteren Zeugenvernehmungen sind die des Frauenarztes Dr. Schlesinger und einer Hebamme. Sie bestätigen, daß die Angeklagte sich schwanger glaubte, und nicht abgeneigt gewesen wäre, zu unerlaubten Mitteln zu greifen. Eine Frühgeburt nahm der Angeklagten die weitern Besorgnisse. Die nachstfolgende Aussage ist die des Polizei-Kommissärs Breitenfeld. Graf Chorinsky erschien eines Tages bei ihm, sagte ihm, daß er unglücklich verheirathet sei; er lebe von seiner Frau, die er nur einer Verpflichtung wegen heirathen mußte, getrennt, und es sei ihm darum zu thun, von ihr, die in München lebe, gewisse Papiere zu erlangen. Er machte Miene, den Polizeikommissär um seine Intervention anzugehen; dieser aber erklärte, er kann eine solche Mission nur dann annehmen, wenn er einen amtlichen Auftrag habe; er machte ihm bemerklich, daß es ihm als Kavalier leicht möglich sein werde, die Intervention der Gesandtschaft in Anspruch zu nehmen. Am besten freilich würde es sein, wenn er selbst hinginge, oder einen Vertrauten hinschickte. Der Graf sagte hiebei, daß ihm die Wohnung der Gräfin nicht bekannt sei, und er sich an seine Familie nicht um Auskunft wenden wolle, weil er mit der-

Digitized by Google

selben eben durch sie in Konflikt gerathen. Er äußerte ferner, daß seine Apanage sehr klein sei; wenn es ihm aber gelänge, die Gräfin zu einer Scheidung zu bewegen, so gewänne er dadurch die Zinsen der Kaution, welche sie jetzt beziehe, und könnte standesmäßiger leben. Der Kommissär erwiderte ihm darauf, daß gerade der jetzige Moment für eine Scheidung schlecht gewählt sei, nachdem über die Kompetenz in Ehesachen erst im Reichsrathe entschieden werden solle. Bald darauf theilte Graf Chorinsky ihm mit, daß er die Wohnung bereits kenne. Der Polizeidirektor v. Buchtorff in München gibt an, Graf Chorinsky hätte sich zu ihm geäußert: „Er habe seine verstorbene Gattin gehaßt, unaussprechlich gehaßt.“ Unter den Papieren des verhafteten Grafen Chorinsky wurde ein Brief gefunden an den Grafen L. Chorinsky. In demselben befinden sich auf der ersten Seite von der Hand des Grafen Gustav das Wort „Sau“, auf der zweiten Seite „dummes Schwein“, bei der Unterschrift „nichtsnutziges Luder“. — Von dem Baron Lopresti liegt eine umfangreiche Aussage vor. Die beiden Liebenden, erzählte er, waren bei ihm, um sich Raths zu erholen. Der Graf erzählte von seiner Frau, daß sie eine leichte Person sei, er sei zu der Heirath in Rom mit ihr gezwungen worden, weil er einem Kaufmann einen Wechsel in blanco gegeben hatte, welchen dieser mit dem Versprechen des Grafen Chorinsky ausfüllte, daß er (Chorinsky) die Maitresse des Kaufmannes heirathen werde. Er war also auf Ehrenwort gebunden. Er mußte sie heirathen. Jetzt wisse er nicht, wo sie sei. Es scheine ihm in München oder Leipzig. Er wisse, daß sie krank, an einer unheilbaren Krankheit leide. (Bewegung.) Lopresti erklärt, daß der Graf einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht habe, und daß er das Gespräch mit demselben abbrechen wollte. Doch habe er ihm (Chorinsky) gerathen, seine Frau aufzusuchen, mit ihr zu wohnen und ihr das Leben (!) sauer zu machen, keine Frau sei bös und zähe genug, um nicht die Scheidung einem solchen Leben vorzuziehen. (!!) Dem Grafen, der sehr aufgeregt war, gefiel der Plan nicht; Fräulein von Ebergenyi hingegen war ruhig und rieth, diesen Plan zu acceptiren. — Eine Maria Prziber gibt an, daß sie zum Grafen Chorinsky in intimen Verhältnissen gestanden sei, und daß derselbe sie täglich besucht habe. In der Woche vor dem Morde war er täglich bei mir; ich wußte nicht das Geringste, was mir an ihm aufgefallen war. „Er hatte stets das Sprichwort: „Ich möchte weinen“ und so viel ich ihn kenne, ist er in der That weich und vermag leicht zu weinen!“ — Der Zeugin Marie Lechocki wurde von der Gräfin Mathilde erzählt, daß der Graf bereits einmal ein Attentat auf ihr Leben versucht. Auf die Frage, wie dieses Attentat versucht worden sei, habe die Gräfin Mathilde geschwiegen. — Vor der Aussage des Zeugen Umlauft bemerkt der Präsident, daß der Zeuge auf seiner Reise in Bozen aus den Zeitungen ersah, daß er als Mitschuldiger verfolgt werde. Er stellte sich sogleich beim Untersuchungsrichter in Bozen, nach einem kurzen Verhöre in der Nacht sei er am folgenden Tage vernommen worden. Schriftführer verliest dessen Aussage: „Auf meinen Geschäftsreisen berührte ich Salzburg; auf dem Bahnhof fiel mir unter den Aussteigenden eine Dame von 28 Jahren, mit dunklem Haare, in Gesellschaft eines älteren Herrn wegen ihres ungebundenen Betragens auf. Beim Einsteigen kam ich zufällig in das Coupé, wo die Dame saß; ich gab ihr Feuer, um sich eine Cigarre anzuzünden, redete sonst nichts mit ihr und erfuhr nur aus ihren Unterredungen mit ihrem Gesellschafter, daß sie in den „Vier Jahreszeiten“ absteigen wolle; sie sprach etwas gebrochenes Deutsch mit ungarischer Betonung. Wir kamen fast gleichzeitig im Hotel an; sie bekam Nr. 50, ich Nr. 49. Mit einigen Zeilen bat ich um Erlaubniß zur persönlichen Vorstellung, war erstaunt, dieselbe schnell zu erhalten, und ich hatte schon vom Kellner ihren Namen aus dem Frembenbuche erfahren. Ich war etwas über die aristokratische Bekanntschaft befangen, wurde aber um neun Uhr freundlich empfangen; sie erzählte mir, daß sie ihrem Gatten, der von Paris nach Wien reise, hier begegnen wollte, und erlaubte mir schließlich, da sie den Abend frei habe, sie ins Theater zu begleiten. Ich konnte nur Balkonsitze zur Oper „Belisar“ erhalten, ging des Tages über meinen Geschäften nach, und um halb 7 Uhr Abends fuhren wir ins Theater. Wir sprachen daselbst sehr wenig; die Oper war um 10 Uhr beendet. Auf ihr ausdrückliches Verlangen führte ich sie am Arm nach Hause, und trotzdem sie über Kopfschmerzen klagte, erlaubte sie mir, da sie nicht soupiren wollte, ihr noch Gesellschaft zu leisten. — Nach einer halben Stunde entfernte ich mich. Mir ist an ihr nichts Verdächtiges aufgefallen; darüber, daß ihr Benehmen so frei sei, dachte ich, daß bei adeligen Leuten das vorzukommen pflege. Den folgenden Tag kam ich in Verfolgung meiner Geschäfts-Angelegenheiten gar nicht ins Hotel, um 6 Uhr Abends erst trat ich bei ihr auf ihre Erlaubniß ein; sie erzählte mir, eine Depesche aus Wien erhalten zu haben, ihr Mann sei daselbst schon angekommen, sie müsse gleich abreisen. Ich begleitete sie noch zum Bahnhofe, in dem Wartesaale war mir auffallend, daß sie einen großen Mann mit schwarzem Barte besonders fixire; ich hielt ihr auch dieß vor. Auf meine Bemerkungen darüber äußerte sie, sie bewegte sich immer so. Ich sagte, daß ich weit entfernt wäre, eine Dame mit solchen Gewohnheiten zur Frau zu nehmen. Das Zusammentreffen mit ihr sei jedoch sehr interessant und ich bedauerte, die Bekanntschaft nicht fortsetzen zu können. Sie antwortete, sie korrespondire sehr gerne, und zwar mittelst Zeitungen, ich könne ihr schreiben, jedoch nicht in das Haus, weil ihr Mann sehr eifersüchtig sei (Heiterkeit), aber unter der Chiffre „Baronin B. Nr. 3, Wien“ empfange sie Briefe. Bei Ankunft des Zuges empfahl ich mich von ihr und habe sie nicht mehr gesehen. Zum Schlusse sagte sie, sie sei „Ehren-“, „Stifts-“ oder eine andere Dame, ich weiß es nicht mehr genau. Nach meiner Abreise von München fuhr ich nach Tyrol und bei meinem Aufenthalt in Bozen am 26. las ich im Lokalanzeiger der alten „Presse“ von dem Morde und der furchtbaren Beziehung, in die man mich in München zu demselben brachte.“ —

Der Lohndiener im Hotel „zu den vier Jahreszeiten“ beobachtete, daß die Angeklagte am Mittwoch, 20. November, mit einer Droschke in die Amalienstraße fuhr. Das Stubenmädchen Stuhlreiter daselbst gibt an, daß die Ebergeny am Donnerstag Früh sehr zerstreut gewesen sei, sie war erst um 10 Uhr aufgestanden. Sie war angekleidet, aber nicht gewaschen und die Haare in Unordnung. Im Zimmer lagen die Effekten herum. Man mußte sie förmlich aus dem Traume erwecken. Am Abende nach 7 Uhr kam sie ganz athemlos und aufgeregt, und beklagte sich, sie habe sich die Lunge heruntergelaufen und sagte, sie habe ein Telegramm von ihrem Manne erhalten und müsse sofort nach Paris abreisen. Der Zimmerkellner in dem genannten Hotel sah, daß die Angeklagte Cigarretten aus einer Spitze mit einem Wappen rauchte; sie machte auf ihn den Eindruck einer leichtfertigen Person aus den höheren Ständen. Sie gab ihm auf ihrem Zimmer einen Gulden Trinkgeld, auf der Stiege einen zweiten und wie sie in die Droschke einstieg, wollte sie ihm einen dritten geben. — Durch Aussagen der Zeuginnen Anna Ziegler und Elise Hartmann wurde konstatirt, daß die Angeklagte die Gräfin Mathilde schon am Mittwoch, dem ersten Tag ihrer Ankunft in München, besucht habe. Auf Vorbehalt erwiderte die Angeklagte: Ich bleibe bei meiner früheren Aussage: ich war erst am Donnerstage bei der Gräfin.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 101 | Freitag, 1. Mai | 1868

Prozeß Ebergenyi.

(Fortsetzung.)

Die Zeugin Elise Hartmann, Hausfrau der verstorbenen Gräfin, erzählt in ihrer Aussage: Abends kam die Dame aus dem Zimmer der Gräfin, ließ die Thür etwas offen und trug mir auf, schleunigst eine Droschke zu holen; sie retirirte dabei immer in die Zimmerthüre, und fragte, ob meine Tochter zu Hause und ob die Treppe erleuchtet sei? Fanny Hartmann (Tochter der Vorigen) sagt aus: Seit Oktober wohnte die Gräfin bei uns. Sie empfing keine Besuche; Mittwoch besuchte sie eine Dame aus Wien. Die Gräfin erzählte, die Dame sei fremd, aber gut empfohlen, und befinde sich in derselben traurigen Lage wie sie; sie sei von ihrem Manne geschieden, der ihren Brillantenschmuck gestohlen habe. Donnerstag um 12 Uhr kam sie wieder und blieb eine halbe Stunde. Ich wurde der Dame vorgestellt. Es handelte sich um einen Unterrock, den ich machen sollte. Nach 4 Uhr kam sie neuerdings und ist bis Abends halb 7 Uhr nicht mehr weggegangen. Die Baronin Ledske hatte Schinken und Wurst nach Hause gebracht. Nach 4 Uhr brachte ich Wasser in einem gläsernen Kruge. Um diese Zeit brachte der Lohndiener Theaterbillete. Die Damen tranken gerade Kaffee. Gräfin Mathilde kam auf mein Zimmer und ersuchte mich um den Opergucker. Während dessen blieb die Dame im Zimmer der Gräfin allein. Um halb 8 Uhr kam ich nach Hause. Gräfin Mathilde hatte einen Hausschlüssel. Samstag, nachdem sie seit 50 Stunden nicht einen Laut vernommen, war ihr Bruder ohne Licht in das Zimmer durch die Bibliothekthür geschlichen und stieß plötzlich mit der Hand auf einen Leichnam. So ist die That entdeckt worden. — Karl Struve, Studirender und Zimmernachbar der Gräfin, erzählt: Die Gräfin hat mit der fremden Dame an jenem Nachmittage über Photographien und Rom gesprochen; ich habe an jenem Abende keine andere Stimme als die der Gräfin und der Fremden gehört; ich habe auch nicht läuten gehört. Plötzlich wurde die Thüre heftig zugeschlagen, und dann herrschte die tiefste Stille. — In Betreff der Fläschchen wird konstatirt, daß dieselben wahrscheinlich bei dem Glaser Hildebrand in München, der sich übrigens an den Verkauf nicht erinnert, gekauft worden sein dürften. — Es kommen zwei Briefe von der alten Gräfin Chorinsky, der Mutter des Verhafteten an die Ermordete und von dieser an ihre Schwiegermutter zur Verlesung. Der Brief der Gräfin-Mutter an die Ermordete spricht sich — und zwar kurze Zeit vor der Katastrophe dahin aus, daß es dem göttlichen Einflusse gelungen sei, ihren verlornen Sohn auf den Weg der Besserung zurückzuführen. — Die Gräfin Mathilde dankt für diese Nachricht und schreibt ihrer Schwiegermutter, daß sie den Himmel um seinen besten Segen für ihren Gatten und die edlen Eltern desselben gebeten.

(Aus den Briefen des Grafen Gustav Chorinsky.) 1) Chorinsky schrieb kurze Zeit vor der That an die Ebergenyi: „Ich bitte Dich so innig aus meinem ganzen Herzen, das nur für Dich allein schlägt, hab' mich nur lieb, denn ich schwöre Dir, so wahr uns jetzt Alles mit Gottes Hülfe gelingen soll, daß ich nur Dich allein für ewig so abgöttisch, so leidenschaftlich, so glühend, so mit aller Treue liebe, ewig lieben werde, daß ich nur den Tag segnen werde, wo wir uns verloben und dann heirathen werden, diese namenlose Wonne. Dich vor der ganzen Welt zeigen, alle boshaften Neider zu Boden werfen zu können, allen Menschen es zu beweisen, wie abgöttisch ich Dich liebe, wie Du nur allein mein Abgott, mein abgöttisch angebeteles Weib bist, das wird der höchste Triumph, die namenloseste Freude meines Lebens sein. — Ich versichere Dich, daß ich auf Dich das allerhöchste Vertrauen habe, daß Du mir es aber auch schenken mußt, denn Du weißt gar nicht, wie rasend ich Dich liebe; ich muß noch heute Einiges mit Dir besprechen, ich bitte Dich, sei nur nicht mehr böse auf mich, es thut mir so wehe, ich werde Dir gewiß nichts mehr sagen, was Dich je irritiren könnte, dann ist mein höchster Schmerz, daß ich gewiß nie in böser Absicht Dich manchmal irritiren kann, ich muß so weinen, denn ich lebe, athme, denke nur für Dich allein, liebe Dich so heilig, so rein, so treu, wie Du es verdienst, wie Du allein meine Religion, meine Gottheit, mein so namenlos angebeteles Ideal bist. Ich werde Dir noch heute einige Hotels in M. — aufschreiben, wir werden Beide beten, daß uns Alles glückt, und nicht nachlassen, wir müssen uns jetzt heirathen, denn ich könnte so nicht fortleben; ich bitte Dich auf Knien, glaube und vertraue fest auf mein heiligstes Offiziers- und Kavaliers-Ehrenwort, daß ich Dich ewig heilig treu lieben werde, so wie ich Dich jetzt so abgöttisch treu liebe; ich bitte Dich so unter Thränen und kniefällig, sei nur heute noch gut und lieb mit mir, ich werde Dir etwas recht Herziges zeichnen und Dir eine kleine Ueberraschung machen; ich hoffe so auf Dich, daß es Dir gelingen wir, wenn es aber nicht möglich wäre, so werden wir machen, daß man dann energisch vorgeht, und daß wir binnen Kürzestem deklarirt sein werden. O Gott! nur das soll bald sein, das ist mein allerhöchster Wunsch und Gebet, ich werde es mit aller Kraft durchsetzen, ich bitte Dich, mein Weiberl, glaube mir, ich vertrau Dir so fest, ich weiß, daß Du keinen Tag länger, als es nöthig, ausbleibst, Du sehnst Dich selbst ja nach mir, Deinem treuesten, Dich so abgöttisch liebenden Mannerl; wenn es nöthig wäre, daß Du einen Tag länger verweilest, wenn Du damit Dein Ziel zu erreichen hoffest, so gebe ich Dir mein heiligstes Versprechen, daß ich nicht verzweifeln, sondern vertrauensvoll auf Dich mein Abgott warten will." — 2) Graf Chorinsky an seine zweite Geliebte Marie Hotowy.*) (Heimlich in der Untersuchungshaft ge-

---

*) Es ist dieß jene Zeugin, die nach einer anderen Quelle Maria Schiber genannt wurde. In ihrer Aussage heißt es: „Den Grafen Chorinsky lernte ich im Jahre 1863 in Wessely kennen, er ist mein Freund, und während er bei der Nordarmee war, habe ich ihm mitgetheilt, daß ich mich von meinem Manne scheiden lassen werde, und als ich später nach Wien kam, hat er mich oft besucht. Früher bestand zwischen uns ein intimeres Verhältniß; dieses hat aber später nachgelassen. Ich glaubte nicht, daß er noch ein anderes Verhältniß unter-

schrieben; von der Behörde aufgefangen.) „Meine Marie! Diesen Brief hoffe auf heimliche Art zu expediren, doch Du mußt nichts davon erwähnen, und mir wieder durch den Untersuchungsrichter schreiben, ich beschwöre Dich auf Knieen, bleib bei Matiasch und verlaß mich nicht, ich habe groß gefehlt, doch liebe ich rasender als je, todt küsse ich Deine lieben Zeilen, Du hast namenlos gelitten, ebenso wie ich, ich bitte Dich, schreibe mir, daß ich dem Matiasch trauen kann, ich lasse dann durch den Vater dem Matiasch 100 fl. geben, daß nur Matiasch nichts verputzt, schreibe mir wieder so wie letzthin, daß ich Matiasch trauen kann, ich habe jetzt beim Vater Geld, wenn Du es nicht nimmst, so hast Du mich nie geliebt, ich denke fort und fort an Dich, mein Engel, bete Du für mich, daß ich bald bei Dir bin. Dich küßt innigst Dein dankbarster Gustav. — Schreibe mir gleich, nur „Lieber Freund", nicht Graf, durch Untersuchungsrichter Geiger, München. — Der Vater zahlt Alles jetzt für mich, er sagte es hier mir; ich bin unschuldig." Die Adresse lautet: Frau Maria Hotowy, bei Hrn. Matiasch, Wien, Lenaugasse Nr. 3, links über den Hof 1. Stock.

3) Ein weiterer Brief an seinen Bruder Heinrich aus dem Gefängniß lautet: „Liebster Heinrich! Durch einen gräßlichen Zufall bin ich hier so elend geworden, doch ich bin unschuldig, das schwöre ich Dir; ich bitte Dich, sage dem Vater nochmals, er soll zum G. Albrecht, Joh. Ruppenau, Oberst Döpfner, ja selbst zum Kaiser gehen und trachten, daß ich erlöst werde; gehe auch zur Julie, sage ihr, sie soll nichts Schlechtes denken von mir, ich bin so unschuldig, wie ein Lamm, man hat mich hier arretirt, mir meine Sachen weggenommen. Ihr Alle wißt, daß ich fort in Wien saß; ach, ich bitte Dich, gehe auch zu Matiasch, sonst fragen sie nach mir, und sag' ihm mein Elend. Schreibe mir über Alles, doch so, daß man es hier lesen kann, da die Briefe mir geöffnet zukommen müssen; meine arme Mutter, mein armer Vater, ihr armen Geschwister, ich flehe zu Euch, helft mir mit Rath und That, schauderhaft ist es, so eingesperrt zu sein, Tag und Nacht allein unter Schloß und Riegel, nie ahnte ich, so eine Qual unverschuldet trugen zu müssen. Dem Vater sagte ich, daß ich Julie so gerne habe, was für ein edles Wesen sie ist, ihre Familie ist auch so nobel, gut, und was werden die von mir denken? doch das Einzige beruhigt mich, daß Jeder, der mich kennt, wissen muß, daß ich unschuldig leide. Ich lasse den Vater dringendst bitten, wenn er mich nur etwas liet hat, sich mit Ebergenyi zu verständigen; daß ich derselben Einiges verschwieg, was mich jetzt so wurmt — denn sie hielten mich für ledig, wie die Rede auf meinen Stand kam, so hielt ich es für unnöthig, es zu erwähnen. Wenn man nur wüßte, wer mir dieß Elend angethan hat, damit ich endlich zu euch kommen könnte; ich halte es hier kaum mehr aus; was ist mit meiner Stellung, ich bleibe doch zugetheilt? Der Vater soll mit Oberst Döpfner wegen meiner Conduite reden, daß sie nicht verschlechtert wird; wie hätte ich ja so schlecht und dumm sein können, ein Verbrechen zu begehen? Mir ging es ja so gut und ich war so geachtet, und nun bricht so ein Elend über mich zusammen. Gott, ich kann nur beten, daß ich gerettet werde, und dann will ich auch erst beweisen, wie namenlos ich euch liebe. Wenn ich nur Nachrichten über euch und Alles, was mich interessirt, erhalten konnte; ich verschmachte hier allein. Könnte mich Niemand besuchen? Karl, oder Du, oder Sephi? Ich möchte so gerne mit euch reden und euch überzeugen, wie furchtbar ich unschuldig leide. Erfülle liebreichst meine Bitte. Du kannst Dir denken, wie furchtbar es mir am Herzen liegt, nichts zu wissen. Schreibe unter Adresse des Herrn Untersuchungsrichter Geiger, der die **Briefe an mich lesen muß, und küsse mir Alle im Hause. Gott, wann werde ich endlich wieder bei euch sein? Dich sammt Allen umarmt unter Thränen aufs Herzlichste Dein unglücklicher Bruder."**

---

halte. Er erzählte mir, wie unglücklich er sei mit der aufgedrungenen Heirath seiner Frau, und erwähnte auch, daß selbe in Augsburg lebe und sehr krank sei. Zum Letztenmale habe ihn am 24. November gesehen, und da theilte er mir mit, er werde auf eine Reise gehen, was ich auch glaubte, da er im Kriegsministerium war."

Wien, 25. April.

Heute, am vierten und letzten Verhandlungstage, begann der Staatsanwalt Schmeidel die Begründung der Anklage mit einer Schilderung des Situationsbefundes im Zimmer der ermordeten Gräfin Mathilde Chorinsky und der Vorgänge am verhängnißvollen Abend des 23. November in der Wohnung der Ermordeten und reihte daran eine Darlegung der Ergebnisse der ärztlichen und chemischen Untersuchung, woraus er den Schluß zog, daß die Gräfin an Vergiftung mittelst Cyankali gestorben ist. Dann fuhr er fort: „Durch die Ergebnisse der Untersuchung und der abgeführten Verhandlung ist völlig und unbestreitbar klar geworden, daß ein Selbstmord der Gräfin Chorinsky unbedingt ausgeschlossen ist. Es fehlt jeder Anhaltspunkt hiefür. Die Gräfin wird als eine heitere, lebensfrohe Person geschildert; sie hatte keinen Anlaß, aus dem Leben zu scheiden; der Schmerz und die Trennung von ihrem Gatten war verwunden. Sie war den Abend unmittelbar vorher lebhaft und heiter, hatte den Besuch des Theaters projektirt, sich eine lustige Gefährtin eingeladen, und wie hätte sie denn die Schlüssel der Zimmerthüre und des Kommodekastens entfernen, wie die Kerzen selbst verlöschen können, da sie doch erwiesenermaßen ein so schnell wirkendes Gift zu sich genommen hatte! Ebenso glaube ich mich nicht weiter darüber auslassen zu sollen, daß weder ein Raub, noch eine zufällige Vergiftung die Ursache des Todesfalles sein kein kann. Es erübrigt daher keine andere Annahme, als daß eine zweite Person absichtlich und meuchlerisch der Gräfin Chorinsky das Gift beigebracht habe. Wer sollte nun an dem Tode der Gräfin ein solches Interesse haben, um sich zu einem so gräßlichen Verbrechen entschließen zu können? Es herrschte zwischen den beiden Gatten Chorinsky eine hochgradige Disharmonie. Seit Jahren von einander getrennt, hatten sie außer dem Namen nichts Gemeinsames. Im Januar 1867 kam Fräulein Julie Ebergenyi v. Telekes aus Szen in Ungarn nach Wien. Es schein ihr im elterlichen Hause nicht mehr behagt zu haben. Sei es, daß Langeweile ihr den Aufenthalt daselbst verleidete, sei es, daß sie dort ihren Neigungen und Passionen nicht mit gehöriger Ungebundenheit nachleben konnte, kurz, sie übersiedelte und wie sie selbst zugibt, gegen den Willen ihrer Angehörigen nach Wien, und um hier frei und ungebunden leben zu können, strebte sie die Stellung einer Ehrenstiftsdame des adeligen Brünner Damenstiftes Mariaschul an, welche Stellung sie im Sommer 1867 auch wirklich erlangte. Fräulein Ebergenyi scheint sich nicht an jene Schranken gebunden zu haben, welche Sitte und Anstand dem Weibe vorschreiben, wenigstens ihre Taufpathin wollte sie nicht lange bei sich dulden und auch jene Parteien, bei denen sie sich dann später einmiethete, gaben ihr bald zu verstehen, daß ihres Bleibens bei ihnen nicht länger sei. Allzuhäufiger und ungebundener Verkehr mit Männern scheint die Veranlassung dazu gewesen zu sein. Hiefür sprechen auch die zahlreichen und mannigfachen Liebesgaben, welche der Angeklagten zukamen. Im Frühjahr 1867 lernte Graf Gustav Chorinsky die Angeklagte kennen, und, da gleichgestimmte Seelen sich zu schätzen wissen, auch lieben. Beide waren jedoch mit dem ungestörtesten und ungehindertsten Besitze nicht zufrieden; sie wollten sich auch vor der Welt besitzen, und die Einleitungen hiezu betrieben sie so ungenirt, als ob eine Gräfin Mathilde Chorinsky gar nicht existirt hätte. Im Juli wurde ein förmliches Verlobungsfest gefeiert. Am 14. September hielt Graf Chorinsky bei dem Vater der Angeklagten um deren Hand an und erhielt dieselbe nebst seinem Segen. Bei der Modistin Marie Ernst wurde ein kostbares Brautkleid bestellt; alles dieß, obgleich die Angeklagte nach ihrem eigenen Geständniß im Juni wußte, daß der Graf verheirathet sei, und daß seine Gattin lebe. Die ganze Heirathsgeschichte

Digitized by Google

war so ernst angelegt, daß sie bald zu einem Abschluß gebracht werden mußte, sollten die Beiden in ehrenvoller Gesellschaft noch bestehen können. Damit dieser Abschluß jedoch stattfinden könne, mußte die Gräfin Mathilde aus dem Wege. Sie mußte jedoch auch deßhalb aus dem Wege, weil sie ein Einkommen bezog, welches bestimmt war, wenigstens zum Theil dem künftigen gräflichen Paare die Subsistenzmittel zu verschaffen. Erwiesenermaßen bezog Gräfin Mathilde die Interessen der Heirathskaution im Jahresbetrag von 600 fl., welche Kaution Eigenthum des Grafen Gustav Chorinsky ist. Bis jetzt war Graf Gustav auf seine Oberlieutenants-Gage beschränkt: die Angeklagte bezog eine Jahresrevenue von 300 fl. Diese Summen reichten für die Bedürfnisse zweier Personen, wie der Graf und die Angeklagte nicht; Beweis dessen die Kontributionen, welche die Angeklagte ihren Verehrern auferlegte.*) Mag nun immerhin die Angeklagte über den Betrag von 600 fl. geringschätzig sprechen, für Leute von den geschilderten Vermögens-Verhältnissen ist ein jährlicher Zuwachs von 600 fl. eine sehr schätzenswerthe Zugabe ihres jährlichen Einkommes, zumal doch nicht angenommen werden kann, daß die Gräfin Julie Chorinsky auch als solche noch auf solche Einkünfte, wie die früher erwähnten, rechnen würde. Und erwiesenermaßen war die Angeklagte es, welche im Jahre 1867 den Unterhalt für sich und den Grafen bestritt. Es ist mir nicht möglich gewesen, daran zu glauben, daß die Angeklagte die Heirath mit Gustav Graf Chorinsky deßhalb anstrebte, um ihrem Bunde mit ihm die kirchliche Weihe zu verschaffen, und spricht für diese meine Auffassung ihre im letzten Verhöre gemachte Angabe, daß sie nicht 14 Tage mit Gustav vereint geblieben wäre, was mir übrigens, wenn ich beider Individualitäten ins Auge fasse, glaubwürdig erscheint. Hält man nun diese Angabe für richtig, und man ist dazu berechtigt, dann entsteht die Frage: Wozu denn das Treiben und Drängen, wozu alle Vorbereitungen, wenn man nicht die Absicht hatte, vereint ein häusliches Glück zu gründen? Die Antwort liegt nahe. Julie v. Ebergenyi wollte Gräfin werden, das Uebrige, so kalkulirte sie, würde sich dann von selbst ergeben. Und zu diesem Ende, damit sie die Grafenkrone erringe, mußte die rechtmäßige Trägerin derselben ins Grab sinken. Charakteristisch in dieser Beziehung ist eine Aeußerung der Angeklagten über die Frage, warum sie denn die kompromittirenden Briefe Gustav Chorinsky's so sorgsam aufbewahrt. — „Ich wollte schwarz auf weiß haben für den Fall, als er mich später nicht heirathen wollte!" Vorerst glaube ich als ganz bestimmt annehmen zu können, daß die Angeklagte nur von dem Tode der Gräfin die Erreichung ihrer Wünsche erwarten konnte. Eine Scheidung hätte sie nie dahin geführt, und das wußten auch die Beiden sehr wohl, da auch nicht die unbedeutendste Einleitung geschah, um auf diesem Wege das gesetzte Ziel — die Verheirathung anzustreben. Beide waren aber auch fähig, einen solchen Mord zu begehen, und ich glaube mit diesem Verdachte keinem der Beiden zu nahe getreten zu sein. Graf Chorinsky hat ja selbst seiner Gattin nahe gelegt, sich zu entleiben, und ihr zugemuthet, zur Bestreitung der Kosten ihrer Existenz ihre Reize zu verwerthen. Bezüglich der Angeklagten bitte ich den hohen Gerichtshof, sich die Aussage der Hebamme gegenwärtig zu halten und sich ein Urtheil darüber zu bilden, wie die Schwangerschaft der Angeklagten geendet habe. Um den Beweis nun dafür, daß Graf Gustav Chorinsky und die Angeklagte gemeinschaftlich handelten, um den Tod der Gräfin Chorinsky herbeizuführen, herzustellen, erwähnt Redner zunächst der Beschaffung des Rattengifts, für die kein stichhaltiger Erklärungsgrund zu finden ist. Die Angeklagte bestellte das Gift unter der Adresse ihrer Modistin, nachdem sie dieselbe ersucht hatte, Briefe unter der Modistin Adresse kommen lassen zu dürfen; dieser hat sie auch gesagt, sie bestelle das Gift für ihren Bruder. Redner erwähnt dann der Absendung der Schachtel mit den kandirten Früchten an die Gräfin, welche Absendung unter so ängstlichen Vorsichtsmaßregeln geschah. Der Staatsanwalt ist bezüglich dieser Früchte der Ansicht, zumal nach Absendung derselben das Gerücht von dem Tode der Gräfin verbreitet wurde, daß entweder das beigemengte Gift durch Rütteln während des Transportes abgestreift oder durch Vertheilung an mehrere Konsumenten in seiner Wirkung bis zur Unschädlichkeit abgeschwächt wurde, wenn die Sendung nicht den Zweck hatte, die Gräfin für weitere mit stärkerer Dosis versehene Sendungen zugänglich zu machen. Er erinnert an die Ausbrüche cynischer Brutalität, in welchen der Graf von seiner Frau spricht, an die von ihm stammenden Drohungen gegen dieselbe. Redner behandelt eingehend die Bestellung der Chemikalien (darunter 4 Loth Cyankalis) angeblich für ihren Bruder, und von dem Cyankali hat man noch unter den Gegenständen etwas gefunden, welche sie dem Stubenmädchen übergab mit der Weisung: „Niemand etwas zu sagen und die Gegenstände auf keinen Fall herauszugeben, möge dieselben verlangen wer wolle." Der Staatsanwalt gedenkt ferner des Verkehrs des Grafen Gustav mit Rampacher und Dierkes. Die Angeklagte behauptet zwar, daß der Graf beabsichtigt habe, ihr die beiden Genannten als Reisebegleiter nach Pesth oder München mitzugeben, allein diese Aussage werde durch die Briefe und Aeußerungen des Grafen Lügen gestraft. „Das Gefühl sträubt sich gegen jene Schlußfolgerung, die sich aus diesem Sachverhalt nothwendigerweise ergeben müsse, allein eine irrige Voraussetzung ist gar nicht möglich: die beiden Verschworenen gingen mit dem Gedanken um, förmliche Banditen zu dingen, welche das vollbringen sollten, was allenfalls der Angeklagten mißlänge. Mag ihnen nun vielleicht der Muth gefehlt haben, sich dem Rampacher und Dierkes mit ihrem Vorhaben zu entdecken, kurz die Angeklagte entschließt sich, selbst nach München zu gehen. Graf Chorinsky versieht sie mit zwei Pässen auf die Namen Marie Bay und Viktoria Horvath und verschafft ihr von einer Freundin der Gräfin ein Empfehlungsschreiben, nachdem er schon früher im polizeilichen Wege die gegenwärtige Wohnung seiner Frau in München erforscht, und die Angeklagte sich Visitenkarten auf den Namen Marie Berger verschafft hatte. Der ganze Apparat war nun fertig, und mit der Reise nach München beginnt die eigentliche unmittelbare Aktion. Daß die Angeklagte nach München reiste, um sich der Gräfin Mathilde zu nähern und dieselbe zu vergiften, kann keinem Zweifel unterliegen. Die von der Angeklagten über den Zweck ihrer Reise nach München gemachten Angaben widerlegen nicht im Entferntesten die eben aufgestellten Behauptungen. So wollte sie — unter anderen angegebenen Motiven der Reise — wichtige, auf die Scheidung bezügliche Papiere von der Gräfin erhalten. Welche Papiere zur Scheidung hätte sie aber von der Gräfin verlangen sollen, zumal sie eingestandenermaßen selbst nicht wußte,

*) Aus den Voruntersuchungsakten ergab sich, daß die Ebergenyi mit bekannten Lebemännern in Verbindung gestanden hat. Ein Baron Aichter nimmt keinen Anstand, sein Verhältniß zur Ebergenyi als ein solches zu bezeichnen, in welchem man überhaupt zur Demimonde zu stehen pflegt; in dieser Eigenschaft hat sie auch Geld und andere Geschenke von ihm erhalten. In einem ähnlichen Verhältnisse scheint sie zu dem Gutsbesitzer Paul Ritter von Skarpa gestanden zu sein, weil sonst nicht erklärlich wäre, daß sie von ihm im Jahre 1866 10—12,000 fl. begehrte, 2400 fl. wirklich erhielt und auch später, als sie für den Eintritt in das Brünner adelige Frauenstift 50 Dukaten benöthigte, auch diese von ihm gefordert und erhalten hatte. Im Juni 1867 begehrte Julie neuerdings 6000 fl. zur Ergänzung des Heirathsgutes, und als Skarpa auf das Begehren nicht einging, reduzirte Julie dasselbe unter Androhung, daß sie sich sonst umbringen müsse, zuerst auf 3000 fl. und auf mindestens 200 fl., um dringende Rechnungen begleichen und Hochzeitsausgaben bestreiten zu können. Diese Verhandlungen, und namentlich der letzte Theil erstreckte sich bis auf die Zeit, wo Julie verhaftet wurde, der einzige Grund, weßhalb Skarpa ihr nichts mehr senden konnte.

Digitized by Google

was das für Papiere sind? Endlich behauptet sie:
Die Reise habe bezweckt, einen Versöhnungsversuch unter den
Chorinsky'schen Ehegatten zu machen. Dieß ist wohl eine zu
starke Zumuthung an unsere Gläubigkeit. Julie Ebergeny,
welche in der Vereinigung mit dem Grafen Gustav Chorinsky
das Ziel ihrer glühendsten Wünsche sieht, sie, die bei allen
ihr Nahestehenden als die Braut des Grafen Chorinsky gilt,
deren Hand bereits ihm von ihrem Vater zugesagt worden,
sie, welche die Ausstattung bereits in Angriff genommen hat
und zu ihrer demnächst bevorstehenden Vermählung sich schon
ein sehr kostbares Brautkleid anschafft, diese Julie Ebergeny
will eine Versöhnung zwischen den beiden Gatten Chorinsky
versuchen? Der Staatsanwalt geht dann auf die Vorgänge
in München während der Anwesenheit der Ebergeny daselbst
über, zeigt, daß der ganze Apparat, wie er zur Ermordung
der Gräfin Mathilde beschafft worden war, zur Anwendung
gebracht wird, um dann daraus abzuleiten, daß jene fremde
Dame, welcher Julie Ebergeny die Mordthat in die Schuhe
schieben will, niemand Anderer ist als eben Julie Ebergeny.
(Die Angeklagte seufzt bei dieser Stelle so tief, daß es die
Aufmerksamkeit des Auditoriums erweckt. Todtenblässe über-
zieht das Gesicht der Wankenden. Sie ist einer Ohnmacht
nahe, doch faßt sie sich mit sichtlicher Anstrengung wieder.)
Der Redner legt dabei ein besonderes Gewicht auf die beiden
Fläschchen, welche die Ebergeny in München kaufte und mit
rothem und weißem Weine füllte. Das mit rothem Wein
gefüllte wurde und zwar zum Theil entleert aufgefunden. Die
Angeklagte äußerte selbst, daß die Horvath ihr gesagt, sie (die
H.) habe Cyankali in den Wein gethan, den sie (d. H.) der Gräfin
zum Trinken gegeben. Die chemische Analyse, fährt der Staats-
anwalt fort, ließ es schon als höchst wahrscheinlich erscheinen,
daß das Cyankali im Wein beigebracht worden, und dieß
erscheint als wohlbegründet, umsomehr, als eine Reflektion
der Angeklagten darauf hindeutet, indem dieselbe, als von
dem Gesundheitstrinken und von dem Glase, welches die
Horvath der Gräfin hinbrachte, die Rede war, erwähnte,
man werde halt ein zweites Glas von der Gräfin Cho-
rinsky genommen haben. Nun bitte ich, sich zu erin-
nern, daß auf dem Theetische ein drittes Glas, das
Kelchglas, gestanden ist, welches leer gefunden wurde,
und für welches keine rechte Verwendung gedacht werden
kann. Es wäre doch höchst sonderbar, wenn gerade diese Be-
merkung der Angeklagten eine rein zufällige gewesen wäre.
Ob die Vergiftung mittelst des Thees, des Weins oder mit-
telst eines der eßbaren Stoffe geschah, wird unenträthselt
bleiben, so lange uns die Angeklagte nicht selbst Auskunft
gibt. Mit welchem dieser Stoffe die Vergiftung geschehen,
ist in letzter Instanz ebenso gleichgiltig, wie bei einem Morde
mit einem Dolche, ob derselbe aus der rechten oder linken
Tasche genommen wird. Julie Ebergenyi hat so genau be-
schrieben, unter welchen Umständen die Gräfin Mathilde ge-
storben ist, daß kein Zweifel obwaltet, sie und Niemand An-
derer habe dem Schauspiel des Todeskampfes der Gräfin bei-
gewohnt! (Die Angeklagte wankt, daß man jeden Augenblick
glauben muß, sie falle von der Bank. Doch rafft sie sich
wieder zusammen und hält sich aufrecht.) Sodann bespricht
der Staatsanwalt die Ausflüchte der Julie Ebergenyi in Be-
treff der Vorgänge nach ihrer Rückkehr aus München, und
weist eingehend und auf die Aussagen der Münchener Zeu-
gen fußend nach, daß die von der Angeklagten eingeführte
Horvath eben nur eine fingirte Person sei. Daß auch Graf
Chorinsky von einer Horvath spricht, beweist dem Staats-
anwalt nur, daß eben der Graf und die Angeklagte aus dem
Gefängnisse sich in Rapport zu setzen wußten. Der Staats-
anwalt verweilt schließlich insbesondere bei dem Geständnisse
der Julie von Ebergenyi bei der Polizei. Dieses Geständ-
niß, erörtert er, ist ein vollkommen erschöpfendes und ent-
spricht im vollen Maße den Anforderungen der Strafprozeß-
ordnung an die Beweiskraft eines Geständnisses. Die An-
geklagte hat das Geständniß in einem Moment abgelegt, da
sie von den Qualen des Bewußtseins ihrer Schuld überwäl-
tigt war. (Die Angeklagte wankt und weint.) Und das Ge-
ständniß ist um so wichtiger, aufrichtiger, wahrer, als es am
27. November abgelegt wurde, da man ihr dort noch keinen
Vorhalt machen konnte, da noch dazumal keine Untersuchung
eingeleitet, keine Erhebungen von dem Mord gemacht worden
waren. Von der nicht existirenden Vicki Horvath kann sie
nicht erfahren haben, daß die Gräfin Chorinsky zwischen Ka-
napee und Bett gelegen. Das Geständniß hat die Angeklagte
widerrufen, allein sie hat es freiwillig abgelegt und die ein-
zelnen eingestandenen wesentlichen Umstände finden in den
Ergebnissen der Untersuchung die vollkommenste Begründung.
Ich gelange daher zu dem kaum anfechtbaren Schlusse:
die Angeklagte hat im Sinne des Gesetzes eingestanden, daß
sie die Gräfin Mathilde Chorinsky am Abend des 21. Nov.
mittelst Beibringung von Gift ermordet habe, und dieselbe
erscheint daher des Verbrechens des Meuchelmordes aus ihrem
Geständnisse für überwiesen. Ich komme nun — schloß der
Redner — zur Anführung der Milderungs- und Erschwe-
rungs-Umstände. Erschwerend erscheinen: Die geflissentliche
Vorbereitung, die reifere Ueberlegung, und abgesehen von der
Tücke, welche jedem Meuchelmorde innewohnt, der Umstand,
daß eben in dem speziellen Falle umsoweniger Vorsicht von
Seite der Ermordeten angewendet werden konnte, als sich die
Angeklagte unter Berufung auf eine Freundin der Ermordeten bei
derselben einzuschleichen wußte. Endlich kann nicht übersehen
werden, daß es sich hier um den Mord der Gattin des Mit-
schuldigen handelt. Mildernd sind: Der bisherigerige unbe-
scholtene Lebenswandel, das Geständniß und der Umstand,
daß die Angeklagte zum Verbrechen auf Antrieb eines Andern
verleitet worden zu sein scheint. Ich habe es nicht über mich
gewinnen können, zu glauben, daß der Gedanke an dieses Ver-
brechen in der Angeklagten entstanden sei; es würde dieß zu
sehr mit meinen Begriffen von Weiblichkeit in Widerspruch
stehen. Graf Gustav Chorinsky hat einen so verworfenen
Charakter an den Tag gelegt, daß ich in ihm die Anlage zu
jenem Verbrechen suchen würde, und wie ich glaube, mit Recht.
Ich bitte, sich nochmals jene Briefe ins Gedächtniß zu rufen,
welche der Graf an die Angeklagte während ihres Münchener
Aufenthaltes geschrieben hat. Ich bitte, sich zu erinnern, wie
er dieselbe zum schonungslosen Vollzuge des wider die Gräfin
Mathilde gefällten Todesurtheils aufforderte; ich bitte, sich zu
erinnern, wie die Angeklagte denn doch geschwankt zu haben
scheint, weil der Graf es für nothwendig fand, dieselbe zu be-
schwören, ja nicht durch die persönliche Liebenswürdigkeit der
Gräfin sich bewegen zu lassen, Nachsicht und Gnade zu üben;
ich bitte, sich dieses Alles wohl zu vergegenwärtigen, und ich
bin überzeugt, Sie werden sich mit mir darin einigen, die
Angeklagte sei von ihrem wüsten verbrecherischen Geliebten
zur Verübung dieses Verbrechens verleitet worden, und das
ist es, was ich Ihnen besonders ans Herz legen zu müssen
glaube. Ein hoher Gerichtshof geruhe daher, die Julie Eber-
genyi von Telekes des vollbrachten Verbrechens des Meuchel-
mordes für schuldig zu erklären, zum Tode durch den Strang
zu verurtheilen und des Adels, wie ihrer Ehrenstellung als
Ehrenstiftsdame des Brünner adeligen Damenstiftes Maria-
schul für verlustig zu erklären." — Den Antrag der Todes-
strafe hört die Angeklagte gefaßt an, sie ist durchaus so erschöpft
und blickt stier und bleichen Angesichts zu Boden.

(Schluß folgt.)

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 102 Samstag, 2. Mai 1868.

Zwei Ehen.

(Schluß.)

Frau v. Mannsfeld konnte viel ertragen, aber dem halbtrunkenen Manne hätte sie nicht länger zuzuhören vermocht. „Mathilde," sagte ihr Gatte, als sie nach Hause gekommen war, „ich glaube, ich habe noch nie so ganz und recht gefühlt, was du für mich und an mir gethan hast, als seit einer Stunde. Wärest Du ein Weib gewesen wie Deine Cousine, was wäre aus mir geworden? Ich kann nicht begreifen, wie Du mit mir Nachsicht haben und es mit mir ertragen konntest. Ich war Deine Qual, Dein Fluch, während Du mir zum Segen geworden bist. Je mehr ich Dir Uebles gethan habe, desto wachsamer, sorglicher und inniger war Deine Liebe für mich. Der Allmächtige, der mich hört und sieht, weiß, daß ich nur noch deßhalb auf meine Zukunft hoffe, weil ich Dir die Liebe vergelten will, mit der Du mich getragen hast. Die Glorie, mit der mich Deine Aufopferung umgibt, hat mir allein wieder Selbstachtung gegeben und mir ist, als wäre ich noch für irgend einen guten Zweck aufgespart worden, sonst könnte ich Deine Liebe nicht behalten haben. Derjenige, der mir in Dir einen Schutzengel gab, möge mich auch einigermaßen Deiner würdig machen! O, wenn ich nur aus Deinem Gedächtnisse meine frühere Untreue und Vernachlässigung verwischen könnte, so würde ich das Andere geduldig hinnehmen, denn unter all meinen Schulden, und Verbindlichkeiten, die Du für mich berichtigtest, war wenigstens keine, an der ich hätte mich schämen müssen."

„Gott sei Dank! so war es," sagte Mathilde; und ich wußte wohl, daß ich keine solche finden würde. Aber Der über uns weiß auch, daß meine Liebe zu Dir noch so treu und innig ist wie je!"

„Ich weiß das," erwiderte Mannsfeld, „aber Dein Vertrauen habe ich verscherzt und es für mich verloren."

Sie blickte zu ihm auf mit einem Auge, dessen Glanz nie der leiseste Schatten einer Unwahrheit getrübt hatte, ergriff seine Hand und erwiderte: „Du hattest es verscherzt, lieber Eduard! aber es ist wiedergekehrt — Du erwirbst es Dir wieder. Haben sich nicht Deine Ansichten und Gefühle verändert? Habe ich nicht allen Grund Dir zu vertrauen? Nein, mein Zutrauen auf Dich ist wieder hergestellt!" — Mannsfeld glaubte ihr.

Mathilde sah ihre unglückliche Cousine nach diesem Abende nicht wieder, denn sie hörte einige Wochen später, Elise habe sich von einem Manne entführen lassen, der in einem Duell im Boulogner Gehölze ihren Mann auf Lebenszeit zum Krüppel gemacht.

Ich habe von Mathilden nur eine unvollständige schwache Skizze gegeben, denn ihr geistiges Portrait würde auch der geübteste Seelenmaler, selbst ein Bulwer Lytton, nicht treffend wiedergeben. Onkel Ulrich hat seine Krücke allerdings nicht aufgefressen; aber er gesteht, daß er es eigentlich hätte thun sollen, denn er mußte zugeben, daß Mannsfeld sich gebessert hatte, daß er ein Anderer geworden war. Eduard v. Mannsfeld mochte mit seiner Familie ungefähr ein Jahr im Ausland gelebt haben, als ihm ein ehrenvoller Staatsdienst angeboten wurde. Er war unschlüssig, denn er scheute sich, in die Heimath zurückzukehren, aus Furcht kalten Blicken und fremden Grüßen derjenigen zu begegnen, die in den letzten Tagen seines Glückes seine Freunde und Schmarotzer gewesen waren. Als er Mathilden diese Befürchtung anvertraute, lachte sie ihn aus und sagte, er spasse hoffentlich nur; wenn ihn Jemand kühl grüße, solle er um so fremder thun, oder den Grüßenden gar nicht beachten. Sie übersiedelten Beide in die Heimath, und als Mathilde wieder durch die Straßen wandelte, durch welche sie früher in eigener Equipage gefahren war, lag in ihrem Gang und in ihrer Haltung eine Würde, die ihr auch der größte Reichthum nicht zu geben vermocht hätte. Man nannte sie nicht länger die armen Mannsfeld's, man mied sie auch nicht mehr, sondern zum großen Vergnügen des treuen Heinrich stellten sich bald die ehrenwerthesten Freunde und Bekannte früherer Tage wieder bei ihnen ein; allein Mannsfeld und seine Frau verzichteten nun auf den Verkehr mit der großen Welt, und lebten fortan in traulicher Häuslichkeit und Zurückgezogenheit nur sich selbst und ihren Kindern. Wer Mathilde und ihre Geschichte kennt, der muß sie lieben; Männer zeigen sie als Vorbild ihren Frauen, Mütter ihren Töchtern als Muster, obwohl sie nicht weiß, daß sie Lob oder Bewunderung verdient. Trotz alle dem, daß Manche

behaupten, sie könne nach solchen Vorgängen mit ihrem Manne nicht glücklich sein, ist sie glücklich und macht ihn glücklich. Des Mannes sittliche Fehler werden in Sand geschrieben, die einer Frau aber in Erz gegraben; und die Welt schien der Ansicht zu sein, besonders als Herr v. Mannsfeld wieder zu Vermögen gekommen und im Besitz eines geachteten Amtes war, die Welt dachte, sie müsse dem Beispiel seiner Frau folgen, die ja auch gegen ihn Nachsicht geübt hatte. Mann rühmt ihr nach, Mathilde habe erst aus ihrem Manne gemacht, was er jetzt sei — nicht durch das, was die Welt Talent nennt (welches man als ein Mittel zum Glück so sehr überschätzt), sondern durch weibliche Zärtlichkeit, innige Liebe, einen klaren Verstand, christliche Pflichttreue und den Entschluß, sollte sie es auch das Leben kosten, jene Pflicht zu erfüllen, die das Motto führt: „Dulde und vergib."

Eine russische Osterfeier auf dem Lande.

(Skizze von Friedrich Bücker.)

Die großen siebenwochenlangen Fasten der Russen werden mit einer tollen Woche begonnen und mit einer lustigen geschlossen, und ich vergleiche deßhalb den wichtigsten, neunwochenlangen Abschnitt des russischen Kirchenjahrs gern mit einer Wüstenreise, deren Anfangspunkt ein Schlaraffenland und deren Ausgangspunkt ein üppig liebliches Eldorado ist. In der tollen oder Butterwoche, welche vor den Fasten liegt, wird in den saftigen Leckerbissen und besonders in allen jenen gaumenkitzelnden, auserlesenen Speisen geschwelgt, welche in den Siebenwochenfasten weder geschmeckt, noch gerochen werden dürfen. Das wichtigste, unerläßliche Gaumenreizmittel der tollen Woche ist ein fettes, pfannkuchenartiges, mit klarer Butter übergossenes Gebäck (Blinis), welches massenhaft angefertigt und wo möglich mit Kaviar verschlungen wird. Ja, hier gilt es, mit allen Saft- und Kraftstoffen aufräumen, um hinterher, wenn die Wüstenreise beginnt, noch einige Zeit von dem eigenen Fette zehren zu können. Für die Reichen ist die lange Fastenzeit allerdings nichts als eine speisenreiche Tafel mit Hindernissen, die alle überwunden werden. Die ganze Spitzfindigkeit des Kochs wird aufgeboten, die tiefsten Geheimnisse der Küche werden nach undenklichem Geklügel an das Tageslicht gezogen, um — nun um das strenge Fastengesetz zu umgehen und die Tafel auf einem wohlschmeckenden, starken Fuße zu erhalten. Ich habe zweimal die langen Fasten in Rußland überwunden und einmal nach strengstem Ritus mitgefastet. Ich habe es nicht bereut. Ich war bei einer reichen Russin einquartirt, welche einen solchen pikanten Kochkünstler zum Küchenvorsteher hatte, daß er das Diplom eines Geheimen Staatsküchenrathes verdiente.

Nun, ich war doch froh, daß die Siebenwochenfasten auf die Neige gingen, und Jelisaweta Petrowna, bei der ich einquartirt, war es auch. Der Koch schien in den letzten drei, vier Tagen entweder durch das Selbstfasten arbeitsunfähig geworden zu sein, oder mit seiner Kochkunst, wie ein im letzten Auffackern begriffenes Licht, zu Ende zu gehen. Ich stand am letzten Fastentage kurz vor Sonnenuntergang am Balkonfenster des langen, niedrigen Landhauses, hatte einen unbeschreiblichen Appetit nach allen verpönten Speisen und hätte gern heimlich in einen — wenn auch trichinenhaltigen — westphälischen Schinken, aber noch lieber in eine Spickgans gebissen, wenn mir nur das eine oder das andere zugänglich gewesen wäre. Drüben wanderten einige Bauern über das Gehöft und sahen sehnsüchtig nach dem kleinen, altergrauen, birkenumstandenen Kirchlein empor, dessen Glocken nach einigen Stunden die Fastenzeit in das Grab hinab und den Heiland aus dem Grabe emporläuten sollten. Der Kaftan der Bauern schlotterte gar bedenklich um die hagern entkräfteten Glieder, die den letzten Bissen Fleisch vor sieben Wochen verarbeitet. Die Hin- und Herschwankenden hatten streng, gewissenhaft gefastet. Sie hätten eher das Stroh vom Dache gegessen, als ein Titelchen des Kirchengesetzes verletzt.

Der Tag hatte sich längst geneigt, die Nacht hing sternenfunkelnd hernieder. Die Eier waren mit Zwiebelschalen und gezupften, bunten Seidenfetzen gefärbt. Die stille, nein, die geräuschvolle Mitternacht nahte. Ich hörte bereits das Klappern der Teller, das Klingen der Silberbestecke. Ein ungemein verführerischer Wohlgeruch durchduftete das Haus. Er entströmte den Schinken, Braten und Piroggen, welche im Anzuge waren. Der Ostertisch wurde schon gedeckt. Ich konnte den lange entbehrten, köstlichen Duft, der auf eine räthselhafte Weise den Weg in mein einsames Zimmer gefunden, nicht ertragen, entfloh der Sirenenseite des Hauses, in deren Zentrum der Speisesaal lag, und begab sich nach dem entferntern Empfangszimmer. Ha, da stand schon Jelisaweta Petrowna in Ostertracht. Ein schneeweißes mit rother Schärpe geziertes Gewand hüllte malerisch ihre schon etwas betagte, aber im schönsten Ebenmaß immer noch anziehende Gestalt ein. Sie lächelte. Ihr Lächeln galt — ja, wenns mir gegolten hätte! — dem Barometer, der einen sonnenhellen Ostertag verkündete. Ja, wenn die Russen am Ostersonntag keine Sonne sehen, dann bleiben sie noch wochenlang im Nebel übler Laune. Umwölkt sich kurz vor Ostern der Himmel, dann stellen sie nicht selten ihrem Heiligen noch viel schönere und dickere Lichte auf, damit er ja Sonne bringe. Aus Kälte machen sie sich nichts. Im leichten, weißen Kleide muß am Ostertage die Russin prangen. „Ostern, Ostern, Frühlingswehen! Ostern, Ostern, Auferstehen!" so heißts, so bleibts vor allen

Dingen in Rußland, was auch der Kalender und der Wetterprophet dazu sagen mag.

Da schickte der Pope einen Boten, der dringend Jelisaweta Petrowna, die Kirchenpatronin, ersuchte, doch sofort in die Kirche zu eilen; es sei im Augenblick zwölf. Der Chronometer des Herrenhauses, der lange nicht regulirt worden war, zeigte 10, meine Uhr 11, und das kleine, goldene Prachtührchen der Jelisaweta Petrowna, dessen spinnfadendünne Kette an dem bloßen Halse herniederhing, stand. Im Nu hatte sich die Kirchenpatronin in den feinen Fuchspelz gehüllt. Sie ertheilte noch rasch einige Befehle an die zurückbleibende Dienerschaft, welche den Ostertisch zu putzen und zu belasten hatte, und eilte dann so schnell in die Kirche, daß ich kaum folgen konnte. Eine dichtgedrängte, andächtige Menge hielt nicht nur das Innere, sondern auch die Vortreppe des Gotteshauses besetzt. Platz für Jelisaweta Petrowna! Sie trat in die Kirche. Der Ostertag brach an. Die königlichen Pforten des Ikonostases oder der Bilderwand öffneten sich. „Christus ist auferstanden!“ sang der Pope und hob das Kruzifix. „Christus ist auferstanden!“ murmelte die Gemeinde und bekreuzte sich. Schnell, als spielte hier aus „Tausend und eine Nacht“ die Zauberruthe, wurden die Fasten in das Reich der Nacht gebannt. Hell, heller, blendend hell wurde die Kirche. Kerze entzündete sich an Kerze. Fackeln und bunte Lampen leuchteten von draußen auf dem Kirchhofe empor. Die Glocken tönten schrill und stürmisch von dem bemoosten Kolokolnik oder Glockenthurme hernieder. „Christos woskress!“ (Christus ist auferstanden!) „Wo istinä woskress!“ (Er ist wahrhaftig auferstanden!) So lautet jetzt die Parole und die Antwort darauf. Dabei besiegelte der Osterkuß, der gern gegeben und willig genommen wurde, das schöne, hehre Dogma.

Der Gesang des Priesters, des Diakons und seines Hülfssängers, ein Terzett, so unharmonisch wie das Glockengeläut, war verstummt; der festliche Umzug um die Kirche (Krestny Chod) mit Gesang, Lichtern und Heiligenbildern war beendet, und die Ostermesse hatte ihre Erledigung gefunden.

Der Gaumen verlangte jetzt gebieterisch, gekitzelt zu werden. Mit welchen hastigen Schritten, mit welcher unbändigen Lust die Bauern jetzt nach Hause eilten, vermag nur der zu verstehen, der es selbst beobachtet, oder der sieben Wochen mitgefastet. Unterwegs werden schon aus dem Kaftan ein Stück Speck und hartgesottene Eier hervorgezogen, um dem Magen, dem knurrenden Hund, wenigstens flüchtig einige Brocken vorzuwerfen und die folgende und selten ausbleibende Ueberladung anzubahnen. „Kulitsch“ und „Twarok“, oder Osterbrod und geronnene Milch, Braten und kieselsteinharte Eier harren dein, du knurrender Peter! Beruhige dich so lange, bis schüsselweise ein geladen wird!

(Schluß folgt.)

„Wenn ich die Rosen blühen seh'!“

Wenn ich die Rosen blühen seh',
Und ihre Blätter fallen,
Dann wird es mir ums Herz so weh,
Zum Kirchhof muß ich wallen;
Dort liegt ja, die mir, noch am Leben,
Den Schwur der Treue hat gegeben,
Die mir versprach, so lang noch Rosen blüh'n,
Sollt' für mich stets ihr Herz in Liebe glüh'n.

Nie brach die Gute mir ihr Wort,
Und untreu wurd' sie nimmer,
Doch nahm der Herbst die Rosen fort
Und ach! — auch sie für immer.
Es bringt der Frühling Rosen wieder,
Der Schmerz er beuget mich fast nieder,
Denk ich an jene gold'ne Zeit zurück,
Wo mit den Rosen blühte noch mein Glück.

Oft, wenn zur stillen Abendzeit,
In heil'ger Ruh' alleine
Ich eine Stunde ihr geweiht,
Dort in dem Friedenshaine,
Und ich an jenem theu'ren Grabe,
Das treu umfaßt mein bestes Habe,
Die Rosenstöcke schön ich blühen sah,
Dann war die Theu're, Gute mir so nah.

Doch wenn im herbstlich kalten Wind
Dort auf dem Grabeshügel
Die Rosen abgefallen sind,
Dann schwingt mein Schmerz die Flügel. —
Er trägt mich fort von jener Stätte,
Wo unten tief im kalten Bette
Die schönste aller Rosen liegt verscharrt
Und auf die steten Blüthenzeiten harrt.

Wie nur der Rose Knospe schwillt
Im Frühlinge auf's Neue
Mein Herz mit Trauer angefüllt,
Es eilt ans Grab ans treue,
Und sieht es dort die Rosen treiben,
Dann möcht' es immer bei ihm bleiben,
Bis Denen, Gott, die sich so treu geliebt,
Das ew'ge Paradies der Rosen giebt.

H. Böhm.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Riesengußstück.] Auf der Königin-Marienhütte bei Zwickau ward am 16. April ein Gußstück gefertigt, welches das größte bisher im Königreich Sachsen ausgeführte sein dürfte. Es wurde nämlich

der aus einem einzigen Stück bestehende 2000 Zoll-Zentner schwere, unterste Theil der Ambosunterlage (Chabotte) für den daselbst aufzustellenden 350 Zentner schweren Dampfhammer gegossen. Das zu seiner Herstellung nöthige Roheisen (beiläufig 2050 Zentner) wurde in drei Oefen umgeschmolzen, aus welchen das flüssige Eisen in mächtigen Strömen in die gemauerte, vielfach verankerte Form floß. Das Gußstück hat die Gestalt einer viereckigen Platte, an welcher zwei Seiten abgerundet sind, ist 18 Fuß 6 Zoll lang, 12 Fuß 6 Zoll breit und 2 Fuß 6 Zoll stark; es wurde auf der einen schmalen Seite aufrecht stehend gegossen. Zum Schmelzen dieser Eisenmassen wurden 630 Schäffel Zwickauer Coaks verbraucht. Nach ca. 15 Stunden war die Form glücklich und ohne Störung mit Eisen gefüllt.

[Ein Heer von Advokaten.] In den Vereinigten Staaten befinden sich im Ganzen 37,296 Advokaten. Im Staat New-York gibt es 5205; in Pennsylvanien 6623; Ohio 2860; Westvirginien 346. Die Zahl der Advokaten in folgenden Städten beträgt: Pittsburg 210; Washington 166; Philadelphia 605; New-York 2132; Cincinnati 330.

Bericht über das Preisausschreiben zur Begründung einer National-Handschrift.

Mein im November vorigen Jahres erlassenes „Preisausschreiben" zur Begründung einer deutschen Nationalhandschrift hat einen glänzenden Erfolg gehabt. So weit die deutsche Zunge klingt, ist mein Aufruf mit Sympathie und Begeisterung aufgenommen worden. Der Deutsche hat es gefühlt, daß Deutschland auch in seiner Schrift einig sein müsse. Der Zweck meiner Thätigkeit für Anbahnung eines allgemeinen deutschen Schriftduktus ist durch das Zusammenwirken der besten Kräfte vollständig erreicht. Ich kann meine Genugthuung über diese allgemeine Theilnahme nicht aussprechen, ohne zugleich den deutschen Geist in seinem Streben für alles Hohe, Edle und Schöne rühmend anzuerkennen.

Durch die Vereinigung der besten Kräfte ist es mir gelungen, die schönste nach Form und Geist ausgezeichnetste Schrift zu erlangen, eine Schrift, die sich ebenso durch ächt deutschen Charakter, wie durch Schönheit, Glätte und Schreibfähigkeit auszeichnet. An dem Preisausschreiben haben sich aber auch fast alle Jünger der Schönschreibkunst, welche ihre Meisterschaft bereits durch Herausgabe von Werken über Schreibkunst bethätigt haben, betheiligt. Ich nenne hier nur die Namen: Prof. Dr. Schnitzlein in Tübingen, Hofkalligraph Lindner in Berlin, v. Zschau in Dresden, Lehrer F. E. Feuerstein in Sagan, Hofkalligraph Greiner in Wien, Kalligraph M. D. Koch in Hamburg, Lehrer J. M. Hübscher in Basel, Lehrer J. H. Jäger in Kassel, Rektor Pechner in Birnbaum, Maler Herwegen in München, Gymnasiallehrer Gosky in Cottbus, Professor Derffel in Wien und Andere.

Nachdem nun durch einen engeren Verein von Schriftkundigen unter Vorsitz des Unterzeichneten aus dem eingegangenen reichen Vorrathe eine Auswahl mustergiltiger Handschriften vorgenommen, nachdem ferner diese Auslese je nach der speziellen Beschaffenheit der Originale theils photographirt, theils litographirt, theils autographirt worden, sind die vervielfältigten Exemplare heute an 50 sachverständige Preisrichter versandt worden. Das Resultat wird ohne Zweifel in wenigen Wochen bekannt gemacht werden können.

Die Zusammenstellung der eingegangenen Konkurrenzschriften hat folgende Ergebnisse geliefert: Im Ganzen sind 754 Konkurrenzalphabete eingegangen. Unter den Konkurrenten befinden sich 174 Lehrer, 109 Beamte (unter diesen sind 8 Ministerialbeamte), 61 Kaufleute, 38 Künstler (Maler, Kupferstecher, Lithographen u. s. w.), 34 Kalligraphen, 31 Schuldirektoren, 16 Gewerbtreibende, 12 Militärpersonen (darunter sind 7 Offiziere), 10 Gelehrte, 9 Pastoren, 9 Gymnasiallehrer, 8 Professoren, 7 Lehrerinnen, 2 Förster, 1 Gutsbesitzer, 1 Justizrath. Die Uebrigen haben ihren Stand nicht angegeben. Nach den Staaten vertheilen sich die Konkurrenten in folgender Weise: Preußen lieferte 257 Preisalphabete, Sachsen 109, Oesterreich 90, Bayern 65, Baden 30, Württemberg 28, Schweiz 14, Hamburg 24, Sachsen-Weimar 15, Mecklenburg-Schwerin 14, Oldenburg 12, Rußland 10, Sachsen-Koburg-Gotha 9, Hessen-Darmstadt 7, Anhalt 7, Bremen 7, Schwarzburg 6, Braunschweig 6, Sachsen-Meiningen 5, Mecklenburg-Strelitz 2, Lübeck 2, Luxemburg 2, Frankreich 2, Holland 2, Amerika 2.

Soweit wäre nun meine Aufgabe gelöst. Es kommt nun aber eine schwierigere Lösung in Frage, nämlich „die Einführung dieser Nationalschrift in Schule und Haus". Um auch dieses Ziel zu erreichen, werde ich von der gekrönten Preisschrift zwei Ausgaben veranstalten: eine für Schulen, und eine für das Haus. Bezüglich der ersten Ausgabe werde ich mich mit der Lehrerwelt direkt in Verbindung setzen, über die zweite Ausgabe findet der Leser im Inseratentheile der Aschaffenburger Zeitung nähere Aufklärung. Und so erlaube ich mir denn alle Leser auf mein in diesem Blatte befindliches heutiges Inserat, welches über die Preisschrift nähere Mittheilungen macht, aufmerksam zu machen.

Neu-Schönfeld bei Leipzig, im April 1868.

Adolph Henze.
Direktor des Zentral-Bureaus für gerichtliche Schrift-Vergleichungen.

Redakteur Gustav [illegible] — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 103 — Montag, 4. Mai — 1868

Prozeß Ebergenyi.

(Schluß.)

Nach Unterbrechung durch eine Viertelstunde nimmt der Vertheidiger Dr. Neuda unter lautloser Stille das Wort. Er weist auf das Aufsehen hin, welches der Prozeß allenthalben, sowohl wegen der That an sich, als besonders wegen der in dem Schauderdrama auftretenden Personen gemacht, und sucht für seine gebrochene und vernichtete Klientin Mitleid zu erwecken. Darauf wendet er sich gegen den Antrag auf Todesstrafe. Einen solchen gräßlichen Spruch dürfe der Gerichtshof nicht fällen. Redner fährt dann fort: „Ich sehe auf der einen Seite das geschilderte schwache, bedauernswerthe Weib, erliegend fast der Mühsal der Verhandlung, das unter krampfhaftem Ringen aufschreit und betheuert: Ich habe den Mord nicht begangen! und auf der anderen Seite einen hoch auf sich thürmenden, unzerstörbaren Wall von Verdachtsgründen, der mit Einstimmigkeit auf meine Klientin als Thäterin hinweiset. Ein schmerzhaftes standhaftes Verneinen auf der einen, ein fünffacher gesetzlicher Beweis auf der andern Seite. In der Mitte dieser widerstrebenden Wahrnehmungen stehend, lassen diese mich an der Wahrhaftigkeit der Verantwortung der Angeklagten nicht ganz verzweifeln. Ich denke an die verhängnißreiche Macht des Zufalls, an den Unglücksstern, der manches Menschen Haupt verfolgt. Noch umschwebt ein tiefes Dunkel den Vorgang in der Amaliengasse, noch ist jener Becher nicht gefunden, aus dem die Gräfin Chorinsky den giftigen Trank geleert. Nicht im Thee-Aufgusse und nicht in der Milch, nicht im Wasser, Rum und in den Früchten fand sich das schreckliche Gift. Wir haben bei allen Zeugenaussagen noch keine Zeugen der That. Wer erzählt uns, was zwischen beiden Frauen vorgefallen, wer sah mit eigenen Augen die Hand, die den Giftbecher mischte, die ihn reichte? Es sind doch nur menschliche Berechnungen und menschliche Schlüsse, was uns bleibt, eine jede entgegengesetzte Möglichkeit absolut zurückweisende Sicherheit und Wahrheit bietet sich uns nirgends. So schreiten denn vor meinem Geiste all die armen, unschuldigen Opfer einer durch markante Beweise irregeleiteten Justiz; ich sehe Lesurque, den Schuldlosen, den ein ganzes Dorf als Mörder bezeichnete und betheuerte, im weißen Gewande der Unschuld unter dem Fallbeile verzweifelnd enden, und ich sage mir: Auch damals war die Verurtheilung eine menschlich gerechte und doch so unverdiente, ungerechte; wo ein menschliches Irren noch immer möglich ist, wo die Möglichkeit eines Selbstmordes in keiner Weise ausgeschlossen ist, da möchte ich die Schuld der Angeklagten nicht sonnenklar finden, da vertheidige ich vielleicht noch immer keine Mörderin. Sehe ich aber anderseits auf die Unmasse von Beweismitteln, die laut und strenge gegen meine Klientin zeugen, umbarmherzig der Thäterschaft sie anklagen, finde ich den Beweis so mächtig, so erdrückend gegen meine Klientin durchgeführt, daß es keine Möglichkeit des Entrinnens gibt, dann beuge ich mich, so Manches sich auch gegen einzelne Verdachtsgründe vorbringen ließe, der Allgemeinheit der Fülle des Beweismaterials, der Gewalt der höchsten durch nichts erschütterten Wahrscheinlichkeit und muß es hiemit anerkennen, daß, wenn auch die absolute Sicherung eines vollbrachten Mordes mangelt, der irdische Richter doch nach seinem Amte und nach seinem Eide, nach dem natürlichen und gewöhnlichen Gange der Ereignisse den engen Zusammenhang zwischen That und Thäter hier annehmen müsse und werde, daß der Vertheidiger hier gegen die Anrechnung der Schuld nicht sprechen darf; aber so aufrichtig und ergeben ich diese Nothwendigkeit der Verurtheilung zugestehe, eben so kräftig und entschieden schließe ich an der Hand des Gesetzes hier die Möglichkeit eines Todesurtheiles aus.“ Der Vertheidiger wendet sich nun gegen die Basis, welche dem Antrage der Staatsbehörde auf Todesstrafe zu Grunde liegt, nämlich das Geständniß der Angeklagten (die österreichische Strafprozeßordnung läßt nämlich das Urtheil auf Todesstrafe nur in zwei Fällen zu: Das Verbrechen muß wider den Beschuldigten entweder durch beschworene Thatzeugen, oder durch dessen eigenes Geständniß rechtlich bewiesen sein), und führt detaillirt aus, daß dasselbe als ein nach der Strafprozeßordnung giltiges nicht angesehen werden könne und zwar, weil die Angeklagte es sofort widerrufen habe und weil es kein vollständiges, im Gegentheile widersprechendes sei, indem es nicht alle Fragen beantwortete. Der Kern der Ausführung ist aber eine Verurtheilung der Todesstrafe überhaupt. „Die Todesstrafe, so ruft Redner aus, bedarf einer höchst beschränkten Anwendung, denn sie ist keine zeitgemäße mehr; die Wissenschaft bekämpft sie bereits seit mehr denn hundert Jahren. Kräftig und bewältigend führten und führen den Kampf gegen sie unsere edelsten und besten Geister mit aller Macht ihres Wissens und aller Wärme ihres Herzens und sprechen sie es mit Ueberzeugungstreue aus, daß nichts den Fortbestand dieser Strafart zu rechtfertigen vermöge. Es ist die Todesstrafe kein Akt der Wiedervergeltung. Den grausamen Satz: Aug um Auge, Zahn um Zahn, hat die Menschlichkeit vernichtet, und Niemand verstümmelt mehr den boshaften Verletzer edler Körpertheile, und doch wollte man den Spruch: Leben um Leben noch immer gelten lassen! Den etwa schnell und unvermuthet zugefügten Tod wollte man mit dem grauenhaften, vorverkündeten, langsam heranrückenden Tode vergelten! Die Qualen der angstvollen Erwartung, den Angstschweiß der letzten Tage, diese Ewigkeiten unendlichen Weh's kann die Lehre der Wiedervergeltung nicht rechtfertigen. Der Tod bessert auch nicht. Es mag zwar mancher Verurtheilte, durch das den Tod bringende Erkenntniß erschüttert, bekehrt, versöhnt mit seinem Gotte sterben, die gottgefällige Blume der sittlichen Blume der sittlichen Wiedergeburt, die Bethätigung der Besserung hat des Henkers rauhe Hand unwiderbringlich entblättert. Oder schreckt die Todesstrafe vielleicht ab? Dann blicket hin auf die wüste Frechheit des Pöbels, welcher roh und entsittlicht das ungewöhnliche Schauspiel blutriefender Gerechtigkeit durch lange Stunden ersehnt, erharrt! Es johlt das zügellose Laster, und aus dem rauchenden Blut des Gerichteten reifen neue Opfer für dasselbe Schaffot heran. Noch hat der Tod die Mörder nicht beseitigt! Welcher Art kann jene Strafe ein, die den starr Leugnenden nicht treffen darf und den reumüthig Geständigen ereilt, wo der Milderungsgrund zum Erschwerungsgrund wird! wo der Jüngling, das Mädchen unter

zwanzig Jahren von ihr ausgenommen sind, und ein Tag — der Zufall eines Tages — sohin über das Leben und den Tod eines Menschen entscheiden kann? wo die frühere Entdeckung des Mordes den Tod bedingt, seine zwanzigjährige Verborgenheit durch Verjährung ihn beseitigt? Welcher Art ist also jene Strafe, wo der Zufall seine wirksame Rolle spielt? Die Todesstrafe ist gerichtet; sie kann nicht lange mehr bestehen, dieser letzte Ring mittelalterlicher Grausamkeit muß gebrochen werden; schon fällt diese Strafe rings um uns Sachsen, welches ein bürgerliches Gesetzbuch von uns entlehnt hat, ist uns vor wenigen Wochen hierin vorangeeilt; unsere Regierungsmänner sind in Wort und Schrift für deren Aufhebung eingestanden; wie über die Leibeigenschaft in älterer, über die Kettenstrafe und die Schuldhaft in letzter Zeit wird die vorwärts strebende Humanität auch über diesen letzten Ausläufer der Tortur zermalmend hinüberschreiten.“ Ein besonderes Interesse erregt dann weiter die Ausführung des Vertheidigers bezüglich der intellectuellen Urheberschaft des Verbrechens und der mildernden Umstände. „Auch mich, so sagt er, erschreckte die vollbrachte That. Allein als ich mich dieser jugendlichen Angeklagten gegenüber sah, an ihre gute Abkunft, ihre höchst ehrenwerthe Familie, an das greise, Achtung gebietende Haupt ihres unglücklichen, in Schmerz vergehenden Vaters dachte, als ich endlich mehr als Alles in das Innere ihres Lebens eindrang, da fühlte ich unwillkürlich, daß, wenn meine Klientin als schuldig befunden wird, sie doch des Mitleids nicht unwürdig erscheint. Ein Verbrechen mag noch so groß sein, größer und inhaltsreicher noch dünkt mir die Frage: Wer ist der Verbrecher und wodurch ward er zum Verbrecher? Die Angeklagte ist würdiger Eltern Kind, an der Wiege ward ihr das Zeichen des Verbrechens auf die Stirne nicht gedrückt. Wie kommt es nun, daß diese Angeklagte voll Jugendlichkeit und Lebensfrische und eines unbelasteten Vorlebens theilhaftig, vielleicht zur Mörderung wurde? Die Lust und die Freude am Tödten war es nicht. Blicken Sie hin auf die Geschichte der Vergiftungen, sie liefert Ihnen eine Unmasse von Frauen, die diesem grauenvollen Laster verfielen. Allein, welch' unnatürliche Bilder verbrecherischer Verworfenheit entrollen uns die Prozesse jener Frauen — eine Marquise Brinvilliers, der Geheimräthin Ursinus, der Margaretha Gottfried aus Bremen, der Anna Zwanziger und zahlreicher Anderer. Diese haben Eltern, Gatten, die eigenen Kinder und die fremden Kinder von der Straße, die armen Kranken in den Spitälern, den harmlosen Diener, was durch Freundschaft und Hingebung an sie gekettet war, herzlos zu Tode verfolgt. Schwer zählbar waren ihre Opfer! Mit Wollust nahmen sie jenes Fürchten und Hoffen in sich auf, das in dem Geheimnisse und dem Schauer liegt, und weideten sich unter der Maske süßer, liebevoller Freundlichkeit mit dämonischer Mordlust an den Leiden und Qualen der armen Hingeknickten. Bei der heute Angeklagten aber ist Aufregung und Schrecken der That vorangegangen! Ich werde im weiteren Verlaufe aus Briefen des Gustav Chorinsky den Nachweis liefern, daß meine Klientin nur unter Kampf und unter eindringlichen Zureden an die Ausführung der ihr gestellten traurigen Aufgabe sich gewagt hat. Ich finde einen Nachweis hiefür nicht minder in der beabsichtigten Werbung des Rampacher und Dierkes, wenn überhaupt die bis jetzt unenträthselten Beziehungen zu diesen Beiden eine solche Werbung bedeuten. Wozu der Mitwisser und Theilnehmer, wozu die Werbung, wenn der Entschluß zur That für sie leicht und die Ausführung gerne übernommen ward? Es liegt ein Nachweis hiefür endlich in dem Benehmen der Angeklagten in München selbst. Die Nacht vor der That und der Tag der That selbst galten für meine Klientin als ebenso viele Stunden schmerzhaften Ringens und Zagens. Fanny Stuhlreiter ist die lebende Zeugin hiefür. Alles trug an jenem 21. November die Spuren einer sehr schlecht und unruhig verbrachten Nacht, die 3 Fingerringe lagen im Bette und am Boden zerstreut herum. Die Angeklagte war höchst aufgeregt. Sie wusch sich um Morgen nicht. Höchst aufgeregt und erschöpft kam sie ins Hotel zurück, zerstreut theilte sie dreifache Trinkgelder aus und enteilte dieser Stadt. Aber auch mit der Rückkunft nach Wien war die Ruhe in ihr Gemüth nicht zurückgekehrt. Ich berufe mich dießfalls auf die bestimmten übereinstimmenden Aussagen der Mitverhafteten der Ebergenyi über der Letzteren quälende und beängstigende Träume, über ihre schlaflosen Nächte, ich erinnere deßgleichen an eine Antwort ihres Verhörs Solche Wahrnehmungen bestätigen zuverlässig die Richtigkeit meiner Behauptung, es habe übermüthige Lust am Vergiften meine Klientin nicht nach München geführt. Eben so wenig waren es die Motive der Gewinnsucht. Ebergenyi und Gustav Chorinsky, so behauptet die Staatsbehörde, sollen Eins gewesen sein, identisch in ihrem Vorhaben und eng verknüpft in ihren Endzielen. Solidarisch treffe sie daher Verantwortung und Schuld. Die Solidarität der Schuld lasse ich zu, die Solidarität der Motive niemals. Anders ist der Mann geartet in seinen Berechnungen, seinen Entschlüssen und seinen innersten Wünschen, und anders das Weib. Die Geldverhältnisse meiner Klientin waren nicht trostloser Natur. Die wahren Motive der That, dies kann ich hier auf das Bestimmteste aussprechen, liegen ausschließlich in der gränzenlosen Leidenschaft des Weibes zum Geliebten, in der Befürchtung für die eigene Ehre, und in dem Ehrgeize — an sich ebenso innerlich edle, als erhabene Motive, die wohl geleitet und bewacht zum Himmelreiche führen können, die hier absichtlich mißbraucht und schlecht verwerthet zu den Pforten des Kerkers geleiteten. Julie Ebergenyi ist ein Weib, versehen mit allen Schwächen des Weibes, und ohne besondere Fähigkeiten des Geistes. Sie ist weiblich in ihrem Handeln, in ihrem Sprechen und Denken. Sogar die unmenschliche That in ihrer ganzen Unweiblichkeit trägt noch immer in ihrer Einleitung, in ihrer Vollbringung, in den darauf folgenden Geschehnissen deutliche Merkmale des Weibischen, ebenso ihre Vertheidigung. Es ist ein unglückliches Geschöpf. Das Glück einer besänftigenden Mutterhand, das wachsame Auge der Mutterliebe ward ihr nur wenig zu Theil. Das ärmste Mädchen zieht Menschenliebe und Weiblichkeit aus dem weichen, unendlich warmen Mutterherzen, mit tausend Wurzelzweigen durchgreift die Mutterliebe das ganze weibliche Gemüth, ihr aber, dem lebhaften Kinde einer besseren Familie, erlosch schon in zartester Kindheit das liebe freundliche Mutterauge. Allerdings ward für ihren Unterricht und ihre Erziehung seitens Sorge getragen; allein die Bildung und die Aufklärung liegen nach meiner Ansicht nicht allein im Lesen und Schreiben: wo die gleichmäßige Ausbildung des Geistes und des Herzens mangelt, da haben wir verkümmerte Menschen. Die Halbbildung kann unter Umständen oft viel gefährlicher werden, als die Bildungslosigkeit. Aus der Halbbildung leite ich die zahlreichen, merkwürdigen, zum Theil räthselhaften Kriminalfälle ab, von denen die vornehme Welt am wenigsten verschont blieb. Gerade bei den feineren Kreisen begegnet man öfters dieser verderblichen Erscheinung, welche genug des äußeren Firniß und der Kenntniß des Lebens verleiht, um nach Genüssen zu haschen und es an Glanz gleich thun zu wollen den Bevorzugten des Schicksals, zu wenig aber der wahren Herzensbildung, um in der Wohlthat des mühsamen Erringens und Verdienens Genuß und Befriedigung zu suchen. Ungesunde, kau durcheinander gewürfelte Lektüre, ein müßiges, begehrendes Leben, ohne die Würze einer ausfallenden Berufsthätigkeit entfesseln die zügellose Phantasie dieser Halbgebildeten, und wirken vergiftend auf ihren Charakter, ihre Gesittung und ihre Moral. Daher so viel schlechte Beispiele, verlorene Existenzen, zerrüttetes Familienleben, und als letzte Wirkung verbrecherische Gewissenlosigkeit auch in der vornehmen Gesellschaft, daher die großen Schwierigkeiten, welche die vorschreitende Humanisirung nicht minder auch bei jenen Kreisen zu überwinden hat; und diese Halbbildung nun, ohne jeden moralischen Halt, gepaart mit großen weiblichen Fehlern, mit einem leichten Sinn und mit Gedankenschwäche, begegnen wir leider auch bei meiner Klientin, und damit den Milderungsgründen der unerfahrenen Jugendlichkeit, der unzureichenden Bildung und

der unzureichenden Verstandeskraft. Zur so gearteten Angeklagten nun, welche allein und unbewacht dastand, ihrem eigenen Geschicke überlassen, fand sich Graf Chorinsky. Er war ein Mann, den Jugend umgab, von ausgezeichneter Abkunft, von militärischem Range, von verführerischen Umgangsformen. Er brachte ihr, ob mit Berechnung oder aus ächter Zuneigung — wer wollte dies jetzt entscheiden — sein Herz entgegen, ihr allein wollte er angehören, sie sollte die Herrin seiner Häuslichkeit werden. Solche glühende Liebesworte, wie er sie führte, selbst für ein minder empfängliches, für ein bedächtiges Mädchen gefahrvoll und fesselnd, wie berauschend müssen sie auf das lebhafter wallende Blut der Angeklagten gewirkt, wie sehr ihren Geist und ihre Sinne umstrickt haben. So wurde sie sein Eigen, sie ergab sich ihm ganz. Graf Chorinsky beherrschte ihren Leib und ihre Seele. Graf Chorinsky war aber verheirathet, und gegen das ihm anvertraute Weib hatte sich ein fürchterlicher, unmenschlicher Haß seiner Brust bemächtigt. Graf Chorinsky hatte schon lange, bevor er die Angeklagte kannte, den Tod der Gattin gewünscht und vorbedacht. Inwieweit die Gräfin Chorinsky sein Lebensglück wirklich zerstört hat, wie er sich zum Polizeidirektor Burchtorff beklagte, darüber fehlt uns jede nähere Einsicht. Einen großen Schatten scheint mir die heimliche, der Familie Chorinsky sorgfältig verborgen gehaltene ehebrecherische Geburt eines Knaben jedenfalls auf sie zu werfen. Dieses Ereigniß muß uns trotz aller von Achtung und Liebe erfüllten Briefe der Schwiegereltern den Stab über ihren Charakter brechen lassen, uns mißtrauisch machen, sie war nicht aufrichtig, sie hat nicht ehrenwerth gehandelt. Allein wie dem immer sei, das Eine steht fest, daß Graf Chorinsky den ihn durchwühlenden Haß auch auf die Angeklagte zu übertragen suchte, und so wurde methodisch der Haß des Mannes in das Herz des vertrauenden, sich hingebenden Mädchens eingeimpft und die schauderhafte That wurde allmälig in einen Akt der Rache und der eigenmächtigen Gerechtigkeit umgewandelt. So wurde sie die Mitverschworene ihres Geliebten. Indem aber die Angeklagte nur unter dem anhaltenden Einflusse ihres Geliebten handelte, muß ich es aussprechen: Julie Ebergenyi war eine durch Furcht, Liebe, Leidenschaft und Ehrgeiz Irregeleitete, nur durch den Grafen Chorinsky wurde sie zur Mörderin; und ich erblicke hierin den Milderungsgrund einer hart an die Gränzen der Unzurechnungsfähigkeit streifenden Leidenschaftlichkeit, Verblendung und Gefühlsüberreizung und den Milderungsgrund einer ungewöhnlich mächtigen Verführung. Ich habe nur aus den Akten meine Ueberzeugung geschöpft und dieser gewonnenen Ueberzeugung Ausdruck gegeben. Uebrigens stehe ich bei der großen Verantwortlichkeit meiner Behauptungen nicht an, dieselben noch des Weiteren durch Thatsachen zu begründen. Hier spricht mir nun für die Hingebung und die Liebe der Angeklagten, für den besseren Kern in ihr, die Schonung, die sie während der ganzen Untersuchungsdauer dem Geliebten bewahrt hat, den sie nie genannt, von dem sie Alles abgewehrt hat. Sie duldet und er soll frei sein! Hierin erkennen Sie das sich aufopfernde Weib. Die waltende Gerechtigkeit hat uns aber seine Briefe nicht entgehen lassen, und wie Vieles lesen wir aus ihnen. Hier sehen wir in nicht zerstörbarer Gewißheit die Allgewalt der Ueberredung bestätigt, deren der Graf bedurfte, den schweren Kampf, den sie vor ihm gerungen, den Haß, den er bei ihr steigernd angefacht, und das weiche Gemüth, das er allein verhärtet. Hier lesen wir die ewigen Anrufungen Gottes zu dem verruchten Zwecke, hier die ewigen Betheuerungen der Heirath, die Befürchtung, daß sie doch noch zurücktreten könnte von der That, und die Thatsache, daß sie unter einem Eide gebunden nach München ging. Die Worte im Briefe vom 20. November: „Du schwörst es mir ja so heilig, daß Du sie nicht schonst, Du mußt mich ja heirathen!" und andere in jener Selbstanklage des Grafen sind stumme und doch so gut sprechende Zeugen für den vom Grafen Chorinsky auf die Angeklagte ausgeübten Druck, für die Raffinirtheit, mit der er die Sehnsucht eines jeden Mädchens nach Verehelichung und einer Grafenkrone bei ihr ausbeutete, und für die Herzlosigkeit, mit der er unter Gottesanrufungen ihre Opferwilligkeit, ihren Haß, ihre Leidenschaftlichkeit in höchsten Gluthen auflodern machte, daß ich nur ihm die Schmach der Urheberschaft zuwerfen muß und es mit Beruhigung und Sicherheit wiederholen darf: die Gräfin Chorinsky mag das Opfer der Julie Ebergenyi gewesen sein, — Julie Ebergenyi war das durch alle Mittel raffinirter Verführung irregeleitete Werkzeug des Grafen Chorinsky." Mit einem Appell an die Menschlichkeit der Richter schloß Dr. Neuda.

Nachdem der Vertheidiger mit seinem Plaidoyer zu Ende war, wendete sich der Präsident zur Angeklagten mit der Frage, ob sie den Worten ihres Vertheidigers noch etwas zuzufügen habe? Angeklagte: Ich möchte nur bitten, meinen Gustav zu schonen. Er hat mir keinen Auftrag gegeben. Er ist der edelste Mann der Welt. — Der Staatsanwalt, gefragt, ob er zur Replik das Wort ergreifen wolle, verneinte dies. Die Publikation des Urtheils erfolgte um ¼4 Uhr unter den üblichen Formalitäten. Der Saal war buchstäblich bis zum Erdrücken gefüllt. Das Urtheil erkennt die Julie Ebergenyi v. Telekes des Verbrechens des vollbrachten Meuchelmordes als unmittelbare Thäterin schuldig und verurtheilt diese zur Strafe des schweren Kerkers in der Dauer von zwanzig Jahren. Diese Strafe wird nach dem Gesetze vom 15. November 1867 in Supplirung der Eisenstrafe mit einer Woche Einzelhaft am Ende jedes Jahres verschärft. In der Begründung heißt es: Gegen die Angeklagte hätten nach der Bestimmung des Gesetzes mindestens drei gesetzliche Beweise vorliegen müssen. Es liegen aber zehn Inzichten vor und überdieß noch das außergerichtliche Geständniß und letzteres in zweifacher Weise. 1. Es ist nämlich erwiesen, daß sie zur Zeit der Verübung der That die Mittel zu deren Ausführung besaß. Sie war im Besitze von vier Loth Cyankalium, und es ist erwiesen, daß ihr das Mittel überflüssig war. 2. Sie ist mit dem Grafen im Briefverkehr gestanden, welcher unverkennbare Hinweisungen auf die That enthält. 3. Es wurde versucht, Andere zur Verübung des Verbrechens zu verleiten, Rampacher und Dierkes sollten gewonnen werden, um eine Person zu beseitigen; es ist durch sie und durch Loprestie erwiesen, daß über die Mittel der Ausführung Rath gesucht und Erkundigungen eingezogen wurden. 4. Die Absicht, das Verbrechen zu begehen, ist durch schriftliche Aeußerungen in überwältigend klarer Weise erwiesen und von der Angeklagten kundgegeben worden. 5. Die Angeklagte wird in Gestalt und Kleidung mit Bestimmtheit als jene Person bezeichnet, welche an dem bewußten Abend bei der Gräfin gesehen wurde, und wird als solche erkannt, welche unzweifelbar zu jenem Zeitpunkte, in welchem die That geschehen sein mußte, sich in der Amalienstraße in der Wohnung der Gräfin befand und welcher die That zugemuthet werden muß, da sich zur selben Zeit sonst Niemand dort befand. 6. Es sind schon früher Versuche gemacht worden, welche auf die Ausübung der That Einfluß nehmen sollten. Die bewußte Schachtel wurde abgesendet als ein Versuch zur Ausführung der That selbst; daß der Versuch ohne Erfolg blieb, kann die Beweiskraft dieses Indiziums nicht schwächen. 7. Die Angeklagte war nach eigenem Geständniß am Orte des Verbrechens zu jener Zeit gegenwärtig gewesen. 8. Es wurden bei ihr in ihrer Wohnung, ja selbst in ihrem Portemonnaie Gegenstände gefunden, die von der That herrühren. 9. Sie wurde nach begangenem Verbrechen vom Thatorte und von München flüchtig. Man beruft sich dabei auf das Geständniß der Angeklagten, das mit den Erhebungen übereinstimmt 10. Sie hat Spuren des Verbrechens zu verhüllen gesucht. Sie übergab das Packet mit der Theekanne ihrem Stubenmädchen mit dem Auftrage, dasselbe sorgfältig verborgen zu halten und nur auf ihr Geheiß herauszugeben. Es sind dieß Gegenstände, die vom Verbrechen herrührten. Es lag überdieß auch noch ein Geständniß vor, und zwar in zweifacher Richtung. Sie selbst gibt zu, daß, als sie von München zurückkam, sie dem Grafen Chorinsky erzählt habe, sie habe die That vollbracht. Dieses Geständniß aus freiem

Digitized by Google

Antrieb erfolgt, an eine Person gerichtet, die Interesse an der Sache hatte, trägt alle Merkmale des außergerichtlichen Geständnisses an sich. Es kommt nun zu erörtern, warum das Gericht das Geständniß nicht als überweisend angenommen habe. Den Gerichtshof hat bei der Nichtannahme einer vollen Geltung des Geständnisses vor Allem die Erwägung geleitet, daß dasselbe nur in der Form einer früheren Erzählung eines Geständnisses in den Protokollen erscheint. Der Gerichtshof bezieht sich bezüglich des anderen Geständnisses darauf, daß in demselben Periodenbau, wo das Geständniß vorkommt, auch der Widerruf enthalten sei, und es fehlt die Bestimmtheit, Ausdrücklichkeit und Klarheit, welche das Gesetz in seiner Milde für die volle Beweiskraft des Geständnisses anordnet. Der Gerichtshof ist sich der Widerlegungsfähigkeit seiner Motive wohl bewußt, und verhehlt sich nicht, daß die Ausführungen des öffentlichen Anklägers ihm in ihrer Folgerichtigkeit keine Zweifel ließen, er erklärt aber, daß es ihm zur Freude gereichte, sich an die Form des Geständnisses anklammern zu können, wodurch er der Nothwendigkeit entging, ein Gesetz zu vollziehen, an das sich die gräßlichen Folgen eines Todesurtheils geknüpft hätten. Was die erschwerenden Umstände anbelangt, so sind als erschwerend anzusehen die Qualifikation als Meuchelmord, daß es die Ehegenossin eines mitschuldigen Theiles war, die ermordet wurde. Erschwerend ist noch die Anwendung der besonderen Arglist und der verrätherischen Tücke, mit welcher die That ausgeübt wurde. Sie schlich sich unter der gleißnerischen Maske einer Unglücklichen, Verlassenen bei der Gräfin ein, erregte das Mitleiden derselben, gewann ihr Wohlwollen und erfuhr freundliche Aufnahme und mitleidige Theilnahme bei der Gräfin, als sie ihr den Giftbecher reichte. Als mildernd wäre hervorzuheben: Ihre frühere Unbescholtenheit; daß der Antrieb von Seiten eines Dritten ausging, dann der außergewöhnliche Affekt, in dem sie sich befand, wobei der Gerichtshof nicht untersuchen wollte, ob dieser Affekt auf edlem oder unedlem Motive beruhe, ob er ein Ausfluß der Liebe, oder des bloßen Ehrgeizes sei, und wenn es Liebe war, ob es die Liebe der Sinne, oder eine minder unedle gewesen. Aber noch ein anderer Umstand ist hervorzuheben. Es erschien dem Gerichtshof unzweifelhaft, daß die That auf Antrieb eines Dritten geschehen ist, und der Gerichtshof legte sich die Frage vor, wie er über jenen Dritten hätte urtheilen müssen, wenn er vor dem Gerichtshofe gestanden wäre, und der Gerichtshof konnte es sich nicht verhehlen, daß die Wagschale dieses Dritten tiefer zu Boden gedrückt worden wäre, als die Wagschale dieses schwachen Weibes. Der Gerichtshof mußte sich gestehen, daß, wenn er gegen diesen nur eine Freiheitsstrafe verhängen müsse, er gegen dieses schwache Weib eine nur 20jährige Kerkerstrafe aussprechen mußte, da er sonst keine Steigerung der Strafe gegen jenen Dritten gewußt hatte.“ — Die Angeklagte hörte das Urtheil anscheinend mit großer Fassung an; als der Präsident die Kerker- statt der Todesstrafe ausgesprochen hatte, athmete sie tief auf. Bei dem Antrage des Staatsanwaltes auf Todesstrafe hatte sie vor sich hin gesagt: „Ach das habe ich doch nicht verdient!“ Die Verurtheilte überließ die Einlegung der Berufung ihrem Vertheidiger. Als sie abgeführt wurde, verhüllte sie, wie Jedesmal, ihr Gesicht mit dem Taschentuch vor den Blicken der Neugierigen.

Am Rhein.

O laßt mich hier, mir ist zu Muthe,
Als fänd' ich hier mein Heimathland,
Mir ist, als ob ich endlich ruhte,
Ein glücklich Kind, am Heimathstrand.

O laßt mich hier, von diesen Hügeln
Weht süßer Friede in mein Herz,
Der Geist hebt sich auf Aetherflügeln
Und läßt zurück den Erdenschmerz.

O laßt mich hier, die Wellen rauschen
Mir holde Wundermärchen zu,
Wie lieblich, ihrem Klang zu lauschen,
Sie singen mir das Herz zur Ruh. —

Dort, wo der Epheu um die Trümmer
Der alten Burgen Kränze schlingt,
Dort weil' ich, wann der Abendschimmer
Durch die gewölbten Fenster blinkt.

Und leise Ahnungsschauer ziehen
In die bewegte Seele ein,
Wenn rings die Felsenhäupter glühen,
Tief d'runten schäumt und braust der Rhein.

In's Leben tritt die stumme Sage,
Gestalten schreiten durch den Raum,
Die stolzen Helden ferner Tage,
Die längst entschwunden wie ein Traum.

Und Rosse wiehern, Banner wehen,
Ich höre wilden Schlachtgesang,
Die Becher in die Runde gehen
Und hell ertönt der Schwerter Klang.

Der Barde schlägt die Harfe wieder
Und preist der alten Zeiten Lust,
Und Lieder, süße Minnelieder,
Entströmen frei des Sängers Brust.

Und holde Frau'n im zücht'gen Schleier
Sich um den greisen Barden reih'n,
Sie lauschen seiner Liebesleier
Und reichen ihm den gold'nen Wein. —

So webet fort und fort die Sage
Um diese Trümmer ihr Gedicht,
Wie d'runten sich in ew'ger Klage
Des Rheines Fluth am Felsen bricht. —

O laßt mich hier, in diesen Lüften
Weht zaubervolle Poesie,
Um diese Burgen, Felsenklüften
Der Hauch schwermüth'ger Elegie.

Marg. Pilgram-Diehl.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei,

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 104 Dienstag, 5. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Novelle von Marie v. Roskowska.)

1.

Nur an wenigen Orten existiren wohl noch Apotheken, wie in einer ansehnlichen Provinzialstadt, deren Name nicht hierher gehört. Wer Etwas kaufen oder ein Rezept bereiten lassen will, erhält daselbst nicht Zutritt in die Offizin, sondern harrt draußen, wie vor einem Bäckerladen, seiner Abfertigung. Angenehm mag das nicht sein, zumal bei schlechtem Wetter, in Frost und Schnee; allein der Zopf des Althergebrachten wird im lieben Deutschland zuweilen selbst da beibehalten, wo es sich, bei der wachsenden Konkurrenz auch auf konzessionirtem Gebiete, nicht allein um die Bequemlichkeit des Publikums, sondern um den eigenen Vortheil handelt.

Bei der Greifen-Apotheke in der Krautgasse war das der Fall. Wer nicht in der Nachbarschaft wohnte, einen weiten Weg scheute oder Eile hatte, holte die Medikamente lieber anderwärts. Eine Ausnahme machten nur die Dienstboten, welche eine zwanglose Unterhaltung mit Ihresgleichen oder auch mit Individuen des andern Geschlechts jegliche Unbehaglichkeit leicht vergessen läßt.

Zu dieser Gattung gehörte, dem Anschein nach, die Frauensperson, die an einem regnerischen Abend der Greifen-Apotheke zustrebte — in großer Eile und aus weiter Entfernung, wie die hastigen, von anhaltendem Lauf zeugenden Athemzüge verriethen. In die Nähe der Offizin gelangt, zögerte sie jedoch unschlüssig. Scheute sie die Dachtraufe über dem Apothekerladen oder die Einsamkeit vor derselben? Nach einigem Zaudern kehrte sie um, schritt langsam, gesenkten Hauptes, nach der nächsten Ecke zurück und säumte wieder, wie unzewiß, ob sie umkehren oder weitergehen solle.

Einige Herren, offenbar „stark angeheitert", waren aus einer nahen Restauration getreten. Der Inhalt ihres lauten Gesprächs verrieth, daß sie nicht beabsichtigten, sich auf den Heimweg zu begeben, sondern im Rathskeller fortzusetzen, was sie hier begonnen. Die Straße war bei der späten Stunde und dem schlechten Wetter ganz einsam, die weibliche Gestalt fiel ihnen daher sogleich ins Auge.

„Halt, Schönste! Wen erwarten wir? Und so neidisch verhüllt!" rief der Eine. „Laß uns wenigstens Dein Antlitz schauen!"

Die Andern stimmten ihm bei. Alle umringten sie, lachend, lärmend, mit weniger geistreichen als unverschämten Scherzen. Sie versuchten, ihr das wollene Tuch herabzuziehen, das sie über dem Kopf trug. Der erste Sprecher war der Zudringlichste.

Bei dem Klang seiner Stimme war sie wie eingewurzelt stehen geblieben. Kein Laut kam über ihre Lippen — weder ein Schrei des Schreckens, der Angst, noch ein Hülferuf; weder eine schüchterne Bitte, sie unbehelligt zu lassen, noch ein ernster Appell, der selbst auf sehr Uebermüthige und Aufgeregte nicht ganz wirkungslos zu bleiben pflegt. Nur die Hast, mit welcher sie das Tuch so dicht zusammenzog, daß es das Antlitz völlig verbarg, deutete darauf, daß sie eine derartige, nach Ort und Stunde wohl nicht ganz ungewöhnliche Anknüpfung von Bekanntschaften weder erwartet hatte, noch erwünscht finde. Hatten die Halbberauschten etwas Derartiges gemeint, so benahm sie ihnen diese Meinung, indem sie den Einen von ihnen heftig zurückstieß. Dabei kam ein gewebter, warm gefütterter, ziemlich großer Handschuh zum Vorschein. Die zusammengepreßten Finger hielten krampfhaft ein Papier. Zwischen dem baumwollenen Handschuh und dem Aermel einer groben Düffeljacke schimmerte ein feines, blendend weißes Handgelenk.

Rasch wollte sie weiter, an dem Verblüfften vorüber.

Der Sprecher hatte sich jedoch nicht verblüffen lassen, sondern vertrat ihr mit ausgebreiteten Armen und einem etwas cynischen Scherz den Weg. Sie konnte nicht vorüber, wollte aber auch nicht säumen, bis die Anderen sich zu neuer Zudringlichkeit sammelten. Entschlossen kehrte sie sich ihm zu, lüftete rasch das Tuch, so daß ihr Gesicht, von dem Licht der nächsten Laterne getroffen, sichtbar ward — aber nur ihm allein sichtbar.

War es nun dieses Antlitz selbst oder der Ausdruck desselben — wie gelähmt sanken seine Arme herab, und er stand regungslos. Ungehindert konnte sie neben ihm weiterschreiten. Erst bei dem lauten Gelächter seiner Zechgenossen fuhr er auf, strich sich mit der Hand über Stirn und Augen, als wolle er sich besinnen, sich zum vollen Bewußtsein zusammenraffen. Dann wandte er sich und starrte der Davoneilenden nach. Sie war

indeß schon dem kleinen Kreise entrückt, den die Laterne heller beschien.

„Hatte sie denn wirklich ein Medusen-Antlitz, einen Gorgonenblick, daß sie Dich gleichsam versteinerte?“ fragte der Eine der Gefährten.

Und der Andere rief:

„Nein! Das hätte ihn, den Kecken, Unternehmungslustigen nicht so eingeschüchtert. Wahrscheinlich erschien ihm Freund Hein in höchsteigener Person in Gestalt eines Küchen-Dragoners, um ihm ein memento mori zuzugrinsen!“

„Unsinn! Meint Ihr, das würde mich so überrascht haben? Ich glaubte vielmehr — ja rathet einmal, was?“ fragte er ziemlich unsicher. „Doch Ihr würdet in alle Ewigkeit nicht das Richtige treffen. Ich glaubte nämlich — meine Frau zu sehen.“

„Seine Frau! Hahaha! — Er hat Visionen! — Nimm Dich in Acht; die pflegen dem Delirium voranzugehen! — Bah! er hat zu verschiedene Sorten durcheinander getrunken, sieht nicht mehr ungetrübt, erblickt, also überall sein zweites Ich, die angebetete Gattin. — Teufel, was muß sie, ich meine seine Frau, ihm für eindringliche Gardinenpredigten halten, wenn der bloße Wahn, ich stehe vor ihm, ihn so zu erschrecken, zu entsetzen vermag! — Geh in Dich, alter Sünder, bessere Dich, werde wieder solide, damit sie Dich nicht mehr als Vision selbst bis in unsere Mitte verfolgt!“ — So riefen sie unter schallendem Gelächter durcheinander.

„Meine Frau laßt aus dem Spiel und aus Eurer Rede!“ brauste er auf.

Die Anderen hielten ihm einstimmig vor, daß er selber ihrer zuerst erwähnt habe, sonst würde es nicht geschehen sein; denn sie kümmerten sich ja nicht um die häuslichen Verhältnisse, sobald Jemand ein guter Gesellschafter und kein Pantoffelheld sei, der zur Polizeistunde zu Hause sein müsse. Daran knüpfte sich der Vorschlag, in den traulichen Räumen des Rathskellers nicht nur den unheimlichen Spuck der Ehefrau zu verscheuchen, sondern den Folgen einer etwaigen Erkältung entgegen zu arbeiten — ein Vorschlag, der allgemeine Beistimmung fand. Man setzte sich in Bewegung, während Einer hinwarf:

„Apropos, habt Ihr, oder vielmehr, hat Deine Frau einen Prozeß?“

„Nein. Warum?“

„Ich dachte nur — weil sie Rechtsanwälte konsultirt. Als ich neulich beim Justizrath Hilt zu thun hatte, mußte ich warten, weil sich eben eine Dame bei ihm befand. Die Dame kam endlich heraus. Sie ließ zwar den Schleier herab, und der Justizrath, der sie zur Treppe begleitete, befand sich zwischen ihr und mir; aber ich erkannte sie dennoch. Sie war übrigens nicht so blaß und stolz, wie gewöhnlich, sondern lebhaft erregt und blühend, wie geschminkt. Die hübsche kleine Kunstreiterin, die Doris, malt sich keine schönere Wangenröthe an. Sie muß übrigens einmal hübsch gewesen sein.“

„Nicht mein Geschmack!“ lehnte der Zweite ab.

„Wer? Die Doris oder die schon bei Lebzeiten spukende Frau?“ — fragte der Dritte und rief damit neues Gelächter und eine Fluth alberner Scherze hervor.

Er fühlte, trotz der Benommenheit seiner Gedanken, daß er in solcher Weise nicht von seiner Frau reden lassen dürfe. Ehemals hätte er es auch nicht gestattet. Doch an nichts gewöhnt ein charakterloser Mann sich leichter, als an jene frivole Art des Scherzes, die in den Kreisen älterer Junggesellen Ton zu sein pflegt. Ein schwacher Versuch seinerseits, von diesem Gegenstand abzulenken, ging unter in den lauten Reden der Anderen. Uebrigens wandte sich die Unterhaltung nun ausschließlich auf die Kunstreiterin.

(Fortsetzung folgt.)

Eine russische Osterfeier auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Der Pope und sein Diakon, welche am strengsten gefastet, folgen der Jelisawela Petrowna sofort nach beendigtem Gottesdienst — etwa um 2 Uhr Nachts — nach dem Herrenhause. Der Pope stellt mit zitternden Händen den langen Hirtenstab in den Winkel, nimmt schmunzelnd die zilinderförmige Kopfbedeckung ab, tritt in den aromreichen Speisesaal und nimmt duftberauscht an der reichgespickten Tafel Platz, die in der Osternacht eine wahrhaft übernatürliche Anziehungskraft besitzt. Es gibt allerdings nur kalte Küche, aber der Pope weiß, daß der Koch Jelisawela Petrowna's an dem Ostermahl seine ganze Kunst entfaltet hat. Den Brennpunkt der Tafel bildet ein schwerer Schinken, der in einer Hülle krystallinischen Zuckers sitzt, daraus er aber mit dem scharfen Messer gar leicht erlöst werden kann. Zu beiden Seiten des Schinkenungeheuers stehen zwei mit gebratenem Geflügel mit Reis und Rosinen gefüllte Pasteten en croute, sogenannte Piroggen, das Lieblingsgericht der Popen wie überhaupt der Russen. Käse, Zungenwurst, Eier, Schinkenroulade, Macedoine in zitternder Geleehülle, Melange, kleinere pikante Pasteten en croute, auserlesene Früchte als Kompot, kandirte und getrocknete Tafelfrüchte, Weine, Liqueure und Spirituosen harren in herrlichster Aufstellung des Vertilgungskriegs, darin sie sich leider nur zu passiv verhalten. Die mit blendend weißem Damast gedeckte Tafel bricht fast unter der Last des Ueberflusses. Der Koch hat wohlweislich das Beliebteste in Hülle und Fülle hervorgekünstelt, denn nicht selten wird von dem Ostertisch die ganze Woche gezehrt. Jelisawela Petrowna

weiß, daß der Koch morgen und die folgenden Tage Küche und Herd vernachlässigt und sich Hals über Kopf dem Osterjubel in die Arme wirft. Er ist dann, sobald zu Mittag servirt werden soll, entweder gar nicht zu finden, oder er liegt betrunken, den Rührlöffel in der Hand, hinter der Küchenthür, und Suppe und Braten sind von dem mittlerweile verlöschten Herdfeuer vollständig konsumirt.

Der Pope hat unterdessen eine halbe Pirogge vertilgt, den Schinken angeschnitten, die Käse halbirt und jedes Gericht mit Rum hinuntergespült. Jelisaweta Petrowna trinkt Kaffee, nascht von dem Backwerk und freut sich herzlich über den Hunger des Popen, der ganz natürlich ist. Der Diakon läßt sich in dem Büffetzimmer von der Kammerzofe füttern und ist froh darüber, seinen Heißhunger vor den Augen der Gnädigen verbergen und dennoch nach Herzenslust stillen zu können. Was nicht vertilgt werden kann, wandert auf ausdrückliches Verlangen der Zofe in die Hirtentasche. Es ist 4 Uhr. Der Pope erhebt sich, segnete Jelisaweta Petrowna und verläßt mit dem Diakon, der seinen fettglänzenden Bart noch einigemal durch den Mund zieht, schwankend das Herrenhaus.

Der Ostersonntag bricht an und findet Alles, vom gehorchenden Stallbuben unten bis zur gebietenden Herrin oben im tiefsten Schlafe. Gottesdienst ist nicht. Das Krähen des Hahnes wird selbst um 10 Uhr noch von keinem vernommen. Jelisaweta Petrowna erscheint erst um 12, und zwar wieder in der Farbe der Unschuld. Doch was naht da von der Kirche her mit Reliquien und Heiligenbildern? Pope und Diakon erscheinen mit Hülfsmannschaften, um die wichtigsten Cerealien, die in gedroschenem Zustand in Kübeln auf der Terrasse des Herrenhauses stehen, zu segnen. Die Mannschaften, welche je ein Heiligenbild und ein Licht tragen, welches doch erst jetzt angezündet wird, gruppiren sich um die Kübel, der Pope stellt sich davor, der Diakon daneben, Jelisaweta Petrowna tritt hinter die Priester, und die Feier beginnt. Nach der Einsegnung der Cerealien küßt Jelisaweta Petrowna das Kruzifix, den Priester, jedes Heiligenbild, jeden Mann, der es trägt, und wird von allen bei der Feier Betheiligten wieder geküßt. Ich sehe zu, und kann das Lachen nicht lassen. Jelisaweta Petrowna sieht mich, lächelt ebenfalls und wünscht den alten Brauch zum T . . . . . Nach der Feier wird wieder der Ostertisch heimgesucht.

Nachdem nun alle Räume des Hauses fein säuberlich mit Weihwasser besprengt worden, entfernen sich Pope, Diakon und die Bilderträger mit den Kerzen, um von Gut zu Gut, von Dorf zu Dorf, so weit die Gemeinde reicht, zu pilgern, allerwärts die Cerealien zu segnen und hinterher zu schmaußen, wie es bei Jelisaweta Petrowna geschah. Natürlich kann die Hütte des Bauern nicht die Saft- und Kraftstoffe des Herrenhauses bieten, doch schlägt der Pope nie, und besonders in der Osterwoche nicht — ein hartgesottenes Ei und ein Glas Branntwein aus. Jelisaweta Petrowna hat jetzt noch viel zu thun, und zu Mittag wird noch lange nicht gespeist. Das ganze Vorhaus steht mit Bauern und Bäuerinnen, die alle auf Tellern und Schüsseln gefärbte und weiße Eier präsentiren, um sie der Jelisaweta Petrowna für einen Osterkuß und ein Glas Branntwein zu überliefern.

Da schickte auch das benachbarte Kloster seine Sänger. Sie müssen, so schauerlich dumpf und unverständlich sie auch singen, doch gehört, bewirthet und mit dem unvermeidlichen Rubel bedacht werden. Sie ziehen ab. Jelisaweta Petrowna freut sich darüber, daß sie eine arge Verwüstung unter den Leckerbissen des Ostertisches angerichtet und, ohne viel zu schwatzen, rasch getafelt haben. Priesterliche Redseligkeit darf überdieß in der Osterwoche nicht zum Ausbruch kommen. Es muß rasch gegessen und rasch gewandert werden, um keinen Ostertisch ungekostet auf die Neige gehen und von Unbefugten abtafeln zu lassen.

Jelisaweta Petrowna begibt sich jetzt in das Vorhaus. In grellbunter Tracht steht die Bäuerin, im langen Kaftan der Bauer. Hin und wieder ist auch ein „Tulub" oder ein Schafpelz zu sehen oder zu riechen. Eier, roth und weiß, wie die Tracht Jelisaweta Petrowna's werden überreicht, und diese sieht sofort, wer den besten Hühnerstall hat. Die Küsse klatschen jetzt dutzendweise auf den Wangen der Jelisaweta Petrowna. Sie gibt sie den Weibern zurück, den bärtigen Männern aber nicht. Der Ostergruß „Christos woskress!" „Wo istinä woskress!" wird geradezu verstümmelt. Man hört nur die letzte Silbe. Wir machen es mit unsern Grüßen nicht besser und sagen „Tag" und „N'abend!" statt guten Tag und guten Abend.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Stenographisches.] Daß die Stenographie bei der Damenwelt immer mehr Verbreitung findet und auch recht wackere Lehrerinnen unter derselben zählt, geht aus dem neuesten 1868er Taschenbuch für Gabelsberger Stenographen hervor. So wird Unterricht in der Stenographie ertheilt in Meran am Englischen Fräuleininstitut von Frau Oberin Cels. Gruber an 12 Schülerinnen, in Augsburg am Kloster St. Maria Stern von Fräulein Maria Antonia Schwemmreiter an 30 Schülerinnen (drei frühere Schülerinnen unterrichten an den Filialklöstern Ottobeuern, Altenkundstadt und Hammelburg 6 Schülerinnen), in Graz werden an einer Erziehungsanstalt für Mädchen 10 Schülerinnen unterrichtet, in Innsbruck 3 Damen, in Maria-

burg ertheilt Fräulein Wallot Unterricht an 6 Schülerinnen, in Reutlingen werden von den Fräulein Mersch und Balsch an 22 Schülerinnen Unterricht ertheilt, in Wien besteht ein Damenkurs, der 22 Theilnehmerinnen zählt, in Dresden und München nehmen je 5, in Brünn 12, in Darmstadt 6 Damen Stenographie-Unterricht, in Königsberg und in Frankfurt bestehen Damenvereine für Stenographie-Unterricht, der Erstere zählt 17, der Letztere 6 Mitglieder.

Daß die Piraterie trotz der gerühmten europäischen Seepolizei nicht blos in den Gewässern des großen und des indischen Ozeans vorkommt, ergibt sich aus einem Berichte des Kapitäns Joseph Sinibaldi des österreichischen Dreimasters „Carlo Borromeo“, den die „Triester Ztg.“ mittheilt. Auf seiner Fahrt nach Nauplia bekam derselbe im dortigen Kanale am 30. März bei Sonnenuntergang eine lange und große Barke in Sicht, welche den Kurs gegen das Schiff hielt, und gewahrte alsbald, daß sie nicht eine Fischerbarke, sondern ein vollständiges Piraten-Fahrzeug sei. Er ordnete sofort die Bereitschaft der Geschütze an, und ließ einen blinden Schuß lösen und die Flagge hissen, jedoch ohne Erfolg, indem der Pirat die Verfolgung des Schiffes unbekümmert fortsetzte. Bei seiner weiteren Annäherung, als man bereits die starke Anzahl seiner Mannschaft und ihre Bewaffnung wahrnehmen konnte, ließ der Kapitän einen scharfen Schuß mit Kugelladung abfeuern, welcher zwar getroffen zu haben scheint, aber der Verfolgung des Schiffes keinen Einhalt machte, die im Gegentheile mit vermehrten Segeln fortgesetzt wurde. Der Kapitän ließ hierauf die Geschütze mit Kartätschen laden, das Schiff zum Gefechte klar machen und den Kurs anhalten, um den Piraten herbeikommen zu lassen. Als aber derselbe diese Manöver wahrgenommen, änderte er seine Richtung und flüchtete.

[Versteigerung von Gemälden.] Am 18. d. fand in Paris im Hotel Drouot die Versteigerung von 23 Gemälden berühmter flamändischer und holländischer Meister aus der Gallerie San Donato in Florenz statt. Am theuersten kamen zwei Gemälde „Dortrecht“ von Cupp und der „Kongreß zu Münster“ von Terburg, welche ein Herr M. Mannheim erstand, ersteres zu 140,000, letzteres zu 183,000 Franken. Ein Paul Potter, „Thiere auf der Weide“ wurde von Herrn Mündler zu 112,000 Franks gesteigt. Die ganze Versteigerung dauerte eine Stunde und es wurden hiebei 1,363,650 Franken erlöst.

[Export von Dienstboten.] Aus Kanada wird schon seit längerer Zeit über einen fühlbaren Mangel an weiblichen Dienstboten berichtet. In Folge dessen wird auf Anregung und unter der Führung einer Miß Maria Rye ein Schiff mit 200 Mädchen und Frauen von Liverpool nach Quebeck absegeln. Daselbst angelangt, werden dieselben auf Kosten der Regierung nach dem westlichen Kanada befördert werden, woselbst man ihre Dienste als Köchinnen, Haus- und Stubenmädchen, Näherinnen, Wäscherinnen u. s. w. sehr dringend bedarf und sie gut belohnt.

Man schreibt aus Paris: Die neue Kugelspritze (mitrailleuse) hat das äußere Ansehen eines Zwölfpfünders und ist auf entsprechende Lafetten gestellt. Sie schießt auf 3 bis 500 Metres Entfernung und bestreicht die ganze Frontausdehnung einer Kompagnie. Die mit den Versuchen beauftragte artilleristische Kommission stellt in ihrem Bericht den geschleuderten Kugelhagel als von überwältigender Wirkung dar, „bedauert aber, daß jeder Mann der Kompagniefront zum mindesten von 5 bis 6 Kugeln getroffen würde, so daß mindestens je 4 Kugeln sich als überflüssig erwiesen und dadurch die Kosten ungemein erhöhten.“

In der belgischen Armee ist ein chinesischer Prinz als freiwilliger Karabiner eingetreten, um die Kriegskunst und die Handhabung der Waffe zu studiren. Ein Lieutenant ist der chinesischen Hoheit speziell zum Unterricht beigegeben.

Logogryph.

Schatten gewähren dir fünf in Asiens glühender Zone;
Und in nordischer Nacht fünfe erfreuliches Licht.

Auflösung der Charade in Nr. 88:

„Cis“ gilt in der Musik soviel als ein Ton,
Und auch nur soviel als die Hälfte davon.

Die „Terne“ bringt selten das Glück in das Haus,
Treibt aber nicht selten — den Wohlstand hinaus.

„Cisterne“, ein Regenbehälter, im Land
Wo's mangelt an Quellen im glühenden Sand.

M. M.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 105 Mittwoch, 6. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Fortsetzung.)

Nicht mehr unschlüssig säumend, sondern rasch, entschieden, nahte die Frau dem Verkaufsfenster der Apotheke. Die Hand in dem großen Handschuh zitterte allerdings merklich, als sie an die Scheibe pochte und dem Provisor das feuchte, zerknitterte Rezept hineinreichte. „Bitte, recht rasch!“ erklang ihre tiefe Stimme unter dem Tuch, das noch immer sorgfältig das Gesicht verhüllte.

Der Apotheker warf einen Blick auf den Anfangsbuchstaben, mit welchem Dr. Ebeling seine Rezepte zu unterzeichnen pflegte, und beeilte sich dann mit der Zusammensetzung des Pulvers.

Der Harrenden wurde dennoch die Zeit lang. Als er ihr das Näpfchen gab, auf dem der Todtenkopf, das Zeichen des Giftes, prangte, ließ sie einen Thaler in seine Hand gleiten und wollte sich hastig entfernen.

„So warten Sie doch, Sie bekommen ja etwas heraus. Und hier ist auch das Rezept!“ rief er ihr nach.

Sie kehrte zurück, hielt sich aber möglichst entfernt von dem hellen Schein der Lampe.

Der Pharmazeut versuchte sie anzusehen, während er ihr das Geld auf den graubaumwollenen Handschuh zählte. Dabei fragte er neugierig: „Sie sind wohl noch nicht lange in der Nachbarschaft? Ich wußte gar nicht, daß Herr Schulz so übel daran ist. Wo und wovon hat er denn die Wunde?“

Ein plötzlicher Hustenanfall zwang sie, die gleichfalls behandschuhte Linke so vor das Gesicht zu halten, daß der Fragende beim besten Willen keinen Zug desselben wahrnehmen konnte. Der Husten verhinderte natürlich auch ihre Antwort.

„Sie müssen bei dem Einstreuen nur recht vorsichtig verfahren, damit nicht ein Unglück geschieht,“ ermahnte er und forschte dann weiter: „Welcher Schulz ist's denn? Der Kaufmann an der Ecke der Schuhbrücke oder der Gerichtsrath in der Herrengasse, oder —“

Ihre schleunige Entfernung unterbrach ihn. „Ah, Herr Doktor!“ rief er dann einem so eben Eintretenden entgegen. „Ich wußte nicht, daß Sie auch den Gerichtsrath Schulz behandeln. Es steht wohl sehr schlimm um ihn? Das Mädchen oder die Wärterin ich kannte sie nicht, hatte es schrecklich eilig.“

Der Arzt wollte im Vorübergehen ein Rezept abliefern und schleunige Herstellung der Mixtur empfehlen. „Ich, den Gerichtsrath Schulz behandeln? Wie kommen Sie darauf? Der Mann ist ganz gesund,“ sagte er ziemlich kurz.

„Also ist's der Kaufmann an der Schuhbrücke?“ beharrte jener. „Sonst hatte der den Sanitätsrath Eifer.“

„Den mag er auch noch haben.“

„Dann galt Ihr Rezept also einem dritten Schulz, den ich nicht kenne? Es gibt freilich eine Menge Leute des Namens in der Stadt.“

„Aber keinen unter meinen Patienten. Was sehen Sie mich so an? Wie kommen Sie mir überhaupt heute vor?“

„Bitte um Entschuldigung, Herr Doktor. Ich wundere mich nur, daß Sie keinen Patienten Namens Schulz haben, während ich doch so eben Ihr Rezept für ihn in Händen halte und bereitete.“

Der Arzt, welcher Anfangs gelacht hatte, wurde ungeduldig. „Mein Rezept für einen Herrn Schulz? Sie phantasiren jetzt, wenn Sie nicht vorhin irrten.“

„Ich werde doch Ihren Namenszug kennen!“ Der Provisor war empfindlich gekränkt. „Ich sah ihn übrigens zweimal an; denn ich wunderte mich, offen gestanden, über die starke Dosis Morphium.“

„Ich hätte eine starke Dosis Morphium verschrieben?“

„Gewiß! Vier Gran Morphium werden selten verordnet. Darum wunderte ich mich, nicht etwa weil ich meinte, es sei zu viel, besonders da es äußerlich“ — —

„Noch einmal: ich habe heute, und überhaupt seit längerer Zeit kein Morphium verschrieben und zähle unter meinen gegenwärtigen Patienten keinen Herrn Schulz. Wenn nicht Ihrerseits ein Irrthum obwaltet, so begreife ich die Sache nicht.“

„Es war nicht allein Ihr Namenszug, sondern auch Ihre Handschrift,“ behauptete der Apotheker. „Allerdings etwas flüchtig, wie in großer Eile geschrieben. Und in großer Eile war auch die mir gänzlich unbekannte Person, die das Rezept machen ließ. Dazu bis über die Nasenspitze in ein braunes Tuch vermummt.“

Dem Arzt erschien die ganze Geschichte abenteuer-

lich. Einen solchen Mißbrauch seiner Namenschiffer konnte er nicht ruhig hingehen lassen, besonders da es sich um eine solche Dosis Gift handelte. Die Sache wurde also zur Anzeige gebracht. Doch obwohl der Provisor die große breitschulterige Person und namentlich das braunwollene Tuch und die ihm sehr erinnerlichen neuen, graubaumwollenen Handschuhe genau beschrieb, vermochte dennoch die Polizei durch Nachforschungen unter der Hand nichts zu erfahren. Von den wenigen Personen, die sich bei dem schlechten Wetter auf der Straße befanden, hatte mehr als ein weibliches Individuum das Tuch zum Schutz gegen den Regen über den Kopf geschlagen. Eine öffentliche Bekanntmachung im Anzeigeblatt aber ward durch Zufall um einige Tage verspätet.

II.

Eine hohe schlanke Frauengestalt saß, den Kopf in die Hand gestützt, an dem zierlichen Nähtisch. Es mochten nicht eben heitere Gedanken sein, die sie beschäftigten; denn ein Seufzer nach dem andern entschlüpfte ihrer Brust. Jetzt richtete sie sich auf und sagte leise vor sich hin: „Geduld und Nachsicht — wie leicht ist das gesagt, und wie schwer ist es zu üben! Mir liegt auch wohl Beides sehr wenig in der Natur, sonst würde ich nicht dazu gekommen sein — es ist offenbarer Wahnsinn!" Hastig öffnete sie den Tisch und ein verborgenes, kleines Fach desselben. „Es brennt mir auf der Seele, wie ein Verbrechen; ich begreife mich selber nicht. Und noch weniger, wie ich darin auch nur einen Moment Trost und Beruhigung finden konnte."

Mit zitternder Hand hatte sie einen Papierstreifen hervorgenommen, riß ihn in kleine Stücke und diese wiederum quer durch. „Wenigstens sollte ich nun, da ich selber nicht schuldfrei bin, duldsamer sein." Wieder steckte sie die Hand in das kleine Behältniß, um einen zweiten Gegenstand hervorzuholen.

Der Eintritt der Köchin mit einer Frage ließ sie erschreckt innehalten und hastig das Fach und auch den Tisch schließen. Der Ausdruck von Kummer und Sorge wich einem heiteren Lächeln, als sie sich nach der Dienerin umwandte:

„Ich komme selbst; der Herr wollte heute früh zum Essen da sein, wir müssen uns also beeilen."

Bei dem raschen Aufstehen beachtete sie es nicht, daß die Papierstückchen von ihrem Schoß unter den Tisch, den Teppich fielen.

Nach einiger Zeit kehrte sie aus der Küche zurück und warf einen erwartungsvollen Blick zum Fenster hinaus. Dann nahm sie den früheren Platz wieder ein und ihre Handarbeit auf. Die eifrige Förderung derselben hinderte indeß nicht die düsteren Gedanken, sich wieder geltend zu machen.

Endlich öffnete sich abermals die Thür, um einen etwa neunjährigen Knaben mit dem Schulränzel einzulassen.

„Allein, Arnold, und ohne Ueberschuhe? Hat Hanna sie Dir nicht gebracht? Sie sollte Dich mit Leo abholen."

„Nein," war die kurze Antwort nach dem ebenso kurzen Gruß. Der Knabe wandte sich zum Gehen.

Sie ließ das Jäckchen, an welchem sie nähte, sinken, rief ihn heran und schaute ihm prüfend ins Gesicht.

Er ertrug diesen Blick nicht und schlug die Augen nieder. Um den Mund zuckte es wie verhaltenes Weinen, und die vorspringende Stirn wies die Trotzfalte auf. Nur widerstrebend überließ er ihr seine Hand.

„Warst Du unaufmerksam? Bist Du getadelt worden oder heruntergekommen?" fragte sie mit jener sanften Eindringlichkeit, die so sehr geeignet ist, das versteckte oder bedrückte Kindesherz zu erschließen. Vorhin, als sie einsam bei der Handarbeit saß und nur mechanisch die Augen sich zuweilen nach der Straße wandten, lag auf dem blassen, eingefallenen Antlitz ein Ausdruck von Bitterkeit und Strenge, wie ihn geheimer Kummer oder verwundeter Stolz so oft dem Gesicht einer edlen Frau aufprägt. Jetzt sprach aus ihren Zügen nur die unerschöpfliche Liebe und Güte der Mutter neben jener wehmüthigen Heiterkeit, mit welcher der Erwachsene, in Erwägung der Lasten, die seine Seele drücken, auf die Leiden der Kindheit herniederlächelt. „Mir, Arnold, kannst und wirst Du doch Alles sagen, was Du hast?" fügte sie zärtlich hinzu, als er auf ihre Fragen nur durch ein Kopfschütteln geantwortet hatte.

Mit jäh hervorbrechender Heftigkeit schlang er seine Arme um ihren Hals und drückte sein Gesicht an ihre Schulter. In lauten ungleichen Athemzügen hob sich die kleine Brust, und er schwieg eine Weile, um erst die aufsteigenden Thränen niederzukämpfen.

Liebkosend strich sie über den braunen Krauskopf und ließ ihn seine Fassung wiedergewinnen, ehe sie zum Reden drängte. Ein Ausdruck von Unruhe und Unsicherheit trat dabei in ihr Gesicht, wie ihn die ohne Zweifel unbedeutende Ursache der knabenhaften Erregung kaum verdiente, wie ihn nicht einmal die Bestürzung über eine solche Heftigkeit hervorrufen konnte. Doch bezwang sie diese Regung schnell, wie sie überhaupt an strenge Selbstbeherrschung gewöhnt schien.

Er begann auch von selber sein Herz zu erleichtern.

(Fortsetzung folgt.)

Eine russische Osterfeier auf dem Lande.

(Schluß.)

Die Ostereier sind abgegeben bis auf eins, welches von Jelisaweta Petrowna stammt, und von den Bauern

und Bäuerinnen zur Erinnerung mitgenommen wird. Alles, was Eier brachte, begibt sich jetzt nach dem Seitenflügel des Hauses, um sich von der Zofe mit „Wein", d. h. mit Branntwein, innerlich anfeuchten zu lassen. Die arme Zofe, sie steht ein Bild des Elends, weil sie zu viel gegessen und zu viel getrunken. Sie gießt die Weingläser jedesmal so voll, daß mehr über den Rand fließt als im Glase selbst bleib. Die Bauern bedauern das köstliche vergossene Naß und bringen die überfüllten Gläser so geschickt an die Lippen, daß kein Tropfen einen verbotenen Weg rinnt. Trink', trinkt, Kinder! Bald kann die Zofe nicht mehr einschenken, und wenn sie erst auf der Erde liegt, steht sie vor 24 Stunden nicht wieder auf.

Endlich athmet Jelisaweta Petrowna auf. Ihre Wangen flammen und brennen von den erhaltenen Küssen. Sie sehnt sich nach Luft und Sonne, stellt sich auf die nach Süden liegende Terrasse und steht nach dem Kirchlein hinüber, von dessen Kuppel die Glocken unaufhörlich herniederläuten. Ja, das Gebimmel dauert die ganze Osterwoche, und die kurzen Pausen, in denen das Geläute schweigt, werden von den Glöcknern und Glöcknerinnen zum Schmausen benutzt. Ha, was schwankt da über das Gehöfte mit einem rothen Ei in der Hand? Ein Riese, ein Hüne mit nackter Brust, schmutzigem Tulub, pockennarbigem Antlitz und langem, zottigem Bart. Jelisaweta Petrowna, jetzt bekommst du zwei Küsse, auf die rechte und auf die linke Wange, von dem entsetzlichen Stachelbarte deines Rinderhirten! Ein Entfliehen ist unmöglich, verstößt gegen uralten Landes- und Kirchenbrauch. Da steht der Riese vor dir, brummt seinen Ostergruß und öffnet den breitspurigen Mund, um einmal, statt mit der Peitsche auf die Rinder, mit seinen Lippen auf deine Wangen zu klatschen! Jelisaweta Petrowna schließt bebend die Augen und nimmt dann gleich einer Marmorbüste die beiden Cyklopenküsse hin. Dann deutet sie stumm mit der Rechten nach der weingeistschwangern Seite des Hauses; nicht nöthig, der Hirt weiß schon, wohin er zu gehen. Er ist neben den Ochsen aufgewachsen, hat zwanzig und mehr Rinderpestilenzen überstanden und war schon ein wüster Hurone, als Jelisaweta Petrowna noch ein zartes Kindlein war. Der herkulische Hirt findet, was er sucht, die Branntweinquelle nämlich. Sie ist noch nicht versiegt, aber die Spenderin liegt schnarchend am Boden und ist höchstens durch ein kitzelndes glühendes Eisen, oder durch eine Tonne kalten Wassers wieder wachzurufen. Dem Hirten ist es erwünscht, daß die Zofe schläft, denn sie gibt ihm nie genug. Er nimmt die Flasche vom Tische, leert sie bis auf den letzten Tropfen, leckt sich den Bart aus, und schwankt nach dem Ochsenstall zurück, um sich mit der 10 Fuß langen „Knut'" in der Hand, auf ein Bund Stroh zu werfen und das Osterschläfchen zu halten.

Es ist 5 Uhr. Jelisaweta Petrowna hat Hunger, wartet auf das Mittagsmahl und die warme Suppe. Sie ruft nach der Zofe; sie hört nicht. Sie ruft nach dem Kutscher; er schläft. Sie eilt in die Küche, da liegt der Koch, den Rührlöffel in der Hand, neben dem ausgebrannten Herd. Jelisaweta Petrowna ist zwar etwas verstimmt über eine solche Vernachlässigung ihrer Wirthschaft, aber sie wundert und ärgert sich nicht. Sie kennt ihre Leute, sie kennt das Volk. Sie setzt sich mit ihrem Gast, nämlich mit mir, zum „Osterdiner", das aus hartgesottenen Eiern und kaltem Braten besteht. Feuer kann der Gast nicht machen, und Suppe kann er nicht kochen, weil kein Holz für den Herd angefahren ist und die Ingredienzien zur Suppe nur mittels des Schlüssels zugänglich sind, den die Zofe im Taumel des Morgens verloren hat. Nach dem „Diner" wird mit Eiern auf dem Teppich gerollt. Knicks! knacks! Jelisaweta Petrowna „kullert" (kegelt) vortrefflich mit Eiern und gewinnt regelmäßig.

Es ist mittlerweile Abend geworden. Drüben aus dem „Traktir" oder dem Dorfkruge erklingt die Balaleika und man hört das Stampfen der tanzenden Russen. Die schrillen Kirchenglocken schweigen. Der Mond geht auf. Jelisaweta Petrowna hüllt sich in ihren Fuchspelz, stellt sich auf die Terrasse, blickt in den Mond, lauscht den Klängen der Balalaika und summt das Puschkin'sche Lied:

„Ich grüße dich, du traute Einsamkeit,
Du Stätte der Begeisterung und Weihe,
In Glück' leb' ich und in Vergessenheit
Hier meiner Tage stille Reihe!"

Das Unglück auf der Erie-Bahn

schildert die „Englische Correspondez" folgendermaßen: „Der direkte Personenzug, welcher am 14. April von Buffalo nach New York abging, bestand aus einer Lokomotive, einem Gepäck- und einem Postwagen und 6 Passagierwaggons, von denen 3 Schlafwaggons. Die Passagiere, von Buffallo aus etwa 200, vermehrten sich bis Narrowsburg auf 300, von denen sich 120 in den Schlafwaggons befanden. Der Zug, ein Expreßzug, der indessen die Geschwindigkeit von 30 Meilen in der Stunde nicht überschreiten darf, legte in Sicherheit einige 300 Meilen zurück und kam bis zu Carr's Rock — im Staate New-York, Grafschaft Sullivan. Dort zieht sich auf einer Entfernung von 25 Meilen die Bahn oberhalb Port Jervis an einer Hügelkette vorbei, an deren Fuß der Delaware vorüberrauscht. Die Linie ist hier durch Sprengung des Gesteins der Höhenwand abgewonnen, und während auf der einen Seite des Geleises sich himmelhoch die Felsmassen erheben, steht der Passagier auf der andern Seite in die Tiefe, wo etwa 30 Fuß unterhalb das Auge auf einem 15 Fuß breiten Plateau einen Ruhepunkt findet, von

dem aus fast senkrecht der Anhang 125 Fuß tief zum Flusse abfällt.

Bis zu dieser Strecke hatte der Zug durch Nachlässigkeit des Lokomotivführers 47 Minuten Zeit verloren. Auf der langen Strecke von Narrowsburg bis Port Jervis sollte die verlorene Zeit eingeholt werden, und so begann der Zug am Rande des Abgrundes mit einer Schnelligkeit von 35 Meilen die Stunde dahin zu schießen. Plötzlich erschreckte die Passagiere im dritten Waggon ein heftiger Stoß, die Klingelschnur wird von den Entsetzten aber und abermals gezogen, aber vergebens, der Zug jagt weiter, indessen die Sprünge der letzten vier Waggons ihren Insassen nur zu deutlich anzeigen, daß dieselben von den Schienen gerathen und im nächsten Augenblicke dem Verderben geweiht sind. Lange hielt die Ungewißheit nicht an. Den heftigen, jeden Augenblick wiederholten Stößen der über die Schwellen gerissenen Waggons konnten die Verbindungsketten nicht Widerstand leisten. Noch ein heftiger Stoß, und der vorderste der vier Waggons hat sich von dem Zuge befreit; der hinderste stürzt unmittelbar darauf hinab auf das Plateau unterhalb der Bahn, tiefer hinab, in Trümmer zerschellt, zu dem Flußbette des schäumenden Delaware, indeß ein herzzerreißender Schrei der aus dem Schlafe in den Tod gestürzten Passagiere die Nacht durchhallt. Ein Augenblick noch und die übrigen drei Waggons folgen krachend in die schreckliche Tiefe hinab. Von dort schallt das Hülfe- und Schmerzensgeschrei der Verwundeten; bald auch drängt ein schwacher Lichtschein herauf, der aber bald sich vergrößert und als gewaltiger Brand weithin die Gegend beleuchtet. Der eine der Waggons steht in Flammen und die unglücklichen Opfer der Fahrlässigkeit jammern in seinem Innern in Todesnoth, weil sie ihrem Gefängnisse nicht entrinnen können.

Unterdessen sauste die Lokomotive mit den ersten Waggons weiter und erst nach einiger Zeit kam es dem Lokomotivführer so vor, als ob er einige seiner Waggons verloren habe. Der Zug wurde zum Stehen gebracht und dampfte zurück, dem Orte des Schreckens zu. Der aufgehende Mond und die Flammen des brennenden Waggons zeigten den glücklich entronnenen Passagieren ein grauenvolles Bild der Zerstörung und des Todes in seinen schrecklichsten Gestalten. Alle gaben sich mit Anstrengung der äußersten Kräfte daran, die wenigen Ueberlebenden aus den Flammen zu retten. Es war eine verzweifelte Arbeit, da es fast an allen Werkzeugen gebrach. Nach vielen Stunden hatte man endlich die Todten wie die Lebenden den Abhang hinauf und in die unbeschädigten Waggons geschafft und dieser Leichenzug dampfte die noch übrigen 16 Meilen weiter bis Port Jervis.

Für ärztliche Hülfe, für Pflege und Unterstützung jeder Art war bald ausreichend gesorgt. Nicht lange dauerte es auch, so wurden die Leichen eingesargt und die am entsetzlichsten Verstümmelten dem Anblicke des Publikums entzogen. Zwei ganze Kisten voll abgerissener Gliedmassen wurden auf dem Schauplatz des Unglücks gesammelt. Die Zahl der Umgekommenen beträgt 24, die der Verwundeten 50.

Was über die Ursache der schrecklichen Katastrophe verlautet, ist das alte Lied von schlechten, ausgefahrenen Schienen. Die Vorwürfe, welche der Direktion gemacht werden, beantwortet letztere mit dem Hinweis auf den großen Börsenkampf, den die Eisenbahnkönige Drew und Vanderbilt um den Besitz der Bahn führen. Drew, der die Bahn noch beherrscht, behauptet, die 10 Millionen Dollars, welche er kürzlich in neuen Aktien ausgegeben, für neue Stahlschienen bestimmt zu haben. Indessen sei er durch die Gerichte abgehalten, sein Vorhaben auszuführen."

Mannigfaltigkeiten.

[Selbstthätige Kochapparate.] Die von W. Moeser in Darmstadt angefertigten Kochapparate finden immer eine größere Anerkennung. Durch ihre Anwendung werden viele Brennmaterialien wie Zeit gespart, da man während des Kochens andere Geschäfte besorgen und sich ganz entfernen kann. Einen wesentlichen Vortheil bieten sie noch dadurch, daß die Speisen, welche durch diese Apparate zubereitet werden, zu einer bestimmten Zeit fertig sind. Auch soll man durch sie an Nahrungswerth gewinnen, denn bei ihrer Anwendung brennt, verdunstet und läuft nichts über. Sie haben den Namen „Selbstthätige Kochapparate".

Logogryph.

Zwei Sylben sind hier aufgetischt,
Sie dienen ohne r zu einem Bade,
Und wenn ein r sich untermischt,
So geben sie uns ohne Gnade
Ein Bad im stärkern Grade.

Auflösung des Räthsels in Nr. 89:

„Herz" heißt's Räthsel? Flugs d'rüber hinweg!
Im Sentimentalen — da habe ich Pech.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. Ph.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 106 Donnerstag, 7. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Fortsetzung.)

„Mutter," sagte Arnold, ich — ich schäme mich für — den Vater!"

Erschreckt fuhr sie zusammen.

„Ja, ich schäme mich für ihn!" bekräftigte er lauter. „Ich möchte am liebsten nicht mehr in seine Schule gehen. In der Pause sagte mir Emil Braun unter der Bedingung, daß ich es nicht anzeige, sein Vater sei nicht so lüderlich, wie meiner. Sein Vater komme manchmal auch erst spät nach Hause; aber er mache dann doch keinen Skandal mit der Mutter, sondern sei ganz fidel. Sein Vater hat das zu seiner Mutter gesagt, als sie ihn dafür schalt, daß er immer im Rathskeller sitze. Du solltest nur Friedemanns Frau sein, hat er gesagt, da würdest Du erkennen, was für einen guten Mann Du an mir hast. Und für den paßt das doch noch viel weniger, als für unser Einen!"

Zwei rothe Flecke, scharf umgränzt, bildeten sich auf den Wangen der Frau und Mutter, die ihren Sohn seines Mitschülers Worte über den Gatten und Vater wiederholen hörte. Ueber die geschlossenen Lippen kam kein Wort, und die umrandeten Augen blickten vor sich hinaus, als erschaue sie die Scene, in welcher ein anderer schlechter Ehemann seiner Gattin den ihrigen schilderte, um in dessen noch größerer Verworfenheit Entschuldigung für seine eigene zu finden. Früher hatte sie sich zu überreden gestrebt, daß Niemand um seine täglich zunehmende Gesunkenheit wisse, daß sein Leichtsinn nicht beachtet und besprochen werde, weil sie selber darüber schwieg und Alles that, ihn zu verheimlichen. Jetzt durfte sie sich damit nicht mehr täuschen; sprachen doch schon die Schüler seiner letzten Klassen davon.

„Ich schlug natürlich gleich auf Emil los!" sprach der Knabe, tief aufathmend, inzwischen weiter. „Er ist zwar stärker als ich und warf mich zu Boden — da!" Mit einer raschen Bewegung schob er das Haar aus der Stirn, um die Spur eines derben Falles zu zeigen. „Aber daraus mache ich mir nichts. Er hat auch tüchtig abbekommen und bekommt noch mehr, wenn er wieder so anfängt. Ich kann das nicht ausstehen!" Die geballten Hände, die funkelnden Augen, der ganze Ausdruck des Knabenantlitzes zeugten von der leidenschaftlichen Erregung eines heftigen Temperaments.

„So also hältst Du mir Dein Versprechen, nicht mehr unbändig, zornig und trotzig zu sein?" verwies die Mutter ernst. „Wie leicht kann ein Unglück aus solcher Heftigkeit entstehen! Du kommst zu Schaden oder —"

Fast wild unterbrach er sie.

„Und wenn ein Unglück geschieht und ich zu Schaden komme? Lieber will ich sterben oder Emil und Jeden, der so was sagt, umbringen, als das leiden!"

Sie kannte ihn; sie wußte, daß mit Strenge und Strafe bei ihm nichts auszurichten sei, daß er im Gegentheil dadurch nur noch verstockter und hartnäckiger ward. Vermochte doch selbst der an Härte streifende Ernst des Vaters seinen starren Sinn nicht zu beugen. Freilich auch wohl darum nicht, weil dieser Ernst nicht immer gerecht und unparteiisch erschien. Und war seine Heftigkeit jetzt unberechtigt? War sie nicht wenigstens zu entschuldigen? In ihrem eigenen verwundeten Herzen bäumte sich ja auch so oft der verletzte Stolz empor. Welche Kämpfe hatte es sie gekostet, ihn zu besiegen! Oder vielmehr, welche Kämpfe kostete es sie noch immer, ihn zu beherrschen; denn ihn zu besiegen, war unmöglich. Und durfte sie in ihrem Kinde, das einst ein Mann werden sollte, das Ehrgefühl abzustumpfen suchen? Wenn irgend Etwas ihr Trost gewährte, so war es ja dieses rege Ehrgefühl ihres Erstgebornen.

Schweigend wandte sie sich von ihm, barg das Gesicht in den Händen und gab der augenblicklichen Regung nach, welche Erleichterung in Thränen suchte und fand.

Sogleich schmolz der Trotz des Knaben. Ungestüm ergriff er ihre Hände, bedeckte sie mit Küssen und flehte mit aller Lebhaftigkeit seines Wesens:

„Weine nicht — weine nicht auch über mich! Es ist ja schlimm genug, daß Du es über den Vater thust. Ich will Dir keinen Kummer machen, liebe, liebe Mutter! will Emil Braun nicht mehr schlagen, mag er sagen, was er will, und wenn es mich auch noch so sehr ärgert, daß ich ihm nicht den Mund stopfen kann! Da hast Du die Hand darauf."

Mit gewaltsamer Anstrengung hatte sie sich gesammelt und erfaßte warm seine Hand.

„Ich halte Dich beim Wort, Arnold. Ueberhaupt

keine Raufereien mehr, wozu Du gar zu sehr geneigt bist! Und vollends nicht, um einem Andern den Mund zu stopfen, wie Du sagst. Gewalt ist immer häßlich und gemein, aber doppelt häßlich, um Jemanden zum Schweigen zu bringen. Hierzu sind gute Worte, vernünftige Gründe ein viel besseres und würdigeres Mittel. Verstehst Du mich?"

Die Frage ward veranlaßt durch den gespannten Blick, mit welchem er an ihrem Munde hing.

Er nickte.

„O ja, der Vater hat auch weiter nichts als Gewalt, um Dich zum Schweigen zu bringen. Ich dachte nicht daran, wie häßlich und gemein das ist, als ich auf Emil losging; ich will aber nie wieder so schlecht sein."

Es war nicht zum Erstenmal, daß ihre wohlgemeinte Ermahnung von dem Knaben in einer Weise aufgefaßt wurde, die ihren Gatten im gehässigsten Licht erscheinen ließ; dennoch gab es ihr einen Stich ins Herz. Wie alle nachdenkenden Kinder, hatte Arnold die Neigung, eine Lehre sogleich auf ein Beispiel zu beziehen und an einem solchen zu erproben. Leider diente das nächstliegende Beispiel, das des Vaters, meist nur dazu, die mütterlichen Ermahnungen in abschreckendster Weise zu illustriren. Vergebens, daß sie das unglückliche häusliche Zerwürfniß nach Kräften zu verbergen suchte — Kinder haben für dergleichen einen außerordentlichen Scharfblick, einen sicheren Instinkt. Wehe der Mutter und zugleich den Kindern, wenn dieses natürliche Gefühl für das Rechte und Gute, statt entwickelt und geschärft, irre geleitet und verdunkelt wird oder werden muß!

Sie empfand das mit peinlichster Schärfe. Ein längeres Verweilen bei dem Gegenstand, ein tieferes Eingehen auf denselben konnte nichts bessern. Mit der unbestochenen und unbestechlichen Logik kindlicher Ehrlichkeit machte der Knabe die Sophistereien zu Schanden, zu denen sie oft gezwungen war, legte er den tiefen, unversöhnlichen Zwiespalt ihrer Gefühle als Gattin und Mutter bloß. In dem Bestreben, über den mißlichen Stoff fortzukommen, sagte sie in möglichst leichtem Tone:

„Ja, vertrage Dich hübsch mit Emil und allen Deinen Mitschülern. Man darf freilich von seinem Vater ebensowenig Böses sprechen lassen, als selber sprechen. Man muß des Vaters Partei nehmen —"

„Auch wenn er nichts taugt?"

Seine hellen Augen hingen wieder forschend an den ihrigen.

„Wie kannst Du so sprechen?" Ihre scheinbare Ungeduld war nur die Hülle für Verlegenheit, Scham und Schmerz. „Wie können Kinder wissen, ob ihr Vater etwas taugt? Für sie ist er immer ihr guter, lieber Vater. Das ist der Deinige auch für Dich, und muß es sein."

Der Knabe schwieg; aber der Ausdruck der nachdenklichen Miene zeigte von lebhaften Zweifeln, wenn nicht von Widerspruch.

„Wozu plaudert ihr überhaupt in der Schule von Vater und Mutter?"

„Die Anderen thun das auch. Und ich rede gern von Dir — wie gut Du bist, Mutter, wie lieb ich Dich habe! Darf man das nicht? Die Anderen rühmen sich auch ihrer Eltern."

„Dann erzähle davon, daß der Vater gut ist. Oder ist er es etwa nicht gegen Dich, wenn Du artig bist, und gegen Deinen Bruder? Auch gegen mich ist er's. Scheint es zuweilen anders, so sieht es schlimmer aus, als es gemeint ist. Denn er ist mir nicht im Ernst böse, sondern scherzt nur manchmal —"

Wieder unterbrach er sie.

„Das kann ich nicht sagen, das ist die Unwahrheit. Lügen kann ich nicht. Du hast mir ja gesagt, daß man nicht lügen darf. Und nun sprichst Du selber so — so —" Er suchte nach einem Ausdruck. „Auch sonst manchmal — Mutter —" Wieder brach er ab, um dann im Ausbruch ungestümer Zärtlichkeit auszurufen: „Aber Du weißt ja am besten, was gut ist! Sage mir, daß man lügen darf, wenn man sich schämt, die Wahrheit zu sprechen, und ich werde auch lügen!"

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 25. April 1868.

Am verflossenen Samstage wurde die wohl bedeutendste Frage des Festunternehmens, — die Ausführung der Festbauten — zur Entscheidung gebracht. Es lagen zwei Offerten auf sämmtliche Bauobjekte und ein partielles Offert für den Gabentempel und die Portale vor. — Die beanspruchten Bausummen überstiegen das Präliminare jedoch bedeutend, so zwar, daß vorerst eindringliche Unterhandlungen mit den Offerenten, behufs Erzielung namhafter Preisnachlässe eingeleitet werden mußten.

Diese Unterhandlungen waren von Erfolg und blieb schließlich der Stadt-Zimmermeister und Holzhändler Herr Joseph Obermaier jun. für den Kostenpreis von 175,660 fl. österr. Währung, vorbehaltlich der durch Abstriche in der Konstruktion einzelner Objekte noch zu erzielender Ersparnisse, — Ersteher. Mit Beschluß des Zentralkomite's vom 19. April d. Js. wurde demselben sonach die Ausführung sämmtlicher Bauobjekte, einschließlich aller Professionisten- und Dekorirungsarbeiten übertragen. Die Wirthschaftsräumlichkeiten müssen am

1. Juli, sämmtliche anderen Objekte am 12. Juli d. Js. vollständig fertig an das Komite übergeben werden.

Sonntag, den 20. d. Mts., wurde sofort der Fest- beziehungsweise Bauplatz Herrn Obermaier übergeben, und bereits am Montage mit den Vorarbeiten begonnen. Dieselben fanden seither eine solche energische Fortführung, daß jetzt bereits über 300 Leute am Bauplatze beschäftigt sind, daß die Büchsenmacherwerkstätten als provisorische Bau- und Materialhütten bereits hergestellt, die Piloten für den Unterbau des Gabentempels bereits vollständig, und jene für die Festhalle schon zum größten Theile eingerammt sind.

Die Rührigkeit auf dem Bauplatz bildet schon jetzt ein höchst lebhaftes Bild, welches sich von Tag zu Tag anziehender gestaltet, und im ferneren Verlaufe das Interesse des Publikums allseitig anregen wird.

Die Fürsorge für die Verköstigung der Arbeitsleute bedingt auch die sofortige Errichtung einer Restauration auf dem Bauplatze, bezüglich deren Uebernahme so eben die Offertverhandlung im Wirthschaftskomite gepflogen wird. — Diese Restauration wird auch für die Bedürfnisse des den Bauplatz besuchenden Publikums hergerichtet werden. Zur Einfriedung des Festplatzes hat das Zentralkomite eine große Parthie von Wildplanken und mehrere 1000 Stück Baumverschalungslatten daselbst unter sehr vortheilhaften Bedingnissen erstanden.

Die von den Festkomite's für das dritte deutsche Bundesschießen gewidmete Ehrengabe zum dritten nordamerikanischen Bundesschießen wird nach der vom Herrn Oberbaurathe Schmidt in gewohnter genialer Weise ausgeführten Zeichnung in einem silbernen Trinkhorn mit massivem figuralischen Schmuck auf Ebenholz-Postament bestehen. — Um dieses Preisstück genau nach dem künstlerischen Entwurfe herstellen zu lassen, hat das Zentralkomite statt der ursprünglich hiefür bestimmten 600 fl. den Betrag von 1000 fl. in Silber gewidmet.

Inzwischen wurde auch vom Exekutivkomite für das dritte nordamerikanische Bundesschießen eine Ehrengabe zum dritten deutschen Bundesschießen angemeldet und ist eine eigene Spezialkommission beauftragt, dem Exekutivkomite ehestens eine Vorlage für diesen Zweck zu machen.

Weiters wurden Ehrengaben zugesichert: Von der Stadtgemeinde Brünn im Werthe von 300 fl. — vom Brünner Schützerverein, — von der Feuerschützen-Gesellschaft in Waidhofen a. d. Ybbs im Werthe von 100 fl., — von der Schützengesellschaft in Mannheim im Betrage von 100 fl., — von der griechischen Kolonie in Wien, — von der Schützengesellschaft in Kirchdorf im Werthe von 100 fl., — vom oberschwäbischen Schützenverein ein Pokal im Werthe von 150 fl., — von dem Vereine der Tyroler und Vorarlberger in Wien.

Dieser letzte Verein hat gleichzeitig das Anerbieten gestellt, sowohl bei der Fürsorge für die unentgeltliche Unterkunft seiner Landsleute, als auch bei dem Empfange derselben nach besten Kräften mitzuwirken, und will an einem der Festabende eine gesellige Zusammenkunft sämmtlicher Landsleute veranstalten.

Das k. k. Finanzministerium in Wien hat die zollfreie Behandlung der aus dem Auslande mit der Bestimmung für das dritte deutsche Bundesschießen einlangenden Fest- und Ehrengaben bewilligt.

Die Büchsenmacher-Werkstätten bei der Schießhalle wurden an ein Konsortium von drei der renommirtesten Büchsenmacher Wiens vergeben. Dieses Konsortium hat nach einem bestimmten Tarife, alle Gattungen von schießordnungsmäßigen Gewehren für den Bedarf leihweise beizustellen, auch alle in das Fach einschlägigen Arbeiten zu verrichten.

Der Verkauf von Pulver und Kapseln am Festplatze wurde ausschließlich dem k. k. Hof-Pulververschleißer Herrn Leibenfrost, welcher zu diesem Behufe eine Bude aus möglichst leichtem Materiale auf eigene Kosten herzustellen hat.

Mit Rücksicht auf den Umstand, daß die bei weitem größere Zahl der österreichischen Schützen, welche in vielen Tausenden beim Bundesschießen vertreten sein werden, — hauptsächlich nur auf die Standscheibe schießen dürfte, wurde die ursprüngliche Bestimmung von 48 Scheiben für Stand und 77 für Feld in 55 Stand- und 70 Feld-Scheiben umgeändert. Die weiteren 35 Stände vertheilen sich auf Wehrmanns-, Schnellfeuer- und Industriescheiben.

Mit der Firma Th. Theyer ist der Vertrag auf Lieferung von 15,000 Stück „Schützen-Abzeichen" bereits abgeschlossen worden. Diese Abzeichen von gepreßter Leinwand mit einfacher Stecknadel enthalten in der Mitte das historisch richtige Wiener Stadtwappen (goldener Adler, doppelköpfig, mit zwei kleinen Kronen und darüber die deutsche Kaiserkrone auf schwarzem Grund) und rothem Rand mit der Inschrift in Gold: „Drittes deutsches Bundesschießen".

Der Mai.

Ja wir steh'n im Wonnemonat!
Rings umwogt uns lauer Duft,
Und mit tausend Wohlgerüchen
Füllet sich die Maienluft.
Alles um uns steht im Glanze —
Nebeldampf dem Frühling weicht —
Alles, alles duftet Freude
Rings so weit das Auge reicht.

Ueberall, so weit man siehet,
Herrschet frohe Heiterkeit.
Ach, daß doch nur ewig währte
Diese schöne, gold'ne Zeit!

Doch wie lange wird es dauern,
Bis der Nordsturm eisig weht,
Bis der stolze Baum entblättert,
Und bis nackt die Erde steht.

Mag der Nordsturm eisig wehen,
Er verwehet einstens auch,
Und den lauen Sommerlüften
Weicht des Winters Nebelrauch.
Bunt bekleidet sich die Erde,
Frisches Grün sproßt wieder auf,
Und der Mai er herrscht von neuem
In der Zeiten Wechsellauf.

Anders ist's mit jenem Maie,
Den das Leben dar uns beut,
Nutzet ihn so lang ihr könnet,
Denket: morgen ist nicht heut'!
Haltet fest, was fest ihr habet,
Er entflieht oft unvermeint,
Und so manchem Morgens Frohen
Abends trüb die Sonne scheint.

Jener Mai, er kommt nicht wieder,
Wo das Leben uns noch lacht,
Jener Lenz ersteht nicht wieder
Aus der langen Winternacht.
Ist er einmal erst vorüber,
Dann das Leben auch erstirbt,
Nur aus ödem Zwerggebüsche
Einsam noch die Grille zirpt.

Bleibet frisch und haltet muthig
Lebens Stürme ab von euch,
Trinket aus der Dichtung Schale,
Wenn das Antlitz sorgenbleich!
Haltet fest, so lang ihr könnet,
Eurer Tugend frohes Glück:
Wem sie einmal erst entflohen,
Der gewinnt sie nie zurück.

E.

Mannigfaltigkeiten.

[Ursprung des Bierschildes.] Der Neuplatoniker Jamblichos erzählt im Leben der Pythagoras: ein Pythagoräer sei nach langer Fußwanderung durch öde Gegend in einem Wirthshause eingekehrt, sei dort krank geworden und habe dem Wirth die lange Pflege nicht mehr zahlen können. Da habe er vor seinem Ende ein Zeichen auf eine Tafel geschrieben. Die sollte der Wirth an der Straße aufhängen, und darauf achten, ob ein Vorübergehender das Zeichen erkenne; der werde dann die Auslagen zahlen, und sich dankbar erweisen für das, was an dem Verstorbenen geschehen sei. Nach langer Zeit sei wirklich ein Pythagoräer vorübergekommen, habe sich nach dem Zeichen erkundigt, und, als er den Hergang erfahren, den Wirth reichlich bezahlt. Wegen dieses guten Dienstes, den das Gruß- und Erkennungszeichen der Pythagoräer dem Wirthe geleistet, soll das Pentagramm bei den Gastwirthen überhaupt zu Ansehen gekommen seyn, und daher die Sitte stammen, es in seiner ursprünglichen, oder etwas modifizirten Form als Wirthshausschild oder Bierzeichen zu benutzen.

[Telegraphenkünstler.] Man hat sich in London schon sehr oft gewundert, warum die Depeschen des Generals Napier vom Kriegsschauplatz in Abyssinien stets so spät eintreffen. Der „Staar" erklärt diese Verspätung durch den Umstand, daß die Affen in Abyssinien, welche daselbst in großer Fülle vorhanden sind, sich mit ihren Schwänzen an die Telegraphendrähte hängen, und durch ihre muthwilligen Kunststücke sehr oft eine Unterbrechung der Leitung herbeiführen.

Als Kuriosum theilt der „Würzburger Anzeiger" mit, daß dieser Tage auf der Post ein amtliches Schreiben aus Erfurt anlangte mit der Adresse: „An den königlich preußischen Stadtmagistrat Würzburg!"

Charade.

Mein Erstes nährt,
Mein Zweites zehrt.
Mein Ganzes ist,
Wie ihr wohl wißt,
Als böses Zeichen,
Nur Pfuschern eigen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 90:

„Mainz", eine alte Stadt;
„Main", ein deutscher Fluß;
„Mai", ein Wonnemonat,
Den man genießen muß.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. Ph. und August E....dt

Redakteur Gustav Weiffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 107 Freitag, 8. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Fortsetzung.)

Die rothen Flecke auf ihren Wangen brannten heißer, und die feinen Lippen zitterten, während sie die Augen vor ihm niederschlug. Sollte, konnte sie der Nothlüge Berechtigung geben? Zärtlich zog sie ihn dann an sich, blickte ihm fest in die ehrlichen, ängstlich forschend auf sie gerichteten Augen.

„Nein, nein, lüge nie — unter keiner Bedingung. Die Wahrheit sei immer Dein Wahlspruch. Du wirst ja auch künftig ein Mann sein, brauchst also nicht zu lügen."

Der letzte, halb unwillkürliche bittere Ausruf war eine Antwort auf die Frage, welche sie vielleicht deutlicher in seine Züge hinein, als aus denselben heraus las — die Frage: Warum bist Du selber nicht immer, unter jeder Bedingung, wahr und offen?

Eine zweite helle Kinderstimme mischte sich in das Gespräch.

„Ach, Lügen schadet nichts — Papa lügt auch. Immer sagt er, er arbeitet, und dabei sitzt er im Rathskeller. — Schmeckt aber der Wein prächtig, und sind Alle lustig! Ich wollte noch länger bleiben, so lange wie Papa. Aber Hanna wurde ganz garstig und sagte, sie würde mir keine Geschichten mehr erzählen, wenn ich nicht endlich nach Hause wollte. Und hier bei Dir ist's so langweilig. Die Herren lachten recht, als ich das sagte. Ich mußte ihnen die Zeitung vorlesen, und soll bald wiederkommen. Und sie schenkten mir Geld, viel Geld. Wie viel doch nur, Hanna? Ach, ich bin ganz schwindelig!"

Es war ein kaum fünfjähriger, bildhübscher Knabe, der in unaufhaltsamem Redestrom das Alles hervorsprudelte. Muthwillig hüpfte er umher, und seine natürliche Anmuth wurde nicht einmal durch die Unsicherheit beeinträchtigt, welche ein Schwindel hervorruft.

Erschreckt fing die Mutter den Schwankenden auf. Ihre Bestürzung wuchs, als sie ihm in das glühende Gesicht und die starren Augen blickte.

„Wo warst Du? — Wo waret Ihr?" fügte sie gegen das Mädchen hinzu, das an der Thür stehen geblieben war.

Der Kleine kam demselben zuvor.

„Im Rathskeller, beim Papa. Sie haben mir zu trinken gegeben; Du willst es immer nicht, wenn Papa mir geben will; aber jetzt habe ich doch bekommen — viel bekommen, siehst Du? Ich gehe immer hin, Papa hat es mir versprochen. Bei Dir ist's langweilig; Du leidest nicht, daß wir trinken, und es schmeckt doch so gut. Ich habe Papa viel lieber, als Dich; er schilt auch nie. Dir bin ich noch ein Bischen gut, aber Arnold gar nicht. Papa mag ihn auch nicht."

Während das Kind so weiter plauderte, berichtete die Wärterin:

„Ich kann nicht dafür, Frau Direktor. Als wir am Rathskeller vorbeigingen, hörte Leo die Stimme des Herrn Direktors unten, und da war kein Halten. Ich dachte, er stürzt die Treppe hinunter. Was sollte ich machen? Mit Gewalt konnte ich ihn doch nicht fortreißen, da die Herren ihn abwechselnd auf den Schooß nahmen, ihn liebkos'ten, lesen ließen und beschenkten? Wie gern und auch wie gescheidt er plaudert, wissen Sie ja. Es war ein Hallo um den Jungen; er mußte alle seine Kunststücke vormachen und Lieder singen, daß es gar nicht zu sagen ist!" Ihrem Ton war es anzuhören, daß die Aufmerksamkeit, welche des Kleinen auffallende Schönheit und Klugheit erregt, ihr selbst lebhaft geschmeichelt hatte. „Er ist aber auch ein Bild von einem Kinde und kein Wunder, daß alle Welt ihn verhätschelt und —" Der strenge Blick der Herrin ließ sie abbrechen. „Ich sagte wohl dem Herrn, die Frau Direktor würde böse sein; aber er hieß mich schweigen. Die Anderen hätten freilich darüber gelacht. Die Herren selbst sind nicht anders, wie die gewöhnlichen Männer, und thun am liebsten vor ihren Kameraden, als dürften die Frauen nicht d'reinreden."

Mit dem Knaben beschäftigt, hatte die Dame nicht auf sie geachtet. Jetzt machte ihr ernster Aufblick sie verstummen oder vielmehr innerlich fortraisonniren.

Leo, der vorhin so ausgelassen gewesen, begann jetzt zu weinen und über Unwohlsein zu klagen. Hanna ward eiligst zum Arzt geschickt, während die Mutter ihn zu Bett brachte.

Arnold hatte ein Buch aufgeschlagen. Um die Stelle zu bezeichnen, nahm er das größte Papierstreifchen vom Boden auf und legte es zwischen die Blätter.

III.

Doktor Ebeling hatte schon durch das Mädchen die Veranlassung von Leo's Unwohlsein erfahren. Er fand den Kleinen in einem zwar nicht sanften, doch auch nicht übermäßig fieberhaften Schlummer und beruhigte die geängstigte Mutter über die etwaigen Folgen dieses Uebelbefindens.

In ihrem Wesen gegen ihn lag stets eine gewisse Unsicherheit und Gedrücktheit, die sie vergebens hinter einer kühlen, ja stolzen Zurückhaltung zu verbergen strebte. Er konnte sich deren Grund wohl denken. Daher hatte er es aufgegeben, durch ein offenes freundschaftliches Entgegenkommen ihr Vertrauen zu gewinnen, und war ihr nur mit achtungsvoller Zurückhaltung begegnet. Heute jedoch fehlte ihr die gewohnte Selbstbeherrschung. Als sein Auge ihre bleichen, vor Erregung zuckenden Züge traf, kam es ihm überwältigend zum Bewußtsein, wie sehr sie sich verändert habe, seitdem er sie als Mädchen gekannt, wie verhärmt und tief leidend sie aussehe. Er vermochte seine Fassung gleichfalls nicht zu behaupten, und beugte sich noch einmal über den schwer athmenden Kleinen. Kaum konnte er die Worte zurückhalten, die sich auf seine Lippen drängten. Und doch hätten dieselben der Mutter keinen Trost gewährt, sie eher gekränkt. Mit unterdrückter Stimme fragte er:

„Wo ist — der Herr Direktor? Noch nicht zu Hause?“

Ein helles Roth schoß bei der verneinenden Bewegung in ihr Gesicht.

„Schicken Sie gefälligst nach ihm.“

Sie machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung.

Des Arztes Stirn bewölkte sich noch mehr. „Sie wagt es nicht“, dachte er, fast grimmig.

„Dann schicke ich nach ihm!“ setzte er laut hinzu.

„Leo ist also ernstlich krank?“ Sie hätte am liebsten laut aufgeschrieen, sie bezwang aber ihre Angst aus Rücksicht für den Schlummernden. „Sagen Sie mir Alles — die Wahrheit, Ebeling! Ich habe zwar nichts, als die Kinder — —“ Krampfhaftes Schluchzen erstickte sie fast. Umsonst, daß er sie beschwichtigen wollte. Nur noch erregter, kaum verständlich flüsterte sie: „Ja, ich habe nichts weiter als die Kinder. Aber wenn ich Leo verlieren soll, scheuen Sie sich nicht, es mir zu sagen. Vielleicht ist es besser, daß er stirbt!“

Wie zerbrochen sank sie auf den nächsten Stuhl.

Der Doktor ballte die Faust. Wie mußte sie gelitten haben, noch leiden, um dahin zu gelangen! Die wenigen Worte enthielten das Geständniß dessen, was sie bisher stolz verhüllt hatte — auch vor ihm, ihrem aufrichtigen Freunde; ja, vor ihm vielleicht noch mehr, als vor den Anderen. Sie waren das Eingeständniß der Verzweiflung.

„Wenn Leo ausgeschlafen und das darauf folgende Unbehagen überwunden hat, ist er wieder so wohl auf wie immer“, sagte er. „Ich habe nur mit Ihrem Gatten zu reden — ein ernstes Wort. Ergibt er sich selber sich der Schlemmerei, so soll er wenigstens sein Kind nicht mit hineinziehen, und vollends nicht ein Kind wie dieses. Uebrigens kann das unmöglich noch lange so fortgehen. Seinetwegen könnte er es für mich treiben, wie er wollte; aber Ihretwegen darf ich es nicht ruhig mit ansehen, daß er sich um seine Stelle bringt. Unzählige sind um viel geringerer Ursachen willen um Amt und Ehre gekommen. Er hat Freunde, wird mit Nachsicht betrachtet und behandelt; über eine gewisse Gränze hinaus wird und darf aber auch diese Nachsicht nicht gehen, und schließlich gelangt er an diese Gränze, **über** dieselbe. Wenn er auf Sie und die Kinder keine Rücksicht nimmt, sollte ihn doch die Sorge für sich selbst bestimmen.“

Zuerst war sie gleichsam entsetzt gewesen über die Schwäche, welche sie zu rückhaltloser Offenheit hingerissen und dem Arzt ein Recht gegeben hatte, so zu ihr zu reden über ihren eigenen Gatten. Allein die Aeußerung, die ihr entschlüpft war, ließ sich nicht zurücknehmen. Sie fand nicht einmal die physische Kraft, um sich zu fassen und sich ferner keine Blöße zu geben. Sein Vorhaben erschreckte sie auch zu sehr. Bei der reizbaren, leicht zur Rohheit ausartenden Heftigkeit ihres Mannes, die ja Niemand so kannte wie sie selber, ließ sich von der Einmischung eines Dritten, und vollends des Doktors Ebeling, nichts Gutes, wohl aber das Allerschlimmste erwarten. Was er da aussprach, überwältigte sie gänzlich. Hatte sie es nicht unzählige Male in wachsender Besorgniß sich selber und einige Male auch ihrem Manne gesagt? Hatte sie sich nicht dennoch einzureden gesucht, oder ihm zu glauben sich bemüht, daß es noch lange nicht so arg sei, um das Einschreiten der Behörde zu veranlassen? Nun ein Anderer es trocken aussprach, sah sie ihre längst gehegten Befürchtungen erfüllt. In wortloser Pein rang sie die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sonnenfinsterniß am 18. August.

Das Jahr 1868, in welchem die Norddeutsche Flotte ihren ersten Ausflug in fremde Weltmeere versucht, gibt dem Bunde Gelegenheit, der astronomischen Wissenschaft, der unumgänglichen Schützerin und Leiterin der Seefahrer, einen treuen Dienst zu leisten. Daß hierzu die Anregung vom norddeutschen Reichstage ausgehe und durch ihn die erforderlichen Mittel bewilligt werden mögen, befürwortet eine Bittschrift, welche Herr A. Bernstein in Berlin, durch seine naturwissenschaftlichen Schriften rühmlichst bekannt, an den Reichstag des Norddeutschen Bundes richtet. Ihr Hauptinhalt ist folgender:

„Am 18. August dieses Jahres tritt eine Sonnenfinsterniß ein, welche durch glückliches Zusammentreffen

der Umstände zu der wichtigsten wird, die jemals die historischen Zeiten gesehen. Sie verspricht die ergiebigste für die Wissenschaft zu werden, wenn es nicht versäumt wird, ein Natur-Phänomen in rechter Weise zu benutzen, das sich jedenfalls im Laufe der nächsten Jahrhunderte in so glänzendem Grade nicht wiederholen wird. Wegen ihrer großen Erdferne am 18. August erscheint der Durchmesser der Sonne verhältnißmäßig klein; dagegen ist der Mond in größter Erdnähe und sein scheinbarer Durchmesser daher bedeutend groß. Außerdem ist der Mond im aufsteigenden Knoten seiner Bahn, so daß der Schattenkegel über den Aequator der Erde läuft und somit die Zeitdauer der Finsterniß wesentlich verlängert wird. Dieses Zusammentreffen günstiger Umstände bewirkt, daß die totale Verfinsterung eine Zone von 2000 Meilen Länge und 30 Meilen Breite einnimmt; ihre Dauer steigt bis auf 6 Minuten 50 Sekunden, eine Zeitdauer, wie sie gleich groß in geschichtlichen Jahrtausenden nicht vorgekommen ist und in allen berechneten Finsternissen nächster Jahrhunderte nicht statthaben wird. Die totale Verfinsterung tritt kurz nach Sonnenaufgang auf der Insel Perim und in Aden ein; durchzieht im Laufe des Vormittags Vorder-Indien; erreicht Mittags Tenasserim, wird Nachmittags in Anam, dann auf Borneo, Celebes und vielen Inseln aus der Gruppe der Molukken sichtbar und gelangt endlich gegen Abend nach Neu-Guinea. Wenn in methodischer Vertheilung wissenschaftliche Stationen auf den geeigneten Punkten errichtet werden, so ist das Gesammtresultat als ein äußerst reiches vorauszusehen. Nun haben die englischen Astronomen schon Indien zu ihrem Beobachtungsbezirke gewählt; Frankreich richtet sein Augenmerk auf zwei Hauptstationen, in Kambodscha und Malakka. Oesterreichische Astronomen haben Aden gewählt. An der Spitze aller Aufgaben steht die der messenden Astronomie, deren Arbeiten für den mechanischen Kalkul, wie für die Geodetik von größter Bedeutung sind. Totale Sonnenfinsternisse sind für diese Messungen deßhalb von so großer Wichtigkeit, weil sie die korrekteste Ortsbestimmung der beiden Himmelsgestirne darbieten. Von der dießmaligen wird auch eine bessere Bestimmung des Sonnenhalbmessers zu gewinnen sein. Ferner wären genauere Untersuchungen über das Zodiakallicht vorzunehmen. Dazu tritt aber noch eine wesentliche Aufgabe. Störungen im Laufe des Merkur lassen vermuthen, daß noch ein unbekannter Planet zwischen Sonne und Merkur existire. Da man diesen Himmelskörper wegen seiner Sonnennähe weder am Tage, noch in den Morgen- und Abenddämmerungen aufzufinden im Stande war, und eben so wenig dessen Vorübergänge vor der Sonnenscheibe beobachten konnte, so bilden die Momente totaler Sonnenfinsternisse die einzige Gelegenheit seiner Sichtbarkeit. In den Finsternissen der letzten zehn Jahre war das Suchen vergeblich. Nur eine so überaus große Zeitdauer, wie sie die zu erwartende Finsterniß darbietet, kann ein günstigeres Resultat zur Folge haben. Obwohl voraussichtlich die französische Expedition hierauf besonders ihr Augenmerk richten wird, so darf sich doch die norddeutsche Expedition dieser Aufgabe nicht ganz entziehen. Ferner erfordern die bereits gutachtlich begonnenen Untersuchungen der Photosphäre der Sonne, wie die der oft wahrgenommenen Corona, und am allermeisten die der flammenden Hervorragungen, der Protuberanzen ihre aufmerksamen besonderen Beobachter. Die Spektraluntersuchung, die Photometrie und namentlich die Photographie sind unentbehrliche Hülfswissenschaften der Astronomie und speziell für das in Rede stehende Phänomen geworden, auf welche man jetzt nicht mehr verzichten kann. Wenn die Norddeutsche Marine ein Schiff zur Disposition stellt, so wird die Ausstattung der Expedition mit den nöthigen astronomischen Instrumenten bei den reichen Anstalten in Deutschland nicht allzu schwierig sein. Auch Astronomen werden sich zahlreich einstellen, größere Schwierigkeiten wird es haben, tüchtige Spektral-Analytiker ausfindig zu machen. Die Zahl der photographischen Apparate und der sie handhabenden Photographen kann nicht groß genug angeschlagen werden. Hier gilt es, die Photosphäre und Protuberanzen der Sonne, die nur bei solchen Gelegenheiten wahrnehmbar sind, in objektiven Bildern zu verewigen. Will man auch nur zehn gelungene Bilder während der Finsternißzeit anfertigen, so muß man die dreifache Zahl der Apparate und die sechsfache der Techniker in wohlgeordneter Reihenfolge der Thätigkeit zur Disposition haben. Sollten zwei Stationen errichtet werden, so wären diese telegraphisch zu verbinden. Ein disponibles Personal der Feldtelegraphie, mit Leitungs- und Schreib-Apparaten ausgerüstet, würde diesen Dienst mit Ehren der Wissenschaft leisten. Rechnet man hierzu die große Reihe der Physiker, die sich gern an der Expedition betheiligen würden, wenn ihnen wenigstens freie Fahrt und Kost während derselben gewährt würde, so leuchtet es ein, daß die Gesammtkosten nicht allzu hoch bemessen sind, wenn man sie auf 6000 Thaler veranschlagt, und es ergeht deßhalb an den Reichstag die Bitte: die Bundesregierung zur Veranstaltung einer solchen Expedition aufzufordern und die dazu nöthigen Mittel bis auf die Höhe von 6000 Thalern als außerordentliche Ausgabe zu bewilligen."

Einsturz der Linzer Donaubrücke.

Ueber den Einsturz der Linzer Donaubrücke berichtet das „Linzer Abendblatt" vom 5. ds. Mts.: Heute Mittags 2 Uhr ereignete sich eine Katastrophe, welche ganz Linz mit Schrecken erfüllte. Der Remorqueur „Thetis", welcher sich auf dem Strome in der Nähe des Gasthofes „zum rothen Krebsen" befand, bugsirte

an einem Taue ein mit 3000 Zentner Getreide befrachtetes Schleppschiff zwischen dem zweiten und dritten Joche vom Linzer Ufer bei dem gegenwärtig hohen Wasserstande von 8 Fuß 10 Zoll durch die Brücke. Hiebei geschah es nun, daß die Steuermannshütte auf dem Schleppschiffe durch den Querbalken der Brücke weggerissen wurde und das Schleppschiff in Folge Nachlassens des Taues die Richtung verlor, in Mitte des Stromes hinausfuhr und sich quer vor das sechste und siebente Brückenjoch legte. Neugierde trieb mehrere hundert Personen auf die Brücke, um möglichst nahe den Unfall besehen zu können. Das Schleppschiff, welches wohl bei einer Viertelstunde in der Lage blieb, fing allmählich an sich zu senken; kaum war das Schiff unter Wasser, so erfolgte ein furchtbares Gekrache und das sechste und siebente Joch stürzte sammt den darauf Befindlichen ein. Auf den im Strome dahintreibenden Trümmern befand sich der k. k. Statthaltereibeamte Franz Hable, der in der Nähe der Straßerau gerettet wurde. Der halbe Theil des untergegangenen Schleppschiffes tauchte am linken Ufer auf und blieb dort auf einer Untiefe, mit der Spitze über das Wasser ragend, liegen. Mehrere Personen kamen unter das einstürzende Gebälke und wurden von zu Hülfe eilenden Personen, namentlich von Leuten der Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft mittelst Kähnen gerettet. Einer der Ersten war der am Donauufer wohnende Goldschläger Herr Friedrich Nirschl und dessen Sohn, welche den Handlungskommis Bergmann retteten. Leider mißglückte ihnen der Versuch, auch ein Weib vom Lande zu retten, von dem sie nur ein seidenes Kopftuch erhaschen konnten. Geradezu wunderbar ist der Sturz einer Steuermannsfrau, welche mit ihrem Säuglinge und einem kleinen Kinde auf der Brücke stand, ohne verletzt zu werden auf das unter dem Wasser befindliche Schleppschiff auffiel und von dort nebst ihren Kindern vollkommen unversehrt gerettet wurde. Einen eigenthümlichen Eindruck machte die Rettung der Holzweiber, welche sammt ihren Kindern und ihrer Bürde aus dem Wasser gezogen wurden. Noch läßt sich der ganze Umfang des Unglücks nicht ermessen, und man vermuthet, daß außer obiger Weibsperson noch zwei, also im Ganzen drei Personen, ihr Leben dabei einbüßten. Die Bestürzung in vielen Familien wegen fehlender Angehörigen ist noch sehr groß, obwohl sogleich ein Dampfer den Verkehr mit dem jenseitigen Ufer herstellte und dadurch die Gelegenheit zu gegenseitiger Nachforschung geboten wurde. Der durch dieses Unglück entstandene Schaden ist um so größer, weil außer der Wiederherstellung der weggerissenen beiden Joche auch noch die Abtragung anderer Joche und die Reparatur der ganzen Brücke nothwendig werden wird; Sachkundige schätzen ihn auf einige hunderttausend Gulden. Die Störung des Verkehrs ist eine bedeutende, da außer der Eisenbahn auch die Gas- und Telegraphenleitung zerstört wurde. Wie wir hören, wird eine Abtheilung Pionniere eine Nothbrücke herstellen. Die „Tagespost“ schreibt noch: Eine Frau mit zwei Kindern schwamm sammt dem Trottoir der Brücke, auf dem sie beim Einsturze standen, eine Strecke und wurde gleich mehreren Anderen gerettet. Der Schlepper ist in der Mitte gebrochen; eine Hälfte desselben liegt zu Urfahr, die andere an der Straßerinsel. Zwei Matrosen ertranken. (Nach einem Telegramm des „W. B.“ waren Abends 5 Uhr bereits 13 Leichen aufgefangen worden.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den Bergrutsch, welcher das Dorf Sillen heimgesucht hat, bringt die „N. Gl. Ztg.“ folgendes Nähere: „Schon Mittwoch Morgens um 4 Uhr wurden die Bewohner von gewaltigem Donner aufgeschreckt; sie hielten denselben für die Wirkung einer Lawine, deren in diesen Tagen viele in die Thäler niederstürzten. Doch man hatte sich geirrt, das Unglück war größer und gefahrdrohender. Es hatten sich vom nahen Berg gewaltige Felsen losgelöst und tobten gegen das Thal und den obern Theil des Dorfes, ungeheure Schlamm- und Schuttmassen mit sich führend. Abends um 6 Uhr erfolgten noch größere Felsenstürze, und wiederholten sich die ganze folgende Nacht und Donnerstags den ganzen Tag hindurch. Die zunächst am Fuße des Berges liegenden Güter von der Kirche aufwärts, die schon im schönsten Frühlingsschmucke dagestanden, sind zugedeckt mit Schlamm und Geröll, und immer und immer lösen sich neue Schlipfe an dem wie lebendig gewordenen Hirzli ab, stürzen sich mit entsetzlichem Gekrach hernieder, kommen als lehmiger Lavastrom unten an, an Häusern und Ställen sich aufthürmend und dann in breiten Armen den verheerenden Lauf fortsetzend. Im Laufe des Tags haben die Leute alles fortgetragen; die Häuser und Ställe sind leer, und keinen Augenblick ist man sicher, wann eine Reihe derselben einstürzen wird. Mit großer Anstrengung konnte man bis jetzt den Friedhof vor Verheerung schützen. Gottlob ist bis jetzt kein Unglück an Menschenleben zu beklagen, obschon die unbedeutende Rettungsarbeit noch vielfach gefährlich ist.“

Charade.

Vom Raub im Dunkeln lebt der Ersten Chor,
Scheut Dieben gleich, das Licht, und peinigt jedes Ohr.
Doch in den letzten Zwei'n strahlt euer Ich hervor.
Das Ganze ist ein sehr berühmter Thor.

Redakteur Gustav Weissert. — Druck und Verlag der F. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 108 Samstag, 9. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Fortsetzung.)

Ebeling lief im Zimmer auf und nieder. Wie immer, wenn er bewegt oder verstimmt war, schnitt er abscheuliche Gesichter. Seine Persönlichkeit war überhaupt keine besonders gefällige. Die eckige gedrungene Gestalt entbehrte jeglicher Anmuth, und die groben unregelmäßigen Züge wurden wahrhaft zur Karrikatur, wenn er sie in Kummer oder Zorn verzerrte.

„Daß ein Mensch so sinken kann!“ murmelte er vor sich hin. „Und gar er, den das Glück mit seinen besten Gaben wahrhaft überschüttete! Ich wollte, ich dürfte ihn in eine Zwangsjacke stecken und ihm täglich zwanzig Eimer Wasser auf den Kopf gießen lassen! — Und Sie sind auch Schuld daran, an ihm —“, blieb er plötzlich vor ihr stehen. „So leichtsinnige und oberflächliche Naturen sind durch Güte und Nachsicht nicht von Thorheiten zurückzuhalten, geschweige denn von Verirrungen zurückzubringen. Statt ihm durch Ernst und Nachdruck zu imponiren, ihm zu zeigen, was eine Frau ist, vermag, beansprucht, ließen Sie ihn gewähren und härmten Sie sich nur im Stillen! Wie manche Frau macht ihrem braven Manne das Leben sauer; warum haben Sie das bei Ihrem — nicht braven Manne nicht einmal versucht?“

„Es mag sein, daß ich ihn nicht zu nehmen, zu behandeln wußte“, gab sie leise zu. „Aber den einen Vorwurf lasse ich mir nicht machen, der sonst zuweilen Frauen trifft, daß ich ihn durch Vorwürfe und Thränen, durch Predigten und Scenen aus dem Hause trieb.“

„Das ist ja eben das Unglück!“ Er begann wieder auf und ab zu gehen. „Sie lassen sich schweigend ruiniren und mit Füßen treten, und versuchen nicht einmal Widerstand in dem, worin sonst die Frauen so groß sind, in Worten, in Klagen und Thränen! Sie denken nicht einmal an eine Abstellung!“

Ein seltsames Lächeln irrte über ihr verstörtes Gesicht.

„Ich denke nicht daran? Wenn Sie wüßten, wie, in welcher Weise ich schon an — an Rettung dachte!“

Arnold war leise eingetreten und blickte bestürzt auf die Mutter. Doch ging er nicht zu ihr, sondern an das kleine Bett des Bruders.

Dieser war erwacht, ohne daß die beiden Anwesenden es bemerkt, hatte sich aufgerichtet und schnitt Gesichter.

„Leo, was fehlt Dir?“ fragte der Aeltere bestürzt.

„So macht der Doktor!“ Halb betäubt und schlaftrunken beobachtete der Kleine den Arzt und bemühte sich, seine Grimassen nachzuahmen. „Papa wird recht lachen, wenn ich's ihm vormache.“

Rasch trat die Mutter hinzu. Sie fürchtete, der Knabe werde in seiner naiven Aufrichtigkeit mehr ausplaudern, als sich mit der schuldigen Diskretion vertrug, und suchte ihn durch eine Frage von dem Gegenstand abzulenken. Allein hartnäckig blieb er dabei und fuhr lachend fort:

„Papa sagt immer, ich bin der kleine Affe, und der Doktor ist der große. So macht er! Arnold, gib mir einen Spiegel her, oder —“ Er wollte aus dem Bett hinaus, um seine Grimassen im Spiegel zu sehen.

„Leo, wenn Du nicht gleich still und artig bist —“ Der ernste mütterliche Blick ergänzte die Rede.

Schmollend warf er den Kopf auf das Kissen zurück.

„Was thue ich denn? Ich werde es Papa sagen, daß Du mich immer um gar nichts schiltst.“

Dunkle Gluth überflammte ihr Antlitz. Die Hände fest in einander pressend, wandte sie sich ab. Ein weiteres Geltendmachen ihrer Autorität hätte dem fremden Zeugen nur bewiesen, wie sehr dieselbe untergraben von jener Stelle aus, an welcher sie die wärmste Unterstützung finden sollte.

„Lassen Sie ihn heut!“ bemerkte der Arzt. Die drollige Nachahmung verdroß ihn nicht, erheiterte ihn vielmehr und bildete ein heilsames Gegengewicht gegen die gewaltsame Aufregung, welche vorhin in ihm gährte. „Der kleine Schelm hat Recht und ist dabei allerliebst. Nur bedürfte gerade er, ich will nicht sagen einer strengen Zucht, sondern eines durchaus sittlichen Beispiels.“

„Wem sagen Sie das, Doktor?“ flüsterte die Mutter. „Meinen Sie, ich dächte nicht daran Tag und Nacht, selbst im Traum?“ Die Angst des Mutterherzens überwog; sie vernichtete wieder den Vorsatz, sich ferner zu beherrschen und keine Blöße zu geben.

„Aber das ist ja zum Verzweifeln, wenn man sich dabei passiv verhalten soll!“ knirschte der Doktor zwi-

schen den Zähnen. „Ich muß wenigstens mit ihm reden, ihm seine Nichtswürdigkeit und deren unausbleibliche Folgen, auch an den Kindern, eindringlich zu Gemüth führen!“ Er hatte das Zimmer verlassen.

Sie war ihm erregt gefolgt.

„Um Alles in der Welt, Doktor, wenn Sie es wirklich wohl meinen mit mir und nur die geringste Theilnahme für mich hegen, dann thun Sie das nicht, denken Sie nicht einmal daran! Es würde ein Unglück geschehen. — Sie verschlimmerten meine Lage dadurch noch viel mehr. Ich bitte, ich beschwöre Sie, meine heutige Schwäche zu vergessen, wenigstens nicht daraus zu schließen, daß ich fremden — ich meine, freundschaftlichen Beistandes bedarf, oder vielmehr, daß er mir ersprießlich wäre!“

Die flehende Dringlichkeit ihrer Rede bezwang ihn mehr, als die konsequenteste Logik es vermocht hätte.

„Ich meine, Sie wissen es, daß mir Ihr Wohl noch immer am Herzen liegt,“ sagte er gepreßt. „Darum ist mir auch ihr bloßer Wunsch, vielleicht mehr als recht, Gesetz. Wenn Sie meine Einmischung so ablehnen, kann ich Ihnen dieselbe allerdings nicht aufdrängen. Läßt sich denn aber anderweitig gar nichts thun? Soll ich vielleicht mit einem Rechtsanwalt reden? Es handelt sich hier ja auch um materielle Interessen, um Ihr Vermögen und die Zukunft der Kinder!“

„Ich danke Ihnen. Nutzen, Aenderung ist davon nicht zu erwarten; ein — ein Scheidungsgrund nicht vorhanden, wenn ich ganz genau weiß.“ Sie sprach mit sichtlichem Widerstreben.

Drinnen begann Leo zu weinen. Hastig trennten sich Beide.

Arnold hatte inzwischen dem Kleinen erklärt:

„Du bist ja ein ganz unnützes Kind — nicht nur den Herrn Doktor zu verspotten, sondern auch so zur Mutter sprechen! Ich spiele nicht wieder mit Dir.“

„Dann sage ich's dem Vater und der Mutter!“ drohte der Andere. „Brüder müssen mit einander spielen und sich vertragen, sagt die Mutter; und der Vater schlägt Dich, wenn Du mir nicht nachgibst. Du weißt, wie neulich. Ich bin sein Liebling, und Dich kann er nicht leiden.“

Arnold warf trotzig den Kopf zurück.

„Ich kann ihn erst recht nicht leiden — und Dich auch nicht. Da hilft kein Schlagen. Und es wird nicht ewig dauern, daß ich mir das gefallen lassen muß. Wenn ich erst groß bin, nehme ich mir meine Mutter und gehe mit ihr weit fort. Du kannst dann bei Deinem Vater bleiben; wir wollen von Euch nichts wissen.“

Das gefiel Leo nicht.

„Ich sage es dem Vater,“ weinte er.

„Du kannst dann immer mit ihm in den Rathskeller gehen und Wein trinken und hernach krank werden — wirst keine Mutter mehr haben, die Dich pflegt und sich über Dich ärgern muß. Und daß Du uns verklatschest, hilft Dir dann auch nichts.“ Damit verließ er ihn, trotz seiner Einreden und Bitten.

Leo begann laut zu schreien.

Die Mutter hatte lange zu thun, um ihn zu beschwichtigen. Eben so empfindlich und gefühlvoll, wie lebhaft und leichten Sinnes, nahm er Arnolds Vorwürfe sonst schon übel. Jetzt fühlte er sich obenein unbehaglich und fieberhaft erregt nach der Schlemmerei. Aus Rücksicht auf den letzteren Umstand konnte er nicht wohl mit der Strenge behandelt werden, die er sonst verdiente, und deren sich die Mutter gegen ihn seit einiger Zeit zu befleißigen gesucht — leider nicht mit dem Erfolge, der sonst zu erwarten gewesen, bei seinem sonst gutartigen, nur allzu beweglichen Naturell, weil eine gar zu schädliche Gegenströmung wirksam war.

Jetzt war der Kleine übrigens ganz zerknirscht, bat die Mutter um Verzeihung, versprach, nie mehr, im ganzen Leben nicht, den Rest aus des Vaters Glas zu naschen oder überhaupt Wein anzurühren, und zeigte das lebhafteste Verlangen, sich mit Arnold zu versöhnen.

Dieser aber wollte nichts davon wissen. Er besaß nicht jenes liebenswürdige, leicht bestimmbare Temperament, konnte vielmehr das, was ihn kränkte, sehr lange nachtragen. Und Leo hatte ihn allerdings schon oft gekränkt, am meisten dadurch, daß er ihn beim Vater verklagte, und der Letztere nicht unparteiisch gegen seine beiden Kinder war. Bei aller Weichheit des Herzens, die sich namentlich stets im Verkehr mit der Mutter offenbarte, machte Arnold nicht leicht eine Konzession auf Kosten seines Rechtsgefühls.

Die Mutter freute sich dieser Eigenschaft, allein sie wurde ihr oft auch recht unbequem. So jetzt. Der Knabe sagte mit seiner scharfen, unwiderleglichen Logik, die sie so tief schmerzte und deren Berechtigung sie doch anerkennen mußte:

„Jetzt verspricht er Alles Mögliche; aber wie lange dauert es, dann ist es wieder vergessen, und er der Alte! Ja, wenn der Vater nicht wäre, ließe sich wohl mit ihm auskommen. Aber so — ist er Vaters Sohn und darum gar nicht mein Bruder.“

„Er ist noch klein und jetzt noch dazu krank; er wird vernünftiger werden, wenn er erst größer ist.“

Das wollte dem Knaben indeß nicht einleuchten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Metzger- und Studentenposten des Mittelalters.

Abgeschlossen arbeitete und sorgte im Mittelalter jeder Kreis für sich selbst, dieß war auch bezüglich des Verkehrswesens der Fall. Mochte sich ein dringendes Bedürfniß nach Verbindungen allenthalben zeigen und regen: nirgends war es möglich, eine staatlich einheitliche Anstalt für den Verkehr zu errichten. Deßhalb

Digitized by Google

stellt man überall nur einzelne Korporationen, seien es einzelne Städte oder Städtebünde, einzelne Stifter, oder einen einzelnen Orden, jeden für seine Zwecke sich die nöthigen Verbindungen für seinen Verkehr herstellen.

In einzelnen, namentlich den süddeutschen Ländern, war es sogar eine einfache Zunft der bürgerlichen Gewerke, der die Geschäfte des Postdienstes aufgedrungen wurden: es war dieß die Zunft der Metzger.

So sonderbar und eigenthümlich die Erscheinung der Metzgerposten ist, so hat sie doch eine sehr natürliche Entstehung.

Wie noch heute, so war es bereits im Mittelalter eine durch die handwerklichen Umstände gebotene Nothwendigkeit, daß sich die Fleischer Pferde halten mußten, um den Ein- und Verkauf des Viehes auch über die nächsten Gränzen ihres Heimathsortes betreiben zu können. Dieser Umstand legte den Fleischern gar manche Verpflichtung auf und machte ihre Zunft in der Folge zu einer historisch berühmten.

Wie es noch heute zum Theil der Fall ist, daß bei Feuersgefahr namentlich die Müller und Bierbrauer verpflichtet sind, mit ihren Pferden herbeizueilen und die Spritzen zur Brandstätte zu fahren; wie es ehedem Gesetz war, daß die Brauer und Küfer in gleichem Falle ihre Bottiche, Kufen und sonstige hölzerne Behälter zur Herbeischaffung von Wasser hergeben mußten: so waren schon frühe im Mittelalter mit dem Aufblühen der Städte die Fleischer verpflichtet, für den Fall der Wehrhaftmachung der Stadt den Kavalleriedienst zu übernehmen, und sogar verbunden, ein Pferd zu diesem Zwecke zu halten.

Als nun der Handel zwischen den Städten der Lombardei, Deutschlands und der Niederlande allmählich emporzublühen begann, als sich die mächtige Städteverbindung der Hansa gebildet hatte, und als die Städte immer mehr und mehr durch ab- und zugehende Boten zu Fuß und zu Pferde miteinander in Verbindung traten, da wollte sich denn auch der Verkehr nach den Seitenrouten ausdehnen.

Was bisher nicht an den Hauptbotenstraßen und später den Hauptpoststraßen lag, war so gut wie außer aller Verbindung mit der übrigen Welt.

Fürsten schickten ihre Briefe und Sachen durch Boten an den Rath der nächsten Stadt, und dieser mußte durch andere Boten sie weiter befördern, so daß diese von Stadt zu Stadt bis an den Ort ihrer Bestimmung abgelöst wurden, oder man sandte, wenn es außer Landes ging, eigene Boten zu Pferde oder zu Fuß, welche gleich Antwort mitzubringen hatten.

Beides war ebenso beschwerlich als kostspielig; wollte man jedoch die großen Kosten nicht daran wenden, so blieb nichts übrig, als die großen Messen abzuwarten, und alsdann den reisenden Kaufleuten seine Briefe zur Besorgung mitzugeben. Diese erzählten sich denn auch alle halbe Jahre die Neuigkeiten aus ihren Städten und vertraten gleichsam die Stelle der Zeitungen. Da kam man auf einen andern Gedanken.

Die Metzger größerer Städte mußten behufs Vieheinkaufs nicht nur in der nächsten Umgebung von sechs bis acht Stunden ihre Reisen machen, sondern dieselben erstreckten sich nicht selten zwanzig und noch mehr Stunden Weges weit. Dieß benutzten Kaufleute und andere briefschreibende Personen, um durch sie ihre Briefe bestellen zu lassen. Obschon es gegenüber der früheren fast gänzlichen Gelegenheitslosigkeit ein offenbarer Gewinn war, nun mindestens ein bei weitem öfter wiederkehrendes Mittel zur Beförderung von Korrespondenzen zu haben, so währte doch, so lange persönliche gegenseitige Uebereinkunft und bürgerliche Gefälligkeit die Sache vermittelte, die Unzuverlässigkeit fort.

Da mag es denn wohl der Fall gewesen sein, daß zwischen der Kaufmannschaft einerseits und den Fleischern andererseits durch Vermittelung der städtischen Behörden ein bindender Kontrakt geschlossen wurde, nach welchem sich die Metzger gegen einen bestimmten Gehalt oder gegen irgend welche Befreiung von Gemeindelasten bereit erklärten, innerhalb gewisser Gränzen und bestimmter Zeit nach einer unter sich zu verabredenden Reihenfolge den Postdienst zu übernehmen. So entstanden die „Metzgerposten", und noch heutzutage sind die Metzger einiger süddeutschen Städte berechtigt, ein Posthorn im Innungsschilde zu führen.

Diese sogenannten „Metzgerposten" haben noch bis in das 17. Jahrhundert fortgedauert und seiner Zeit den Taxis'schen Posten viel zu schaffen gemacht. Sie beförderten nicht blos Briefe und Packete, sondern auch Personen, und das Geschäft war gewiß mit ansehnlichen Vortheilen verbunden.

Während nun so sich Städte und Stifter, Stände und Zünfte abmühten, dem Bedürfnisse des allgemeinen Verkehrs bald in dieser, bald in jener Weise zu dienen, je nachdem eben politische oder Handelsinteressen, geographische Lage u. s. w. die Art der Verkehrseinrichtungen beeinflußten und bestimmten, und während jede einzelne der entstandenen Verkehrseinrichtungen immer nur gewisse Stände und mindestens bestimmte Territorien umgränzte: bildete sich gleichzeitig mit allen, aber von bei weitem früheren Anfängen ausgehend, noch eine weitere Botenanstalt aus, die schließlich wie ein großartiges Netz alle bisherigen Verbindungen überdeckte, nämlich die „Universitätspostanstalten".

Die Universitätsposten gehen sehr weit zurück, wenn sich auch über ihren eigentlichen Anfang und über ihre erste Gründung, wie fast bei allen Einrichtungen, die gleichsam von selbst aus einem Bedürfnisse herauswachsen, kein bestimmtes Jahr angeben läßt. Dieselben, namentlich die Boteneinrichtungen der Universität Paris, bilden in der Geschichte der öffentlichen Verbindungen einen wahrhaften Aufschwung; denn in ihren Anordnungen tritt uns zum Erstenmale die wie eine Ahnung aufdämmernde Einsicht entgegen, daß das Postwesen

nicht das Erzeugniß eines dürren, vertrockneten Staatsbegriffs, sondern ein lebensvolles Gebilde der Gesellschaft, ihrer gesteigerten Thätigkeit und ihrer vermehrten Bedürfnisse sei, daß es überall die Interessen dieser Gesellschaft berühren und dabei fortwährend dem Ganzen derselben angehören müsse.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eines der Dinge, die schwer zu stehlen sind, ist gewiß eine Lokomotive; dennoch haben unlängst in den Vereinigten Staaten vier junge Wildfänge eine solche gestohlen. Briggs, Murdock, Lake und Connolley, von denen die ersten vierzehn, der letztere erst zwölf Jahre zählt, hatten sich fest vorgenommen, einmal eine Spazierfahrt per Extrazug zu machen. Am 28. April stiegen sie um Mitternacht durch ein Fenster in das Maschinenhaus des Bahnhofes der Eisenbahn von Freehold nach Jamesburg und heizten in aller Stille die Lokomotive „Mammuth". Als Dampf da war, öffneten sie das Einfahrtsthor des Hauses, bestiegen die Maschine, zogen die Hebel und ließen den „Mammuth" frisch hinausbrausen in der Richtung nach Jamesburg. Vor allen Kreuzungen und Uebergängen gaben sie ein scharfes Signal mit der Pfeife, zum größten Erstaunen der an ihre Posten eilenden Bahnbediensteten. Keiner konnte sich erklären, was diese geheimnißvolle Reise zur nächtlichen Stunde zu bedeuten habe, keinem war irgend etwas bekannt von einem zu erwartenden Extrazuge. Kurz vor Jamesburg ging der Maschine das Wasser aus und der Dampf ließ nach; vor dem Feuerraum entstand eine solche Hitze, daß keiner der vier Vergnügungsreisenden mehr stehen bleiben konnte. Die Lokomotive wurde also allmählich zum Stehen gebracht und schleunigst rannten drei dieser Maschinisten querfeldein; der junge Briggs aber spürte eine kleine Ermüdung, weßhalb er eine Laterne mitnahm und sich in einen Winkel legte, um ein Schläfchen zu machen. Inzwischen war das Verschwinden des „Mammuth" im Bahnhofe zu Freehold bemerkt worden und der Telegraph spielte nach allen Richtungen. Die Maschine wurde bald auf einer Weiche bei Jamesburg aufgefunden, nicht weit davon eine brennende Laterne und daneben der junge Briggs, den Schlaf des Gerechten schlafend. Als der Bahnhofverwalter den Schlingel aufgeweckt hatte, waren seine ersten Worte: „Ich habe die Laterne nicht gestohlen — gebt mir doch etwas Wiskey, es ist elend kalt heute!"

Man schreibt aus München vom 2. Mai: Der Verein zur Sorge für entlassene Sträflinge gab dieser Tage seinen 7. Jahresbericht aus. Es zählt dieser Verein gegenwärtig 1022 Mitglieder. Die Einnahmen betrugen im Jahre 1867 5442 fl., Ausgaben 5435 fl., reiner Vermögensstand 8620 fl. Aufgenommen wurden 95 männliche und 32 weibliche Pfleglinge, also im Ganzen 127 pro 1867. Mit diesen neu Aufgenommenen betrug die Zahl derselben am Schlusse von 1867 noch 315, wovon 257 gar keine Veranlassung zu weiterer Klage gaben. Während des verflossenen Jahres konnte auch die Erweiterung des Vereinshauses vervollständigt werden. Hiebei sind als besonders thätig Mitwirkende angeführt die Herren: Vorstand Magistratsrath Edel, die Ausschußmitglieder Delcroix, Barthelmes und Kolb. Durch das Hinscheiden Sr. Maj. des Königs Ludwig I. erlitt der Verein einen monatlichen Verlust von 25 fl., doch ist dieser laut Erlaß der k. Kabinetskasse Sr. Maj. des Königs Ludwig II. durch huldvolle Zuwendung von jährlich 300 fl. auf die Dauer von 3 Jahren zur Freude des Vereins wieder ergänzt. Aehnliche solche Vereine bestehen nun in Oberbayern auch in Altötting, Burghausen, Freising, Neumarkt, Rain, Rosenheim, Aibling, Prien, Schongau, Tegernsee, Traunstein, Wasserburg, Werdenfels, Wolfrathshausen und Miesbach. Möge sich mit dem Wahlspruche: viribus unitis von diesen Vereinen noch ferner sehr viel d s Guten wie bisher erzwecken lassen.

Räthsel.

Sieh', es rührt nicht dein Herz, und weckt kein heimliches Sehnen,
Und doch erzreißt es dich und preßt aus deinem Auge dir Thränen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 91:

O, Reicher, schau nicht auf den Armen sehr
Mit Verachtung!
Und ziehe doch dessen Verdienst etwas mehr
In Betrachtung!
Er beugt sich für dich unter's drückende Joch
Der Arbeit, und liefert daneben auch noch
Die Lumpen zu deinem „Papiergeld".

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. S.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 109 Montag, 11. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Fortsetzung.)

„Aus einem kleinen Taugenichts wird, wenn er groß geworden, ein großer Taugenichts, sagte neulich unser Religionslehrer. Und warum ist er krank? Weil er auch schon lüderlich war," sagte Arnold, „wie — der —" Das Wort Vater bannte der zugleich bittende und befehlende Blick der Mutter auf seinen Lippen fest. „Da ist Krankheit die gerechte Strafe. Mag er sich erst bessern, dann wollen wir uns wieder vertragen. Ich muß in die Schule — der Vater kommt ja doch nicht mehr zum Essen." Sein Ton drückte unverkennbar Zufriedenheit hiermit aus.

Die Köchin hatte schon längst darüber geseufzt und auch gegen Johanna räsonnirt, daß das Essen nun wieder verderbe. Leider aß nicht einmal die Frau; sie empfand keinen Appetit, wenn der Herr es vorzog, in der Mittagsstunde nicht heim zu kommen.

Später saß die Mutter neben ihrem jüngsten Knaben, die Hand auf dessen klopfende Schläfe gelegt. Er entschlummerte wieder, und sie regte sich nicht, um ihn nicht zu stören. Auch war sie ja gewohnt, sich äußerlich ruhig zu verhalten, wenn es in ihrem Innern noch so sehr stürmte. Daß dieses Verschließen ihrer Sorge, ihres Leidens in sich selbst nicht allein ihre Körperkraft zerrüttete, daß es auch an ihrem Geiste zehrte, ihn verwirrte und trübte — das ahnte Niemand. Mit seltsamem, fast unheimlichem Ausdruck blickte sie auf den jungen Schläfer. Sein schönes kindliches Gesicht verwandelte sich ihr in ein männliches, sein unruhiger Schlummer in den schweren, bleiernen Schlaf der Trunkenheit. Nicht mehr ihr Sohn war's, der da vor ihr lag, sondern — ihr Gatte. Und doch auch wieder ihr Kind, nur zum Manne geworden, zum lüderlichen Mann, der seine Gattin, seine Kinder eben so elend machte, wie sein Vater sie und die Kleinen. Oder noch elender; denn die Atmosphäre, in der einst ihr Gatte erwuchs, war nicht die, in welcher Leo sich bewegte, künftig bewegen würde. Warum hatte sie ihn geboren und erzogen, oder vielmehr verziehen lassen? War es nicht ihre Pflicht, die junge, ihr anvertraute Seele zu retten aus dem Verderben, dem sie unfehlbar entgegenging? Sie zu retten auf jeden Fall, unter jeder Bedingung, ohne jede persönliche Rücksicht — eine Rücksicht, die bei der Mutter ja nie in Betracht kommt, wenn es sich um ihr Kind handelt!

Aus ihrem grübelnden Brüten fuhr sie erst auf, als Arnold zurückkehrte.

„Der Vater kommt! Er spricht auf der Straße nur noch mit einem Herrn", meldete er.

Sie hätte ihn gern fortgeschickt, zu irgend einem Schulkameraden; allein er war zu gewissenhaft, um nicht zuerst seine Aufgaben zu erledigen.

IV.

Der Gymnasialdirektor Friedemann war ein auffallend hübscher und liebenswürdiger Mann, als guter Gesellschafter von jeher so gesucht und bewundert, wie als Philologe geschätzt. Leider ein zu guter Gesellschafter! Auf seine Veranlassung blieb man in dem wissenschaftlichen Verein, der meist aus Lehrern bestand, bis ein oder zwei Uhr Nachts beisammen — machte er doch die Zeit im Fluge dahinschwinden. Seine Gattin freute sich, daß er sich dort so gut amüsirte. Sie hatte nicht einmal ein Arg, als ihm diese ausgedehnten Zusammenkünfte ein Mal in der Woche nicht mehr genügten, und er sich öfter, ohne sie, der Geselligkeit hingab. Durch die Kinder an das Haus gefesselt, mochte sie ihn weder begleiten noch auch ihm zumuthen, daß er sich auf den Verkehr in der eigenen Häuslichkeit und in einigen bekannten Familien beschränke. Mit der Nachsicht der Liebe sah sie lange Zeit darüber hinweg, daß seine Privatvergnügungen immer mehr Zeit in Anspruch nahmen, sich oft ungebührlich in die Nacht hinein dehnten, und dabei mitunter allerlei Unzuträglichkeiten sich einstellten. Er machte ihr begreiflich, daß er der geistigen Anregung in Männerkreisen bedürfe und nicht zwischen der Klasse und den Klassikern dahinvegetiren könne, wie eine Frau in der Häuslichkeit; diese fände in der Letztern vollkommenes Genüge — ein Mann habe auch noch andere Pflichten. Irgend ein Verein oder eine politische Besprechung gab stets neuen Anlaß zum Ausgehen. Ihr war es im Grunde ganz recht, daß sie sich immer mehr von dem Umgange mit fremden Leuten zurückziehen durfte. Eine Gesellschaft, in welcher ihr Mann sich nicht befand, ein Damenzirkel gewährte ihr keine Befriedigung, wohl aber machte

es sie glücklich, in völliger Selbstentäußerung ganz in den Kindern aufzugehen. Auch daß allmählig weder sein Gehalt noch selbst die Zinsen ihres eingebrachten ziemlich beträchtlichen Vermögens zu seinen Ausgaben hinreichten, verursachte ihr wenig Sorge. An Wohlstand gewöhnt, hatte sie doch persönlich nur geringe Bedürfnisse. Er mußte ja wissen, was er that! In ihrem hingebenden Vertrauen dachte sie weder daran, ihn zu kontroliren, noch ihm seine Einnahme und Ausgabe nach- oder gar vorzurechnen. Erst als er keinen Abend mehr zu Hause sein mochte und das späte Ausbleiben ihm schon zur Gewohnheit geworden war, als er seine Genossen nicht mehr sorgfältig wählte, als sich die Folgen des Nachtschwärmens immer öfter in Verstimmung äußerten, bat sie ihn, nicht weiter fortzuschreiten auf dieser Bahn, die allzu abschüssig sei, um nicht zum Fall zu führen. Den vergeblichen Bitten folgten ernste, ebenso vergebliche Vorstellungen, und damit — der Bruch. Er verdachte es ihr, daß sie ihn „beherrschen" wolle. Es kam seinerseits zu solchen Ausbrüchen der Heftigkeit, daß sie schweigen mußte. Das stellte den Frieden indeß nicht wieder her. Seitdem ihr Vertrauen zu ihm erschüttert war, hielt sie nur mit Anstrengung die Maske eines ruhigen, gleichmäßigen Wesens fest und härmte sich nur um so mehr, je tiefer er sank. Das Qualvollste für sie waren die Inkonvenienzen, welche sich in der Erziehung der Kinder täglich mehr herausstellten. Jede Stunde seiner Anwesenheit erweckte einen neuen Fehler in den Knaben oder bestärkte sie in den Untugenden ihres so ungleichartigen Temperaments. Sie hätte sie daher am liebsten von ihm fern gehalten. Das ging indeß nicht an. Leo mußte stets um ihn sein während der kurzen Zeit, die er noch daheim zubrachte. Auf den älteren Knaben dagegen hatte er allmählig eine Art Groll geworfen.

Jetzt saß sie ihm gegenüber bei dem Mittagessen, dem er sichtlich keinen Geschmack abgewann. Ueber Leo's Unwohlsein lachte er.

„Also sein erster Rausch? Hat nichts zu bedeuten! Das ist, wie nach der ersten Cigarre, ein kleiner — — nun, ich will Dein ästhetisches Ohr nicht beleidigen. Bei etwas so Unvermeidlichem ist's gut, frühzeitig daran gewöhnt zu werden. Da nimmst Du nun wieder diese kalte, tugendstolze Miene an, so oft ich Dir auch auseinandergesetzt habe, daß an einer Frau nichts langweiliger ist, als Pruderie. Nur alte Jungfern oder schriftstellernde Blaustrümpfe legen etwaige kleine Ausschreitungen auf die Goldwage und irritiren damit die Rechtsbegriffe sonst verständiger Frauen."

Derartige Scherze widerstrebten ihr auf's Heftigste. Ueberdieß lag eine Gezwungenheit in seinem Wesen, die sie beklommen das Weitere erwarten ließ.

Seine letzten Worte hatten ihn an etwas erinnert.

„A propos — ehe ich es wieder vergesse — was wolltest Du beim Justizrath Hilt?"

Sie erschrack. Die Wahrheit mochte sie nicht sagen und lügen ebenso wenig; daher zwang sie sich zu einer Neckerei.

„Es scheint, Du läßt mich beobachten?"

„Warum nicht gar! Daß ich nicht eifersüchtig bin, beweist die gegen Deinen Willen, wenigstens scheinbar gegen Deinen Willen erfolgte Oktroyirung Deines früheren Bewerbers zum Hausarzt. Da Du Dich über meine häufige Abwesenheit beschwertest, wollte ich Dir mit diesem Beweise des Vertrauens zugleich in einem Hausfreunde eine Entschädigung gewähren. Du erröthest ja ordentlich — hahaha!"

Die rothen Flecke auf ihren Wangen wurden wieder sichtbar. Eine Antwort war unter ihrer Würde. Zugleich war sie froh über die Abwesenheit der Kinder. Leo mit seiner wunderbar schnellen Fassungsgabe merkte auf jedes Wort, und der Aeltere dachte schon nach über dieses und jenes.

„Du hast nicht einen Anflug von Geist, bist die langweiligste Person, die ich kenne. Und dabei nicht einmal eine sparsame Hausfrau! Oder wie steht es mit Deiner Kasse? Hast Du etwa einen kleinen Ueberschuß?"

Eine Gegenfrage war ihre Antwort.

„Wie käme ich zu einem Ueberschuß? Daß ich mich auf's Aeußerste einschränke und jede nicht unumgängliche Ausgabe vermeide, kann Dir mein Wirthschaftsbuch —"

Er unterbrach sie mit einer Geberde des Schreckens.

„Bleibe mir gefälligst mit Deinem Wirthschaftsbuch fern! Ich erkläre Dich auch so für das Muster einer guten Wirthin."

Verwundert blickte sie auf. Nicht wegen des Widerspruchs in seinen Worten. Wie viele Leute, die mit dem Geld für sich leichtsinnig und verschwenderisch umgehen, sparte er an dem, was die Anderen brauchten, seitdem die Bilance zwischen Soll und Haben sich immer ungleicher stellte.

„Ich brauche nämlich Etwas und kann ohne große Opfer kein Kapital auf der Stelle flüssig machen."

„Am ersten sind ja die Zinsen der Spengler'schen Hypothek fällig."

„Wie genau Du das weißt, das heißt, wie eifrig Du Dich um meine Angelegenheiten kümmerst!" fuhr er unmuthig auf, setzte indeß in fast schmeichelndem Ton hinzu: „Ich brauche sogleich Geld; ich habe einen Wechsel zu zahlen und vergaß das bisher."

Ein Laut des Schreckens, der Angst entschlüpfte ihr.

„Einen Wechsel!"

„Nun ja, was weiter? Wozu das Lamento?"

„Also auch darauf läßt Du Dich ein?"

Sein zornig auflammender Blick schüchterte sie in diesem Moment nicht ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Metzger- und Studentenposten des Mittelalters.

(Schluß.)

Die Pariser Universitätspost war bereits im 10. Jahrhundert zu großer Bedeutung herangewachsen; denn die Ausführung ihres Geschäfts brachte es bald dahin, daß sie weit über den Kreis des studentischen Verkehrs hinausreichte. Das durch sie gebotene Mittel einer Verkehrsverbindung nach allen Weltrichtungen mußte bald das große Publikum verlocken, diese Anstalt auch für seine Zwecke zu benutzen, und es läßt sich erweisen, daß, seitdem das Parlament in Paris ständig geworden, also seit dem 14. Jahrhundert, die geschwornen Boten der Universität auch mit der Beförderung der Schriften und Akten und dem Geldverkehr zwischen diesem hohen Gerichtshof und den Parteien betraut gewesen.

Die Postboten der Universität wurden von den Nationen gewählt, in Eid und Pflicht genommen, so wie für ihre Pflichterfüllung verantwortlich gemacht. Die Einrichtung wies Haupt- und Beiboten auf, deren Stellung, Beschäftigung, Verpflichtung und Privilegien von einander verschieden waren.

Die Hauptboten oder Großboten waren in Paris angesessene Bürger und ihre beschworenen Pflichten bestanden hauptsächlich darin, den Angehörigen der Universität gegen Kaution die nöthigen Gelder, so wie Tisch und Kleidung zu verschaffen. Jedem einzelnen war die Aufgabe zugewiesen, die Korrespondenz der Studenten zwischen Paris und den entfernten Heimathsorten zu besorgen. Um namentlich letzteres zu ermöglichen, hielten sich die Großboten ihre Unterboten (Beiboten oder Kleinboten). Diese wohnten nicht in Paris, sondern in den Provinzialstädten; sie kamen nach Paris zu den Großboten, erholten sich dort ihre Aufträge und besorgten sie bis dahin, wo sie auf ihrer Route wieder von einem andern abgelöst wurden.

Das Ineinandergreifen dieser Verbindung scheint sehr genau gewesen zu sein. Die Kleinboten waren theilweise oder vielleicht größtentheils beritten. Die Geschäftslokale der Großboten in Paris gestalteten sich in Folge dessen, daß dort nicht nur die Aufgabe der abzusendenden Korrespondenzen, sondern auch die Abgabe der von den Kleinboten aus der Heimath ermittelten und überkommenen Briefschaften und Gelder der Studenten und Lehrer war, zu einem förmlichen Postbureau, welchem gegenüber die Kleinboten als wirkliche Postboten erschienen.

Die Universitätsboten standen in hohem Ansehen und bildeten seit 1478 eine eigene Brüderschaft „zu Ehren des allmächtigen Gottes, der Jungfrau Maria und des heiligen Karolus Magnus.“ Sie genossen eine Menge Privilegien. Die Großboten theilten zunächst mit der Universität die Freiheit vom Zoll, von Umgeld und Steuer, und waren insbesondere von den städtischen Leistungen, als Nachtdienst ꝛc. befreit; die Kleinboten genossen dagegen Freiheit von jenen Lasten, welche auf der Benutzung von Straßen, Wegen und Häfen ruhten.

Diese Freiheiten mußten für die Bereicherung namentlich der Großboten sehr wesentlich beitragen und scheinen zu manchen Mißbräuchen geführt zu haben.

Ohne Zweifel war das Geschäft der Großboten, soweit es sich um Auslage und Kosten handelte, ein Privatunternehmen. Sie bezogen die festgestellten Postgelder, leisteten die nöthigen Dienste und bezahlten dafür an die Universität einen verhältnißmäßigen Betrag. Dieser floß zunächst in die Kasse der Nationen und wurde von da aus zum Besten der Universität, namentlich zur Erhaltung der sogenannten „Fakultät der Künste“ verwendet. Daß die Stellung der Großboten sie früh darauf hinwies, auch das außerdeutsche Publikum zur Betheiligung heranzuziehen, liegt auf der Hand, und da die Anstalt in Fällen des Kriegs durch Privilegien der Könige, so wie der Regierungen der angränzenden Staaten geschützt war, so gewährte dieselbe eine Sicherheit, welche alle Klassen der Gesellschaft zur Benutzung einlud.

Wir sehen demnach in der Pariser Studentenpost eine Einrichtung vor uns, die ursprünglich zum Besten einer Körperschaft gegründet, im eigenen Interesse sehr bald die übrige Gesellschaft ins Auge faßte und durch die Beiträge dieser Gesellschaft erhalten wurde, ohne auf verhaßte Weise die Kräfte Dritter und Unbetheiligter zum Vortheil Alleingenießender auszubeuten. Und auf so naturgemäße Zustände war die Pariser Studentenpost begründet, daß sie später, als sie mit der neuen Richtung in Widerspruch gerieth und nothwendig gerathen mußte, dennoch derselben einen zähen und hartnäckigen, bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts fortdauernden Widerstand entgegenzusetzen vermochte.

Gruß in die Heimath.

Von Carl Preser.

Ich kenne ein Land so reich und so schön,
Ein Land voll blühender Felder,
Dort grünen im Thal und auf felsigen Höh'n
Viel herrliche duftige Wälder.
Dort hab' ich gelebt an der Mutter Hand,
In Blüthen und Blumen gesessen;
Grüß Gott dich, du Heimath, du theueres Land,
Herz Deutschlands, du schönes Kurhessen!

Ich kenne ein Land von der Werra zur Lahn,
Vom Mainstrom hinauf bis zur Weser,

Dort glänzen viel Städte in lenzigem Plan
Und Wild huscht durch Büsche und Gräser.
Dort stand meine Wiege am Fuldastrand,
Dort konnt' ich die Welt vergessen;
Grüß Gott dich, du Heimath, du herrliches Land,
Herz Deutschlands, du trautes Kurhessen!

Dort grüß ich die Schlösser im dunkelen Wald,
Die Städte und Flüsse im Thale,
Die Kirchen, d'rin Gottes Lob erschallt,
Und die Berge im Sonnenstrahle.
Grüß Gott, wo ich oft an der Mutter Hand
In Blüthen und Blumen gesessen!
Grüß Gott dich, du Heimath, du herrliches Land,
Herz Deutschlands, mein schönes Kurhessen!

Mannigfaltigkeiten.

Borsig, der Besitzer des großen Moabiter Eisenwerkes bei Berlin, hat die Gründung einer Arbeiterkolonie und eines Eisenwerkes in Gleiwitz (in Schlesien), wie sie großartiger in Europa noch nicht vorhanden sind, in Angriff genommen, und wird dieses Eisenwerk bereits mit dem 1. Oktober d. Js. in Betrieb gesetzt. Außer den erforderlichen kolossalen Arbeitsräumen hat der Fabrikherr über 200 Häuser erbaut, in denen die verheiratheten Arbeiter Wohnungen erhalten. Jedes Haus enthält für 12 Arbeiterfamilien eine aus Stube, Kammer und Küche bestehende Wohnung, außerdem sind Schulhäuser, eine Kirche und auch Vergnügungslokale, namentlich große Tanzsäle erbaut worden, und sogar ein großer Gasthof zur Aufnahme der Gäste ist vorhanden.

In den Zollvereinsstaaten betrug im Jahre 1866 das mit Tabak bepflanzte Ackerland 86,073 Morgen, und zwar in Preußen 30,352 Morgen, in Bayern 18,917 Morgen, in Sachsen 64 Morgen, in Württemberg 884 Morgen, in Baden 30,234, im Großherzthum Hessen 4679 Morgen, im Thüringen'schen Verein 907 Morgen, in Braunschweig 0,10 Morgen, in Oldenburg 0 Morgen. Die Menge des in den Zollvereinsstaaten gewonnenen Tabaks in getrockneten Blättern belief sich im Jahre 1866 auf 663,418 Zentner, nämlich in Preußen 233,288 Zentner, in Bayern 135,659 Zentner, in Sachsen 622 Zentner, in Württemberg 6760 Zentner, in Baden 243,740, im Großherzogthum Hessen 36,402 Zentner, im Thüringen'schen Verein 6946 und in Braunschweig 1 Zentner.

[Italienische Zustände.] Auf Sardinien ist ein eigenthümlicher Strike ausgebrochen, welcher gefährlicher werden kann als alle anderen — ein Strike der Heuschreckenvertilger. Das Municipium von Sassari hatte eine Prämie von 75 Cent. für jedes Kilogramm Heuschrecken ausgesetzt, und Alt und Jung machte sich auf die Jagd, so daß durchschnittlich 40 Zentner per Tag abgeliefert wurden. Aus Mangel an Mitteln sah sich der Gemeinderath veranlaßt, die Prämien zweimal zu reduziren, damit nahm aber auch der Eifer ab, und schließlich stellten die Sammler die Arbeit ein. Dieser Strike stellt aber das Schicksal der ganzen heurigen Ernte in Frage, und man wird die Prämien wieder zahlen müssen, obwohl man in dieser Angelegenheit auf den Gemeinsinn der ganzen Bevölkerung zählen sollte, um deren Loos es sich ja vor allem handelt. Die Stadt Sassari hat deßhalb 100,000 Lire aufgenommen, und mehrere andere infestirte Orte mußten ihrem Beispiel folgen.

In den Gemächern des Glaspalastes zu München sind zur Zeit (natürlich nur für die engsten Künstlerkreise) die Bilder ausgestellt, welche der jetzige König von Württemberg in dem Nachlasse seines Vaters vorgefunden, sie aber in seinem Hause nicht länger zu dulden Lust hat. Der verstorbene König war nämlich ein großer Freund von obscönen Bildern, wenn dieselben gut gemalt waren und die ganze aus mehr als 200 Bildern bestehende Sammlung wird diese Woche in München versteigert.

In Ungarn haben von 17,000 Dörfern mehr als 5000 noch gar keine Schulen; in 15,500 Gemeinden genießen die Mädchen keinen Unterricht; von 100 Bräuten können 85 ihren Namen nicht schreiben; von der gesammten männlichen Jugend besuchen 52 Prozent keinen Schulunterricht.

Logogryph.

Wie groß ich sei, du mußt beschränkt mich denken; —
Ein Zeichen mehr, so kann mich nichts beschränken.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 92:
Schaar, Haar, Aar.
Richtig gelöst von A. Ph.

Redakteur Gustav Wellert. — Druck und Verlag der F. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 110 Dienstag, 12. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Fortsetzung.)

„Ist es nicht genug, daß Du außer einem großen, um nicht zu sagen, dem größten Theil Deines Gehaltes die Revenuen unseres Vermögens für Dich allein verbrauchst? Gibst Du nicht ohnedieß genug Anlaß zur Klage gegen Dich durch Deine Nachtschwärmerei und Deine Vorliebe für Trinklokale, die für Deine Stellung so durchaus nicht paßt, und Dich endlich noch um dieselbe bringen wird? Mußt Du auch noch in dieser Art —“

„Bah, wer weiß es denn?“ Ihre Lebhaftigkeit setzte ihn einigermaßen in Verwunderung. „Beamte sollen allerdings nicht Schulden haben; doch, liebes Kind, meinst Du denn, Sollen sei hier gleich Haben oder Nichthaben? — Ich hätte Dich nicht für so einfältig gehalten. Uebrigens kann man das bei mir auch nicht Schuldenmachen nennen. Wir haben ja viel mehr, als zur Deckung derartiger Lappalien gehört; wir haben es nur nicht augenblicklich flüssig. Meine Freunde sind dazu gerade jetzt nicht im Stande, auch bin ich nicht gewöhnt und habe es ja auch noch nicht nöthig, um ein Darlehen zu bitten.“

„Noch nicht nöthig!“ wiederholte sie bitter. „Wenn es so fortgeht, kommt es bald genug dahin und noch weiter!“

„Ich weiß nicht, welcher böse Geist plötzlich in Dich gefahren ist! Mißbrauche meine gute Laune und Nachgiebigkeit nicht. Versetze Schmucksachen, Silberzeug, bis die Spengler'schen Zinsen eingehen!“

Sie hatte die Hände ineinander gefaltet und saß einen Moment regungslos. Diese Zumuthung — sie hätte einst nicht im Traum daran gedacht, daß sie ihr jemals gemacht werden könnte. Das trostlose Bild völligen und — selbstverschuldeten Ruins stand vor ihren Augen. Und nicht allein die Entbehrungen der Armuth, sondern auch die Schrecknisse des Elends, der Schande, durch ihre geschäftige und erregte Phantasie zum Ungeheuerchen vergrößert. „Meine Kinder!“ Die zusammengesunkene Gestalt richtete sich elastisch auf.

„Es muß anders werden, Friedemann, es muß und sollte ich darüber zu Grunde gehen! Meine thörichte Schwäche ließ Dich früher nach Belieben schalten; dann hoffte ich, Dein besseres Selbst werde wieder die Herrschaft gewinnen. Auch scheute ich den Kampf um bloßen Geldes willen und schämte mich desselben. Aber jetzt sehe ich ein, daß ich es den Kindern schuldig bin, ihnen wenigstens einen Theil ihres Erbes zu wahren, daß ich Dich nicht länger so fortwirthschaften lassen kann. Es ist mein und meiner Kinder Geld, das Du verschwendest.“

Er lachte spöttisch auf.

„Willst Du mich etwa unter Kuratel stellen lassen? Ah, jetzt begreife ich, was Du beim Justizrath Hill wolltest! Und was das Vermögen betrifft, so ist es nicht Dein, sondern mein. Ich habe darüber freie, unbeschränkte Disposition, so lange ich nicht Spuren von Unzurechnungsfähigkeit zeige. Und so weit ist es einstweilen noch nicht!“

Entmuthigt war sie in den Stuhl zurückgesunken. Wie hatte sie nur im Gefühl des natürlichen Rechts und der ihr obliegenden mütterlichen Pflicht vergessen können, daß die bestehenden Rechtssatzungen nicht identisch sind mit den natürlichen Rechten und Pflichten, daß sie denselben sogar oft entgegenstehen, und vornehmlich in diesem Punkt? Hatte sie sich doch erst vor wenigen Tagen durch die Worte eines Gesetzkundigen von dem überzeugt, was ihre Seele zu glauben sich sträubte — daß nämlich Weib und Kind dem Mann und Vater gegenüber bis zu einem gewissen Grade nicht allein schutzlos, sondern geradezu rechtlos sind.

Finster, mit mühsam niedergehaltenem Unmuth, hob er nach einer Pause an:

„Schöne Geschichten das! So also blamirt eine Frau, die sich tugendhaft dünkt, ihren allzu nachsichtigen Mann! Pfui, über solche heimtückische Verrätherei — sich hinter meinem Rücken zu beklagen, mich zu kompromittiren! Wenn Du so verfährst, muß meine Stellung freilich untergraben und schließlich unhaltbar werden. Dein ist die Schuld, wenn es einmal zum Aeußersten kommt, nicht mein!“

Unwillkürlich zuckte sie die Achseln; was ließ sich darauf erwidern?

„Ich will wissen, was Du bei dem Justizrath zu schaffen hattest!“ fuhr er auf. „Hörst Du, ich will's wissen! Rede, oder —“

Sie erhob wieder den Kopf und sagte mit zittern-

der, verschleierter Stimme, doch mit einer Art verzweiflungsvoller Entschlossenheit:

„Ich wollte mit ihm Rücksprache über einen Antrag auf Scheidung nehmen.“

Diese Erklärung überraschte ihn so sehr, daß er sie im ersten Moment kaum zu fassen schien. Mechanisch wiederholte er:

„Antrag auf Scheidung?“

„Wer hätte gedacht, daß es zwischen uns jemals dahin kommen könnte!“ seufzte sie.

„Aber ich denke nicht an Scheidung!“ rief er, noch immer nicht ganz mit sich im Klaren. „Und Du hast keinen Grund, um sie durchzusetzen, selbst wenn Du wolltest.“

„Das sagte mir der Justizrath auch!“ Schmerz und Bitterkeit wallten zu lebhaft in ihr auf, um sie mit diesem Geständniß zögern zu lassen. „Erst das brutalste Benehmen des Mannes, seine gemeinste Verworfenheit berechtigt zu diesem Antrage. Als wären Brutalität und Gemeinheit nicht so relative Begriffe, wie andere! Als empfände der Eine nicht schon das als etwas Unerträgliches, was den Andern ein amüsanter Spaß dünkt! Ich hatte keine Ahnung davon, wie wenig, wie gar nichts wir Frauen als Menschen gelten, wie das von Männern gegebene Gesetz uns erniedrigt, herabwürdigt, zu Sklavinnen macht!“

„Du solltest einen Vortrag über die Stellung der Frauen und die Nothwendigkeit ihrer Emanzipation halten!“ spottete er. „Aber vorher werde ich Dir noch einiges Material dazu liefern und Dir praktisch beweisen, was der Justizrath Dir, ich sehe es an Deiner Niedergeschlagenheit, theoretisch erklärt hat. — Ein Antrag auf Scheidung!“ Sein Unwille, seine Empfindlichkeit brach immer mehr hervor. „Du sollst fortan Ursache haben, solche Ideen und Wünsche zu hegen! Und wenn ich täglich erst des Morgens nach Hause komme, wenn ich Dir kaum den nothdürftigen Unterhalt von dem gewähre, was Du so hochtrabend Dein Geld nennst, und dieses nach Belieben verwende — so ist das noch immer kein Scheidungsgrund. Ich darf Dich sogar körperlich züchtigen, falls es nur nicht zu lebens- oder gesundheitsgefährlichen Verletzungen kommt. Ja, meine Gute —“

(Fortsetzung folgt.)

Zum Prozeß Chorinsky.

Ein höchst merkwürdiges Dokument zum Prozeß Ebergenyi-Chorinsky finden wir heute in einigen Blättern unter Münchener Chiffre. Es ist ein Bericht des Polizeidirektors in München, Hrn. Karl v. Burchtorff, der Aufklärung gibt über die Verhaftung des Grafen Gustav Chorinsky und den wir nach dem „Wiener Tagblatt“ hier wiedergeben:

Karl v. Burchtorff, königlicher Polizei-Direktor in München.

Als ich am 23. November Abends zwischen 9 und 10 Uhr von dem Jour habenden Beamten die Nachricht von der Auffindung der Leiche der Gräfin Chorinsky-Ledske erhalten und die bei derselben vorgefundenen Papiere, insbesondere eine letztwillige Verfügung vom Jahre 1864 durchgesehen hatte, in welcher von dem Grafen Gustav Chorinsky — ihrem Manne — die Rede ist, der sie ungerecht verstoßen habe, faßte ich sogleich die Meinung, daß, wenn überhaupt ein Verbrechen vorliegen würde, dasselbe vielleicht von dem Manne der Ermordeten ausgegangen sein könnte. Ich habe deßhalb, nachdem die entsprechenden polizeilichen Maßnahmen wegen Sicherung des Thatbestandes getroffen waren, an die k. k. Polizeidirektion Wien das Telegramm abgesendet. In diesem Telegramm habe ich um Verständigung der Verwandten von dem Falle gebeten und neben dem Manne der Verstorbenen absichtlich ihre Schwägerin, Gräfin Auersperg, genannt, um die Betreffenden vollständig sicher zu machen. Am Montag den 25. November erschien in Folge des Telegrammes Graf Chorinsky sen. Morgens 8 Uhr auf meinem Bureau, stellte sich mir als k. k. Statthalter von Niederösterreich mit dem Bemerken vor, daß er mit seinem Sohne, Gustav Chorinsky, k. k. Oberlieutenant, hieher gekommen sei und mich um die näheren Umstände des Ablebens seiner Schwiegertochter bitten müsse. Es war mir sogleich sehr auffallend, daß der junge Graf, obgleich bei den Ereignissen am nächsten betheiligt, nicht bei mir erschien, und auf meine Frage, wo er sich aufhalte, erhielt ich vom Grafen Chorinsky zur Antwort, daß er in dem Gasthofe „zum bayerischen Hof“ zurückgeblieben sei, weil er aufgeregt und erschöpft sei.

Ich theilte sodann dem Grafen Chorinsky sen. mit, daß die Ursache des Todes seiner Schwiegertochter nicht festgestellt und nur wahrscheinlich sei, daß sie Gift bekommen haben müsse.

Darauf fragte Chorinsky, ohne daß ich den wahrscheinlichen Giftstoff bezeichnet habe: „Doch nicht etwa Cyankali?“

Die Aeußerung ist vielleicht durch den Umstand zu erklären, daß dieser Giftstoff ein spezifisches Wiener Präparat ist, mir war es jedoch sehr auffallend. Im Verlaufe des weiteren Gespräches fragte ich ihn auch, ob er oder sein Sohn nicht die Leiche der Unglücklichen sehen und von ihrer letzten Wohnung Einsicht nehmen, so wie dem Leichenbegängniß beiwohnen wollten?

Alles dieß wurde an diesem Vormittage entschieden abgelehnt, so daß ich mir den eigentlichen Grund ihrer Reise nach München nicht erklären konnte.

Sie wollten damals, nach Angabe des Grafen Chorinsky sen., noch am nämlichen (Tage) Abende nach Wien zurückkehren.

Bei einem längeren Gespräche mit dem Grafen Chorinsky sen. theilte er mir seine Familienverhältnisse mit, namentlich auch den Lebenslauf seines ältesten Sohnes Gustav Chorinsky, daß derselbe seit ungefähr drei Jahren von seiner Frau freiwillig getrennt sei, und zwar in Folge heftiger Auftritte in seinem eigenen Hause; daß er (Chorinsky sen.) bei dem Wiedereintritte seines Sohnes in die österreichische Armee die Heiraths-kaution, 12,000 fl. österr. Währ., gestellt habe und seit der Trennung seiner Schwiegertochter die Zinsen hieraus mit monatlich 50 fl. derselben an ihren jeweiligen Aufenthaltsort unter der Adresse: „Madame de Lebske" mit Angabe der Wohnung versendet habe.

Auf meine weitere Frage, ob sein Sohn nicht irgend eine Verbindung mit einer Dame in Wien habe, antwortete er mit aller Bestimmtheit, „es sei ihm davon nichts bekannt und er glaube es auch nicht, weil sein Sohn ein ganz eingezogenes und sparsames Leben führe, so daß er mit ihm jetzt in allen Beziehungen zufrieden sei."

Graf Chorinsky sen. sagte mir damals nicht, daß er, ehe er zu mir kam, bereits auf der österreichischen Gesandtschaft gewesen sei und von dem Legationsrathe Zwierzina umständliche Aufschlüsse über die in der Stadt kursirenden Gerüchte über die Ermordung der Gräfin Chorinsky und die muthmaßlichen Motive hiezu erhalten habe. Er theilte mir dieß erst kurz vor seiner Abreise am Mittwoch Abends mit und suchte damit den Umstand zu rechtfertigen, daß er seinen Sohn nicht mit zu mir gebracht habe.

Ich führte den Grafen dann zum Untersuchungsrichter und hatte vor, den jungen Grafen in seinem Gasthofe aufzusuchen. Durch ein dringendes Geschäft hievon abgehalten, blieb ich auf meinem Bureau bis ungefähr 12 Uhr, wo Graf Chorinsky sen. wieder erschien. Ich erklärte ihm hierauf, nunmehr seinen Besuch erwidern zu wollen und mich mit ihm in seinen Gasthof zu verfügen, wobei ich die Absicht hatte, den jungen Grafen zu sehen und kennen zu lernen, weil ich ihn wahrscheinlich außerdem nicht zu Gesicht bekommen hätte.

Es schien dieß dem Grafen Chorinsky nicht sehr angenehm zu sein, gleichwohl ging ich mit ihm durch das Fingergäßchen auf den Promenadeplatz, und hier fiel mir auf, daß Graf Chorinsky nicht unmittelbar in den Gasthof hineingehen wollte, sondern mich auf dem Platze selbst, angeblich, um die dortigen Monumente zu sehen, herumführte, obgleich er diese Monumente keines Blickes würdigte. Als er gegenüber der Einfahrt zum Gasthofe gelangte, gingen wir direkt auf dieselbe zu, und ich war überrascht, in dieser Einfahrt, und zwar ziemlich im Schatten verborgen, einen Mann zu sehen, den mir der alte Graf als seinen Sohn vorstellte. Er schien mir sehr bestürzt, als er hörte, daß ich der Polizei-Direktor sei und ihn besuchen wolle, und wir verfügten uns zusammen auf das rückwärts über zwei Stiegen gelegene Zimmer, welches die Grafen innehatten.

Hier fragte ich den jungen Grafen, ob er die Leiche seiner Frau und ihre letzte Wohnung nicht sehen, ob er dem Begräbnisse nicht beiwohnen wolle. Er lehnte dieß bestimmt ab, unter dem Vorgeben, daß er von seiner Frau schon seit Jahren nichts mehr habe wissen wollen, und daß er theils von der schrecklichen Nachricht, theils von der Reise so sehr erschöpft und überdieß nur in Reisekleidern sei, welche er bei seiner schnellen Abreise von Wien habe entlehnen müssen.

Mir machte dieser Mann, anscheinend 35—36 Jahre alt, nach seiner äußeren Erscheinung, so wie nach seinem scheuen und zurückhaltenden Benehmen, den subjektiven Eindruck, daß an seiner Schuld nicht gezweifelt werden könne.

Er hatte Beinkleider und einen Rock an, die offenbar nicht für ihn gemacht waren, und schien meinen Blicken möglichst auszuweichen. Da Graf Chorinsky sen. an diesem Vormittage noch den österreichischen Gesandten Grafen Trautmannsdorf sprechen wollte, so erbot ich mich, ihn sammt seinem Sohne in das Gesandtschaftslokale zu führen, und wir gingen zusammen, ich in der Mitte, vom „Bayerischen Hof" in die Ludwigsstraße.

Auf diesem Wege blieb der junge Graf mehrmals zurück, schaute sich scheu und verlegen um, namentlich wenn uns ein Gendarm begegnete, und erkundigte sich angelegentlich nach der Aufgabe der Gendarmen.

An dem Gesandtschaftshotel angekommen, glaubte ich nichts Anderes, als daß die beiden Grafen in dasselbe eintreten würden; allein der junge Graf blieb zurück, angeblich weil er nicht entsprechend angezogen sei. Ich ging sodann mit ihm die Ludwigsstraße entlang, und hier theilte er mir mit, daß er keine Zivilkleidung besitze, daß er die Kleider, welche er anhabe, behufs seiner Reise nach München habe entlehnen müssen, daß er, da die Zinsen aus dem Heirathskautionskapitale von seiner Frau bezogen wurden, lediglich auf seine Gage angewiesen sei, und daß ich mir wohl deßhalb denken könnte, wie schlecht seine pekuniären Verhältnisse stünden.

Ungefähr um halb 2 Uhr verließ ich ihn, nachdem ich zuvor schon seine genaueste Ueberwachung angeordnet hatte.

Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr war ich wieder in der Ludwigsstraße, wo ich beide Grafen, welche inzwischen in ihrem Hotel Mittag gemacht hatten, wieder traf und sie einlud, bis 6 Uhr Abends zu mir auf das Bureau zu kommen.

Da ich inzwischen zu dem Minister des Innern gerufen worden war, kam ich erst um halb 7 Uhr auf mein Bureau, wo Graf Chorinsky sen. auf mich wartete, während der junge Graf die ganze Zeit vor dem Polizeigebäude auf und ab ging. Erst auf meine dringende Aufforderung, doch zu mir heraufzukommen, trat er bei mir ein, und nun erfuhr ich, daß die Beiden ihren Entschluß geändert hatten, daß sie nicht mehr an

diesem Abende abreisen, sondern dem Leichenbegängnisse gleichwohl beiwohnen wollten.

Nachmittags 3 Uhr hatte ich einen Besuch von dem österreichischen Legationsrathe Zwierzina empfangen und von demselben erfahren, daß der österreichische Offizier, welcher sich vor mehreren Wochen an ihn um Recherchen über den Aufenthalt der Madame de Ledèle gewendet hatte, der österreichische Oberlieutenant Graf Chorinsky gewesen sei, daß er Letzteren damals nicht gekannt, aber nun aus Anlaß dieses fraglichen Ereignisses von dem österreichischen Gesandten Grafen Trauttmannsdorff gehört habe, daß der Statthalter Chorinsky ein Ehrenmann sei, dieser sein Sohn aber nichts tauge und ihm schon viel Verdruß und Kummer gemacht habe; es sei diese Aeußerung um so bezeichnender, als Graf Trauttmansdorff ein Mann von ungemein mildem und nachsichtigem Urtheil sei.

Alle diese Wahrnehmungen und Mittheilungen ließ ich durch meinen Kommissär Bauer in das Untersuchungsgericht gelangen und hielt in Erwartung des Verhaftungsbefehls die beiden Grafen auf meinem Bureau zurück.

Als der Haftbefehl ungefähr um acht Uhr bei mir eintraf, eröffnete ich sofort denselben den beiden Grafen, worüber der jüngere in die größte Bestürzung gerieth und die Zulässigkeit seiner Verhaftung deßhalb bestritt, weil er österreichischer Unterthan und überdieß Offizier, deßhalb der Militär-Gerichtsbarkeit allein untergeordnet sei.

Alle Belehrungen unter Hinweis auf unsere strafgesetzlichen Bestimmungen brachten ihm keine andere Ueberzeugung bei, was insoferne von Bedeutung sein mag, als es die Unvorsichtigkeit seiner Reise von Wien nach München erklären kann.

Graf Chorinsky sen. entfernte sich von mir, um einerseits die Rücknahme des Haftbefehles und andererseits die diplomatische Intervention zu erwirken, und blieb anderthalb Stunden aus, während welcher Zeit ich mit dem Grafen allein war.

Während dieser langen Zeit zeigte sich der Graf im höchsten Grade exaltirt, verpfändete hundertmal sein Ehrenwort, daß er unschuldig sei, und äußerte unter Anderem auf meine Frage, daß seine Frau eine heftige, leidenschaftliche Person gewesen sei, daß er sie hasse, unauslöschlich hasse, daß sie sein ganzes Lebensglück zerstört habe u. s. w.

Als nach der erfolgten Zurückkunft des Grafen Chorinsky die Abführung des Sohnes in die Frohnfeste ins Werk gesetzt wurde, fiel der Sohn dem Vater wiederholt um den Hals, und ich beobachtete, daß er ihm etwas ins Ohr flüsterte, was ich, da es überdieß, wie es schien, in czechischer Sprache war, nicht vernehmen konnte.

Der Graf Chorinsky sen. besuchte mich am Dienstag und Mittwoch fast zu jeder Zeit und auf viele Stunden und ließ mich bei seinem Abschiedsbesuche einen Brief lesen, welchen sein Sohn aus dem Gefängnisse an ihn geschrieben hatte. In diesem Briefe ist unter vielen Unschuldsbetheuerungen der Auftrag enthalten:

„Sage meiner Julie, daß ich unschuldig bin.

Auf meine Frage, wer denn diese Julie sei, mit welcher sein Sohn in so intimen Verhältnisse stehe, antwortete der Vater:

„Es sei eine entfernte Verwandte, heiße Ebergenyi und habe er von diesen Verhältnissen erst in den letzten Tagen durch seinen Sohn Kenntniß erhalten.“

„Letztere Aeußerung machte er, nachdem ich ihn auf den Widerspruch, welchen er mir am Montag gelegentlich einer Aeußerung machte, aufmerksam gemacht hatte.

Schließlich bemerke ich, daß Graf Chorinsky sen. gleich beim ersten Male, als er bei mir war, und dann später wiederholt sagte, sein Sohn habe gleich bei der Nachricht von dem Tode seiner Frau den Entschluß gefaßt, nach München zu reisen, und er, der Vater habe ihn nur nicht allein reisen lassen wollen.

Burchtorff. Geiger. Müller.

Mannigfaltigkeiten.

Am 24. April starb zu Leyden im Alter von 58 Jahren Dr. Te Winkel, Mitglied der Amsterdamer Akademie der Wissenschaften, der sich durch das mit Professor de Vries unternommene große Wörterbuch der holländischen Sprache und andere Arbeiten auf dem Gebiete der niederländischen Sprachkunde eine hervorragende Stellung unter den Germanisten seiner Heimath erworben hatte.

Auflösung der Charade in Nr. 93:

Mancher muß in „Ketten“ schmachten,
Weil die „Rechnung“ ihn betrog,
Und er auf ein falsches Trachten —
Auch ein falsches Facit zog.
„Kettenrechnung“ — gute Rechnung,
Wenn mit Ehrlichkeit gepaart?
Mindestens bleibt die Begegnung
Mit der Kette — dann erspart.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. Bb.

Redakteur Gustav Weiffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 111 Mittwoch, 13. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Fortsetzung.)

Sie sprang auf, unterbrach ihn flehend:

„Friedemann, Dir selbst muß unser Verhältniß nachgerade unerträglich werden! Laß uns ein freundschaftliches —"

„Mir unerträglich? Durchaus nicht. Reizest Du mich zur Ungeduld, zum Zorn, wie es jetzt Deine Absicht scheint, verkennst Du die Stellung der Frau, so werde ich Dir die Letztere schon begreiflich machen."

Sie hatte nicht auf seinen Einwand geachtet, sondern, ihm die gefalteten Hände entgegenstreckend, weiter gesprochen:

„— — ein freundschaftliches Uebereinkommen treffen. Du behältst das Geld — Alles! Du setzest mir nur so viel aus, als ich zur Erziehung der Kinder nothwendig brauche. Für mich will ich selber sorgen, will arbeiten! Erbarme Dich, gehe darauf ein!" Sie machte eine Bewegung, sich ihm zu Füßen zu werfen. „Es geschieht ein Unglück, wenn Du nicht darein willigst! Ich — ertrage es — nicht länger!"

„Welcher Einfall! Weißt Du nicht, daß nur dem schuldigen Theil die Kinder abgesprochen werden? Spiele gefälligst nicht Komödie! Wenn Dich ein zärtliches Gefühl für Deinen einstigen Bewerber aus meinem Hause treibt, dann gehe immerhin — obgleich mir das, um des Skandals willen, nicht gerade angenehm wäre. Aber die Knaben bleiben hier. Nicht als würde ich mich um den Verlust des eigensinnigen Trotzkopfs, Deines Goldsöhnchens, besonders härmen! Allein um des Prinzips willen könnte ich Dir auch diesen nicht mitgeben, wenn Du mir eine Theilung in dieser Hinsicht vorschlagen solltest."

„Ich, eine Theilung der Kinder vorschlagen? Dir Leo überlassen?" Auf seine ehrenrührige Beschuldigung hatte sie nicht geachtet; dieser Gedanke aber brachte sie fast außer sich. „Arnold in Deinen Händen ginge nicht zu Grunde. Trotz, Hochmuth und Selbstgerechtigkeit würden zwar, wie leider auch jetzt, ungebührlich in ihm genährt; er lernte Dich schließlich nicht nur hassen, sondern auch verachten; er würde nur unglücklich, doch nicht wahrhaft schlecht. Der Kleine dagegen! Er, mit seinem leichten, beweglichen Sinn, dem regen Nachahmungstriebe, der des guten Beispiels bedarf! Lieber wollte ich sterben, ja, ihn todt vor mir sehen, als ihn Dir überlassen. Zwar kann ich, Gott sei es geklagt, nur wenig auf ihn einwirken, aber —"

Ihre Herzensangst hatte sie zu einer alle Schranken der Vorsicht und Klugheit durchbrechenden Offenheit hingerissen. Sie machte ihn damit nur heftiger, gereizter. Ein Faustschlag auf den Tisch, der das darauf befindliche Geschirr erklirren ließ, unterbrach sie. Doch nur für einen Moment.

„Nur zu! Zeige Deine überlegene Kraft, Deine männliche Kraft auch in verhältnißmäßig nüchternem Zustande in solchen Manifestationen, wie sonst nur zuweilen in der Unzurechnungsfähigkeit der Trunkenheit! Es entspricht das ganz Deiner Stellung als Leiter einer Schule, als Vorbild für die heranwachsende Generation! Ich bin so weit, daß ich mich um nichts mehr kümmere!" Ihr verstörtes Gesicht, der unstäte, fast wilde Ausdruck ihres Blickes bewies, daß sie die Wahrheit sprach. „Nun, warum läßt Du die Hand sinken? Schlage mich, mißhandele mich ernstlich, gefährlich! Das wäre doch ein Scheidungsgrund?"

„Daß ich ein Narr wäre, Dir so den Willen zu thun!" Er lachte heiser und unterdrückte mit ungewohnter Kraftanstrengung einen neuen Ausbruch der Heftigkeit. „Noch gibt es Mittel, Deine Gelüste nach Unabhängigkeit, Deine Beleidigung des Mannes und Vaters in mir zu strafen und der Wiederholung der Letzteren für immer vorzubeugen. — Arnold —!" erhob er seine Stimme, daß es durch das ganze Haus hallte.

Er erschreckte sie so sehr, daß sie an allen Gliedern zu zittern begann und alles Vorhergegangene vergaß.

„Er macht seine Arbeiten — laß ihn, ich bitte Dich!"

Er wiederholte seinen Ruf.

„Dein Söhnchen ist in der That sehr wohlgezogen, sehr folgsam!" höhnte er. „Ich muß mich seiner Erziehung ernstlicher annehmen, selbst auf die Gefahr hin, daß er mich — haßt und verachtet. — Was fehlt denn wieder dem Kleinen?"

Durch das Oeffnen einer Thür war das Geschrei Leo's vernehmbar.

„Leo ist gar zu unartig und verwöhnt, ich muß strenger gegen ihn sein. Aber Friedemann, Du wirst doch nicht etwa Arnold entgelten lassen, was ich Dir sage? Ich bitte Dich —"

Er lachte bitter.

„Wie demüthig nun, trotz der Drohung gegen den Kleinen!"

Ihre angstvolle, beschwichtigende Einrede war nicht allein durch seine ungeduldige Geberde, sondern auch durch das Aufgehen der Thür abgeschnitten.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 2. Mai 1868.

Der Vizepräsident des Zentralkomites Kaufmann Heinrich Ritter v. Maurer ist so eben aus Leipzig zurückgekehrt, wo er dem alljährlichen daselbst während der Frühjahrsmesse stattfindenden Schützenkommerce als Delegirter des Zentralkomite's beigewohnt hat. Der von Ritter v. Maurer über seine Mission erstattete Bericht bestätigt in der erfreulichsten Weise das rege Interesse und die herzliche Theilnahme, welche auch die Stammesgenossen aus dem Norden dem bevorstehenden Nationalfeste als solchem und insbesondere dem Festorte Wien entgegentragen.

Ritter v. Maurer wurde in der Versammlung wahrhaft brüderlich begrüßt, mußte den Ehrenplatz neben dem Präsidenten einnehmen und konnte im Verlaufe des Abends kaum oft genug das Wort ergreifen, um die sich stets erneuernden Beweise innigster Sympathien für das bevorstehende Festunternehmen für Wien und seine Bewohner, für das Zentralkomite u. s. f. mit eben so warm empfundenen Worten des Dankes zu erwidern.

In der Versammlung waren 26 verschiedene Schützenvereine vertreten, und allseitig wurde die Versicherung abgegeben, daß Sachsen sein Schützenkontingent vollzählich zum Feste entsenden werde.

Ritter v. Maurer wurde übrigens auch persönlich in der zuvorkommendsten Weise ausgezeichnet, wofür derselbe sämmtlichen Theilnehmern des Kommerces, insbesondere aber den Herrn Dr. Hanbold, Dr. Stier, Trütschler wiederholt aufrichtigen Dank bietet.

Bei der Abreise wurde Herrn v. Maurer noch eine besondere Ueberraschung zu Theil, beim Heraustreten auf den Perron des Bahnhofes nämlich, wohin er von sämmtlichen Kommerctheilnehmern begleitet worden war, wurde er durch die Klänge einer von Letzteren eigens dahin beorderten Musikkapelle und durch Zuruf von allen Seiten begrüßt, welche sich bis zur Abfahrt des Zuges ununterbrochen wiederholten.

Herr v. Maurer konnte diese Zeichen aufrichtiger Sympathie nicht auf sich beziehen, sondern hat sie zunächst nur als den Ausdruck der erfreulichsten Theilnahme für das bevorstehende Bundesfest mit tiefgefühltem Danke entgegen genommen.

Vor Leipzig hatte Ritter v. Maurer Hamburg besucht, wo er ebenfalls die herzlichste Aufnahme fand und die Ueberzeugung gewann, daß auch dort eben so reges als aufrichtiges Interesse für das Bundesschießen, so wie für den Festort und die Festunternehmer herrscht.

Aus Hamburg allein dürften sich 70 bis 80 Schützengäste in Wien einfinden.

Der Vorstand des Württembergischen Schützenbundes, dessen Vorort gegenwärtig Ulm ist, hat einen Aufruf an die Schützen Württembergs behufs der Anmeldungen zur Betheiligung am Bundesschießen und der Widmung von Ehrengaben erlassen und hieher bekanntgegeben, daß sich mindestens 400 Schützen bei dem Feste in Wien einfinden werden. Dieselben werden die Reise gemeinschaftlich machen, und ist der 24. Juli für die Abfahrt bestimmt.

Der württembergische Schützenbund wird als solcher mehrere Ehrengaben stiften, außerdem sind aber auch von den einzelnen Schützen-Gilden und Vereinen Festgaben zugesagt.

Die Schützengesellschaft in Karlsruhe hat 50 Stück Festgulden des zweiten badischen Landesschießens als Ehrengabe auf eine der Festscheiben eingesendet, und hiebei dem Bedauern lebhaften Ausdruck gegeben, daß die Gabe aus dem Grunde in so bescheidenem Maße gehalten werden mußte, weil das vom erwähnten Landesschießens herrührende Defizit die Beschränkung der Vereinsausgaben nothwendig macht und die Opferwilligkeit der Mitglieder auf lange Zeit in Anspruch nimmt.

Das Zentralkomite hat so eben die Offertverhandlung zur Herstellung der Scheibenstände, Glocken, Apparate, der Kugelfang-Dämme, Schutz- und Blendholzwände ausgeschrieben.

Der Kugelfang hinter den Scheiben wird aus einem 11 Fuß hohen Erddamm und einem 6 Fuß hohen Aufsatze von geschlichtetem Holze bestehen.

Die Weinkarte für die Festwirthschaft ist definitiv festgesetzt. Es werden auf derselben 22 Gattungen österreichischer Weine und 17 Sorten Ausländer-Weine, von den renommirtesten Firmen geliefert, vertreten sein.

Vorläufig sind zur Bestellung in Aussicht genommen 12,500 Flaschen Ausländer-Weine, 17,500 feine Oesterreichische Bouteillen-Weine und 160,000 Flaschen Schützenwein, zusammen 190,000 Flaschen.

Diese Ziffer, im Zusammenhange mit der sorgfältigen Auswahl, die getroffen wurde, bürgt dafür, wie gut es das Wirthschaftskomite mit der Befriedigung der Bedürfnisse der Festgäste in dieser Richtung meint.

Habt Mitleid!

„Habt Mitleid, Herr, mit einem armen
Verlass'nen vaterlosen Kind!
Vergebens fleh' ich um Erbarmen
Seit Stunden hier im Frost und Wind.
Ach, lieber Herr, geht nicht vorüber,
Erbarmt, erbarmt Euch uns'rer Noth:
Daheim liegt Mutter krank am Fieber,
Und seit 'nem Jahr ist Vater todt!"

Kennt Ihr, Ihr Reichen dieser Erde,
Kennt Ihr des Hungers Klaggestöhn?
Habt Ihr die flehende Geberde
Der bittern Armuth schon geseh'n?
Wie? und es hat Euch nicht getrieben,
Zu helfen hier mit Eurem Gut?
Wie? und das Herz ist kalt geblieben,
Das Menschenherz von Fleisch und Blut?

Weh'! weh' Euch Reichen, die Ihr Glieder
Am Leibe Christi heißen wollt
Und herzlos bei der Noth der Brüder
Verschließt des vollen Seckels Gold!
Ist's denn so süß, sich zu ergötzen
An Mammons eitlem Glanz und Schein?
Ist's denn so schwer nur, reich an Schätzen
Und doch noch Mensch und Christ zu sein?

Geht! geht! das ist nicht Gottes Wille,
Daß Ihr die Armuth darben laßt,
Indessen Ihr des Reichthums Fülle
In schnöder Ueppigkeit verpraßt;
Das kann vor Gott nicht Gnade finden,
Der, was da elend, doppelt liebt,
Wenn man im Dienste eitler Sünden
Sich aller Menschlichkeit begiebt.

Was soll dem Leibe Sammt und Seide
Und das Gefunkel d'rum und d'ran,
So lang ein Mensch im Lumpenkleide
Die Blößen kaum bedecken kann?
Was soll in festlich-frohen Kreisen
Im gold'nen Becher gold'ner Wein,
So lange Wittwen noch und Waisen
Um trocken Brod gen Himmel schrei'n?

O, Freunde! opfert dem Genusse
Nicht länger mehr des Reichthums Gold!
Bedenkt, daß Ihr vom Ueberflusse
Die armen Brüder speisen sollt!
O himmlisch-seliges Entbehren,
Das gern des Bruders Sorge theilt!
O süßes, wonniges Gewähren,
Das fremdes Weh' durch Wohlthun heilt!

Carl Twelckmeyer.

Mannigfaltigkeiten.

Der vor einiger Zeit erwähnte Mord der Familie Shemarin in Tambow wurde durch den Gymnasiasten Gorski begangen, der seine That eingestanden hat. Nicht uninteressant auch für weitere Kreise sind die einzelnen Umstände dieses siebenfachen Mords, welche der Verbrecher schriftlich dargelegt hat. Danach hat der Kaufmann Shemarin sieben Tage vor Verübung des Verbrechens 3000 R. empfangen und dieselben seiner Frau zur Verwahrung übergeben. Diese ließ darauf die Summe durch die Kinder überzählen und bat den im Hause anwesenden Gorski, darauf zu sehen, daß die Kinder richtig zählten. Gorski erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß binnen Kurzem noch mehr Gelder eintreffen sollten. Seit der Zeit verfolgte er den Plan des Mordes, zu dessen Verübung er sich einen Revolver kaufte und einen Todtschläger bestellte, den er als ein zu gymnastischen Uebungen zu verwendendes Instrument darstellte. Um die Hausbewohner an plötzliche Detonationen zu gewöhnen und so bei der Verübung der That durch die ersten Schüsse nicht gleich einen unzeitigen Lärm zu veranlassen, schoß Gorski im Laufe von fünf Tagen wiederholt aus dem Revolver, wozu er natürlich Zündhütchen ohne Kugeln benutzte. Die Kinder interessirten sich lebhaft für diese Belustigung, Shemarin selbst ermuthigte die Spielenden, und die Zimmer des Hauses ertönten nicht selten von diesen Schüssen. Um dieser Belustigung vollends den Anstrich eines reinen Scherzes zu geben, wählte Gorski gewöhnlich den Augenblick, wo eines der Familien-Mitglieder etwas nachdenklich war; er schlich sich dann heran und feuerte vor dem Ohre des Zerstreuten das Zündhütchen ab, was gewöhnlich ein allgemeines Gelächter und allerlei Scherze über den Erschrockenen hervorrief. Von dieser Seite sichergestellt, erwartete Gorski den günstigen Augenblick zur Verübung der That. Am 13. März schritt Gorski während der Abwesenheit des Herrn und der Frau vom Hause und des Stubenmädchens zum Morde. Das erste Opfer war der älteste Sohn Shemarin's, dann kam die alte Mutter an die Reihe. Den Hausdiener erschoß Gorski, als er gerade mit der Köchin Thee trank. Als diese den Schuß hörte, lachte sie, da sie ihn für einen einfachen Schreckschuß hielt: es war dieß ihr letztes Lachen, denn ein folgender Schuß streckte sie todt zu Boden. Nachdem Gorski die im Hause befindlichen Personen ermordet, wollte er die nach Hause zurückkehrende Frau Shemarin gleich im ersten Zimmer erschießen, der Schuß versagte jedoch. Die unglückliche Frau, welche glaubte, daß Gorski wieder Scherz treibe, bat diesen, aufzuhören, da sie diese Schüsse fürchte, aber gleich darauf sank sie von einem neuen Schusse getroffen todt zu Boden.

Durch die Verhaftung einiger Mitglieder und Leiter des Rebellen-Ordens Kuk-Klux-Klan in Amerika sind auch dessen Satzungen in die Hände der Justiz gefallen. Ihre Logen heißen „Höhlen“, ihre Großloge „oberster Cyklopenrath“, ihr Großmeister „Großcyklop“. Als die Polizei in die eine Höhle eindrang, fand sie auf dem Tisch in der Mitte der Halle einen Todtenschädel, dessen die Verschworenen bei der Eidesleistung bedürfen. In den Statuten ist klar gesagt, daß der Zweck des Bundes dahin gehe, den Süden mit allen Mitteln zu schützen, „wäre es auch durch Mord,“ und der Schwur sei gethan, „sich durch Nichts von der Verfolgung dieses edlen Zweckes abschrecken zu lassen“. Beim Eintritt in die Loge erwirkt ein zweimaliges Klopfen und die Loosung: „Unser Vertrauen ...“ den Zulaß. Die Schildwache von Innen antwortet auf die erwähnte Parole mit dem ergänzenden Zusatz: „... ruht in Gott!“ Bei der Eidesleistung halten alle anwesenden Mitglieder einen Dolch gegen die Brust des Aufzunehmenden gezückt und schwören dabei, falls er zum Verräther werde, ihn unnachsichtlich zu tödten. Der neue Bundesbruder selbst legt die Hand auf den Todtenschädel und gelobt das Geheimniß weder durch Zeichen, Wort noch That je zu verrathen. „Thue er es doch“ — so lautet die Formel — „so möge sein eigener Kopf wie dieser grinsende Schädel werden; seine Familie und seine Nachkommenschaft möge der Ehrlosigkeit verfallen und sein eigener Name der von Hunden und H.... sein.“ Was der Großcyklope befiehlt, das verspricht der Aufgenommene ohne Weigerung auszuführen. Er schwört, unter allen Umständen ächte Treue dem Süden und seinen Interessen, so wie sie der oberste Cyklopenrath auslegt,“ und weiter, daß „alle Radikalen und alle Neger, die sich den Interessen der Grundeigenthümer von Tenessee widersetzen, auf immer als Feinde betrachtet werden sollen, und daß ihnen kein anderer Willkomm werden soll, als ein gastliches Grab, zu dem ich ihnen mit blutiger Hand verhelfen will.“ ... Es liegt auf der Hand, daß es Pflicht der Unionsregierung und aller rechtschaffenen Unions-Bürger ist, diese Mordbande auszurotten.

(Die Preußen kommen!) Vorige Woche machten die Mitglieder eines Wiener Rudervereins eine Uebungsfahrt stromaufwärts gegen Greifenstein. Die Mitglieder dieses Vereins tragen Mützen, welche in Schnitt und Farbe denen der preußischen Kommodekappen ähnlich sind. Ein Bauernjunge sah in der Nähe von Höflein an der Donau die kühnen Schiffer, er hatte aber im Jahre 1866 auch die Preußen gesehen und hielt daher die Mitglieder des Wiener Rudervereins für nichts weniger als für feindliche Preußen, welche mitten im Frieden auf Requisitionen ausfahren. „Hoda, die Preußen kema“, lief er einem Manne zu, und Beide setzten nun die ganze Gegend in Furcht und Allarm. Ein Urlauber von Heß-Infanterie klärte endlich die erschreckten Landleute, die mit Roß und Wagen bereits die Flucht ergreifen wollten, genügend auf und erst im Gasthause überzeugten sich die tapfern Bauern, daß sie eine Gesellschaft von fidelen Wienern vor sich hatten, welche blos Requisitionen in der Küche und im Keller des Wirthes gegen baare Bezahlung vornahmen.

Roszа Sandor, trotz mehrfacher Dementis dennoch der wirkliche Rosza Sandor, welcher aus Anlaß der Geburt der kaiserlichen Prinzessin begnadigt wurde, hat am 4. Mai beim Ministerpräsidenten Graf Andrassy seine Aufwartung gemacht, und für die k. Gnade, die ihm die Pforten des Kerkers erschloß, seinen Dank abgestattet. Rosza Sandor ist ohne alle Mittel, und der Ministerpräsident versah ihn mit Reisegeld. Er geht nach Szegedin, um, wie er sagt, denjenigen auf die Spur zu kommen, die unter seinem Namen geraubt haben. Uebrigens bat er um die Stelle eines Sicherheitskommissärs im Csongarder Komitat, da ihm die dortige Gegend genau bekannt sei. So meldet der „Ungarische Lloyd.“

Herrn v. Beust wurde dieser Tage von einer Deputation des Wiener Gemeinderathes das prachtvolle Ehrenbürgerrechtsdiplom überreicht. Der Text enthält die Daten: 13. Januar 1809 (Geburtstag Beust's), 7. Februar 1867 (Ernennung zum Ministerpräsidenten) und 23. Juni 1867 (Ernennung zum Reichskanzler). Das von einem Löwen und einem Bären getragene Wappen Beust's zeigt die Wahrsprüche: **Nil admirari** und **Providentiae memor!**

Neuerdings hat man Untersuchungen über den eßbaren Thon angestellt, welchen die Eingebornen von Borneo in großer Menge verspeisen, und gefunden, daß er in hundert Theilen 15,4 Holzkohlenharz, 14,9 reinen Kohlenstoff, 38,3 Kieselerde, 27,7 Alumin und 3,7 Eisenkies enthält.

Logogryph.

Mit B belebt's in des Wassers weitem Reich;
Mit S erfüllt es, was die Saat verspricht,
Mit F schmückt es den Hain, die Blum' am Teich,
Mit N des Kriegers Angesicht.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 112 Donnerstag, 14. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Fortsetzung.)

V.

Arnold trat ein, zögernd, mit jener Mischung von Furcht und Trotz, die Strenge, zumal parteiische Strenge, in gutartigen Kindern stets erzeugt. Bei minder gutartigen oder schon verdorbenen Naturen scheiden sich die Regungen, erhält die Furcht oder der Trotz mehr oder minder die Oberhand. Die Kinder werden entweder heuchlerisch oder verstockt.

Ehe noch ein Wort gesprochen ward, näherte sich Leo's Geschrei. Der Kleine erhielt bei des Vaters Anwesenheit im Hause Alles, was er wollte, durch Weinen. Er wußte es nur zu gut. Wie er aus dem Bett gesprungen war, rannte er herbei, Hanna hinter ihm drein. Sie hatte ihn zurückhalten wollen, er hatte sich jedoch von ihr losgerissen.

„Wie unartig, Leo! Laß Dich anziehen!“ sagte die Mutter.

Das Mädchen machte Miene, ihm zu nahen. Er flüchtete weinend zum Vater.

Dieser warf einen unwilligen Blick auf die Dienerin und nahm ihn auf den Schooß.

„Wer hat Dir etwas gethan, mein Söhnchen?“

„Hanna will mich waschen, und Arnold will nicht mit mir spielen!“

Hanna räumte das Geschirr vom Tisch und ließ nur die Weinflasche und das Glas zurück.

Ein strenger Blick des Vaters traf den Aeltesten, dann die Mutter.

„Nun?“

„Ich habe ihm vorhin gesagt, daß ich nicht mehr mit ihm spiele, wenn er sich nicht bessert,“ vertheidigte sich Arnold. „Er richtete sich nicht darnach, war wieder unartig und schlug Hannchen das Vesperbrod aus der Hand. Ich muß also Wort halten.“

„Und richtest Du Dich etwa nach dem, was ich Dir sage? Aber ich will es Dich lehren! Jetzt spielst Du mit ihm!“

Arnold murmelte etwas davon, daß man sein Wort halten müsse.

Der Direktor hörte es glücklicherweise nicht; er liebkos'te den Kleinen, der behagliche Blicke nach dem Weinglas warf.

„Noch mehr, kleiner Schelm? Nein, für heute hast Du genug. Ich bin nicht so unvernünftig, wie gewisse Leute mich gern darstellen möchten. Morgen bekommst Du wieder etwas. Und nächstens gehen wir zusammen aus — dahin, wo es schön ist.“

„In den Rathskeller!“ nickte Leo. „Aber so viel müßt Ihr mir nicht geben, sonst soll ich wieder des Doktors garstiges Zeug schlucken. Ach, der Doktor! So macht er!“ Eifrig bemühte er sich, den Arzt nachzuahmen, und erregte dadurch die Lachlust des Vaters.

Frau Friedemann bemerkte diese Veränderung seiner Stimmung mit einer Art von Erleichterung, so wenig ihr deren Ursache gefiel. Leise stellte sie Arnold vor, Eltern hätten das Recht, Kinder ihres gegebenen Wortes zu entbinden und Gehorsam zu fordern. Sie bat ihn, ihr nicht wieder Aerger zuzuziehen oder gar den Vorwurf vom Vater, daß sie ihn im Ungehorsam bestärke.

Ihre Bitte machte sogleich Eindruck.

„Leo, wir wollen ein Haus bauen.“

Leo war dazu bereit; er machte nur eine Bedingung.

„Nicht das, wo Du nachher mit der Mutter drin wohnen willst.“

„Thut er Dir nicht gut, dann sage es mir nur, mein Söhnchen.“

Leo benutzte sogleich die väterliche Aufforderung.

„Er thut mir nie gut, er sagt immer zu mir: Du bist nicht mein Bruder, Du bist Vaters Sohn.“

Wider Erwarten nahm der Direktor das ganz gemüthlich auf, fast zu gemüthlich, und sagte in jenem Ton, der unter seinen lustigen Gesellschaftern gang und gäbe war:

„Mit der letzten Behauptung hat er allerdings recht. Was die erste betrifft, so habe ich darüber kein kompetentes Urtheil. Danach müßt Ihr die Mutter fragen.“

Mit ernstem, stolzem Vorwurf richtete sie die Augen auf ihn; schloß aber fest die bebenden Lippen, als wolle sie ihnen kein Wort entschlüpfen lassen, und wandte sich nach der Thür.

Der Kleine plauderte fort, stolz darauf, den Vater wieder lachen gemacht zu haben. Der Aeltere beobachtete das Gesicht der Mutter. Was sie verletzte, ver-

stand er freilich nicht, wohl aber, daß sie wieder gekränkt sei. Ungestüm ergriff er Leo's Hand.

„Komm endlich."

„Da, jetzt kneift er mich! Und er will uns die Mutter fortnehmen und sagt, ich wäre auch lüderlich und gewöhnte mir auch das Weintrinken an. Darum wollte er vorhin nicht mit mir spielen."

Die Mutter hatte den kleinen Angeber schon hinausgeschoben, der Vater rief jedoch, aufmerksam geworden, beide Knaben zurück.

„So, mein Bürschchen? Du moquirst Dich über Trinken und Trinker? Das heischt exemplarische Strafe. Du sollst vor Deinem Bruder nichts voraus haben, oder vielmehr er nichts vor Dir."

Er goß das Weinglas voll.

Die Frau war zurückgekehrt, und neigte sich, der eigenen Kränkung vergessend, an sein Ohr.

„Ich bitte Dich, lieber, guter Leopold — laß nun endlich die Knaben. — Ich habe mit Dir zu reden."

„Erst muß der Junge das Glas austrinken."

„Ich werde ihm helfen," erbot sich Leo. „Arnoldchen, Du gibst mir auch was davon?"

„Meinetwegen Alles — ich rühre es nicht an," erklärte der Andere.

„So? Das wollen wir sehen!"

Die Mutter richtete sich auf.

„Friedemann, bedenke, daß Du weder bei einem Studentenkommers, noch in einer Weinstube bist. Geht Kinder!"

Arnold gehorchte. Leo sah an des Vaters Antlitz, er habe nicht nöthig, zu gehorchen, und blieb.

Der Direktor sprang auf, holte Arnold zurück und schüttelte ihn derb.

„Warum willst Du nicht trinken?"

Mit einer Festigkeit, die den Vater heftig erzürnte, begegnete Arnolds Blick dem seinigen.

„Ich verabscheue das Trinken und alle Trinker, seitdem ich einmal — einen Betrunkenen gesehen habe."

Das aufleuchtende Auge ließ keinen Zweifel darüber, wen er meine.

Friedemann war so erbittert, daß er im ersten Moment kein Wort fand. Er schüttelte den Knaben noch stärker.

Die Gattin raffte alle ihre Selbstbeherrschung zusammen und suchte mit Anstrengung in ihrem Geiste nach irgend etwas, das seine Gedanken ablenke.

„Er studirt jetzt die alte Geschichte, und erzählte mir von dem abschreckenden Beispiel, das die Heloten in der Trunkenheit den lakedämonischen Knaben gewährten; er ahmt nur die Spartaner nach! Laß ihn, lieber Leopold, Du bist ja doch sonst für klassische Anspielungen."

Aber war diese klassische Anspielung übel gewählt, bebte ihre Stimme zu sehr, um sie als Scherz klingen zu lassen, oder war er heut zu vielfach gereizt worden, um einen Zornausbruch zurückhalten zu können — er knirschte zwischen den Zähnen:

„Leo, den Rohrstock!"

Der Kleine hatte am Glase genippt und sprang bereitwillig hinaus.

„Er soll Gelegenheit haben, sich auch in anderer Weise als Spartaner zu zeigen."

In tiefster Erregung stieß er Arnold von sich und schritt hastig im Zimmer auf und nieder.

Sie wußte, daß nun eine entsetzliche Scene folgen werde. So zornig hatte sie ihren Gatten, ohne daß er zu viel getrunken, noch nicht gesehen. In tödtlicher Angst beugte sie sich zu dem Sohne nieder, der sich trotzig emporrichtete.

„Trinke einen Schluck, Arnold, dann ist der Vater zufrieden. Du sollst nur nicht eigensinnig sein. Komm, ich gebe Dir selber. Sieh, ich trinke auch. Es ist ja kein Gift — im Gegentheil."

„Und wenn Du mir Gift gäbest, Mutter, ich würde es trinken und Dir die Hand dafür küssen," sagte der Knabe laut, fast feierlich. „Sterben ist nicht schlimm. Die alten Römer zogen den Tod der Schande vor. Aber daran stirbt man nicht."

Seine Worte trafen sie wie ein vernichtender Schlag. Sie mußte sich setzen, weil ihre zitternde Füße sie nicht mehr trugen; aber sie sprang sogleich wieder auf.

Leo hatte sich mit der Rückkehr beeilt.

„Ich möchte Arnold auch damit schlagen, Papachen."

„Dann koste zuerst, wie es schmeckt, Du liebloser Bruder!"

Die Mutter hatte das Instrument genommen und versetzte ihm einen leichten Schlag; doch augenblicklich bereute sie ihre Uebereilung.

„Mein Sohn — Dein Sohn!" höhnte ihr Gatte. Der Zorn hatte sich in kalte, spöttische Wuth verwandelt.

„Der neue Römer und Spartaner soll jetzt seine Standhaftigkeit beweisen. Heute nicht so um den kleinen Schlag", herrschte er Leo an. „Arnold bekommt jetzt größere." Er wand ihr den Stock aus der widerstrebenden Hand und schlug auf den Knaben los.

Sie fiel ihm in den Arm — er schleuderte sie zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Kompasses.

Dr. Sophus Ruge, uns bekannt durch eine verdienstvolle Schrift über Seleucus, den Babylonier, hat jetzt geschichtliche Untersuchungen über die Magnetnadel und ihre Anwendung in der Schifffahrt, so wie in der darstellenden Erdkunde veröffentlicht, deren wir eingehend

gedenken wollen. Es handelt sich dabei um zweierlei, um eine Entdeckung und eine Erfindung: entdeckt mußte werden, daß eine Magnetnadel, die ungehindert sich in einer wagrechten Ebene drehen kann, die Eigenthümlichkeit zeigt, mit einer ihrer Spitzen nach Norden sich zu richten, also die Nordweisung der Magnetnadel; erfunden sollte werden, wie diese Richtkraft auf hohem Meer bei Nacht oder trübem Wetter zur Bestimmung der Segelrichtungen sich benutzen ließe. Es ist nun gar kein Zweifel, daß ein chinesisches Wörterbuch vom Jahr 121 v. Chr. die Nordweisung oder, wie die Chinesen sagen, die Südweisung einer frei schwebenden Magnetnadel bereits kannte. Benutzt wurde sie von den Chinesen nur bei Landreisen, auf Schiffen wenigstens hat man sich ihrer noch nicht zu Marco Polo's Zeiten, am Ende des 13. christlichen Jahrhunderts, bedient. Die älteste Schrift der Araber, worin der polaren Richtkraft der Magnetnadel gedacht wird, stammt aus dem Jahre 1242 n. Chr. Soweit bis jetzt also die arabische Literatur bekannt ist, läßt sich nicht erhärten, daß etwa die Araber bei ihrer frühen Bekanntschaft mit China von dort die Magnetnadel und die Kenntniß ihrer Kräfte nach dem Abendland gebracht hätten. Bisher galt als die älteste Erwähnung der Magnetnadel in der christlichen Literatur die Stelle eines satyrischen Gedichtes la Bible von dem Provençalen Guiot, worin gesagt wird, daß man eine Nadel an einem Magnet streichen, dann an einen Strohhalm stecken und sie auf das Wasser legen solle, damit sie mit einer ihrer Spitzen nach dem Polarstern zeige. Klaproth setzte die Verfassung des Gedichtes in das Jahr 1190, schärfer aber hat San Marte nachgewiesen, daß sie zwischen 1203 bis 1208 fallen müsse. Jetzt besitzen wir aber eine vielleicht etwas ältere Schrift, De naturis rerum, von Alexander Neckam (geb. 1157, gest. 1217), worin es heißt, daß die Seeleute bei Nacht oder Nebel, wenn sie über die Himmelsrichtung im Zweifel sind, „eine Nadel über den Magnet legen (acum super magnetem ponunt), welche einige horizontale Schwingungen ausführe, bevor sie, zur Ruhe gekommen, mit ihrer Spitze nach den nördlichen Himmelsräumen zeige." Klarer als diese Worte sind die einer andern Stelle, worin bemerkt wird, daß zu einem wohl ausgerüsteten Fahrzeuge gehöre: „eine Nadel, die unter (lies: über) einem Stift ruhe. Die Nadel wird sich drehen und schwingen, bis zuletzt ihre Spitze nach Osten (lies: Norden) zeigt." Wie Guiot, zieht Neckam den Schluß, daß die geistlichen Hirten in Wort und Wandel für die christlichen Gemeinden der Magnetnadel gleichen sollten. In welchem Jahr die Schrift von Neckam verfaßt worden sei, ist noch nicht genau festgestellt. Es kommt aber gar nicht darauf an, ob sie noch in die letzten Jahre des 12. Jahrhunderts gehört und um ein paar Jahre älter sei, als das Gedicht von Guiot. Es genügt schon, daß man die Nordweisung sowohl in der Provence, wie in England um das Jahr 1200 kannte, und daß die Magnetnadel bereits, wie Neckam es angibt, auf einem Stift schwebte, denn die unklaren Ausdrücke des Textes sind entweder Verstöße der Abschreiber oder des Verfassers selbst. Neckam konnte entweder eine schwebende Magnetnadel gesehen haben, aber sich nicht mehr klar des Geschehenen erinnern, oder er kannte sie vielleicht nur vom Hörensagen oder aus einer fehlerhaften Beschreibung. In neuerer Zeit befestigt sich daher die Vermuthung, daß, ganz abgesehen von der unbestrittenen hohen Priorität der chinesischen Verdienste die Nordweisung der Magnetnadel selbstständig im Abendland entdeckt worden sei. Zu dieser Ansicht neigte zuerst Hr. d'Avezac, dann der Verfasser dieser Zeilen und jetzt Hr. Sophus Ruge. Wird der frei schwebenden Magnetnadel eine Windrose hinzugefügt, gleichsam das Zifferblatt des Kompasses, wenn die Nadel den Zeiger vertritt, so sind die Hauptstücke einer Boussole vorhanden. Hr. Sophus Ruge glaubt nun, daß der nautische Stern unter der Magnetnadel schon dem Raymundus Lullius (schrieb zwischen 1286—1298) bekannt gewesen sei denn im Arbor scientiae findet sich, auf die Frage wie die Schiffsfahrer ihre Meilenrechnung auf der See führen, als Antwort: „Sie bedienen sich dazu als Werkzeuge der Karte, des Zirkels, der Magnetnadel und des nautischen Sterns." Hier kommt alles darauf an, was man unter dem „Stern des Meeres" zu verstehen hat, ob einen Kompaßstern oder den Polarstern. Herr Ruge ist aufrichtig genug, uns selbst Stellen anzuführen, wo Meerstern im Sinn von Polarstern gebraucht worden ist. Doch sind wir mit ihm und Hrn. d'Avezac überzeugt, daß der Sinn der obigen Stelle erfordere, stella maris als nautischer Stern zu übersetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die für den Bodensee bestimmte Trajektanstalt erfährt man aus dem Jahresbericht der schweizerischen Nordostbahn: Das Trajektschiff wird für 540,000 Fr. von der Fabrik Escher, Wyß und Komp. bis 1. November 1868 geliefert; wenn möglich, soll es aber noch früher fahrbar und völlig betriebsfähig auf den Bodensee geliefert werden. Dieses Schiff erhält in seiner ganzen Länge von 230 Fuß auf dem Verdeck zwei Bahngeleise zur Aufnahme von 14 bis 16 vierräderigen geladenen Güterwägen. Der Schiffskörper, in einer Breite von 40 Fuß zwischen den Radkästen, wird nebst dem Verdeck vollständig aus Eisen und letzteres in einer solchen Stärke konstruirt, daß auch Lokomotiven nebst Tender im Gewicht von 6 bis 800 Zentnern auf demselben befördert werden können. Der Tiefgang des Schiffes darf 6 Fuß nicht übersteigen. Dasselbe erhält zwei Schaufelräder von 24 Fuß Durchmesser. Die

Maschinen des Schiffes erhalten zusammen eine Nominalkraft von 200 Pferden in der Weise, daß jedes Rad unabhängig von dem andern von je zwei gekuppelten Maschinen, jede von 50 Pferdekräften, in Bewegung gesetzt wird. Eine Hülfsmaschine von 6 Pferdekräften soll dazu dienen, die Pumpen der wasserdichten Abtheilungen des Schiffskörpers, so wie die Anker und Schiffswinden zu treiben. Die beiden Radkästen in einer Breite von je zehn Fuß reichen in ihren obersten Theilen bis $17^1/_2$ Fuß über das Verdeck und sind mit einem Oberverdeck, ebenfalls aus Eisen konstruirt, mit einander verbunden. In der Mitte auf dem Oberverdeck ist die Steuerung angebracht und so eingerichtet, daß das Schiff — an beiden Enden je mit einem Steuerruder versehen — in beiden Richtungen fahren kann, ohne gedreht zu werden. Die Ladungsfähigkeit des Schiffes bei einem Tiefgang von 6 Fuß ist auf 4000 Zentner berechnet. Die Entfernung zwischen den beiden Häfen in Romanshorn und in Friedrichshafen, 12 Kilometer betragend, soll bei ruhiger Witterung in einer Stunde zurückgelegt werden. Für das Verbringen der Waggons von dem Bahnhofgeleise auf das Schiff und umgekehrt von diesem wieder auf die Schienen des Bahnhofes wird in den beiden Häfen eine schiefe Ebene hergestellt, welche mit ihrem äußersten Punkt auf dem Schiff aufliegt und die Schienen des Schiffes mit denjenigen des Bahnhofes so verbindet.

Ein gerechtes Aufsehen machte dieser Tage in Wien — nachdem man sich kaum von dem Skandalprozeß Ebergenyi erholt hat — die Verhaftung eines Polizeiagenten (früheren Kaufmanns Lichtenöcker) im benachbarten Orte Baden. Nach Mittheilungen Wiener Blätter hatte derselbe vor etlichen Tagen die Verhaftung eines Weibes zu vollziehen, das der Ermordung der seit Jahren verschwundenen Doktorsgattin Treu dringend verdächtig war. Dieses Weib, Namens Nagel, gestand, die Treu ermordet und im Keller verscharrt zu haben (wo die Leiche gefunden worden ist); sie gab aber zugleich an, Lichtenöcker habe ihr dabei geholfen. Als dann Letzterer bei einer Konfrontation jede Mitschuld in Abrede stellte, rief die Mörderin wuthentbrannt: „Lüge nicht, Du hast auch den Oberlieutenant Kaiser vor zwei Jahren in Baden umgebracht, Du hast es mir einst selbst gestanden . . . .“ Der genannte Oberlieutenant wurde vor zwei Jahren in Baden, wo er militärischer Inspektor des Badehauses war, mit durchschnittenem Halse ermordet vorgefunden. Tiefes Geheimniß deckte bis jetzt auch diesen Vorfall. Als Oberlieutenant Kaiser ermordet gefunden, wurden zwei Soldaten als verdächtig eingezogen; sie starben Beide während der Untersuchung, und auch auf dem Todtenbett wiederholten sie die Betheuerung ihrer Unschuld.

Herr Marchesi veröffentlicht in der „Tonhalle“ einen bisher ungedruckten Brief von Felix Mendelssohn an die Baronin v. Ertmann (Tante seiner Gemahlin) zur Empfehlung von Jenny Lind, von der er bemerkt, eine edlere, ächtere, aufrichtigere Künstlerin ist mir im Leben nicht begegnet. Die Baronin Ertmann war Beethoven's Freundin und Beschützerin. Als die Baronin Ertmann das Unglück hatte, ihr letztes Kind zu verlieren, war Beethoven der Einzige, welcher ihr nicht sein Beileid bezeigte. Nach mehreren Wochen kam er, sprach jedoch kein Wort und ging sogleich auf den Flügel zu, die Baronin mit stummer Geberde einladend, sich neben ihn zu setzen. Er spielte und phantasirte! Solche Musik, sagte die Baronin, hatte ich nie gehört. Beethoven wollte durch dieselbe den Tod des Kindes ausdrücken, so wie die Freude der Engel, welche in dem Himmel die reine Seele des Kindes begrüßten! Als Beethoven geendet, konnte er vor Weinen nicht reden und verließ das Zimmer; erst später war er im Stande, der Baronin zu sagen, was er damals gefühlt habe.

[Romeo und Julie im Freiwilligen-Examen.] Bei der Prüfung, durch deren günstiges Ergebniß die Zulassung zum einjährigen Freiwilligendienste bedingt ist, fragte der Examinator im Geschichtsfache einen der jungen Aspiranten, wer die Stadt Rom erbaut habe. Der Aspirant stockte. Der Examinator, in der humanen Absicht, ihm auf die Fährte zu helfen, sagte: Besinnen Sie sich! Es sind ihrer zwei. Sagen Sie mir wenigstens den Einen, in dessen Namen das Wort Rom die erste Sylbe bildet. Also Ro — Rom — . . . Plötzlich ging ein Schimmer der Erleuchtung in der Miene des nachsinnenden Aspiranten auf und freudigen Tones rief er: „Romeo und Julie.“

Auflösung des Zahlenräthsels in Nr. 94.

Hinz und Kunz wohnten in „Erlau“. Der Erste
Besuchte den Andern. Das Wetter war „lau“.
Sie setzten sich in eine „Laube“, dann sagte Hinz zu Kunz:
Gib deine Tochter mir zum Weibe, damit ich dich „beerbe“.
Die Tochter aber stand auf der „Lauer“ und sagte zum Vater:
„Erlaube“, ich mag ihn nicht.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. S.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 113 Freitag, 15. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Fortsetzung.)

„Fort, Mutter, sonst bekommst Du auch Schläge!“ schrie Arnold auf. „Jetzt bin ich noch zu schwach; aber wenn ich erst groß bin —“ Die gegen seinen Willen hervorstürzenden Thränen erstickten seine Worte. Er biß die Zähne aufeinander und ballte die Hände.

„Nun, und wenn Du erst groß bist, was dann, Du Held?“

Der Spott reizte Arnold noch mehr, aber doch nicht minder als die Schläge. Seine Heftigkeit stand der seines Vaters nur wegen seiner körperlichen Schwäche nach. Mit einem Ausdruck von Haß und Abscheu, von Wuth und Wildheit starrte er Jenen an, daß es vor den Augen der Zuschauerin dieses Auftritts dunkelte. Sie begriff plötzlich, der Aeltere befinde sich bei dieser Erziehung doch in noch größerer Gefahr, als der Kleine mit seinen kindischen Unarten.

„Schweig, Arnold, es ist Dein Vater“, sagte sie heiser. „Bedenke, daß Du mir versprochen hast, nicht mehr zornig und unbändig zu sein.“

Aber er bedachte das nicht und schwieg ebenso wenig — war er doch auch seines Vaters Sohn.

„Er sollte dann nicht wagen, Dich anzurühren!“

Sie warf sich zwischen den Knaben und den Vater. Wenn nicht ein Unglück geschehen sollte, mußte die Scene enden.

„Friedemann, ich werde das Geld zur Einlösung des bewußten Papiers herbeischaffen. Nur halte ein. Es ist — genug — zu viel!“

Sie hatte selbst kaum erwartet, daß ihre Worte eine so schnelle Wirkung hervorbringen würden.

„Bist Du nun zu der Einsicht gelangt, daß ich Herr im Hause bin? Weiter wollte ich ja nichts. Das Bürschchen braucht übrigens eine Wiederholung der Lektion. Seine Augen funkeln ja wie die einer wilden Katze. Noch einige Jahre, und er widersetzt sich mir thätlich. Prächtige Resultate Deiner Erziehung! Trinkt er morgen nicht, dann geht der Tanz von Neuem los.“

Arnold war so außer sich, daß er wie berauscht taumelte und fast in Krämpfe verfiel. Er murmelte etwas vor sich hin, was kindliche Ehrerbietung keineswegs eingegeben hatte, und sein funkelnder Blick traf drohend den kleinen Bruder.

Sie schob ihn hinaus und nahm aus Leo's Hand das Glas, an welchem er wieder nippte. Ihn für seinen Ungehorsam zu strafen, durfte sie nicht wagen; das hätte den Sturm wieder heraufbeschworen. Schon mehr als einmal hatte ihr Gatte ihr Parteilichkeit gegen seinen Sohn vorgeworfen.

„Ich brauche das Geld noch heute. Ich vergaß, wie gesagt, den Verfalltag, und möchte von der gesetzlichen Frist von drei Tagen keinen Gebrauch machen.“

„Hanna kann sogleich gehen. Sie ist mir treu ergeben und wird schweigen.“ Eine unnatürliche Ruhe schien über sie gekommen. Als sei nichts vorgefallen, rief sie das Mädchen und befahl demselben, sich zum Ausgehen bereit zu machen. Dann packte sie aus dem Silberschrank so viel Werthsachen zusammen, als nöthig waren, um die erforderliche Summe zu erhalten. Endlich schrieb sie mit fliegender Hast ein doppeltes Verzeichniß der zu verpfändenden Gegenstände. Die fieberhafte Hast, das Zittern ihrer Hände, ihre Blässe und der starre, erloschene Blick verriethen, wie heftig sie litt.

Hanna vermochte bei dem Auftrag ihre peinliche Ueberraschung nicht zu verbergen; sie blickte vorwurfsvoll auf die Herrin, achselzuckend auf den Gebieter. Sagen ließ sich dazu nichts. Sie ging.

Einer Anwandlung von Ohnmacht nahe, erhob sich die Frau.

Er wollte ihr, nicht ohne Bestürzung, Beistand leisten, sie lehnte es jedoch kühl ab und begab sich hinaus. Leo folgte ihr.

Auf den Stufen, die aus ihrem Zimmer in das der Kinder führten, saß Arnold, den Kopf in die Hände begraben.

„Du, jetzt wollen wir bauen!“ schlug Leo vor. Er vergaß Gutes und Schlimmes schon im nächsten Augenblick.

Arnold stieß ihn zurück.

„Fort, Angeber! Komm' mir nicht zu nahe! Ich mag Dich nicht sehen! Du bist mir gerade so zum Abscheu, wie — wie Dein lieber Vater. Nun geh' und klatsche es ihm doch wieder! Mir ist Alles gleich!“

Leo war bereit, sich beim Vater zu beklagen; die Mutter führte ihn jedoch zu seinem Spielzeug, begann mit ihm zu bauen, und kehrte erst, als sie ihn eifrig

beschäftigt sah, zu dem Aelteren zurück, der seine Stellung noch nicht verändert hatte.

„Du hast heute bewiesen, daß der Vater Recht hat, daß ich zu nachsichtig gegen Dich war, und daß Du ein böses Kind bist", sagte sie tonlos.

Heftig fuhr er auf.

„Was habe ich denn gethan? Warum läßt er mich nicht in Ruhe und will mich auch zu einem Saufaus machen? Wenn ich doch erst groß wäre, dann wollte ich es ihm schon zeigen!"

Seiner unbändigen Leidenschaft gegenüber schien die Güte und Milde, womit sie ihn sonst behandelte, nicht mehr angewandt. Streng verwies sie ihm sein unziemliches Benehmen wie seine unkindliche und unbrüderliche Gesinnung.

Es brachte eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor, als sie beabsichtigte. Er fühlte sich vollkommen im Recht und verlangte, daß sie ihm Recht gebe. Statt gebeugt zu sein von ihren Vorwürfen, erbitterten dieselben seinen starren, rechthaberischen Sinn und verletzten ihn zugleich in seiner Liebe für sie. Schweigend und regungslos blickte er sie lange fragend an und lief hinaus.

Händeringend sank sie auf das Sopha.

„Und das — das Alles kein Scheidungsgrund? Es geht nicht, geht unmöglich länger so! Ein Ausweg muß, muß eingeschlagen werden, sei es — selbst — dieser!" Ihr schmerzender Kopf wirbelte, die Gedanken verwirrten sich.

Sie mußte sich indeß zusammenraffen, da Leo das Alleinspielen satt hatte und nicht Gelegenheit zu einer Klage gegen den Bruder erhalten durfte, so lange der Vater daheim blieb.

Endlich entfernte sich dieser, nachdem Hanna mit dem Gelde zurückgekehrt war.

Die Mutter hatte fast beständig an Arnold gedacht, dessen fragender Blick ihr Herz getroffen hatte. Jetzt trat sie leise in die Kinderstube, die er nicht verlassen hatte.

Unwillkürlich zusammenschreckend, ließ er seine Schulmappe vom Stuhl auf den Boden gleiten. Er war eben beschäftigt gewesen, sie vollzupacken, doch nicht mit Büchern, sondern mit Kleidungsstücken. Verwirrt stellte er sich davor.

Sein Vorhaben war ihr augenblicklich klar.

„Du willst fortlaufen und mich im Stich lassen? Das habe ich von meinem Aeltesten nicht erwartet!"

Der sanfte, liebevolle Ton traf besser sein Herz, als Tadel und Vorwurf; er verlöschte augenblicklich den Groll, den er so eben auch gegen sie empfunden. Ungestüm umschlang er sie.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 9. Mai 1868.

Ein Schreiben des k. k. österreichischen Generalkonsulats in New-York vom 5. April ds. Js. an das Zentralkomite bestätigt in höchst erfreulicher Weise nicht allein die außerordentliche Bereitwilligkeit, mit welcher dieses k. k. Generalkonsulat die Angelegenheiten und Interessen des dritten deutschen Bundesschießens unter den dortigen Deutschen in den weitesten Kreisen zu fördern bemüht ist, sondern auch die thatsächlichen Erfolge dieser Bemühungen.

Wie das Generalkonsulat selbst wahrzunehmen Gelegenheit hatte, und wie es besonders auch der Präsident des dritten deutschen nordamerikanischen Bundesschießens, General Louis Burger wiederholt versicherte, fanden der Aufruf, die Einladung und die sonstigen Kundgebungen des Zentralkomites dort allseitig die freundlichste Aufnahme, und es stehen nicht allein viele und werthvolle Ehrengaben von verschiedenen amerikanischen Schützenvereinen, sondern auch eine sehr zahlreiche persönliche Betheiligung dortiger deutscher Schützen an dem Bundesfeste hier in bestimmter Aussicht. Das im zuvorkommendsten Tone gehaltene ausführliche Schreiben des Generalkonsulates schließt mit der Versicherung, daß es denselben stets die angenehmste Pflicht sein wird, Alles, was in seinem Wirkungskreise gelegen ist zum festen Gelingen unseres nationalen Festes beizutragen.

Der in unserer Nr. 17 allgemein gebrachten Mittheilung über die Anmeldung einer Ehrengabe, Seitens der festgebenden Mitglieder New-Yorks und Umgebung ist inzwischen bereits der bezügliche definitive Beschluß nachgefolgt. Das dortige Exekutivkomite theilt unterm 18. April ds. Js. mit, daß diese Ehrengabe in einem Prachtklavier (Patentflügel aus der rühmlichst bekannten Fabrik der Herren Steinway und Söhne) im Werthe von 1500 Dollars bestehe wird. Dieser Flügel wird eigens für den fraglichen Zweck angefertigt und nach der ausdrücklichen Versicherung des Exekutivkomites an Werth und Großartigkeit alles bisher auf diesem Gebiete Dagewesene übertreffen.

Weiters wurden seither angemeldet:

Vom Schützenverein in Bremen mehrere Ehrengaben im Gesammtwerthe von 220 Bremer Goldthalern.

Von der kgl. priv. Schützengesellschaft in Regensburg eine Ehrengabe (vorläufig ohne Angabe des Werthes).

Vom Freihandschützenverein in Bautzen ein künstlerisch ausgeführter Trinkbecher von Meißener Porzellan im Werthe von 50 Thalern.

In Erwägung, daß im Verhältniß zu den bereits vorliegenden Anmeldungen einer massenhaften Theilnahme

an dem Bundesschießen, Seitens der Schützen, und sonach ein außerordentlicher Andrang in den Schießständen zu erwarten steht, hat das Zentralkomite in Ausübung des ihm laut Protokolls der Schießkommission des deutschen Schützenbundes in Vertretung des Festortes zustehenden Rechtes beschlossen, den Artikel 1 der Schießordnung dahin abzuändern, daß an den für das Schießen bestimmten Tagen von 6 Uhr Früh bis 12 Uhr Mittags und von 2 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Abends geschossen werde.

Ferner wurden vom Zentralkomite über mehrseitige Anfragen die Artikel 10 und 21 der Schießordnung, rücksichtlich der darin enthaltenen Gewichtsbestimmungen dahin erläutert, daß sich dieselben auf das „Zollgewicht“ gründen.

Nachdem die Bauten auf dem Festplatze in ausgedehntester Weise fortschreiten und der Werth des daselbst bereits abgelagerten Materials ein sehr bedeutender ist, wird über Beschluß des Zentralkomites der nunmehr vollständig eingefriedete Festplatz demnächst für den allgemeinen Zutritt abgesperrt und der Besuch desselben dem Publikum bis zum Beginn des Festes nur gegen eine Eintrittsgebühr von 10 kr. österr. ohne Unterschied gestattet werden.

Der allgemeine Eintrittspreis während des Festes wurde vom Zentralkomite vorbehaltlich allfälliger Erhöhung in den Tagen, von welchen ganz außergewöhnliche Festlichkeiten stattfinden sollten, ohne Unterschied für Erwachsene und Kinder mit 30 kr. österr. W. festgestellt.

Abonnements- und Familienkarten werden grundsätzlich ausgeschlossen sein.

Für das oberhalb der Schießhalle zu errichtende Belvedere, von welchem aus sich ein prachtvoller Ueberblick über den ganzen Festplatz darbietet, wird eine abgesonderte Eintrittsgebühr eingehoben werden.

Zur Sicherstellung des Bedarfes an Silbergeld für Auslagen vor dem Feste wurde beschlossen: durch das Finanzkomite 2000 Pfund in Devisen auf London per 1. Juli ds. Js. ankaufen zu lassen.

Vom 1. Juni ds. Js. angefangen, wird das offizielle Festblatt für das dritte deutsche Bundesschießen herausgegeben werden. Bis zum 15. Juli wird dasselbe zweimal in der Woche, von diesem Tage an aber, bis zum Schlusse des Festes, täglich erscheinen.

Prospekt und Abonnementsbedingnisse dieses Festblattes werden demnächst veröffentlicht werden.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Hinrichtung in Japan.] Die „Owl“ gibt einen interessanten authentischen Bericht über die Hinrichtung eines japanesischen Offiziers in Hiogo. Derselbe hatte einen französischen Soldaten, weil er sich geweigert, dem Gefolge des japanesischen Prinzen Bizen aus dem Wege zu gehen, mit seinem Säbel verwundet. Die französischen Behörden forderten Genugthuung und der Offizier wurde zum Tode verurtheilt. Die Hinrichtung fand in imposanter Weise des Abends 10 Uhr in einem zu diesem Behufe prächtig erleuchteten Göttertempel statt. Der Offizier war ein Edelmann und bekleidete in der Armee des Prinzen Bizen den Rang eines Obersten. Der japanesischen Etiquette gemäß durften bei der Hinrichtung nur Offiziere, die mit dem Verurtheilten in gleichem militärischen Range standen, gegenwärtig sein. Es wurden aber auch Ausländer zugelassen und zwar von jeder fremden Legation ein Mitglied. Der Delinquent kniete vor einem kleinen runden Tisch, auf welchem das Familienschwert lag, nieder und hielt eine lange Rede, in welcher er seine Unschuld auf das Lebhafteste betheuerte und vorgab, nur in Gemäßheit des japanesischen Gesetzes und der Landessitte gehandelt zu haben, als er den fremden Soldaten wegen dessen ungebührlichen Benehmens gegen die Suite des Prinzen bestrafte. Hierauf wendete er sich nach allen Seiten des Tempels und begann ein inbrünstiges Gebet, während welchem die ihn umgebenden Japanesen mit ihrem Gesicht auf dem Fußboden lagen. Nur die Ausländer blieben aufrecht stehen. Dann erhob sich der Verurtheilte, ergriff das vor ihm liegende Schwert und stieß es sich mit einem lebhaften Ausrufe — halb Freuden-, halb Angstruf — in den Leib, zu gleicher Zeit seinen Hals ausstreckend, um den Tod zu beschleunigen, der auch sofort eintrat. In demselben Augenblicke trennte ein hinter ihm stehender Freund, ein japanesischer Oberst, mit einem Schlage das Haupt vom Rumpfe, welches zu seinen Füßen rollte. Die anwesenden Beamten legten das Haupt auf einen goldenen Teller und präsentirten es den Ausländern zur Inspektion, gleichzeitig die Frage an dieselben richtend, „ob sie nunmehr zufriedengestellt seien.“

Aus Fiume, 4. Mai, schreibt man der „Presse“: Die Proben mit dem Torpedo Weathead-Luppis, welche vor der hier versammelten Torpedo-Kommission stattgefunden haben, sind endlich geschlossen und haben ein sehr günstiges Resultat errungen. Sowohl diejenigen Proben, welche vor Monaten mit einem kleineren Torpedo abgehalten wurden, als die unlängst mit dem Normal-Torpedo angestellten sind zur allgemeinen Zufriedenheit und Ueberraschung ausgefallen. Die Zerstörungsmaschine, welche sich mit einer Geschwindigkeit von 5½ Meile unter Wasser fortbewegt, traf jedes Mal das vorgesteckte Ziel und kam nach Erreichung desselben auf die Meeresfläche zurück. Selbstverständlich wurden diese Proben bei verschiedenen Tiefen angestellt, ohne daß eine merkliche Abweichung des Ge-

schosses von seiner Richtung bemerkbar wurde. Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß die österreichische Marine sich nunmehr diese Erfindung aneignen wird. Die dafür verlangte Summe von 800,000 fl. wird in drei Theile getheilt: 10 Prozent erhält Herr v. Ciotta, welcher die Kapitalien zu den Vorversuchen vorstreckte, und in den Rest theilen sich die beiden Erfinder Luppis und Weathead, wobei dem Letzteren noch außerdem 35,000 Gulden für die mechanische Ausführung von dem Antheile des ersteren zukommen.

In München wurde am 12. ds. Mts. auf einem der bisher noch freigestandenen Postamente in der Maximiliansstraße gegenüber dem Nationalmuseum die trefflich gelungene, aus der k. Erzgießerei hervorgegangene Statue des Grafen Rumford ohne alle Enthüllungsfeierlichkeiten aufgerichtet. Er ist in Generalsuniform dargestellt, in der Rechten einen Stab, in der Linken eine Rolle, den Plan des englischen Gartens andeutend, um dessen Anlegung unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor er sich bekanntlich große Verdienste erworben hat. Der Sockel trägt die ehernen Inschriften: „Benjamin Tompson Graf von Rumford" und „errichtet von Maximilian II. König von Bayern". Der menschenfreundliche Rumford war Minister und Liebling des genannten Kurfürsten und starb 1814 zu Paris; seinen Namen trägt noch heute die von ihm gegründete Suppenanstalt am Anger.

[Eine Kraftprobe.] In der Kreuzberg'schen Menagerie, die sich eben in Brügge befindet, nahm dieser Tage der Elephant einer Dame ein sehr werthvolles Batisttacktuch weg. Er wollte es eben verschlingen, als der in Belgien seiner Geschicklichkeit und herkulischen Stärke wegen bekannte Gymnastiker M. M....s (die Blätter führen nur diese Initialen an) es ihm entriß und mit ritterlicher Galanterie der Dame zurückstellte. Im selbem Augenblicke wurde er von dem Rüssel des Thieres gefaßt und emporgehoben. Ein Schrei des Entsetzens ertönte, aber nicht aus dem Munde des kühnen Athleten, der sich der erstickenden Umschlingung entwand, auf den Rücken des Ungeheuers schwang und dessen nach ihm langenden Rüssel dort so lange festhielt, bis die Menagerie-Wärter ihm zu Hülfe kamen.

[Ein schuldloser Dieb.] Henry Gibbs ist angeklagt, einem Krämer in Moorgate-Street (London) eine Hose gestohlen zu haben. Der Richter findet die vorgebrachten Zeugenbeweise ungenügend und spricht den Angeschuldigten frei. Es wird ihm dieß angekündigt und ihm gesagt, daß er frei fortgehen könne, er aber rührt sich nicht von der Stelle. Sein Advokat wiederholt ihm, daß er frei ist, dennoch bleibt er. Der Zuschauerraum hat sich fast geleert, aber, er wartet immer noch, bis endlich der Advokat ihn ungeduldig fragt, weßhalb er denn noch zögere. — Weil ich nicht gern früher gehen will als bis die Zeugen fort sind. — Und aus welchem Grunde? — Ich habe die Hose gerade an, welche ich gestohlen habe!

Der „A. Z." schreibt man: Nicht ganz ohne Bedeutung in Betreff der Zukunft der Bourbonen erscheint die Nachricht von der Verlobung des Grafen von Girgenti, Bruder des Königs von Neapel (geboren am 12. Januar 1846 und gegenwärtig Lanzierkapitän in österreichischem Dienst), mit der erstgebornen Tochter der Königin von Spanien, Infantin Maria Isabella (geb. am 20. Dezember 1851). Die Prinzessin ist sehr reich, da sie nach spanischem Gebrauch bis zur Geburt des Kronprinzen sechs Jahre lang die reiche Apanage als Kronprinzessin bezog. Der Graf von Girgenti, der nicht viel Vermögen besitzt, wird den österreichischen Dienst verlassen, und sich in Spanien anwerben.

[Beitzke-Denkmal.] Am 10. d. — als der ersten Wiederkehr des Todestages von H. Beitzke — ist auf dem Friedhofe seiner Heimath Cöslin das nunmehr vollendete Denkmal zur Erinnerung an das vielbewegte Dasein des deutschen Patrioten enthüllt worden, dessen Grabhügel der dreifache Kranz des unermüdlichen Vorkämpfers für politische Freiheit, des tapferen Streiters für nationale Unabhängigkeit und des volksthümlichen Historikers schmückt.

Logogryph.

Wo es auch sei, so ist es nur alleine,
Und stehet abgesondert da und dort,
Es lebet an der Donau, an der Seine,
Italien nennt es seinen Heimathsort.

Ein n dazu — es ist nicht mehr gesondert,
Nun ist es einer in der Siebenzahl,
Er, dessen Wort von uns noch wird bewundert,
Als seiner hohen Weisheit Wiederstrahl.

Statt S ein E — so ist es ganz umgeben,
Theils rechts, theils links und führt den Nachbar an,
Er selbst vermag gedoppelt nur zu leben;
Zwei Augen gleicht's, siehst du es seitwärts an.

Redakteur: Gustav Meyer. — Druck und Verlag der A. Mai landständischen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 114 Samstag, 16. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Fortsetzung.)

„Komm mit, Mutter! Wir wollen Beide fortlaufen! Ich habe so oft gelesen —“

Mit traurigem Lächeln schüttelte sie den Kopf.

„Noch so unverständig, kleiner, abenteuerlustiger Trotzkopf? Ich will Dir nur Eins sagen, warum das nicht geht. Der Vater schickte uns einen Gendarmen nach.“

„Ja, wenn der uns fände! Robinson —“

„Es sind jetzt andere Zeiten, als damals; es gibt jetzt Eisenbahnen und Telegraphen. Wir würden wie Landstreicher zurücktransportirt.“

Obgleich in mancher Hinsicht über seine Jahre gereift, war er in anderer Beziehung noch sehr kindisch. Aus jenem Grunde begriff er jetzt sogleich, daß er eben recht kindisch gewesen sei. Jedenfalls mußte die Mutter das besser wissen, als er. Die freudige Zuversicht, die ihn einen Augenblick belebt hatte, schwand völlig. Ueberwältigt von dem Gefühl seiner und auch ihrer Hülflosigkeit und Verlassenheit, legte er den Kopf an ihre Brust und weinte bitterlich.

„Wir wollen sterben, Mutter“, schluchzte er endlich. „Die Römer starben auch lieber, als daß sie sich so behandeln ließen. Ich halte das nicht länger aus. O, was ich vorhin Alles dachte! Ich wollte Leo umbringen. Ich kann ihn alle Tage weniger leiden, so gern ich ihn früher hatte. Du sagtest ja auch zum Doktor Ebeling, es wäre besser, wenn er todt wäre.“

Krampfhaft umschlang sie ihn. Das laute Klopfen ihres Herzens antwortete allein auf seine kindischen Reden. Die Ideen, die sich in ihrem brennenden Hirn drängten, waren nicht minder thöricht und strafbar, dunkel und grausig, als die seinen. Nur noch trostloser, noch verzweiflungsvoller. Sie sah die Ihrigen nach zehn, nach zwanzig Jahren voll Feindschaft gegeneinander, die Seelen der Söhne ebenso unrettbar verloren, wie die des Vaters. Elend, Schande, gegenseitiger Haß und Abscheu, vielleicht gar Verbrechen! Sollte, konnte sie es dahin kommen lassen? Und das Alles nur, weil — kein Scheidungsgrund vorhanden war!

Sie lachte so laut auf, daß Arnold sie bestürzt anschaute.

Sich gewaltsam zusammenraffend, beruhigte sie ihn. Dann hieß sie ihn schlafen gehen. Hanna hatte den Kleinen schon zu Bett gebracht. Sie schickte diese fort und saß dann Stunde auf Stunde, eine Beute der qualvollsten Seelenmarter, ringend mit einem verzweiflungsvollen Entschluß.

Von Zeit zu Zeit trat sie an eins der Kinderbettchen. Der Kleine schlummerte so ruhig und lächelnd, als hätte er noch keine Thräne erpreßt. Seine engelhafte Schönheit war ihr vielleicht nie so zum Bewußtsein gekommen, wie in diesen Momenten einsamer und peinvoller Betrachtung. Dennoch — an wie manchem Abend hatte sie mit der Lampe so vor ihm gestanden und sich an den lieblichen Zügen, dem herzigen, unschuldigen und doch schelmischen Kinderlächeln geweidet! Und diese holdselige Menschenknospe, ihr kleines Herzblatt, sollte von dem Wurm zernagt werden, vor dem sie dieselbe nicht zu retten vermochte? — Nein, nein! Eine Rettung gab es ja.

Arnold war kein hübscher Knabe. Das Mutterherz schlug für ihn darum aber nicht weniger warm. Die Scenen und Schmerzen des Tages schienen ihn bis in den Schlaf, in seine Träume zu verfolgen. Der leidvoll verzogene Mund, die trotzig gefalteten Brauen bezeugten das, und die Faust lag geballt auf der Decke. Wenn sie ihn auch vielleicht künftig, wenigstens zuweilen, wie heut, freizukaufen vermochte von Mißhandlungen — die Gefahr für seinen Charakter konnte sie nicht abwenden. Mit jedem Tage mußte der Konflikt zwischen ihm und Vater und Bruder sich verschärfen, bis er endlich, unheilbar geworden, ein Unglück, d. h. ein unnatürliches Verbrechen, gebar. Es war besser, dem zuvorzukommen.

Mehr als einmal schon war sie zu diesem Punkt zurückgekehrt, als ihr Gatte heimkam — in mehr als gewöhnlich erregter Stimmung — hatte er doch den Aerger des vergangenen Tages mit doppelten Rationen hinuntergespült. Alles, womit ihm seine Frau, nach seiner Meinung, jemals zu nahe getreten war, wirbelte durch seinen umnebelten Sinn. Wie oft hatte sie nicht allein ihren Stolz demüthigen, sondern sich auch ihrer weiblichen Würde begeben müssen, um ihn nur von nächtlichem Lärmen zurückzuhalten. Heute vermochte sie auch das nicht.

Breiten wir einen Schleier über die Vorgänge dieser Nacht.

VI.

„Frau Direktor, Frau Direktor!“ Hanna klopfte an die Zimmerthür der Herrin, die sie zu ihrer Verwunderung, zu ihrem Schrecken verschlossen fand. „Sie wird noch nicht lange eingeschlafen sein, und es thut mir leid, sie schon zu stören,“ sagte sie zu der Köchin, welche sie herbeigerufen hatte. „Aber es muß doch sein; auf eigene Verantwortung können wir nichts thun, als etwa den Doktor holen. Gehen Sie nach ihm. — Gott im Himmel, es ist hier doch nicht auch ein Unglück geschehen?“ Sie legte das Ohr an das Schlüsselloch. „Nein, sie lebt, sie regt sich. Frau Direktor!“ erhob sie dann wieder ihre Stimme. „Der Herr ist sehr krank. Ich hörte ihn stöhnen und ging zu ihm. Er hat schreckliche Krämpfe. Die Köchin läuft nach dem Doktor.“

Drinnen ließ sich ein leiser Laut vernehmen — halb Schluchzen, halb Aechzen. Dann ward der Riegel hastig zurückgeschoben, und die Frau trat heraus.

Sie war vollständig angekleidet, noch von gestern, wie es schien; nur das Haar war in Unordnung, und das Gesicht so blaß und verstört, die Augen so dunkel umrandet und tief zurückgesunken in die Höhlen, daß Hanna sich wahrhaft entsetzte.

„Herr Gott, nehmen Sie es sich nur nicht so zu Herzen!“ versuchte sie zu beruhigen. „Es ist vielleicht nur ein kleiner Uebergang. — Was Gott thut, ist wohlgethan — wer weiß, wozu das gut ist.“

Ohne auf den Zuspruch zu achten, begab sich Jene in ihres Gatten Zimmer.

Er lag bewußtlos, in Krämpfen.

Einen Moment starrte sie ihn wie geistesabwesend an; dann sank sie mit einem herzzerreißenden Schrei neben dem Lager auf die Knie.

„Leopold! Vergieb, o vergieb mir! — Zu spät, zu spät! Er erkennt mich nicht, hört mich nicht einmal!“

Nach dem augenblicklichen Schrecken und Entsetzen bei seinem Anblicke raffte sie sich zusammen. Sie rieb seine Schläfe und Handgelenke, strich mit der Hand über die gefaltete Stirn, rückte die Kissen zurück. Es geschah aber mechanisch, mit starrem Blick. Sie selber hatte das Ansehen einer Sterbenden.

Das Mädchen rang rathlos die Hände.

„So Etwas ist mir noch nicht vorgekommen! Frau Direktor, denken Sie doch an die Kinder — daß Einer stirbt, ist ja genug. Sie müssen sich schonen. Möchten Sie nicht eine Tasse Kaffee trinken?“

Jäh war sie aufgefahren.

„Kaffee, ja, ja, das ist ein wirksames Gegenmittel. Rasch, Kaffee — recht starken.“

Jene eilte hinaus.

Sie selber schaute wild um sich, als falle ihr irgend ein verhängnißvoller Umstand ein, als suche sie Etwas. Doch vergebens, daß ihr Blick alle Tische und Stühle und selbst den Fußboden, zumal an und unter seinem Bett, streifte.

„Meine Kinder, meine Kinder!“ flüsterte sie. „Wenn man es entdeckte, einen Verdacht schöpfte oder durch einen unglücklichen Zufall ein neues Unglück —! Gott, Gott, was habe ich gethan!“ schrie sie gellend auf und stürzte hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Kompasses.

(Fortsetzung.)

War die Rechtweisung der Magnetnadel gekannt, so galt es noch ihre örtliche Mißweisung zu entdecken. Daß dieß 1492 im atlantischen Meere durch Colón (Columbus) geschah, steht ganz sicherlich fest. Hr. d'Avezac behauptet jedoch, daß in einer Schrift des Picarden Pierre de Maricourt „über den Magnet“ aus dem Jahre 1268 die Mißweisung beschrieben und ihr (örtlicher) Werth in Kompaßstrichen ausgedrückt worden sei. Er versprach dieses Werk zu veröffentlichen; ob es geschehen sei, darüber fehlt uns im Augenblick die Gewißheit, doch zweifeln wir daran, und so lange der Text nicht vorliegt, ist es schwer, sich zu entscheiden.

Wir möchten zugleich daran erinnern, daß ein so ausgezeichneter Seemann wie Pedro Sarmiento, der das erste Schiff aus dem Stillen Meer in den atlantischen Ocean führte, noch am Schlusse des 16. Jahrhunderts fest behauptete: es gebe keine Mißweisung, und man brauche nur eine mißweisende Magnetnadel hinlänglich zu reinigen und frisch einzuölen, um ihre Rechtweisung herzustellen.

Gewiß ist wenigstens, daß die alten italienischen Seefahrer die Mißweisung entweder nicht gewahr wurden, oder sie absichtlich vernachlässigt haben. Dieß ergibt sich bei einer Prüfung ihrer Karten, die wir geradezu Kompaßkarten zu nennen gewagt haben. Die älteste Urkunde dieser Art in der Wiener Staatsbibliothek ist ein Atlas des Genuesers Pietro Visconti vom Jahre 1318; aber ganz sicherlich gab es schon im 13. Jahrhundert solche Karten, denn ehe Gemälde von solcher Reife wie die des Visconti entstehen konnten, bedurfte es langer Vorarbeiten. Die Kompaßkarten bilden eine ganz abgeschlossene Gattung von geographischen Bildern, sie haben nicht die mindeste Aehnlichkeit mit ihren Vorläufern, wie mit ihren Nachfolgern, und es genügt fast, eine Einzige gesehen zu haben, um alle Andern aus hunderten heraus zu erkennen. Sie sind projektionslos nach unsern Begriffen, d. h., sie sind in kein Netz von Breiten- und Längenkreisen hineingezeich-

net. Doch fehlt ihnen ein Netz nicht gänzlich. Wenn nämlich unsere mathematisch-astronomischen Entwürfe mit einem Fischnetze verglichen werden dürfen, so gleichen die Projektionen auf den Kompaßkarten dem Spinnennetze. Ueber die Karten verstreut finden wir nämlich bunt aber nicht geschmacklos gemalte Kompaßsterne, und von den Strahlen dieser Sterne laufen rothe, grüne und schwarze Linien in gerader Richtung nach andern Kompaßsternen. Jene Karten nämlich dienten nur für den Gebrauch auf Schiffen, daher man auch bei sehr vielen das Innere der Länder ganz leer findet. Auf die gemalten Kompaßsterne setzte der Steuermann seine Boussole und die vom Kompaßstern auslaufenden Linien zeigten ihm die Himmelsrichtungen an, oder die ganzen, halben und Viertelswinde, wie man sich damals ausdrückte. Sollte z. B. ein Schiff von Genua nach Algier segeln, so legte der Steuermann ein Lineal auf die Karte, ließ es Genua und Algier berühren und suchte nun in der Verlängerung irgend einen Stern zu treffen, oder wenn dieß nicht gelang, irgend eine Linie, die nahezu mit seinem Kurs parallel lief. Auf diese Art bestimmte und fand er den Strich, in dem er zu segeln hatte. Mußte er wegen widriger Winde unterwegs von diesem Strich abweichen, so gaben manche Karten ihm einen rohen Nothbehelf, wie er sich wieder zurecht finden konnte. Die Kompaßkarten stammen bis zum 15. Jahrhundert sämmtlich von Mittelmeervölkern, von Italienern und Catalanen, und sie endigen genau da, wo die Mittelmeerschifffahrt aufhörte, d. h. sie reichen vom kaspischen Meer über den Pontus, das Mittelmeer und an dem atlantischen Rande Europa's bis nach England und in die südlichen Räume der Nordsee.

(Fortsetzung folgt.)

Der Maimorgen.

Wer nie einen Morgen im Maien genoß,
Verträumend im Bette die Stunden,
Wer immer, versteckt hinter Riegel und Schloß
Dem Schlafe nur Kränze gewunden;
Der kennt nicht die unbeschreibliche Wonne,
Die uns beim Aufgang der herrlichen Sonne
Das Innerste uns'res Gemüthes durchbebt,
Wenn langsam getragen,
Auf feur'igem Wagen,
Sie über die Berge im Azurne schwebt.

Wer niemals im Morgen die Vögel gehört,
Wie sie in den Lüften hoch oben,
Den, der ihnen wieder den Frühling bescheert,
Mit schallender Stimme laut loben;
Der kennt noch lang nicht die Schönheit der Erde,
Die mit dem einfachen Wörtchen: „Es werde!"
Der große unsterbliche Gott uns gemacht,
Dem Vögel durch Lieder
Stets denken neu wieder,
Sobald nur verschwunden die düstere Nacht.

Wer niemals im Morgen den grünenden Wald
Beleuchtet von der Sonne gesehen,
Wenn der Nachtigall Lied so schmelzend verhallt
Und die reinsten Lüfte dort wehen;
Der kennt nicht die himmlisch hohen Genüsse,
Die innig, herzlich natürlichen Grüße,
Die bieten der Wald mit den Vögeln vereint,
Wenn ruhig er zu Hause,
Bei fröhlichem Schmause,
Bleibet, bis am Himmel die Sonne hoch scheint.

Wer nie nun den Morgen im Maien genoß
Verträumend im Bette die Stunden,
Wer immer, versteckt hinter Riegel und Schloß
Dem Schlafe nur Kränze gewunden;
Der wolle sich jetzt am frühesten Morgen
Ein Stündchen von seinem Schlafe erborgen
Und wandern hinaus in die freie Natur,
Wo denn alle Orte,
Mit zaub'rischem Worte
Ihm zeigen von Gott dem Allmächtigen Spur.

H. Böhm.

Mannigfaltigkeiten.

[Das Grauwerden der Haare.] Den bis zur Stunde in mythisches Dunkel gehüllten Grund des plötzlichen Ergrauens der Hauptshaare hat Privatdozent Dr. Leonhard Landois in Folge eines auf der Klinik vorgekommenen Falles durch mikroskopische Untersuchung dieser Haare aufgefunden. Bekanntlich hat Ludwig von Bayern, der, in dem Wahne, sein Weib sei ihm untreu geworden, die vermeintlichen Mitwisser dieses Vergehens mit dem Schwerte niedergestoßen, nachdem er von ihrer Unschuld überzeugt wurde, vor Gram und innerem Seelenschmerze in einer Nacht graues Haar bekommen. Bekannt sind auch die ähnlichen Mittheilungen von Thomas Morus und der unglücklichen Königin von Frankreich, Marie Antoinette. Merkwürdig ist auch jene Erzählung von einem jungen Schweizer, der, um aus einem Geierhorste die Jungen herauszunehmen, mit einem Säbel bewaffnet, mittelst eines Taues von einer überragenden Felswand, unter welcher der Horst sich befand, heruntergelassen wurde. Unter ihm gähnte ein jäher Abgrund. Nachdem er die Jungen herausgenommen und eben wieder hinaufgezogen wird, stürzen die alten Vögel, durch das Geschrei der Jungen herbeigelockt, zum Kampfe auf ihn ein. Mit dem Säbel um sich hauend, bemerkte er plötzlich einen Ruck am Stricke, der ihn trägt. Er sieht hinauf

und erblickt, daß er mit dem Säbel in den Strick gehauen, der nur noch mittelst einer dünnen unverletzten Stelle zusammenhält. Namenlose Angst befällt ihn, denn jede Sekunde kann der Strick völlig zerreißen. Als er glücklich wiederum nach Oben hinaufgezogen, ist sein Haar ergraut. Nach Landois liegt der Grund dieser Erscheinung in der Entwicklung von Luft im Haarschafte bei gleichzeitig wohl erhaltenem Farbstoffe. Derselbe hat auf der vierzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Hannover die betreffenden mikroskopischen Präparate vorgelegt. Als Ursache dieser plötzlichen Erscheinung gibt der Genannte den Einfluß des Nervensystems an.

[Ein Wagen ganz von Spiegelglas.] Der Boulogner Wald, sagt die „Gazette de France," wäre beinahe der Schauplatz einer kleinen Emeute gewesen. Die Sucht nach Wagen mit grellen, außergewöhnlichen Farben hat sich so sehr gewisser Personen bemächtigt, daß eine Berühmtheit der „halben Welt" auf den Einfall gerieth, einen Wagen ganz von Spiegelglas verfertigen zu lassen. Dieser Tage, gegen 4 Uhr, fuhr sie darin aus; sie hatte aber nicht an die Sonne gedacht, deren Strahlen in dem Glase sich brachen und nach allen Seiten ausstrahlten, so daß die Pferde, davon geblendet, wild sich bäumten und scheu zu werden drohten. Die Unordnung war überall; die Wächter mußten einschreiten, und nachdem sie ein großes Tuch über den allzu glänzenden Wagen geworfen, führten sie ihn in die Remise. Die Damen mit den abenteuerlichen Ideen hat ihr Geld umsonst ausgegeben; denn sie kann nur an Regentagen ausfahren.

[Aus einem Musikalien-Katalog.] Nachstehende Lieder fanden sich mit Angabe des Preises also annoncirt: Ich bin ein freier Mann und singe für 5 Sgr. — Aennchen von Tharau 4händig. — Es waren einmal zwei Schwestern für gemischten Chor. — Auf, tapfere Brüder sammelt Euch 7½ Sgr. — Der Feind ist da, die Schlacht beginnt mit Violinbegleitung. — Fordere Niemand 2½ Sgr. — Gott erhalte Franz den Kaiser 4stimmig. — Einsam bin ich doppelchörig. — Was ist des deutschen Vaterland? Gemischter Chor. — 's ist Alles eins, ob ich Geld hab' oder 5 Sgr. — Blaue Aeuglein sind gefährlich für Streichinstrumente. — Drei munt're Burschen saßen 8händig für 2 Pianoforte's eingerichtet. — Bekränzt mit Laub für 4 Männerstimmen. — Was klappert am Dach mit Guitarre. — Gib, blanker Bruder, gib mir Wein für vollständiges Orchester. — Im kühlen Keller sitz ich hier Solo mit Viola. — Fünfhunderttausend Teufel für den Baß arrangirt.

Die Sängerreise von Berlin bis Lindau und von dort zurück nach Berlin steht fest. Am 14. Juni Früh Abfahrt von Berlin. Die Tour bleibt: Berlin — Leipzig — Altenburg — Hof — Bamberg — Nürnberg — Augsburg — Kempten — Lindau i. Bodensee. Aufenthalt einen vollen Tag nur in Nürnberg. Auf der Rückreise beliebiger weiterer Aufenthalt an vier Hauptpunkten, namentlich in Augsburg. Auf dem St. Gebhard bei Bregenz, dem Zielpunkt der allgemeinen Reise, findet am 16. Juni Früh 10 Uhr im Verein mit den Lindauer Sängern event. auch (Bregenzer Sänger) ein gemeinsames Frühstück statt. Dort ist ja der Punkt, wo der Dichter Castelli an die Wand schrieb (was man heute noch lesen kann): Wer dieß geseh'n, kann unbekümmert sterben, für's Auge hat er nichts mehr zu erwerben. Dort soll auch das Lied gesungen werden: „Vom Bodensee bis an den Belt."

In Nordamerika stellt ein Herr La Mothe Eisenbahnwagengestelle aus eisernen Gasröhren, mit Eisenblech überkleidet, her; als Vorzüge werden gerühmt: Leichtigkeit der Wagen, verhältnißmäßige Billigkeit, angenehme Temperatur im Innern derselben (da sie sich bei ihrer Bekleidung, die eine äußere und innere sei, nie so erhitzen können, wie die gegenwärtigen Wägen.)

In Gateshead wird, wie die „Engl. Korr." berichtet, gegenwärtig das Kabel angefertigt, welches noch in diesem Sommer von der Mündung des Tyne nach Dänemark gelegt werden soll. Eine besondere Landleitung wird das englische Küstenende mit London verbinden, und von Dänemark aus beabsichtigt man einen Anschluß an die russischen Telegraphenlinien.

Ein und dasselbe telegraphische Alphabet wird in den Vereinigten Staaten, Schweiz, Deutschland, Frankreich, England, Holland, Belgien, Italien, Spanien, Portugal, Malta, Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Persien, Türkei, Griechenland, Afrika und Indien benutzt. Und dieses Alphabet ging von einem Deutschen aus.

Auflösung der Charade in Nr. 97:

Treue „Augen" schau'n klar;
Treue „Diener" sind rar
Und Beide zusammen —
Spottschlechte Waar'.

M. M.

Redakteur Gustav Reisert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 115 Montag, 18. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Fortsetzung.)

Im Wohnzimmer, auf demselben Tisch, an welchem sie gestern mit dem nun sterbenden Gatten gesessen, stand ein kleines Kaffeeservice. Mit zitternder Hand, in krampfhafter Hast ergriff sie dasselbe und verschloß es sorgsam im Silberschrank. Wie gelähmt, als sei die ganze Welt um sie her versunken, Alles, was vorgehe, vergessen, stand sie und starrte vor sich hinaus.

Die Stimmen der Kinder brachten sie zu sich. Leo erschien kaum halb bekleidet, Arnold mit seinem Frühstück in der Hand. Er hatte darnach gerufen, da es Zeit war, in die Schule zu gehen. Ungewiß blickte er auf die Mutter.

„Hanna sagt, Papa stirbt!“ rief der Kleine zwischen Weinen und Lachen, „Dann fahre ich in einer Kutsche! Ei!“ Er klaschte in die Hände.

„Schäme Dich!“ verwies ihm der Andere seine kindische Freude, „Siehst Du denn nicht, daß die Mutter betrübt ist?“

Sie umschlang Beide mit leidenschaftlicher Heftigkeit. „Meine theuren, theuren Kinder!“ Ihre Stimme brach in Schluchzen, während die überwachten, brennenden Augen trocken blieben.

„Es ist also wahr?“ flüsterte Arnold. „O, Mutter, dann brauchen wir nicht fortzulaufen oder zu sterben!“

„Und er wollte mich doch in den Rathskeller mitnehmen!“ schmollte Leo. „Jetzt wird es bei Dir ganz langweilig sein.“

„Bleibt hier“, gebot sie den Kindern, die sich nach des Vaters Zimmer wandten.

„Hier ist Kaffee — recht starker!“ rief Hanna.

Schaudernd wies sie ihn zurück und griff doch im nächsten Augenblick hastig darnach. Nicht um ihn selber zu trinken, sondern um ihn dem Sterbenden einzuflößen.

Ohne Erfolg. Er vermochte nicht mehr zu schlucken.

„Zu spät!“ Die Tasse entglitt ihrer Hand und zerbrach. „Eine solche Scheidung! Leopold, hörst Du, verstehst Du mich? Ich war wahnsinnig — unzurechnungsfähig. Vergib, vergib!“ In wildem, reuevollem Schmerz warf sie sich über ihn, der keine Antwort gab.

„Gott, wenn jeder Mann seiner Frau nur nicht mehr zu vergeben hätte! Vielleicht erholt er sich auch noch wieder und — läßt sich den Anfall als Warnung dienen“, fügte Hanna für sich hinzu. Während sie die Scherben aufhob, kam ihr eine Erinnerung. „Ich weiß nicht, wo das kleine Service ist, Frau Direktor. Es fehlt nun eine Tasse, wenn Sie nicht eine neue herausgeben wollen. Mir ist, als hätte ich's drinnen auf dem Eßtisch stehen sehen; aber der Schreck hat mich ganz verwirrt.“

„Das kleine Service?“ Sie erhob ein wenig den Kopf und fuhr, sich besinnend, mit der Hand über die Stirn. „Suche es nicht — es ist — zerbrochen!“ Ihr Auge traf des Sterbenden Antlitz, und sie verhüllte schaudernd das ihrige.

Die Dienerin meinte zu begreifen. Der Herr war heut Nacht wieder „nicht gut“ nach Hause gekommen. Sie und die Köchin hatten seine Stimme vernommen, obgleich die Mädchenstube ziemlich entfernt im Seitengebäude lag. Es war schon einige Male passirt, daß er im Rausch etwas zerschlug. Nun, Einem, der eben im Sterben lag, durfte man nichts Böses nachsagen oder auch nur gedenken. Aber wie Arnold, meinte auch sie, sein Tod sei ein rechtes Glück. Sie wunderte sich daher über einen Schmerz, für den sie kein Verständniß besaß.

Mehr neugierig als betrübt waren die Kinder in das Zimmer geschlichen. Auch Arnold konnte, trotz des mütterlichen Verbots, dem Verlangen nicht widerstehen, zu beobachten, wie der Vater nun aussehe. Auf ihn machte der Anblick desselben einen tiefen Eindruck. Still und aufmerksam betrachtete er ihn und lauschte beklommen auf das laute Röcheln. Dann beugte er sich nieder und küßte verstohlen die kalte Hand.

Leo war bestürzt und geängstigt, auch nicht daran gewöhnt, daß sich Niemand um ihn bekümmere. Er begann zu weinen.

„Still! Jetzt mußt Du immer hübsch artig sein,“ bedeutete das Mädchen leise. „Papa wird Dich nicht mehr in Deinen Ungezogenheiten bestärken — Du hast bald keinen Papa mehr.“

Unsicher und erschüttert blickte er sie an, während eine große Thräne über die runde rosige Wange perlte.

„Leochen, weine nicht! Ich habe Dich lieb, spiele immer mit Dir, was Du willst."

Arnold umschlang zärtlich den kleinen Bruder, gegen den plötzlich aller Groll aus seinem Herzen geschwunden war.

Doktor Ebeling erschien. Ein Blick auf den Patienten überzeugte ihn, daß er ihm nichts mehr nützen könne. Bewegt wandte er sich an die Frau, die in wenigen Minuten Wittwe sein sollte.

„Ich begreife und ehre Ihr Leid. Sie haben ihn geliebt, und diese Stunde löscht die jüngste Vergangenheit völlig aus. Dennoch — Ihr Verstand wird es Ihnen sagen: er stirbt zur rechten — ja, zur höchsten Zeit. Sehen Sie auf, sehen Sie die Kinder an. Sie bedürfen des Trostes, den gegenseitige Liebe gewährt. Weisen Sie ihn nicht hartnäckig und verstockt zurück."

Sie hatte schon aufgeblickt und gesehen, wie zärtlich der Aeltere den Kleinen umfaßte, wie schutzbedürftig dieser sich an Jenen schmiegte. Ein Freudenstrahl zuckte über ihre blassen, verwilderten Züge. Sie streckte den Knaben die Arme entgegen und umfing sie zugleich, als Beide herbeieilten.

„Ja, liebt Euch, liebt Euch zärtlich, Euer Leben hindurch. Es ist — theuer erkauft!"

Sie brach zusammenschauernd ab und verbarg ihr Antlitz zwischen den Krausköpfen der Kinder.

Ebeling untersuchte den Kranken. Er stutzte, fragte, wie der Zufall gekommen sei, warum man ihn nicht früher gerufen, und was der Direktor zuletzt genossen habe.

Hanna erzählte, was sie wußte. Es fiel ihr ein, daß sie gestern Abend vergessen hatte, die Karaffe mit frischem Wasser zu füllen. Dieselbe war übrigens leer.

Er wandte sich, von einer seltsamen Unsicherheit ergriffen, an die Frau des Hauses.

„Ich weiß nichts, gar nichts!" lautete ihre hastige, kaum verständliche Antwort. „In der Nacht schloß ich mich in mein Zimmer ein. Als das Mädchen mich vorhin rief, war Hülfe zu spät — fand ich ihn — so."

Ihr Aussehen verrieth, daß sie selber eine entsetzliche Nacht zugebracht habe. Wie dringend mochte sie der Hülfe bedurft haben in diesen dunklen Stunden, ohne daß ihr dieselbe ward! Jetzt aber wurde sie für immer erlöst von diesem Ehebande. Noch niemals in seiner Praxis hatte der Arzt den Tod eines Menschen so wenig bedauert, wie den des Direktors Friedemann.

Er sandte Hanna mit einem Rezept nach der Apotheke und zugleich nach einem zweiten Arzt. Die Symptome der plötzlichen tödtlichen Krankheit erschienen ihm so auffallend und merkwürdig, daß er mit seinem Kollegen darüber reden wollte. Die ohnehin so tief gebeugte Frau konnte und mochte er nicht mit Fragen belästigen.

Einige Hausgenossen kamen, sprachen der Frau tröstend zu und wunderten sich über den jähen Zufall. Sie vermochte nicht die gebräuchlichen Formen zu beobachten, was ihr in diesem Moment auch Niemand verdachte. Benommen von ihren Empfindungen, schien sie ganz gebrochen, vernichtet. Doch verrieth sich eine gewisse Abneigung gegen die Neugierde, mit welcher der Bewußtlose, mit dem Tode Ringende, betrachtet wurde, und ihr Blick streifte zuweilen in banger Scheu und doch zugleich forschend, durchdringend, die Züge des Arztes.

Dieser entfernte die Anwesenden aus dem Sterbezimmer, zugleich auch Frau Friedemann, indem er die Kinder hinaus führte. Sie folgte ihnen mechanisch, setzte sich auf ihren gewöhnlichen Platz und schien keinen klaren Gedanken zu haben. Nur die Liebkosungen der Knaben erwiderte sie mit seltsam fieberhafter Innigkeit.

Endlich raffte sie sich auf, ordnete ihr Haar, hieß Arnold mit dem Bruder spielen und trat in ihres Gatten Zimmer. Am Kopfende seines Lagers nahm sie Platz, leistete etwa erforderliche kleine Handreichungen und schaute mit unsäglich leidvollem Blick in sein Gesicht. Zuweilen schauderte sie, wie in Fieberfrost, und die gerötheten Lider senkten sich, als wollten sie ihr den traurigen Anblick verhüllen. Doch wie in strenger Zucht gegen sich selber, gleichsam wie eine Reuige die übernommene Büßung erfüllt, fuhr sie dann fort in den erforderlichen oder wünschenswerthen Leistungen. Die äußere Kälte und Starrheit ihres Wesens hatte etwas nicht allein Befremdliches, sondern auch Erschreckendes. Sie glich einem Automaten, oder richtiger, einer galvanisirten Leiche.

„Sie verwindet es nicht, es geschieht ein neues Unglück!" Hanna war zurückgekommen. „Sie ist zu angegriffen. Ich wollte darauf schwören, daß sie diese Nacht hindurch kein Auge zuthat."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Kompasses.

(Fortsetzung.)

Was nun die Richtigkeit der einzelnen Küstengestaltungen betrifft, so wie die physiognomische Aehnlichkeit des Mittelmeerbeckens, so sind die Kompaßkarten aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts naturtreuer als die Karten des 16. und des 17. Jahrhunderts, ja einzelne Inseln des Mittelmeeres waren selbst noch auf Karten des 18. Jahrhunderts unrichtiger als auf jenen Karten des späteren Mittelalters. Ueber den Ursprung dieser Karten wissen wir so gut wie gar nichts. Die Ufer des Mittelmeeres waren mit überraschender Genauigkeit aufgenommen worden, aber wann? und von wem? bleiben vorläufig unbeantwortete Fragen. Wie man dabei zu Wege ging, ist eben so räthselhaft. Vielleicht

benutzte man winkelmessende (dioptrische Instrumente an Bord der Schiffe, allein viel wahrscheinlicher ist es, daß man von einem Küstenvorsprung zum andern fuhr, die Himmelsrichtung jeder auftauchenden Landspitze mit Hülfe des Kompasses und ihre Entfernung durch Gissung, d. h. durch Abschätzung des durchlaufenen Weges nach der Segelkraft und der Zeit bestimmte, wenigstens lassen uns die Periplen oder Küstenbeschreibungen aus der damaligen Zeit so etwas ahnen. Privatleute können niemals eine solche Arbeit ausgeführt haben. Dieß muß auf öffentliche Kosten geschehen sein, und vielleicht bringen die Archive in Genua, Venedig oder Barcelona uns noch Aufschluß über jene Unternehmungen.

Wer sich nun an unsere obigen Worte hält, daß die Kompaßkarten des Mittelalters genauer gewesen seien, als die des 16. und 17. Jahrhunderts, der wird daraus schließen, daß die Kunst der darstellenden Erdkunde im 16. und 17. Jahrhundert einen tiefen Verfall erlitten habe. Der Pole Lelewel, der ein umfangreiches Buch über die Kartenkunde des Mittelalters geschrieben hat und dem die Wissenschaft in diesem Zweige viele Vorarbeiten verdankt, ist auch wirklich zu diesem Ergebniß gelangt. Er befand sich aber gänzlich auf dem Irrwege. Hätte er wirklich geliefert, was der Titel seines Werkes verspricht, eine Geschichte der Geographie, nicht ausschließlich eine Geschichte der alten Karten, so würde er sein sonst verdienstvolles Werk nicht beschmutzt haben mit Schimpfreden gegen den Alexandriner Claudius Ptolemäus und gegen die deutschen Geographen und Astronomen am Ende des 15. und am Beginn des 16. Jahrhunderts, welche die ptolemäische Darstellungsweise wieder zu Ehren brachten und die alten prächtigen Seekarten wegen innerer Mängel bei Seite warfen. Die Wissenschaft und der Gang der Gesittung hat aber den alten deutschen Gelehrten Recht gegeben, und wir brauchen nur ein Kartenblatt irgendeiner gebildeten Nation aufzuschlagen, so finden wir die Methode der alexandrinischen Astronomen gewissenhaft beobachtet, während die Kompaßkarten dem Schattenreiche der Alterthumskunde verfallen sind.

Alle großen Fortschritte in der Wissenschaft verdanken wir dem Betreten neuer Wege, die uns der Wahrheit näher als die alten Wege zu bringen versprechen. Ptolemäus lehrte zuerst die mathematische Länge und Breite der Orte zu ermitteln und nach diesen Angaben sie in Netze einzutragen, welche die räumlichen Verhältnisse auf einen kugelförmigen Körper, wie die Erde, vorstellen sollten. Sein Ziel war die höchste mathematische Richtigkeit des Einzelnen und des Ganzen, und daher hält man sich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts bis zum heutigen Tage an seine Methode. Die Längen und Breiten, die Ptolemäus angab, waren aber höchst fehlerhaft, und fehlerhaft mußten die Bilder sein, die nach seinen Angaben aufgebaut wurden. Nach Herrn Lelewel hätte man daher den Ptolemäus in's Feuer werfen und nicht eher seine Methode befolgen sollen, als bis man Hülfsmittel besaß, um die astronomischen Ortsbestimmungen mit der erforderlichen Schärfe treffen zu können, d. h. bis zu Ende des 17. Jahrhunderts. Allein wenn man bis dahin gewartet hätte, würde man doch wieder da haben beginnen müssen, wo deutsche Gelehrte schon am Ende des 15. Jahrhunderts die Arbeit angriffen, denn eben um die ptolemäische Methode zu vervollkommnen, wurde im 16. und 17. Jahrhundert die Ermittelung der astronomischen Ortsbestimmung erst ausgebildet, so daß also das Verdienst der Wiedererweckung des Ptolemäus darin besteht, daß wir jetzt das Ziel schon erreicht haben, auf welches wir mit Recht stolz sind.

Die ersten Versuche waren allerdings abschreckend genug. Der Unterschied in den geographischen Längen des Mittelmeeres, gemessen von Gibraltar bis zur größten Vertiefung der syrischen Küste, beträgt 41° 41, also in runden Zahlen 42°. Ptolemäus hatte dafür aber 62° gesetzt, das heißt, er dachte sich die westöstliche Ausdehnung des Mittelmeeres noch ein halbmal so groß, als sie wirklich war. Da gleichzeitig die Breiten bei ihm annähernd richtig waren und überhaupt die Polhöhen sich sehr leicht finden oder verbessern ließen, so bekam Europa ein ganz seltsames, fast krankhaftes Antlitz, denn es wurde von Ost nach West gezerrt und dadurch auch die Richtung seiner mediterraneischen Halbinseln verschoben. Die Araber hatten früher schon den Irrthum gemildert und die große Achse des Mittelmeers auf 52 Grad herabgesetzt. An diese Angabe hielt sich auch Gerhard Kaufmann (Mercator) am Schluß des 16. Jahrhunderts, und in diesem Punkte blieben die Bilder stereotyp, bis die französische Regierung am Ende des 17. Jahrhunderts durch Chazelles und den Abbée Feuillée astronomische Ortsbestimmungen ausführen ließ, und Delisle, auf ihre Arbeiten gestützt, die erste mathematisch (bis auf eine mäßige Gränze) richtige Karte von Europa entwerfen konnte. Fortschreitend auf diesem Wege sind wir in Besitz unserer heutigen Gemälde gelangt.

(Schluß folgt.)

Ersterben.

Wann die Stürme durchsausen die finstere Nacht,
Und der Regen die Fenster peitscht mit Macht,
Und die Bäume sich biegen und ächzen;
Wann eilende Wand'rer vom Pfade flieh'n,
Laut rollend und schäumend die Ströme zieh'n,
Und schäurig die Raben krächzen:
Dann ringet der Sommer im Todeskampf,
Dann stöhnt die Natur im Schmerzenskrampf,

Und Alles, was da lebt und webt,
Hört bangenden Herzens den Streit und bebt,
Weiß, Sommer wird unterliegen —
Der Winter, der Winter muß siegen!

Dann sinken die Blätter falb vom Baum,
Bedecken des Grases gewelkten Raum,
Und die letzten Blumen ersterben;
Allmählig verstummt der Herzen Schlag,
Und stille wird es in Fluren und Hag —
Ein ödes fahles Verderben!
Der Strom führt rasend die Leichen von dann',
Die Blumen, die er so lieb gewann;
Wie hat er sie oft sanftspielend gegrüßt,
Und hat sie umarmt, und hat sie geküßt —
Nun mußten sie alle erbleichen
Und wurden modernde Leichen.

Und die Menschenherzen zucken im Weh,
Hoch wogen sie auf wie im Sturme die See,
Sie möchten dem Winter wehren;
Sie bäumen sich auf und sinken hinab
Und finden ein kalt, ein eisig Grab: —
Sie mußte der Winter verzehren.
Erstarrt ist der Liebe hochlodernde Gluth,
Gekühlt der Herzen heißwallendes Blut,
Kalt ruhet die einst so bewegte Brust,
Es schweiget die Klage, es schweiget die Lust,
Verstummt ist Wogen und Pochen —
Des Lebens Blüthe gebrochen.

Sie welkte dahin wie des Lenzes Kranz,
Wie die Blätter und Blüthen im Wellentanz,
Wie die grünenden Auen und Raine;
Und so wie die Blume nicht wiederkehrt,
Die der Winter, der frostige Feind, verzehrt
An ihrem wonnigen Scheine:
So sank sie dahin, kehrt nimmer zurück,
Des Lebens Stern und einziges Glück,
Und das Herze, das einst sie gehegt und gepflegt,
Statt ihrer den Tod im Herzen trägt,
Den Tod, den kalten, den bleichen, —
Wie der Strom der Blüthen Leichen!

Du armes Herze, wie bist du beraubt
Des Liebsten, was du gekannt und geglaubt!
Ja, grolle und zürne, du mußt es!
Der Strom, der Blüthenleichen begräbt,
Der kennt die Leiden, die du erlebt,
Die Größe des argen Verlustes!
Ja, thu' es dem Leidensgenossen gleich,
Und eile hinweg aus des Todes Bereich,
Stürz' dich in des Lebens wogendes Meer,
Da wird dein Herze des Kummers leer,
Da wirst du Vergessenheit trinken,
Wenn nicht — verzweifelnd versinken

Hugibert von Ries.

Mannigfaltigkeiten.

Das eidgenössische statistische Bureau hat neulich einen starken Band über die schweizerische Alpenwirthschaft herausgegeben. Die Schweiz besitzt danach in 9 Kantonen und 691 Gemeinden 4559 Alpen. Das ganze Alpenareal umfaßt 2 bis 3 Millionen Jucharten, das Weideareal hat sich übrigens seit dem vorigen Jahrhundert vermindert und bedarf der Pflege, wenn dieß nicht noch mehr geschehen soll. Die Höhe der Alpen geht von 2000 bis 9000 Fuß, die durchschnittliche ist 3500 bis 5000 Fuß. Der Bruttoertrag betrug im Jahr 1864 11 Mill. Fr.

[Weiblicher Arzt.] Eine junge Engländerin, Namens Isabel Thorne, hat vor Kurzem ihr medizinisches Examen vor der Prüfungs-Kommission in der Apothecaries-Hall zu London in der glänzendsten Weise bestanden. Ihre schriftlichen Aufgaben waren so gediegen, daß ihr das mündliche Examen erlassen wurde.

Anagramm.

Ich bin in uns'rem deutschen Land,
Durch die Geschichte nur bekannt;
Von diesem Ort zu einem andern
Heißt mein Beruf mich immer wandern.

Ein Ländchen ist zu rathen hier,
Nimm eine Karte nur zu dir,
Es prangt fast stets im Sommerkleide,
Erzeugt Oliven, Wein und Seide.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 104:

Schatten gewährt die „Palme“ in Asiens glühender Zone;
Und in nordischer Nacht, die „Lampe“ erfreuliches Licht.

M. M.

Redakteur Gustav Mellert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 116 Dienstag, 19. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Fortsetzung.)

Der Arzt antwortete nicht auf ihre leisen Worte. Sein Blick verweilte auf einigen Kleidungsstücken des Mädchens, die ihn seltsam anmutheten, während er sich doch in diesem Moment tiefer, schmerzlicher Bewegung nicht erinnerte, warum und weshalb. Da sie heute voraussichtlich viel „zu laufen“ hatte, war von Hanna ein Augenblick der Muße gefunden oder geschaffen worden, um die neue schwarze Düffeljacke anzuziehen, die für diese Gelegenheit so trefflich paßte. Das braune Umschlagtuch und die graubaumwollenen Handschuhe paßten freilich nicht zur Trauer; aber der Herr war ja auch noch nicht todt.

Oder vielmehr noch nicht kalt; denn sein Leben erlosch so eben.

An allen Gliedern bebend, mit verglastem Blick neigte die junge Wittwe sich über den Geschiedenen und küßte seine kalte Stirn. Dann ließ sie die Kinder kommen, um Abschied zu nehmen von dem todten Vater und für ihn ein Vaterunser zu beten. Darauf legte sie ihre eisige Rechte für einen Moment in die Hand des Arztes.

„Wenn auch mir — Etwas zustoßen sollte — nehmen Sie sich — meiner Kinder an, als wären es die Ihrigen. Versprechen Sie mir das?“

Er gelobte es bewegt. Dann versuchte er, ihr die düsteren Gedanken auszureden, welche sich in dieser Bitte, die gleichsam ein Vermächtniß war, ausdrückten. Freilich sah sie so angegriffen aus, daß er selber ernstliche Sorge hegte und sie dringend bat, ein wenig zu ruhen.

Mechanisch nickte sie. Bald darauf war sie auf dem Sopha in ihrem Zimmer wirklich in Schlummer gesunken — in den fieberhaften, unruhigen Schlummer äußerster körperlicher Erschöpfung.

Ebelings Kollege war nicht mehr daheim gewesen, also auch nicht in das Friedemann'sche Haus gekommen. Er selber verließ nun dieses und machte eilig die Runde bei seinen Patienten. Ueberall erregte der plötzliche Tod des Gymnasialdirektors zwar Bedauern, doch ein achselzuckendes Bedauern. Die Verirrungen seiner letzten Lebensjahre ließen dieses Ende, wie schon der Arzt gesagt, rechtzeitig erscheinen. Daneben sprach man allgemein von der polizeilichen Bekanntmachung im heutigen Tageblatt. Es war die Aufforderung, mitzutheilen, was Jedermann über die Person wisse, welche den Namen des Doktor Ebeling zur Erlangung von Morphium gemißbraucht. Dieser Aufforderung war eine Beschreibung jener Person beigefügt, so weit der Apotheker sie hatte geben können.

Doktor Ebeling hatte den mysteriösen Giftkauf vergessen. Die erste Hindeutung auf denselben durchzuckte ihn jedoch mit entsetzlichem, haarsträubendem Schrecken. So viele Grimassen wie heute hatten seine Kranken und deren Angehörige noch nie an ihm beobachtet, und solche Eile und Zerstreutheit auch nicht. Hätte er nicht einige Schwerkranke besuchen müssen, er würde gerades Weges zum Friedemann'schen Hause zurückgekehrt sei. So konnte er es erst später thun.

Um nach der Frau zu fragen, trat er in die Küche. Starr blieb er stehen, lauschend auf das, was Hanna so eben der Köchin mittheilte.

Sie war von mannigfachen Besorgungen so eben erst heim gekommen und entledigte sich der warmen grauen Handschuhe.

„Der Chemiker Braun, des Herrn Freund, treibt es sicherlich auch nicht mehr lange. Vorher, als ich fortgehe, kommt er und fragt, ob es wahr wäre, daß der Herr Direktor wirklich todt ist. Natürlich bejahte ich. Er sah mich darauf nicht allein betroffen an, sondern als wollte er mich mit den Augen aufessen. Dabei murmelte er etwas von polizeilicher Bekanntmachung und von meinen Sachen, was ich nicht verstand. Zuletzt ergriff er meine Hand und zog den Arm unter dem Tuch hervor. „Auch die Düffeljacke, ich wollte darauf schwören!“ rief er verwundert. „Nur nicht das feine weiße Handgelenk, und die Finger auch wohl nicht.“ Meine Augen mußten ihm deutlich sagen, was ich dachte, daß er nämlich schon am frühen Morgen im Rathskeller gewesen sei, und schnippisch rief ich: „Der Herr denkt doch nicht etwa, ich habe meine Sachen gestohlen? Die Düffeljacke und auch die Handschuhe hat mir die Frau erst vorgestern geschenkt, und das braune Tuch habe ich schon manches Jahr, wenn Sie es wissen wollen.“ Er schaute noch immer wie verwirrt drein und sagte dann mit ganz sonderbarem Ton: „So, so — Jacke und Handschuh von der Frau bekommen? Das

geheimnißvolle Rezept — und der Direktor plötzlich todt! — Die Frau ist größer, als Sie, und breitschulterig, nicht so?" — „Groß wohl, aber breitschulterig nicht, konträr, sie ist schlank", antwortete ich etwas verblüfft. Er ließ sich noch beschreiben, wie der Herr gestorben ist, und rannte dann davon, als brennte ihm der Kopf. Ist das nicht kurios?"

„Im Blatt soll eine Bekanntmachung stehen von Einer, die Gift auf ein falsches Rezept aus der Greifen-Apotheke holte", berichtete die Köchin. „Aber ich hatte nicht Zeit, darauf zu hören. Man weiß heute ja nicht, wo Einem der Kopf steht. Ah!" — Sie unterbrach sich mit dem leisen Ausruf beim Anblick ihrer Herrin.

Der Arzt hatte diese schon vorhin gewahrt. Gleich, doch anscheinend gefaßt, war sie eingetreten und bei den Worten Hanna's gleichfalls auf der Schwelle stehen geblieben. Ihre Fassung schwand sichtlich. Unfähig, die Zeichen der Bestürzung, des Schreckens zu beherrschen, griff sie nach dem Thürsims, um sich aufrecht zu erhalten.

Die Mädchen ahnten nichts von der Ursache ihrer Bewegung; sie waren froh über die Anwesenheit des Arztes, der der armen Frau gleich Beistand leisten und sie trösten konnte.

Er führte sie ins Wohnzimmer; er fühlte, wie sie zusammenzuckte bei der noch aus der Küche hörbaren Frage der Köchin nach dem kleinen Service.

Daß so eben Fremde das Haus betraten, vernahmen Beide nicht mehr.

Mühsam athmend, unfähig zu sprechen, sank sie auf einen Sitz.

Er war nicht weniger erregt, auch wohl noch angsterfüllter, als sie selber. Er nahm keine Rücksicht auf die Anwesenheit der Kinder, sondern sprach vorwurfsvoll:

„Daß Sie dahin, d a h i n kamen! Warum vertrauten Sie mir nicht? Es hätte sich doch ein anderer Ausweg gefunden, finden müssen!"

Sie deutete auf die Knaben, die Arm in Arm auf dem Fenstertritt saßen. Der Aeltere zeigte und erklärte dem Kleinern die Bilder eines Buches.

„Machen Sie mir keine Vorwürfe; ich — bin unglücklich genug!" flüsterte sie tonlos.

„Aber dachten Sie denn nicht an die Folgen, die unausbleiblichen Folgen? — Wäre ich an dem Abende doch nicht in die Apotheke gegangen! — Hätte ich eine Ahnung gehabt, das Rezept rühre von Ihnen her, ich hätte es lieber auf mich genommen und mich zum Mitschuldigen eines Mordes gemacht, als daß ich nun Sie dem Gesetz verfallen sehe. Herr des Himmels! Verfallen dem — dem —" Er vermochte es nicht auszusprechen, auch nicht mit Anstrengung, das entsetzliche Wort.

Unwillkürlich richtete sie sich auf. Sie blickte ihn erstaunt an.

„Ich verstehe Sie nicht." Plötzlich schlug sie sich vor die Stirn. „Ha, Sie glauben, ich — ich —"

Er achtete nicht auf das, was offenbar ein Versuch zu leugnen sein sollte, sondern unterbrach sie in angstvoller Hast:

„Fliehen Sie — gleich auf der Stelle. Es ist allerdings gegen meine Pflicht; aber ich will jetzt noch nicht wissen, nicht einmal glauben, daß er eines andern, als eines natürlichen Todes starb. Noch ist Ihnen der Weg offen — in kurzer Zeit vielleicht nicht mehr. Säumen Sie also nicht."

Der Weg zur Flucht war nicht mehr offen. Einem lauten raschen Pochen folgte unmittelbar der Eintritt mehrerer Männer. Unter ihnen befand sich der Gerichtsrath, welcher die Voruntersuchungen leitete, und der Gerichtsarzt.

Kein Laut entschlüpfte ihr, doch sank sie schwer, halb ohnmächtig in den Stuhl zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Kompasses.

(Schluß.)

Die Kompaßkarten zeigten freilich nicht die Verzerrungen der ptolemäischen Erdbilder, bei ihnen ist das Verhältniß zwischen der großen Achse des Mittelmeers und den kleinen Achsen seiner Becken naturgetreu, allein dennoch stehen ihre Leistungen wissenschaftlich tief unter den ersten rohen Karten nach dem ptolemäischen System, denn die Kompaßkarte war nur ein Seemannswerkzeug, die ptolemäische ein Abbild von Erdoberflächen; die alexandrinische Methode ließ sich bis zur äußersten Schärfe vervollkommnen, die Kompaßkarten hatten bereits im Mittelalter ihre höchste Vollkommenheit erreicht, ließen sich nicht weiter entwickeln, sondern waren sogar mit einem unheilbaren Fehler behaftet, sie vernachlässigten nämlich die Mißweisung der Magnetnadel. Ja selbst wenn die Kartenzeichner gewußt hätten, daß örtlich die Magnetnadel nicht genau nach Norden, sondern hier stärker, dort schwächer, hier westlich, dort östlich von der Nordlinie abweiche, so hätten sie doch diesen Umstand nicht berücksichtigen dürfen, denn dem Seemann lag nichts an den astronomischen, sondern alles an den magnetischen Himmelsrichtungen. Da wohin der Kompaß ihn auf der Karte wies, lag sein Kurs, und es war viel wichtiger für ihn, daß die magnetische, als daß die wahre Himmelsrichtung angegeben wurde. Vielleicht möchte mancher im Stillen denken, daß dieser Fehler sich durch Bestimmung der örtlichen magnetischen Abweichung hätte verbessern lassen, aber auch dieß wäre nur für einen bestimmten Zeitraum möglich, denn bekanntlich ändert sich ja die Abweichung der Magnetnadel beständig, und ein Kompaß der an demselben

Ort im vorigen Jahrhundert nach Westen abgelenkt wurde, kann am Beginn des jetzigen Rechtweisung besessen haben, und gegenwärtig unter einer östlichen Ablenkung leiden. Da wir, wie beiläufig bemerkt, keine vertrauenswerthen Angaben über die Linien der Rechtweisung vor der Zeit von 1500 bis 1550 besitzen, so hat der Referent schon an einem andern Orte aufmerksam gemacht, daß aus den alten Seekarten sich indirekt die damals herrschenden Ablenkungswinkel berechnen lassen, und daß für das schwarze Meer 10 Grad östlicher Deklination um das Jahr 1400 anzunehmen sind. Herr Ruge beschließt seine Schrift mit einer Kompaßkarte von Marino Sanudo, auf der er zugleich die Umrisse von Gerhard Mercator eingetragen hat, um zu zeigen, um wie Vieles physiognomisch richtiger eine Kompaßkarte des Jahres 1321 als eine holländische Karte vom Jahr 1613 gewesen sei. Allein er überschaut viel zu gut den Weg, den die Wissenschaft eingeschlagen hat, als daß er in die naiven Irrthümer Lelewels gefallen wäre. „Und doch war dieser scheinbare Rückschritt nothwendig, ruft er aus mit Bezug auf die anfänglichen Unrichtigkeiten der neu-ptolemäischen Karten, um für die Wissenschaft das sicherste Fundament aller Projektionen, die Mathematik und Astronomie, zu gewinnen."

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 16. Mai 1868.

Die Bauten auf dem Festplatze schreiten unter der Leitung der Bauunternehmung Obermaier und Gerstle rüstig vorwärts und bieten schon vielfaches Interesse.

Die eigentliche Schießhalle ist in ihrer ganzen Länge von mehr als 200 Klafter vollständig hergestellt und auch bereits mit Dachpappe aus der Fabrik von Hoffmann und Komp. aus Offenbach eingedeckt; von den Anbauten der Schießhalle, insbesondere vom Belvedere, ferner von den Wirthschaftsgebäuden steht theilweise das Gerippe; die Lokalitäten zu beiden Seiten des Hauptportales und die untere Abtheilung des Gabentempels sind ebenfalls in der Hauptsache bereits ausgeführt.

Die ganze ausgedehnte Räumlichkeit des Festplatzes und die Festhalle werden mit Gas beleuchtet werden, wie wir bereits in einer früheren Korrespondenz flüchtig andeuteten.

Zu diesem Behufe wird das Hauptgasrohr vom Gasometer jenseits der Donau über einen Steg herübergeleitet. Für die Festhalle selbst sind drei riesige Gas-Luster und bei fünfzig mehrarmige Wand-Kandelaber bestimmt. Die gesammte Beleuchtung wird über 1400 Flammen beanspruchen. Zu beiden Seiten der Festhalle, dann auf dem Rondeau der Prater-Hauptallee sollen kolossale Gasflammen-Pyramiden aufgestellt werden.

Das Schießkomite hat sich für die Exekutive während des Festes in der Weise organisirt, daß nebst der Zentralleitung für jede Scheibengattung, dann für jedes Bureau ein eigener Direktor bestellt, und jedem derselben die erforderliche Anzahl Mitglieder des Schieß-Komite's zugetheilt werden wird.

Die Vorstehung der Schützengesellschaft in Bukarest hat dem Zentralkomite mitgetheilt, daß diese Gesellschaft, obwohl keine eigentlich deutsche, sondern eine internationale, dem bevorstehenden deutschen Schützenbundesfeste doch ihr volles Interesse zuwendet, und daß sich zahlreiche Mitglieder derselben persönlich an dem Feste betheiligen werden, — insbesondere, wenn die Schützengesellschaft Bukarest's als solche eine Einladung zur Theilnahme am Bundesschießen erhält. Die gewünschte Einladung ist denn auch sofort an die Vorstehung der Schützengesellschaft nach Bukarest abgegangen und können somit die Mitglieder derselben als Gäste an dem Feste Theil nehmen.

An Ehrengaben haben wir heute nur eine definitiv angemeldete vom Schießstand Scheiblingstein nächst Wien im Werthe von mindestens 100 fl. zu verzeichnen. Zahlreiche Zusicherungen laufen übrigens beim Zentralkomite bezüglich der Widmung von Spenden für die Industriescheiben ein.

Die Zöglinge der k. k. Forstakademie in Maria Brunn werden sich an dem Festzuge als Korporation mit einem Banner und in der Mehrzahl auch als Festtheilnehmer am Schießen selbst betheiligen.

Das Festprogramm wurde in nachfolgenden allgemeinen Umrissen definitiv festgesetzt:

24. und 25. Juli festlicher Empfang der korporativ ankommenden Gäste an den betreffenden Stationsplätzen; Abends gesellige Vereinigung an den noch näher zu bestimmenden Orten.

26. Juli, Festzug. Aufstellung 7 Uhr Früh auf der Ringstraße vom Park bis zum Burgring; Abmarsch des Zuges, Schlag 9 Uhr Früh durch die Burg, über den Kohlmarkt, Graben, auf den Stephansplatz. Daselbst Begrüßung der Festgäste Namens der Stadt Wien durch den Bürgermeister und Gemeinderath; feierliche Uebergabe der Bundesfahne an den Bürgermeister, sodann Fortsetzung des Zuges durch die Rothenthurmstraße über die Aspernbrücke durch die Jägerzeile zum Praterstern und von da durch die Hauptallee des Praters auf den Festplatz.

Um 2 Uhr Bankett in der Festhalle. Nachmittags: gesellige Unterhaltung. Abends: Musikproduktion und großes Feuerwerk.

Montag den 27. Juli: 6 Uhr Früh beginnt das Schießen, und wird täglich innerhalb der schießordnungsmäßigen Zeit fortgesetzt. Täglich findet Mittags halb

1 Uhr das Festbankett statt. Abends: Festliedertafel des niederösterreichischen Sängerbundes in der Festhalle.

An den weiteren Festtagen täglich Abends Musikproduktionen, Feuerwerk, Ball in den hierzu hergerichteten Räumlichkeiten. Ferner werden an noch erst näher zu bestimmenden Tagen Festausflüge auf den Kahlenberg, in die Dreher'sche Brauerei in Schwechat und auf den Semmering veranstaltet werden, und an verschiedenen Abenden Festvorstellungen in mehreren hiesigen Theatern stattfinden.

Am letzten Festtage feierliche Vertheilung der Haupt- und Ehrenpreise an die Gewinner.

Mannigfaltigkeiten.

Auch die Statue Fraunhofers, des berühmten Optikers, ist nunmehr in der Maximiliansstraße vor dem Nationalmuseum in München aufgestellt. Joseph Fraunhofer, Erfinder der wichtigsten optischen Instrumente, war den 6. März 1786 zu Straubing in Bayern geboren, erlernte früh bei seinem Vater das Glaserhandwerk, sodann in seinem vierzehnten Jahre verwaist in München die Glasschleiferei, ward hier bei dem Einsturze des Wohnhauses seines Lehrherrn verschüttet, aber gerettet und in Folge dessen vom König Maximilian Joseph mit 18 Dukaten beschenkt. Fraunhofer verwendete dieses Geld auf den Ankauf einer Glasschneidemaschine und einer optischen Schleifmaschine. Seine Gläser wurden bald so berühmt, daß er 1806 in dem mathematisch-mechanischen Institut von Reichenbach, Utzschneider und Liebherr als Optiker angestellt ward, in welcher Stellung er die aus dem Glasofen zu Benediktbeuern hervorgegangenen Gläser zu den ersten größeren für die Sternwarte in Ofen bestimmten Instrumente berechnete und schliff. Seit 1809 Direktor und Theilnehmer an dem von Utzschneider zu Kaufbeuern errichteten besonderen Institut für die Optik, erfand Fraunhofer hier zum Poliren der sphärischen Flächen großer Objektive eine treffliche Polirmaschine. Die größten Verdienste um die Optik aber erwarb er sich durch die Herstellung eines Flintglases, von dem auch die untersten Schichten dasselbe Berechnungsvermögen haben wie die obersten. Fraunhofer hat alle hierauf Bezug habenden Versuche in einer besonderen Abhandlung beschrieben, welche im 5. Bande der Denkschriften der k. bayer. Akademie der Wissenschaften abgedruckt ist. Die Akademie wählte ihn hierauf 1817 zu ihrem Mitgliede. Die gewonnenen Resultate veranlaßten ihn zu weiteren Forschungen der Gesetze des Lichts, und so entdeckte er die so außerordentlich mannigfaltigen Phänomene, welche durch gegenseitige Einwirkung gebeugter Strahlen entstehen, und durch welche er z. B. vollkommen homogene Farbenspektra ohne Prismen hervorzubringen vermochte. Fraunhofer verdankt man auch die erste genaue Beobachtung und Beschreibung der dunkeln Linien im Sonnenspektrum, die daher auch seinen Namen (Fraunhofer's Spektrum) tragen. Die zu seinen physisch-optischen Versuchen nöthigen Instrumente und Maschinen, so wie die wichtigeren Kupferplatten zu seinen Abhandlungen führte Fraunhofer selbst aus. Einige der wichtigsten von ihm erfundenen oder verbesserten optischen Instrumente, die gegenwärtig in ganz Europa Ruf haben, sind: das Heliometer, das repetirende Lampenfilarmikromenter, das zum Messen im absoluten Maß bestimmte achromatische Mikroskop, das Ringmikrometer, das Lampenkreis- und Netzmikrometer, der große für die Dorpater Sternwarte verfertigte parallaktische Refraktor. Nachdem 1814 das mathematisch-mechanische Institut in München von dem optischen Institut in Benediktbeuern ganz getrennt worden war, so daß Letzteres von Utzschneider und Fraunhofer allein fortgesetzt ward, nahm Fraunhofer nach und nach alle Theile des optischen Instituts, welches 1819 nach München verlegt wurde, unter seine unmittelbare Leitung. Im Jahre 1823 wurde er zum Konservator des physikalischen Kabinets der k. b. Akademie der Wissenschaften ernannt und 1824 vom König in den Adelsstand erhoben. Mehrere auswärtige Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Er starb am 7. Juni 1826.

In Wien im Zirkus Renz produzirt sich ein Trommelkonzertist, Herr Julius Weissenbach, er spielt auf 16 harmonisch gestimmten Trommeln sammt großer Trommel und Tinellen, die er angeblich mit 48 Trommelstöcken zu gleicher Zeit mit Händen und Füßen nach dem Takte der Musik schlägt.

Aus Frankreich werden von Staatswegen fünf Gelehrte zur Beobachtung der am 18. August stattfindenden Sonnenfinsterniß nach Indien gesandt.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 105:

Wer zum Schelmen ist einmal geboren,
Bei dem ist „Taufe“ und Chrisam verloren.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. S.

Redakteur Gustav Reffert. — Druck und Verlag der K. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 117 Mittwoch, 20. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Fortsetzung.)

VII.

Ueberrascht hatten die Freunde des Direktors, die an jenem Abend seine Gesellschafter auf dem Wege aus der Weinstube in den Rathskeller gewesen, die Schilderung der Kleidungsstücke der Giftkäuferin gelesen. Sie traf so überraschend zu, daß Niemand zweifeln konnte, es sei dieselbe Frau, das sie im Uebermuth aufhielten, dessen Anblick Friedemann so überraschte. Der Chemiker Braun wollte sich zu diesem begeben, um mit ihm über den sonderbaren Vorfall zu reden. Unterwegs erfuhr er den Tod seines Freundes. Gestern oder vielmehr heute Früh — denn sie hatten sich erst nach Mitternacht getrennt — war derselbe völlig gesund gewesen. Dieses jähe Ende hatte für Braun nicht allein etwas sehr Erschütterndes, es dünkte ihm auch auffallend, verdächtig. Als er das Mädchen aus dem Friedemann'schen Hause in jenen Kleidungsstücken vor sich sah, als er vollends von den Symptomen hörte, unter welchen der Tod erfolgt sei, bedurfte es keiner besonderen Kombinationsgabe, um an eine Vergiftung durch das geheimnißvoll und durch eine Fälschung erlangte Morphium zu denken. Er hielt es für seine Pflicht, die Sache schleunigst zur Anzeige zu bringen. Die Indizien waren so schwer, daß der Untersuchungsrichter sich sofort nach der Wohnung des eben Verschiedenen begab. Da das alte Schulgebäude zu eng geworden, ein neues aber erst im Bau begriffen war, wohnte Friedemann nicht im Schullokal.

Die Mädchen waren nicht wenig überrascht, als die Herren vom Gericht die Leiche in Augenschein nahmen. Der Arzt und der Chemiker Braun nickten einander sogleich bedeutungsvoll zu:

„Dem Anschein nach Morphium! Gewißheit kann freilich erst die Sektion geben."

„Wenn ein Selbstmord vorläge?" bemerkte der Gerichtsrath leise. Es wurde ihm schwer, an das Verbrechen einer Dame zu glauben, die er, wenn auch nicht näher, doch aus geselligen Begegnungen kannte. Sie galt in der ganzen Stadt als das Muster einer Gattin und Mutter, und war vielfach bedauert worden wegen des neuerdings immer offener und widerwärtiger zu Tage tretenden Leichtsinns ihres Mannes.

„Er mochte fühlen, daß seine Stellung allmählig unhaltbar wurde, mochte sich auch in Geldverlegenheiten befinden."

Braun, der Genosse seiner Vergnügungen, wußte indeß, daß kein Bedenken den Lebemann angefochten hatte, daß er bis jetzt auch noch keineswegs in bedrängter Lage sich befunden. Obgleich er leichtsinnig gewirthschaftet hatte mit dem Vermögen der Frau, war dieses doch erst zum kleineren Theil verwirthschaftet. Alle, die ihn einigermaßen kannten, mußten das bestätigen; auch daß ihm der Gedanke, Hand an sich selber zu legen, durchaus nicht zuzutrauen gewesen. Dagegen mochte sein Benehmen und jene Befürchtung für die Frau immerhin ein Motiv zu der entsetzlichen That sein. Jedenfalls war er an Morphium gestorben, und dieses Morphium hatte ein weibliches Individuum auf ein gefälschtes Rezept aus der Apotheke entnommen. Und zwar in Kleidungsstücken, welche die Dame ihrem Mädchen so eben erst geschenkt hatte. Nur ein Umstand stimmte nicht: daß Frau Friedemann schlank war, die Giftkäuferin aber breitschultrig.

Ihre Bestürzung beim Eintritt der Herren in das Wohnzimmer sprach nicht zu ihren Gunsten; doch flößte ihr tiefleidendes Aussehen Theilnahme ein.

Höflich entschuldigte der Rath die Störung, es handle sich nur um Beantwortung einer Frage: ob nämlich Hanna die Jacke und die Handschuhe erst vorgestern von ihr geschenkt erhalten habe.

Sie vermochte nur durch eine bejahende Geberde zu antworten. Das schreckhafte Zucken, welches über ihre Züge flog, war freilich auch eine Antwort. Sie schien plötzlich zu begreifen, was ihr vorhin nicht im Entferntesten eingefallen war, was ihr selbst eine Aeußerung Ebelings nicht klar gemacht, daß nämlich schon der Ankauf des Giftes Verdacht erregt hatte. Wie konnte sie auch denken, der Doktor werde gerade an jenem Abend noch in die Apotheke, und die Rede auf dieses Rezept kommen? Doch suchte sie sich zu fassen.

Hanna verneinte inzwischen die Frage, ob sie an jenem Abend ausgegangen sei. Sie hatte den ganzen Abend in der Kinderstube gesessen. Arnold konnte das bezeugen, die Köchin auch. Die Frau nicht; denn diese hatte sich, gegen ihre Gewohnheit, nicht bei dem Kna-

ben, sondern in ihrer Stube aufgehalten. Uebrigens war das Mädchen viel kleiner, als die Person, welche sich damals so dicht in das braune Tuch gehüllt hatte. Auch der Apotheker war herbeschieden worden, um jene zu rekognosziren.

Das Mädchen ward hinausgeschickt. Der Richter wandte sich an die Hausfrau.

„Geben Sie zu, Frau Direktor, daß Sie in der Greifen-Apotheke ein Rezept machen ließen?"

Unwillkürlich hatte sie den Aermel über das feine weiße Handgelenk gezogen, auf welchem Braun's Augen unausgesetzt ruhten. Stolz richtete sie sich auf.

Herr Gerichtsrath, welches Recht haben Sie, mich hier zu verhören?"

Doktor Ebeling lief, seiner Gewohnheit nach, im Zimmer auf und nieder und schnitt fürchterliche Gesichter.

Arnold blickte verwundert und unmuthig auf den Vorgang. In Leo siegte der kindliche leichte Sinn über die frühere Verschüchterung. Erst sagte er leise, und als Niemand darauf achtete, rief er laut in die eben entstandene Pause:

„So macht der Doktor!" Er ahmte die Grimassen nach.

Der neckische Uebermuth und die ahnungslose Unbefangenheit des Kindes, dessen Vater so eben an Gift gestorben war, dessen Mutter ein so entsetzlicher Verdacht traf, machte auf die fremden Männer einen tiefen Eindruck. Der Provisor, ihm zunächst stehend, beugte sich zu ihm und seinem Bruder nieder. Im nächsten Moment griff er nach einem Papierstreifen, der als Zeichen in dem Buche lag, worin die Kinder geblättert hatten, und sagte:

„Die Unterschrift des Rezepts. Ich erkenne sie an dem Klex neben dem Namenszuge des Herrn Doktor Ebeling!"

Sie hatte die Hände im Schooß gefaltet und blickte stumm auf dieselben nieder. Allen weiteren Fragen setzte sie Schweigen entgegen.

„Ist das Ihre Unterschrift?" wandte sich der Gerichtsrath an Ebeling.

Dieser vergaß plötzlich seine Grimassen; seine Züge schienen versteinert zu sein. Ein Blick auf das Papier überzeugte ihn, eben wegen des kleinen Klexes am untern Theil des E, daß dieses nicht von ihm herrühre. Es ging indeß über seine Kraft, die Unglückliche noch mehr zu belasten. Kalt zuckte er die Achseln.

„Die Aehnlichkeit mit meiner Unterschrift ist so groß, daß ich weder Ja noch Nein sagen kann."

„Sie sind aber doch auch der Ansicht Ihres Herrn Kollegen hier, Direktor Friedemann sei an Gift, und zwar an Morphium gestorben?"

Ein Kopfnicken bejahte das.

„Und haben Sie das nicht geäußert? Oder vielleicht, als Sie zu ihm gerufen waren, ein Glas oder ein sonstiges Gefäß bemerkt, aus welchem er dasselbe genommen haben könnte? Läge etwa ein Selbstmord vor, so müßten doch Spuren davon, Beweise dafür da sein."

(Fortsetzung folgt.)

Der Brand in Stettin.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Mai nach 12 Uhr brach zu Stettin in der Oberwiek und zwar in einem zu der Brennerei des Hrn. Kommerzienrath Stahlberg gehörigen Gebäude aus einer noch nicht feststehenden Ursache Feuer aus, welches in Folge der dort gelagerten Spiritusvorräthe mit reißender Schnelligkeit sich der benachbarten Rückforth'schen Brennerei, der nahe gelegenen städtischen Schule, so wie mehreren Privatgebäuden mittheilte.

Die bald herbeigeeilte Feuerwehr konnte der schmalen Straße wegen, welche überdieß stellenweise durch gerettete Möbel und dichte Menschenhaufen eingeengt war, Anfangs mit den Spritzen nicht recht zur Thätigkeit kommen, auch war die Feuersgluth, genährt durch den Spiritus und die unserer Rayonverhältnisse wegen aus Holzwerk erbauten Gebäude so bedeutend, daß eine Annäherung sich von selbst verbot. Das Hauptaugenmerk mußte daher vor allem auf Wegschaffung der vom Feuer noch nicht ergriffenen Spiritusvorräthe gerichtet werden, und unterzog sich die Feuerwehr, unterstützt von Privatpersonen, mit lobenswerthem Eifer dieser nicht ungefährlichen Arbeit, da die Flammen um die eisernen Spiritusreservoirs bereits hoch emporloderten und eine Explosion derselben mit jedem Augenblick zu befürchten war. Leider sollte sich diese Besorgniß bald genug bewahrheiten; ein von einem Anwesenden plötzlich ausgestoßener Ruf: „Die Reservoirs werden explodiren," verbreitete einen panischen Schrecken unter der die Brandstätte rings umgebenden Volksmenge. Alles eilte schleunigst, von Entsetzen ergriffen, aus dem Bereich der Flammen, nur die Feuerwehr und einige muthige Privatpersonen harrten am Platze aus.

Im nächsten Augenblick erschütterte eine gewaltige Detonation die Luft, ein gefülltes Reservoir war geplatzt und hoch in die Luft und nach allen Seiten sprühten zischend die blauen Flammengarben. Viele der Umstehenden wurden bei dieser Gelegenheit von brennenden Spiritusmassen bespritzt und trugen theils leichtere, theils schwerere Verletzungen davon, da u. A. die Kleidungsstücke an den getroffenen Stellen sofort in Brand standen. Die Gewalt der sprühenden Flammeneruption war so groß, daß die blauen Feuerflocken bis zum Bahnhofsgebäude geschleudert wurden.

Die Sprengung des Reservoirs war für die getroffenen Lösch-Anstalten von der verhängnißvollsten Wirkung.

Das Reservoir ergoß seinen brennenden Inhalt über den Stahlbergischen Hof, floß in der tiefer gelegenen Straße und brannte hier in den Rinnsteinen in so hoher Flamme, daß ein Ueberschreiten der Straße unmöglich wurde.

Das Beklagenswertheste war, daß dem Feuer nach allen Seiten hin neue Nahrung gegeben wurde und die Flammen sich schnell dem nahegelegenen hölzernen Schulgebäude, so wie der Rückforth'schen Brennerei mittheilten, welche im Umsehen ein Raub der Flammen wurde.

Nachdem so das Feuer an der einen Seite der Straße drei Grundstücke der Vernichtung preisgegeben hatte, verbreitete es sich, begünstigt durch die enge Bauart, auch nach der anderen Seite der Straße hin und ergriff dort noch drei Gebäude, so daß das Feuer ein einziges Flammenmeer bildete, dessen Lohe hoch gen Himmel schlug und die Stadt in weitem Umkreise fast tageshell beleuchtete. Die Thätigkeit der Feuerwehr konnte sich bei dieser Sachlage nur auf eine Abwehr der von den Flammen noch nicht ergriffenen umliegenden Gebäude beschränken und die im Keller liegenden Spiritusfässer von der Brandstätte zu entfernen. Dieselben wurden in weiterer Entfernung untergebracht, einige derselben rollten in den Strom und es war ein Glück zu nennen, daß dieselben nicht vom Feuer ergriffen wurden, in welchem Falle dieselben auf dem Strome unter den in der Nähe liegenden Schiffen eine nicht zu berechnende Verheerung hätten anrichten können. Von den umhergestreuten Flammengarben gerieth zwar ein Floß auf dem Strome in Brand, doch wurde derselbe sehr bald gelöscht. Gegen Morgen explodirte noch ein zweites Reservoir, welches wiederum mannichfache Verletzungen zur Folge hatte, jedoch blieb das Feuer in der beschriebenen Ausdehnung.

Mannigfaltigkeiten.

[Deutsche Nordpolar-Expedition.] Als Zweck und Ziel der Nordpolar-Expedition, welche am 17. Mai von Bergen abgehen sollte, wird in der den Führern derselben mitgegebenen Instruktion die Erforschung und Entdeckung der arktischen Zentralregion vom 75. Grade nördlicher Breite an bezeichnet, und zwar auf der Basis der Küste von Ostgrönland. Das Unternehmen trägt den Namen: „Die Deutsche Nordpolar-Expedition von 1868," das Fahrzeug führt den Namen „Germania", fährt unter der Flagge des Norddeutschen Bundes und ist 80 Tons groß, eigens für die Fahrt im Eise eingerichtet. Der Oberbefehlshaber ist Obersteuermann Karl Koldewey, 35 Jahre alt. Stellvertreter und zweiter Oberbefehlshaber ist der Steuermann R. Hildebrandt. Die erste Aufgabe der Expedition ist, von Bergen aus die Ostküste von Grönland unter 74½ Grad nördlicher Breite so schnell als möglich zu erreichen und zunächst die in dieser Breite belegene Sabine-Insel anzusegeln. Es handelt sich darum, die 3—3½ Monate, welche der Expedition reichlich bis zu dem Zeitpunkte ihrer Rückkehr gegeben sind, nach allen Chancen, die sich, je nachdem sich der Charakter des diesjährigen arktischen Sommers gestaltet, ihr bieten, auszunutzen. Aus verschiedenen Gründen ist es rathsam, den Versuch zu wagen, auf dieser, und nicht auf der erst etwa vom 80. Grad an für Entdeckungen Gelegenheit aber auch große Schwierigkeiten bietenden spitzbergischen Seite nördlich vorzudringen. Daß diese ostgrönländische Küste nicht in jeder Zeit jeden Sommers durch lauter Eisbänke unzugänglich ist, beweisen verschiedene Reisen von W. Scoresby, namentlich die Expedition von 1822, von Clavering und Sabine 1823, von dem dänischen Kapitän Graah 1827. Sie segelten zur Küste, entdeckten ansehnliche Strecken derselben, und fanden keine Schwierigkeit bei der Rückkehr. Seitdem ist in dieser Richtung kein Versuch wieder unternommen worden.

Aus Nürnberg, 20. Mai, schreibt der N. Korr.: Bei der heute Morgen am Grabe Albrecht Dürers in üblicher Weise stattgefundenen Gedächtnißfeier von Seite des Albrecht Dürer-Vereins hielt der erste Direktor desselben, Hr. Bürgermeister Seiler, eine in allen ihren Theilen höchst ansprechende und den Zweck der Feier beleuchtende Rede. Er schildert das Kunstleben Nürnbergs zur Zeit Dürers und führte, hinweisend auf die innige Verbindung der damaligen Gewerbe mit der Kunst, die Zuhörer im Geiste in die Werkstätten der bedeutendsten Männer jener Zeit. Anknüpfend hieran, gedachte er des gegenwärtigen erneuten Strebens in der Kunst und dem Gewerbebetrieb unserer Stadt, der, unterstützt von den gewaltigen Hülfsmitteln der Jetztzeit, einen so mächtigen Aufschwung genommen. Schließlich fordert er auf, in allen, selbst den kleinsten Gewerbs-Erzeugnissen die künstlerische Schönheit der Form und zu ihrer Erreichung den engsten Anschluß an die Kunst im Auge zu haben und so jenes erfolgreiche Zusammenwirken der Kunst und der Gewerbe zu fördern, welches in früherer Zeit und bis auf die Gegenwart unserer Stadt zu so hohem Ruhme gereichte. Die Verwerthung der Kunst im Gewerbe, hob der Redner besonders hervor, ist Kapital, und sie trug hauptsächlich dazu bei, die alte Reichsstadt groß und reich zu machen. Die erhebende Feier versammelte die Mitglieder des Albrecht Dürer-Vereins, die Künstlerschaft und Personen aus allen Ständen in großer Anzahl an dem mit einem Lorbeerkranz geschmückten Grabe des Meisters.

[Liebes-Korrespondenz.] Die „Presse“ erzählt Folgendes aus Wien: Eine heitere Geschichte kursirt von einem älteren Börsianer, der eine junge, liebenswürdige Frau heimgeführt hat, die ebenso sentimental wie blondlockig ist und also Alles besitzt, was ein „fühlendes Herz“ verlangen kann. Unser würdiger Gatte hat nach und nach bemerkt, daß seine schöne Hälfte sehr gern die Besuche eines jungen Fondsspekulanten mit untadelhaften blauen Glacés und Shakspeare-Kragen empfängt, wenn er gerade in Geschäften abwesend ist, dem sie sehr oft den Baccio vorsingt, wogegen er ihr mühsam memorirte Bruchstücke Geibel'scher Dichtungen rezitirt, die in seinem Kopfe mit den „neuesten Kursen“ manchmal in seltsame Kollisionen gerathen mögen. Indeß dachte der prosaische Gatte nichts Böses und ließ das holde Weib ruhig im „Seelenaustausch“ Jean-Paul'scher Gattung schwelgen. Neulich aber kommt er einmal Nachmittags nach Hause und ergreift, da sein Weibchen gerade ausgegangen, einen Band, der auf dem Tische liegt. Es ist ein neuer Roman Brachvogel's und auf dem Titelblatt steht der Name des blaubehandschuhten Adonis. Er blättert zerstreut in dem Buche und ihm fällt auf, daß einzelne Worte, die ganz harmloser Art sind, mit Bleistift unterstrichen sind. Die Sache fängt an, ihn zu interessiren, er setzt sich oben erwähnte Hieroglyphen zusammen und findet die zierliche Phrase: „Darf — ich — Ihnen — gestehen — daß — ich — Sie — anbete? —“ Unser Börsianer ist resolut wie ein Pappenheim'scher Kürassier. Abends erhält der Seladon seinen Brachvogel zurück. Krampfhaft öffnet er ihn. O Wonne — im nächsten Kapitel, das an sein „markirtes“ grenzt, finden sich Bleistiftstriche. Die Himmlische hat geantwortet! Rasch entziffert! Was fand unser Romeo? Nichts als die prosaische, aber verständliche Weisung: „Kommen — Sie — mir — wieder — über — die — Schwelle — so — fliegen — Sie — zum — Fenster — hinaus!“ Man sieht, auch Prosaiker wissen sich zu helfen.

Händel war einmal Inhaber des Opernhauses in London und dirigirte an der Harfe im Orchester. Sein begleitendes Spiel war so schön, daß die Aufmerksamkeit des Publikums sich häufig von dem Gesange ganz ab und der Begleitung zuwendete, zum großen Verdruß der Sänger. Ein Italiener namentlich ergrimmte einmal so sehr, daß er schwur, wenn ihm Händel wieder einen solchen Streich spiele, werde er von der Bühne herunter und in die Harfe springen. „Zeigen Sie mir doch gefälligst den Abend an, an welchem Sie springen wollen; ich werde es dann auf dem Zettel bekannt machen und durch Ihr Springen sicherlich mehr Geld verdienen, als durch Ihren Gesang,“ sagte Händel zu ihm, als diese Rede ihm hinterbracht worden war.

[Kollegialer Rath.] Katharina von Rußland erhielt von dem persischen Schah ein Schreiben, das folgende merkwürdige Stelle enthielt: „Ich hoffe, meine vielgeliebte Schwester, Gott werde Dich vor der Liebe zu starken Getränken bewahren. Ich, der ich Dir schreibe, habe Augen wie Rubinen, eine Nase gleich einem Karfunkel, und die Wangen glühen mir, wie von Feuer, weil ich mich jener unglücklichen Neigung hingegeben habe; auch muß ich nun meine Tage und Nächte auf dem Bett des Jammers verbringen.“

Die „Tribüne“ erzählt aus Berlin: „Ein schwäbischer Herr, der kürzlich in einer Restauration des Zollparlaments einer längeren Unterredung zwischen zwei hochbejahrten Mitgliedern der preußischen Rechten zugehört hatte, wandte sich mit der Bemerkung kurz um: „Wir Schwaben werden erst mit dem vierzigsten Jahre klug, aber hier scheint es noch später zu werden.“

Sinnsprüche für's Leben.

Läuft dein Schiff auf falscher Bahn — so lenke.
Fliegt dich gern der Leichtsinn an — bedenke.
Treibt dich edler Sinn und Muth — so handle.
Ist dein Weg gerad und gut — so wandle.
Drückt ein Leid dich heimlich still — so trage.
Wenn das Glück nicht blühen will — so wage.
Faßt die Flamme dich, der Zorn — so dämpfe.
Stachelt dich der Sinne Sporn — so kämpfe.
Will's im Guten nicht mehr fort — so treibe.
Fühlst du dich am rechten Ort — so bleibe.

Räthsel.

Es führt dich meilenweit von dannen,
Und bleibt doch stets an seinem Ort,
Es hat nicht Flügel auszuspannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wand'rer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug;
Ihm ist ein Augenblick genug.

Auflösung der Charade in Nr. 106:
Brodneid.

Redakteur Gustav Wessert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 118 Freitag, 22. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Fortsetzung.)

Während er den Arzt fragte, ruhten die Blicke des Gerichtsraths auf der des Giftmordes Verdächtigen.

Sie hatte unwillkürlich eine Bewegung gemacht. Es war nur ein flüchtiger Blick nach dem Silberschrank hin, aber derselbe genügte ihm.

Gleichzeitig war Arnold aufgestanden, und dadurch die Mutter wieder an die Kinder gemahnt, deren Anwesenheit sie in diesen entsetzlichen Momenten bisher nicht beachtet hatte.

„Schicken Sie die Knaben hinaus,“ bat sie in unnennbarer Seelenpein.

Ihrer Bitte wurde gewillfahrt. Arnold hatte indeß keine Lust zu gehorchen.

„Was wollen die Herren?“ sagte er in dem Drange, der Mutter beizustehen. „Herr Doktor, Sie sollten das nicht leiden,“ appellirte er an Ebeling. „Meine Mutter ist krank; sie stirbt am Ende auch. Und das ist nicht mehr nöthig — sie kann nun doch Ruhe haben. Sie braucht auch Ruhe nach Allem, was gestern und in der Nacht und heute Früh geschehen ist. Und nun kommen gar Fremde —“

„Du weißt also, was in der Nacht geschehen ist?“ unterbrach ihn der Richter.

Er zuckte die Achseln, als bedürfe das wohl keiner Frage. Doch schwieg er trotzig und schaute den Herrn, wie auch Emils Vater, finster an.

„Geh, mein Kind!“ flüsterte die Mutter. Auf ihren Wangen zeigten sich die rothen Flecke.

Ungestüm küßte er ihre Hand.

„Daß ich noch nicht groß bin!“ murmelte er. Nach einem feindseligen Blick auf Diejenigen, welche seine Mutter quälten, verließ er das Zimmer.

„Ich muß meine Pflicht erfüllen. Wo ist der Schlüssel zu dem Silberschrank?“

Sie fuhr empor, als wolle sie das Oeffnen des Schrankes hindern, sank jedoch wieder in den Stuhl zurück und barg das Gesicht in den Händen. Ihr Widerstand hätte ja doch nichts gefruchtet.

Das Schlüsselkörbchen fand sich auf ihrem Tisch, und der Schrank war bald geöffnet. Ein Kaffeeservice für eine Person fiel darin zuerst in die Augen. Die Tasse, wie die Kanne, enthielt Kaffeereste. Die flüchtige Prüfung der Sachverständigen ergab, daß dem Kaffee eine starke Dosis Morphium beigemischt gewesen.

Eine furchtbare Pause. Einige Sekunden hörte man nichts als die tiefen Athemzüge der Anwesenden. Nur eine Unterbrechung gab es in diesem Schweigen, das Geräusch der Feder, welche der Protokollführer handhabte.

„Sie beharren beim Leugnen?“ fragte der Rath endlich. „Es wird nichts nützen; die Beweise sind leider zu überzeugend.“

Sie erhob das Antlitz, welches nicht mehr blaß, sondern fahl war. „Sie haben Recht: Leugnen nützt nichts; ich will Alles zugestehen.“ Die Stimme hatte jeglichen Klang verloren.

„Sie gestehen zu, daß Sie — Ihren Gatten — vergiftet haben?“ Der Beamte vermochte es selber kaum auszusprechen.

„Ich — ihn? Welch' ein Gedanke!“ fuhr sie auf. „Sie kennen freilich den Zusammenhang nicht, und in meinem Hirn wogt es so wirr durcheinander, daß ich das jeden Augenblick wieder vergesse — daß ich zuerst überhaupt nicht daran dachte, wessen man mich beschuldigen könnte! Und doch — im Grunde — ist es wahr, starb er — durch mich!“ Ihre Gedanken schienen sich in der That zu verwirren. Starr mit unheimlichem Glanz, blickten die weit geöffneten Augen vor sich hin. Dann brach sie mit einem leisen Aechzen zusammen.

Ebeling hatte bei ihren ersten Worten erleichtert aufgeathmet. Er trat zu ihr und ergriff ihre Hand. Nicht allein um sie zu beruhigen, sie aufzurichten, wenn das überhaupt möglich war, sondern auch um ihren Puls zu prüfen. Sein Kollege kam gleichfalls näher und schüttelte leicht den Kopf.

„Meinen Sie, ich sei krank?“ fragte sie leise, kaum hörbar. „Körperlich nicht, aber im Gemüth — krank und wund zum Sterben! Nehmen Sie sich meiner Kinder an, Ebeling. Es kommt nun noch schrecklicher, als ich selber fürchtete. Hätte ich nicht so lange gezögert! Wenigstens für Arnold wäre es besser gewesen. Das wird ihn zeitlebens bedrücken.“

„Sie wollten also zugestehen, daß Sie sich auf ein

Digitized by Google

gefälschtes Rezept hin das Gift verschafften?" Der Beamte nahm das Verhör wieder auf.

Sie raffte ihre physische und moralische Kraft zusammen und wappnete sich mit jener Selbstbeherrschung, die sie in den letzten Jahren oft geübt hatte.

„Ja. Vor Jahren einmal hatte Doktor Ebeling ein solches Rezept verschrieben — für meines Kleinen Kinderfrau, die eine offene Wunde hatte. Ich zeichnete es auf durchscheinendem Papier nach, indem ich einen halben Gran Morphium in vier Gran und das Datum veränderte und aus „Frau" — „Herr Schulz" machte. Wann und wie ich das Rezept bereiten ließ, wissen Sie. Ich wollte natürlich unerkannt bleiben. Als ich über eine Verkleidung nachsann, fiel mir ein, daß ich für Hanna die Jacke und Handschuhe gekauft hatte. Ich benutzte Beides und auch ihr Tuch, das in der Mädchenstube an der Wand hing."

„Die Zeugen behaupten, jene Person sei breitschultrig gewesen," wandte der Rath ein.

„Ich hatte mehrere meiner eigenen Jacken an- und die Düffeljacke darüber gezogen, um mich unkenntlich zu machen." Sie war fast ungeduldig über die geringfügige Unterbrechung.

In den Augen der Gesetzeskundigen war das, was sie aussprach, nicht geringfügig. Durch das Geständniß, daß sie Alles so genau erwogen, also mit vollkommener Ueberlegung die Vorbereitungen zu dem Verbrechen getroffen hatte, verschlimmerte sie ihre Sache außerordentlich.

Ebeling begann wieder Gesichter zu schneiden.

„Sie haben nicht nöthig, etwas gegen sich selber auszusagen," bedeutete er.

Der Untersuchungsrichter sagte nichts gegen die Unterbrechung. Vielleicht hatte er ihr eben dasselbe bemerklich machen wollen.

Sie zuckte leicht die Achseln.

„Mir kann nichts mehr schaden, noch nützen."

„Und was beabsichtigten Sie mit dem in dieser Weise erlangten Gift?"

„Meine Kinder und dann mich zu tödten!"

Die Anwesenden, außer Ebeling, waren lebhaft überrascht.

„Die Kinder? Mann nannte Sie stets als ein Beispiel zärtlicher, hingebender Mutterliebe, und Sie sollen beabsichtigt haben, Ihre Kinder zu tödten?"

„Was blieb mir denn übrig? Ein Grund zur Scheidung war ja nicht vorhanden!" Stolz und Scham schlossen ihr den Mund. Und doch war Offenheit nothwendig. Fast vernichtet von dem heftigen innern Kampf nach allen Leiden und Aufregungen der letzten Zeit, sammelte sie den Rest ihrer Kraft und Besonnenheit. „Meine Herren, erlassen Sie mir die Fragen nach den Einzelheiten. Ich glaube, man kennt dieselben leider nur zu gut. Mein Gatte ist — todt. Es ziemt mir nicht, von — von den Schwächen zu sprechen, welche die letzten Jahre unseres Lebens trübten." Lichtes Roth stieg in ihre Wangen; es brannte wie Fieberrosen auf denselben. „Ich kann nicht sagen, ich habe mich bemüht, meine Pflicht zu erfüllen. Es war mir keine Mühe, sondern das höchste Glück. Und dieses Glück — meine Kinder — sah ich gefährdet durch ihres Vaters — Verirrungen. Ein Scheidungsgrund waren diese Verirrungen nicht. Auf eine freiwillige Trennung wollte er nicht eingehen. Was sollte, was konnte ich thun, meine Kinder zu retten? Nach einem wüsten Auftritt entschloß ich mich zum Aeußersten und verschaffte mir das Gift." Tief athmend schwieg sie.

(Schluß folgt.)

Ueber den unglücklichen Zusammenstoß bayerischer und preußischer Truppen bei Seubottenreuth am 29. Juli 1866

entnehmen wir der offiziellen Darstellung Folgendes: „Das Kriegsministerium hatte auf die Kunde der Invasion des 2. preußischen Reservekorps die schleunige Konzentrirung der wenigen augenblicklich verfügbaren Abtheilungen in einen größeren Truppenkörper in Oberfranken, oder der Oberpfalz beschlossen und eingeleitet, dessen wesentlichste Aufgabe gegenüber der nach verschiedenen Andeutungen vorausgesetzten Absicht eines feindlichen Vordringens an die Donau und südwärts derselben darin bestehen sollte, die von Osten und Nordosten fast offenen Zugänge dorthin zu decken und das Vorschreiten eines überlegenen Feindes nach dem Süden Bayerns so viel immer thunlich zu verhindern, oder zu erschweren, um zu ausgedehnten Gegenmaßregeln Zeit zu gewinnen. Zur Bildung dieses „Ostkorps" wurden die vierten Bataillone des Leib- und des 7. Infanterieregiments, das Reservebataillon des 11. Regiments, zwei Reserve-Jägerkompagnien und eine halbe gezogene Batterie des 4. Artillerieregiments, dann außerdem die im Nordosten Bayerns stehenden Truppen bestimmt … Am Abende des 26. Juli traf der definitive mit der Kommandoführung über das Ostkorps betraute Generalmajor Fuchs in Kemnath ein und übernahm den Oberbefehl. Aber schon am 28. Juli, Früh 6 Uhr, erhielt er ein Telegramm des als Landeskommissär für Oberfranken fungirenden Regierungsrath Bucher, welcher ihm in offizieller Weise Mittheilung über den Eintritt eines Waffenstillstandes machte, und zugleich den Befehl des Oberkommandos eröffnete, so viel Land zu decken, als nur immer möglich. „„Die Kolonne Höfler rückte deßhalb nach Hochstadt und Hollfeld vor. Bayreuth sei, so viel man wisse, noch von den Preußen frei."" Mit Beziehung auf diese unzweifelhaft als authentisch zu betrachtende Nachricht verfügte Generalmajor Fuchs, daß das 4. Bataillon (Wirthmann) des 13. Regiments nach Waldeck und Umgegend, jenes des 7. (Stöckel) nach Waldsassen, Mitterteich, Erbendorf und Eschen-

bach, jenes des 14. (Michels) nach Kulmain und Kemnath, das Reservebataillon (Laubök) des 11. nach Weiden, die beiden Jägerkompagnien nach Furth, das 4. Bataillon (Joner) des Leibregiments aber mit der halben Batterie an den nun vor Allem wichtigen Punkt, nach Bayreuth, rücken solle. Dieses Bataillon erhielt die Weisung, falls die genannte Stadt von den Preußen besetzt gefunden würde, weiter rückwärts Stellung zu nehmen, und brach sofort nach Kirchenlaibach auf; nur die 8. Schützenkompagnie unter Hauptmann von Parseval blieb zurück, bis die Bahn fahrbar gemacht war, dann folgte dieselbe mittelst Extrazug nach, um das Bataillon wo möglich unterwegs aufzunehmen. Indeß traf der Zug nicht auf die Kolonne, und Hauptmann von Parseval beschloß daher, um die Ankunft in Bayreuth nicht zu verzögern, mit seiner Kompagnie allein voraus zu fahren. Etliche hundert Schritte vor der Stadt gab ein Bahnwärter das Signal zum Halten und meldete, der Feind, welcher vor kaum 10 Min. eingerückt sei, habe bereits den Bahnhof mit 30 Dragonern besetzt. Der Hauptmann ließ augenblicklich aussteigen und dem gegnerischen Kommandanten durch einen Parlamentär mittheilen, daß sein Bataillon bei eingetretener Waffenruhe befehligt sei, die Garnison Bayreuth zu beziehen. Der feindliche Offizier erklärte, es sei ihm von Einstellung der Feindseligkeiten nichts bekannt; er wolle übrigens bei seinem Höchst-Kommandirenden anfragen und, bevor er Antwort erhalten habe (dieselbe erfolgte verneinend Abends halb 10 Uhr), nichts gegen die bayerischen Truppen unternehmen. Ueber diese Verhandlungen war es halb 6 Uhr Abends geworden, und Hauptmann v. Parseval, welcher dem General Fuchs über seine Lage telegraphisch berichtete, zog sich jetzt auf der Creussener Straße bis Ober-Connersreut zurück, woselbst nach 6 Uhr auch das Bataillon anlangte. Major Graf Joner beließ die 13. bei der 8. Schützenkompagnie in Oberconnersreuth, ging mit der 14., 15. und 16. nach Sankt-Johannes, und schickte die 7. Schützenkompagnie als Verbindungsglied an den Durchschnittspunkt der Bahn mit der Straße nach Colmdorf vor. Auch er hatte sich mit dem feindlichen Kommandanten ins Benehmen gesetzt; jedoch noch ehe von diesem ein definitiver Entscheid gegeben ward, erhielt er (etwa um 8 Uhr Abends) die Meldung, daß der Gegner Infanterie auf Wägen nach Untersteinach führe, und daß eben eine größere Kolonne mit Geschützen in Bayreuth einrücke. Zugleich bekam er ein Telegramm des Generals, das ihn anwies, „bei Creussen-Weidenberg Stellung zu nehmen." Er setzte sich nun mit der 15. und 16 Kompagnie nach Weidenberg in Bewegung, befahl der 14. Kompagnie nach Creussen zu rücken, und ließ durch einen Offizier, welcher überdieß beauftragt war, die in Aussicht gestellte Erwiderung des feindlichen Kommandanten entgegenzunehmen, seine drei detachirten Kompagnien gleichfalls zum Rückmarsch anweisen. Hierüber brach die Abenddämmerung herein, und bald lag tiefes Dunkel über der ganzen Gegend. Hauptmann Rudhart, welcher die 14. Kompagnie führte, hatte sich nach Antritt seines Marsches, um zu rekognosziren, zur Vorhut begeben, wurde aber schon bei St. Johannes durch ein Mißverständniß von der Kompagnie getrennt, und nahm dieß erst wahr, als er, in der Nähe der von Bayreuth nach Seubottenreut führenden Straße plötzlich überfallen und beschossen, sich auf seine Truppe zurückziehen wollte. Mit den wenigen Leuten, die ihm geblieben, und 12 Mann der Wagenbedeckung, welche sich ihm angeschlossen hatten, gelangte er Nachts halb 2 Uhr nach Seubottenreut. Seine Kompagnie war inzwischen den beiden vom Major geführten Kompagnien nach Weidenberg gefolgt. Die 7. Schützenkompagnie war zwischen 8 und 9 Uhr von Colmdorf abmarschirt, kam zwischen 12 und 1 Uhr nach Seubottenreut und verbarrikadirte sich dort. Ebendaselbst langte fast gleichzeitig der dem General Fuchs beigegebene Generalstabshauptmann Schanzenbach an und dieser dirigirte die gesammte in Seubottenreut anwesende Mannschaft mit anbrechendem Morgen nach Kemnat. Die 8. Schützen- und 13. Kompagnie hatten um halb 10 Uhr den Befehl zum Abmarsch erhalten, und waren über die nördlich von Ober-Connersreut befindlichen Anhöhe gegen die Weidenberger Chaussee abgerückt, als Hauptmann v. Parseval durch einen Unteroffizier den Befehl erhielt, in Ober-Connersreut zu warten. Er wollte nun die vorausmarschirende 13. Kompagnie an sich ziehen; allein ehe dieselbe von der vorgeschickten Ordonnanz erreicht ward, sah sie sich plötzlich am sogenannten Rollwenzel-Haus auf's Heftigste angefallen und wurde getrennt. Der eine Zug gelangte am nächsten Morgen ohne besonderen Unfall nach Weidenberg zum Bataillon, der andere aber, welcher um Mitternacht nach dem Dorfe Emtmannsberg gekommen war, dort einige Stunden gehalten und mit Tagesanbruch seinen Marsch gegen Seubottenreuth fortgesetzt hatte, wurde zunächst dieses Ortes von Reiterei überfallen, und nachdem von 84 Mann 18 getödtet oder verwundet waren (unter letzteren auch der Kompagnie-Kommandant Oberlieutenant Frhr. v. Aretin) gefangen. Die 8. Schützenkompagnie war allein nach Ober-Connersreut zurückgegangen, hatte diese Ortschaft aber augenblicklich wieder verlassen, als man vom Rollwenzel-Haus her feuern hörte. Auf der Höhe angelangt, wurde auch sie beschossen, wobei ein Mann fiel. Trotz aller Eile gelang es nicht mehr, mit der 13. Kompagnie Fühlung zu gewinnen. Im Rollwenzel-Haus fand sich nur mehr ein einziger preußischer Soldat. Hauptmann v. Parseval setzte sich nun in Marsch nach Weidenberg und langte um halb 3 Uhr am Morgen des 29. dortselbst an. Generalmajor Fuchs hatte auf die erste Nachricht über die Situation des Bataillons Joner dem Reservebataillon des 11. Regiments Ordre geschickt, per Eisenbahn von Weiden nach Kemnat zu gehen, um dem ersten zur

Aufnahme zu dienen. Es war aber die Kunde eingegangen, daß der Feind, auch aus Böhmen vordringend, Weidhaus schon besetzt hatte, und darum hatte der eben in Weiden befindliche Hauptmann Schanzenbach das abberufene Bataillon dort zurückgehalten. Der General billigte dieses Verfahren. Ebenso bestätigte er zunächst den vom genannten Offizier bei seiner schon erwähnten Anwesenheit in Seubottenreut an den Major Grafen Joner nach Weidenberg erlassenen Befehl, auf der Hauptstraße längs des Gebirges direkt nach Kemnath zu marschiren, welchem dieser unmittelbar nach dem Empfang (halb 7 Uhr Morgens) Folge leistete. Als aber Generalmajor Fuchs mittlerweile die Gewißheit erlangt hatte, daß Seubottenreut nicht vom Gegner besetzt sei, sandte er bald darauf dem zurückmarschirenden Bataillone die Kontreordre entgegen, dorthin zu rücken, weil er es von da mittelst der Eisenbahn transportiren lassen wollte. Der Major erhielt diesen neuen Befehl gegen halb 8 Uhr, und schlug sofort die bezeichnete veränderte Marschrichtung ein. Inzwischen war jedoch, wie erwähnt, nächst Seubottenreut die Gefangennahme der von Emtmannsberg dahin gelangten Abtheilung erfolgt, ohne daß der General oder Major Graf Joner von diesem Ereigniß erfuhren. Schon in der Nähe von Döberschütz bemerkte dieser jetzt feindliche Infanterie in seiner linken Flanke, gegen die er sich durch die herangezogene Arrieregarde (8. Schützen-Kompagnie) zu sichern suchte. Das Bataillon war noch nicht bis an die Bahn gelangt, als es plötzlich durch Artillerie beschossen wurde. Zugleich entwickelte der Feind Infanterie und Kavallerie. Der Marsch wurde eiligst fortgesetzt, so daß die aufs Aeußerste erschöpfte, gleichwie das ganze Bataillon fast nur aus Rekruten bestehende Plänklerkette in dem unwegsamen Terrain nur sehr schwer zu folgen vermochte. Endlich ist die Kreuzung der Straße mit dem Bahndamme erreicht; allein wegen des erwarteten Zuges, welcher das Bataillon zurückführen soll, sind die Schlagbäume herabgelassen, und während n..n die Tête der Kolonne sich durch die schmalen Durchgänge zwängt, attakiren die Mecklenburger Dragoner gegen die Queue. Hauptmann v. Fleckinger, der mit seiner Kompagnie das Bataillon schließt, läßt kehren und schlägt den Angriff durch eine wirksame Decharche ab. Inzwischen ist die Passage frei gemacht worden, und das Bataillon überschreitet rasch den Bahndamm. Der einzige mögliche Ausweg lag nunmehr gegen Creussen. Dieser wurde denn auch eingeschlagen, und der Rückzug dorthin, gedeckt durch die Kompagnie des Hauptmanns v. Parseval, allerdings aber unter schweren Verlusten, bewerkstelligt. Letztgenannter Offizier traf mit der Arrieregarde eine Stunde nach dem Bataillon in Creussen ein, übernahm dort von dem verwundeten Major das Kommando und setzte mit den 300 Mann, die übrig geblieben waren, nach kurzer Rast seinen Marsch auf Kirchenthumbach fort. Hier requirirte er Wägen, schaffte seine Mannschaft nach Pressat, und fuhr mit derselben auf der Eisenbahn nach Weiden. Der Verlust betrug: 6 Mann todt, 1 Offizier (Major Graf von Joner-Tettenweiß), 1 Mann, 1 Pferd verwundet, 7 Offiziere (Hauptmann Gradinger, Oberlieutenant Frhr. v. Aretin, dann die Unterlieutenants Galler, Schwarz, Baur, Uebelacker und Del Mors), von denen 4, dann 243 Mann, von denen 21 auch verwundet waren, dann 1 Pferd, vermißt und gefangen; im Ganzen 8 Offiziere, 250 Mann, 2 Pferde. Der Feind war eine größere Strecke gegen Creussen nachgefolgt, dann wendete er sich westwärts. Am 31. Juli rückte die Avantgarde des Großherzogs von Mecklenburg in Nürnberg ein und nun erklärte derselbe dem Generalmajor Fuchs seine Bereitwilligkeit, zu unterhandeln."

Mannigfaltigkeiten.

Aus Neuß wird folgende Geschichte berichtet: Ein Bauersmann kaufte vor einigen Tagen ein Rind in dem Dorfe Baarst und trieb dasselbe wohlgemuth nach Hause. Bei genauer Besichtigung fand er das Thier mit Ungeziefer behaftet. Er begab sich nach Neuß, um sich mit Handelsfreunden über die Sache zu besprechen. Diese gaben ihm den Rath, Petroleum anzuwenden, welches nicht allein zur billigen Erhellung unserer Nächte diene, sondern auch zur Bereicherung des Arzneischatzes und in Hospitälern und Lazarethen vielfach äußerlich zur Beseitigung bösartiger Hautausschläge, wie Krätze und dergleichen angewandt würde. Der Bauersmann kaufte einen Krug Petroleum und rieb unter Beihülfe seiner Frau das Thier von Kopf bis zu Füßen gehörig ein. Gegen Abend trat die Frau mit einer brennenden Lampe in den Stall, um nach der Kuh zu sehen. Das Vieh schwengt mit dem gesteinölten Schwanze, traf dabei aber unglücklicher Weise die Flamme und stand alsbald in Gluth. Die Frau erhob ein Zetergeschrei, der Mann stürzt mit Wasser herbei und so gelang es den Beiden, ein größeres Unglück zu vermeiden. Und die Moral ist von der Geschicht:

Besteinöl' Du Dein Rindvieh nicht,
Und thust Du's doch — halt fern das Licht.

Auflösung der Charade in Nr. 107:

Eulenspiegel.

Richtig gelöst von M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 119 Samstag, 23. Mai 1868.

Kein Scheidungsgrund.

(Schluß.)

Erst nach einer Pause vermochte sie weiter zu sprechen.

„Am Morgen darauf entsetzte ich mich selbst vor dieser Ausgeburt meiner Verzweiflung, und erkannte sie als Frevel und Wahnsinn. Aber die wahnsinnige, frevelhafte Idee kehrte wieder mit der Verzweiflung. Der gestrige Tag — ich — ich — kann Ihnen seine Scenen nicht schildern. Auch nicht, wie ich einen Theil der Nacht hinbrachte — was ich litt! Mein Erstgeborner hatte mir vorgeschlagen, wir wollten sterben. Meinen Gatten erwartend, blieb ich häufig spät auf. Es wurde gewöhnlich für mich Kaffee gekocht, ehe die Mädchen schlafen gingen. Nach marterbollem Schwanken war ich entschlossen; ich mischte dem Kaffee das Gift bei. Ich wußte, daß Kaffee dem Morphium entgegen wirkt, und nahm daher eine starke Dosis. Auch wurde er für mich nicht stark bereitet. Als ich eben den Kleinen wecken wollte, um ihm zuerst — den — den Trank zu geben, kam er. Mein Mann nämlich. Er mußte mehr als sonst getrunken haben. Ich suchte vergebens ihn zu bewegen, daß er sich still niederlege. Endlich ging er in sein Zimmer, kehrte aber sogleich zurück und folgte mir in das meinige. Das Mädchen hatte vergessen, die Karaffe zu füllen. Ich wollte nach der Küche gehen, Wasser zu holen. Sein Blick fiel auf den Kaffee. Er griff nach dem Service. Umsonst meine Einreden! Er bestand darauf, ihn zu trinken. Mit dem Kaffee verließ er mein Zimmer, und ich — ich — ließ ihn gehen!“

„Und thaten nichts, ihn am Genuß des Giftes zu hindern, oder doch wenigstens die Folgen dieses Genusses abzuwenden?“ fragte der Rath.

Ebeling lief wieder auf und nieder.

„Ihn zu hindern!“ richtete sie sich auf. „Mein Herr Rath, kann eine Frau einen Berauschten ohne lauten Lärm hindern, zu thun, was er will? Ich habe mich desselben so oft geschämt. In jenem unseligen Augenblick aber —“

„Hätten Sie selber Lärm machen, nach dem Arzt schicken müssen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nur einen Gedanken hatte ich, wenigstens habe ich die Erinnerung nur an diesen Gedanken — einen Frevel freilich, eine Blasphemie! Daß er dieses Gift nehme, erschien mir als eine göttliche Schickung, als eine Art Gottesurtheil. Ich habe ihn geliebt, die ersten Jahre unserer Ehe waren glücklich. Trotz Allem — zu denken — er sterbe — an Gift! — Aber das Bild meiner schlafenden Kinder trat vor mich. Ihr junges, hoffnungsvolles Leben wollte ich vernichten? Er oder sie! —“

„Und Sie vermochten stundenlang, bis zum Morgen, zu beharren?“

Der Kriminalist hatte Mancherlei erfahren; hier stand er vor einem unlösbaren Räthsel.

Die Rosengluth ihrer Wangen war längst erloschen, jetzt kehrte sie wieder zurück. Ihre Augen hafteten am Boden, während es wie ein Lächeln um ihren Mund zuckte.

„Was ich all' die Stunden bis zum Morgen dachte, was ich that? Ich weiß es nicht. Mir ist, Arnold war bei mir, aber —“ Sie schüttelte den Kopf. „Erst als das Mädchen mich rief, fand ich mich auf dem Sopha.“

Der Beamte nahm die letzte Angabe ungläubig auf. Sie hatte dabei gestockt, gezögert, während ihre sonstige Aussage, bei allem unverkennbarem Widerstreben doch den Stempel der Wahrheit trug.

„Wenn Sie nur einen Beweis dafür hätten, daß sich Alles so verhielt. Aber ohne Zeugen und Zeugniß —“

„Sollte nicht das Kind, Arnold, Etwas wissen?“ meinte der Doktor. „Er sprach ja davon.“

Fast entsetzt fuhr sie auf und streckte dem Juristen die gefalteten Hände flehend entgegen.

„Um Gottes Willen, lassen Sie den Knaben aus der Sache! Daß er zeugen soll —“

„Aber es kann doch nur zu Ihren Gunsten sein,“ beschwichtigte Ebeling. „Ich wollte auf jedes Ihrer Worte schwören, Ihr Eideshelfer sein, wenn man dergleichen heutzutage noch zuließe. Aber das Gericht braucht doch irgend welche positive Beweise, um die Anklage gegen Sie fallen zu lassen.“

Sie erwiderte nichts. Ihre Kraft war mit der letzten Aeußerung völlig erschöpft. Unfähig, sich aufrecht zu erhalten, lehnte sie im Stuhl.

Arnold ward herbeigerufen. Er schwieg zuerst trotzig

auf die Frage, ob er heute Nacht wach gewesen, was er gesehen und gehört hatte. Er meinte sogar, danach habe Niemand zu fragen, am wenigsten fremde Leute. Vergebens waren die freundlichsten Zureden, auch Ebelings. Voll ohnmächtigen Grimmes darüber, daß er ihr nicht helfen könne, blickte er auf seine Mutter, die man noch immer quälte.

Erst die Drohung, daß diese fortgenommen werde, wenn er nicht rede, brach seinen Widerstand.

„Das ist aber schändlich!" murmelte er.

Ebeling hatte sie gebeten, dem Knaben das Sprechen zu gebieten. Sie schien ihn nicht zu verstehen, blickte jedoch auf, als ihr Sohn zu ihr trat und sie umfaßte. Schmerzlich lächelnd nahm sie seine Hand in die Ihrige. Er hielt es für ein Gebot ihrerseits.

„Ich wachte von der lauten Stimme des Vaters auf," berichtete er. „Ich konnte nicht im Bett bleiben; denn ich hatte zu große Angst um die Mutter. Aber sie hatte mir verboten aufzustehen und hereinzukommen, weil der Vater dann noch böser würde. Ihr helfen konnte ich nicht, aber ich schlich an die Thür und machte sie leise auf, wie — wie —" Stotternd brach er ab.

„Lüge nicht," ermahnte der Jurist, dem sein Stocken verdächtig vorkam.

Stolz warf der Knabe den Kopf zurück.

„Meine Mutter sagte, man darf nicht lügen, auch wenn man sich der Wahrheit schämt. Ich schäme mich; aber ich will es sagen. Ich bin schon mehrere Male leise aufgestanden und habe an der Thür gehorcht, wenn der Vater Nachts heimkehrte. Sei nicht böse, liebe Mutter. Ich mußte Dir ungehorsam sein."

Sie wußte offenbar nicht, wovon die Rede sei; denn sie lächelte ihn freundlich an.

„Und was geschah heute Nacht? Was that Deine Mutter, liebes Kind?"

„Sie hielt den Vater am Arm. Er schalt darüber, daß sie Nachts Kaffee trinke — eine — eine Verschwenderin sei. Aber er werde künftig die Schlüssel mitnehmen. Als sie ihn nicht losließ, schlug er sie. Aber sie wollte seine Hand doch festhalten, und nun stieß er sie so, daß sie hinfiel, gegen die Stuben zu unserer Stube." Thränen des Schmerzes, des Zornes und der Demüthigung funkelten in des Knaben Augen. „Nun, er ist todt!" fügte er tief aufathmend hinzu und umschlang die Mutter fester. Erst nach einer Aufforderung fuhr er fort: „Erschrocken lief ich zur Mutter; der Vater war gleich mit dem Kaffee hinausgegangen; er sah mich gar nicht. Ich hatte Angst, er könnte wiederkommen und riegelte die Thüre zu. Dann wollte ich der Mutter aufhelfen. Sie setzte sich auch aufrecht, aber sie sah mich sonderbar an und sagte lange gar nichts. Auch nicht, als ich ihr zuredete, wir wollten uns das doch nicht gefallen lassen, sondern lieber sterben, da es mit dem Fortlaufen nichts sei. Hernach stand sie auf und ging auf das Sopha, aber so, daß ich noch mehr erschrack. Sie taumelte, wie der Vater manchmal, und der Leo gestern, als er aus dem Rathskeller kam. Wie sie nicht recht antwortete und beinahe ganz still auf dem Sopha lag, bekam ich schreckliche Angst und wußte nicht aus noch ein. Ich hätte die Mädchen geweckt. Aber zuerst fürchtete ich, der Vater wäre noch auf; hernach dachte ich daran, die Mutter habe es doch nicht gern, wenn es unter die Leute komme, daß der Vater sie auch schlage. Ich umfaßte sie also und fing zuletzt an zu weinen. Da sah sie mich anders an, wie bis dahin, und sagte, ich sollte zu Bett gehen, ihr sei schon viel besser; sie möchte schlafen, der Kopf thäte ihr weh. Ausziehen wollte sie sich nicht. Ich ging also in mein Bett und wollte wach bleiben. Nach einer Weile dachte ich die Augen bloß ein Bischen zuzumachen, weil sie mir müde wurden. Als ich sie aber aufmachte, war es heller Tag. Rasch schlich ich zur Mutter; sie lag noch auf dem Sopha. Ich wollte sie nicht stören und zog mich leise an." — —

Die Aussage des Knaben bestätigte nicht nur die der Mutter, sondern sie ergänzte dieselbe wesentlich. Damit fiel die Anklage in sich zusammen. Die Absicht eines nicht zur Ausführung gekommenen Verbrechens ist bekanntlich nicht strafbar. Das Gericht hatte nichts mehr damit zu thun. Nur wegen der Art, in welcher sie sich das Gift verschaffte, war seine Einmischung noch statthaft.

Allein auch davon mußte vorläufig Abstand genommen werden. Ein heftiges Nervenfieber, dessen Keim schon längst in der Unglücklichen lag, kam zum Ausbruch, ihr Leben bedrohend.

Es gelang der Sorge des Arztes und der Theilnahme ihrer Freunde, die Mutter zu erhalten, und wenn auch nur allmählig, das Dunkel zu lichten, das ihr Gemüth umschattete. Sie genas geistig und körperlich und ihrem milden Einflusse gelang es die Schattenseiten an Arnolds starrem Charakter zu beseitigen. Zugleich war sie ihrem Leo eine starke Stütze, an die sein weiches Gemüth sich schmiegte, in der er im Guten gekräftigt wurde, da die Mutterliebe den Sieg davon trug über die schlechte Erziehung, die ihm von seinem Vater geworden war. Die Brüder liebten sich so innig, als sie sich zuvor abgeneigt gewesen und aus ihnen wurden gute, charaktervolle Männer, der Stolz und die Freude ihrer Mutter, der sie das Alter verschönten und sie für alle früheren Leiden durch ihre Liebe entschädigten.

Eisenbahn-Unfall.

Man schreibt von Kreuz an der preußischen Ostbahn, 16. Mai: Der Güterzug von Posen nach hier, der hierselbst um 2 Uhr 15 Minuten eintreffen soll, ist heute Früh bei dem Dorfe Drahig, eine halbe Meile

von hier, dadurch verunglückt, daß ein Radreifen der einen Maschine sprang und in Folge dessen rechts vom Schienenstrange sich stark in den Sand eingrub. Die folgenden etwa 40 Wagen (über 80 Axen) sind gänzlich zertrümmert, theilweise vierfach übereinander gethürmt und versperren die Bahn auf ungefähr 600 Schritte. Die vordere Maschine wurde ein beträchtliches Stück vorwärts geschleudert, wobei die Schienen ausgehoben und verbogen wurden. Auch wurde die Telegraphen-Leitung vollständig an einer Stelle unterbrochen. Außer mehreren leichten Verletzungen ist leider ein Bremser im Schutte todt aufgefunden und drei andere durch Beinbrüche und Quetschungen derartig verletzt worden, daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wird. Auch wird ein Bremser noch völlig vermißt. Der Bahnmeister Rothkamp und Bahnmeister Lührer von der Ostbahn waren bereits um 2 Uhr mit Mannschaften auf der Unglücksstätte, und ihrer Umsicht und Energie ist es wesentlich zuzuschreiben, daß in Bälde die Telegraphenleitung und auch die unterbrochene Bahnstrecke bereits des Nachmittags wieder hergestellt worden war, daß ein Nothgeleise um die Unglücksstätte gelegt wurde.

Einem Berichte der „B. Börsen-Zeitung“ entnehmen wir zur Ergänzung noch Folgendes: Der etwas 140 Achsen starke, meist aus beladenen Wagen bestehende, von Posen kommende Güterzug entgleiste in Folge des Zerspringens eines Stahl-Radreifens der Vorderachse der Lokomotive „Augustwalde“ Nr. 845 der Borsig'schen Fabrik. Der abgesprungene Radreifen, von welchem fünf Stücke neben dem Bahngeleise zu finden waren, zeigte eine Stärke von 5/8 Zoll. Unter den Brüchen war ein alter Bruch zu erkennen, welcher durch den ganzen Querschnitt ging, und nur eine sehr kleine frische Bruchfläche von etwa 30 Quadratlinien zeigte. Der Radreifen, an welchem kein Fabrikzeichen aufzufinden ist, war also schon lange gebrochen. Die Entfernung von dem Punkte, wo das weggeschleuderte Reifenstück mit dem alten Bruch und ein zweites frisch abgebrochenes Stück gefunden wurden, bis zu dem Punkte, wo die Lokomotive im Sande steckt, beträgt 700 Fuß. Hundert Fuß von dem Punkte, wo sich die beiden ersten Stücke von dem Rade ablösten, lag das dritte Stück, 350 Fuß weiter fand man noch zwei Stücke; noch 100 Fuß ist die Maschine auf dem Geleise verblieben. Leider sind Verluste an Menschenleben zu beklagen; der Bremser Bröse wurde von den sich über einander schiebenden Wagen zerquetscht. Drei Bremser wurden schwer verwundet, von welchen einer bereits verstorben sein soll. Der Lokomotivführer und der Heizer sind unversehrt geblieben, ebenso der Zugführer und der Packmeister, welche in dem Packwagen, dicht hinter dem Tender, sich aufhielten. Ein anschauliches Bild der Unglücksstätte zu geben, ist schwierig. Rechts, 18 Fuß entfernt neben dem Geleise, liegt die 3 bis 4 Fuß tief in den Sand eingebohrte Maschine. Nebenan, quer über dem Geleise, liegt der auf die Seite gestürzte Packwagen, welcher vier Personen barg. Dann folgt ein Trümmerhaufen von 90 Fuß Länge, welcher aus ineinander geschobenen und über einander gethürmten Wagen der verschiedensten Gattungen besteht. Darunter werden bemerkt sechs mit Getreide beladene Wagen, zwei Kalkwagen; ein mit Spiritus beladener Wagen hat seine Ladung in die Trümmer hineingeschleudert, ohne daß die gefährliche Flüssigkeit zum Brennen gekommen ist. Die Zahl der übrigen Wagen, welche den 30 Fuß breiten und stellenweise 24 Fuß hohen Haufen bilden, läßt sich nicht bestimmen. Der Inhalt der Wagen liegt zerstreut umher. Hinter diesem großen Haufen stehen in einander geschoben mit zerbrochenen Puffern fünf Getreidewagen. Dann folgt ein zweiter, 60 Fuß langer Trümmerhaufen von aufeinander gethürmten Wagen, welcher die furchtbare Gewalt des auf einem Gefälle von 1:1200 dahinrollenden schweren Güterzugs ermessen läßt. Zwei eiserne, mit Getreide beladene Wagen sind auf gedeckte, allerdings zusammengebrochene Wagen geschoben worden. Aus den Trümmern lassen sich zwölf in einander geschobene Wagen nachweisen. Vier entgleiste, rechts und links neben dem Bahngeleise stehende Wagen bilden den Schluß des verunglückten Wagenparks, worunter Wagen der Oberschlesischen, der Niederschlesisch-Märkischen, der Kaiser-Ferdinand Nordbahn, der Ostbahn zu erkennen sind. Nicht entgleist und unversehrt stehen 24 beladene Getreidewagen und vier Plateau-Wagen der Berlin-Stettiner Bahn am Ende des Zuges. Der die Oberschlesische Eisenbahn treffende Schaden ist ein sehr beträchtlicher und wird gewiß 40,000 Thaler erreichen. Wenn man bedenkt, daß der längst zerbrochene Radreifen sich ebenso gut an dem Triebrade einer Personenzugsmaschine befinden konnte, so muß man im Interesse des reisenden Publikums wünschen, daß die Kontrole über derartige Dinge in ganz anderer Weise gehandhabt werden möchte; sonst geht das bisherige Vertrauen auf den sicheren Betrieb der deutschen Eisenbahnen verloren.

Mannigfaltigkeiten.

[Wie reich das Gemüthsleben der Deutschen ist,] beweist die Menge von Ausdrücken, die sich auf's Herz beziehen: Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagtes Ding. Das Herz kann voll werden, schwer und leicht werden; es fällt ein Stein davon. Das Herz pocht vor Angst, es schlägt vor Furcht, es zuckt vor Schmerz, es thut weh vor Sehnsucht, es bebt vor Erwartung, es klopft vor Freude, es zittert vor Wonne, es lacht vor Lust, es jauchzt vor Seligkeit, es flammt in Liebe, es jubelt und es blutet. Das Herz wird verwundet, gefesselt, erobert. Es gibt kalte und

wärme Herzen. Die Herzen finden sich, sind vereint. Der Eine trägt das Herz auf der Zunge, der Andere hält es unter Schloß und Riegel. Der Mund geht von dem über, dessen das Herz voll ist. Der Feige hat ein Hasenherz, der Sanfte ein Taubenherz, der Muthige ein Löwenherz. Der Edle ist großherzig, der Pedant engherz, der Schwächling maltherzig. Die Herzensgüte, Herzallerliebste wird geherzt, ihr Blick dringt in's Herz. Herzlich sein, kommt aus dem Herzen, herzig sein, geht zu Herzen. Was uns noch berührt, liegt uns am Herzen, wo wir vertrauen, schütten wir unser Herz aus. Wir fühlen einen Stich im Herzen, doch das Herz heilt wieder. Wir erleben Herzzerreißendes und endlich bricht das Herz.

[Eine preußische Passionsgeschichte] erzählt in folgenden zwei Regierungsverfügungen aus Gumbinnen der „Bürger- und Bauernfreund". Die erste — an einen Lehrer gerichtet und älteren Datums lautet: „Wir können Ihnen nicht verhehlen, daß Ihr Verhalten bei den letzten Wahlen unser ernstliches Mißfallen erregt hat. Nicht allein, daß Sie selbst nicht denjenigen Personen Ihre Stimme gegeben haben, welche als Kandidaten der Königstreuen aufgestellt waren, so haben Sie dem Lehrer in — in einem öffentlichen Gasthause in Gegenwart anderer Leute Vorhaltungen darüber gemacht, daß er diese Kandidaten gewählt habe, sich verächtlich darüber geäußert, und Ihrer eigenen oppositionellen Haltung sich gerühmt. Wegen dieses unwürdigen Verhaltens ertheilen wir Ihnen eine Verwarnung, und werden bei fortgesetzter Opposition gegen die Regierung Sr. Majestät des Königs gegen Sie die Disziplinaruntersuchung auf Dienstentlassung einreichen. Gumbinnen ꝛc. (Unterzeichnet Kuehnast)." — Der Mann ist jetzt schon kassirt, ist krank und hungert! Er bat die Regierung um Unterstützung gegen Verhungern, und wurde ihm in neuester Zeit der Bescheid: Auf Ihre Vorstellung vom 18. d. Mts. gereicht Ihnen hiermit zum Bescheide, daß uns keinerlei Mittel zu Gebote stehen, Ihnen die erbetene Geldunterstützung zu gewähren oder Ihnen Ihren Unterhalt zu sichern. Königl. Regierung zu Gumbinnen, Abtheilung für Kichen- und Schulwesen. gez. **Siehr.**

Im Hamburger Stadttheater, wo gegenwärtig Niemann gastirt, wurde am vergangenen Donnerstage die Vorstellung inhibirt durch eine Strike der gesammten Künstler dieses Instituts. Dieselben erklärten plötzlich, kurz vor der Vorstellung, nicht eher wieder ihre dramatischen Arbeiten aufnehmen zu wollen, als bis sie — die rückständige Gage erhalten hätten, resp. Betreffs derselben sicher gestellt wären. Da eine Milderung dieses Beschlusses nicht zu erzielen war, mußte die Vorstellung an diesem Tage unterbleiben. Erst am folgenden Tage wurde die Sache mit Hülfe des Herrn F., eines bedeutenden Finanzmannes, welcher Hauptgläubiger des Stadttheaters ist, zur Zufriedenheit beider Theile beigelegt.

Die Maikäfer verfolgt man jetzt nicht blos des Schadens wegen, den sie anrichten, sondern um Nutzen aus ihnen zu ziehen. Ein Berliner Naturforscher sagt darüber: „In neuester Zeit bereitet man aus Maikäfern eine Suppe, welche für entkräftete Kranke von großem Werth sein, krebsähnlich schmecken und sehr angenehm duften soll. Sodann werden die Maikäfer auch zur Mast für Schweine, Hühner und Enten und zur Bereitung eines vorzüglichen Düngers benutzt. Massenhaften Gebrauch macht man von ihnen zur Gewinnung von Wagenschmiere, Brennöl und Farbe.

Richard Wagner's „Meistersinger von Nürnberg" werden nunmehr sicherlich im Monat Juni in München aufgeführt werden, und ist zur Darstellung der Hauptparthie statt des hiesigen Baritonisten Kindermann der Sänger Betz aus Berlin berufen.

In Leipzig ist von einer Studentenversammlung beschlossen worden, eine studentische Zeitschrift zu begründen. Zwei Studirende wurden zu Redakteuren erwählt und soll die Zahl der ständigen Mitarbeiter 13 betragen.

Charade.

Die erste Sylb' ein armer Wicht,
Dem's an dem Besten wohl gebricht.
Die Zweite bald gemein, bald rar,
Bald ohne Werth, bald unschätzbar.
Die letzten Zwei, — im Feld und Wald,
Oft wilder Thiere Aufenthalt.
Das Ganze trägt in selt'nem Bau
Die Größe der Natur zur Schau.

Auflösung des Räthsels in Nr. 108:

„Meerettig" hat uns der Autor servirt,
Auf daß wir pure ihn essen;
Wenn man uns wieder damit regalirt,
Soll man das Fleisch nicht vergessen!

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 120 Montag, 25. Mai 1868.

Ein Paragraph des Landrechts.

(Novelle von Marie v. Roskowska.)

I.

Vor Kurzem noch wehten von Schloß Reichenstein Trauerfahnen, deckte schwarzes Tuch die Wände des großen Saales, zu welchem die Gutsinsassen strömten, um den verstorbenen Herrn zum Letztenmale zu sehen. Heiße Thränen flossen — Thränen der Liebe und Dankbarkeit, und nicht allein an seinem Katafalk, sondern auch, und gerade die heißesten, im stillen Kämmerlein, in verschwiegener Einsamkeit. Heute aber herrschte dennoch schon in der frühesten Morgenstunde eine fröhliche Geschäftigkeit im Schlosse sowohl wie im Dorfe. Hier schmückte sich Jung und Alt wie an den hohen Festtagen — der Schullehrer ließ seine Schüler ein Lied singen, und noch einmal und wieder einmal dasselbe Lied; die Mädchen und Bursche hatten sehr viel zu thun mit ihrem eigenen Aufputz, mit dem eines jungen Paares aus ihrer Mitte wie mit der Erwartung der heutigen Lustbarkeit und dem Vorgenuß derselben in Scherz und Neckerei. Seit längerer Zeit stattete alljährlich die Herrschaft ein armes Brautpaar aus, feierte dessen Hochzeit an diesem Tage in der splendidesten Weise. Es sollte auch dieses Jahr nicht unterbleiben, obwohl die Reichenstein'sche Familie einen so herben Verlust erlitten hatte.

Im Schlosse herrschte nicht minder rege, doch stille Beschäftigkeit. Die Dienerschaft vermied jedes Geräusch, um nicht die Herrin zu stören, welche ihr Zimmer noch nicht verlassen hatte, welche man daher noch schlafend wähnte. Frau Krafft, die Wirthschafterin, hatte sammt ihren Untergebenen alle Hände voll zu thun, und die festliche Dekoration des großen Saales fand unter Anleitung der jungen Herrschaft selber statt.

Jetzt war diese Ausschmückung vollendet. Baroneß Margareth warf noch einen prüfenden Blick auf dieselbe. Ihr Auge leuchtete indeß nicht in Zufriedenheit auf, wie wohl zu erwarten gewesen — eine Thräne trübte dasselbe. Auch bildete ihre Trauerkleidung einen grellen Gegensatz zu den bunten Blumenkränzen. Im vorigen Jahre, und stets, so lange sie denken konnte, hatte der Vater die festlichen Arrangements geleitet. Jetzt ruhte er drüben auf der Anhöhe unter den Rüstern des Friedhofes. Hastig wie auf einem Unrecht ertappt, trocknete sie die Augen. Heute soll die Mutter dieselben nicht geröthet sehen.

Der junge Baron hatte inzwischen etwas ungeduldig aus dem Fenster geschaut. „Der Großvater bleibt lange aus!“ warf er hin.

„Die Mutter schläft ja noch!“ beschwichtigte die Schwester. „Auch wird der Leierkasten dem Großvater schwer vom Försterhause bis hierher. Ebenso ist's für ihn keine Kleinigkeit, die Blumen zu pflücken. Und doch läßt er sich hierbei so wenig helfen, wie er es duldet, daß Jemand den Leierkasten herbringt oder daß derselbe ganz hierbliebe.“

Baron Lothar neigte sich weiter aus dem Fenster. „Mich dünkt, Hufschlag nähert sich. Wer könnte heute kommen? Und so früh!“

Die Rosenfarbe der Wangen Margareth's erhöhte sich, während sie rasch neben ihren Bruder trat. Allein sie mochte der freudigen Erwartung, die sie im Stillen hegte, keinen Ausdruck geben, sagte vielmehr: „Wenn es die Tante Generalin und Hortense wären!?“

Seine Stirne verfinsterte sich. „Die Generalin denkt nicht daran, den Fuß über diese Schwelle zu setzen, die sie in thörichtem Groll verließ. Ich für meine Person habe auch durchaus kein Bedürfniß, die Schwester unseres Vaters kennen zu lernen, würde ihr die Mißachtung der Mutter nie vergessen. Uebrigens höre ich nicht Wagengerassel — nur Hufschlag.“

Gretchen hatte den Kopf gesenkt, um die aufsteigenden Thränen zu verbergen. „Der Tod hat eine so mächtige — eine unwiderstehliche Gewalt. Ueber dem Grabe eines gemeinsam Geliebten reichen sich auch die bittersten Feinde die Hand zur Versöhnung. Der Mutter würde es eine so große Freude sein, wie das Leben sie ihr kaum sonst noch zu bieten vermag. Ich dachte schon an einen Versuch zur Annäherung — etwa durch Hortense und — und noch Jemand.“

„Was fällt Dir nur ein, Gretchen?“ rief Lothar fast heftig. „Wenn ich auch aus Liebe zur Mutter und um des väterlichen Andenkens willen Tante Regina vergeben könnte, so müßte der erste Schritt doch von ihr, nicht von uns ausgehen. Die Eltern haben gewiß Alles gethan, was sie vermochten, ohne sich zu demüthigen,

während sie sich entschieden im Unrecht befand, ihnen manche Kränkung zufügte. Und selbst heute, davon bin ich überzeugt, sieht sie ihr Unrecht nicht ein, erblickt sie in unserer Mutter nicht die Schwägerin, sondern nur die Tochter des Invaliden Schröder — also Jemand, der ihr nicht ebenbürtig ist. Ich mag nichts von ihr sehen oder hören."

„Hortense möchte ich wohl einmal sehen," wandte sie ein. „Sie hängt noch immer an uns und soll so hübsch und liebenswürdig sein."

Unmuthig zuckte er die Achseln. „Ich begreife nicht, mit welchen Augen Groningen da sah."

Wieder erhöhte sich die Farbe der Baronesse.

Gereizt fuhr er fort: „Ihre Tante und Vormünderin hat gewiß nichts unterlassen, um Hortense ihre eigene Abneigung gegen uns einzuprägen, und die Kleine war so gelehrig, wie — ihr Vater und ihre Mutter auch! Noch erinnere ich mich sehr wohl, wie lebhaft es den Vater kränkte, daß Onkel Woldemar nicht, wie es sich gebührte, ihm, dem einzigen Bruder, die Vormundschaft über sein Kind übertragen hatte, sondern der Schwester Regina; daß uns dadurch dieses Kind, das auf Reichenstein wie zu Hause gewesen war, völlig entfremdet ward. Am besten, man denkt gar nicht daran! — Ach, Groningen ist's!" fügte er in völlig verändertem Tone hinzu und eilte hinaus, dem Ankömmling entgegen.

Erst jetzt erschien der Reiter, dessen Hufschlag schon lange vorher vernommen worden, im Schloßthore. Es war ein junger, stattlicher Offizier.

Gretchens Antlitz flammte in Purpurgluth auf. Sie vermochte sich kaum ein wenig zu fassen, bevor Lothar mit dem Gaste eintrat.

Dieser entschuldigte sein frühes Erscheinen mit einer ausdrücklichen Einladung der Baronin.

„Sie sind uns immer willkommen," flüsterte das junge Mädchen beklommen. Sonst brachten sie diesen Tag nur im Kreise der Familie und der Gutsinsassen hin, nie war ein Fremder eingeladen worden. Ein Fremder? Der Adjutant von Groningen war freilich ihrer Familie kein Fremder, sondern ein lieber Freund, ihr vielleicht noch mehr als nur Freund.

Lothar beantwortete den etwas verwunderten Blick des Freundes auf die Blumengewinde. „Es ist heute der höchste Festtag, den unser theurer Vater je feierte; an dem er nur Glückliche um sich sehen mochte, weil ihm selber das reinste Glück geschenkt worden. Er verlangte daher, es solle ein Festtag sein für alle Zeiten, oder doch wenigstens so lange, wie ein Reichenstein hier gebietet. Es ist nämlich der Geburtstag unserer Mutter, der Jahrestag der ersten Bekanntschaft unserer Eltern, an dem sie dann später ihre eheliche Verbindung schlossen, und endlich auch noch der Tag, an welchem meine Wenigkeit vor zwanzig Jahren das Licht der Welt erblickte."

Groningen bot ihm mit herzlichem Glückwunsch die Hand.

„Kurz, es ist ein gesegneter Tag für unser Haus, und Gretchen sprach schon vor vielen Jahren den löblichen Entschluß aus, sich an keinem andern Tage zu verheirathen, als an dem heutigen." Er suchte die tiefe Bewegung, welche jede Erinnerung an den Vater in ihm und der Schwester hervorrief, durch den scherzenden Ton zu verbergen. „Es sollte ein Angebinde für die Mutter sein."

Gretchen befand sich in peinlichster Verlegenheit. Wenn Lothar von der Mutter zu sprechen begann, kam er vom Hundertsten auf das Tausendste. „Ich will doch nachsehen, ob Mutter auf ist!" Sie schlüpfte hinauf.

Der Bruder blickte ihr lachend nach.

Uebrigens hätte ein schärferer Beobachter, als der junge Baron es war, bald die gewohnte ruhige Sicherheit und heitere Unbefangenheit im Wesen des Offiziers vermißt.

Groningen beschäftigte und beunruhigte etwas — die Antwort, welche die Baronin ihm auf einen an sie gerichteten Brief ertheilt hatte. Was konnte sie nur meinen damit: daß er selber vielleicht geneigt sein würde, von der Bewerbung um ihre Tochter abzustehen? Wie hatte er sein Gehirn zermartert, um über diesen Ausdruck ins Klare zu kommen! Umsonst.

„Der Großvater!" rief Lothar nach einem Blick durch das Fenster. Auf den Schloßhof trat ein weißköpfiger Mann in alter Soldatenmontour. Sein Rücken beugte sich unter der Last eines Leierkastens, die Rechte hielt einen mächtigen Strauß Feldblumen, der linke Aermel hing leer herab — der Arm fehlte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einnahme Magdala's.

Die „Köln. Ztg." bringt von ihrem Spezialkorrespondenten bei der abessinischen Expedition einen eingehenden Bericht über die Einnahme Magdala's, dem wir Folgendes entnehmen: Am 4. April langte die erste Brigade des Expeditionskorps auf dem kahlen, wasserarmen Talanta-Plateau an. Zwei Tage später kam die 2. Brigade ebenfalls an. Sie brachte die vier 12pfündigen Armstrong-Kanonen mit und begann nun, die Umgebung Magdala's zu rekognosziren. Einer steilen Felseninsel gleich ragt die dreihügelige Festung aus dem Meere der umgebenden Bergkämme und ausgezackten Hügelreihen, an den meisten Stellen fast senkrecht nach allen Seiten hin abfallend. Im Besitze einer regulären Truppe würde der etwa 1500 Fuß über den umliegenden Plateaux liegende Platz uneinnehmbar genannt wer-

den können. Mit den Ferngläsern konnte man deutlich die weiten Lager mit ihren Tausenden von Zelten und Feuern erkennen, die überall die Abhänge und Sättel bedeckten, durch welche letztere die drei Hügel Fal, Selassieh und Magdala mit einander verbunden sind. Am 9. April bezogen die beiden Brigaden das Lager dicht am nördlichen Rande des tief eingeschnittenen Baschilo-Thales. Am 10. April überschritten beide Brigaden den etwa 200 Fuß breiten und 2—3 Zoll tiefen Baschilo in der Art, daß die erste Brigade mit Tagesanbruch sich in Bewegung setzte, die zweite erst gegen 10 Uhr folgte. Es hieß nun 3000 Fuß hinabzuklimmen, um die jenseitigen Plateaux zu gewinnen, die terrassenförmig nach Magdala zu aufsteigen. Gegen 3 Uhr erreichte die Avantgarde den Fuß der Festung und stellte ihre Posten auf, während die ersten Truppen der Brigade nach und nach ankamen. Einem finstern Ungethüme gleich, lag die Riesenburg nun vor uns, und man sah deutlich die Tausende, die in dichten Massen die felsigen Gipfel bedeckten und eifrig hin- und herwogten. Da, gerade als Sir Robert Napier mit seinem Stabe auf dem Abhange eines im Westen von Magdala sich hinziehenden Bergrückens ankam, der von der Festung durch das etwa eine halbe Meile breite Arogi-Plateau getrennt ist, entfuhr ein Ausruf der Ueberraschung fast allen Lippen. Jene dichten Massen dort oben begannen plötzlich, sich in Bewegung zu setzen und, einem wilden Lavastrome gleich, wälzten sie sich den breiten Weg hinunter, der in scharfen Windungen Salamgi aus, längs der Abhänge von Fala, sich nach dem Arogi-Plateau herabzieht. Es war ein unbeschreiblicher Anblick, dieses Barbarenheer unter kannibalischem Gebrülle mit rasender Schnelle sich nahen zu sehen, wo es das Terrain erlaubte, den Weg überfluthend und die steilen Abhänge mit seinen dunkeln Massen bedeckend. Als könnten sie gar nicht schnell genug an den Feind gelangen, eilten einzelne Reiter oder Fußleute der Masse voran, ihre Lanzen schwingend und die Nachfolgenden zur Eile anfeuernd. Vor uns langen gerade die ersten Truppen an. Neben uns auf dem obenerwähnten Bergrücken stellt sich die Raketen-Batterie auf, im Süden auf einem Hügel postirt sich die gerade anlangende Mountain-Batterie, während die ersten Kompagnien des 4. Infanterieregiments, der Belooch und Sikh's sich auflösen und dem schon auf das Plateau strömenden Feinde entgegengehen. Da donnert der erste Kanonenschuß von Fala herunter, und Theodor, der hier von Tausenden umgeben, der Schlacht in die Ebene zuschaut, gibt damit das Signal zum Kampfe. Der Knall wurde von unseren Leuten mit lautem Hurrah begrüßt und zischend kam die erste Kugel herüber, um etwa 10 Fuß von uns sich friedlich niederzulegen. Raketen und 6-Pfünder nahmen sehr bald das Feuer auf, während zugleich ein lebhaftes Gewehrfeuer begann. Es platzen die ersten Granaten und in hohen Bogen sausen die Raketen nach dem Feinde, der verdutzt Halt macht und dann eben so schnell zurückrennt, als er gekommen. Hier und da erwiedert einer das Feuer unserer brav daraufgehenden Infanterie; die meisten jedoch feuern erst, wenn sie einen Theil des Bergrandes wieder erstiegen und hinter den Felsblöcken Deckung gefunden haben. Nicht so schnell endet der Kampf in der engen Thalschlucht, die von Ardgi aus sich nach Norden zieht und in welche der Kaiser etwa 800 seiner Leute geschickt hatte, um uns unbemerkt zu umgehen und der Bagage sich zu bemächtigen. Von drei Seiten werden sie angegriffen und wird in die zusammengedrängten Massen hineingefeuert. Ein furchtbares Blutbad ward unter den Unglücklichen angerichtet, die in ihrer Verzweiflung den jenseitigen fast senkrecht abfallenden Abhang hinanzuklettern versuchen, um einzeln von der dießseits feuernden Infanterie herabgeschossen zu werden. Ueber 300 Leichen bedecken nach kurzer Zeit Wände und Sohle des blutgetränkten Thales, während es den Uebrigen gelingt, zu entkommen, um wohl schon am selben Abend noch in die Hände der überall lauernden Gallas zu fallen, die Niemanden verschonen. Der Gesammtverlust des Feindes betrug an Todten zwischen 350 und 400 Mann, darunter des Kaisers erster Heerführer. Etwa 1200 mögen geflohen sein, so daß das kaiserliche Heer in dem kaum zweistündigen Gefechte einen beträchtlichen Schaden erlitt. Auf unserer Seite zählt man 18 Verwundete, darunter einen Kapitän vom 4. Infanterie-Regiment. Die Snider-Büchsen und Raketen bewährten sich ganz vortrefflich. Letztere reichten in einzelnen Schüssen bis nach Fala hinauf und sollen im feindlichen Heere nicht wenig Schrecken erregt haben. Die Truppen bivouakirten die Nacht in der Nähe des Gefechtsfeldes, und ist die Ausdauer, mit der sie den mühsamen Marsch zurücklegten, dann munter ins's Gefecht gingen, nicht genug zu rühmen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Wärmewirkung des Mondes.] Die „Monthly Notices" bringen folgende Betrachtung des Herrn Harrison über die wärmende Wirkung des Mondes: Die Wärme, welche der Mond empfängt und gegen die Erde wieder ausstrahlt, besteht aus dunkler Wärme, die nach den Untersuchungen von Tyndall vollständig vom atmosphärischen Wasserdampf absorbirt wird. Die Folge davon ist, daß die Luft über den Wolken sich erwärmt und eine stärkere Verdunstung derselben veranlaßt. Die Wolken werden dadurch weniger dicht, steigen mehr in die Höhe und können unter Umständen vollständig aufgelöst werden. In jedem Falle wird dann die Strahlung der Erde gegen den Himmel vermehrt und die Temperatur der Luft über der Erdober-

fläche muß sinken. Gerade das Entgegengesetzte tritt ein, wenn der Mond das Minimum seiner Wärme gegen die Erde strahlt. Die Wolken bleiben und werden dichter; sie verhindern die Ausstrahlung der Erdwärme und die Luft am Boden ist wärmer. Die Beobachtungen zu Oxford, Berlin und Greenwich zeigen nun nach Harrison einen solchen Einfluß auf die Wärme der Luft am Erdboden. Das Maximum der Temperatur dieser Luftschichte zeigt sich im Mittel an den drei Stationen am sechsten und siebenten Tage nach Neumond, also zu einer Zeit, wenn die der Erde zugekehrte Mondfläche am kältesten ist. Das Minimum der Temperatur der untersten Luftschichten hingegen wird beobachtet einige Tage nach Vollmond, nachdem die der Erde zugekehrte Mondhälfte eine Zeit hindurch von der Sonne beschienen worden. Die Differenz zwischen dem Maximum und Minimum beträgt 1,2° C. Es scheint somit in gewissem Grade der so alte Glaube bestätigt, daß der Mond einen bestimmten Einfluß auf das Wetter ausübt; freilich ist der hier gefundene nicht so bedeutend, als man es vermuthet. Doch mögen noch Wirkungen des Mondes existiren, die bisher gar nicht erkannt sind.

Die amerikanischen Zeitungen enthalten furchtbare Berichte über eine Reihe von Erdbeben, die vom 27. März bis in die ersten Tage des April auf den Sandwichsinseln große Verheerungen angerichtet haben. Nicht weniger als 2000 Erdstöße sollen zwischen dem 28. März und 13. April verspürt worden sein. In Waischina öffnete sich der Boden auf mehreren Stellen, und eine 60 Fuß hohe Fluthwelle, die eine Viertelmeile weit ins Land hineindrang, riß Alles mit sich fort. Hundert Menschenleben nebst vielen Tausend Stück Pferden und Hornvieh gingen zu Grunde. Aus verschiedenen Kratern wälzten sich 5—6 Meilen lange glühende Lavaströme mit einer Geschwindigkeit von 10 Meilen per Stunde dem Meere zu, verwüsteten Alles, was ihnen in ihrem Laufe begegnete, und bildeten eine neue Insel im Meere. Aus einem neugebildeten, zwei Meilen im Durchmesser haltenden Krater flogen feurige Felsstücke 1000 Fuß hoch in die Luft, so daß dessen Feuererscheinungen 50 Meilen in der Runde sichtbar waren. Der stärkste Stoß wurde am 2. April verspürt. Der Jammer und das Elend ist furchtbar. (Zu bemerken ist, daß diese Schauderberichte aus San Francisco telegraphisch vom 7. d. Mts. gemeldet werden.)

Die „Engl. Korr." schreibt: Die neue Anglo-Mediterranean Telegraph Company hat ihren Prospektus ausgegeben. Ihm zufolge soll ein Kapital von 200,000 L. (in 20,000 Aktien von 10 L.) erhoben werden, von welchen schon Subskriptionen im Betrage von 178,000 L. zugesagt sind. Der Zweck des Unternehmens ist, eine direkte Telegraphenverbindung mit England und Aegypten herzustellen. Unterhandlungen zum Ankauf der bestehenden Linie zwischen Susa und Modica (Sizilien) und zur Legung eines unterseeischen Kabels von Malta nach Alexandrien (in vier Monaten herzustellen), wo die Verbindung mit den Linien nach Kairo und Suez bewerkstelligt werden soll, sind schon mit der Telegraph Construktion and Maintenance Company angeknüpft worden. Die für Anfertigung und Legung des Kabels, für Ankauf der Landlinien in Italien und die gegenwärtigen Interessen für die Malta-Alexandria-Linie erforderliche Summe beläuft sich auf 245,000 L.

Charles Dickens hat von seiner Rundreise in den Vereinigten Staaten, abgesehen von dem Lorbeerzuwachs, eine klingende Einnahme von mindestens 40,000 Pfd. Sterl. heimgebracht. In der Londoner Presse wagt nur die „Saturday Review" über diese literarische Betriebsamkeit ein kleines Nasenrümpfen, fügt jedoch bei: Dickens habe sich auf solche Weise einigermaßen für den durch amerikanischen Nachdruck erlittenen Ausfall an Buchhändler-Honorar schadlos gehalten.

Charade.

Die erste Sylbe zu erstreben
Ist jeder Erdensohn bemüht,
Obgleich sie hier im Erdenleben
Im Grund nur wunderselten blüht.
Mag auch die Zweite kühn begehren
Der Ersten Spenden vom Geschick,
Es wird sie doch nur halb gewähren
Und drängt den Schwärmer bald zurück;
Das Ganze tönet dem entgegen
Der am ersehnten Ziel sich schaut;
Die Lieb' und Achtung, die wir hegen,
Wird freudig dann in Worten laut;
Und wer's vom Herzen redlich meint,
Der ist gewiß ein treuer Freund.

Ch. K—r in Eisenbach.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 109:

Ohne Gränze — kein „Raum";
Ohne Schlaf — kein „Traum".

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 121 | Dienstag, 26. Mai | 1868.

Der kurhessische Hochverrathsprozeß.

Berlin, 22. Mai.

Heute fand im Hausvoigtei-Gebäude vor dem Staatsgerichtshofe die Verhandlung gegen den Unternehmer und Geschäftsführer der „Hessischen Volkszeitung", Plaut, und den jetzigen Kabinets-Sekretär des Kurfürsten von Hessen, Preser, wegen Hochverraths, Majestätsbeleidigung und Amtsehrverletzung statt. Dem Gerichtshofe präsidirte der Kammergerichtspräsident Zweigert, als Beisitzer fungirten die Kammergerichtsräthe Steinhausen, Torgani, Eimbeck, Vogel, Schütte, Meyer, Becker, Oelrichs, Rohden, Hoppe. Die Staatsanwaltschaft war durch den Oberstaatsanwalt Adelung vertreten. Die Vertheidigung führte Rechtsanwalt Vollhoff. Der Eine der Angeklagten, Plaut, wurde aus der Untersuchungshaft vorgeführt, der Angeklagte Preser war nicht erschienen. Der Präsident begann die Verhandlung mit der Vernehmung des ꝛc. Plaut. Derselbe hatte früher eine Papiermühle unweit Kassel. Als Zeugen erschienen der Oberkellner Worms aus Leipzig (Hotel de Bavière) und fünf Schreibverständige. Nach Verlesung der Anklage-Akte folgt das Inquisitorium des Angeklagten Plaut. Derselbe erklärt, daß er den Preser zufällig auf einer Geschäftsreise kennen gelernt habe, später öfter mit ihm zusammen gekommen sei und auch über politische Verhältnisse nach der Annexion mit ihm gesprochen habe. Am 22. Februar d. Js. habe er ein Schreiben von Preser erhalten, worin dieser ihn ersucht habe, nach Leipzig zu kommen, wo er unter dem Namen „Braun" im Hotel de Bavière logire. Er habe dieser Aufforderung Folge gegeben, sei mit dem Frühzuge nach Leipzig gereist und im Hotel de Bavière mit Preser zusammengetroffen. Preser habe nach seiner Ankunft den Kellner zu ihm geschickt und fragen lassen, ob Herr Bauer angekommen sei. Da Preser nach der Beschreibung des Kellners nur ihn gemeint haben konnte, so sei er, wenn auch mit Unrecht, darauf eingegangen, und habe sich auch unter dem Namen „Bauer" in das Fremdenbuch eingetragen. Preser sei nun in das Gastzimmer gekommen und habe mit ihm beim Frühstück zuerst nur über gleichgültige Gegenstände und dann über die Verhältnisse der „Hess. Volksztg." und über die Mittel, diesem Unternehmen zu Hülfe zu kommen, gesprochen. Preser habe schließlich einer Proklamation an die Kurhessen erwähnt, über die als ganz zwecklos er, Plaut, gelacht habe. Er sei nun mit Preser ausgegangen, habe mit ihm zu Mittag gegessen, und habe Letzterer Papier, Siegelmarken und Packpapier gekauft, und zwar zur Versendung der Proklamation. Dieß habe ihm Preser gesagt. Gegen Abend sei der Verleger der Sächsischen Zeitung, Roßberg, zu Preser gekommen, habe mit demselben über Verschiedenes gesprochen, mit keiner Sylbe sei aber der Proklamation erwähnt. Nach der Entfernung des Roßberg habe Preser seinen Koffer geöffnet und einen Haufen Papiere auf den Tisch gelegt. Er, Plaut, habe einen förmlichen Schreck bekommen, aber die Papiere nicht angesehen und von dem Inhalt derselben nicht Kenntniß genommen. Er habe mit Preser Thee getrunken und sei bis gegen 10 Uhr [illegible] mit ihm auf dessen Zimmer zusammen gewesen. Er habe noch denselben Abend seine Rechnung gefordert und bei dieser Gelegenheit habe ihm Preser aus freien Stücken die Reisekosten mit 14 Thaler erstattet, auch die Gasthofsrechnung, die nur gering gewesen, bezahlt. Den andern Morgen sei er abgereist, habe aber keine Proklamationen mitgenommen, auch den Inhalt derselben nicht kennen gelernt. Auf die Frage des Präsidenten erklärt Angeklagter, daß in seiner Gegenwart keine Proklamationen in Couverte gelegt, keine Briefe weggeschickt seien, daß er selbst keine Adressen auf Briefe geschrieben habe, und daß er auch nicht gesehen habe, daß durch Andere Briefe weggeschickt seien. Er habe auf der Rückreise von Leipzig nach Kassel keinen der in der Anklage genannten Orte berührt. Auf die Frage des Präsidenten führt er die Stationsorte einzeln an. Eine große Anzahl von Proklamationen sei in Kassel verbreitet gewesen, und zwar sei dieß am Donnerstag den 27. geschehen, namentlich an das ganze Theaterpersonal und an hervorragende National-Liberale, nicht aber in großem Maße an das eigentliche Volk. Dieß sei zu seiner Kenntniß gekommen, und erst da habe er den Inhalt der Proklamation kennen gelernt.

Präs.: Es ist doch etwas unwahrscheinlich, daß Sie unter einem falschen Namen in Leipzig mit Preser zusammentreffen, eine große Menge Proklamationen auf dessen Zimmer sehen, und die Ueberwindung haben sollten, nicht in dieselben hineinzusehen. Namentlich als Zeitungsschreiber müßte Sie die Neugier schon dazu veranlaßt haben. Angeklagter verbleibt jedoch bei sei-

ner Behauptung, von dem Inhalte der Papiere sich nicht informirt zu haben. Auch bestreitet er, auf die Briefe an den Bürgermeister zu Mengshausen, zu Schreckebach und den Bauschreiber Schreckert zu Salmünster das Wort „Kurhessen“ geschrieben zu haben. Der Präsident legte ihm sodann verschiedene Schriftstücke vor, von denen der Angeklagte anerkannte, sie geschrieben zu haben. Zur Sache selbst hat Angeklagter nichts mehr anzuführen. Diese Schriftstücke und die oben angeführten 3 Briefe werden den Sachverständigen zur Prüfung vorgelegt. Hierauf wird die Proklamation selbst verlesen. Aus dem Wortlaut, der hier folgt, geht hervor, daß dieselbe bereits im Jahre 1867 verfaßt und gedruckt worden ist. Dieselbe lautet nämlich:

Kurhessen!

Es kann nicht lange mehr währen und der zweite Akt des großen Trauerspiels, welches die Politik des Grafen Bismarck über unser großes deutsches Vaterland und insonderheit über unsere hessische Heimath im vorigen Jahre heraufbeschworen hat, wird beginnen. Da ist es an der Zeit, daß wir uns ermannen und gegen den Raub unserer Selbstständigkeit laut und feierlich protestiren, daß wir uns regen und aufraffen gegen eine Gewaltherrschaft, welche unser Heiligstes zerstört und das Ende alles wahrhaftigen deutschen Wesens sein wird.

Wenn wir es überdenken: das Unrecht, das geschehen ist, die Schmach, welche wir erlebt haben, und den Schaden, welcher gestiftet worden ist, so ist das Maß alles dessen so voll bis zum Rande, daß der Tag der Vergeltung nicht lange verziehen kann, daß es sich bald und sicher erfüllen muß, was vom ersten Augenblick an der einfachste Mann und der Ein- [illegible] solche Zustände nicht von Bestand sein können.

Eine despotische revolutionäre Gewalt, die, wie sie Bundes- und Völkerrecht mißachtet hat, so auch Verfassung und Recht überhaupt nicht achtet, welche, wie sie mit brutaler Gewalt und treubrüchig über ihre schwachen Bundesgenossen herfiel, so auch im Innern mit allen, auch den verwerflichsten Mitteln, nur ihre eigennützigen Zwecke verfolgt, hat ihren Fuß auf unsern Nacken gesetzt.

Man ist in unser Land eingebrochen und heuchelte brüderliche Freundschaft mit dem Volk und seinen Rechten, während die Feindschaft nur dem Fürsten und seiner Regierung gelten sollte. Man hat selbst unsern Kurfürsten mißhandelt, in Gefangenschaft geführt, vom Throne gestoßen und an seinem Vermögen beraubt; aber man hat nicht minder auch die Verfassung und Rechte des Landes, seine Geschichte und seine Eigenthümlichkeiten rücksichtslos über den Haufen geworfen.

Kurhessen! Lasset die Lüge, welche Euch solches vergessen, oder erträglich machen möchte, nicht Raum gewinnen!

Es ist erlogen, wenn sich die preußische Raubpolitik damit entschuldigen will, als habe der Kurfürst durch sein Verhalten unser Unglück verschuldet. Denn was hätte seine Regierung gegen Preußen anders verbrochen, als daß sie leider nur zu friedlich gesinnt war und zu lange traute dem lauernden Feinde?

Es ist Lüge, wenn der Eifer um Deutschlands Größe das Geschehene rechtfertigen soll; denn es rühme sich der nicht deutsch, der es für kein Verbrechen hielt, um seiner Habsucht und seines Ehrgeizes willen den deutschen Bruderkrieg zu entzünden und gegen seinen deutschen Bundesgenossen das räuberische Italien zu hetzen; der sein verwegenes Spiel mit dem ausgesprochenen Entschlusse wagte, im Nothfall selbst den deutschen Rhein dem Herrscher Frankreichs zu opfern, von dem er sich erst, wie einst Cavour, die Gestattung holte zu seinen Thaten!

Es ist ein gemeiner Betrug, der gegen einen Fürsten noch in seinem Unglück geübt wird, um ihm auch sein höchstes Gut, die Ehre, die er sich gerettet, und den letzten Rest der Treue, die ihm geblieben ist, zu rauben, wenn gesagt wird, daß der Kurfürst um feilen Goldes willen von seinen fürstlichen Rechten auch nur das Geringste preisgegeben hätte. Hat er doch selbst die ihm angebotene Herrschaft über ein anderes deutsches Land und auch die ihm gebotene Summe ausgeschlagen, um ganz und zweifellos zu bleiben der alleinige rechtmäßige Herr in Kurhessen. Und vergesset nicht, daß er uns des Eides entbunden hat nur auf so lange, als die Gewalt uns an der Treue verhindert!

Es ist eitle Täuschung, wenn die unerwarteten Zündnadelerfolge des vorjährigen Kriegs eine Saat sein sollen, aus der das Heil des deutschen Vaterlandes erwachsen sei. Denn was ist die Frucht dieses furchtbaren Bruderkrieges, den Bismarck und sein König zu verantworten haben?

Die Kronen deutscher Bundesfürsten sind gegen königliches Wort von dem Anverwandten geraubt und der allmächtige und gerechte Gott wird angerufen, dieser Räuberei behülflich gewesen zu sein und weiter zu helfen. Statt für unser angestammtes Fürstenhaus, mit dem wir Jahrhunderte lang Salz und Brod gegessen, zwingt man uns für *Bismarcks* König, für dessen starken Arm und seine siegreiche *Heere*, das Werkzeug unserer Unterdrückung — zu beten. Recht und Treue sind gelästert und ausgethan und sollen nicht mehr gelten in dem Verkehr der Völker und Staaten. Die geheiligtsten Rechte und Sonderheiten deutscher Volksstämme werden zertreten, um alles in den verschlingenden Abgrund des preußischen Einheitsstaates zu ziehen. Unsere hessische Verfassung, unsere hessische Gerichtsbarkeit, unser hessisches Strafrecht, unsere hessische Verwaltung, unsere hessischen Militäreinrichtungen, unsere hessische Besteuerung, unser hessischer Staatsschatz, sie sind uns bereits genommen und noch hört das Nehmen nicht auf, um alles ganz und gar preußisch zu machen. Nur Thoren und knechtische Seelen können sich durch die tröstenden und beruhigenden Versicherungen des Königs berücken lassen. Man braucht unsere gute Stimmung und fürchtet unsern Ingrimm! Daher aber auch, nur daher gibt man uns gute Worte, zieht auch diese und jene Maßregel wieder zurück — bis auf gelegenere Zeit. Wir sind die Ausbeute preußischer Habgier und preußischen Ehrgeizes geworden und was man uns dafür gibt, ist nur das angepriesene Gefühl — bedenkt es wohl! — einem Großstaat anzugehören. Die Willkür regiert, während die Freiheit des Volkes in dem Bismarck'schen Absolutismus begraben wird, und Deutschland —? . . . Deutschland liegt verkleinert und zerspalten in drei Theile am Boden. Unsere deutschen Brüder in Oesterreich sind hinausgeworfen, das Band mit dem Süden ist uns durch das Ausland gewehrt. Die Schutzwehr Deutschlands im Süden ist an Italien überliefert; am Rhein deutsches Gränzland abgelöst und eine deutsche Festung auf Begehren Frankreichs geräumt. Unsere Kinder wird man zwingen, das Preußenlied zu singen, aber Vater Arndt's Lied vom großen deutschen Vaterland wird verstummen müssen — als ein Traum, als ein Spott. Aus der Bürgschaft eines gesicherten Friedens, welche uns der alte Bund gegen äußere Feinde gewährte, sind wir mit dem Allen in eine immerwährende Gefahr blutiger Kriege gerathen.

Das ist das fluchwürdige Ergebniß der preußischen Raub- und Zündnadelpolitik!

Es wäre eine Schmach gewesen für unser Fürstenhaus und unsere glorreiche hessische Geschichte, hätte sich der Kurfürst an einer solchen Politik betheiligt und wäre das Treiben einzelner Verräther, die wir in unserer Mitte bargen, nicht aufgewogen durch die Treue und den Kampfeseifer, mit welchem unsere Söhne für Fürst und Vaterland zu den Fahnen eilten, leider nur um in einer Festung unschädlich für unsere Feinde gemacht zu werden. — Und hat der Kurfürst darüber, daß er fest und unbestechlich jedes Bündniß abgelehnt, Land und Leute verloren, und haben wir darum unsere Selbstständigkeit eingebüßt, so ist das inmitten unseres Schmerzes und Zornes doch unser Stolz, daß in ihm und unseren Söhnen unsere Ehre gerettet blieb. Sie sei uns eine Bürgschaft, daß wir nicht vergeblich hoffen auf die Stunde der Vergeltung!

Und diese Stunde kommt! Das Blut der von Bruderhand Gemordeten schreit nach Rache und der verwegene gotteslästerliche Uebermuth des Siegers fordert die strafende Hand des Allmächtigen auf ihn, den Frevler, herab. Gott wird seinen heiligen Namen nicht länger schänden lassen. Graf Bismarck weiß es wohl, daß trotz der blendenden Erfolge noch nichts erreicht ist, daß nur mehr zu verlieren, aber das Spiel noch nicht gewonnen ist. Und er wird's nicht gewinnen. Schon nahen die Zeichen, daß der Rachegeist sich drohend erhebt vor dem Gewalthaber in Berlin, und in Feuerflammen von den Gräbern zu Sadowa steigt das Wehe, Wehe! zum Himmel empor.

Kurhessen! Sollten wir da feig uns in die Knechtschaft schicken? Sollen wir da in Verblendung eifern, daß das Haus Hohenzollern seine Tyrannei noch mehr befestige? Oder sollen wir nicht vielmehr darauf denken, daß wir das Verlorene wieder erlangen? Sollen wir nicht frei und muthig unser hessisches Panier aufwerfen? Nicht wir sind es, welche das engere Vaterland auf Kosten Deutschlands überschätzten! Fluch darüber trifft vielmehr die, welche Preußen höher gestellt als Deutschland, welche im Blute deutscher Brüder gewadet, während sie deutsches Volk und Land preisgaben; welche mit dem Schicksal Deutschlands zu spielen, sein Recht, seine Freiheit und seine Sitte zu zerstören nicht zurückschracken.

Darum, Kurhessen, ermannen wir uns gegen eine verdammungswürdige Gewalt! Entschlagen wir uns der Führerschaft von Männern, die jahrelang als Vorkämpfer des Rechtes und der Freiheit sich geberdet, aber das Vaterland verrathen haben und jetzt anleckend im Staub das goldene Kalb der erfolgreichen Gewalt in serviler Gesinnung unsere Volksrechte an den preußischen Despotismus verschachern! Haben wir nichts zu schaffen mit denen, die das erniedrigendste Handwerk deutscher Männer üben, indem sie die „Schmach freiwilliger Knechtschaft" übernehmen und bündische Treue gegen einen König erheucheln, der sich schamlos und pochend auf seine Gewalt erfrecht, in unser Eigenthum, in das Eigenthum seines Anverwandten, unseres angestammten Fürsten zu treten, der nach so vielen gebrochenen Worten uns, die Opfer seines Ehrgeizes, in unserer gerechten Entrüstung mit salbungsvollen Phrasen, die nur sein böses Gewissen noch mehr verrathen, und mit leeren Verheißungen wieder besänftigen zu können wähnt!

Bleiben wir treu der hessischen Farbe und dem großen Vaterland! Halten wir fest an Recht und Freiheit, an Wahrheit und Treue! Und wie Gott der Herr vor Zeiten die Schmach und Noth siebenjähriger Fremdherrschaft von uns genommen hat, als unsere Väter nicht ermüdeten in der Hoffnung auf eine bessere Zeit, so wird Er auch heute eine frevelhafte Tyrannei zerbrechen, ebenso schnell und unerwartet, wie Er sie über uns verhängt hat.

Kurhessen! Unsern Kurfürsten haben weder Drohungen noch Verlockungen irre machen können. Trotzdem er der letzte seiner Linie ist, hat er seinem Hause und dem Rechte des Landes nicht eines Pfennigs Werth vergeben; hat er weder Land noch Geld genommen, die Gewalt und das Unrecht, auf deren Sturz er mit Zuversicht rechnet, zu besiegeln.

Kurhessen! laßt uns nicht weniger treu und standhaft sein, als er uns mit rühmlichem Beispiel vorleuchtet! Unser Ruhm der althessischen Treue und Zähigkeit sei auch dießmal nicht eitel! Unsere Losung sei: Heraus die Krone unseres angestammten Fürsten, die der Hohenzoller ihm gestohlen! Wiederherstellung unserer Selbstständigkeit, unserer verfassungsmäßigen Rechte; heraus alles Geraubte, das uns theuer und werth war! Hinweg mit der erdrückenden Last des preußischen Militär-Despotismus, mit der Erhöhung der Steuern, mit allen aufgedrungenen Veränderungen, hinweg mit dem Frevel der Annexion!

Wiederanerkennung des Rechts und der Treue im Völker- und Staatsleben als der alleinigen Grundlage heilbringender Zukunft! Wiedervereinigung der freien Stämme deutscher Nation in einem festen rechtmäßigen Bunde! Recht und Gerechtigkeit in ganz Deutschland! Kurhessen harret der Stunde, denn sie kommt!

Fern sei jede stumpfe Ergebung! Seien wir fest und stark und standhaft! Es sei verachtet, der sich Kurhesse nennt und nicht denkt und thun will, wie seine Väter gedacht und gethan! Wehe den Verräthern.

Gottes Rache über die Tyrannei des Borussenthums.

Es lebe der Kurfürst, es lebe Kurhessen, es lebe Deutschland!

Nach einer ungefähr halbstündigen Pause wird die Verhandlung fortgesetzt. Der Präsident fordert den Angeklagten Plaut auf, mit verschiedenen Federn, rasch und langsam, das Wort „Kurhessen" verschiedene Male zu schreiben, und wird dieß den Schreibverständigen zur Vergleichung mit dem Worte „Kurhessen" auf den schon erwähnten Briefcouverts übergeben.

Hierauf wird der Postinspektor aus Leipzig darüber vernommen, ob in der Zeit vom 20. bis 27. Februar Packete von der Art, wie diejenigen, worin die Proklamation versandt sind, mit der Post von Leipzig nach Kassel verschickt seien. Zeuge erklärt jedoch, daß er darüber gar keine Auskunft geben könne, da sich dieß nicht ermitteln lasse.

Der Oberkellner Worms, früher im Hotel de Bavière in Leipzig, jetzt im „Einsiedel" in Potsdam, deponirt: Am 22. Februar d. J. früh Morgens sei ein Herr Bauer, den er als den Angeklagten wieder erkenne, im Hotel de Bavière angekommen, dem er ein Zimmer im ersten Stock angewiesen habe. Ein Herr Braun, der ebenfalls im Hotel logirt, habe ihn beauftragt, ihn zu benachrichtigen, sobald ein Herr Bauer ankommen würde. Dieß habe er gethan. Hierauf seien die Herren Bauer und Braun auf des Letzteren Zimmer zusammen gewesen; auch habe ihm der Letztere (also Preser) circa 50 bis 60 Briefe mit dem Auftrage übergeben, dieselben in den Briefkasten zu stecken. Auf dem Zimmer des Braun habe er eine große Menge Papier und Schreibmaterialien, namentlich auch Gänsefedern gesehen, die im Hotel nicht gehalten werden, die also von den Herren mitgebracht sein mußten. Daß einer von den Herren geschrieben, habe er nicht gesehen. Abends, ungefähr 9 Uhr, hätten die Herren soupirt und hätte er nach dem Souper noch 2 Flaschen Champagner bringen müssen. Bei seinem öftern Betreten des Zimmers sei es ihm vorgekommen, als ob die Herren jedesmal ihr Gespräch abgebrochen und ein gleichgültiges Gespräch angefangen hätten. Noch am Abend habe Bauer seine Rechnung gefordert und da habe Herr Braun gesagt, er möge die Rechnung auf seine, Brauns Rechnung schreiben. Braun und Bauer seien nicht immer allein gewesen, sondern mitunter seien 3 Personen auf dem Zimmer Brauns gewesen. Da die Briefe sämmtlich den Poststempel des 25. tragen, so machte der Präsident den Zeugen auf diesen Umstand aufmerksam, da nach seiner Aussage die Briefe bereits am Sonntag den 23. in den Briefkasten gelegt seien, also jedenfalls den Poststempel vom 24. hätten tragen müssen. Zeuge

bleibt jedoch bei der Angabe, daß er die Briefe am ersten Tage des Zusammenseins der beiden Herren empfangen und in den Briefkasten gelegt habe.

Der Comparatio literarum war die Aufgabe gestellt, auf drei Adressen das Wort „Kurhessen" mit der Handschrift des Angeklagten zu vergleichen.

Der Kanzleidirektor Segel bekundete darüber, daß das Wort „Kurhessen" auf der Adresse von einer andern Handschrift herrühre, als der übrige Theil der Adresse. Alle drei Worte „Kurhessen" rührten von einer Handschrift und mit großer Wahrscheinlichkeit von der des Angeklagten her. Etwas Gewisses könne aber, da nur ein Wort zur Vergleichung vorhanden sei, darüber nicht behauptet werden. — Aehnlich ist die Aussage des zweiten Sachverständigen, des Stadtgerichtssekretärs Gottschalk. Der Schreiblehrer Beute behauptet, daß die drei Worte „Kurhessen" mit Gewißheit von der Hand des Angeklagten Plaut herrühren, während der Schreiblehrer Fix bekundet, daß der Charakter der Schriftzüge des Angeklagten mit dem der drei Worte „Kurhessen" gar keine Aehnlichkeit habe, so daß mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen sei, der Angeklagte habe sie nicht geschrieben.

Der Vertheidiger machte auf mehrere Widersprüche in den Auslassungen des Zeugen aufmerksam. Er beantragte die Freisprechung seines Klienten, die auch, und zwar nach einer sehr kurzen Berathung Seitens des Gerichtshofes erfolgte. In den Gründen führte der Gerichtshof aus, daß das Verbrechen des Angeklagten erst vorhanden sein würde, wenn er selber mit Briefe couvertirt und versendet oder sich irgendwie daran betheiligt hätte. Dieß sei ihm aber nicht nachgewiesen worden. Auf das Gutachten der Comparatio literarum lege der Gerichtshof kein Gewicht.

Die Anklage gegen Preser bleibt vorbehalten.

Sonach war also Plaut fast drei Monate in Haft, ohne daß ihm die geringste Schuld nachgewiesen werden kann, gerade wie es früher Trabert erging, der ebenfalls schuldlos sechs Wochen lang seiner Freiheit beraubt war.

Mannigfaltigkeiten.

(Das Testament Timm Thode's.) Man hatte Timm Thode die Erlaubniß ertheilt, über seine Hinterlassenschaft von circa 150,000 Mark Banko nach Abzug der Gerichts- und Exekutionskosten testamentarisch zu verfügen. T. hat demzufolge dem Müller Lembecke, als Entschädigung für die abgebrannte Mühle, eine Summe von 6000 Mark Banko und den Eltern des Dienstmädchens, welches sich unter den 8 Opfern befand, eine Summe von 8000 Mark Banko vermacht. Der Rest der Hinterlassenschaft fällt den Großeltern Thodes zu.

Brigham Young, der Mormonen-Prophet, hat letzten Winter große Trauer in seinem Hause gehabt, indem ihm nicht weniger als fünf Weiber an Lungenentzündung gestorben sind.

Nach der letzten Volkszählung hat München eine Zivil-Bevölkerung von 145,282 Seelen. Der Religion nach scheiden sich die Einwohner in 130,622 Katholiken, 12,357 Protestanten, 107 Reformirte, 65 Griechen, 5 Mennoniten, 1 Wiedertäufer, 16 Irvingianer, 10 Deutschkatholiken, 2068 Juden, 29 Angehörige anderer Konfessionen.

Von dem ersten Bande von Kaiser Napoleon's „Leben Cäsars" wurden 15,000 Exemplare abgesetzt — von dem zweiten 500. Die eine Ziffer repräsentirt den Novitätenwerth eines von einem Kaiser herrührenden Werkes, die andere den wissenschaftlichen Gehalt.

Belgische Blätter enthalten folgenden Brief eines Metzgerlehrlings aus Verviers an seine Eltern: „Es gefällt mir hier sehr gut, mein Meister hat mir schon die Haut abziehen lassen, und mir gesagt, wenn ich so fortführe, so würde er mich zu Ostern schlachten lassen. Neues weiß ich nicht zu schreiben, als daß es mir gut geht, und daß man neulich im Walde zu Polleur einen Mann an einem Baume hangen gefunden hat, ich hoffe mein Brief wird Euch ebenso finden. Euer dankbarer Sohn Jean."

Räthsel.

Der Ersten Druck hast meistens gern,
Hielt'st gern den Druck der Letzten fern;
Die Erste, ist sie weiß, heißt schön;
Schwarz mag der Andern besser steh'n.
Die Erste, daß sie bleibe fein,
Hüllt in das Ganze gern sich ein.
Die And're braucht nicht solchen Schutz,
Weil selbst als Hülle dient ihr Putz.

* * *

Redakteur Gustav Meilert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 122 Mittwoch, 27. Mai 1868.

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

Die Ihrigen befanden sich im Irrthum — die Baronin war längst erwacht, wollte die Vorbereitungen der Kinder nur nicht stören.

Wie hätte sie auch heute länger schlummern können als sonst! Zum Erstenmale an diesem Tage fehlte er, der ihn zum schönsten ihres Daseins gemacht.

Sie hatte sich fast blind geweint nach seinem Tode — heute mußte sie sich den Kindern und Unterthanen gefaßt zeigen, durfte ihnen das Fest nicht trüben. Die Erinnerung an die Vergangenheit wollte sie darum doch nicht fliehen. Im Gegentheil, sie betrachtete in der stillen, einsamen Morgenstunde all' die theuren Andenken an eine schöne unvergeßliche Zeit. Den kostbaren Perlenschmuck, den er ihr vor einundzwanzig Jahren, an ihrem Hochzeitstage, schenkte; die werthvollen Angebinde späterer Geburtstage, wie die unscheinbaren Kleinigkeiten, die sie aus früheren Tagen aufbewahrte, deren einziger Werth die Liebe ist, die sie gab und empfing. Dann kehrten ihre Augen zu dem Bilde des Verewigten zurück, das ihr von der Wand entgegenlächelte. Nicht bitterer Harm, nur stille Wehmuth erfüllte ihr Herz.

Welchen überschwänglichen Reichthum hatte ihr dieser Tag gebracht! Außer dem Leben auch die Erziehung und Bildung durch ihn, der sich ihr dann selber zu eigen gab und sein Ebenbild, ihren Erstgebornen! Schnöder Undank gegen Gott hätte es sie gedünkt, darüber zu murren, daß er ihr nicht Alles gelassen; ihm nicht dankbar zu sein für den Segen, der ihr geblieben war. Daß sie es so lange besessen, das höchste Glück, nicht, daß sie es verloren, erwog sie zumeist. Und stand sie, wie jetzt, am Fenster, und schaute hinaus über den Garten und über das Dorf zu dem Hügel, der die Kirche trug und den Gottesacker, auf dem er inmitten seiner Unterthanen schlummerte, dann war's ihr, als habe sie ihn nicht verloren. Dort, unter der mächtigen Ulme, auf dem höchsten Punkte des Friedhofes, ruhte er, und das Neigen der Zweige im Morgenwinde dünkte sie sein Gruß — die Morgenluft wehte sie wie sein Athem an. Wie vertraut war ihr dieses Plätzchen, auf dem sie dereinst neben ihm gebettet war!

Aus dem andern Fenster des Eckzimmers bot sich ihr gleichfalls ein schöner und ihrem Herzen theurer Anblick. Das Gebirge, dessen duftgesäumte Kuppen sich am Horizont emporthürmten, sandte einen seiner Ausläufer bis fast hierher. Waldbedeckt senkte er sich plötzlich steil zum Thal hinab. Oben, dicht am Abhang, von den vordringenden Schößlingen des Hains beinahe erreicht, lag eine Ruine — das Entzücken jedes Romantikers. Auch Frau Margareth hielt sie hoch, schaute oft sinnend hinüber, und seitdem sie Wittwe war, noch öfter als früher. In den Trümmern seiner Ahnenburg hatte die Beredsamkeit des Verstorbenen einst alle Bedenken überwunden, die sie, das Kind des armen Invaliden, gegen eine Verbindung mit dem Sprossen eines altadeligen Geschlechtes gehegt.

Eine Thräne trocknend, ordnete sie auf einem Tischchen die Geschenke für Lothar. Gegenstände, wie sie Reichthum und Liebe gibt — Stickereien von der Schwester, zierliche und kostbare Luxusartikel und Gewohnheitsbedürfnisse von ihr. Vor Allem fiel ein reichausgelegtes Kästchen in die Augen, dessen Inhalt den Beschenkten gewiß lebhaft erfreute. Die Pistolen waren nicht allein kostbar, sondern wirkliche Kunstwerke, und die Mutter lächelte bei dem Gedanke an die Freude des Sohnes. Wo er so lange blieb? Doch mochte sie nicht hinausgehen oder schellen.

Ihr Gretchen! Das Mutterherz schlug rascher bei dem Gedanken an das, was dieser Tag, der ihr selber von jeher ein Segenstag gewesen, auch der Tochter bringen sollte.

Sie nahm einen Brief aus der Mappe hervor, las ihn wieder. Er war von neuem Datum — von Groningen. Derselbe schrieb ihr, daß er ihre Tochter liebe — geliebt habe, so lange er sie kenne. Liebte er sie minder innig und dürfte er nicht auf Erwiderung hoffen, so würde ihn ihr Reichthum zurückschrecken, da er selber arm sei, wie sie wisse. So wolle er wenigstens dem Mädchen nicht von seinen Gefühlen sprechen und schweigend zurückziehen, wenn die Mutter in seiner Armuth ein Hinderniß sähe und er durch seine Bewerbung Unfrieden in eine bisher so innig verbundene Familie bringe. Es wäre allerdings schicklicher gewesen, diese Worte erst dann zu sprechen, wenn die frische Wunde, welche der Tod des verehrten Hauptes der Familie geschlagen habe, unter dem mildern-

den Einfluß der Zeit ein wenig vernarbte. Allein es sei gefährlich für seine und vielleicht auch für Margareth's Ruhe, verkehre er noch ferner als Freund im Hause, andererseits sei es ihm unmöglich, ohne zwingenden äußeren Grund fern zu bleiben, während er unaussprechlich gern durch seine Theilnahme und Hingebung zur Linderung des Leides der ihm so Theuren beitragen möchte.

Die Baronin lächelte bei der Erwähnung seiner Armuth — ihre Margareth war reich genug für Zwei. Und ihr Antlitz verklärte sich, als sie daran dachte, daß ihr Kind wenigstens für den verlornen Vater einen Ersatz finden werde oder vielmehr schon gefunden habe.

Da huschten im Nebenzimmer leichte Tritte, ein leises Räuspern ward vernehmbar.

„Nur herein, Gretchen!"

II.

Die Tochter hing weinend am Halse der Mutter. Der Gedanke an den Vater lag zu nahe, tauchte immer wieder auf. Die Mutter küßte sanft die Perlen von den Wangen des Kindes, mit Empfindungen, wie sie so selbstlos eben nur das Mutterherz erfüllen. Oder fühlt sonst Jemand stillinniges Glück bei dem Gedanken: daß nun ein Anderer die Thränen von lieben Augen küssen und sie das Weinen um eine gemeinsam geliebte und beweinte Person bald ganz vergessen machen würden?

Gretchen war erfreut, die Mutter viel gefaßter zu finden, als sie erwartet und gefürchtet hatte. Aber da klangen schon rasche Tritte und sie räumte dem ungestümen Bruder den Platz am Mutterherzen. Mußte sie doch einen letzten Blick auf die Angebinde für die Mutter werfen, welche sie im Nebenzimmer geordnet hatte, auch — nach dem Gaste sehen. Vorher aber schmückte sie das Bild des Vaters mit einem frischen Kranze.

Lange hielten Mutter und Sohn einander umschlungen. Er forschte besorgt nach den Spuren des Kummers in ihren Zügen. Noch vor Kurzem erschien die vierzigjährige Frau dem Sohne, welcher sie fast vergötterte, als die Schönste ihres Geschlechtes. Auch die Blässe der Trauer, der wehmüthige Zug um den Mund, standen ihr gut in seinen Augen und wahrhaft entzückte es ihn, daß die in der letzten Zeit so trüben Blicke sich aufgehellt hatten, daß das schmerzliche Zucken der Lippen in ein zärtliches Lächeln sich wandelte. Und wie still ward es in seinem unruhigen Herzen und in seinem brausenden Hirn, wenn sie ihn so im Arm hielt und ihren Blick tief in den seinen tauchte! Das Feuer seines Temperaments, die überaus große Erregbarkeit seines Wesens heischte gar oft die Beschwichtigung, welche der Mutter Milde auf ihn zu üben nie verfehlte.

Sie suchte und fand heute in den Blicken und Zügen des einzigen Sohnes nicht nur wie immer unbegränztes Vertrauen, unbedingte Hingebung.

„Wie überaus ähnlich Du Deinem Vater bist!" flüsterte sie. „So erblickte ich ihn zuerst!"

„Ich will ihm nicht nur äußerlich gleichen!" gelobte er.

Sanft strich sie ihm das krause Haar aus der Stirn. Beide überhörten, was um sie her vorging, fanden sich erst in die Wirklichkeit versetzt, als eine rauhe Stimme sagte:

„Gib Andern auch Raum, Junge. Mit einem Arm kann ich doch nicht Zwei umfassen. Ist man zwanzig Jahr, hängt man auch nicht mehr wie eine Klette an Muttern."

„Ich verlerne das nicht mit Funfzig!" Dennoch trat Lothar vor dem alten Einarm in der Soldatenjacke zurück.

„Gott segne Dich, Grethelieb! Dieses Jahr wird Dir zwar nicht Freuden bringen, wie manches Andere, aber auch nicht einen Schmerz, wie das letzte. Auf alle Fälle weißt Du, daß es unsere Schuldigkeit ist, Gutes und Schlimmes, wie es eben kommt, hinzunehmen und als Menschen und Christen zu tragen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Einnahme Magdala's.

(Schluß.)

Am anderen Morgen (11. April) wurde das Lager auf der diesseitigen Höhe aufgeschlagen, und es erschienen plötzlich zwei der Gefangenen, Herr Flad und ein englischer Offizier, der Rassam seiner Zeit begleitet hatte, mit dem Auftrage, für Theodor unter möglichst günstigen Bedingungen Frieden zu schließen. Napier verlangte Auslieferung der Gefangenen und unbedingte Uebergabe des Platzes. Mit Besorgniß sah man die beiden braven Leute in das Raubnest zurückkehren, wo der Kaiser leicht noch im letzten Moment seine Wuth an den Unglücklichen hätte auslassen können. Seine Antwort lautete verneinend. Am Abend erschienen jedoch plötzlich die gesammten englischen Gefangenen, darunter die Deutschen Stern, Rosenthal und Flad. Napier verlangte nun die übrigen im Lager des Kaisers befindenden Europäer. Auch sie langten im Laufe des 12. April mit ihren Frauen, zahllosen Kindern und Dienerschaft an. Sie sind fast alle wohl mit Geld versehen, gut gekleidet und können sich über das Betragen Theodor's ihnen gegenüber nicht im Geringsten beklagen. Jeder neue Zug, der von Festung anlangt, wird von den Truppen mit lauten Hurrah's begrüßt, und vor dem kleinen Zelte des Ober-Kommandirenden entwickelt sich manche interessante Scene des Wiedersehens und des Wiedererkennens. Der Kaiser schickte noch am Abend des 12. 1000 Ochsen und 500 Schafe als Geschenk an Napier. Die Annahme dieses Geschenkes würde nach

abessinischem Gesetz eine absolute Friedensbedingung bedeutet haben, und wurde deßhalb das Ganze zurückgewiesen. Die betreffenden Ueberbringer hatten natürlich nicht den Muth, die Herden nach Magdala zurückzutreiben. Am Morgen des 13. gegen 9 Uhr setzten sich die ersten Truppen, Sturm-Kompagnien, wie sie sich triumphirend nannten, in Bewegung, um nach fünf Viertelstunden mühsamen Kletterns den Sattel zu erreichen, der Fala und Selassieh verbindet. Ohne den geringsten Widerstand gefunden zu haben, befanden wir uns plötzlich in dem wimmelnden Lager, umringt und umheult von Tausenden von Männern, Weibern und Kindern, die hier seit Monaten zusammengepfercht in den kleinen runden Strohhütten leben, welche in unübersehbarer Zahl die Plateaux und Abhänge bedecken. Elf Häuptlinge mit über 1500 Mann melden sich sofort und übergeben ihre Waffen, und des Kaisers erste Günstling beeilen sich, uns den Weg nach Magdala zu zeigen, das nun zum Erstenmale, einem unzugänglichen Adlerneste gleich, vor unseren Blicken liegt. Drei- bis über fünfhundert Fuß hohe, an manchen Stellen überhangende Kalksteinfelsen umgeben die letzte Zufluchtsstätte Theodor's von allen Seiten. Nur ein schmaler Weg führt von der westlichen Seite steil aufwärts bis zu dem engen und starken Thore, das rechts und links von schwachem Mauerwerk mit Schießscharten flankirt ist. Ueberall, wo sich zwischen den Felsen eine natürliche Oeffnung zeigt, ist dieselbe durch Strauch- oder Mauerwerk ausgefüllt, über welches die spitzen Strohdächer der dahinterliegenden Häuser hervorschauen. Vor der Festung liegt ein etwa eine englische Meile langer, ebener Raum, dieselbe mit den beiden anderen Hügeln wie durch eine Brücke verbindend, und hier befand sich das eigentliche Lager des Kaisers. Bei unserem Vorrücken fliehen die Bewohner nach allen Seiten; nur am Fuße der Burg hält eine geschlossene Reitermasse, aus der von Zeit zu Zeit ein Schuß nach uns abgefeuert wird. Als unsere aus 40 Reitern bestehende Avantgarde anhält, sprengen plötzlich aus dem feindlichen Haufen vier Reiter vor; die blitzenden Metallbeschläge an Schild und Sattel zeichnen den vordersten besonders aus, und als die kühnen Reiter sich in der Carrière uns nähern, eilen die Eingebornen mit dem angstvollen Rufe: **Negus, Negus!** hinter die schützenden Felsen. Es ist der Kaiser selbst, der mit drei Begleitern sein letztes Bravourstückchen ausführt und die Zögernden zum Kampfe herausfordert. Zweihundert Schritte vor uns machen sie Halt, feuern ihre Gewehre auf uns ab, und schnell, wie sie gekommen, jagen sie zu den Ihrigen zurück, die sie jubelnd empfangen. Unterdeß kommt eine halbe Kompagnie Infanterie vom 45. Regiment an, wir gehen weiter und finden plötzlich die gesammte Artillerie Theodor's, etwa 25 Kanonen jeden Kalibers, theils englischer, theils eigener Fabrikation. Kugeln von Eisen, Bronze, Stein und Holz liegen zu Hunderten umher. Man schien gerade damit beschäftigt gewesen zu sein, die ziemlich unschädlichen Dinger nach Magdala hinaufzuschaffen, als wir dazu kamen, um nun den Feind mit seinen eigenen Waffen zu traktiren. Zufälliger Weise kam gerade ein Artillerie-Offizier vorgeritten: schnell waren die Kanonen geladen, gerichtet und gegen den Feind abgefeuert, der sich nun theils auflöste, theils nach der Burg hinaufrannte, um dort spurlos zu verschwinden. Indessen kommt Sir Robert Napier und mit ihm die Artillerie an. Man beginnt, sorgfältig zu rekognosziren, und gegen 2 Uhr eröffnet man von 4 verschiedenen Stellen aus das Feuer gegen Magdala, dasselbe hauptsächlich auf den westlichen Theil konzentrirend. Zwei Stunden schon dröhnten die Geschütze und sah man die Rauchwolken der platzenden Granaten zwischen den Häusern Magdala's aufsteigen, als die Truppen, das 45. Regiment voran, zum Sturme vorrückten. Mit nur 19 Begleitern war es dem Kaiser gelungen, uns einen Tag über zu beschäftigen, und mit ihnen vertheidigte er den Eingang zur Burg bis zu seinem letzten Augenblicke. Ich schloß mich der Sturm-Kolonne an, die unter dem Schutze eines anhaltenden Kleingewehrfeuers den steilen Weg hinanzuklimmen begann. Das feste Thor, etwa 5 Fuß breit, war nicht eingeschossen worden und keine Pulversäcke zur Hand, dasselbe zu sprengen. Eine Kompagnie fand, rechts über die Felsen kletternd, einen Eingang, während einzelne Leute mit Leitern über die Dornhecken zu gelangen suchten. Die Gegenwehr war eine verzweifelte, und 10 Mann von den Unseren wurden verwundet. Von den von der Seite Eindringenden wurden die tapferen Vertheidiger des Thores sämmtlich niedergeschossen und dasselbe von innen geöffnet. Ein zweites Thor wurde ohne Widerstand passirt, und hier befanden wir uns plötzlich vor der Leiche des Kaisers, der so eben seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht hatte. Ein eigenthümliches Lächeln lag über den erstarrten Zügen des feinen und anziehenden Gesichts, und Niemand hätte in dem Daliegenden jenes Scheusal vermuthet, das als blutige Geißel seit mehr als fünfzehn Jahren über das unglückliche Abessinien herrschte. Wir verlassen den Leichnam und eilen weiter; Schüsse zeigen uns den Weg und beweisen, daß der Widerstand noch nicht ganz zu Ende. Links liegen drei große Steinhäuser, wo zusammengepfercht Hunderte von Gefangenen seit Jahren schmachten. Wir beeilen uns, möglichst viele von ihren Ketten zu befreien, die je einen Arm mit dem entsprechenden Fuß verbinden. Die unglücklichen Geschöpfe, meist Weiber und Kinder, sehen uns verwundert zu und wissen kaum, wie ihnen geschieht. Weiterhin steht das Zelt des Kaisers, das er so eben erst verlassen zu haben schien; in der dahinterliegenden Kirche, die fast das Zentrum des Plateau's einnehmen muß, läutet man Sturm, und die zahlreichen Priester eilen aus den umliegenden Hütten ängstlich in ihr Heiligthum. Wir wenden uns nach einigen großen, runden Hütten, die sorgfältig mit schwarzen Decken und

Thierhäuten überdacht sind. Es sind des Kaisers Schatzhäuser, wo alle jene Kostbarkeiten und Gegenstände aufgehäuft sind, die er seit Jahren in seinem Lande zusammengeraubt oder von Fremden zum Geschenk erhalten hat. Silberne und goldene Bischofskronen, Schwerter mit reichbesetzten Griffen, englische Gewehre, kostbare Kannen und Gefäße aller Art, Photographien, seidene Stoffe, Bilderbücher, Kirchengeräthe, ja, eine Kiste mit Champagner — Alles liegt hier in unentwirrbaren Massen durch einander. Der Oberkommandirende mit zahlreichen Truppen langt an und Alles gratulirt sich zu dem brillanten Ende der Expedition. Ein Theil der Truppen okkupirt Magdala und die beiden anderen Hügel, während die übrigen noch in später Nacht zu ihrem Lager heimkehren. Der Gesammtverlust englischerseits beträgt 30 Mann, den des Feindes geben die Eingebornen auf 700 Mann an. Man ist augenblicklich damit beschäftigt, die weitläufige Position von den Tausenden, welche dieselbe bisher okkupirten, zu säubern, die Kanonen zu sprengen und die Befestigungen zu zerstören. Zwei Tage schon währt der endlose Menschenstrom, der den Berg herabkommt, und noch immer will er nicht versiegen. An 40—50,000 Menschen dürften nun wohl schon an unserem Lager vorbeigezogen sein. Unbeschreiblich ist das Elend, dem diese Unglücklichen nun entkommen, dem sie entgegengehen. Theils fallen sie, trotz der Vorsorge der Engländer, in die Hände der überall lauernden Gallas, theils sterben sie durch Hunger und Entbehrungen. Als ich am 16. hinaufritt, um Magdala meinen Abschiedsbesuch zu machen, fand ich schon viele Leichen und Sterbende am Wege liegen, und viele der Kranken und Verwundeten, denen ich begegnete, mögen wohl kaum den Baschilo erreichen. Es kann wohl kaum einen schrecklicheren Platz geben, als diesen Ort so vieler Grausamkeiten und Gräuel, der jetzt, von seinen Bewohnern verlassen, öde dallegt, verpestet durch die zahllosen Leichen und gefallenen Thiere. Dort schauen Sie die senkrechte Felswand hinab: unten liegt eine verworrene, grausige Masse von Leichen. Es sind die Körper von 350 unglücklichen Gefangenen, die Theodoros am Charfreitage, dem Tage des ersten Gefechts bei Arogi, hatte hinabstürzen lassen, um von oben die etwa Ueberlebenden z erschießen. Da sehen Sie weiter die Masse der verstümmelten Leichname an den Abhängen von Magdala oder die Gerippe von Hunderten von Gallasleuten, die ihren Tod zum großen Theile von des Kaisers eigener Hand empfingen. Man muß solche Dinge sehen, um sie schaudernd zu glauben. Seit gestern (16. Mai) beginnen die Truppen, nach Talanta zurückzumarschiren.

Bis zum 20. soll Magdala ganz geräumt sein, um wahrscheinlich sofort von den Gallas okkupirt zu werden, da Gobazye die Uebernahme des Platzes verweigert. In 32 Märschen sollen die Truppen die Küste gewinnen, und bis zum Beginne der Regenzeit hofft man, Abessinien ganz geräumt zu haben.

Mannigfaltigkeiten.

Der größte Weingarten der Welt ist der „Buena Vista Vineyard“ in Sonoma County in Kalifornien. Derselbe ist 6000 Acker groß, hat 272,000 Weinstöcke, die schon vor 1865 angepflanzt waren, und 700,000, welche 1866 gepflanzt wurden. Im Jahre 1865 ergab die Traubenlese 42,500 Gallonen Wein, dann 60,000 Flaschen Schaumwein und 12,000 Gallonen Brandy. Mehr als 100 Personen sind beständig in diesem Etablissement beschäftigt, die doppelte Anzahl aber zur Zeit der Weinlese. Nebenbei sind auch 8000 Obstbäume gepflanzt und wird eine beträchtliche Varietät Weintrauben gezogen.

Julie Ebergenyi hat bereits in einem Wachsfiguren-Kabinet ihr Walhalla gefunden: im Pariser „Nouveau musée Curtuis“, darin auch König Theodorus schon figurirt.

Räthsel.

Es ist eine Festung gewesen,
D'rin Peter stritt der Soldat;
Den hat eine Kugel erlesen
Zum Ziele, nach Gottes Rath.

Doch eh' er sagte sein Amen,
Sie schrieb er, zu zeigen treu,
Der fernen Liebsten den Namen
Der Festung getheilet in Drei.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 111:

In des Wassers kühler Fluth lebt der „Barbe“;
In der Sonne heißer Gluth, steht die „Garbe“;
Wo das Auge strahlend ruht, prangt die „Farbe“;
Zeuge von des Kriegers Muth, ist die „Narbe“.

M. M.

Gleich richtig gelöst von J. M.

Redakteur Gustav Mellert. — Druck und Verlag der A. Mailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 123 Donnerstag, 28. Mai 1868

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

Der Alte sprach in fast polterndem Tone, legte auch nur flüchtig die Linke um die stattliche Gestalt der Tochter. Gefühlsergüsse waren nicht nach seinem Geschmack — er schämte sich ihrer, suchte ihnen möglichst vorzubeugen. Kurz wünschte er auch dem Enkel Glück zum Geburtstage.

Man kannte seine Weise, nahm daran keinen Anstoß. Die Baronin wandte sich zu Groningen, der mit Gretchen eintrat. Während seiner Gratulation betrachtete er mit einiger Verwunderung den alten Leierkasten, welchen der greise Soldat, keuchend unter der Last, herbeigeschleppt hatte.

„Ich schrieb Ihnen, Sie würden möglicherweise selbst geneigt sein, mein Gretchen aufzugeben," sprach die Baronin leise. „Sie sind aus einer Familie, deren Stammbaum stets unbefleckt blieb durch die Beimischung bürgerlichen Bluts, und ich könnte den Gedanken nicht ertragen, man mache meinem Kinde einen Vorwurf aus meiner Herkunft. Ich habe darunter selbst gelitten, und Gretchen ist nicht gestählt in der Schule der Noth wie ich. Sie haben freilich nicht Eltern, Geschwister oder nahe Verwandte, es fragt sich aber, ob Sie selber nicht daran Anstoß nehmen, daß Ihre Schwiegermutter —"

„Aber Du hast ja noch keinen Blick auf Deine Angebinde geworfen!" näherte sich ihr Lothar.

„Und ebenso wenig Du, Lothar, auf die Deinigen!" fügte die hinzutretende Schwester bei.

„Später!" nickte Frau Margareth dem Freiherrn zu und ließ sich von den Kindern zu dem Tische führen, auf welchem sie Alles aufgehäuft hatten, wovon sie geglaubt, es werde der Mutter Freude machen.

Sie drückte ihr Gesicht tief in den großen Strauß thauiger Waldblumen, den der alte Vater selbst gepflückt und oben auf gelegt hatte, wie sonst jedes Jahr. Wie mahnten diese einfachen Blüthen sie an die Vergangenheit! Allein sie bewahrte ihre Fassung, lobte und bewunderte Alles und namentlich Gretchens mühsame Arbeiten. Welche herzlichen Wünsche und innigen Gebete hatte die zärtliche Tochter mit jedem Stich hineingenäht! Doch als sie ein Papier entfaltete, entschlüpfte ihr ein ächter Freudenlaut. Da lag sie ja vor ihr die Kirche auf der Höhe, mit ihrem stillen umfriedigten Hofe. Und dort links die Burgruine — dazwischen im Thale die freundlichen, behäbigen Häuser des Dorfes und das Schloß, der Wohnsitz der Reichensteins.

„Dank, mein Lothar! Das ist —"

„Ach, Mutter, die wundervollen Pistolen!" jubelte gleichzeitig der Sohn. „Ich habe mir neue gewünscht zu den Schießübungen, doch so schöne, solche Kunstwerke sind fast zu schade! Die bewahre ich zum Angedenken!"

„Wie ich Deine Zeichnung! Niemand könnte mir etwas Lieberes schenken."

„Das sagte Gretchen auch — wie sie überhaupt die Idee hatte."

„Meine Kinder!" Sie zog Beide an sich.

„Schon wieder!" murrte der Invalide und betrachtete gleichwohl mit Stolz das Werk des Enkels und mit Rührung die Gruppe der innig Vereinten. „Aber nun kommt."

„Es ist das bei uns Brauch an diesem Tage und soll Ihnen zugleich die Erklärung meiner Worte geben!" sagte die Baronin zu Groningen und trat an den Leierkasten.

Der Alte orgelte auf dem mehr als bescheidenen Instrumente ein Präludium ab. Darauf begann die Familie nach der Melodie „Wer nur den lieben Gott läßt walten" Körner's „Zuversicht":

Wir rufen Dich mit freud'gen Blicken,
Und halten fest an Deinem Wort!
Die Hölle soll uns nicht berücken
Durch Aberwitz und Meuchelmord;
Und was auch einst in Trümmer geht,
Wir wissen's, daß Dein Wort besteht.

Die Stimme des Alten war klanglos und unmelodisch, seine Begleitung auf dem alten, so wenig fashionabeln Instrumente hatte fast etwas Komisches.

Doch Alle sangen mit einer solchen Andacht und die jugendlichen Stimmen klangen so schön und rein, zudem — wer möchte die folgenden Verse nicht

Wort für Wort unterschreiben? Der Zuhörer konnte sich nicht enthalten, aus Herzensgrund einzustimmen.

Nicht leichten Kampfes siegt der Glaube,
Solch' Gut will schwer errungen sein;
Freiwillig tränkt uns keine Traube,
Die Kelter nur erpreßt den Wein;
Und will ein Engel himmelwärts,
Erst bricht im Tod ein Menschenherz!

Heute zum Erstenmale fehlte bei dem Gesange die sonore Stimme des Barons — fast wie Laute aus einer andern Welt, wie Geistergruß durchschauerte daher der Baß des Freiherrn die Frauen. Es dünkte sie, der Verewigte selbst stimme durch den Stellvertreter mit ein. Die Baronin wäre von ihrem Schmerze überwältigt worden, hätten nicht die Empfindungen der Mutter denen der Wittwe das Gleichgewicht gehalten. Ihr Vater nickte zuerst ihr bedeutungsvoll, dann beifällig dem jungen Manne zu. Die jüngere Margarethe hatte noch niemals mit solcher Inbrunst gesungen, als jetzt, da seine Stimme sich der ihrigen mischte. Daß und wie fest er zu ihrer Familie gehörte, war ihr noch nie so klar zum Bewußtsein gekommen und erfüllte sie trotz allen Schmerzes um den Vater mit Glückseligkeit.

Drum mag auch noch im falschen Leben
Die Lüge ihre Tempel bau'n,
Und mögen gold'ne Schurken leben,
Und sich vor Kraft und Tugend grau'n,
Und mit der Feigheit Schwindeldreh'n
Vor dem erwachten Volke steh'n.

Und mögen sich noch Brüder trennen
Und sich in blut'gem Haß entzwei'n,
Und deutsche Fürsten es verkennen,
Daß ihre Kronen Schwestern sei'n,
Und daß, wenn Deutschland einig blieb,
Es einer Welt Gesetze schrieb:

Wir wollen nicht an Dir verzagen
Und treu und festen Muthes sein.
Du wirst den Wüthrich doch erschlagen,
Und wirst Dein deutsches Volk befrei'n.
Liegt auch der Tag noch jahreweit:
Wer weiß, als Du, die rechte Zeit.

Die rechte Zeit zur guten Sache,
Zur Freiheit, zum Tyrannentod!
Vor Deinem Schwerte sinkt der Drache
Und färbt die deutschen Ströme roth
Mit Sklavenblut und freiem Blut! —
Du treuer Gott, verwalt' es gut!

„Amen!“ Der Alte senkte das greise Haupt, Mutter und Tochter falteten die Hände, und in dem Schweigen, das sich jetzt über das Gemach breitete, stiegen heiße Gebete zum Himmel empor.

„Alljährlich an meinem Geburtstage singen wir dieses Lied zum Leierkasten,“ wandte sich die Baronin mit einer gewissen Feierlichkeit an ihren Gast. „Ich machte das meinem Gatten bei seiner Werbung zur Bedingung, meine Kinder mischten ihre Stimmchen ein, seitdem sie überhaupt zu singen vermochten. Sie wissen, daß ich die Tochter eines einfachen Soldaten bin, aber nicht, daß ich mit meinem Vater auf der Straße zum Leierkasten sang.“

Er wechselte die Farbe. „Ich vernahm davon, doch erschien mir die Mittheilung nicht glaubhaft.“

Der Alte sah ihn etwas bedenklich an, beobachtete überhaupt scharf jede Bewegung in seinen Zügen.

„Ich kann mir denken, woher diese Insinuation kam!“ brauste Lothar auf.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 23. Mai 1868.

Das Programm für die durch das Fest- und Zugs-Komite auf Kosten der Festkasse zu besorgende Dekorirung der Ringsstraße, auf welcher der Festzug seine Aufstellung nimmt, in den Straßen, durch die sich derselbe bewegen wird, wurde in nachstehenden allgemeinen Umrissen festgesetzt.

Der ganzen Strecke entlang sollen theils einzelne Fahnen, theils ganze Flaggengruppen errichtet werden. Diese Gruppen werden aus einer acht Ellen langen und fünf Ellen breiten Hauptfahne mit sieben Klafter hohen Stange und aus zwei nebenstehenden kleineren Fahnen mit entsprechendem Guirlanden-Schmucke bestehen und sich auf folgende Punkte vertheilen:

„am Stubenringe 2, am Schwarzenbergplatze 4, in der Verlängerung der Kärnthnerstraße 4, beim Bergthore 4, an der Donau, gegenüber der Rothenthurmstraße 1, am Eingang der Jägerzeile 4, am Ende derselben 2.“

Hieran schließt sich dann am Praterstern in würdigem Abschlusse des Ganzen ein großartiges Dekorations-Objekt, bestehend aus einer die Germania darstellenden kolossalen Statue mit entsprechend ausgeschmückter Umgebung.

Außerdem wird auch das äußere Burgthor nach einem von dem bekannten Zeichner und Lithographen Petrovis künstlerisch ausgeführten Entwurfe dekorirt werden.

Die Aufstellung und Ausschmückung der Damen-Tribüne auf dem Stephansplatze, so wie die Herrichtung des Platzes, auf welchem die Begrüßung des Zugs durch den Bürgermeister stattfindet, wird ebenfalls vom Festkomite besorgt werden.

Die festliche Ausschmückung der Bahnhöfe und der Landungsplätze der Dampfschiffe wird dem betreffenden Direktorium anheimgegeben.

Die Linienthore, welche hierbei hauptsächlich in Betracht kommen, werden durch die löbl. Gemeinden der

betreffenden Bezirke, unter Mitwirkung des Festkomites entsprechend dekorirt werden.

Die Ausschmückung der Privathäuser bleibt der Bereitwilligkeit der respektiven Eigenthümer überlassen und ist bei der regen Theilnahme, welche sich für das Fest in allen Kreisen der Bevölkerung Wiens manifestirt, sicher zu erwarten, daß diese freiwillige Dekoration den Glanz des Festes nicht wenig erhöhen wird.

Ehrengaben wurden neuerlich angemeldet:

„Von der Schützengesellschaft in Worms im Werthe von 100 fl."

„Von den Schützengesellschaften Zwittau, Müglitz, Brussau und Landskron gemeinschaftlich, im Werthe von 100 fl."

„Von der Schützengesellschaft in Purkersdorf im Werthe von 200 fl."

„Von der Schützengesellschaft in Vöslau im Werthe von 300 fl."

„Von Herrn Adolph Hausschild sen., Kaufmann in Waldheim (Sachsen), ein Käse- und ein Buttermesser von Silber, Werth 25 Thaler.

Unter der Leitung des Komites für Ordnung und Sicherheit wird aus jüngeren Mitgliedern des Wiener Schützenvereins eine Festwache organisirt werden, welche die Bestimmung hat, bei dem Festzuge das Ehrengeleite zu geben und auf dem Festplatze den Sicherheitsposten- und Patrouillendienst zu versehen. Es haben sich bereits über 100 junge Männer, meist Studirende, für diese Schützenwache in Vormerkung nehmen lassen, und wird demnächst mit dem Einexerziren derselben begonnen werden.

Die Subskription auf die zur Bestreitung von Vorauslagen begebenen Antheilscheine gestaltet sich sehr günstig, — und haben sich, — meist zahlreiche Privatpersonen aus allen Kreisen, — insbesondere auch die hiesigen Verkehrsanstalten mit namhaften Beträgen (die Mehrzahl mit je 2000 Gulden) betheiligt.

Das Wohnungs-Komite, welches, mit Rücksicht auf seine sich netzartig über die Stadt, mit den Vorstädten erstreckende Organisation, dermalen aus mehr als 300, durch die hervorragendsten Bürger der verschiedenen Stadttheile vertretenen Mitgliedern besteht, — ist in vollster Thätigkeit, um die Anmeldungen zur unentgeltlichen oder miethweisen Ueberlassung von Privatwohnungen für die Unterbringung der Festgäste zu sammeln und in genaue Uebersicht zu bringen, so wie die Vorbereitungen für die Einrichtung von Massenquartieren zu treffen.

Auf Grund dieser mühevollen Vorarbeiten wird es möglich sein, schon im Laufe des Monats Juni gleichzeitig mit der Hinausgabe der Festkarten, auch die Wohnungsbillets zu versenden.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Engl. Korr." schreibt: In Magdala sind einige werthvolle Kuriositäten entdeckt worden. So hat Herr Holmes, welcher die Expedition als Archäologe für das britische Museum begleitete, eine hübsche Krone, vermuthlich die eines Erzbischofs, und einen goldenen Becher an sich gebracht. Letzterer wurde, seiner Inschrift zufolge, der Kirche Kwoskwan vom Könige Adam Segud zum Geschenke gemacht. Die Inschrift gibt außerdem das Gewicht 25 Wokkits, und den Werth 500 Thaler an. Auch die Krone Theodor's war aufgefunden worden, und man beabsichtigte, sie der Königin Viktoria zu schicken. Die anderen Beutegegenstände sind die Mörser Theodor's, deren einer während des Sturmes geplatzt war, und die sämmtlich zerstört wurden (mit Ausnahme von zweien, welche man als Trophäen nach England mitzunehmen gedachte), ferner eine große Anzahl Speere, Säbel, Kreuze, Glocken, amharische Bibeln, einzelne Bände von Encyklopädien, gewöhnliches Papier, alte Flintenschlösser, Pistolen, Pulverbüchsen, Zündhütchen u. s. w. Auch der Sohn Theodor's ist gefangen worden. Sir R. Napier beabsichtigt ihn unter die Obhut des Dr. John Wilson, eines Geistlichen in Bombay, zu stellen. Von den übrigen Eingebornen sind die beiden Königinnen erwähnenswerth. Die Eine, Theodor's rechtmäßige Gattin, ist eine vornehm aussehende Frau von etwa 26 Jahren, mit heller Hautfarbe, lebhaften Augen, schöngeformter Adlernase und hübscher Hand. Die meiste Aufmerksamkeit erregte ihr wunderschönes Haar, welches in dichten Locken auf die Schultern herabfiel. Ihr Kleid war das gewöhnliche weiße Baumwollenkleid des Landes, an der Hüfte mit einem Gürtel gehalten. Die andere Königin, Theodor's Favoritin, war stämmig, von dunkler Farbe und sinnlichen Gesichtszügen; sie erinnerte sehr an eine jener fetten indischen Amahs.

[Eine merkwürdige Erfindung.] Ein Nordamerikaner langte vor wenigen Tagen in Paris an und verlangte von der französischen Regierung ein ausschließliches Privilegium für eine neue Erfindung, welche darin besteht, beim Drucken von Büchern für nächtliche Leser statt der Druckerschwärze Phosphor anzuwenden und denselben am Papier zu fixiren, so daß, beim Löschen des Lichtes, die Buchstaben leuchten und der Text des geöffneten Buches flammend erscheint. Das ganze Verfahren soll ein ungemein einfaches und billiges sein und dürfte daher bald allgemeine Verbreitung finden. (?)

Kapitän Faulkner, der erst vor Kurzem aus dem Innern Afrika's zurückgekehrt ist, hat in Dublin bereits

eine neue Afrika-Expedition ausgerüstet, um den See Nyassa einer genaueren Erforschung zu unterwerfen, als dieß der Livingstone-Expedition im September v. Js. möglich war. Die nöthigen Arrangements sind schon alle getroffen, und werden die Reisenden sich am 9. Juni in Southampton nach Natal einschiffen. Eine eigens zu diesem Zwecke gebaute hübsche kleine Dampf-Yacht lief vom Stapel. Von Natal soll die Reise bis zur Mündung des Zambesi zu Schiffe zurückgelegt werden, um dann den von der Livingstone-Expedition eingeschlagenen Weg zu verfolgen und die Erforschung des Nyassa an dem Punkte aufzunehmen, wo die letzten Nachrichten von Livingstone eingetroffen waren.

Die kleine Republik Basel hat augenblicklich einen Strauß mit der nordamerikanischen Union auszufechten. Die Thatsache ist folgende: Karl Berri von Basel ging vor mehreren Jahren auf Ansuchen seiner Verwandten und seines Vormundes nach den Vereinigten Staaten, nahm Dienste in der Bundesarmee und avancirte zum ersten Lieutenant. Nach Beendigung des Krieges heirathete derselbe und wurde Bürger der Vereinigten Staaten, ging darauf nach der Schweiz, in der Absicht, sein Vermögen zu empfangen, welches ihm unter dem Vorwande, er stehe unter Vormundschaft, verweigert wurde. Er begab sich sodann nach Stuttgart und ernährte sich durch Unterrichtgeben in der französischen und englischen Sprache, war aber den Verwandten in der Schweiz unbequem, die ihn unschädlich zu machen suchten. Eine gute Gelegenheit dazu bot sich ihnen bald dar. Herr Berri verlangte von seinem Vormund die Auszahlung der Zinsen seines Kapitals, worauf ihn dieser mit Schreiben vom 20. April einlud, nach Basel zu kommen, um seine Gelder in Empfang zu nehmen. Der Vormund bemerkte außerdem, er habe noch wichtige Angelegenheiten mit ihm zu besprechen. Berri begab sich demzufolge nach Basel, besuchte seinen Vormund am 25. April und anstatt seine Zinsen zu empfangen, machte man ihm Vorwürfe über die Vergangenheit und ließ ihn ohne Weiteres ins Gefängniß stecken. Am 8. Mai kam ein Advokat von Stuttgart nach Bern und machte dem amerikanischen Gesandten über diesen Vorgang Mittheilung. Letzterer hielt die Sache für unglaublich und beauftragte den Hrn. Wolff, amerikanischen Konsul in Basel, die Sache zu prüfen. In Folge dieser Mittheilung hatte Hr. Wolff zunächst eine Unterredung mit dem Bürgermeister der Stadt und besuchte sodann Hrn. Berri im Gefängniß, bei welcher Gelegenheit der Konsul auch in Erfahrung brachte, daß Hr. Berri, nachdem er einige Stunden im Gefängniß zugebracht hatte, dem Polizeidirektor ein Schreiben für den amerikanischen Konsul abgegeben habe, welches dieser aber für gut befand, nicht abgehen zu lassen. Auf diese Weise war Hr. B. 15 Tage im Gefängniß gehalten, ohne daß ihm irgend ein Schutz zu Theil werden konnte. Nach drei weiteren Tagen wurde er endlich entlassen. Nun soll der Gesandte in Bern eine Entschädigung von 50,000 Fr. verlangt und wenn diese nicht gezahlt würde, dann für einen der Schweizer Millionäre in New-York eine gleichmäßige Behandlung in Aussicht gestellt haben. Hr. Berri soll in früheren Jahren zwar ein leichtsinniger Bursche gewesen sein, aber ein Verbrechen liegt nicht vor, und wenn demselben der amerikanische Schutz nicht zu Theil geworden wäre, so würde er wohl noch manches Liedchen hinter eisernen Fensterstangen haben singen können.

Der „Wiener Presse“ entnehmen wir Folgendes aus Wien: Kürzlich erschoß sich der k. k. Lieutenant Reichberger. Nachträglich verbreiteten sich Gerüchte, daß der unglückliche Offizier, dessen Gage für seine Existenz kaum ausreichte, förmlich Hungers gestorben sei. In der That wurde, wie die „Vorstadt-Zeitung“ erzählt, in dem Obduktionsprotokoll, das bei der Secirung der Leiche des erschossenen Lieutenants R. aufgenommen worden, konstatirt, daß R. durch mindestens 48 Stunden ohne alle Nahrung gewesen sein mußte. Bei dem Offizierkorps rief dieser Fall das größte Mitleid hervor und sämmtliche Offiziere der Brigade wohnten dem Leichenbegängniß des Unglücklichen bei.

Bei den Ausgrabungen im Souterrain der Engelsburg in Rom hat man einen Schatz entdeckt, und zwar, wie es scheint, den berühmten Schatz Sixtus V., von dem man jede Spur verloren hatte. Noch kennt man nicht die Zahl und den Werth der gefundenen Münzen und Kostbarkeiten.

Charade.

Ein Feldmaß sind die ersten Zwei,
Und ist die Dritte noch dabei,
Die jene Zwei in sich enthalten,
Des Mannes Nam' wird nie veralten.
Wie man der Tage Zahl vermehre,
Gab er so manche schöne Lehre.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 113:
Solo, Solon, Salon.
Richtig gelöst von M. M.

Redakteur Gustav Weitzel. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 124 Freitag, 29. Mai 1868.

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

Die Mutter gebot ihm durch einen Blick Ruhe. „Mein Vater war eines armen Landmannes Sohn in Erbunterthänigkeit geboren, ward erst durch das berühmte Edikt ein freier Mensch. Indeß hatte er nicht Unterthänigkeits- oder Knechtssinn ererbt, wenigstens blieb er nicht daheim beim Ausbruch des Befreiungskrieges. Als Krüppel kam er zurück. Meine Mutter, gleichfalls ein armes Landmädchen, besaß ein so reiches Herz, daß sie ihm trotz seines Unglücks ihr Leben widmete; daß sie daraus die Kraft schöpfte für ihn und später auch für mich zu arbeiten, bis Gott sie zu sich rief."

„Sage, bis sie der übergroßen Anstrengung erlag," nahm der Invalide rasch das Wort. „Sie wissen es nicht, mein Herr Adjutant Freiherr von Groningen, und Gott möge Sie auch davor behüten, zu erfahren, wie über die Maßen bitter und doch hinwiederum wie köstlich herzstärkend es für einen Mann ist, wenn ein Weib — sein Weib — sich um ihn zu Tode arbeitet und darbt und es — mit Freuden thut. Ich weiß es."

„Aber erhielten Sie nicht eine Anstellung oder wenigstens eine Pension?"

„O ja, Pension — monatlich einen Thaler. Und da ich dafür so gar nichts that, schämte ich mich ordentlich, dem Könige alljährlich zwölf Thaler zu kosten. Aber das Korn galt fünf Thaler, da reichte das Gnadengeld nicht weit. Der Posten, zu denen man die Rechte nicht braucht, sind gar wenige; ich bekam keinen — hatte ja keinen hohen Gönner. Wohl verrichtete ich Nachtwächterdienste in unserem Dorfe, aber das verschlug nicht viel in der theuren Zeit, und einen Hirten brauchte man weit und breit nicht. Da mußte denn meine Grethe arbeiten, und sie that's willig, so lange Athem in ihr war. Als man sie hinaustrug, schaffte ich mir für Alles, was wir hatten, diesen Leierkasten an. Meine Tochter da konnte eben zur Noth auf ihren kleinen Füßen laufen; sie hielt sich an meinem Rocke fest, wir zogen in die Welt . . . Waren das schwere Tage und Jahre, Herr! Für mich schwer — wie viel schwerer aber für das arme, kleine Ding. In jedem Wetter, Winter und Sommer, früh und spät auf der Landstraße sein, derweil andere so junge Kinder weich und warm auf der Mutter Schooß sitzen!"

Ihre Kinder schmiegten sich an die Baronin, voll Mitgefühl für ihre damaligen Leiden. Sie sagte zu Groningen:

„Vielleicht meinen Sie, Vater hätte mich nicht immer mitnehmen dürfen. Allein ich wollte es durchaus, hing mich an seinen Rockschooß, bat, weinte und schmeichelte so lange, bis ich mitgehen durfte. Wir hatten ja keine bleibende Stätte und mein kleines Herz war so heimathsbedürftig, daß ich es unter Fremden nicht aushielt und mich nur heimisch fühlte bei meinem Vater und — dem Leierkasten. Auch wissen Sie wohl schwerlich, wie es in Herbergen für so arme Leute aussieht und zugeht."

„Darum nahm ich mein Gretchen lieber mit mir. Wie oft kränkte es mich bitterlich, daß sie aufwachsen sollte auf der Straße zu einer Leierkastensängerin! Aber was Anderes konnte ich sie doch nicht lehren, als die Weisen, die ich sang. Die Leute gaben freilich dem Kinde und dem einarmigen Soldaten reichlich, aber von den Dreiern und Pfennigen konnte ich sie in keine Schule und Aufsicht thun, hatten wir selbst nur unser kärgliches Brod. Und wie bitter schmeckte es mir, war's doch immer Bettelbrod. Wie jeder ehrliche Mensch, der seinen Unterhalt mit Arbeit verdient, hielt ich sonst dergleichen umherziehende Leute für Landstreicher und Gesindel, und nun wuchs mein einziges Kind selber dazu auf — unter meiner eigenen Anleitung! Was half's — der Muß ist ein schlimmes Kraut. Ich tröstete mich nur damit, daß ich dachte, wie es im Liede heißt:

Wir wollen nicht an Dir verzagen
Und treu und festen Muthes sein.

Und sieh', er wußte die rechte Zeit zum Helfen."

„Es war an meinem Geburtstage — ich war gerade neun Jahr," nahm Frau Margareth die Erzählung wieder auf. „An diesem Tage ging Vater immer mit mir auf's Land und wir pflückten Blumen in Wiese und Feld. So hatte ich auch dieses Mal einen gewaltigen Strauß Feldblumen und konnte mich daran nicht genug erfreuen."

„Ja, sie hatte von klein auf eine ganz närrische Freude an Blumen und an Allem, was schön ist!" unterbrach sie der Vater, der nun einmal ins Erzählen

gekommen war und ganz warm wurde. „Wir zogen durch ein Dorf und sangen das Lied von vorhin, es war Gretchens Leibstück. Sie hatte ein so helles Stimmchen, daß die Leute sich sammelten. Aber wir kamen dießmal nicht bis zu Ende, bloß bis zu der Stelle: „Vor Deinem Schwerte sinkt der Drache" — da befahl ein Gendarm uns barsch zu schweigen und schimpfte und wetterte, daß es sich gar nicht sagen läßt. „Erwachtes Volk — das Land befreien — gute Sache — Freiheit — Wüthrich erschlagen — gar Tyrannentod! Wart', ich will Euch zeigen, was es heißt, Aufruhr und Fürstenmord predigen frei öffentlich! Marsch ins Loch! Das ist doch eine ganz sakrische Frechheit von dem Demagogenvolk!" Sie redeten damals, wie Sie wohl wissen werden, viel von Demagogen — ich kam erst später dahinter, was das eigentlich bedeute. Damals war ich sehr verblüfft, hatte zwar an Gott kein Böses gedacht, aber — nun, Sie kennen das ja! Der Gemeine wagt nicht zu mucksen, wenn ein Vorgesetzter ihm den handgreiflichsten Unsinn auf den Kopf zusagt. Nicht so mein Mädchen. „Ach, Herr Polizei, was wollen Sie denn von uns?" sagte sie dreist. „Wir haben das Lied so oft gesungen und Keiner hat was dawider gehabt. Es ist so hübsch und gefällt mir eben so gut wie die Gesangbuchlieder, die in der Kirche gesungen werden. Der liebe Gott wird das Gebet sicherlich erfüllen. Sie haben nur das Ende nicht gehört: Du treuer Gott, verwalt' es gut." Da hätten Sie sehen sollen, was der Mann für Augen machte!"

Der alte Invalide fuhr fort: „Zuerst war er wie verdonnert, dann schlug er nach der Kleinen und schlug ihr den Blumenstrauß aus der Hand, daß er weit davonflog. „Meine Blumen!" jammerte sie. Unsereins kann viel von der Obrigkeit ertragen, aber nicht, daß sie Einem ins Herz greift. Ich vergaß Alles und schrie: „Herr, rühren Sie mein Kind nicht an, oder —." Wäre ich nicht ein Krüppel gewesen, es hätte ein Unglück gegeben. Aber Gott fügte es zum Glück. Studenten kamen gerade des Weges daher, umringten uns, fragten, was es gäbe. Ein blutjunger Bursche, der Lothar da gleicht ihm wie ein Ei dem andern, hob die Blumen auf und beruhigte das weinende Mädchen. Er legte sich auch bei dem Gendarm ins Mittel, machte ihm begreiflich, mit dem Tyrannen und Drachen sei kein Anderer als der Bonaparte gemeint. Der Mann kannte seinen Vater als einen der reichsten Gutsbesitzer der Gegend — das wirkte vielleicht mehr, als seine Vorstellungen. Er stand davon ab, mich einzusperren und ging. Gretchen mußte den Studenten das Lied vorsingen und dann sangen sie's Alle zusammen, ehe sie nach dem Wirthshause zogen. Der junge Baron aber sagte, es thue ihm in der Seele weh, sehe er einen Soldaten, einen Vaterlandsvertheidiger auf solche Weise sein Brod erwerben. Ein Wort gab das andere — ich verhehlte ihm nicht, daß es mir mehr um mein Töchterchen, als um mich selber gehe. Ihn dauerte das Kind — und er ließ es nicht bei dem bloßen Bedauern. Durch ihn kam Gretchen zu dem Pastor hier, der sie wie ein leibliches Kind aufnahm und erzog; durch ihn kam auch ich zu dem herrschaftlichen Förster, dem ich den Dienst ablernte. Als der zuletzt starb, erhielt ich seine Stelle; die Schreibereien ließ der Baron für mich besorgen, denn er war hier nun Herr geworden. Ich konnte wieder meine Tochter um mich haben, freilich nicht lange, denn sie wurde Baronin. Seitdem singen wir alljährlich zusammen dieß Lied, das sie allezeit lieb gehabt hatte und noch lieber als Anstoß zu ihrem Glück."

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 30. Mai 1868.

Von dem kaiserlich österreichischen Konsul in Christiania, Herrn Peter Petersen, welcher sich der Förderung des Interesses für das bevorstehende deutsche Nationalfest unter den Bewohnern des fernen Nordens mit nicht hoch genug anzuerkennender Thätigkeit widmet, sind neuerliche Berichte eingelangt, denen zufolge sowohl der norwegische Scharfschützen-Verein, als der Zentralverein für Ausbreitung der Leibesübung und des Waffengebrauches bei dem Bundesschießen durch zahlreiche Deputationen vertreten sein werden.

Der Herr Konsul hat uns den ihm von hier zugekommenen und insbesondere aus der Schießordnung einen Auszug über die Festvorschriften in norwegischer Sprache verfaßt, welcher in alle Journale des Landes übergegangen ist.

Ebenso erfreulich lauten neuere dem Zentralkomite von der Direktion des Nationalschießens in Belgien zugekommene Nachrichten.

Die Direktion hat die Einladung zum Besuche des Bundesschießens und — Auszüge aus der Schießordnung in den offiziellen „Moniteur" einrücken lassen, nach welchem die meisten übrigen belgischen Journale die betreffenden Mittheilungen ebenfalls brachten.

In Folge dessen ist die Theilnahme der belgischen Schützen für das Bundesschießen in Wien eine äußerst lebhafte geworden und dürfte der Besuch des Festes von dort ein sehr zahlreicher werden.

Weiteres meldet der kaiserlich französische Hofbüchsenmacher Gastinne-Renette, daß Vertreter der Schützengesellschaften in Pontoise, Nancy, Metz und Verdun bei dem Bundesschießen erscheinen werden.

Die direkten Anmeldungen aus Deutschland laufen bereits sehr zahlreich ein, obwohl mit der Hinausgabe

der Festkarten und Wohnungsbillets erst in der zweiten Hälfte des Monats Juni begonnen werden wird.

Das Zentralkomite wird demnächst, anläßlich der Versendung des Festprogramms auch ein Zirkulär in Betreff der Lösung der Festkarten und anderer auf den Festbesuch Bezug habenden Bestimmungen herausgeben.

In Deutsch-Oesterreich wurden bis zum heutigen Tage mit Ausnahme von Tyrol über 5000 neue Mitglieder des Schützenbundes angemeldet, und sind bis zum Beginn des Festes noch mindestens 2000—3000 weitere Anmeldungen zu gewärtigen.

In Tyrol ist die Theilnahme seit dem letzten Aufrufe des Landes-Oberst-Schützenmeisters in stetem Steigen begriffen, und positiven Nachrichten zufolge, werden Tyrol und Vorarlberg allein ein Kontingent von mindestens 1500 der bewährtesten Schützen zum großen Wettkampfe in Wien stellen.

Ehrengaben wurden weiters angemeldet:

Von der Schützengesellschaft in Hanau eine goldene Uhrkette in Etui. Werth 70 fl.

Von der Schützengesellschaft in Troppau ein Kugelstutzen. Werth 150 fl.

Von der Schützengesellschaft in Schopfheim, Festgabe an Werth von 55 fl.

Vom k. k. priv. Scharfschützenkorps in Teplitz (Werth noch nicht angegeben.)

Vom Schützenvereine in Kassel eine oder zwei Ehrengaben. Werth 100 fl.

Von der Schützengilde in Heilbronn ein Dutzend Silberlöffel. Werth 90 fl.

Von den das Bundesschießen besuchenden Schützen aus Heilbronn eine Hinterladerbüchse. Werth 60 fl.

Vom k. k. österr. Konsul Peter Petersen in Christiania eine Prämien-Büchse, Hinterlader neuester Erfindung.

Von den Mitgliedern des Lübecker Schützenbundes. Werth 60 Thaler pr. Ct.

Von der Hubertus-Gesellschaft in Frankfurt a. M. ein Pokal. Werth 60 fl.

Der bekannte Klaviervirtuose Herr Leopold v. Meyer, welcher so eben aus New-York hier eintraf, theilt mit, daß Herr Steinweg, der Chef der weltberühmten Pianofortefabrik Steinweg u. Komp. in New-York, mit seiner ganzen Familie zum Bundesschießen nach Wien kommen und persönlich den von den Festunternehmern New-Yorks als Ehrengabe gewidmeten Prachtflügel überbringen wird.

Dieser Flügel ist ein von der genannten Fabrik angefertigtes Prachtstück, welches bei der Pariser Weltausstellung mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde.

Herr Leopold v. Meyer wird sich im Interesse der Kunst herbeilassen, diesen Flügel im Gabentempel durch persönliche Produktion in seinem vollen Werthe zur Geltung zu bringen.

Ein Konsortium von hervorragenden Wiener Industriellen beabsichtiget im Falle der Zustimmung von Seite des Obersthofmeisteramtes einen prachtvoll ausgestalteten Industrie-Bazar auf dem Festplatze zu errichten.

Nach den Plänen, die vorliegen, wird dieser Bazar, vorausgesetzt, daß er zu Stande kömmt, eine der Hauptzierden des Festplatzes bilden. Die betheiligten Mitglieder des Konsortiums würden gewiß Alles aufbieten, damit die Wiener Industrie in dieser Halle auf das Glänzendste vertreten wäre.

Sonntag, den 31. d. Mts., werden der Fest- und der Bauplatz definitiv abgesperrt werden und der Besuch derselben dem verehrlichen Publikum nur gegen Eintrittsgebühr gestattet sein, welche bis auf Weiteres mit 10 kr. ö. W. per Person festgesetzt wurde.

Am Grabe
Sr. Hochwürden des Herrn P. Gorgias Fleischmann, Guardian des hiesigen Kapuzinerklosters.

Was deuten wohl die Trauerklänge,
Wem tönt der dumpfe Grabgesang? —
In stiller Andacht harrt die Menge,
Das Klosterglöckchen klagt so bang. —

Ein edles Herz hat ausgerungen,
Den Martertod starb er als Held,
Sein Geist hat sich emporgeschwungen
In eine schöne, beff're Welt!

Ein Traumbild sagte jüngst dem Frommen
Genau das Jahr, den Tag vorher,
An dem der Tod zu ihm sollt' kommen,
Sein Wirken hier beendet wär'.

Ihn, der mit selt'ner Herzensgüte
Genährte Trost in Leid und Noth,
Ereilte in des Mannes Blüthe
Zu bald nur im Beruf der Tod!

Und die er einst im Kugelregen
Begeistert durch sein einfach Wort,
Sie sprechen heut' den letzten Segen
Gesenkten Haupts am Grabe dort!

Wie Manchem, der an schwerer Wunde
Am Kampfplatz lag in tiefem Schmerz,
Versüßte er die letzte Stunde
Und wies den Weg ihm himmelwärts.

Im stärksten Donner der Geschütze
Stand er den wackern Streitern bei,
Sein Wort, sein Aug', es waren Blitze,
Den Muth belebten sie auf's Neu!

Und mitten in der Schlachten Toben
Bot er den Kugeln seine Brust,
Und mit dem Kreuze hocherhoben,
Rief er zu neuer Kampfeslust!

Ja, seine Rede hat gezündet
Und überzeugt sein mächtig Wort,
Der Glaube, den er uns verkündet,
Lebt stets in unsern Herzen fort!

So schlumm're denn im stillen Frieden,
Du treuer Priester, edler Freund,
Bis wir auch einst von hier geschieden
Und ewig sind in Gott vereint!

Was in der Nächte tiefem Grauen
Uns Schwachen noch verborgen liegt,
Dein Auge wird es nun erschauen
Vor Gottes ew'gem Weltgericht! —

E.

Mannigfaltigkeiten.

Ein eigenthümlicher Vorfall ereignete sich jüngst in Sievring. Die Familie des Fabrikanten August Kerz machte einen Ausflug nach dem Kahlenberg und schlug den Weg nach Sievring ein, da sich aber alle Familienglieder bereits müde fühlten, so suchten sie sich ein schattiges Plätzchen, wo sie sich niederließen und in Folge der drückenden Hitze bald in Schlummer sanken. Plötzlich hörte man einen Schrei und sah nun den 18jährigen Sohn Franz mit emporgesträubten Haaren, blutroth im Gesichte, wie rasend aufspringen; man eilte ihm zu Hülfe und suchte ihn festzuhalten, er riß sich aber los, da bekam er einen Hustenanfall und schleuderte eine ungefähr 4½ Zoll lange Eidechse von sich. Das Thier war dem jungen Manne während des Schafes in den offenen Mund geschlüpft und dann bis zum Gaumen vorgekrochen, hier aber, weil er die Hände an den Hals drückte, festgehalten worden. Dieß Alles hat aber derart auf den Unglücklichen eingewirkt, daß er seit dem irre spricht und mehrere Tobanfälle hatte, weßhalb er bereits in das Irrenhaus transportirt werden mußte.

Herr Generalkonsul Sturz fordert in seiner kürzlich erschienenen Schrift über den „Austernbetrieb" dazu auf, den glänzenden Beispielen Nordamerikas, Frankreichs und Englands in der Anlage und Hegung von Austernbänken in den Gründen der ostfriesischen, nordfriesischen und schleswig'schen Küsten und Inseln nachzustreben. In den größeren Küstenstädten der Union werden jährlich 20 Millionen Schäffel Austern verkauft; sie bilden einen wichtigen Bestandtheil der Nahrung der ganzen Bevölkerung. (In Berlin bildet sich eben, wie das „Mag. f. d. Lit. d. Ausl." meldet, eine Gesellschaft für künstliche Austernzucht.)

Der König von Preußen hat dem Bildhauer von Bandel den Betrag von 2000 Thlr. zur Fortsetzung der Arbeiten für das Hermanns-Denkmal anweisen lassen und dabei die Absicht ausgesprochen, dieses nationale Werk auch ferner unterstützen zu wollen. Die Vollendung der Kolossalfigur des Hermann ist nun gesichert; der Verein in Detmold, welcher die ihm aus allen Theilen Deutschlands zugeflossenen Gaben so lange hat verzinslich anlegen wollen, bis die Möglichkeit der Ausführung erwiesen sein würde, hat nun keine Ursache mehr, die gesammelten Gelder im Betrage von etwa 5000 Thlr. zurückzuhalten.

Eine seltene Verfügung hat die Polizeibehörde von Torgau in diesen Tagen erlassen. Die Besitzer von Laubbäumen sollen verpflichtet sein, von je einem derselben wöchentlich drei Metzen Maikäfer abzuliefern und dieß Verfahren drei Wochen hindurch fortzusetzen. Bäume, auf denen zufällig nur wenige oder gar keine Käfer sich befinden, sind nicht ausgenommen; ächt staatsmännisch müssen die Besitzer derselben die Käfer nehmen, wo sie solche finden; dafür ist volle Jagdfreiheit auf das Maivieh gewährt.

Charade.

Mein Erstes stiehlt dein halbes Leben;
Mein Zweites liebst und nützest du;
Dir theilt's der Himmel rein, die Erde künstlich zu.
Mein Ganzes kann zum Fleiß, zur Sicherheit und Ruh'
Im Ersten dir mein Zweites geben.

Auflösung des Anagramms in Nr. 115:
Nomade — Modena.

Richtig gelöst von M. M.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro 125 Samstag, 30. Mai 1868.

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

„Ich wollte mich damit nicht allein an die Vergangenheit erinnern, um vor Ueberhebung geschützt zu sein. Zum großen Theil war es auch Stolz, der mich dazu bewog. Denn ich bekenne es frei, ich bin im Grunde meines Herzens nicht minder stolz, als die altadeligste Dame, nur daß ich meinen Stolz nicht in die papierne Größe eines Stammbaumes setze. Der Gedanke, meine Kinder könnten sich einst meiner und meiner Herkunft schämen —"

„Mutter!" unterbrach sie Lothar. Er hätte hell auflachen mögen. Die Idee, sich ihrer zu schämen, klang gar zu komisch; freilich nur aus ihrem eigenen Munde. Ein Anderer hätte Derartiges nicht sagen dürfen.

„War mir unerträglich," fuhr sie fort. „Sie sollten daher von Kindheit auf die Geschichte ihrer Mutter kennen. Was darin vielleicht ihr adeliges Selbstgefühl verletzte, mußte aufgewogen werden durch die Befriedigung über den edlen Vater. Mein Gatte hatte nichts dagegen, weil auch er sich gern unseres ersten Zusammentreffens erinnerte."

„Warum verschweigst Du, daß Du, noch ein Kind, Dir den Gatten erwarbst, indem Du sein Leben erhieltest?" rief Lothar. „Die Cholera hauste bei ihrem ersten Auftreten furchtbar in dieser Gegend. Der Vater meines Vaters und sein ältester Bruder wurden von ihr hingerafft, wie ein großer Theil der Dienerschaft und der Dorfbewohner. Entsetzen bemächtigte sich der Ueberlebenden; wie einst in Pestzeiten, dachte Jeder nur an sich, an die eigene Rettung. Mein Vater und seine Schwester erkrankten fast gleichzeitig — er außerordentlich schwer; die Aerzte gaben ihn auf, die Dienstleute gleichfalls. Diese fürchteten, sich bei seiner Pflege das Uebel zuzuziehen, wie er es am Krankenbett der Seinigen gethan hatte. Da kam des Pfarrers Pflegling, die jugendliche Margareth, ins Schloß. Durch keine Vorstellungen, durch keine Rücksicht auf sich selber ließ sie sich zurückschrecken, zeigte eine Umsicht, eine Hingebung und Standhaftigkeit, die an einer Erwachsenen die höchste Bewunderung erregt hätte. Ihr allein dankte er seine Genesung, das erkannte selbst die hochmüthige Schwester meines Vaters an. Wenn sogar sie die Freundin der Soldatentochter ward, wie hätte da der Gerettete selbst gleichgültig bleiben sollen? ... Warum schweigst Du davon?"

„Weil es nicht zur Sache gehört. Jede Andere an meiner Stelle hätte dasselbe gethan. Ich war nicht so jung mehr, um nicht zu begreifen, daß mehr noch als die behagliche Existenz, daß die Bildung und Erziehung, welche ich meinem Wohlthäter dankte, mich verpflichtete, mein Leben daran zu setzen, um das seine zu erhalten. Als er mir später, viel später seine Hand bot, geschah es nicht aus Dankbarkeit, ebensowenig, wie ich sie zur Belohnung meiner Krankenpflege angenommen hätte. Was uns vereinte, war Liebe, die verdient man nicht — durch nichts. Sie ist ein Gnadengeschenk, wie das Leben selbst. Allein das verstehst Du nicht, mein Lothar — Gretchen mag es schon ahnen!" flüsterte sie dieser zu, ihre tiefe Bewegung in Neckerei verhüllend.

Groningen fühlte sich beschämt in die Seele einer andern Person hinein. Ihm war's, als müsse er es der Baronin knieend abbitten, daß man sie eine Bänkelsängerin genannt, die der verblendete Baron von der Straße aufgelesen habe. „Und das ist Alles?" fragte er zur Ueberraschung der Geschwister, indem er so unwillkürlich seine Gedanken laut fortspann und der Empfindung Ausdruck gab, daß das eben Gehörte wahrlich kein Hinderniß zwischen ihm und Margareth sei.

Die Baronin reichte ihm die Hand. „Alles!" Da sie den Arm des Sohnes nahm, verstand es sich von selber, daß er die Tochter führte.

III.

Im Saale fanden sie den greisen Pfarrer — Frau Margareth's Erzieher. Sein Anblick war eine schwere Prüfung ihrer Standhaftigkeit — doch bewahrte sie ihre Fassung bei seiner herzlichen Anrede, dankte ihm warm, und freundlich der Dienerschaft für die Gratulation. Dann setzte man sich an den Frühstückstisch. Des Hausherrn leerer Platz hätte Alle an ihn gemahnt, selbst wenn sie seiner zu vergessen vermocht. Doch schien es der Wittwe, er weile unsichtbar unter ihnen und ein Schmerzensausbruch hätte sie eine Entweihung gedünkt. Wie er von ihrem Leben überhaupt jede Betrübniß fern zu halten sich bemüht, so war es sein ganz besonderes

Streben gewesen, diesen Tag recht heiter und festlich zu gestalten.

Gretchen lauschte so achtsam dem, was ihr Nachbar ihr zuflüsterte, daß es dem Bruder auffiel. Doch draußen erklang Musik — die Schuljugend stand auf dem Vorplatz, unter Führung des Lehrers — voran die Mädchen, denen die Baronin Unterricht in Handarbeiten gegeben hatte, bis die Tochter dieses Amt übernahm. Ihrem Gesange und den Worten des Lehrers folgte eine Rede des Dorfältesten, der mit einigen seiner greisen Nachbarn zur Ueberbringung der Glückwünsche aller Unterthanen abgeordnet worden.

Lothar wich nicht von der Seite seiner Mutter, die, wohlwollend wie sonst, Alles anhörte und gütig beantwortete. Die Liebe und Verehrung für sie wie für den Hingeschiedenen, die sich in jedem Wort, in jeder Miene aussprach, bestärkte sie nur in dem Entschluß, ihren Gutsangehörigen nicht allein wie bisher die liebevollste Fürsorge zu widmen, sondern ihnen auch nach Kräften den gütigen Herrn zu ersetzen — ganz in seinem Geiste zu handeln. Daher trübte keine Aeußerung des Kummers die Stimmung der Dorfbewohner, die so festlich war wie ihre Kleidung.

Wie heilig gelobte es sich Lothar, ihrer und des Vaters würdig zu werden! Wie bewegte und erhob ihn zugleich die milde Würde ihres Wesens, die Durchgeistigung, fast Verklärung auf ihrem Antlitz! Der Großvater hielt sich wie sonst immer im Hintergrunde, befriedigt auf sein einziges Kind blickend und doch nicht stolzer auf dasselbe als der Sohn auf die Mutter.

„Hat sie nicht in Wahrheit ein großes Herz?“ wollte er leise den Freund fragen. Allein Groningen befand sich mit Gretchen in einer entfernten Fensterbrüstung — Beide anscheinend mit ganz andern Dingen beschäftigt, als mit der feierlichen Geburtstagscour. Lothar zürnte ihnen darüber und namentlich der Schwester, die doch sonst ganz Aufmerksamkeit und Hochgefühl gewesen. Das war sie freilich auch jetzt, nur nicht in seiner Weise.

Als dann die Familie mit dem Pfarrer in der Mutter Zimmer sich zurückzog, um die Landleute nicht durch ihre Gegenwart in dem gemüthlichen Genusse des reichlichen Imbisses zu stören, erfuhr der junge Herr, was die Schwester und sein Freund so Wichtiges zu verhandeln gehabt. Zuletzt und Hand in Hand folgten sie den Andern, traten zur Mutter — Gretchen tief erröthet, mit gesenktem Blick. Frau Margareth streckte ihnen die Arme entgegen, doch die Tochter sank vor ihr nieder und Groningen beugte neben derselben das Knie.

Der Mutter Hände lagen auf den Häuptern des jungen Paars. „Mit meinem Segen nehmt zugleich den des Vaters. Ich handle in seinem Sinne, auch dadurch, daß ich Euch den heutigen Tag zu einem unvergeßlichen mache!“

Thränen — Umarmungen — Küsse — Handküsse — Händeschütteln und was sonst zu dergleichen Auftritten gehört.

Nur Lothar war zuerst ein wenig unangenehm überrascht. Eine Art brüderlicher Eifersucht und Knabentrotz regte sich in seinem zwanzigjährigen Herzen. Hätten sie ihn nicht wenigstens zum Mitwisser des Geheimnisses machen können? Seine Stimmung verwandelte sich aber augenblicklich, als die Mutter ihm sagte:

„Gretchen hat mir einen Sohn zum Angebinde gebracht. An einem meiner künftigen Geburtstage führst Du mir eine zweite Tochter zu.“

„Erst müßte ich Eine kennen, die Dir gliche — mein Mütterchen! Aber das bitte ich mir aus,“ wandte er sich zu dem jungen Paar, „die Hochzeit muß heute über's Jahr sein.“ Und jetzt erst umarmte er zärtlich die Schwester und drückte dem Schwager warm die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Gefecht bei Roßdorf und die ihm unmittelbar vorangehenden Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz

entnehmen wir der offiziellen Darstellung Folgendes:

Am 30. Juni wurde das Hauptquartier von Neustadt nach Meiningen verlegt; auf dem Wege dorthin ging dem Höchstkommandirenden Prinz Karl die verbürgte Nachricht von der nunmehr wirklich erfolgten Kapitulation des hannover'schen Heeres zu. Somit hatte der beabsichtigte Vormarsch auf Gotha, in dessen Nähe man mit den Hannoveranern zusammenzutreffen hoffte, seinen Zweck verloren und der ursprüngliche Plan, vor Allem das 7. Armeekorps mit dem 8. zu vereinigen, wurde wieder aufgenommen und hienach disponirt, daß sich die bayerische Armee bei Meiningen schlagfertig konzentrire und dann durch einen Seitenmarsch links mit dem 8. Korps in Verbindung setze. Zu diesem Zwecke wurde beschlossen, die 4. Infanteriedivision Hartmann in ihrer alten Stellung bei Wasungen, jedoch mit der Hauptfront nach Osten, zur Deckung der Werra-Uebergänge zu belassen und hinter derselben die Armee links zu ziehen, so daß jene gewissermaßen als Stützpunkt bei deren auszuführenden Flankenmarsch diente. Generallieutenant von Hartmann hatte, um sich zu eklairiren, dem Obersten Aldosser Befehl ertheilt nach Schmalkalden, Antwellenburg und über Bergfeld gegen Salzungen patrouilliren zu lassen. Da jedoch keine dieser Patrouillen auf den Feind stieß, so beschloß der Oberst in der Nacht vom 2. auf den 3. Juli persönlich eine Rekognoszirung auszuführen. Die Folge hievon war der Zusammenstoß bei Immelborn, wobei Oberst Aldosser selbst durch die rechte Hand geschossen, 3 Mann getödtet, 3 Offiziere die Oberlieutenants De Ahna, Frauendorfer und der Unterlieutenant Gemmingen v. Massenbach und

7 Mann verwundet wurden. Nach allem diesen konnte Generallieutenant Hartmann nicht mehr im Zweifel sein, daß er nicht von Gotha, wohl aber von Norden her einen Angriff zu gewärtigen habe und traf demgemäß seine Anordungen, jedoch mit Berücksichtigung der Werra-Uebergänge. General Faust besetzte mit 4 Bataillonen, 1 Eskadron und einer halben 12-Pfünder Batterie Roßdorf. Das zur 3. Division gehörige 1. Bataillon des 6. Infanterieregiments unter Major Sebus war (in der Stärke von 4 Kompagnien) indessen gleichfalls bei Roßdorf eingetroffen. Dasselbe hatte den Auftrag von Oberkatza nach Dermbach zu marschiren; da aber eingelaufenen Nachrichten zufolge dieser Ort in Händen der Preußen war, so wollte der Bataillonskommandant, um seiner im Fuldathal stehenden Division möglichst nahe zu kommen, wenigstens Wiesenthal besetzen. Dort angelangt, war er mit Karabinerschüssen empfangen worden; doch ehe die zur Unterstützung nachgesendeten Abtheilungen der 4. Division herangekommen, hatte der Fein Wiesenthal verlassen, und das bayerische Bataillon war ohne Widerstand daselbst eingerückt. Die seit mehreren Tagen eingetretene höchst ungünstige Witterung, namentlich der eisig kalte Wind, von dem die heftigsten Regengüsse begleitet waren, machten es dringend wünschenswerth, den durch die starken Märsche der jüngsten Zeit erschöpften Soldaten wenigstens theilweise Obdach zu geben. Generallieutenant v. Hartmann entschied daher, daß nur die 8. Brigade unter Generalmajor Cella nebst 2 Eskadronen Chevaulegers und einer halben Zwölfpfünder-Batterie in und bei Roßdorf theils bivouakiren, theils mit engster Belegung kantonnire. Hingegen sollte der Stab der 7. Brigade mit dem 1. und 3. Bataillon des 5. Infanterieregiments nach Eckardts, das 1. und 2. Bataillon des 13. Infanterieregiments nach Humpfenhausen, das 8. Jägerbataillon nach Schwarzbach und Oepfer hausen, die 3. Eskadron des 6. Chevauxlegers-Regiments nach Sinnershausen, die 4. nach Humpfershausen und die gezogene Sechspfünder-Batterie nach Oepfershausen in enge Kantonnirung abgehen. Der Divisionsstab bezog Kloster Sinnershausen, und auch von der 8. Brigade wurde 1 Bataillon, nämlich das 2. des 9. Infanterieregiments, in Quartiere gelegt; dasselbe kam mit einer halben Zwölfpfü der-Batterie nach Rosa. Das 6. Jägerbataillon ward zur Verstärkung des 1. Bataillons vom 6. Infanterieregiment nach Wiesenthal detachirt und bezog dort Vorposten; in Wiesenthal selbst wurden alle Vorbereitungen getroffen, um einem feindlichen Ueberfalle begegnen zu können. In dieser Stellung verblieb die 4. Infanteriedivision am Abend vor dem Gefecht bei Roßdorf. Am 4. Juli Morgens gegen 8 Uhr wurden von den Vorposten des 6. Jägerbataillons, welche auf den Höhen westlich von Wiesenthal standen, starke aus allen Waffengattungen bestehende preußische Kolonnen als im Anmarsche begriffen gemeldet. Auf dieses hin ließ General Cella allarmiren. Das Gefecht bei Roßdorf ist in 4 Momente eingetheilt. Der erste Moment von halb 9 Uhr bis $11^1/_2$ Uhr umfaßt den Kampf der 8. Brigade Cella (6. Jägerbataillon, 1., 2., 3. Bataillon des 9., das 2. und 3. Bataillon des 4. Infanterieregiments) um den Terrainstrich zwischen Wiesenthal und dem Nebelberge; zweiter Moment von $11^1/_2$ Uhr bis $12^1/_4$ Uhr. Der Divisionär v. Hartmann erscheint persönlich auf dem Kampfplatze; ebenso eilt Generalmajor Faust mit dem 1. Bataillon des 5. Infanterieregiments (zur 7. Brigade gehörend) vor; Rückzug bis Roßdorf. Dritter Moment von $12^1/_4$ Uhr bis 2 Uhr, ein Theil der 8. Brigade besetzt Roßdorf; der Rest der 7. Brigade marschirt rechts und links von Roßdorf auf, die gezogene Sechspfünder-Batterie Königer greift in's Gefecht ein; der Feind wird vor Roßdorf aufgehalten und das Gefecht kommt zum Stehen. Vierter Moment von 2 Uhr bis $3^1/_2$ Uhr; Rückzug der Preußen gegen Wiesenthal und Uebergehen der Division in die Offensive. Erster Gefechtsmoment. Das Dorf Wiesenthal konnte wegen seiner Lage in einem engen Kessel von dominirenden Höhen umgeben, wohl als vorgeschobener Posten besetzt, aber unter keinen Umständen gegen einen förmlichen Angriff vertheidigt werden, weßhalb es denn auch bald von den dort gestandenen 2 Bataillonen (6. Jägerbataillon und 4. Kompagnie des 1. Bataillons vom 6. Regiment) nach kurzer Zeit verlassen wurde. Diese Abtheilungen zogen sich feuernd allmählig auf die Höhen östlich von Wiesenthal zurück. Inzwischen hatte das 3. Bataillon (Dietrich) des 9. Infanterieregiments aus Roßdorf vorrückend links der Straße am nordöstlichen Hang des Nebelberges Halt gemacht, während zwei Zwölfpfünder-Geschütze unter Oberlieutenant Frhrn. v. Lurz, gefolgt von einer Eskadron Chevauxlegers, im Trab und Galopp bis auf ungefähr 1800 Schritte von Wiesenthal vorgegangen waren. Oberlieutenant von Lurz hatte bereits Posto gefaßt, als auch die aus Wiesenthal heraufrückenden erwähnten zwei Bataillone in seiner Nähe Stellung nahmen, und eröffnete nun ein lebhaftes Feuer. Ihm gegenüber aber etablirte sich auf einer Höhenkuppe jenseits des Dorfes, von der aus das ganze Vorterrain bis an den Nebelberg vollständig dominirt war, die preußische gezogene Vierpfünder-Batterie Cöster, und gegen diese konnten die beiden Zwölfpfünder natürlich nicht wirken — die Entfernung war zu groß. Dagegen richtete Oberlieutenant v. Lurz sein Feuer mit Erfolg auf die feindliche Infanterie und hielt sie dadurch ab, den bayerischen Bataillonen zu folgen. Das 6. Jägerbataillon unterhielt ein lebhaftes Tirailleurfeuer gegen die vorsichtig auf den Höhenzug rückenden Preußen und hatte dabei manchen Verlust zu beklagen, unter Anderen war gleich bei Beginn des Gefechtes der Stabshauptmann Frhr. v. Gobel todt vom Pferde gesunken. Das Bataillon Sebus zog sich gesammelt langsam gegen den Nebelberg hin. Während in dieser Weise der Kampf bei Wiesenthal nach und nach lebhafter wurde, hatten die Preußen noch zwei weitere Bataillone zu den

bisher in der Aktion befindlichen stoßen lassen. (Es ist wesentlich sich zu erinnern, daß das preußische Bataillon in einer Stärke von 2000 Mann, also sehr beträchtlich stärker, als ein bayerisches Bataillon ausrückte.) Anderseits war Generalmajor Cella mit den in Roßdorf stehenden Bataillonen aufgebrochen und führte dieselben vor. General Cella, der beim Debouchiren aus dem Dorfe Roßdorf den Kanonendonner vernahm, glaubte das Gefecht bei Dermbach entbrannt und wollte direkt dahin marschiren; demgemäß wurde das 3. Bataillon (Leoprechting) des 4. Infanterieregiments längs der Straße, das 2. Bataillon (Bösmüller) rechts davon in einem Wiesengrund, das 1. Bataillon (Ottmar Guttenberg) des 9. Infanterieregiments am „langen Rain“ in Reserve zum Vorrücken bestimmt; das Bataillon Dietrich sollte sich, den linken Flügel des Treffens bildend, der Brigade anschließen. Erst als diese zwischen dem Nebelberg und Wiesenthal ankam und man die beiden nach Wiesenthal vorgeschobenen Bataillone aus diesem Orte zurückkommen sah, stellte sich heraus, daß bei Wiesenthal selbst ein ernsthaftes Gefecht entbrenne. Die im Vormarsch begriffene Infanterie war in einer peinlichen Lage; sie sah keinen Feind und erlitt gleichwohl durch die sicher treffenden Geschosse der Artillerie ununterbrochen schwere Verluste. Zum Erstenmale im Feuer, wurde ihr also gleich die schwierigste Aufgabe gestellt, welche eine Truppe treffen kann: ruhig und ohne selbst zu schießen auszuharren im feindlichen Geschützfeuer.

Die sterbende Mutter.

Von Schaufert.

Wenn Du am Bett der Mutter kniest,
Ihr ins erlosch'ne Auge siehst,
Die Hand, die einst Dich treu gewiegt,
Schon kälter in der Deinen liegt;

Wenn vor der blassen Dulderin
Dein Herz in Thränen schmilzt dahin,
Und Dich's gemahnet wehmuthsvoll
An manchen Trotz, an manchen Groll,

Und leise fleh'st in bitt'rer Reu':
Ach, gute Mutter, ach, verzeih',
Und sie, der längst die Rede schwand,
Noch spricht mit mattem Druck der Hand.

Dann magst Du fühlen tiefbewegt,
Daß nichts die weite Erde hegt
Dem frommen Mutterherzen gleich,
So voll Geduld, so gnadenreich.

O glücklich, wenn es in Dir spricht,
Dieß graue Haar verklagt mich nicht,
Wenn nicht der Furchen Leidenschrift
Dein Herz mit scharfer Geißel trifft.

Wohl Dir, wenn in der letzten Stund'
Ein Lächeln um den stillen Mund
Von einem guten Herbst erzählt,
Dem nicht der Liebe Frucht gefehlt.

Wenn es Dir sagt: „Du guter Sohn,
Ich künde Dir des Himmels Lohn.
Du hast mein Alter froh gemacht,
Und fröhlich sag' ich gute Nacht.“

O dreimal selig ist das Kind,
Das solchen Segen sich gewinnt.
Er baut auf Felsen ihm das Haus,
Schmückt es zu Gottes Tempel aus.

Er lacht ihn an vom Himmelsblau
Und aus des Frühlings gold'ner Au'.
Er schwebt um ihn wie Sternenblick,
Scheucht jeden bösen Geist zurück;

Weht seinem Schweiße Kühlung zu
Und seinem Leiden Himmelsruh';
Er steht im Sterben ihm zur Seit',
Ein Engel licht im lichten Kleid.

Er schließt ihm auf das Himmels Thor,
Er grüßt ihn aus der Sel'gen Chor:
„Geh' ein, geh' ein, du guter Sohn,
Geh' ein, die Mutter wartet schon.“

Mannigfaltigkeiten.

Die letzte Volkszählung ergab im Herzogthum Koburg eine Bevölkerung von 49,324 Köpfen, wovon 11,439 auf die Stadt Koburg kommen; seit 1864 einen Zuwachs von 1358 Köpfen, wovon 715 auf die Stadt Koburg kommen.

Der Sultan hat dem Kaiser der Franzosen ein Geschenk von historischem Werthe gemacht, es besteht in der Kanone, welche Franz I. 1518 dem venetianischen Gouverneur der Insel Cypern geschickt hatte.

Räthselfrage.

Welches sind die moralischen Brennesseln und Disteln, vor welchen Nichts aufkommen kann?

Redakteur Gustav Reifert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 126 Dienstag, 2. Juni 1868.

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

Wären auch die Fenster nach dem Vorplatze hinausgegangen, Niemand hätte wahrgenommen, daß an der Rampe eine wappengeschmückte Equipage hielt und zwei Damen ausstiegen. Jetzt meldete der Diener:

„Ihre Exzellenz die Frau Generalin Echtershagen und Baroneß Reichenstein!“

Die Schwester des Verstorbenen und seine Bruderstochter! Jene hatte ihre Heimath nicht wieder betreten, seitdem sie „durch diese Mesalliance entweiht worden.“ Die Nichte war als Kind hier ein häufiger Gast und die Spielgefährtin der Kinder gewesen, bis sie nach dem Tode der Mutter unter die Obhut der Tante Regine kam. Das Testament ihres Vaters übertrug dieser ganz ihrer Erziehung — schloß den verstorbenen Baron von jeglicher Einmischung in dieselbe aus.

Wenn Lothar irgend Jemand haßte, so war es diese Tante — noch mehr bemitleidete und verachtete er sie jedoch, daß sie so blind und kleinlich war, die Tugenden seiner Mutter geringer anzuschlagen, als den Zufall der Geburt. Persönlich kannte er sie übrigens gar nicht. Hortense hatte er fast vergessen — nur ungläubig die Achseln gezuckt, wenn Groningen, der im Hause der Generalin als Sohn eines Jugendbekannten viel verkehrt hatte, ihren Geist und ihre Liebenswürdigkeit rühmte. Als er sie indeß jetzt in ihrer zarten, wahrhaft auffallenden Schönheit vor sich sah, wurde ihm so unerklärlich warm ums Herz, daß er bereit war, die Hand der Tante auf das Ehrerbietigste zu küssen. Doch nicht lange.

Die Hausfrau eilte mit fast jugendlicher Lebendigkeit den Gästen entgegen.

„Willkommen und tausend, tausend Dank! Ich wußte, Sie würden kommen — Sie, seine einzige, stets geliebte Schwester!“ Es perlten Thränen in ihren Augen und die Dankbarkeit gab ihrem Wesen eine fast kindliche Demuth, die sonst keineswegs darin lag.

Die Dame beachtete es nicht — nicht die ihr zum herzlichsten Gruß entgegengestreckten Hände. Steif verneigte sie sich, warf den Kopf dann hochmüthig zurück und musterte die übrigen Anwesenden. Groningen ward auf seine Verbeugung ein huldvoller Gruß zu Theil, dem Geistlichen ein herablassendes Nicken — dem Invaliden und seinen Enkeln gar kein Zeichen, man betrachtete sie als überhaupt nicht anwesend.

„Ich glaubte in ein Haus der Trauer zu kommen!“ sprach sie dabei so eiskalt, daß es sich wie Lähmung und Erstarrung auf Alle legte. Die Baronin rang vergebens nach einem passenden Wort.

„Die gnädige Tante vergessen, daß heute unter Andern auch das Wiegenfest des Stammhalters von Dero Familie ist!“ rief Lothar rasch. „Papa hat die Anzeige vor zwanzig Jahren hoffentlich nicht unterlassen. Aber nicht das allein. Vater und Alle, die ihn liebten, ihm angehörten, feierten seinen Vermählungstag und zugleich die Geburt, wie die erste Bekanntschaft Derjenigen, die das Glück seines Lebens war und der Segen Aller, die sie kennen und zu würdigen wissen, als das größte Fest, das es überhaupt für ihn und die Seinigen geben konnte. Daran mußten seine Unterthanen, deren Vater er war, auch Theil haben. Und sie sollen diesen Tag feiern, wie er es wünschte, so lange noch ein Reichenstein hier gebietet — sollen selbst heute ihr Fest nicht verkümmert haben durch den Verlust, der uns betraf. Die würdigste Trauer um einen edlen Todten besteht ja nicht in Aeußerlichkeiten, sondern darin, daß man in seinem Sinne handelt!“

Seine ursprüngliche Gereiztheit hatte sich mit jedem Worte mehr verloren. Er erschien um einige Jahre älter und die Aehnlichkeit mit seinem Vater um so größer. Die Generalin hatte den Verstorbenen so viele Jahre nicht gesehen, daß sie davon lebhafter überrascht ward als die Andern. Doch blieb ihr Groll und Hochmuth stärker als die Stimme des Herzens, die sich in ihr regen mochte. In dem inneren Widerstreite zeigte sie sich äußerlich um so schroffer. Sie antwortete nicht, schien seine Worte nicht gehört zu haben, nahm überhaupt keine Notiz von ihm.

Die Mutter legte beschwichtigend die Hand auf die seine. „Es ist Deines Vaters Schwester!“ Dann umarmte sie Hortense, die zuerst ungewiß und verlegen an der Thür stehen geblieben war, jetzt aber mit einem: „Wie befinden Sie sich, Tante?“ entschlossen auf sie zutrat.

Gretchen begrüßte die Cousine. Die Baronin wandte sich wieder zu ihrer Schwägerin. Sie hätte wenig Selbstgefühl besitzen müssen, um dem Benehmen derselben

gegenüber Schmerz oder auch nur Empfindlichkeit zu verrathen. Mit vollkommener Selbstbeherrschung wies sie auf einen Sitz. Da der Besuch das nicht bemerken wollte, sondern sie nur durchdringend musterte, sagte sie:

„So erlauben Sie mir die Frage, was uns die Ehre dieses unerwarteten Besuches verschafft?“ Fest und stolz begegnete ihr Auge dem immer stechender auf ihr haftenden.

Die Exzellenz war durch den Eintritt in die Heimath, die sie seit Dezennien nicht gesehen, wie durch die Erinnerung an Alles, was damals vorging und später, während dieses langen Zeitraumes geschehen, so erregt, daß sie ihre Selbstbeherrschung kaum aufrecht zu erhalten vermochte. „Ich habe ein Wort mit Ihnen zu sprechen,“ sagte sie kurz.

Die Anwesenden verstanden den Wink.

Gretchen berührte den Arm ihres Bruders. „Wir wollen Hortense den Garten zeigen.“

Groningen hatte sich einige Schritte zurückgezogen. Da jedoch die Exzellenz ihren Blick auf ihn richtete, trat er wieder vor, zur Tochter des Hauses und bot ihr mit der Vertraulichkeit des Verlobten den Arm.

Die Brauen der Generalin zogen sich leicht zusammen, doch nickte sie Hortense zu, die sie fragend ansah.

Lothar blickte unschlüssig auf seine Mutter. Er ließ sie ungern allein mit der hochmüthigen Frau — wollte sie gegen dieselbe schützen. Im nächsten Augenblick schon dünkte ihn jedoch dieser Vorsatz eine Art Don-Quixoterie. Lag in ihrem Wesen nicht etwas, das Jedem Achtung einflößte, das auch die hochmüthigste Person zum Respekt zwang? Gleichwohl — es war seine Pflicht, in seinem eigenen wie in des Vaters Namen, selbst ein verletzendes Wort von ihr abzuwenden. Da winkte sie ihm freundlich und er folgte Hortense, unwillkürlich, wie immer, ihrem Winke gehorchend.

Der alte Soldat war schon draußen. Er fühlte sich unbehaglich in dieser Gesellschaft, hätte sich lieber, wie er zu sich selber sagte, nochmals der Batterie bei Leipzig gegenüber befunden, als den gleichsam feuersprühenden Augen der alten Exzellenz. Denn alt war sie, fünfzehn Jahr älter als die Baronin, und überdieß ohne die geistige Frische, welche auch äußerlich lange jung erhält.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Gefecht bei Roßdorf und die ihm unmittelbar vorangehenden Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz.

(Schluß.)

Oberlieutenant von Lurz hielt trotz des überlegenen feindlichen Artilleriefeuers noch wacker Stand, mußte aber, als das 6. Jägerbataillon, in seiner linken Flanke auch beschossen, weichen mußte, bis zur Straßenbiegung am nordwestlichen Hange des Nebelberges zurückfahren, konnte sich aber auch hier nicht lange halten, sondern ging zu seiner Batterie (Hang), die inzwischen auf dem Wiesengrunde nördlich der Straße mit den übrigen 6 Geschützen aufgefahren war, zurück. In dieser Stellung harrte Hauptmann Hang über eine halbe Stunde aus, und wenn auch seine glatten Rohre auf so große Entfernung die gezogenen preußischen Geschütze nicht zum Schweigen bringen konnten, so gelang es ihm doch, das feindliche Artilleriefeuer von der erschütterten Infanterie ab und auf sich zu lenken. Innerhalb dieser Zeit war aber in der Stellung der Infanterie eine wesentliche Veränderung eingetreten. Das Bataillon Dietrich mußte zum Schutze der bedrohten linken Flanke außer der bereits vor der Front ausgedehnten Kompagnie weitere zwei Kompagnien in Plänkler auflösen, welche auf die südlich der Straße gegen den Nebelberg vorrückenden zwei preußischen Bataillone ein lebhaftes Feuer eröffneten; der Rest des Bataillons war an die Straße zurückgegangen, und nahm zur Deckung gegen die feindlichen Granaten Stellung hinter dem nördlichen Hang des Nebelberges. Die im ersten Treffen stehenden zwei Bataillone des 4. Infanterieregiments waren durch das sehr wirksame feindliche Geschützfeuer, das in kürzester Zeit namhafte Verluste bewirkt hatte, in's Schwanken gerathen, und suchten theils auf Befehl, theils instinktiv gleichfalls hinter dem Nebelberge Deckung. Das 1. Bataillon des 9. Inf.-Reg. stund noch am langen Rain und erhielt nun ebenfalls Befehl, sich über den Wiesengrund gegen den Nebelberg zu ziehen. Während dieses Flankenmarsches wurde an dessen Spitze der Kommandant Major Ottmar Frhr. v. Guttenberg tödtlich verwundet. Ferner war auch das 2. Bataillon dieses Regiments unter Major Schrott, unmittelbar nachdem es von Rosa kommend, Roßdorf passirt hatte, auf den Nordosthang des Nebelberges dirigirt worden. Das 6. Jägerbataillon hatte sich in einem von Wiesenthal südöstlich herstreichenden Walde plänkelnd zurückgezogen und bildete nun den äußersten linken Flügel der Brigade. Die Preußen hatten ein Bataillon längs des den Thalkessel nördlich einschließenden Höhenzuges gegen die rechte Flanke der bayerischen Stellung vorgeschoben und auf der andern Seite des Thales rückten zwei weitere Bataillone mit versichertem linken Flügel ein, Kompagniekolonnen formirt, mit dichten Plänklerschwärmen vor der Front gegen den Westhang des Nebelberges vor. Zweiter Moment. So war der Stand des Gefechtes um 11½ Uhr Vormittags, als Generallieutenant v. Hartmann auf dem Kampfplatze eintraf. Die Preußen drangen immer weiter vorwärts, gewannen allmählig die Lisière des Waldes, und bedrohten nun auch die linke Flanke der noch in der Feuerlinie stehenden, aus allen Abtheilungen der Brigade gemischten Plänkler. Der Generallieutenant ritt bis in die Tirailleur-

Linie, ermahnte wacker auszuhalten und sammelte die Weichenden, um sie persönlich wieder vorzuführen. „Neuner, ihr müßt die Höhe wieder nehmen! Vorwärts!“ rief er den sehr gelichteten Bataillonen des 9. Regiments entgegen, und angefeuert durch Wort und Beispiel ihrer Offiziere drangen die müden Kolonnen mit lautem Hurrah den steilen Hang hinauf. Aber die aus dem Wald vorgegangenen Preußen waren rasch wieder in diesen zurückgeeilt und überschütteten die Stürmenden mit einem solchen Hagel von Kugeln, daß diese hielten und zu weichen begannen; es war den erschöpften Bataillonen nicht möglich, den Kamm des Berges zu erreichen. Die noch vorwärts befindlichen Plänkler wurden in ihrer linken Flanke immer mehr gedrängt und warfen sich auf die ohnehin schon schwankenden Truppen; alle Bemühungen der Generale v. Hartmann und Cella, die sich wie immer so auch hier im heftigsten Feuer aufhielten, alle Anstrengungen der Offiziere waren vergebens, die Bataillone konnten nicht mehr.“ Die Batterie Hang mußte auch ihre Stellung verlassen. Zu dieser Zeit traf Generalmajor Faust mit dem 1. Bataillon (Schwalb) des 5. Infanterieregiments auf dem Gefechtsfelde ein und beorderte Major Schwalb, schleunigst durch Roßdorf vorzugehen und zur Deckung des allgemeiner werdenden Rückzuges einen Angriff gegen die Höhe zu versuchen. Beim Ausgange aus dem Dorfe wurde das Bataillon heftig beschossen und durch die 8. Brigade aufgehalten; allein Generalmajor Faust stellte sich persönlich an die Spitze und ging tapfer vorwärts; nach Kurzem wurde der General durch einen Schuß in den Kopf und gleich darauf sein Ordonnanz-Offizier v. Austin, der schon anfänglich verwundet worden war, durch einen Schuß in die Brust getödtet. Das Bataillon, das von zwei Seiten beschossen wurde und schon beträchtliche Verluste erlitten hatte, kam in's Schwanken und begann zu weichen. Nun wurde sämmtlichen Abtheilungen der 8. Brigade der definitive Befehl ertheilt, hinter Roßdorf zurückzugehen. In Roßdorf selbst wurden in größter Eile durch Offiziere Leute allerlei Abtheilungen gesammelt; die Eingänge verbarrikadirt und die Lisière gegen den Feind zu besetzt; im Kirchhofe, dessen Lage die Umgebung einigermaßen beherrscht; hatten sich hauptsächlich Jäger (6. Jägerbataillon) eingenistet. Diese Dorfbesetzung unterhielt ein so wohlgenährtes, wirksames Gewehrfeuer, daß der Feind dadurch in seinem heftigen Nachdrängen aufgehalten wurde, und unter dem Schutze desselben gelang es auch, die Bataillone, deren taktische Eintheilung gelöst und deren Wiederverwendung also für den Augenblick sehr problematisch war, wiederum zu ordnen und östlich von Roßdorf gesammelt aufzustellen. Einige Plänklerabtheilungen der Preußen prallten bis an die Eingänge von Roßdorf vor, wurden aber gründlich zurückgewiesen; dagegen schien der gegnerische rechte Flügel die bayerische Aufstellung durch ein ernstliches Bedrohen der linken Flanke unhaltbar machen zu wollen, und auch das Bataillon Rüstow war sehr nahe an Roßdorf herangekommen (12¾ Uhr Mittags). Dritter Moment. Die Preußen zogen ein weiteres Bataillon heran und verstärkten damit ihren rechten Flügel. Auf bayerischer Seite war hingegen das 3. Bataillon (Gumppenberg) des 5. Infanterieregiments eingetroffen und hatte zwei Kompagnien plänkelnd längs des langen Rains gegen das preußische Bataillon Rüstow vorgeschoben, der Rest des Bataillons blieb in Reserve im Schloßgraben am nordwestlichen Ausgang von Roßdorf. Etwas später langten auch das 13. Infanterieregiment und das 8. Jägerbataillon auf dem Gefechtsfelde ein. Von ersterem wurde das 2. Bataillon (Kramer) durch den Generalstabsmajor von Heinleth mit dem gemessensten Auftrag auf dem Höherücken südöstlich von Roßdorf placirt, daß es um jeden Preis die Höhe und den angränzenden südlich gelegenen Wald halten solle. Das 1. Bataillon (Faber) kam auf die Höhe nordöstlich von Roßdorf in Position, und das 8. Jägerbataillon (Rudolph) wurde auf den linken Flügel rechts neben das Bataillon Kramer gestellt. Der wesentlichste Grund für den bisherigen unglücklichen Gang des Gefechts lag unstreitig darin, daß die Preußen von Anfang an eine komplette gezogene Batterie in vortrefflicher Position aufgefahren hatten, während auf bayerischer Seite nur glatte Zwölfpfünder-Geschütze in Aktion kamen. Die feindliche Artillerie konnte also ununterbrochen und ohne jegliche Belästigung wirken. Hiedurch mußte die Ueberlegenheit an Infanterie, welche nach dem Aufmarsch der Brigade Cella allerdings auf bayerischer Seite war, um so vollständiger aufgewogen werden, als der gemeine Mann diesen Uebelstand sehr bald erkannt hatte, und dieß — wie bei einer jungen Truppe natürlich — sichtlich entmuthigend auf ihn wirkte.“ Die gezogene Batterie Königer war am 3. Juli Abends nach Oepfershausen beordert worden, woselbst sie am 4. Juli, nachdem man dumpf den Kanonendonner von Roßdorf herüberschallen hörte, allarmirt und marschbereit gemacht wurde; bald darauf kam der Befehl vom Divisionskommando, so schnell als möglich vorzurücken. Durch den immerwährenden Regen war der Parkplatz der Batterie so grundlos geworden, daß die Geschütze beinahe bis zu den Achsen eingesunken und nur durch Unterlagen von Brettern, Reisig, Holz ꝛc. fortzubringen waren; trotz der angestrengtesten Thätigkeit der Mannschaft und der bereitwilligsten Beihülfe der Einwohner ging hierüber eine geraume Zeit verloren. Die drei Wegstunden bis Roßdorf wurden nun ununterbrochen im Trab in einer Zeitstunde zurückgelegt. An der Straßenkreuzung Roßdorf-Rosa und Roßdorf-Eckardts angekommen, wurde der Batterie eine Höhe südlich der Straße nach Roßdorf als Position angewiesen; bei dem durchweichten Boden hatte das Auffahren große Schwierigkeiten, ging aber glücklich von statten, und war eben beendigt, als die glatte Zwölfpfünder-Batterie aus Roßdorf zurückging. „Das Feuer von der Einfassung des Dorfes und vom Kirchhof aus gegen die andringenden

feindlichen Tirailleurs dauerte fort, trotzdem waren aber schon einzelne geschlossene preußische Abtheilungen aus dem Walde und über den Kamm des Nebelberges vorgerückt. Jetzt, ungefähr um 1 Uhr Mittags, eröffnete die bayerische gezogene Batterie Königer auf 2400 Schritte ihr Feuer. Die erste Granate schlug in eine eben debouchirende preußische Kolonne, die stob auseinander und ging in den Wald zurück, die zweite und dritte Granate schlugen gleichfalls in feindliche Kolonnen ein und fortan ward keine geschlossene preußische Abtheilung mehr sichtbar. Dieser rasche Erfolg übte eine unverkennbar günstige Wirkung auf den moralischen Halt der Truppen. Die Leute bekamen wieder Vertrauen, es ging wieder vorwärts. Generallieutenant v. Hartmann gab nun Befehl, drei gezogene Geschütze auf dem Höhenrücken nächst dem Kirchhofe zu postiren, und Hauptmann Königer brachte dieselben dahin vor, wo sie sofort in Aktion traten." Vom Waldsaume des Nebelberges, so wie aus einer etwa 400 Schritte vom Kirchhofe entfernten Schlucht, welche die Preußen mit starken Plänkler-Ketten besetzt hatten, wurden die drei Geschütze und die Besatzung des Kirchhofes sehr stark beschossen. Der Generallieutenant hielt mit seinem Stabe hart am Kirchhofe neben den drei Geschützen, dort wurde ihm das Pferd zum Zweitenmale verwundet. Die sichere Wirkung der in seiner Nähe feuernden Geschütze rasch erkennend, befahl er, die ganze Batterie in dieser Position zu vereinigen. 4 Moment. „Das Gefecht war um diese Zeit (2 Uhr Nachmittags) zum Stehen gekommen. Die Preußen drängten nicht weiter nach, und ihr Versuch, eine glatte Batterie (Eynatten) auf der Höhe des Nebelberges aufzufahren, wurd durch die Wirkung von Tirailleurs und durch einige Granatenwürfe der gezogenen Batterie derart gestört, daß sie rasch wieder davon abstanden. Jetzt beschloß der Generallieutenant, mit seiner Division in die Offensive überzugehen, und zwar sollte der Angriff konzentrisch mit vorgenommenen beiden Flügeln geschehen. Das 8. Jäger-, so wie das 1. Bataillon des 13. Infanterieregiments wurden herangezogen und das 1. Bataillon dieses Regiments, das bisher nördlich von Roßdorf gestanden, rückte durch einen Hohlweg an den Westausgang des Dorfes, um von dort aus die oben besprochene Schlucht zu nehmen. Dieselbe war jedoch mittlerweile von den Preußen geräumt worden. Nun rückte die Division vor. Auf dem rechten Flügel befanden sich die 1. Bataillone des 5. und 13., gefolgt vom 3. Bataillon des 4. Regiments; im Zentrum als erstes Treffen 2 Bataillone vom 9. und rechts von diesen das 3. Bataillon des 5. Regiments; als 2. Treffen das 2. Bataillon vom 4. und das 3. vom 9. Regiment; den linken Flügel bildete das 8. Jägerbataillon mit dem 2. Bataillon des 13. Regiments, das 6. Jägerbataillon wurde als Besatzung in Roßdorf zurückbehalten. Die Hälfte der gezogenen Batterie se[…] sich auf der Straße in Marschkolonne, um erforderlich[…] Falles gleich folgen zu können; das 6. Chevauxlege[…] regiment endlich ging im Trab nach Roßdorf vor u[…] nahm vor der östlichen Umfassung Stellung. Der Nebe[…] berg und die bewaldete Kuppe desselben wurden n[…] mehr leicht vertheidigt und als die bayerischen Bataillo[…] oben anlangten, sah man die preußischen Kolonnen b[…] reits auf 800 — 900 Schritte entfernt im Abmarsc[…] gegen Wiesenthal. Sie hatten den Befehl erhalten, d[…] Gefecht nicht weiter fortzusetzen, sondern sich auf Dern[…] bach zurückzuziehen, und deckten diese Bewegung dur[…] das Feuer ihrer auf der Höhe nordöstlich von Wiesen[…] thal aufgefahrenen gezogenen Batterie. Generallieutenan[…] v. Hartmann, dessen Truppen, wenn auch erschöpf[…] durch das unter strömendem Regen geführte heftige Ge[…] fecht, doch wieder geordnet und in verwendbare[…] Zustande waren, wollte ($3^1/_2$ Uhr Nachmittags) de[…] Preußen auf Wiesenthal nachrücken; allein ein ebe[…] anlangender Befehl des Oberkommando's, der ih[…] anwies, auf Oberkatza zurück zu marschiren, b[…] stimmte ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. Zu[…] Deckung des Abmarsches blieb das 8. Jägerbataillo[…] auf dem Nebelberge, das 1. Bataillon des 13. Regi[…] ments östlich, das 2. südlich von Roßdorf, den do[…] hinziehenden Wald festhaltend, stehen; die gezogene Bat[…] terie ging in ihre erste Position südlich der Straße un[…] das 6. Chevauxlegerregiment an die Straßengabel Roß[…] dorf-Rosa und Roßdorf-Eckardts zurück. Diese Ab[…] theilungen blieben bis Abends halb 7 Uhr stehen un[…] erreichten in der Nacht um 11 Uhr ihre Bivouaks be[…] Oberkatza. Der Verlust der Bayern betrug: 1 Gene[…] ral, 8 Offiziere (Generalmajor Faust, die Hauptleute[…] Kolbinger und Frhr. v. d. Tann vom 9. Infanterieregiment, dann Frhr. v. Gobel vom 6. Jägerbataillon; die Oberlieutenants Popp vom 4., Lang vom 9., von Ausin vom 13. Infanterieregiment; die Unterlieutenants Traut und Rupprecht vom 4. Infanterieregiment), dann 43 Mann 8 Pferde todt; 18 Offiziere (Major Frhr. v. Guttenberg vom 9. Infanterieregiment (tödtlich); die Hauptleute Frhr. v. Großschedel, Link und Müller vom 4. Infanterieregiment; die Oberlieutenants Elblein und Frhr. v. Zobel vom 4., Berchold vom 9. Infanterieregiment; Wurm vom 6. Jägerbataillon (tödtlich); die Unterlieutenants Mayr, Fischer und Corbes vom 4., Mayer und Hauser vom 5., Pöhlmann vom 9. Infanterieregiment, Mayer, Schmidt, Wölfel und v. Grafenstein vom 6. Jägerbataillon), 274 Mann, 10 Pferde verwundet, — Offiziere, 59 Mann, — Pferde vermißt, im Ganzen 270 Offiziere, 376 Mann und 18 Pferde.

• • •

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Walland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 128 Donnerstag, 4. Juni 1868.

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

„Sie verstehen mich nicht?“ sagte die Generalin, „nach § 30, Th. II. Tit. I. des Allgemeinen Landrechts können Mannspersonen vom Adel mit Weibspersonen aus niederm Stande keine Ehe zur rechten Hand schließen oder der Landesherr und der Adel des Kreises müssen eine Dispensation ertheilen. Ehen, ohne die erforderliche Dispensation geschlossen, werden als nichtig angesehen, sagt § 940. Lothar suchte die Dispensation nicht nach — die Ehe ist mithin ungültig!“

Margareth zuckte die Achseln. „In Ashante in Westafrika hält man den König so hoch, daß selbst sein Speichel für heilig gilt; stets umgeben ihn die Vornehmsten seines Volkes, um des hohen Vorrechts theilhaftig zu werden, von ihm — Pardon — angespieen zu werden. Etwas, dessen das gemeine Volk nicht für würdig erachtet wird. Der Barbier desselben Königs muß linkshändig sein, um das geheiligte Antlitz durch Berührung mit der Linken nicht zu entweihen. Viele Fürsten Europa's scheuen auch jede Berührung mit der Linken — es wundert mich, daß Sie nicht auf das geistreiche Auskunftsmittel Sr. Majestät von Ashante verfielen. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein oft sehr kleiner Schritt, Exzellenz. Wollen Sie das zu Recht bestehend erklären, was einst dafür galt — wir könnten eben so gut die Bräuche der jetzt lebenden Völker Westafrika's annehmen; es wären ja auch nur einige Schritte rückwärts in der Bildung und Zivilisation. Ohne Zweifel billigten Manche diese Umkehr — die Kultur läßt sich indeß nicht ohne Weiteres zurückstellen wie der Zeiger einer Uhr. Sie ist —“

„Ich bedaure, Ihre Erörterung unterbrechen zu müssen, wie ich auch nicht in der Lage bin, Ihren Sarkasmus zu goutiren. Es handelt sich hier um einen Gesetzesparagraphen, der durch keinen andern aufgehoben ist, also zu Recht besteht.“

„Das beweist noch nichts. Welches Gesetz enthielte nicht Paragraphen, die nicht aufgehoben sind, an deren Anwendung gleichwohl Niemand mehr denkt? Das englische Gantverfahren setzt auf betrügerischen Bankerott den Galgen. Dieß Gesetz ist durch keine Parlamentsakte aufgehoben. Werden deßhalb die Bankerottirer in England gehenkt? — Wollte man bei uns den von Ihnen angeführten Satz zur Geltung bringen, es käme auf dasselbe hinaus — mit dem Unterschiede freilich, daß Jemand, der Bankerott macht, immerhin schuldig sein kann, hier aber nur von völlig Schuldlosen die Rede wäre.... Alle Achtung vor dem Landrechte, dessen Bestimmungen, mit andern verglichen, gereichen seiner Zeit zur Ehre. Seiner Zeit! Was liegt jedoch zwischen derselben und der unserigen! Eine Umgestaltung, wie sie zuweilen ein halbes Jahrtausend nicht zu Stande brachte. Mag jener Satz formell nicht aufgehoben sein, faktisch ist er's längst, als unvereinbar mit dem Rechtsbewußtsein der Gegenwart. Nicht nur diesen, sondern manchen anderen Rechts- und sonstigen Grundsatz des vorigen Jahrhunderts heute noch anwenden wollen, hieße nicht allein dem Geist der Zeit, der öffentlichen Meinung ins Gesicht schlagen, es wäre geradezu absurd.“

Die Generalin lächelte spöttisch. „Nennen Sie es, wie es Ihnen beliebt — meinetwegen auch absurd. Nichtsdestoweniger ist es wahr, daß auf Grund jenes Paragraphen eine Ehe für ungültig erklärt werden kann und die meines Bruders ungültig war. Gern würde ich jedoch den Skandal eines solchen Prozesses vermeiden. Daher mache ich Ihnen einen Vorschlag zu gütlicher Einigung. Legen Sie mit Ihren Kindern diesen Namen ab, der Ihnen nicht gebührt, nehmen Sie den Ihres Vaters an, und ich will Ihnen und den Kindern ein reichliches Jahrgehalt aussetzen. Wenn nicht, so lasse ich Sie durch die Gerichte aus dem unrechtmäßigen Besitze weisen und —“

Die Farbe auf Margareths Antlitze hatte rasch gewechselt, doch bezwang sie sich wieder. „Bei längerer Unterhaltung in dieser Weise müßte ich vergessen, Sie seien die Schwester meines Gatten, mein Gast an der Stätte, auf welcher Ihre Wiege stand.“ Sie neigte sich und verließ das Zimmer, um sie nicht die Thränen sehen zu lassen, welche sie nicht länger zurückzuhalten vermochte.

„So habe das Gesetz seinen Lauf!“ rief die Baronin ihr nach.

Ein kurzes Lachen antwortete ihr. Der Invalide Schrödter war herbeigezogen worden durch die erhobene Stimme der Dame. „Frau Generalin — ein Wort,“ sagte er, als sie das Gemach verlassen wollte.

Hafenfahrt betraf, behauptete das erste Gericht, daß der Kieler Hafen keine öffentliche Straße im Sinne des Gesetzes sei, der Appellhof dagegen erklärte, der Kieler Hafen sei unzweifelhaft eine öffentliche Straße im Sinne des Gesetzes und eine versäumte Anzeige, daher strafbar. Der Gerichtshof erster Instanz hat in diesen Tagen die Vorsitzenden des Festkomites freigesprochen, weil er bei seiner ersten Ansicht stehen blieb, es ist aber Hundert gegen Eins zu wetten, daß der Appellhof bei einer jedenfalls stattfindenden Berufung seiner Ansicht treu bleiben wird. Das ist der Hergang der Sache. Was nun die von Ihrer Kommission beantragte Resolution betrifft, so habe ich auch den ersten Passus derselben zum größten Theil schon durch das Vorhergesagte beantwortet und bemerke nur noch Folgendes. Es waren an sämmtliche Mitglieder des Zollbundesraths und Zollparlaments, im Ganzen vielleicht an 500 Personen, Einladungen ergangen. Wie leicht konnten, wenn die Gesellschaft noch durch 500—600 andere Theilnehmer vervollständigt war, aus dieser Versammlung Reden und Beschlüsse in die Welt gehen, die einen ganz anderen Charakter gehabt hätten, als Aeußerungen einer harmlosen Gesellschaft von 1000 Personen (Widerspruch links); bestreiten Sie mir das nicht, meine Herren, es ist sehr einfach bei einem Feste, welches, wenn auch nicht ein eminent politisches, so doch ein eminent politisches sein sollte, hatte die Regierung alle Veranlassung, dasselbe nicht mit Gleichgültigkeit an sich vorübergehen zu lassen, sondern sie hatte die Gesetze des Staates und die Autorität der Regierung in's Auge zu fassen und von diesem Gesichtspunkte aus einem solchen Treiben entgegenzutreten. Was den zweiten Passus Ihrer Anträge betrifft, so lege ich darauf keinen Werth, da eine Pflicht für mich in dem darin ausgesprochenen Sinne nicht existirt; ich gebe aber zu, daß es eine Pflicht der Courtoisie ist, daß Minister auf Beschwerdeschriften Bescheid ertheilen. Der dritte Passus Ihres Antrages fällt nach meiner Ansicht, wenn der erste nicht zu begründen ist. Auf den vierten Passus entgegne ich: Die Beamten, von denen hier die Rede ist, haben korrekt, entschieden und energisch gehandelt. Ich habe denselben dieß damals gleich nach der Affaire gesagt und ich wiederhole diese Erklärung hiermit öffentlich sehr gern. Diese Beamten werden ebenso, wie alle übrigen, die Gesetze und die Verordnungen ihrer Vorgesetzten zur ferneren Richtschnur ihres Benehmens wählen und werden sich nicht daran kehren, ob das Vollparlament seine Mißbilligung darüber ausspricht oder nicht, verlassen Sie sich darauf. (Bravo rechts.)

Dr. Hänschen Blum [gegen den Antrag]. Bei Treitschke und Biedermann! Sie kennen die Verworfenheit der sächsischen Demokratie nicht! Bebel ist an der ganzen Sache schuld. Bebel ist ein Mensch, der nicht einmal studirt hat, während ich Licentiat und sogar Doktor heiße. O, meine schönsten Herren, Jugend muß austoben, lassen Sie mich heißblütigen Jüngling also ein Hoch bringen der norddeutschen Marine, die uns bewirthet hat, und stimmen wir einmüthig gegen den Antrag der Kommission, denn man muß den Verhältnissen Rechnung tragen. (Lebhaftes Bravo rechts.)

Dr. Sepp (für den Antrag der Kommission). Ihnen Allen ist bekannt, daß Thassilo im Jahre 788 sich gegen Karl den Großen erhob. Slavonien und Siebenbürgen sind diejenigen Staaten, welche die beste Seemannschaft liefern. Indessen durch den Ausgleich mit Ungarn ist das Konkordat gefallen. Wohin ich mich wenden soll — potz Pözl und Perniceì ich weiß es nicht und stimme aus diesen Gründen für die von der Kommission vorgeschlagenen Resolutionen.

Schluß der Debatte wird angenommen. Es folgen persönliche Bemerkungen.

Dr. Braun: Nach der Erklärung des Hrn. Reichsministers und der überzeugenden Ausführung meines Freundes Blum stimme ich jetzt aus Opposition für die Regierung. Denn meine Rede habe ich ja gehalten.

Dr. Blum: Die Blicke, mit denen mich der Abgeordnete Bebel gemustert hat, bezeichne ich als merkwürdig. (Ruf: Das ist keine persönliche Bemerkung.)

Präsident Dr. Simson: Jedenfalls sind Repliken auf geworfene Blicke in dieser hohen Versammlung bisher nicht gewöhnlich gewesen.

Bei der Abstimmung wird der Antrag der Kommission verworfen. Die Sitzung ist geschlossen.

(Von den Tribünen herab ist während der Sitzung die böswillige Verdächtigung lanzirt worden, die Rede des Hrn. Reichsministers stimme allzuwörtlich mit einer Erklärung überein, welche der Minister Gr. Eulenburg im Februar 1866 vor dem preußischen Abgeordnetenhause in Sachen des Kölner Abgeordnetenfestes abgegeben hat. Um diesem empörenden Mißbrauche des den wahrheitsgetreuen Kammerberichten gewährten Privilegiums zu steuern, wird von den Abgg. Dr. Braun, Dr. Blum und Genossen ein Antrag auf Aufhebung desselben vorbereitet.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Familie der kleinen Planete zwischen Mars und Jupiter und damit auch die Arbeit der Astronomen sind fortwährend im Zunehmen begriffen. Der am 17. Februar d. Js. von Coggia in Longchamp-Marseille entdeckte 96. Planet Aigle hat nach Vogel in Leipzig eine Umlaufszeit von 1951 Tagen; der ebenfalls am 17. Februar d. Js. von W. Tempel in Marseille entdeckte 97. Planet Klotho hat nach Dr. Maywald in Berlin eine Umlaufszeit von 1586 Tagen. Am 18. April ist neuerdings Hrn. Professor C. H. F. Peters zu Klinton, dem Löwen unter den amerikanischen Planeten-

Entdeckern, im Sternbilde des Löwen die Entdeckung des 98. der kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter gelungen, welcher zwölfter Größe erscheint und nur durch die größten Fernröhren sichtbar ist. Von 16 amerikanischen Planeten-Entdeckungen sind 7 Hrn. Professor Peters, die übrigen 9 vier anderen amerikanischen Astronomen zu verdanken. Die Gesammtzahl aller bekannten Planeten beträgt jetzt 106.

Der „Figaro" erhält von guter Hand einige Mittheilungen über den Gesundheitszustand der Kaiserin Charlotte. Seit drei Monaten hat die Kaiserin den Namen Maximilian nicht ausgesprochen; in ihren lichten Augenblicken, wie im Irrsinn, scheint Mexiko aus ihren Erinnerungen vollkommen geschwunden zu sein. Die Anfälle, welche übrigens relativ selten sind und niemals lange dauern, zeigen immer dieselbe Manie, nämlich die der Reinlichkeit. Die Kaiserin tritt in ein Gemach, bleibt plötzlich stehen und sagt: „Wie schmutzig ist es hier! Man soll schnell dieses Zimmer reinigen." Die Dienerschaft, auf den Fall vorbereitet, schickt sich sogleich an, zu kehren und zu putzen, und die Kaiserin zieht sich zufriedengestellt zurück, der Anfall ist vorüber.

Charade.

Ein köstlicher Schmuck die Ersten sind;
Die Letzten voll Liebe auf Erden;
Von Natur aus schillert das Ganze schön,
Und künstliche Sachen d'raus werden.

Deutsche Preis-National-Handschrift.

Der Direktor des Zentral-Bureau's für gerichtliche Schriftvergleichungen Adolf Henze in Neu-Schönfeld bei Leipzig, welcher bekanntlich einen Preis von einhundert Thalern auf die beste deutsche National-Handschrift aussetzte, macht eben über die Entscheidungen des Preisrichterkollegiums folgende Resultate bekannt.

Von 50 Preisrichtern, welche ihr Gutachten über die ihnen vorgelegten Konkurrenzschriften abgaben, haben sich 33 zu Gunsten des Konkurrenz-Alphabetes des Gymnasiallehrers Gosky in Cottbus entschieden und seine Schrift des von mir ausgesetzten Preises würdig erachtet. Veränderungen an Gosky's Schrift, welche die Majorität des Preisrichteramtes zur Bedingung machte, sind angenommen und im Geiste der Gosky'schen Schrift ausgeführt worden.*)

Ich habe daher dem Herrn Gymnasiallehrer Gosky in Cottbus, welcher somit zum glücklichen Preisträger erkoren worden, diese frohe Botschaft als Pfingstgruß telegraphisch mitgetheilt und ihm gleichzeitig den ausgesetzten Preis von einhundert Thalern als Ehrensold zugehen lassen.

Die Preisrichter, bei deren Wahl ich vorzugsweise auf Liebe zur Sache und auf praktische Erfahrung Rücksicht nahm, haben ihr Ehrenamt gewissenhaft verwaltet und ihre Aufgabe einer glücklichen Lösung entgegengeführt. Das Preisrichterkollegium, welchem ich hiermit für seine Bemühungen öffentlich meinen Dank abstatte, bildeten die Herren:

Institutsdirektor Dr. Maucke in Schleiz, Rektor Pechner in Birnbaum, Gymnasial-Schreiblehrer Leßhafft in Berlin, Professor Preisler in Böhmisch-Leipa, Pastor Schwencke in Gernrode, Lehrer Woker in Brilon, Seminaroberlehrer Lohse in Plauen, Rektor Thiem in Dömitz, Lehrer Diesner in Marienwerder, Hauptlehrer Schulz (Schreiblehrer der durchlaucht. Kinder Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen) in Potsdam, Reallehrer Emmel in Hanau, Lehrer Müller in Halle, Reallehrer Masch in Ohrdruf, Oberlehrer Schmeißer in Fürth, Lehrer Twelckmeyer in Aschersleben, Seminarlehrer Hüttmann in Stade, Seminarlehrer Huber in Freysing, Lehrer Reuter in Trier, Mädchenlehrer Becker in Jüterbok, Lehrer Dold in Dresden, Gymnasialschreiblehrer Riecke in Quedlinburg, Lehrer Scherlitz in Gotha, Studienlehrer Krafft in Zweibrücken, Lehrer Steinbrecher in Bernburg, Oberappellationskanzlist Zacharias in Halberstadt, Lehrer Mosetter in Karlsruhe, Lehrer Klusemann in Magdeburg, Steuerrath Dietrich in Altenburg, Handelsschullehrer Kolbe in Leisnig, Lehrer Billorf in Meiningen, Handelsschuldirektor Weil in Bad Türkheim, Lehrer Schön in Merseburg, Oberlehrer Hahn in Dresden, Notar Bernoulli in Basel, Lehrer Zier in Kamenz, Lehrer Klinsing in Hannover, Schreiblehrer Gursch in Großenhain, Reallehrer Götz in Alsfeld, Lehrer Zulehner in Mainz, Oberlehrer Mayer in Heilbronn, Kalligraph Müller in Frankfurt a. M., Gymnasiallehrer Hartmann in Stuttgart, Gymnasiallehrer Dr. Rothfuchs in Marburg, Pfarrer Hecker in Lichtenberg.

---

*) Für diejenigen Leser, welche diese Preis-National-Handschrift sich anzueignen wünschen, sei bemerkt, daß Herr Henze einen „Brieflichen Unterricht im Schönschreiben" herausgibt, bei welchem die Preisschrift zum Erstenmale in Anwendung kommt. Der vollständige Unterricht, für Erwachsene bestimmt, kostet 2 Thaler und kann sowohl durch jede Buchhandlung als auch vom Herausgeber (A. Henze in Neu-Schönfeld bei Leipzig) bezogen werden.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'scher Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 129 Freitag, 5. Juni 1868.

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

IV.

In den verschlungenen Gängen des Gartens kamen die jungen Leute bald aus einander. Lothar ging mit der Cousine raschen Schrittes voran, das Brautpaar folgte langsamer. Hortense wollte, als sie sich mit Lothar allein befand, die Saiten der Erinnerung anschlagen, die in ihrem Herzen voll ertönten beim Anblick der Plätze, auf denen sie so fröhliche Stunden verlebt hatte. Sie war in ihren Spielen stets Lothars Braut gewesen, jetzt erinnerte sie sich plötzlich aus ihrer frühesten Kindheit, daß ihr Vater, der für seine Schwägerin eine außerordentliche Bewunderung hegte, mit dieser über eine dereinstige Verbindung ihrer Kindheit gesprochen und sie — Hortense — Beide belauscht hatte. „Wenn Lothar und Hortense einander lieben sollten — warum nicht?“ hatte Tante Margareth darauf lächelnd gesagt.

Das junge Mädchen erröthete bei dieser Erinnerung und blickte halb verstohlen auf den Cousin. Natürlich hatte sie ihm damals gleich gesagt, was sie erlauscht und wie lebhaft hatte er versichert, daß er sie liebe! Ob er sich dessen noch erinnerte? Wohl schwerlich — wenigstens beschäftigte ihn jetzt etwas Anderes, als das Andenken an die Kindheit oder gar darauf gegründete Zukunftspläne, obwohl sie sich bemühte, jenes wachzurufen. Die Gegenwart erfüllte ihn gänzlich. Doch nicht die Gegenwart der lieblichen Verwandten und Jugendgespielin, sondern der Gedanke an das Benehmen ihrer Erzieherin und Vormünderin.

Bittere Aeußerungen entschlüpften ihm.

„Du weißt, daß ich Deine Mutter hoch verehre,“ suchte sie ihn zu beschwichtigen. „Tante Regine würde es gewiß auch thun, könnte sie nur vergessen, daß deren Eltern gemeine Leute —“

„Gemeine Leute?“ fiel er heftig ein. „Sonderbare Wesen, die Ihr seid, Ihr Vollblut-Aristokraten! Deine Tante Exzellenz sollte lieber daran denken, daß, wenn es nach Recht und Billigkeit ginge, dieser gemeine Mann eher avancirt wäre, als ihr hochgeborner Herr Gemahl. Denn sie hörte es eben so gut wie mein Vater, der es mir oft genug erzählte, wie die Sache mit der genommenen Batterie zusammenhängt, von der das Avancement des Generals datirt. Ein ehemaliger Unteroffizier, der dabei war, erzählte es. Bei Leipzig that eine französische Batterie den Preußen so großen Schaden, daß sie auf jeden Fall genommen werden sollte. Ihre Kartätschen richteten aber eine solche Verheerung an, daß es unmöglich schien, daß die meisten Offiziere der dazu bestimmten Truppen theils getödtet, theils kampfunfähig gemacht wurden. Die Mannschaft wich, da entriß mein Großvater dem sinkenden Fahnenjunker die Fahne. „Mit Gott — für König und Vater, Kameraden!“ Und die Kameraden folgten ihm, denn sie liebten ihn, weil er sich stets durch seine Unerschrockenheit ausgezeichnet hatte. Wäre er nicht „so gemeiner Leute Kind“ gewesen und hätte er mehr Glück gehabt, er wäre schon längst befördert worden. Der Erste stürmte er jetzt muthig gegen den Verhau, der die Batterie deckte; die Fahne im rechten Arm, im linken das Bajonnet. Die Artilleristen flohen nach kurzem Kampfe, da rief er dem Herrn von Echtershagen, der hinterher auch herbeigekommen war, mit erlöschender Stimme zu: „Herr Lieutenant, die Fahne — ich kann nicht mehr!“ Und der Lieutenant ergriff die Fahne und schwenkte sie und ließ seine Leute die Fliehenden verfolgen. Und da er der älteste Lieutenant seiner Kompagnie war, erhielt er dieselbe zum Lohn für seine Heldenthat und das eiserne Kreuz dazu und bald auch ein Bataillon, denn es gab ja genug der tapferen Offiziere, die ihren Leuten vorangingen und vor ihnen fielen. Anno Fünfzehn kehrte er an der Spitze eines Regiments heim — hatte er doch Gönner-Verbindungen. Mein Großvater aber lag vergessen im Lazareth — ein Splitter des Fahnenschafts war ihm mit der Kugel in den Arm gedrungen, der zuletzt amputirt werden mußte. Niemand kümmerte sich um ihn — sein einziger Lohn war das Bewußtsein erfüllter Pflicht, und er redete später nicht einmal von seiner That. Sogar kein Gedanke von Bitterkeit gegen den Mann, der mühelos erntete, was er so blutig gesäet, kam in seine einfache, biedere Seele! Auf dem langen Schmerzenslager war sein einziger Trost der Gedanke an sein Mädchen daheim, das für ihn betete, das später für ihn arbeitete, als er hülflos zurückkehrte. Und das nennt Ihr „gemeine Leute!“ Ich bin stolz, von ihnen abzustammen, und wenn irgend etwas die Liebe für meinen Vater noch zu erhöhen ver-

mochte, so ist's der Dank und die Achtung dafür, daß er hier die Ungerechtigkeit des Geschickes und der Welt gut machte! Und wenn mir irgend etwas den Gedanken, ich sei zu Reichthum und einer hervorragenden Stellung berufen, lieb macht, so ist's das Bewußtsein: fähig zu sein, Armen, Unterdrückten zu helfen. Wäre der Adel überhaupt wie Ihr, ich verschmähte es, ihm anzugehören und nähme den Namen meines Großvaters an — mischte mich so unter die gemeinen Leute."

„Aber Lothar, ich hatte nicht die Absicht, Dich zu kränken," wagte sie endlich in seinen brausenden Redefluß einzuschieben. „Auch kann ich ja nichts dafür —"

„Du gehörst zu ihr, die meiner Mutter und mir selber zu nahe tritt!" rief er noch leidenschaftlicher. „Auch Du stellst Aeußerlichkeiten und den Zufall der Geburt höher als innern Werth. — Siehe, wenn ich mich einmal verheirathe, dann wähle ich mir ein Mädchen, das mich um meiner selbst willen liebt, das nicht gelernt hat, wie Ihr Weltdamen, den Schein für das Sein zu nehmen —"

„Da darf der Herr Vetter gewiß nicht lange suchen. Unter der Sippschaft des Großvaters findet sich wohl sein Ideal." Das mehr schnippische als hämische Wort gereute sie schon, ehe es ausgesprochen war.

Er blieb plötzlich stehen. „Das hoffe ich, obwohl sich das reichsgräfliche Blut in den Adern der gnädigen Baroneß gegen solche Ideen des leider! nahen Verwandten empören mag!"

Hortense sah, er sei ein ächter Reichstein — Tante Regine konnte Worte nicht eifiger fallen lassen wie er eben. Sie hatte aber auch etwas von dieser Art und lächelte ihn im Weitergehen spöttisch an. Er folgte ihr nicht, schlug rasch einen Seitenpfad ein.

Sie warf sich auf eine nahe von dichtem Gebüsch umgebene Bank und brach in Thränen aus. Welche Mühe, wie viel List und Ueberredung hatte es gekostet, die Tante zu bewegen, daß dieselbe sie hierher mitnahm? Und nun? —

Die Generalin hatte im Garten das junge Paar getroffen. „Begleiten Sie mich, Groningen!"

Er blickte auf Gretchen.

„Ich muß nach Hortense sehen und unseren andern Gästen!" Sie erröthete in dem Bewußtsein, diese Pflicht versäumt zu haben, neigte sich vor der alten Dame und eilte davon.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hinrichtung in Wien.

In Wien wurde am vorletzten Samstag der Raubmörder Ratkay gehenkt. Derselbe war in das Zimmer seiner Wirthsfrau, bei der er erst wenige Tage wohnte, in früher Morgenstunde gedrungen, hatte dieselbe, welche noch schlafend im Bette lag, mit einem Hobel erschlagen und dann aus Kisten und Kasten Geld und Werthgegenstände mitgenommen. Ratkay war schon vor dieser Unthat auf dem Wege des Verbrechens gewandelt; während seiner Haft hatte er sich grobe Widersetzlichkeiten zu Schulden kommen lassen und einen Aufseher, so wie einen Mitgefangenen am Leben bedroht. Es sprachen keine Milderungsgründe für den zum Tode Verurtheilten, und der Kaiser bestätigte kürzlich das Urtheil. Da der gegenwärtige Justizminister sich als Abgeordneter mit der denkbarsten Entschiedenheit gegen die Todesstrafe erklärt hatte, war erwartet worden, den Wienern würde das traurige Schauspiel einer Hinrichtung erspart bleiben. Der Kaiser ließ jedoch der Justiz ihren Lauf, und es leuchtet ein, wenn angegeben wird, daß der Minister eine Sache der kaiserlichen Gnade nicht wohl zur Kabinetsfrage machen konnte. Ueber die letzten Lebensstunden und den Akt der Hinrichtung bringen Wiener Blätter spaltenlange Berichte. Von dem Berichte, welchen die „N. Fr. Pr." unterm 30. Mai gibt, bildet Folgendes nur einen kleinen Auszug. Das genannte Blatt schreibt: Die letzten Stunden vor seiner Hinrichtung, d. i. von der Stunde, wo ihm die Urtheilsvollstreckung bekannt gegeben worden, bis zu dem letzten Momente seines Lebens, hat sich Ratkay sehr bußfertig gezeigt und beschäftigte sich ausschließlich mit einer reumüthigen Verabschiedung von der Welt. Im Laufe des gestrigen Tages erbat er sich, von zweien seiner ehemaligen Freunde und zwei Landsleuten, zwei Soldaten, von seiner Geliebten und von zweien seiner ehemaligen Zellengenossen Abschied zu nehmen. Diese Bitte wurde ihm denn gewährt; er empfing die Gäste unter Thränen, bat sie um Verzeihung, bot ihnen Sträußchen, die er selbst gebunden hatte, an und sagte: „Ja, ich sehe es ein, ich habe es verdient." Sobald die Gäste sich entfernt hatten, brach er vollends zusammen und blieb durch einige Zeit bewußtlos. Nachdem er sich wieder erholt hatte, wurde er in den Hofraum geführt, wo er eine Weile spazieren ging, eine Cigarre anbrannte und rauchte. Nach ungefähr einer Stunde kam er in die Zelle zurück und sank erschöpft nieder. Seine tiefe Erschütterung hatte einer ruhigen Ergebung Platz gemacht. Häufig las er in einem Erbauungsbuche und pflog Unterredung mit dem Seelsorger. Gestern beschäftigte er sich viel mit Binden frischer Blumen zu Kränzen und Bouquets. Gestern Abends, am Vorabende vor dem letzten Gange zum Richtplatze, nahm Ratkay noch ein Nachtmahl und blieb schweigsam bis 1 Uhr nach Mitternacht wach. Schlag 5 Uhr Morgens wurde er in die Hauskapelle geholt, wo der Hausseelsorger eine stille Messe las, der er andächtig unter vielen Seufzern beiwohnte. Nach der Messe empfing er die heilige Kommunion und verharrte dann einige Zeit im stillen Gebete. Er wurde in die Zelle zurückgeführt, wo ihm ein Frühstück, eine Schale schwarzen Kaffees und ein Glas Slibovitz, gereicht wurde. Das

Frühstück nahm er zum Theil zu sich. 6¾ Uhr trat der Hausseelsorger in die Zelle des Delinquenten und sprach ihm tröstend zu, bis der Kerkermeister Zemiltzka mit der Meldung eintrat, daß es Zeit sei. Der Aufseher Steininger trat heran, um dem Delinquenten die Hände zu fesseln, worüber Raikay zusammenschrack. Der Hausseelsorger trat ermahnend heran und sagte: „Liebes Kind, Sie haben mir versprochen, Alles geduldig zu tragen, was man noch über Sie verhängen sollte. Halten Sie also Ihr Versprechen." Raikay hielt geduldig seine Hände hin und ließ sich fesseln. Der Seelsorger gab ihm das Bild des Gekreuzigten sammt einem Blumenstrauß in die Hände. Schlag 7 Uhr trat Raikay, von dem Seelsorger unter dem Arme geführt, an den Wagen heran, grüßte die Umstehenden und mußte in den Wagen gehoben werden. Vom Landesgerichte bis zum Richtplatze war das Gedränge so groß, daß die Wagen oft minutenlang stockten. Unterwegs sprach Raikay gar nichts, hörte geduldig auf die Zusprüche des Priesters, küßte wiederholt das in den Händen gehaltene Kreuz; außerhalb der Linienschranken wurde er von einer Ohnmacht befallen und der Priester labte ihn mit vorsorglich mitgenommenem Hirschhorngeist und Essigäther. Außerhalb der Linie war die Menge zu einem dichten, undurchdringlichen Knäuel angewachsen: Staubwolken wirbelten hoch auf. Es ertönten Rufe: „Lebe wohl!" und nur mit Mühe langte die Kommission um 8 Uhr auf dem Richtplatze an. Die Gerichtskommission übergab den aus dem Wagen vom Seelsorger und Aufseher gehobenen Delinquenten dem Scharfrichter. Gestützt von 2 Aufsehern, sank der Delinquent vor dem Priester in die Knie und erhielt die Absolution und den priesterlichen Segen. Der Priester hob ihn auf, umarmte ihn, gab ihm auf beide Wangen den Friedenskuß, machte ihm auf Stirne, Mund und Brust das Zeichen des heiligen Kreuzes. Der Aufseher Steininger entfesselte den Delinquenten; die Knechte des Scharfrichters zogen ihm den Rock aus, legten seine Hände übereinander, banden sie mit einer Rebschnur zusammen, zogen mit einem Stricke, der nach rückwärts zusammenlief und in der Nähe des Schulterblattes angebracht war, die Oberarme zusammen, die Verlängerung dieses Strickes wurde zwischen den Beinen durchgezogen und mit dem Bande an der Hand vereinigt. Der Delinquent that einen Schritt zurück und wurde mittelst eines eingreifenden Strickes an einem in einem Rade befindlichen Seile befestigt. Die Knechte drehten das Rad, der Scharfrichter bestieg den Schemel, legte dem in die Höhe gezogenen Delinquenten die Schlinge um den Hals, befestigte dieselbe an dem rückwärts des Galgens angebrachten Haken, hob leicht den Unterkiefer des Delinquenten in die Höhe, und Raikay war todt. Die ganze Operation war das Werk einer Minute. Raikay hatte nichts mehr empfunden, als die Exekution vollzogen wurde, denn er war bewußtlos. Doch die Menge johlte und pohlte beim Anfahren des Delinquenten, als er aus dem Wagen gehoben wurde und als das Urtheil an ihm vollstreckt war, in wahrhaft empörender Weise. Der Gerichtete blieb bis 6 Uhr Abends auf dem Galgen, dann wurde er im Beisein der Gerichtskommission abgenommen, in einen von dem Arimathäa-Vereine gespendeten Sarg gelegt und zur Ruhe bestattet. Georg Raikay hatte gestern Abends sein Testament gemacht und zu Erben seines aus 300 fl. bestehenden Vermögens seine Mutter und seinen Bruder eingesetzt.

Die Sonne und der Mensch.

Wie froh ist doch die schöne Mutter Erde,
Wenn Morgens in dem Dämmerlicht
Die Sonne, ihre treueste Gefährte,
Durch trüben Nebel glänzend bricht;
Denn an dem schönen Frühlingsmorgen
Vergessen Unglück sich und Sorgen. —
..... Wer kennt der Mutter Freud' in ihrem Herzen,
Hat Gott dem Eheglück zum Pfand,
Wenn auch bei namenlosen Schmerzen
Ein liebes Kindlein ihr gesandt.
Gleicht doch das Kind an Reinheit ganz der Sonne,
Vor der der düst're Nebel flieht. —
Es strahlt das Herz der Mutter hell vor Wonne,
Wenn sie dem Kind ins holde Auge sieht.
Ganz voll von Seligkeit und voll von Glück,
Denkt an vergang'nes Leid sie nie zurück.
Die Sonne stets die Wälder und die Fluren
Mit Wärme freudig überstreut,
Und überall da zeugen tausend Spuren,
Von all' dem Glück, das sie uns beut. —
Alltäglich bringt sie neuen Segen,
Auf uns'res Lebens Dornenwegen. —
..... Wie dort die Sonne über alle Lande,
In Einem fort nur Segen bringt,
So auch das Kind die schönsten Rosenbande
Durch's Leben seiner Eltern schlingt.
O! wie erfüllt das Herz der Mutter Freude,
Wenn in dem kindlichen Gemüth
Der gute Same, den sie in es streute,
So herrlich aufgeht und auch blüht.
Und reiche Ernte bringt dann diese Saat
Den Eltern, wenn sie kraftlos sind und matt.
Die Sonne sendet in des Tages Mitte
Von höchster Höh' herab den Strahl,
Sie kehret ein in Palast und in Hütte
Auf hohem Berge und im Thal;
Und so vollend't mit mächt'ger Stärke
Sie treu die anvertrauten Werke. —
..... Gar schnell entwächst der Mensch den Kinderschuhen,
Entflieht dem elterlichen Haus,

Da gibt es Rasten nicht für ihn, nicht Ruhen,
Und fort geht's in die Welt hinaus.
Auf seinem Weg schaut niemals er zurücke,
Bis auf dem höchsten Punkt er steht,
Von wo aus dann ein Theil von seinem Glücke
Wie Sonnstrahl zu den Eltern geht.
Die gute Mutter nun empfängt den Lohn
Für ihre guten Lehren von dem Sohn.
Die Sonne neigt sich ihrem Untergange,
Die Strahlen stehen schief und bald
Ist nur der höchste Punkt am Bergeshange
Von ihr beleucht't, der grüne Wald. —
Ein Blitzen noch und tiefer Schatten
An ihrer Stell' umhüllt die Matten. —
.... Nicht lange soll dem Menschen hier auf Erden,
Wo Alles so vergänglich ist,
Vergönnt sein, daß nach Mühen und Beschwerden,
Er das erjagte Glück genießt.
Des Lebens Freuden sind von kurzer Dauer,
Da hilft nicht Gut, nicht Lösegeld,
Der harte Tod steht immer auf der Lauer
Und mäht mit scharfer Sens' das Feld.
Dort sinken Reiche, Arme mit hinab,
Im Glück und Unglück in das tiefe Grab. —
Die dunkle Nacht umhüllet uns noch immer
Und heil'ge Ruhe schließt uns ein
Bis hell am Osten dann Auroras Schimmer
Neu bringt der Sonne gold'nen Schein.
Und schön verjüngt geht wieder sie jetzt auf,
Wo gestern Früh begonnen sie den Lauf. —
.... Grad' wie die Sonne geh'n die Menschen nieder,
Der Tod nimmt ihres Lebens Licht.
Die Sonne kommt des andern Tages wieder,
Die guten Menschen kommen — nicht.
Doch wird der Leib im Grabe auch zu Staube,
Der Geist des Menschen lebet fort.
Und schwingt sich einstens froh, so lehrt der Glaube,
Mit jenem neu aus stillem Ort.
Dann wird die Sonn' auf immer ruhig steh'n,
Der Mensch lebt ewig, wird nie untergeh'n.

H. Böhm.

Mannigfaltigkeiten.

Nachrichten, die uns aus Florenz zugehen, sprechen von einer großartigen Fälschung, der man auf die Spur gekommen ist. Bekanntlich erhält Italien jedes Jahr eine Million Kartons mit Seidenraupeneiern aus Japan gesandt. Man hat nun in Mailand 20,000 Kartons gefunden, die mit allen Zeichen der Authentizität, mit Stempeln und Marken der japanischen Provinzen, mit der großen schwarzen Ziffer des Vertrags kurzum ganz genau so sind, als die ächten Kartons, nur, daß der Stempel des Konsulats fehlt. Nun aber sind diese Kartons leer, und man wollte sie mit inländischen Eiern füllen. Diese Fälschung erklärt dann sehr leicht, warum man sich in letzterer Zeit so sehr über die schlechte Qualität der Eier beklagt hat. Diese Kartons hätten, wären sie mit ächten Eiern gefüllt, jeden den Werth von 30—35 Fr., während die inländischen Eier einen sehr geringen Werth haben. Es handelte sich mithin um eine recht großartige Betrügerei. Jedenfalls haben Alle, welche von Italien aus diese Seidenraupeneier beziehen, Ursache, auf ihrer Hut zu sein. Der Handelsminister, welcher diese Betrügereien zur öffentlichen Kunde gebracht hat, hat, wie es heißt, die Spur der Betrügereien verloren. Man hat es nicht gewagt, bei den Häusern in Mailand, an die die Kartons adressirt waren, eine Untersuchung anzustellen. Die Angelegenheit scheint, vielleicht absichtlich, erstickt zu sein. Gewarnt ist man jedenfalls.

Wie aus München berichtet wird, hat der Tenorist Nachbaur, bisher in Darmstadt, wo ihm ein glänzender Abschied bereitet wurde, sein Engagement am Münchener Hoftheater am 2. ds. angetreten. Er wird in der Richard Wagner'schen Oper „Die Meistersinger von Nürnberg", welche noch vor Ablauf dieses Monats zur ersten Aufführung gelangt, den Walter von Stolzing singen. In den bisherigen Proben hat sich der Komponist überaus lobend über die Leistungen Nachbaurs ausgesprochen, und dem Künstler auch eine Statuette, Walter von Stolzing darstellend, als Anerkennung zum Geschenk gemacht.

Räthselfrage.

Wann war die Welt am engsten,
Der Tag am längsten,
Und den Füchsen am bängsten?

Auflösung der Charade in Nr. 119:

Trägt etwas je in selt'nem Bau
Die Wunder der Natur zur Schau
So ist's die „Tropfsteinhöhle"!

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 130 Samstag, 6. Juni 1868.

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

„Ich glaubte meine Nichte in Ihrer Gesellschaft," sagte die Generalin zu Groningen.

„Die Eine nur, Exzellenz, die Andere führt Ihr Cousin."

Sie überhörte das. „Also haben Sie meine Warnung nicht beachtet, scheuen sich nicht, Ihr altes, stets so ehrenhaftes Geschlecht —"

„Meine Gnädige — Ihrer wohlgemeinten Warnung wollen wir nicht gedenken. Was die Ehrenhaftigkeit meines Geschlechtes betrifft, auf die ich in Wahrheit stolz bin und stolz zu sein Ursache habe, so hoffe ich, dieselbe meinerseits nicht allein zu bewahren, sondern auch meinen etwaigen Nachkommen zu überliefern. Sie wissen, Exzellenz, daß ich nicht zu Denen gehöre, die ihre altadelige Abstammung gering achten. Ich halte sie hoch — so hoch, um lebhaft die Verpflichtungen zu empfinden, die sie auflegt. Je mehr und glänzendere Tugenden der Sprößling eines alten Hauses besitzt, um so höher steht sein Adel, während eine gemeine Gesinnung den Abkömmling der vornehmsten Familie erniedrigt — noch unter das Volk, bei dem äußere Umstände zuweilen den drückendsten, ja einen wahrhaft entwürdigenden Einfluß üben. Oft hatte ich Gelegenheit, Ihren scharfen Verstand wie Ihren Gerechtigkeitssinn zu bewundern und vornehmlich Ihre warme Anerkennung jeder Charaktergröße. Da frappirt mich nun ein Umstand. Gewiß kennen Sie das Gedicht Pfeffels:

Auf einem Hügel des Wasgaus lag
Vor Alters eine Kapelle.

„Es war in meiner Jugend mein Lieblingsgedicht. Wie kommen Sie jetzt darauf?"

„Wen rührt und entzückt nicht diese Jutta — wer möchte sie nicht, wenn sein Geschlecht zufällig sieben bis acht Jahrhunderte hinaufreicht, mit Freuden unter seine Ahnen zählen? Nun, die Tochter diese Hauses hat eine Jutta unter ihren Vorfahren, unter den nächsten sogar — ihre Großmutt r! Ja, was ist Jutta, die ihren blinden Mann leiten will, gegen diese Frau, die für den im Dienst des Vaterlandes zum Krüppel gewordenen Geliebten arbeitet und darbt — über ihre Kräfte — bis zum Tode!"

„Das thun unzählige Weiber aus dem Volke!"

Er lächelte. „Damit stellen Sie unsere ganze Adelstheorie auf den Kopf — danach wären die Weiber aus dem Volke die ersten Edeldamen. Aber beschränken wir den Begriff der weiblichen Größe nicht allein auf die Hingebung, die Selbstentäußerung. Ist denn Baronin Margareth Reichenstein nicht der Inbegriff dessen, was wir eine „Edelfrau" nennen?"

„Die Geburt ausgenommen. Wäre sie nicht eben die Tochter ihres Vaters —"

„Meine Gnädige, wie stellen Sie sich ungefähr unsere eigenen und die verehrungswürdigen Ahnherren aller alten Geschlechter vor? Ich bin überzeugt, neben ihnen würde der alte Schrödter als ein Wunder von Bildung und Manierlichkeit, als ein wahrer Gentleman erscheinen. Wie weit übertrifft er die Reisigen, welche einst ein Schwertschlag zu Rittern machte, an Verstand und Kenntnissen, an Zartgefühl und Humanität! Wie vieler Generationen bedurfte es, bevor unsere Ahnen auf seinen Standpunkt gelangten! Sie schütteln den Kopf? Nun denn, unser Stammherr war nicht ein ganz ungeschlachter Kriegsknecht, sondern so weit von der Kultur beleckt, wie Schrödter. Welche Kluft zwischen diesem und seiner hochgebildeten Tochter! Eine Kluft, die hier die Liebe überbrückt, deren Ausfüllung aber zwischen zwei Individuen eines beliebigen alten Geschlechts Jahrhunderte erfordert hätte. Ist somit diese Familie nicht wahrhaft prädestinirt? Muß die Verbindung mit ihr nicht jedem Edelmann eine Ehre und zugleich Bürgschaft für das Fortblühen seines Hauses sein? Die Enkel wenigstens werden sich solcher Vorfahren rühmen. Wir bedürfen einer Regeneration. Sie kennen die physische und intellektuelle Entartung mancher alten Geschlechter, jene traurige Folge der Ehen zwischen Verwandten; den alten Stämmen müssen frische, lebenskräftige Reiser eingeimpft werden."

Sie hatte ihn, während sie langsam dahinschritten, mit erstaunlicher Gelassenheit angehört und sagte jetzt, stehenbleibend, ruhig: „Ich würde Ihnen vielleicht vollkommen Recht geben, wo es sich um dritte Personen und nicht um uns selber handelt. Hier kann ich mich mit dieser Einimpfung im Interesse des Adels nicht einverstanden erklären, namentlich so lange es ebenbürtige gibt, die nicht Cousins und Cousinen sind. Uebrigens sagen Sie das großentheils nur für mich — als Beschönigung."

„Weil ich für mich keiner Beschönigung bedarf, weil

ich Gretchen mir vollkommen ebenbürtig halten würde, selbst wenn ich sie nicht liebte," versetzte er warm. „Da ich sie aber liebe, erscheint sie mir als eine Perle, würdig der reichsten Fassung. Sie schmückt meine arme kleine Freiherrnkrone mit neuem Glanze."

„Sie irren — das Mädchen ist arm, hat also nicht einmal das Verdienst einer jüdischen Bankierstochter, die mit ihrem Gelde dem verarmten adeligen Gatten aufhilft. Ja, es besitzt nicht einmal —"

Er erbleichte. „Frau Generalin, Sie legen mir da einen Beweggrund unter —"

„Den ich nicht verdammen kann. Reichthum ist die nothwendige Folie guter Geburt — wo er fehlt, muß er erworben werden. Es gibt dazu unehrenhaftere Mittel, als eine Heirath. Hier sind Ihre Voraussetzungen jedoch falsch — das Mädchen besitzt nicht nur kein Vermögen, sondern nicht einmal Anspruch auf den edeln Namen, welchen es führt, wie ich Ihnen sogleich auseinandersetzen will."

„Exzellenz!"

„Ich beklage, daß Sie so weit engagirt zu sein scheinen, indeß hat eine derartige Liaison nicht viel zu bedeuten, ist leicht zu lösen. Ich biete Ihnen dafür eine andere Verbindung mit einem Fräulein aus edelstem Blut, mit einem Vermögen, noch einmal so groß wie das Fräulein Margareth Schröders irrthümlich geschätzt wird. Mit einem Wort, die rechtmäßige Erbin eines schönen Besitzthums — dieses —"

„Sie benutzen das Vorrecht Ihres Geschlechtes in einer Weise, meine Gnädige.... Ich möchte nicht gern vergessen, was ich einer Dame und mir selber schuldig bin — daher —" Er verbeugte sich und wandte ihr den Rücken.

„Ganz wie die Schwiegermama!" murmelte sie spöttisch und machte rasch und unbewußt einen Schritt auf eine unter überhängendem Gezweig verborgene Bank zu. Ein leiser Schrei erklang — Hortense war aufgesprungen, bestürzt, daß die Tante nun ihre rothen Augen wahrnehme.

Dieselbe war indeß ungewöhnlich gütig. „Du hier? — Aber fasse Dich, mein liebes Kind — der Thor!... Wenigstens sollst Du eine glänzende Genugthuung haben! Es sind das jugendliche Enttäuschungen, mit denen wir fertig werden müssen und — zuletzt auch fertig werden." Sie führte sie aus dem Garten, ohne das Schloß zu betreten, und stieg in den Wagen, der ihrer harrte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Zella.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Krieg des Jahres 1866.)

Am nämlichen Tage, den 4. Juli, an dem bei Roßdorf gekämpft wurde, entspannen sich auch heftige Kämpfe im Fuldathale. Hier stand die 3. Infanterie-Division Zoller in der Nacht vom 3. auf den 4. Juli folgendermaßen: Das 1. Jägerbataillon bei Neidhardshausen, das 1. Bataillon des 14. Inf.-Reg. in Diedorf, das 2. Bataillon dieses Regiments mit der 1. Schützen- und 1. Kompagnie des 6. Inf.-Reg. in Zella; die 5. Brigade mit dem 1. und 2. Bataillon des 15. Inf.-Reg., dem 5. Jägerbataillon, der Divisions-Kavallerie und Artillerie in Klings, Fischbach, Empfertshausen und Andenhausen. Vier Kompagnien des 6. Inf.-Reg. waren, wie bei der Relation über das Gefecht von Roßdorf gesagt wurde, in Wiesenthal; das 3. Bataillon vorbenannten Regiments war mit einem Zuge Kavallerie in die Tann beordert. In dieser Stellung erwartete die 3. Infanterie-Division mit Tagesanbruch einen Angriff des Gegners. Die in Neidhardshausen und Zella befindlichen Abtheilungen stunden schon am frühen Morgen des 4. Juli in vollster Gefechtsbereitschaft; die 5. Infanteriebrigade war in die Position bei Fischbach eingerückt. Man erhielt in Zella um 8 Uhr die Nachricht, daß sich in den Wäldern bei Föhlritz und Steinberg Preußen zeigten, und gegen 9 Uhr gewahrten die Posten auf den Höhen bei Neidhardshausen das Anrücken feindlicher Abtheilungen. Chevaulegers, welche von Zella über Neidhardshausen auf der Straße gegen Dermbach vorpoussirten, kehrten nach wenigen Minuten im gestreckten Galopp zurück und meldeten, daß der Feind im Anmarsch sei.

Das Gefecht bei Zella ist in drei Momente getheilt und zwar: Erster Moment. Von 9—11 Uhr. Zella und Neidhardshausen werden von den Preußen angerissen und nach tapferem Widerstande von den Bayern allmählich geräumt. Zweiter Moment. Von 11—2½ Uhr. Die 5. Brigade ist aufmarschirt. Das Gefecht kommt zum Stehen und es entwickelt sich ein heftiger Geschützkampf. Dritter Moment. Von 2½—4 Uhr. Abbrechen des Gefechtes und allmählicher Rückzug der 3. Division, ohne verfolgt zu werden. Erster Moment. „Kaum waren die Chevauxlegers durch Neidhardshausen zurück, so fielen auch schon die ersten Kanonenschüsse. Die Preußen hatten gegen den nördlichen Ausgang von Neidhardshausen zwei glatte Geschütze auf 800 Schritt Entfernung aufgefahren und ließen unter dem Schutze dieses Feuers starke Plänklergruppen am nördlichen Hange des Tauffsteins vorrücken. Frontal wurde die Ortschaft nicht angegriffen; allein durch das Vorgehen des Feindes ward gleich bei Beginn des Gefechtes die rechte Flanke und der Rückzug der dortigen Besatzung ernstlich bedroht. Auf dem linken Ufer der Fulda, zwischen dieser und der Straße zeigten sich zwei preußische Husarenschwadronen, augenscheinlich in der Absicht, über die Infanterie, wenn dieselbe etwa aus Neidhardshausen gegen Zella retiriren wollte, herzufallen. Um nicht abgeschnitten zu werden, mußten die beiden in Neidhardshausen postirten Kompagnien nach Abgabe einiger Schüsse den Platz räumen und mit

Hülfe der einzigen vorhandenen Brücke das rechte Ufer der Felda und die Höhe zu erreichen trachten. Inzwischen waren aber die preußischen Tirailleurs fast bis auf die volle Höhe des Taufsteins gelangt, und die 1. Schützenkompagnie des 6. Regiments hatte sich feuernd zurückgezogen. Sie scheint jedoch die Fühlung mit den Jägern sehr bald verloren zu haben, denn diese wurden, nachdem sie kaum die Ortschaft verlassen hatten, in ihrer rechten Flanke heftig beschossen. Die genannte Kompagnie ging auf Fischbach zurück und kam an diesem Tage nicht mehr ins Gefecht. Während das 1. Jägerbataillon langsam und mit sich ablösenden Ketten erfolgreich feuernd gegen Diedorf wich, hatte auch der Kampf um Zella begonnen. Zwei preußische Bataillone rückten in drei Kolonnen gegen diese Ortschaft vor. Die eine kam vom Waltersberge, die zweite von Föhlritz, die dritte, Föhlritz rechts lassend, längs des Abhanges. Letztere wurde zuerst sichtbar, und gegen sie eröffneten die beiden Zwölfpfünder des Oberlieutenants v. Zu-Rhein auf 1200 Schritt Entfernung das Feuer mit Granatkartätschen. Bald entspann sich auch ein heftiges Plänklergefecht, in welches nach dem Rückzuge des 1. Jägerbataillons aus Neidhardshausen die von dort vordringenden Preußen gleichfalls eingriffen. Der Feind hatte sich Zella genähert, und seine Bewegungen ließen die Absicht erkennen, die lange Hauptfront der Ortschaft nur zu beschäftigen und dieselbe auf der Südwestseite anzugreifen." Dem zu begegnen, wurden Theile der 4. Schützen- und 7. Kompagnie des 14. Regiments aus dem Schloßgarten eiligst in den Kirchhof genommen und dadurch gelang es, das Eindringen des Feindes glücklich zu verhindern.

Die Geschützbedienung des Oberlieutenants v. Zu-Rhein wurde von der über Neidhardshausen vorgedrungenen preußischen Infanterie, welche hinter einem nordöstlich von Zella gelegenen Raine gedeckte Aufstellung fand, mit Geschossen wahrhaft überschüttet; dennoch behauptete dieser Offizier seinen Posten und ließ, da die feindliche Aufstellung nur 600—700 Schritt von ihm entfernt war, mit Büchsenkartätschen feuern. Nach und nach hatte er aber so erhebliche Verluste erlitten, daß er bei längerem Verweilen fürchten mußte, nicht das nöthige Menschen- und Pferdematerial übrig zu behalten, um seine Geschütze aus der Stellung zu bringen. Mit einigen rasch auf einanderfolgenden Kartätschenlagen hielt er sich daher die feindliche Infanterie, welche Miene machte, gegen ihn vorzubrechen, vom Leibe, dann protzte er auf. In diesem kritischen Momente wurde der Trompeter, ein Unteroffizier und vier Kanoniere verwundet, zwei Reit- und fünf Zugpferde waren bereits getödtet. Demungeachtet wollte Oberlieutenant v. Zu-Rhein weiter rückwärts noch einmal auffahren; allein nicht nur machten die erlittenen Verluste dieß in dem tiefaufgeweichten Boden unmöglich, sondern er sah sich auch gezwungen, einen Munitionswagen, dessen Vorreitpferde schon früher getödtet worden waren, und dessen beide Mittelpferde nunmehr beim Durchfahren eines Ackerfeldes von einer Granate getroffen fielen, zurückzulassen, da die beiden abgetriebenen Stangenpferde allein den eingesunkenen schweren Wagen nicht frei zu machen vermochten. Oberlieutenant v. Zu-Rhein ließ von seinen 25 Kanonieren 9 todt und verwundet auf dem Kampfplatze, von 20 Pferden waren ihm 10 verloren; er hatte mit seinen beiden Geschützen geleistet, was eine brave Artillerie nur immer leisten kann." Die unter Oberstlieutenant Horadam südlich von Zella aufgestellte Kavallerie hatte viel durch Geschütz- und hauptsächlich durch das Feuer der Infanterie, welche auf der Taufsteinhöhe vorgedrungen war, zu leiden; eine in der 3. Eskadron platzende Granate verursachte großen Verlust und Verwirrung; die Eskadron mußte rückwärts gesammelt werden. Oberstlieutenant Horadam machte mit der 2. und 3. Eskadron des 2. Chevauxlegersregiments eine Attaque auf die Plänkler, welche wichen, aber wegen des Terrains nicht weiter verfolgt werden konnten, weßhalb auch die Kavallerie in eine gedeckte Stellung hinter Diedorf zurückgenommen wurde. Unterdessen hatten die Preußen ihr Feuer gegen Zella lebhaft fortgesetzt und schienen einen erneuten Angriff vorzubereiten. Der in Zella kommandirende Major Dichtel hatte aber vom Generallieutenant v. Zoller die mündliche Weisung erhalten, die Ortschaft nur so lange zu behaupten, bis die bei Fischbach stehende Brigade vorgerückt und zum Eingreifen in das Gefecht bereit sei. Er glaubte daher, nachdem dieser Moment eingetreten war, einen zweiten Angriff nicht abwarten zu sollen, sondern gab Befehl, Zella kompagnienweise zu räumen, wobei die Kompagnie des 6. Regiments den Schluß machen und den Rückzug decken sollte. Die eigenthümliche Beschaffenheit dieses Dorfes aber gestattete den schon sehr nahe gerückten Preußen rasch einzudringen, so daß dieselben der zurückgehenden Mannschaft des 14. Regiments fast auf dem Fuße folgten, und die in Mitte der Nordumfassung des Ortes befindliche Kompagnie des 6. Regiments sich plötzlich von allen Seiten eingeschlossen sah. Seinen Hauptmann an der Spitze, suchte sich dieses kleine Häuflein mit dem Bajonnet Bahn zu brechen; allein kaum in's Freie getreten, wurden sie aus allen Richtungen heftigst beschossen. Hauptmann König, durch den Kopf getroffen, fiel, gleich nach ihm Oberlieutenant Brunner, der die letzte Abtheilung aus Zella herausführte; nur 19 Mann unter dem Kommando des Lieutenants Herrmann entkamen. Ein kleiner Trupp von 11 Mann hatte sich verspätet und suchte durch den Garten des Försters durchzubrechen. Dieß gelang nicht; der Feind drängte, da konnten sie sich im Freien nicht mehr halten und suchten Schutz in der nahen Scheune. Von hier aus feuerten diese Braven, jede Aufforderung, sich zu ergeben, ablehnend, unablässig bis der letzte Mann kampfunfähig war. Die Preußen fanden, als sie eindrangen, 9 Leichen neben 2 Schwerverwundeten." 2. Moment. Es war jetzt 11 Uhr. Die 5. Brigade war schon beim ersten

Kanonenschuß gefechtbereit aufgestellt, jedoch Anfangs zurückbehalten worden, da Generallieutenant v. Zoller Tags vorher aus der Tann Meldung über die Anwesenheit eines kleinen feindlichen Korps in Geisa bekommen hatte. Diese Nachricht ließ ihn eine Flankirung über Andenhausen befürchten, und hielt ihn überhaupt während des ganzen Gefechtes um so mehr zurück, in die Offensive überzugehen, als der Umstand, daß seine eventuelle Rückzugslinie durch das Kalten-Nordheimer Defilé führte, an und für sich große Schwierigkeiten bereiten konnte. Erst um 10 Uhr wurde eine theilweise Vorwärtsbewegung angeordnet und die 5. Brigade vorgezogen. Das 1. Bataillon (Moor) des 15. Regiments marschirte nördlich von Diedorf in Gefechtslinie auf, und entsendete zum Schutz gegen die über den Taufstein den Jägern nachdrängenden feindlichen Plänkler die 1. Schützenkompagnie, gefolgt von der 1. in seine rechte Flanke. Das 5. Jägerbataillon unter Kommando des Stabshauptmanns von Königsthal nahm auf 500 Schritte nordwestlich von Diedorf Stellung und hatte 2 Kompagnien als Plänkler aufgelöst, die beiden andern in Reserve. Das 3. Bataillon (Pöllath) des 15. Regiments rückte an den nördlichen Ausgang von Diedorf und detachirte auf speziellen Befehl des Generallieutenants die 9. und die 6. Schützenkompagnie an die Felda-Mühle und die dort befindliche Furth mit dem Auftrag — das Vordringen der Preußen auf diesem Punkte um jeden Preis zu verhindern. Die beiden Bataillone des 11. Regiments waren Anfangs bis hart hinter Diedorf herangezogen worden, nahmen aber bald auf 500 Schritte westlich gedeckte Stellung hinter dem Hang einer von Klings gegen Diedorf hinziehenden Schlucht, woselbst sie im Wesentlichen bis zum Schluß des Gefechts verblieben. Nach der Räumung von Zella hatten die 2. Schützen- und die 1. Kompagnie des 14. Regiments den Kampf aufgenommen und erfolgreich fortgeführt, bis das erste Treffen der 5. Brigade nördlich von Diedorf aufmarschirt war. Dann aber nahm Major von Täufenbach, der dieses Plänklergefecht ununterbrochen persönlich geleitet hatte, die beiden Kompagnien, denen ohnedieß die Munition ausgegangen war, aus der Feuerlinie zurück und sammelte sofort sein Bataillon rückwärts von der genannten Brigade. Das 1. Jägerbataillon war noch auf dem Rückmarsch nach Diedorf begriffen, den es, vom Feinde überhöht und fast unausgesetzt in der rechten Flanke beschossen, fechtend fortsetzte. Vier gezogene Geschütze unter Oberlieutenant Weber wurden südwestlich von Diedorf plazirt und traten hier gegen eine an den Schloßgarten von Zella vorgerückte preußische Batterie, welche sich in der Folge auf 14 Geschütze verstärkte, in Aktion. Das Bataillon Pöllath hatte am Ausgange von Diedorf nur kurze Zeit gehalten, und wurde dann in nordwestlicher Richtung gleichfalls in die erste Linie vorgezogen, so daß es sich links an das 5. Jägerbataillon anschloß und nach rechts mit dem Bataillon Moor Verbindung hielt. Das Plänklergefecht entwickelte sich rasch längs der ganzen Front; allein die auf der Taufsteinhöhe vorgehende preußische Infanterie war, begünstigt durch ihr stets dominirendes Feuer, bis in die Höhe von Diedorf vorgedrungen, die Ortschaft selbst schien bedroht und es wurde daher das 1. Bataillon des 15. Regiments in dieselbe zurückgenommen, mit dem Befehl, sich dort zu nachhaltiger Vertheidigung einzurichten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Schweinfurt schwärmte am 29. v. Mts. eine junge Bienenfamilie durch ein offenes Fenster in das Zimmer Nr. 12 des Gasthauses zum „Raben“ und setzte sich unten an ein Kanape in dessen Federn, so daß die Fassung des Schwarmes eine sehr schwierige war.

Charade.

Gab die Vergangenheit nur Leiden
Und war das Schicksal streng und hart,
Dann wähle meine ersten Beiden,
Und freue dich der Gegenwart!
Ums Dritte wird oft sehr gestritten,
Der Eigennutz hält es für Pflicht;
Das Vierte ist nicht gern gelitten,
Weil's nie bejaht, stets widerspricht.
Das Ganze hörst du aus dem Munde
Treuliebender als letztes Flehn,
Wann sie erscheint die Trennungsstunde,
Auf ungewisses Wiederseh'n.
Auch prangt es lieblich auf der Flur,
Gern folgt die Jungfrau seiner Spur.

Ch. K—r in Eisenbach.

Auflösung der Charade in Nr. 129:

Kann ich für den „Glückwunsch“ nur
Dank in dürren Worten sagen: —
Weiß mein Freund schon, wie viel Uhr
Es beim M. M. hat geschlagen.

M. M.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 131 Montag, 8. Juni 1868.

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

V.

Der angedrohte Prozeß ward anhängig gemacht, der Antrag gestellt: die Ehe für nichtig zu erklären und anzuerkennen, daß Verklagte ein Erbrecht auf des Verstorbenen Nachlaß überhaupt nicht habe und ihren Kindern ein solches wenigstens nicht als Nachkommen aus einer Ehe zur rechten Hand gebühre. Sämmtlichen Familiengliedern erschien die Sache zuerst geradezu lächerlich. Der alte Schrödter setzte seine Brille auf und buchstabirte die Schriftstücke kopfschüttelnd zusammen. Der angezogene Gesetzes-Paragraph ließ ihn in helle Entrüstung ausbrechen. „Weibspersonen — es steht wahrhaftig so da. Wer in aller Welt ist denn ihre Weibsperson? Welche anständige Frau wird so genannt? Wie kann das Gericht uns ein Schimpfswort hierher schicken? Eine solche Injurie! Weibspersonen sind verlaufene Dirnen!“

Mit Mühe nur war es ihm begreiflich zu machen, das Wort habe keine schimpfliche Bedeutung, sei eben nur im Sinne jener Zeit gebraucht.

Groningen überkam eine Anwandlung von Humor, als er das vernahm. Bei nächster Gelegenheit schüttelte er dem wackeren Ahn, wie er Schrödter in Gedanken nannte, tüchtig die Hand. Der Kontrast zwischen dem „gemeinen“ Mann, den dieß Wort empörte, mit der hochgebornen Dame, die sich nicht scheute, es auf die Gattin ihres Bruders anwenden zu lassen, war schlagend.

„Sagen Sie selber — ist das nicht kurios?“ meinte der Alte. „Da dünken die Leute sich nun so gebildet, meinen es Wunders wie eingerichtet zu haben. Und es ist auch anders, besser geworden — ja. Aber wenn selbst ein armer, rechtschaffener Kerl als Mensch estimirt und nicht per Er angeschnauzt wird wie früher, so sollte doch auch das Uebrige dazu passen. Im Gesetz zum Wenigsten sollte nicht mehr stehen, was sonst als Schimpfswort gilt. Mir deucht, dann könnte so etwas, wie diese Klage, nicht passiren!“

Wieder schüttelte der junge Mann ihm die Hand, dießmal ohne jeden humoristischen Nebengedanken. „Gewiß, die Fassung eines Gesetzes entspricht meist seinem Inhalt. Ist jene veraltet, so ist auch gewöhnlich dieser unzeitgemäß geworden und müßte verändert oder beseitigt werden.“

„Mein Bischen Verstand steht ganz still. Da wären die Adeligen ja so schlimm dran wie vor Zeiten die Leibeigenen, die auch die Erlaubniß der Herrschaft zum Heirathen brauchten. Heute kann sich doch wohl Jeder die Freiheit nehmen, ein Mädchen nach seinem Herzen zu wählen. Der Mann macht eben die Frau — was er ist, wird sie gleichfalls. — In der Bibel kommt es ja oft genug vor — nehmen wir zum Exempel Ruth oder gar Esther — daß ein armes Mädchen eine reiche Frau wird. Was nicht gegen göttliches Recht und Gesetz ist, wie kann das gegen menschliches sein? Heute noch, wo die Welt so aufgeklärt ist? Und dann — von Wiedertäufern habe ich wohl gehört, die die Kindertaufe nicht für voll ansehen. Aber eine Ehe, die ein geweihter Priester vor Gottes Altar einsegnete, kann doch in einem christlichen Lande nicht mir nichts dir nichts null und nichtig werden. Und wenn sie der Familie noch irgend eine Schande machte, die Frau! Aber Margareth! — Von einer Ehe zur Rechten oder Linken verstehe ich vollends nichts — das ist mir zu hoch. Entweder ist eine Ehe eine rechte Ehe oder sie ist gar keine, ist — aus Respekt vor Ihnen will ich nicht sagen — was! Ist das nicht zum Verrücktwerden? ... Könnte ich dabei nur irgend was thun!“

„Ich hab's!“ rief er ein andermal, als er das Schloß mit freudestrahlenden Augen betrat. Denn er wohnte noch immer in dem kleinen Försterhause, behauptete: die hohen, kostbar ausgestatteten Zimmer und all' der Luxus im Schlosse passe nicht für ihn, würde ihm unbehaglich sein, wie auch seine beständige Gegenwart die Kinder hindern müßte, zu sprechen und zu thun, wie es sich für ihren Stand schicke und gebühre. „Jetzt hab' ich's,“ wiederholte er. „Ich gehe zum König! Ja, staunt nur — aber das ist am besten! Daß es mir nicht gleich einfiel! Der König wird dem Gerichte verbieten, so kuriose Klagen anzunehmen und der superklugen Frau Generalin Exzellenz eine tüchtige Nase geben.“

„Aber lieber Vater, der König mischt sich nicht in Zivilprozesse; sie werden nach den Gesetzen entschieden.“

„Desto besser — er braucht bloß dieß Gesetz ab-

zuschaffen. Und das wird er thun — es kostet ihn nur einen Federstrich! Ich werde Dir und den Kindern schon Recht schaffen, so wenig schön ich sonst auch zu reden weiß. Majestät, sage ich, die Sache steht so und so. Wie, das brauchst Du nicht zu hören; ich werde Dich doch nicht in Deine Augen hinein loben, aber der König soll Alles wissen. Glaubt er mir nicht auf mein Wort, so möge er eine Untersuchung anstellen, ob eine Christenseele etwas gegen Dich weiß, was sich für eine Baronin nicht schickt. Das Alleinige, was sie an Dir aussetzen können, ist: daß ich aus niederem Stande bin. Aber sie sollens spüren. Majestät, sage ich, hier der Armstumpf — das ist mein Adelsbrief und Wappen, und ein Hundsfott, wer den nicht estimirt! Ich tausche nicht mit den adeligen Herren und Generälen, die Anno Sechs und Sieben den König und das Land verriethen, und meine Kinder und Kindeskinder bedankten sich auch für die vornehme Sippschaft. Es war meine verdammte Schuldigkeit, nicht bloß den Arm, sondern auch das Leben hinzugeben — ja, und ich habe davon auch nie ein Aufhebens gemacht, Herr König. Aber wer so und allewege seine Schuldigkeit that, dem sein Kind und seine Enkel sollten nicht schimpfirt werden, nicht schimpfirt werden dürfen — von Gottes- und Rechtswegen. Ich bin freilich nur ein schlichter Kerl, aber wie das Taufwasser Jeden, auch den Geringsten, aufnimmt in den Christenbund, daß er Theil habe am Himmelreich wie die Höchsten, also gehört auch Einer, der sein Blut für den König, die Freiheit und das Vaterland verspritzte, nicht zum Plebs. Die Bluttaufe von Anno Dreizehn hat auch die Knechte zu Freien gemacht. Der gemeine Mann darf sich seitdem dreist neben den Adeligen stellen — denn Blut ist das Köstlichste, was der Mensch zu geben hat, gleichviel ob er hoch oder niedrig geboren ist."

„Blut ist ein ganz besonderer Saft!" Lothar wußte selber nicht, wie ihn die Reminiszenz anflog.

„Und Ew. Majestät getreues Volk hat seinen Lebenssaft nicht gespart als es Noth that!" fuhr der Alte begeistert fort. „Und wenn es wieder Noth thun sollte, färbt es noch einmal und zehnmal die deutschen Ströme roth, und nicht mit Sklavenblut, bei Gott! nicht mit Sklavenblut! Drum sollte heutzutage Niemand mehr als Sklave betrachtet werden. Brüderlich mischte sich damals das Herzblut von Fürst und Volk, Vornehm und Gering; die Erde, die es trank, machte keinen Unterschied, ob's aus den Adern des Prinzen oder Landwehrmanns rieselte. Und das Blut in den Adern sollte sich nicht friedlich mischen, der Tropfen vom Lebensquell Eines, der nicht „Von" ist, sollte altadelig Geblüt verunehren? Das wäre ein schlimmes Ding, Majestät, dann stände es schlecht um unser Land, so schlecht, wie damals, da der Herr Vater seinen Thron wackeln fühlte. Denn der festeste Kitt für den Fürstenthron ist eben das Blut des Volkes! Sollten die Adeligen allein ihn zusammenhalten, er ginge wieder aus dem Leime wie in der unglücklichen Campagne. Das sah der Herr Vater ein und stützte sich vornehmlich auf die niedern, nicht auf die hohen Stände, und machte die Leibeigenen frei und kehrte sich nicht an die Vornehmen, die ihm d'rein reden wollten, und gab Gesetze, die unser Vaterland groß und angesehen machten. Manches blieb freilich noch übrig zu thun, denn Rom ist nicht in einem Tage erbaut. Aber fahren Sie da fort, Majestät, wo der Herr Vater aufhörte. Erlassen Sie oder der Nachfolger dann einmal einen Aufruf „An mein Volk," dann bleibt wahrlich Keiner zu Hause, und seiens drei Bonapartes, sie werden vernichtet, müßten sie auch durch Blutströme ersäuft und fortgeschwemmt werden. Zuerst aber, gnädiger König, schaffen Sie den Paragraphen im Landrechte ab; er paßt nicht mehr in diese Zeit — hätte schon sollen mit den Zöpfen abgeschnitten werden. Ein gutes Korn ist freilich auch in dem Satz. Mit Weibspersonen, d. h. schlechten Frauenzimmern, gleichviel weß Standes, sollten die Ehemänner nicht gehalten sein, sich Zeitlebens zu plagen. Sie mögen ihnen einen Scheidebrief geben, wie es im alten Bunde heißt, und eine Andere, Bessere freien, doch natürlich so, daß die unschuldigen Kinder keine Unehre von der schlechten Mutter haben. Aber einer rechtschaffenen Frau müßte nie und nimmer das Herz gebrochen werden damit, daß Einer nur munkeln kann, sie wäre nicht ein ehrbares, angetrautes Eheweib, bloß weil ihre Eltern im Elend geboren wurden. Das sollte billig Niemand als Schande ankleben, denn dafür kann Einer so wenig, als daß seine Sippe vornehm und er ein Glückskind ist. Also schaffen Sie das Gesetz ab, Herr König! Und er schafft es geschwind ab — meint Ihr nicht, Kinder?"

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 6. Juni 1868.

Mit Rücksicht auf die vom Exekutiv-Komite des IV. italienischen Nationalschießens seiner Zeit in zuvorkommenster Weise hierher gerichtete Einladung zur Theilnahme an diesem Schützenfeste, und in Anerkennung der warmen Sympathie, welche sich in den betreffenden Zuschriften für das bevorstehende deutsche Nationalfest kundgab, konnte das Zentral-Komite die Festtage des italienischen Nationalschießens zu Ende des vorigen Monats nicht vorübergehen lassen, ohne die daselbst versammelten Schützen im Namen des Festortes Wien zu begrüßen und dem lebhaften Bedauern Ausdruck zu geben: daß die dringenden Vorarbeiten für das III. deutsche Bundesschießen das persönliche Erscheinen

von Vertretern des Komite's in Venedig nicht gestattet haben.

Auf das bezügliche in italienischer Sprache abgefaßte Telegramm ist sofort nachfolgende Rückantwort eingelangt:

„Telegramm.

Venezia Campo Marte.

An das Central-Comité des III. deutschen Föderal-Schießens in Wien.

Dank für Euere herzlichen Grüße; Dank für Euere großmüthigen Glückwünsche! Die junge italienische Nation sucht die endlichen Zwecke des Fortschrittes zu erreichen, und zur Brüderschaft und Achtung der Völker. Wir hoffen, daß zu Euerem III. deutschen Föderalschießen auch mehrere italienische Schützen kommen werden, und theilen wir einstweilen allen deutschen Schützen unsere herzlichen Glückwünsche mit.

Das Comité des IV. italienischen Nationalschießens.

Calmi.“

Die Festbauten gestalten sich in ihrem Fortschreiten immer großartiger und regen die allgemeinste Theilnahme an. Insbesondere bietet eben jetzt die Aufstellung der Festhalle in allen ihren kolossalen Dimensionen nicht allein der Neugierde volle Befriedigung, sondern regt auch das Interesse der Fachmänner vom technischen Standpunkt aus vielseitig an. Die Gerüstwerke für die Aufstellung sind so konstruirt, daß ganze Theile der Halle im Gewichte von mehr als 400 Zentnern auf einmal gehoben und aufgerichtet werden können.

Ehrengaben wurden neuerlich angemeldet:

Vom Freihandschützen-Verein in Stollberg 1 Suppenschöpfer und 2 Löffel von Silber, Werth 11 Thlr.

Von mehreren Weinhändlern und Produzenten aus Bingen a. Rh. 4 Kisten Rheinwein, Werth 240 fl.

Von Hrn. B. B. Hertel in Bingen eine Kiste Rheinwein, Werth 35 fl.

Von Hrn. Karl Gräff in Bingen 1 Kiste mit Cigarren und Tabak, Werth 50 fl.

Vom Freihandschützen-Verein in Meißen, Blumenvase, Werth 50 fl.

Von der Schützengesellschaft „Wilhelm Tell“ in Düsseldorf im Baaren 50 Thlr.

Vom Schützenverein „Düsseldorfer Freihandschützen am Grafenberg“ im Baaren 10 Thlr.

Von der Dresdener Schützengesellschaft zwei Ehrengaben im Werthe von 200—250 fl.

Vom Schweizer Schützenverein ein Silberpokal, Werth 700 Fr.

Von der Schützengesellschaft in Chemnitz (Sachsen) 150 fl.

Sehr erfreulich lauten die Nachrichten über die Vorbereitungen, welche die hiesigen Industriellen treffen, um den Gabentempel in würdigster Weise auszustatten.

Es liegen auch bereits zahlreiche Anmeldungen von Ehrengaben auf die Industriescheibe vor, und sei hier nur beispielsweise erwähnt, daß eine einzige Firma, der Hof-Glaswaarenhändler Hr. Lobmayer, 10 verschiedene werthvolle Industrie-Gaben angemeldet hat.

Die Wahlen zum Gesammtausschusse Seitens der Bundesmitglieder in Oesterreich sind im vollen Zug. Nach dem dermaligen Stande der österreichischen Mitglieder des deutschen Schützenbundes entfallen auf Oesterreich fünfzig Abgeordnete, behufs deren Wahl eigene Wahlbezirke gebildet wurden.

Das Wohnungs-Komite ist in voller Thätigkeit, um für die Unterbringung der zu erwartenden Massen von Schützengästen Fürsorge zu treffen.

Da die Anmeldungen von Privat-Wohnungen bei Weitem nicht ausreichen dürften, so werden Massen-Quartiere aushelfen müssen. Alle zur Verfügung stehenden ärarialischen und städtischen Gebäude, so wie augenblicklich disponible Schullokalitäten werden, soweit als nöthig, zu diesem Endzwecke in Anspruch genommen werden.

Das Schieß-Komite hat seinen Bedarf an Bediensteten festgestellt.

Hiernach sind erforderlich:

21 Kassiere,
9 Kontroleure,
84 Sekretäre,
10 Telegraphisten,
5 Oberwarner,
170 Warner,
8 Oberzeiger,
177 Zeiger,
43 Diener,
6 Portiere,
20 Wächter.

Das Central-Komite wird sich, wie bereits früher gemeldet, an das Kriegsministerium wenden, daß die nöthige Anzahl geeigneter Unteroffiziere und Mannschaften zur Verfügung gestellt werden möge.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein gutmüthiger Polizist.] Aus Berlin wird geschrieben: „Vor einigen Tagen kam ein Polizeibeamter aus Leipzig hierher, um eine von dort aus requirirte Gefangene abzuholen. Das Frauenzimmer war zufällig erst kurz vorher in der Stadtvoigtei von einem munteren Knaben entbunden worden, so daß der Transporteur auf der Rückreise wohl oder übel seine Fürsorge auch auf den kleinen Weltbürger ausdehnen mußte. Die Aufgabe war keineswegs leicht, da die Mutter nicht im Stande war, ihr Kind selbst zu nähren und der Junge mitunter so heftig schrie, daß der Beamte sich in seiner Verzweiflung öfter herbeilassen

mußte, ihm in eigener Person die Flasche zu reichen. Trotz aller Unannehmlichkeiten gelangten die drei glücklich nach Wittenberg. Kaum war der Zug auf dem Bahnhof eingelaufen, als der Kleine auch wieder mit wahrhaft mörderischem Geschrei nach seiner Saugflasche verlangte, in der sich unglücklicher Weise kein Tropfen Milch mehr vorfand. Die Gefangene zeigte sich um ihr Kind sehr besorgt und bat den Beamten schließlich, dasselbe einstweilen in Obhut zu nehmen, während sie etwas Milch herbeischaffen wolle. Aehnlich dem bekannten „Stadtsoldaten", war der Leipziger gutmüthig genug, darauf einzugehen. Er wiegte den Säugling in seinen Armen und suchte ihn auf alle mögliche Weise zu beruhigen, während die Mutter den Waggon verließ und dem Stationsgebäude zueilte. Nach einiger Zeit ertönte die Signalglocke zur Weiterfahrt, das Frauenzimmer aber war noch nicht zurückgekehrt. Da begann dem Beamten ein Licht aufzugehen. Mit dem Kinde auf dem Arme stürzte er auf den Bahnhofs-Inspektor zu und theilte demselben sein Mißgeschick mit. Der Zug mußte warten; der ganze Bahnhof, ja späterhin die ganze Stadt wurden durchsucht, aber nirgends fand man eine Spur von der Entflohenen. Mit schwerem Herzen mußte der Transporteur sich endlich auf den Weg machen, um wenigstens den Säugling glücklich in Leipzig abzuliefern, für welchen derselbe bis dahin nolens volens Mutterstelle übernehmen mußte. Seine Arrestantin hat sich bis jetzt noch nicht wieder ermitteln lassen."

[Typhus und Grundwasser.] Im jüngsten Heft der Zeitschrift für Biologie weist Prof. Pettenkofer — unter Grundlage einer Karte des Polizeiingenieurs Wagus zu München über den dortigen Stand des Grundwassers in verschiedenen Jahren — nach, daß die Heftigkeit der einzelnen Typhusepidemien in München sich genau nach dem Stande des Grundwassers ordnet, so zwar, daß die allerheftigste Epidemie mit dem allertiefsten, die zweitheftigste mit dem zweittiefsten, die drittheftigste mit dem dritttiefsten Grundwasserstand u. s. f. zusammenfällt. Ebenso läßt sich die Gegenprobe machen, indem die allergeringste Typhussterblichkeit in München (1867/68) auch genau mit der Zeit des höchsten Grundwasserstandes zusammentrifft, welcher seit 1856, seit die Beobachtungen gemacht werden, dagewesen ist, und die zweitgeringste Typhussterblichkeit (1860/61) fällt ebenso mit dem zweithöchsten Grundwasserstande zusammen.

Hätten die Häuptlinge Theodors dem Befehl dieses gefolgt und einen Angriff auf das englische Lager bei Nacht, anstatt am Tage, versucht, dann wäre Sir Robert Napier im Stande gewesen, die Wirksamkeit eines neuen Apparates zur Erzeugung von elektrischem Licht zu erproben, der in großem Maßstabe so gebaut war, daß die Engländer im Schatten blieben, während die Abessinier der ganzen Helle des Magnesiumlichtes auf eine Entfernung von 600 Ellen ausgesetzt gewesen wären und außer der dadurch bewirkten Verwirrung den Engländern eine sichere Zielscheibe geboten hätten.

Ein höchst merkwürdiger Fall einer menschlichen Mißgeburt ist am 26. Mai in Schkeuditz (Regierungsbezirk Merseburg) vorgekommen. Die Frau eines Maurers wurde am genannten Tage durch ärztliche Hülfe von einem todten Knaben entbunden. Derselbe hat die vollständige Größe seines Alters und ist von der Brust bis zu den beiden Füßen normal gebaut, nur ist der Brustkasten etwas breiter. Zwischen beiden Schultern sitzen zwei Köpfe mit ausgeprägten Gesichtsformen und Haaren, beide von normaler Größe; zwischen beiden Köpfen mit gleich langen kräftigen Hälsen ist ein dritter Arm in die Höhe gewachsen, der etwas stärker als die beiden an gewöhnlicher Stelle sich befindenden Arme ist und an dessen Hand sich zwei zugeneigte Daumen befinden. Allem Anscheine nach sind es zwei zusammengewachsene Arme.

In Deidesheim ging an Pfingsten in althergebrachter Weise die Versteigerung des „Lambrechter Geisbocks" vor sich. Den stattlichen Hörnerträger hatte Morgens vor Sonnenaufgang, wie die Urkunde es besagt, „der jüngste Bürger von Lambrecht zur ferneren Erhaltung des Waiderechtes in gewissen Distrikten des Deidesheimer Waldes" nach dem Orte seiner Bestimmung gebracht. Er wurde für 6 fl. 20 kr. seinem neuen Herrn zugeschlagen.

Charade.

Das Erste ist ein Kind der Nacht,
Das Andere, ein Laster, macht,
Daß wir an Leib und Geist erschlaffen.
Das Ganze dient, dir's Erste zu verschaffen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 121:
Handschuh.
Richtig gelöst von M. M. und A. Ph.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der K. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 132 Dienstag, 9. Juni 1868.

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

Es that ihnen weh, seine freudige Zuversicht zu erschüttern. Sie kamen indeß nicht dazu. Der Rechtsanwalt der Familie, ein alter Freund des Verstorbenen, erschien. Er war verreist gewesen und hörte jetzt erst von der Klage.

Einen Augenblick erbleichte er. An diesen Landrechtsparagraphen hatte er nicht gedacht, als er den Ehekontrakt seines jungen Freundes aufsetzte. Wer hätte aber daran denken können dem schönen gebildeten Mädchen gegenüber, das selbst die hochmüthige Baroneß Regine mit ihrer Freundschaft beehrte? Wie mochte Jemand überhaupt daran denken, die Anschauungen und Rechtsbegriffe der Zopfzeit auf das Jahr 183— zu übertragen? So hatte er den Baron nicht auf die erforderliche Dispensation aufmerksam gemacht und im Interesse der Braut nur darauf hingewiesen, im Ehekontrakt gleich zu bestimmen, daß Margareth im Falle des frühern Ablebens ihres Gatten die Vormünderin etwaiger minderjähriger Kinder sein und die Besitzungen unumschränkt verwalten sollte. Das war denn auch geschehen. — Und jetzt drohte sein Unterlassungsfehler mit so furchtbaren Folgen! Der Justizrath war einen Moment ganz rathlos. Doch schon im nächsten hatte er das Auskunftsmittel gefunden.

„Seien Sie unbesorgt," sagte er lächelnd. „Dieser Paragraph des Landrechts könnte — schlimmsten Falls — nur dann heute noch zur Geltung kommen, wenn wir die Verfassung nicht hätten. Die Frau Generalin ist schlecht von ihrem Anwalt berathen, um auf diesen Satz hin eine Klage anzustrengen. „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich, alle Standesvorrechte sind aufgehoben," sagt Art. 4 der revidirten Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1851."

„Ich habe auch keinen Augenblick daran gezweifelt, die Sache müsse zu unseren Gunsten entschieden werden!" Lothar gab damit dem Empfinden der Mutter und Schwester Ausdruck. „Was mich empört, ist die Möglichkeit eines solchen Prozesses überhaupt!"

„Vor der Möglichkeit, verunglimpft zu werden, ist kein Mensch sicher, mein junger Freund. Das Gute an der Sache ist, daß man sich dessen erwehren kann, während Derjenige, der es versuchte, sich selber verunehrt."

„Ein schlechter Trost!" seufzte Frau Margareth.

Ihr Vater ließ sich die Erklärung des Justizraths noch einmal wiederholen. „Dann brauche ich also nicht zum Könige und der Paragraph gilt so wie so nichts?" fragte er und brach, als das Letztere bejaht wurde, in den Jubelruf aus: „Es lebe die Verfassung — es lebe der König! Hoch und abermals Hoch! Aber man hat ein so köstliches Ding, wie diese Verfassung, und redet gar nicht davon und feiert nicht mit Frohlocken den Tag, an dem wir sie bekamen? Freilich, nur Wenige gehen in die Kirche am Verfassungsfeste; die Meisten wissen nicht und denken nicht mehr daran, wie heiß es bei Leipzig herging — und was die Verfassung eigentlich auf sich hat, das ahnt fast Keiner. Es geht dabei fast Allen wie mir, man hört läuten und weiß nicht was. Margareth, wenn Du morgen in die Stadt schickst, laß mir die Verfassung mitbringen — ich will sie auswendig lernen Wort für Wort."

Das Gericht schloß sich der Ausführung des Vertheidigers an, Klägerin ward abgewiesen und in die Kosten verurtheilt. Sie appellirte. Das Appellgericht bestätigte das erste Erkenntniß. Der Justizrath, als er die Nachricht hiervon nach Reichenstein brachte, theilte der Baronin mit, die Vermögensverhältnisse der Generalin seien völlig zerrüttet. Ihr jüngster Bruder habe, um seiner Gemahlin aus reichsgräflichem Geschlecht würdig zu leben und überdieß aus eigenem Hang, ein großes Haus gemacht, ohne jemals zu berechnen, daß seine immerhin bedeutenden Mittel dazu nicht ausreichten. Regine übernahm Verbindlichkeiten für ihn, als sich die Zerrüttung seiner Verhältnisse ergab. Sie war auch nicht gewöhnt zu sparen, schränkte ihren Haushalt nicht ein nach dem Tode des Gemahls, und dieser selbst hatte die alternde Baroneß Reichenstein meist um ihres Vermögens willen gewählt, da sein eigenes längst verbraucht war und der bedeutende Gehalt nicht ausreichte zur Befriedigung seiner noblen Passionen. Der Schein des Reichthums war stets aufrecht erhalten worden bis auf die jüngste Zeit — freilich nicht ohne Opfer. Erst kurz vor dem Prozesse waren einige Gläubiger so „unverschämt" gewesen, bei der Exzellenz auf Bezahlung zu dringen, ohne daß diese Rath, d. h. Geld, zu schaffen

wußte. Ihr Mandatar hatte das Seinige dazu gethan, sie in Verlegenheit zu bringen und dann zu diesem Prozesse zu reizen.

Frau Margareth war lebhaft ergriffen. Darum also hatte sich Woldemar, der ihr in der Jugend einmal mit Leidenschaft gehuldigt, von Regine umstricken lassen, derselben sogar die Tochter ausschließlich anvertraut! Er scheute sich, ihrem Gatten seine Gedankenlosigkeit, seinen Leichtsinn zu bekennen; falscher Stolz und falsche Scham hatte ihn irre geleitet. Wer möchte einen Stein auf ihn werfen? Sie nicht. Auch Reginens Verfahren erschien ihr in viel milderm Lichte. Die Armuth ist etwas gar Schreckliches — wer wußte das besser als sie? Mit welchem Entsetzen mußte dieses Gespenst die hochfahrende, durch Glanz verwöhnte Frau erfüllen! Und wie traurig, die Schwester, die Brudertochter, die einzigen nahen Verwandten ihres Lothars, mit Nahrungssorgen kämpfend sich vorzustellen!

Am andern Tage sagte sie ihren Kindern, ein nothwendiges Geschäft rufe sie nach der nächsten Stadt, und sie fuhr dahin. Von hier aus schickte sie den Wagen zurück und durch den Kutscher ein Briefchen mit der Erklärung, sie werde einige Tage ausbleiben — Gretchen und ihr Bruder sollten nicht beunruhigen und würden nächstens Weiteres hören.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Zella.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Krieg des Jahres 1866.)

(Schluß.)

Die nachhaltige Wirkung, welche von den an der Lisiere stehenden Tirailleurs, so wie von den beiden an der Felda-Mühle und bei der dortigen Furth plazirten Kompagnien ausging, brachten das Vorrücken der Preußen am Taufstein in's Stocken; schließlich begannen ihre Plänkler sich langsam zurückzuziehen; das 1. Jägerbataillon, welches nun seit Beginn des Gefechtes ununterbrochen im Feuer gestanden, folgte ihnen im Vereine mit der 1. Schützenkompagnie des 15. Regiments eine Strecke weit nach. Um $2^1/_2$ Uhr war das Gefecht zum Stehen gekommen. Dritter Moment. „Der Nachdruck, mit welchem preußischerseits das Gefecht bei Zella engagirt worden war, ließ mit Sicherheit auf die Nähe des Groß der feindlichen Armee schließen. Unter so bewandten Umständen war die Vereinigung mit dem 8. Korps nördlich der Rhön nur dann möglich, wenn man nicht bloß die direkt entgegenstehenden preußischen Truppen zurückdrängte, sondern auch über das am Ausgang des Feldathales zu erwartende Korps die Oberhand behielt. Um dieß zu erreichen, wäre aber die bayerische Armee gezwungen gewesen, in einem engen, langgestreckten Defile zu avanziren und den Feind von Position zu Position anzugreifen. Dabei hätte sie ihre eigene Stärke, die Ueberlegenheit an glatten Geschützen nicht verrathen können, die starke Seite des Feindes hingegen, das Zündnadelgewehr, wäre im höchsten Maße zur Geltung gekommen. Zudem hätte die bayerische Armee damals allein den Preußen entgegentreten müssen, während weiter südwärts sie darauf rechnen durfte, den Anschluß an das 8. Korps schon binnen wenigen Tagen zu gewinnen und dann in verdoppelter Stärke den Kampf aufnehmen zu können. Deßhalb wurde beschlossen, hier auf die Offensive zu verzichten, und durch einen Rückmarsch gegen die Saale die Vereinigung mit dem 8. Armeekorps anzubahnen....“ Der Feldmarschall war schon gegen 12 Uhr persönlich auf dem Kampfplatz eingetroffen und hatte auf einer Höhe nordöstlich von Diedorf inmitten der Plänklerlinie seinen Standpunkt gewählt. Als um halb 3 Uhr das Gefecht zum Stehen gekommen war und sich erkennen ließ, daß preußischerseits nur eine forcirte Rekognoszirung beabsichtigt und daß an diesem Tage kein weiteres Vorgehen des Feindes zu erwarten sei, wurde der Befehl zum Abbrechen des Gefechtes gegeben und die Armee in der zwischen Kalten-Nordheim und Kalten-Sundheim sich bietenden starken Position vereinigt. „Generallieutenant v. Zoller ließ nun den Rückmarsch durch das inzwischen nach Fischbach beorderte 1. Jägerbataillon beginnen; diesem folgte das 1. Bataillon des 14. Regiments, von welchem die 2. Schützenkompagnie, da sie sich gänzlich verschossen hatte, als Bedeckung zur Munitions-Reserve gesendet worden war, während Major v. Taufsenbach, gleich nachdem er zurückgegangen, mit 3 Kompagnien eine Stellung hinter dem linken Flügel der 6. Brigade einnahm, um einer allenfallsigen Umgehung zu begegnen. Die Queue dieser ersten Kolonne bildete das 2. Bataillon des 14. Regiments, das nach seinem Rückzug von Zella in die Nähe der Batterie Lottersberg gekommen war, und ihm schloß sich die 1. Schützenkompagnie mit den Resten der 1. Kompagnie des 6. Regiments an....“ „Mit Infanterie drängten die Preußen nicht nach, und eine kleine Husarenabtheilung, welche bis an den westlichen Eingang von Diedorf vorgeprellt war, wurde durch die Plänkler zurückgewiesen; dagegen hatte der Feind jetzt südlich von Zella eine gezogene Batterie aufgefahren, welche ein heftiges Feuer namentlich gegen das zurückgehende Bataillon Moor unterhielt. Hauptmann v. Lottersberg trat gegen dieselbe sofort erfolgreich in Aktion. Das zuletzt von Diedorf abgerückte eben genannte Bataillon erhielt nun den Befehl, nebst den drei Eskadronen Chevauxlegers, welche seit geraumer Zeit südlich von Diedorf standen, der Artillerie als Bedeckung zu dienen. Diese bestund nunmehr aus den Batterien Lottersberg und Schuster, so wie einer halben Batterie, welche unter Kommando des

Oberlieutenants Graf Thürheim von der 2. Division zur Verstärkung beordert ward; thätig eingreifen konnten jedoch nur die 8 gezogenen Geschütze des Hauptmanns v. Lottersberg, da für 12pfünder-Rohre die Entfernung (3500 Schritte) zu beträchtlich war. Um 4 Uhr zog sich auch die Artillerie durch das Defilé bei Kalten-Nordheim, und ihr folgten zuerst das 1. Bataillon des 15. Regiments, dann die Kavallerie und am Schluß das zweite Bataillon des 11. Regiments, das bis nach 5 Uhr, ohne angegriffen zu werden, in Fischbach verblieben war. Das 2. Bataillon des 3. und das 2. Bataillon des 12. Regiments, welche nebst den weiter oben berührten vier Zwölfpfünder von der 2. Infanteriedivision zur Verstärkung vorgeschickt worden, hielten zunächst des Defilés neben der Straße in Kolonne, und gingen später gleichfalls zurück. Der bayerische Verlust betrug: 3 Offiziere (Hauptmann König und Oberlieutenant Brunner vom 6., Unterlieutenant Clarmann v. Clarenau vom 15. Infanterieregiment), 7 Mann, 18 Pferde todt; 3 Offiziere (Hauptmann Fürst und Oberlieutenant Jacobi vom 1. Jägerbataillon, dann Oberlieutenant Schunck vom 14. Infanterieregiment), 69 Mann, 17 Pferde verwundet; 1 Offizier (Hauptmann Fink vom 1. Jägerbataillon, welcher verwundet in Gefangenschaft gerieth), 46 Mann, 2 Pferde vermißt; im Ganzen 7 Offiziere, 122 Mann, 37 Pferde . . . . ." Die 1. und 2. Infanterie-Division, welche im Laufe des 4. Juli angekommen waren, erhielten folgende Stellungen: 1. Division zwischen Kalten-Nordheim und Kalten-Sundheim, die 2. Division westlich von Kalten-Nordheim auf den dortigen Höhen. „Beide Divisionen bivouakirten in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli in diesen Positionen, während die dritte nebst der Reserve-Artillerie bei Kalten-Sundheim, die 4. wie bei der Relation über das Gefecht bei Roßdorf angeführt, bei Oberkatza Lager bezog . . . ." „In dieser konzentrirten Stellung verblieb die bayerische Armee am 5. Juli, ohne vom Feinde belästigt zu werden. Derselbe mochte ebenfalls einen Angriff erwartet haben, und hatte am gleichen Tage eine Position zwischen Geisa, Dechsen und Lengsfeld bezogen, in welche auch die Division Beyer zurückgerufen wurde. Nachdem man aber auf beiden Seiten die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Gegner hier nicht offensiv verfahren werde, traten am 6. Juli die Bayern den Rückmarsch an die Saale an, — die Preußen nahmen die unterbrochene Operation gegen Fulda wieder auf."

Der Ruf der Mutter.

Bin ich allein in einer stillen Stunde,
Dann neigt sich her zu mir ein theures Bild;
Mein Herz vernimmt aus dem geliebten Munde
Die alten Worte wieder leis und mild.
Wenn winterlich der Stürme Wuth erscholl,
Dann rief die Stimme wohl, die längst verhallt,
Aus zartem Mutterherzen sorgenvoll:
Bleib' hier mein Kind, da draußen ist es kalt!

Sie streichelte die frischen Kinderwangen
Und herzt' und küßte mich in Freud' und Lust,
Und als ich bald darauf hinweg gegangen,
Da weinte sie so sehr an meiner Brust.
Ich wußte nicht, wie tief der Mutter Schmerz,
Wenn sie vom Kind sich scheidet mit Gewalt;
Doch fiel es bald mir wieder schwer auf's Herz:
Bleib' hier mein Kind, da draußen ist es kalt

Der Liebesruf ist nimmer mir verklungen,
Er rief das Leid der Sehnsucht mir zurück,
Wenn mir die Seele floh, vom Rausch bezwungen,
Und mahnte mich an das vergess'ne Glück.
Wie klopfte mir das Herz und schlug so warm,
Und ach! wie fröhlich bin ich heimgewallt:
O Seligkeit im lieben Mutterarm,
Und in der Welt da draußen, ach, wie kalt!

Nun ist sie todt, und unter grünen Matten
Liegt schlafend sie in letzter, tiefer Ruh',
Ich sah mit ihr der Jugend Glück bestatten
Und sah mit thränenlosen Augen zu.
Sie zürnt mir nicht, o nein, ein Engel, schwebt
In Himmelsglanz hernieder die Gestalt:
Mein liebes Kind, wenn dich der Schmerz durchbebt,
Komm du zu mir, da draußen ist es kalt!

Mannigfaltigkeiten.

Der Feldzug von 1866 hat manches glückliche Ehebündniß geknüpft und dadurch Stoff zu einer Menge von romantischen und zum Theil erfundenen Liebes- und Heirathsgeschichten gegeben. Eine der seltsamsten Ehen, die aus dem Kriege hervorgegangen sind, ist vor wenigen Wochen in Berlin geschlossen worden. Der Sohn eines Majors trat vor Ausbruch des Krieges als Freiwilliger in ein Infanterieregiment ein und machte mit demselben den Feldzug in Böhmen mit. Bei Königsgrätz wurden ihm durch eine Kanonenkugel beide Beine weggerissen. Mit vielen anderen Leidensgefährten wurde er in ein Feldlazareth gebracht und auf das Sorgfältigste behandelt. Niemand glaubte indeß an seine Rettung. Eine barmherzige Schwester war es, die sich des Unglücklichen auf das Liebevollste annahm und Tag und Nacht nicht von seinem Bette wich. Die kräftige Natur des jungen Mannes that Wunder. Er über-

stand die schweren Krisen und genas Dank der Aufopferung seiner Pflegerin, die ihm in seinen Fieberphantasien wie ein höheres Wesen erschien. Lange Zeit bedurfte er dieser treuen Pflege, und als er endlich körperlich genesen war, hatte eine unheilvolle Krankheit in seinem Herzen Platz gegriffen; er hatte sich sterblich in seine schöne Wärterin verliebt. Der barmherzigen Schwester stand zwar kein Ordensgelübde hindernd im Wege, aber trotzdem wagte der unglückliche, in der Blüthe seiner Jahre so schrecklich Verstümmelte nicht zu hoffen, daß sie ihr Schicksal Zeitlebens an das eines hülflosen Krüppels binden werde. Erst der Augenblick des Scheidens gab ihm die Gewißheit, daß er auch von dem jungen Mädchen geliebt wurde. Aber noch thürmten sich scheinbar unüberwindliche Hindernisse zwischen den Liebenden auf, indem die Verwandten des Mädchens Alles aufboten, die Verheirathung mit dem jungen Invaliden, der inzwischen in dem Berliner Invalidenhause Aufnahme gefunden hatte, zu verhindern. Der Edelmuth der früheren Krankenpflegerin siegte jedoch über alle Bedenken. Wer öfter den reizenden Invalidenpark an der Scharnhorststraße besucht, hat vielleicht schon Gelegenheit gehabt, eine anziehende Gruppe zu beobachten. Ein hübscher junger Mann in der Uniform eines Infanterie-Regiments, dem beide Beine fehlen, sitzt in einem kleinen Wagen, der von einem alten Invaliden aus den Befreiungskriegen geschoben wird. Nebenher geht eine blühende junge Frau, die keinen Blick von dem jungen Krieger wendet und sich zuweilen zu ihm niederbeugt, um sich in liebevoller Weise mit ihm über die schweren und doch so schönen Stunden zu unterhalten, die sie gemeinschaftlich im Feldlazareth in Böhmen erlebten.

[Amerikanischer Sport.] Den größten Marsch, der jemals probirt wurde, in Wahrheit ein Riesenmarsch, hat der berühmte Weston unternommen, der durch seine verschiedenen Hundertmeilenmärsche sich viel Bewunderung und noch mehr Geld erworben und eine zeitlang der Löwe des Tages war. Er will dießmal von Bangor, Maine nach St. Paul, Minnesotta und zurück nach Buffalo und New-York gehen — eine Entfernung von 5000 Meilen, die er in 100 aufeinanderfolgenden Tagen zurücklegen muß. Auf das Resultat sind 50,000 Doll. gewettet worden, 25,000 Doll. von der Seite, welche zu Gunsten Weston's wettet und 25,000 Doll. von seinen Gegnern. Es wird außerdem gesammelt, um ihm 25,000 Doll. zu schenken, wenn er den Riesenmarsch vollendet. Da er am Sonntag nicht gehen darf, so bleiben ihm nur 86 Werktage und er wird durchschnittlich 58$^{1}/_{2}$ Meilen täglich machen müssen, um zu gewinnen. Innerhalb der 86 Tage, welche er in dieser Weise zu vollenden hat, muß er noch extra Kunststücke ausführen, um sein sauer zu verdienendes Geld erhalten zu können. Auf seiner ganzen Reise, welche Weston Anfangs August antreten wird, soll er von 6 Geschworenen begleitet sein. Er wird zwölf verschiedene Staaten durchwandern und sich in zahllosen Städten und Dörfern aufhalten. Es sind bereits von jeder Seite 5000 Doll. deponirt worden. Die Tribune macht bereits Kapital aus dem voraussichtlichen Erfolge Westons in diesem Unternehmen, betrachtet ihn als einen Vorkämpfer amerikanischer Kultur, als einen Helden der Nation, dem die schwere Aufgabe zugefallen ist, das perfide Albion zu belehren, daß auch auf dieser Seite des Ozeans Kunst und Wissenschaft gedeihen; daß man hier eben so schnell fortschreitet, wie draußen; daß unsere Bürger auf eben so festen Füßen stehen, und daß wir im buchstäblichsten Sinne in der Lage sind, ihm den Rang abzulaufen.

[Der Mannheimer Alterthumsverein] hat wieder eine Anzahl schöner Funde aus einem Thurme des Römerkastells Osterburken ausgraben lassen. Darunter eine kleine Ara der 3. Kohorte der Aquitanier aus gelbem Sandstein, welche nachweist, daß dieselbe von Philippus Arabs, vielleicht anläßlich des tausendjährigen Gründungsfestes von Rom 247 v. Chr., den ehrenden Beinahmen Philippiana erhalten hatte. Die Inschrift lautet: „Dem besten Genius der 3. Kohorte, der aquitanischen Philippianischen."

Räthsel.

Sagt: was gebietet die Weichlichkeit?
Was raubt so oft die edle Zeit?
Was hat manch' gutes Herz verkehrt?
Was ist's, das Bettler stehlen lehrt?

Auflösung des Räthsels in Nr. 122:

Wie die Festung geheißen, wo Peter einst fiel,
Weil ihn eine Kugel erlesen zum Ziel —
Dieß kann ich nicht sagen! mir sind nur allein
Die wenigen Wort' im Gedächtniß geblieben,
So sterbend er an die Geliebte geschrieben,
Und die sich beschränkten auf: „Peter-war-dein".

M. M.

Redakteur Gustav Weisert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 133 — Mittwoch, 10. Juni — 1868

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

VI.

„Exzellenz halten noch Mittagsruhe — die Baroneß aber sind zu sprechen und werden gleich im Salon erscheinen!" sagte der reichbetreßte Diener zu der Dame in einfacher, doch geschmackvoller Trauerkleidung.

Sie trat in den Saal. Ihre eigene Wohnung war mit dem Komfort des Reichthums wie mit allem geschmückt, woran die Bildung sich zu erfreuen vermag — wie einfach erschien sie aber gegen diese Prunkgemächer! Wo war hier eine Spur von Noth und Sorge? Sie hätte sich selber auslachen mögen mit ihren närrischen Ideen und Voraussetzungen. Freilich — die Armuth der Vornehmen ist etwas ganz Anderes als die Armuth des Volkes.

Ein Hustenanfall unterbrach ihre Betrachtungen. Die Luft draußen war so rauh.

Hortense trat ein, stutzte — schien an ihren Augen zu zweifeln. Frau Margareth hatte sich freilich verändert seit vorigem Jahr. Erst auf deren Anrede eilte sie auf die Tante zu und umarmte sie herzlich, mit überströmender Freude. Zwanglos konnte sie sich jetzt gehen lassen und that es, da die Erscheinung der Tante Generalin noch nicht zu fürchten war. Zu fürchten — ja! Obwohl die stolze Frau gütig war gegen das einzige Wesen auf der Welt, das sie überhaupt noch liebte, flößte ihr herrschsüchtiger Charakter dem jungen Mädchen doch mehr Furcht als Liebe ein, und im Stillen sehnte es sich herzlich nach Tante Margareth und — den Ihrigen. Wie lebhaft beklagte sie diesen Prozeß, ohne ihn doch hindern zu können, da Tante Regine hier weder ihre Meinung hörte noch ihre Bitten beachtete. Der bittere Ausfall Lothars war längst vergessen über dem Unrecht, das ihre Vormünderin ihm und den Seinen angethan und anzuthun versucht hatte. Beklommen fragte sie, welchen Eindruck die Klage auf Reichenstein gemacht habe?

„Du kannst Dir denken, wie lebhaft derselbe war, wenn ich sage, daß mein guter alter Vater nichts Geringeres beabsichtigte, als — zum Könige zu gehen. Doch —"

„Zum Könige? Was wollte er bei ihm?"

„Ihm anschaulich machen, daß ich als seine Tochter kein unwürdiges Glied Deiner Familie sei! Aber laß uns nicht mehr daran denken."

Hortense sah sinnend vor sich hin. Sie erinnerte sich dessen, was Lothar ihr vor dem Alten erzählt hatte.

„Und Sie tragen mir das nicht nach? Freilich kann ich nichts dafür —"

„Es fiel Keinem von uns ein. Im Gegentheil — ich komme, Dich und Deine Tante dringend zu bitten, daß Ihr Euren Aufenthalt auf Reichenstein nehmt. Unser Haus soll das Eurige und Du sollst meine zweite Tochter sein. Wenn Gretchen heirathet, bin ich ohnehin allein."

Hortense war glühend roth geworden und schlug die Augen nieder vor dem auf ihr haftenden Blick. Ein Gedanke durchfl[illegible] die [illegible]innerung. Es mochte dieselbe sein, die gleichzeitig das junge Mädchen bewegte. Dieses hatte sich übrigens auch verändert seit vorigem Jahr. Es war ernster, selbstbewußter und, wie Frau Margareth meinte, noch schöner geworden. Wenn Lothar — ?

Die Generalin kam eben. Sie war höflich, aber eisig kalt gegen den unerwarteten Gast — suchte ihn in einer Entfernung zu halten, wie sie sich gebührte zwischen der Tochter des Invaliden Schrödter und Ihrer Exzellenz der Frau Generalin von Ehlershagen. Hortense verließ auf ihren Wink, obwohl zögernd, den Salon.

Angesichts der Demüthigung, welche die stolze Frau durch den Verlust des Prozesses eben erfahren hatte, wie in Erinnerung des Anerbietens, welches sie derselben machen wollte, konnte das Kind des Volkes sich immerhin etwas gefallen lassen von der ehemaligen Baroneß Reichenstein. Wer sich eben in seinem angetasteten Rechte behauptete und im Begriffe steht, seinem Angreifer großmüthig Wohlthaten zu erweisen, vergiebt seiner Würde nichts durch Entgegenkommen, selbst nicht durch Unterordnung.

Wenn sie damit oder durch Beredtsamkeit den Widerstand ihrer Gegnerin zu besiegen meinte, so hatte sie sich geirrt — wie in der Hoffnung, die hochmüthige Frau sei durch die drohende Armuth erschüttert, ihre Hartnäckigkeit gebrochen. Vergebens kleidete sie ihr An-

erbieten in die am wenigsten verletzenden Worte, machte sie geltend, ihr verstorbener Gatte sei bei der Erbtheilung gegen seine Geschwister bedeutend begünstigt worden, das große Besitzthum, welches in seinen Händen geblieben, hätte auch ganz ohne sein Zuthun im Laufe der Zeit eine sehr ansehnliche Werthsteigerung erfahren, — eine Art nochmaliger Theilung wäre also ganz in der Ordnung. Wolle die Generalin mit Hortense nicht daheim auf Reichenstein wohnen, obwohl sie inständig darum bitte, so stehe ihr nach Belieben entweder eine Rente oder eine bedeutende Summe aus ihrem elterlichen Nachlasse zu Gebot. Da Hortense die einzige Erbin der Generalin, werde sich um so leichter ein Arrangement treffen lassen, das der jungen Dame, um deren Zukunft ihre Erzieherin in Sorge sei, den Genuß des Reichsthums ihrer Vorfahren sichere.

Verächtlich wies Regine jedes derartige Anerbieten zurück. Die Güter gebührten ihr und Hortense ganz — die dritte Instanz würde das Urtheil der beiden Ersten nicht bestätigen — sie appellire an dieselbe und werde sich niemals auf ein solches Kompromiß einlassen. Wie Margareth überhaupt die Stirn haben könne, ihr das anzusinnen? An ihr sei es nächstens, Renten anzubieten und Reichenstein als Wohnsitz anzutragen wem sie wolle — die jetzige unrechtmäßige Inhaberin der Güter aber werde sicherlich nicht auf der Liste der Einzuladenden stehen. Der ganze angeblich als Großmuth sich darstellende Vorschlag sei überhaupt nur ein Ver- die Generalin — für künftige Eventualitäten zur Weide zu [illegible] ter, da sie Demüthigungen nie zu vergessen pflege und dieser Antrag einer Unterstützung die herbste Demüthigung sei, die ihr überhaupt widerfahren könne.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf mit den Thierseuchen,

von Medizinalrath Professor Fuchs in Karlsruhe.

In den letzten Jahrzehnten haben die landwirthschaftlichen Haussäugethiere, namentlich die Schlachtthiere (Rindvieh, Schafe und Schweine, insbesondere ersteres) eine viel größere landwirthschaftliche Bedeutung in Deutschland gewonnen, als sie ehemals hatten. Wenn das Rindvieh früher so zu sagen als ein nothwendiges Uebel für die Düngererzeugung zum Behufe des Getreidebaues betrachtet wurde, und dann später gegenüber dem künstlichen Dünger nahe daran war, für ein unnöthiges Uebel zu gelten; wenn bezüglich der Schafe vorzugsweise das Bestreben der Erzielung höchst feiner Wolle bestand, und wenn hinsichtlich der Schweine fast ausschließlich nur die Zahl und das Gewicht der Einzelthiere ohne Rücksicht auf massenhafte Fetterzeugung und vortheilhafte Futterwerthung in Betracht kam, so hat sich dies Alles geändert. Diese Aenderung wurde vorzüglich durch die fortschreitende Vermehrung der Volkszahl, durch die Ausbreitung rascher und bequemer Verkehrswege, durch die allmälige Begünstigung des Freihandels und dadurch bewirkt, daß die Vervollkommnung der Maschinen es zuließ, aus mittelfeiner Wolle eben so feine Fabrikate zu erzeugen, wie früher aus hochveredelter, und schließlich dadurch begünstigt, daß der Getreidebau in unseren Gegenden sich wegen der wachsenden Zufuhr aus östlichen Gebieten als weniger lohnend ergab. Ein Umschwung in der landwirthschaftlichen Produktion war davon die nothwendige Folge: der Bau von Handels- und Futtergewächsen trat in manchen Gegenden Deutschlands allmälig in den Vordergrund, und das Streben, weil ein lohnenderes, ward vorzugsweise dahin gerichtet, in größeren Massen thierische Nahrungsmittel zu erzielen, um den Anforderungen an kräftige Ernährung des zur höheren Anspannung in Industrie und Intelligenz heranwachsenden, und dieserhalb auch zu einem größeren Wohlleben hinneigenden Volkes zu befriedigen. Hiervon war dann die Erzielung voluminöser, mastfähigerer Viehschläge, solcher, welche das Futter in höherem Maße verwerthen, so wie die Steigerung der Viehpreise, die Erhöhung des in dem Viehstande liegenden Nationalvermögens eine weitere Folge, und somit auch das Bestreben, dieses Vermögen vor Schädigungen möglichst zu bewahren. Vor Allem sind es die ansteckenden Seuchen unter den landwirthschaftlichen Haussäugethieren, welche eine solche, selbst dem größeren Landwirthe empfindliche Schädigung herbeizuführen im Stande sind, und es ist eine Thatsache, daß diese Gefahr bei dem lebhaften und freieren Verkehr näher getreten ist, und sich in dräuenderer und empfindlicherer Weise fühlbar macht, als es ehedem der Fall war.

Die Thierärzte, deren Beruf so innig mit der Landwirthschaft verknüpft und deren Existenz zum größten Theil von dem Wohl derselben abhängig ist, haben natürlich jenen veränderten Zustand der Dinge nicht allein lebhaft mit empfunden, sondern sie waren auch bestrebt, das anzuregen, was auf ihrem Gebiete den neuen Anforderungen entsprechend geschehen könne. Die thierärztlichen Vereine, welche schon lange in Deutschland und anderwärts in staatlicher oder provinzieller Gruppirung bestehen und bei denen es einige Jahre hindurch (in den 40er bis Anfangs der 50er Jahre) gelang, sich zu einem Gesammtvereine deutscher Thierärzte zusammen zu thun, nahmen jedoch einen vorzugsweise partikularistischen Standpunkt ein. Bei dem allgemeinen Streben, die thierärztliche Erfahrung zu mehren, die Wissenschaft zu fördern, ging dasselbe insbesondere dahin, dem thierärztlichen Stande eine größere Anerkennung und Sicherstellung durch entsprechende Organisation zu verschaffen; der Mangel einer höheren Auffassung des Berufes der Thierärzte, zum Theil aber auch das

weniger lebhaft gefühlte Bedürfniß des Veterinärwesens von Seiten des Volkes und der Regierungen mögen schuld daran gewesen sein, daß die thierärztlichen Vereine, trotz der zum Theil lebhaften und opferwilligen Thätigkeit, sich doch keine förderliche Anerkennung erwerben konnten. Seit dem Jahre 1863 aber liegt die Sache anders. Im Frühling dieses Jahres, zur Zeit, als Großbritannien große Verluste durch ansteckende Viehseuchen erlitt, namentlich durch die Lungenseuche des Rindviehes und die Pocken der Schafe — welche Krankheiten dort nachweisbar erst in neuerer Zeit vom Kontinente aus eingeschleppt worden sind, und wegen Mangels an polizeilichen Maßregeln und genügendem Selbstschutz einen großen Umfang erreichten —, erließ John Gamgee, Professor am Thierarznei-Institut in Edinburgh (jetzt in London), einen Aufruf an sämmtliche, insbesondere aber an die hervorragenden Thierärzte Europa's, sich bei Gelegenheit der im Herbste genannten Jahres abgehaltenen internationalen landwirthschaftlichen Ausstellung in Hamburg zu einem internationalen thierärztlichen Kongresse zu versammeln, um die Mittel und Wege zur Beschränkung der Viehseuchen zu berathen und demnächst den Regierungen den neuen Verhältnissen anpassende Vorschläge zu gemeinsamen Vorkehrungen gegen dieselben machen zu können. Dank der unterstützenden Beachtung dieses Aufrufes von Seiten der Regierungen, fanden sich, außer freiwilligen Theilnehmern, Abgesandte jener aus vielen Staaten Europa's in Hamburg ein. In einem noch höheren Grade war dieß jedoch der Fall auf den folgenden Kongressen (in Wien 1865 und Zürich 1867), so daß auf diesem letzteren nur sehr wenige europäische Staaten nicht vertreten waren. Auf allen diesen Kongressen war es zunächst die Frage der Rinderpest, welche, von Seiten Oesterreichs, weil dort stets von größter Bedeutung, angeregt, in den Vordergrund der Verhandlungen trat; aber an diese anschließend, kam nachgerade das ganze Gebiet des gerichtlichen und polizeilichen Thierheilwesens und dessen Organisation, so wie die Anforderung, welche die Gegenwart an die Ausbildung der Thierärzte stellt, also das ganze Gebiet des Thierheilwesens, in so weit es ein staatliches Interesse hat, zur Berathung. Es ist anzuerkennen, daß die ausführlichen amtlichen Berichte, welche über diese Kongresse bisher erschienen sind, nämlich die von Hamburg und Wien, eine Masse geordneten und geläuterten sachverständigen Materials enthalten, und anzunehmen, daß es bei dem von Zürich noch zu erwartenden nicht minder der Fall sein wird, so daß, abgesehen von dem persönlichen Gewinne der anwohnenden Thierärzte, den Einzelstaaten bei beabsichtigten neuen thierärztlichen Einrichtungen und Reorganisationen eine passende und gemeinsame Quelle des Rathes zu Gebote steht. Der nächste, vierte, internationale thierärztliche Kongreß wird in Brüssel im Jahre 1870 sein, und kann mit Sicherheit angenommen werden, daß derselbe seinen Vorgängern sowohl hinsichtlich des zahlreichen Besuches, als der Ergebnisse der Verhandlungen nicht nachstehen werde.

Haben diese Kongresse — so kann man billig fragen — außer dem sachverständigen Gewinne und dem gehobenen Gefühle der Theilnehmer bisher einen sichtlichen äußeren Erfolg gehabt? Diese Frage ist objektiv, mit Rücksicht auf Ursache und Wirkung, schwer zu beantworten; eine Thatsache jedoch ist es, daß seitdem eine größere Bewegung auf dem Gebiete des Veterinärwesens, sowohl in Regierungskreisen als unter den Thierärzten selbst, eingetreten ist, daß seither die Thierarzneischulen in München, Stuttgart und Zürich entsprechende Reorganisationen erlitten haben, und daß in mehreren Staaten neue Seuchenordnungen und thierärztliche Organisationen erlassen und in anderen solche angestrebt wurden (z. B. in Baden und Bayern). Wenn dieß, wie gesagt, eine Thatsache ist, bei der allerdings auch die neue, freiere Richtung mit Rücksicht auf Heranziehung und Anerkennung der verschiedenen Berufskreise zur Selbstthätigkeit, so wie der Druck der verheerendsten aller Viehseuchen, der Rinderpest, unter welchem ganz Deutschland und angränzende Staaten, besonders aber Holland und England seit dem Jahre 1865, standen, mitbetheiligt sein mögen, so ist doch als unzweifelhaft anzuerkennen, daß zu jener Thatsache die internationalen thierärztlichen Kongresse einen wirksamen Anstoß gegeben haben. Als eine unläugbare Folge dieser Kongresse, weil in ihrem eigensten Streben liegend, ist die mehr belobte, auf badische Anregung hin erfolgte Konvention der süddeutschen Staaten gegen die Rinderpest anzusehen, welche bei möglichster Erleichterung des zwischenstaatlichen Verkehrs die größtmögliche Sicherheit hinsichtlich der Abwehr und Tilgung jener die Nationalwohlfahrt so sehr bedrohenden Seuche bietet. Ferner darf als eine hieher gehörige weitere Folge bezeichnet werden, das gegenwärtig im norddeutschen Bunde vorliegende rege Bestreben, für denselben eine ähnliche Konvention bezüglich der genannten Seuche einzurichten, an welche, wenn sie zu Stande gekommen, die süddeutsche sich gewiß anlehnen wird. Und wenn endlich die ausgesprochene Absicht der französischen Regierung, die sämmtlichen europäischen Staaten durch eine Rinderpestkonvention zu verbinden, gelungen sein wird, so wird sich dann von einer großartigen, realen, auf die thierärztlichen Kongresse zurückführenden Thatsache reden lassen. Mittlerweile ist jedoch wiederum von Baden aus die Anregung gegeben zur Bildung einer ähnlichen Konvention der süddeutschen Staaten gegen die Lungenseuche des Rindviehes, wie gegen die Rinderpest, also gegen eine Seuche, welche, wie dieß gegenwärtig wissenschaftlich gehörig festgestellt, gleich der Rinderpest eine ausländische ist, und sich in unseren Gegenden nur durch einen Ansteckungsstoff verbreitet; eine Seuche, welche zwar nicht so sichtlich verheerend ist, wie die Rinderpest, nichts desto weniger aber durch ihr fortwährendes Herumschleichen eine bedeutende Schädigung des Nationalvermögens erzeugt und gerade wegen ihres

heimtückischen Herumschleichens vielleicht noch eher eine zwischenstaatliche Wirksamkeit bezüglich ihrer Beschränkung und Tilgung bedarf, als die Rinderpest, zumal da sich die Vorbeugungs- und Heilungsversuche durch Arznei und Impfung auch hierbei als nutzlos, ja sogar, weil dadurch der Ansteckungsstoff konserviert wird, als schädlich erwiesen haben. Es gibt zwar noch andere ansteckende und seuchenhaft unter den Hausthieren auftretende Krankheiten, so namentlich die Tollwuth, zu deren Bekämpfung eine zwischenstaatliche Wirksamkeit ersprießlich wäre; aber das Nothwendigste auf dem beregten Gebiete, nämlich der Kampf mit der Lungenseuche, möge zur Zeit in den Vordergrund treten. Für Norddeutschland freilich, insbesondere für einige in dieser Region gelegene Provinzen Preußens und angränzende Gebiete, sind auch die Schafpocken von großer Bedeutung, weil sie ebenfalls höchst wahrscheinlich eine ausländische ansteckende Seuche darstellen und fast alljährlich bedeutende Verluste an und für sich oder durch die zur Zeit noch in Uebung befindliche, die Ausbreitung der Seuche begünstigende Schutzimpfung erzeugen. Auch diese Kalamität ist auf dem thierärztlichen Kongreß in Hamburg ausführlich erörtert worden, und schon seit ein paar Jahren beschäftigt sich das Landesökonomiekollegium in Berlin mit derselben, ist jedoch wegen seiner mangelhaften Einrichtung, insbesondere wegen des Mangels an thierärztlichen Sachverständigen in seinem Schooße, und daher nur Rücksicht nehmend auf gelegentlich eingelaufene oder von den verschiedenen Parteien eingeforderte, dem abweichenden Standpunkte entsprechende thierärztliche Gutachten, noch zu keinem maßgebenden Votum gelangt. Ueberhaupt ist es sehr zu beklagen, daß es in Preußen noch keine maßgebende thierärztlich-technische Behörde gibt; denn die Thierarzneischule in Berlin, welche freilich zuweilen von den betreffenden Ministerien um Gutachten angegangen wird, ist als solche nicht anzusehen, weil sie auf das Schicksal ihrer Gutachten nicht den mindesten bestimmenden Einfluß hat. Für einen Staat wie Preußen, der auch in diesem Punkte als Muster für das übrige Deutschland gelten sollte, ist das gewiß zu bedauern und kann bei denen ein gerechtes Erstaunen hervorrufen, welche wissen, daß vielleicht in keinem Staate die Seuchen-Ordnung so unzeitgemäß und verworren ist, als dort, und daß allda bei dem anzuerkennenden günstigen Stande thierärztlicher Bildung die Verwaltung des Veterinärwesens überhaupt noch gar viel zu wünschen übrig läßt. Wenn dennoch in Preußen die Seuchen, und namentlich die Rinderpest in der Regel verhältnißmäßig schnell getilgt werden, so geschieht dieß vorzugsweise durch ein rasches und energisches sachverständiges Handeln, wofür sich dann hinterher die Motive in dem Chaos der Normative schon finden lassen. Wie schwer es in Preußen bei dem überall jetzt in Süddeutschland beseitigten Mangel einer vom Staate aufgestellten Veterinärbehörde wird, neue Seuchenordnungen einzuführen, zeigt sich jetzt besonders bei dem brennenden Bedürfnisse einer solchen bezüglich der Rinderpest; die betreffenden Ministerien, das Landes-Oekonomie-Kollegiums und die Provinzial-Regierungen beschäftigen sich mit dieser Frage, Gutachten werden hier und da von der Thierarzneischule, oder von hervorragenden Thierärzten eingefordert, aber es fehlt leider an der sichtenden und bewältigenden, mit der erforderlichen Autorität versehenen Kraft für all das Material. Und nun gar noch das gewiß sehr löbliche Bestreben, eine Rinderpest-Ordnung für den Norddeutschen Bund einzurichten: da muß man natürlich auch einen sächsischen Beamten und andere hören, während sich dieß ganz einfach, möglichst sicher und verhältnißmäßig rasch machen ließe, wenn man, wie wir es in Süddeutschland gemacht haben, eine gemischte Kommission des Norddeutschen Bundes zu diesem Zwecke aufstellen wollte.

Wie dem auch sein möge, der Kampf mit den Hausthierseuchen hat einmal wieder ernstlich begonnen, eine zeitgemäße Richtung genommen und wird hoffentlich auch zu einem gedeihlichen Ziele führen, wozu diese Zeilen mitzuwirken beabsichtigen.

Mannigfaltigkeiten.

In Graz starb am 5. Juni der bekannte Tondichter Anselm Hüttenbrenner im 74. Lebensjahre. Eine innige Freundschaft verband ihn mit Schubert und Beethoven; in seinen Armen hauchte Letzterer am 26. März 1827 seine Seele aus.

München wird wieder zwei neue Standbilder erhalten. Der junge König gab die Errichtung einer Goethestatue in Auftrag, und Widemann hat die schon vom alten König Ludwig ihm aufgetragene Bildsäule von Cornelius vollendet.

Auflösung der Charade in Nr. 123:

Ein Feldmaß ist die „Hufe" und
Ist auch das „Land" dabei:
Ward mancher Patient gesund
Durch seine Arzenei.

Ist Leser dir noch nicht bekannt
Was die Charad' schließt ein?
Dann nimm den Doktor „Hufeland",
Das wird der Rechte sein.

M. M.

Redakteur Gustav Meltert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 134 Freitag, 12. Juni 1868.

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

Margareth suchte die Mißdeutung ihrer Absicht zu verwinden und die Schwester ihres Gatten durch die Mahnung an die Vergangenheit umzustimmen. Aber es lag eine so lange Zeit zwischen jetzt und damals, da die alternde Baroneß Regine des Pfarrers Zögling mit halb schwesterlicher, halb mütterlicher Zärtlichkeit an ihr Herz schloß — das Leben und die Welt hatten dieses immer spröde Herz fast verknöchert. Einst hatte sie ihre jüngern Brüder und namentlich Lothar mit Innigkeit geliebt, auf ihn all' die Zärtlichkeit übertragen, für die das Geschick oder vielmehr der eigene Wille ihr andere Gegenstände versagt. Als die Seuche auch ihn hinzuraffen drohte, und sie selber zu krank war, ihn zu pflegen — wie hatte sie die kleine Margareth Schrödter gesegnet, die ihm ihre Fürsorge so aufopfernd und selbstverleugnend angedeihen ließ; wie warm dann seiner Retterin gedankt, als er genas! Je schroffer sie sich im Allgemeinen zeigte, um so hingebender war sie, wenigstens innerlich, gegen die Wenigen, welche sie liebte, lieben durfte nach ihren Begriffen. Die Retterin ihres Bruders, obwohl von niederm Stande, mochte ihr immerhin nahe stehen, indem sie dieselbe zu sich erhob. Margareth verdankte ihr einen großen Theil ihrer Bildung — hauptsächlich der äußeren. Sie wollte das junge Mädchen als Gesellschafterin bei sich behalten, da sie sich nicht zu vermählen dachte. Der Pfarrer war dagegen, drang darauf, daß Margareth nicht im Schlosse blieb, sondern zu ihrem Vater zog, der inzwischen die Försterstelle erhalten hatte. Die Baroneß mußte ihm Recht geben; Woldemar, ihr jüngster Bruder, huldigte dem erblühenden Mädchen. Es erhöhte Margareth in ihrer Achtung, daß dieselbe den jungen liebenswürdigen Mann vermied, sich in Reichenstein erst wieder zeigte, als er nicht mehr daheim war. Das Interesse Lothars für seinen Schützling, seine Pflegerin beunruhigte sie nicht. Eine Heirath lag ja außer dem Bereiche der Möglichkeit, ebenso wie die Voraussetzung unredlicher Absichten bei ihm. Daß er dennoch so Ehre und Pflicht verletzen, sich ehelich mit dem Mädchen verbinden wollte, erschütterte sie später außerordentlich — der einzige Trost war ihr Margareths stolzes Widerstreben, sich in seine Familie einzudrängen. Er wußte dasselbe zu besiegen, und Regine nahm die Hand des Generals an, der sich gerade um sie bewarb, obwohl sie ihn wenig schätzte — nur, um aus dem Hause zu kommen. All das Drückende eines äußerlich glänzenden und vor der Welt auch einigen, innerlich aber tief erkältenden, liebeleeren Verhältnisses legte sie Margareth zur Last. Die Mesalliance des Bruders erfüllte sie überdieß, auch abgesehen von ihrem Adelsstolz, mit den bittersten Empfindungen. Hatte sie darum das erste heiße Aufwallen ihres Herzens, die Liebe für den jungen Seelsorger, besiegt — erstickt, ausgerottet aus ihrer Brust, zugleich mit den besten, wärmsten Empfindungen derselben, damit nun doch bürgerlich Blut ihr Haus beflecke? Wäre es nicht noch immer viel weniger schlimm gewesen, daß die Baroneß Reichenstein die Gattin eines geachteten Mannes aus guter Familie, eines Geistlichen, ward, als daß das Haupt des Geschlechtes die Tochter eines gemeinen Soldaten freite, die mit dem Leierkasten umhergezogen war? Das Opfer ihres eigenen Glückes war also umsonst gewesen — der bisher unbefleckte Stammbaum der Familie doch befleckt, und wie befleckt!

Hätte Margareth diese Herzensgeschichte gekannt, hätte sie gewußt, mit welcher Bitterkeit es einst die Baroneß erfüllte, daß der junge Pastor, welcher Regine eine stille, schüchterne Verehrung gewidmet hatte, sich über das schnöde und hochfahrende Zurückziehen derselben tröstete, indem er eine Pfarrerstochter aus der Nachbarschaft heimführte; — hätte Margareth ferner gewußt, wie bitter Regine später bereut, im ersten Liebesschmerz einen achtungs- und liebeswerthen „standesgemäßen“ Bewerber zurückgewiesen zu haben: — diese Reise wäre unterblieben. Daß sie unnütz gewesen, mußte sie bald einsehen, und sich entfernen, ohne die mindeste Sinnesänderung in der Generalin bewirkt zu haben. Hortense aber kam, ehe sie ging, nahm herzlichen Abschied und trug ihr tausend Grüße auf.

Die Generalin zuckte darüber mit einem spöttischen Lächeln die Achseln. Dasselbe wiederholte sie, als Hortense flehentlich bat, den Prozeß nicht weiter zu führen, und endlich erklärte: sie für ihre Person würde keinen Vortheil daraus ziehen, wenn Tante Regine in dieser ungerechten Sache Recht erhielte. Die Excellenz hatte es sich in den Kopf gesetzt, die Nichte mit Groningen

zu verheirathen — dem Sohne des Mannes, den sie einst, zu ihrem späten Bedauern, abgewiesen. Er sollte den Namen Reichenstein dem seinigen hinzufügen und so doch ihr Geschlecht nicht erlöschen. Der Thor trat sein Glück mit Füßen. Bei Hortense setzte sie eine zärtliche Neigung für ihn voraus, da dieselbe mit ihm bei seinem Aufenthalt hier stets viel plauderte und erröthend abbrach, wenn sie selber hinzutrat. Konnte sie doch nicht wissen, daß der Lieutenant Hortensen von Reichenstein erzählen mußte. Dem vermeintlichen Schmerz des jungen Mädchens über seinen sonderbaren Einfall, sich mit der jüngeren Schrödter zu verbinden, hielt sie Manches zu gut — auch die letzten Worte. Sie meinte, wenn nur erst der Prozeß zu ihren Gunsten entschieden sei und die Erbin der großen Güter unter den hochgeborensten Bewerbern die Wahl habe, werde sich die romantisch-sentimentale Selbstaufopferungssucht schon geben. Sie schickte sie hinaus, da ihr Sachwalter eben gekommen war.

Margareth begegnete diesem vor der Thür. Sein Gruß sagte ihr, daß er es gewesen, der Regine auf den betreffenden Paragraphen des Landrechts aufmerksam gemacht, und damit ihr und den Ihrigen so schmerzliche und peinliche Empfindungen bereitet hatte. Der Sohn eines Inspektors auf Reichenstein, verfolgte er Margareth Schrödter einst mit seiner Bewerbung, ließ sich durch wiederholte Abweisungen nicht abschrecken, und zog sich erst zurück, als er die Liebe des Baron Lothar entdeckte. Mit dem konnte er freilich nicht rivalisiren. So setzte er wenigstens die Baronesse von seiner Entdeckung in Kenntniß. Sie vermochte nichts, und ihm ward jetzt erst Gelegenheit, sich für seine Verschmähung zu rächen.

Ein Gefühl der Verlassenheit und Schutzlosigkeit überkam die Baronin, wie es nur Wittwen und alleinstehende Frauen kennen, wie sie es bisher nie empfunden hatte, selbst am frischen Grabe des Gatten nicht. Befand sie sich damals doch inmitten der Ihrigen, in einer gesicherten Stellung — daheim! Eine lebhafte Anwandlung von Heimweh erfüllte sie, jagte sie aus der Residenz. Erst als sie Reichenstein von Ferne erblickte, fühlte sie sich ruhiger. Ganz überwunden ward diese Stimmung erst und mit ihr die Niedergeschlagenheit über den mißlungenen Versöhnungsversuch, als sie, wie täglich, wenn das Wetter es irgend erlaubte, Lothars Grab besucht hatte.

Lange schaute sie dann von ihrem Zimmer in die Ruine hinauf, deren Mauerzacken eine leichte Schneehülle deckte. Sie dachte der Vergangenheit und rief sich's noch einmal zum Bewußtsein zurück, daß sie keine Schuld trage an dem Haß und Zorn Regines und ihrer Unversöhnlichkeit. Länger noch blickte sie dann hinüber auf die jetzt entlaubten weißgesäumten Wipfel des Friedhofs, empfand bei dem lieben, nur kurze Zeit entbehrten Anblick wieder auf's Neue, wie vertraut ihr hier und drüben jeder Fußbreit sei. Als Kind hatt sie zwischen den Grabhügeln gespielt, als Jungfrau geträumt — als Frau geweint an der Schlummerstätte eines Töchterchens, das als zarte Knospe verwelkt war, wie an dem der Pastorin, die ihr die nie gekannte Mutter treu ersetzt hatte. An die Höhe und den niedern Zaun, der den Gottesacker umschloß, lehnte sich das stattliche Pfarrhaus, das dem kleinen Mädchen nach der Noth und Entbehrung der zartesten Kindheit eine trauliche Heimath geworden, bis es hinüberzog zum Vater in das Forsthaus im grünen Waldesschatten; vor dem Altar der Dorfkirche hatte der würdige Pfarrer den Bund gesegnet, der sie zur Gebieterin des prunkvollen Herrenhauses machte. Leicht, wie Frauen fast immer, hatte sie sich hineingefunden in den Wechsel und hier so feste Wurzel geschlagen mit ihrem ganzen Leben, Denken und Empfinden, daß sie sich ein Dasein in der Ferne gar nicht vorstellen konnte.

Und warum es sich auch vorstellen? Selbst wenn ihr Sohn sich verheirathete und die junge Frau als Herrin im ganzen Schlosse waltete — hier, in diesen Räumen, blieb sie Gebieterin; die verließ sie nicht früher, bis man sie hinaustrug nach dem Ruheplatz an des Gatten Seite, unter den Ulmen drüben. Daß die feindselige Schwägerin den Prozeß gewinnen könne, daran dachte sie nicht. Es konnte ja nicht sein.

Sie hustete und ein Frösteln überlief sie — beides wohl Folge der unfreundlichen Jahreszeit. Die entlaubten Baumwipfel und die Schneedecke thaten ihren müden Augen weh. Sie verließ das Fenster und seufzte: „Wäre es nur erst Frühling!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Kissingen.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Krieg des Jahres 1866.)

Dem Generallieutenant von Zoller standen die 5. Infanterie- und die 2. leichte Kavallerie-Brigade an dem Gefechtstage, dem 10. Juli, zu Gebote. Die 6. Infanterie-Brigade war unter Kommando des Obersten Schweitzer nebst der gezogenen Batterie Lottersberg von Kissingen nach Hammelburg abgerückt und dort unter den Befehl des Generals der Kavallerie Fürsten Taxis getreten. General Zoller hatte die 5. Brigade in und um Kissingen konzentrirt, und hatte aus der 4. Infanteriedivision das 6. Jägerbataillon und das 3. Bataillon des 9. Regiments zur Verstärkung erhalten. Außerdem disponirte er noch über das 2. Chevauxlegers-Regiment und die Zwölfpfünder-Batterie Schuster, so wie über die

aus der Reserve-Artillerie zugewiesene Batterie Rodenbacher. „Was die übrigen Heeresabtheilungen betrifft, so wurden noch am Abende des 9. Juli die 1. und 2. Division um Neustadt, die 4. bei Münnerstadt zusammengezogen, um Tags darauf in die projektirte Stellung bei Poppenhausen zu rücken. Oberst von Schleich blieb zur Sicherung der über die hohe Rhön führenden Anmarschlinien in Bischofsheim. Die vier glatten Zwölfpfünder, welche er bisher bei sich hatte, wurden durch zwei gezogene Geschütze der Batterie Zeller abgelöst und sehien sich am 10. Juli, Früh, in Marsch, um zu ihrer (2.) Division zurückzukehren. Mittlerweile waren aber die Vortruppen der Preußen — wenn auch unerheblich — schon mit der bayerischen aneinander gerathen . . . .“ Das Gefecht bei Kissingen ist in 5 Momente eingetheilt und zwar 1. Moment: 9—11 Uhr. Stellung und Gefecht der 5. Infanterie- und 2. leichten Kavallerie-Brigade bei Kissingen, Friedrichshall, Hausen. 2. Moment: 11—1½ Uhr. Weiterer Verlauf des Gefechts seit dem Beginne des preußischen Uebergangsversuches: Erscheinen eines Theiles der 2. Infanteriedivision, Verlust Kissingens. 3. Moment: 1½—3 Uhr. Rückzug auf Nüdlingen, Räumung von Friedrichshall und Hausen. 4. Moment: 3—4½ Uhr. Verlust von Nüdlingen. 5. Moment: 5—8½ Uhr. Ankunft der 1. Infanteriedivision, Wiedervorrückung, Einnahme von Nüdlingen und des Sinnberges; das Gefecht kommt zu Stehen. Abzug aus Nüdlingen. „Die längs der Saale stehenden Truppen sollten nach der Intention des Oberkommando's am 10. Juli dort verbleiben, um einen Schirm für die Konzentrirungsbewegungen der übrigen Heerestheile zu bilden, und nur im Falle eines überlegenen Angriffes in die Hauptstellung bei Poppenhausen zurückzugehen. Dieser Aufgabe gemäß war also der Charakter der zu liefernden Gefechte ursprünglich der von Arrièregarde-Gefechten. Die 4. Infanteriedivision war angewiesen, am 10. Juli Morgens unmittelbar auf Poppenhausen abzurücken, die 1. und 2. hingegen sollten vorerst nur bis Münnerstadt gehen, und dort weitere Bestimmungen erwarten. Ferner hatte Feldzeugmeister Prinz Luitpold als Kommandant der bei Bamberg neugebildeten Reserve-Infanteriedivision den Befehl erhalten, vier seiner Bataillone nebst einer gezogenen Batterie im Laufe des genannten Tages per Bahn nach Schweinfurt zu bringen . . .“ . . . „Generallieutenant Frhr. v. Zoller hatte die ihm unterstellten Truppen in 3 Haupttheile getheilt, deren einer unter Leitung des Generalmajors Grafen Pappenheim den rechten Flügel der Aufstellung bilden und die Linie Friedrichshall-Waldaschach besetzen sollte, während der zweite unter dem Generalmajor von Ribaupierre als linker Flügel mit der Vertheidigung von Kissingen selbst beauftragt war, und der dritte dem Divisionär verfügbar blieb. Am Abende des 9. Juli waren, mit alleiniger Ausnahme des bei Waldaschach rechts der Saale belassenen 1. Bataillons (Moor) des 15. Regiments sämmtliche noch auf dem jenseitigen Ufer stehenden Abtheilungen herübergezogen, und die Saal-Uebergänge zwischen Kissingen und Waldaschach entweder zerstört, oder verbarrikadirt und zur Vertheidigung eingerichtet worden; nur die bei letztgenanntem Orte befindliche steinerne Brücke blieb als Rückzugslinie des erwähnten jenseits stehenden Bataillons dem freien Verkehr erhalten.“ Die Aufstellung zum Gefechte läßt sich in drei Theile zerlegen und zwar: den rechten Flügel unter Generalmajor Graf Pappenheim, den linken Flügel unter Generalmajor von Ribaupierre, die Reserve zur Divisionärs.

Rechter Flügel: Das Bataillon Moor hatte Waldaschach zur Vertheidigung eingerichtet und mit drei Kompagnien besetzt, während die drei übrigen auf den Straßen von Premich, Stralsbach und Claushof eine Vorpostenstellung in weitem Umkreis bezogen. Vier Kompagnien vom 2. Bataillon (Tausch) des 11. Regiments waren bei Hausen; 1 Kompagnie stand innerhalb der Umfassung des südlich der Brücke liegenden Klosters, 2 Kompagnien kamen als Reserve in das Dorf. Das 5. Jägerbataillon besetzte in Friedrichshall nach Zerstörung der beiden gegen den Steinhof führenden hölzernen Brücken die dortigen Salinengebäude mit 2 Kompagnien; die 4. Kompagnie wurde in dem rechts anstoßenden Theil der Gradirhäuser, die 3. Kompagnie in die Gradirhäuser südlich des Steinhofes plazirt. Vier Zwölfpfünder der Batterie Schuster unter Oberlieutenant v. Zu-Rhein waren auf einer Terrasse östlich des Steinhofes aufgefahren; mehr südöstlich waren das 3. Uhlanen- und das 5. Chevaurleger-Regiments aufmarschirt.

Linker Flügel: Bei der geringen Anzahl der disponiblen Streitkräfte konnte die auf dem rechten Saale-Ufer gelegene Vorstadt von Kissingen nicht besetzt werden; nur ein Halbzug Infanterie hatte sich jenseits in einem unmittelbar südlich der Brücke gelegenen Hause eingenistet. Im Uebrigen war die Stellung wie folgt: Längs des linken Saale-Ufers hatten 7 Kompagnien Infanterie die äußersten Gärten und Häuser besetzt, und zwar die 3. Schützenkompagnie des 15. Regiments vom Nordende der Stadt die Hälfte des Raumes bis an die Brücke (linker Flügel am vorspringenden Hause des Doktors Ehrenburg), die 7. Kompagnie von da bis zur Brücke mit einem Zug in dem schräg vis-à-vis vom bayerischen Hof gelegenen Hause Ihl's. Die Barrikade auf der steinernen Brücke (alle anderen Saale-Uebergänge waren, wie gesagt, abgetragen oder gänzlich zerstört), wurde durch einen Halbzug der 4. Schützenkompagnie besetzt gehalten, während der Rest derselben in den hart südlich des Straßendammes gelegenen zum Kurgarten gehörigen dichten Anlagen Posto gefaßt hatte. Links an diese Kompagnie, das Saale-Ufer entlang bis zum eisernen Stege beim Kurgarten, reihte sich die 8. In der Hauptstraße, 100 Schritte hinter der Brücke waren zwei 12pfünder der Batterie Schuster unter Lieutenant Halder aufgepflanzt, ferner die beiden

vordersten Häuser rechts und links der Straße, Maison Heilmann und Lagerhaus, mit je einem Halbzug der 5. Kompagnie des 15. Regiments besetzt, während der andere Zug derselben mit der 6. Kompagnie weiter rückwärts an der nächsten Quergasse stand. Diese Abtheilung war rechts, und vom 3. Bataillon (Weinbach) des 11. Regiments die 9. Kompagnie an demselben Straßenkreuze links der Hauptstraße gedeckt postirt. Eine Kompagnie dieses Bataillons (5. Schützen) hatte schon in der vorhergehenden Nacht zur Verbindung mit den bei Hammelburg stehenden Truppen nach Euerdorf abrücken müssen; von den übrigen 4 Kompagnieen kamen die 6. Schützen- und 12. Kompagnie als Besatzung in die 10. und 11. Kompagnie als Reserve hinter den Kirchhof. Die beiden von Waldfenster zurückkehrenden Kompagnien des wie erwähnt bei Hausen stehenden 2. Bataillons (7. und 8.), wurden mit den letztgenannten vereinigt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Doktor Eisenbart.] Gewiß ist das allgemeine Spottgedicht auf die Leistungen des Doktors Eisenbart bekannt, welches in einem früheren Jahrgang der Münchener Bilderbogen in ausgezeichneter Art illustrirt ist. Es wird aber auch angenommen, daß Dr. Eisenbart gar nicht gelebt hat. Dieser Annahme aber widerspricht geradezu sein Grabdenkmal in Münden in Hannover, welches folgende Inschrift hat: „Allhier ruhet in Gott der weiland hocherfahrene, Weltberühmte Herr Herr Johann Andreas Eisenbart, königlich Großbritanischer und churfürstlich braunschweigischer privilegirte Landarzt, wie auch königlich preußischer Rath und Hofokuliste von Magdeburg. Geboren Anno 1661, gestorben 1727 den 11. November. Aetatis 66 Jahr." Es ist anzunehmen, daß ein Mann, welcher von drei Regierungen geehrt wurde, wirklich auch etwas geleistet hat; wahrscheinlich hat er außergewöhnliche Mittel bei seiner Kurart angewendet, welche später im Volksmund zur Karrikatur wurden.

Aus Frankreich wird geschrieben: Zu Auch brach Feuer aus und griff schnell um sich. Aus einem brennenden Hause hörte man schreien: Rettet uns, Rettet uns! Herzzerreißend war der Schrei einer Mutter: Rettet mein Kind. Der Erzbischof von Auch, der bis dahin mit den Löschenden gearbeitet, trat vor und rief: „Fünfundzwanzig Louisd'or dem, der die Frau und das Kind aus den Flammen rettet!" Mehrere Männer näherten sich den Flammen, traten aber wieder zurück. „Fünfundzwanzig Louisd'or dem, der Frau und das Kind aus den Flammen rettet!" rief der Bischof von Neuem. Die Menge stand ergriffen in höchster, peinlichster Spannung. Keiner wagte sich an das Werk. Da nimmt der Erzbischof ein leinenes Tuch, taugt es in einen Eimer Wasser, umwickelt sich damit so gut es geht und besteigt die Brandleiter. Die Volksmenge fiel auf die Knie, betend und das Auge unverwandt auf den Erzbischof gerichtet. Er erreichte das in Flammen stehende Fenster, und von Flammen und Qualm umgeben, stand am Fenster eine ergreifende Gruppe: der Erzbischof, die Mutter, das Kind. Er nahm das Kind, half der Mutter und die Rettung gelang. Unten angekommen, riß er das halb verbrannte Tuch von seiner Schulter, kniete nieder und dankte Gott für die Rettung. Dann trat er zu armen Frau. „Frau", — sagte er — „ich hatte fünfundzwanzig Louisd'or Dem versprochen, der Sie rettet. Ich habe die Summe verdient und Ihnen will ich sie schenken."

Das statistische Komite bei Lloyd's hat eine vergleichende Tabelle über die Schiffbrüche und Unfälle zur See in den Jahren 1866 und 1867 aufgestellt. Ihr zufolge war die Gesammtzahl der Unfälle 12,513 gegen 11,711 in 1866. Gänzlich zu Grunde gingen in 1867 2348 Fahrzeuge (darunter 105 Dampfer), in 1866 2234 (davon waren 115 Dampfer). Während des letzten Jahres ging das Cargo in 1168 Fällen gänzlich verloren, gegen 1946 in 1866. Der Verlust an Menschenleben war in vergangenem Jahre weit geringer als während 1866, die Zahlen sind 1346 gegen 2644. Aus den Statistiken der letzten 10 Jahre ergibt sich, daß die wenigsten Unglücke im Monat Juli, die meisten im Monat November vorkamen.

In Wien stand vor einigen Tagen ein eigenthümlicher Edelmann vor Gericht, Eduard Ehrenberg, Edler von Schwarzenfeld. Er war — Hausknecht bei einem Comfortable- (Droschken-) Kutscher und hatte seinem Herrn Geld gestohlen. Das Gericht verurtheilte den, wie es scheint, letzten Repräsentanten der Edlen von Schwarzenfeld zu sechs Monaten Kerker und zum „Verlust des Adels."

Räthsel.

Verfertigt ist's seit langer Zeit,
Doch mehrentheils gemacht erst heut'.
Sehr schätzbar ist es seinem Herrn,
Und dennoch hütet's Niemand gern.

Redakteur Johann Meitert. — Druck und Verlag der J. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

No. 135 Samstag, 13. Juni 1868

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

VII.

Es war Frühling. Mutter und Kinder machten einen Spaziergang zum Großvater. Sie sprachen von Gretchens Hochzeit, die am Geburtstage der Mutter stattfinden sollte.

„Bis dahin ist hoffentlich nicht nur die Entscheidung des Obertribunals eingetroffen, sondern wir haben diese unerquickliche Episode längst vergessen!“ meinte die Baronin.

Lothar dachte: er werde sie nimmer vergessen. Es kränkte und erbitterte ihn zu sehr, daß diese Klage überhaupt möglich sei und angenommen worden von den Gerichten. Oft glaubte er sich auf dem Punkt, ein vollkommener Menschenfeind und Menschenverächter zu werden. Indeß war das nicht möglich bei der Hingebung für die Seinigen, namentlich für die Mutter. So gereizt er sich auch fühlte — in ihrer Gegenwart kam das wenig zum Ausdruck. Es schien ihm Pflicht, sie durch doppelte Aufmerksamkeit und Innigkeit für den schmählichen Angriff zu entschädigen, den die Bosheit gemacht und die Einrichtung der Welt gestattet hatte. Denn so ruhig Frau Margareth auch über den Ausgang war, so milde sie sich selbst über die Generalin äußerte: die Angelegenheit hatte sie doch sehr angegriffen. Mit Besorgniß blickten ihre Kinder und Freunde auf sie. Ihre schlanke Gestalt ward immer schlanker — Gesicht und Hand fast durchsichtig zart; es beruhigte die Bekümmerten indeß wieder, daß ihre Augen fast jugendlich glänzten, daß auf den bleichen Wangen zuweilen lichte Rosen erblühten. Den kurzen Husten und etwaige leichte Fieberschauer schrieb der Arzt einem durch Erkältung verschleppten Katarrh zu, der erst bei beständig schöner Witterung verschwinden würde.

Heute befand sie sich gut und die aromatische Waldluft that ihr sichtlich wohl. Während sie mit dem Alten auf der Bank vor dem Försterhause saß, gingen die Geschwister tiefer in das Gehölz.

Auf der nahen Landstraße kam ein Wagen vorüber. Der Insasse erkannte die Baronin und ließ halten. Es war der Justizrath.

Sein Aeußeres erschreckte Vater und Tochter.

„Was ist dem passirt?“ fragte jener, dessen Augen noch immer scharf waren.

„Die Entscheidung des Obertribunals!“ flüsterte sie und fühlte ihre Brust wie von einem Krampfe zusammengeschnürt.

Er brachte in der That diese Entscheidung. So schwer ihm die Mittheilung ward — sie mußte geschehen, so schonend er sie einzukleiden suchte — es gibt Nachrichten, deren Inhalt so furchtbar, so niederschmetternd ist, daß ihre Form gar nicht in Betracht kommt.

Die oberste Instanz hatte sich der Entscheidung der Untergerichte nicht angeschlossen. Sie hielt vielmehr den Klageantrag für begründet, da Artikel 4 der Verfassung sich auf das politische, nicht auf das Privatrecht beziehe. Ferner: da die Gesetze so lange in Kraft bleiben, bis sie vom Gesetzgeber ausdrücklich aufgehoben seien, bestehe auch § 30, Th. II, Tit. 1 des Allgemeinen Landrechts vorläufig noch vollkommen zu Rechte.

Demnach sei die Ehe des verstorbenen Barons Ernst Lothar von und auf Reichenstein mit Margareth Schröder als nichtig zu betrachten, und seien für diese niemals die Rechte wie aus einer wirklichen Ehe entstanden — § 952, Th. II, Tit. 1 des Allgemeinen Landrechts. Ihre Kinder aber seien nur als Sprößlinge einer Ehe zur linken Hand anzusehen — § 56, Th. II, Tit. 2 des Allgemeinen Landrechts, und hätten in dieser Eigenschaft nur ein sehr beschränktes Erbrecht auf die Hinterlassenschaft ihres Vaters neben der Klägerin und deren Nichte. § 570 ff. 580, 489. Th. II, Tit. II d. A. L.-R.

Eiskalt strömte es zu Frau Margareth's Herzen; das Säuseln und Flüstern im jungen Laube schien in ihren Kopf versetzt, vor den Augen dunkelte es. Mit dem Ausruf: „Meine Kinder — Lothar!“ sank sie halb bewußtlos zurück.

Der Alte fuhr empor — raufte das greise Haar und kreischte seine Verzweiflung in schrillen unartikulirten Tönen in den Wald hinaus: „Herr, mein Gott da droben, warum mußte ich das erleben!“ schrie er dann und streckte die Linke zum Himmel hinauf. Ich kann meine Hände nicht emporfalten zu Dir, Gott, Vater, ich kann sie nicht einmal ringen in meinem Jammer! Aber meine ganze Seele ringt verzweiflungsvoll auf zu Dir! Wenn Du nicht bist wie die Menschen, denen nur

das Wort, die Bitte Vornehmer gilt, dann höre und erhöre mich! Zerschmettere die Menschen mit Deinem Blitzstrahl, vernichte Alle und mich zuerst. Fluch, Fluch über die ganze Welt. Meine Enkel Bankerts, meine Tochter... Hahahaha!"

Margareth war aufgerüttelt worden aus ihrer Betäubung. „Vater!" sagte sie matt: „Nicht freveln, Vater!"

Und das, weil ich im Elend geboren ward, weil ich sauer, o wie sauer! um das Bischen Leben arbeiten und kämpfen mußte!" fuhr er gemäßigter fort. „Warum bin ich nicht hochgeboren, Gott Schöpfer? Was haben die Anderen, die es sind, für ein Verdienst vor mir voraus, daß sie sich so überheben dürfen?"

Der Paroxismus war vorüber — es gelang dem Justizrath, ihn zu beschwichtigen. Erschöpft sank er auf die Bank und brütete still vor sich hin. Sein Jammer hatte Lothar und Gretchen erreicht — bestürzt eilten sie herbei. Auch ihnen das Unglück mitzutheilen, ging fast über die Kraft des Rechtsgelehrten. Und doch ließ es sich nicht verhehlen. Er betrachtete die Eröffnung als eine Strafe für seine Unterlassungssünde.

Sie nahmen es anders auf als die beiden Andern. Lothar stand stumm und regungslos, wie eingewurzelt; die Arme sanken ihm schlaff nieder, das Blut schien bis auf den letzten Tropfen aus seinem Gesichte zu weichen, selbst die Lippen wurden bleifarben. Irr standen die Augen in die Ferne, als suchten und fänden sie dort die Bestätigung, daß ihm so eben durch einige Federstriche Stellung, Namen und Ehre genommen sei, dazu Vermögen und Heimath. Gretchen verlor das Alles auch und noch viel mehr, das Glück ihres Herzens, doch fand sie sogleich Erleichterung und ein Schutzmittel gegen den versteinernden Schmerz, der ihren Bruder dem Wahnsinn nahe brachte, in einem vollen Thränenstrom. Weinend warf sie sich in die geöffneten Arme der Mutter.

„Baron, kommen Sie zu sich!" Der Justizrath rüttelte den Jüngling, der seine Augen wie geistesabwesend auf ihn richtete. „Seien Sie ein Mann, Lothar — denken Sie an Ihre Mutter!"

„Mein Sohn," sagte gleichzeitig Frau Margareth — „Deine Mutter ist zwar die Ursache dieses Unglücks, doch — grolle ihr nicht!"

Schon beim ersten Klang ihrer Stimme ließ seine unnatürliche Erstarrung nach, kam wieder Leben in ihn. Er stürzte auf sie zu und bedeckte ihre Hand, die sie ihm entgegenstreckte, mit Küssen. „Wie redest Du — weißt ja, daß ich Dich wie eine Heilige verehre — im Unglück noch höher als sonst!" rief er leidenschaftlich, als er der Sprache wieder mächtig war. „Aber es raubt mir den Verstand — mehr noch, unendlich mehr als mein eigenes Schicksal, daß Du diese Schmach duldest — daß ich zusehen muß, ohnmächtig, mit gebundenen Händen — nichts, nichts thun kann dagegen!"

Nichts thun? Mein Lothar, wir sind nun ganz auf Dich und Deine Kraft angewiesen. Ich sowohl wie Gretchen erwarten von Dir Schutz und Schirm. Du bist der einzige Stab Deiner Mutter, die einzige Stütze Deiner Schwester."

Gretchen schluchzte laut und schmiegte sich inniger an die Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schiffbruch des „Lessing".

Ueber das Unglück, von dem das Bremer Schiff „Lessing", Kapitän Gerdes, am 23. v. Mts. betroffen wurde, liegen jetzt Zeitungsnachrichten, Konsulatsberichte, so wie Schreiben und Depeschen des Kapitäns vor; aus diesen ergeben sich nach der „Weser-Zeitung" die Einzelnheiten des traurigen Vorfalls mit einiger Gewißheit.

Zwischen den Orkaden und den Shetlands-Inseln liegt das kleine Eiland Faira oder Fara, das von etwa 250 Menschen bewohnt wird, welche sich von Vogelfang, Fischerei und Viehzucht ernähren; die Insel umgürtet ein Kranz von steilen Felsen, und weit in's Meer hinein erstrecken sich die Riffe. Am Morgen des 23. Mai glaubte der Kapitän des „Lessing", der widriger Winde wegen die Umfahrt um Großbritannien dem Wege durch den Kanal hatte vorziehen müssen, an der Insel bereits vorbei zu sein. Ein starker Nebel lag auf dem Wasser. Plötzlich gewahrte man Land, das Wenden mißglückte; das schöne starke Schiff liegt auf dem Steep-Craig, eine Stelle, wo die Felsen am steilsten sind, und saß bald in einer kleinen Bucht zwischen Riffen fest, die hoch über die Masten hinwegragten.

Bis zum letzten Momente, in dem die äußersten Anstrengungen sich als erfolglos erwiesen, hatte an Bord Niemand eine Ahnung des Unglücks; ein jäher Stoß zerbrach die Mitte des Schiffs und weckte zugleich die armen Auswanderer, die größtentheils noch in ihren Kojen ruhten, aus ihrem Schlafe. An Bord befanden sich 20 Mann Besatzung und an Passagieren 355 Erwachsene, 69 Kinder und 27 Säuglinge. Mit großer Gewalt stürzten sofort die Wogen in die Räume des Schiffs; in jäher Flucht mußten Alle das Zwischendeck verlassen, um nicht zu ertrinken.

Der Kapitän setzte sogleich ein Boot aus und drang mit demselben bis zum Fuße des einen der beiden scharfen, 3- bis 400 Fuß hohen Felsen vor, zwischen denen das Schiff eingeklemmt war; er kletterte auf die Oberfläche des Riffs, um die Scene seines Unglücks zu übersehen, es war wenig Aussicht auf Rettung.

Mittlerweile waren indeß die Insulaner gewahr geworden, was sich zugetragen hatte; unverzüglich thaten

sie das Aeußerste für die Lebensrettung der unglücklichen Schiffbrüchigen; in der That haben diese armen Eilandsbewohner gegen ihre unerwarteten Gäste viel Muth und Güte gezeigt. Da dem Schiffe von der See aus nicht nahe zu kommen war, so war die einzig ausführbare Art der Rettung die, daß die muthigen Fischer von Faira ihre kleinen Böte in eine Höhle brachten, welche durch die Felsen ging und in die Bucht mündete, wo das Wrack lag. Diese Fahrt gelang. Nachdem die Männer, Weiber und Kinder unter großen Mühen an Bord der kleinen Böte gebracht waren, hatten die Insulaner eine Zwischenpause in den Wellenschlägen abzupassen, um wieder durch die Felsenhöhle hindurch zu kommen, sonst würden ihre gebrechlichen Fahrzeuge von der Fluth ergriffen und gegen die Felsen geschleudert worden sein. Auch dieß Manöver gelang; man fuhr aufwärts nach einem Theile des Felsens, welcher minder steil und nicht so zackig war; dort wurden die sämmtlichen Schiffbrüchigen auf die Oberfläche der Klippe gezogen und von hier aus glücklich an's feste Land geschafft; die Kinder wurden den Männern auf den Rücken gebunden und auf diese Weise hinaufgebracht. Mehrere Stunden gingen mit der Landung hin.

Sobald es das Wetter erlaubte, verließ der Steuermann des „Lessing" die Insel in einem Boote, um Hülfe zu holen; derselbe kam glücklich in Sunburgh an; am 28. Mai erreichte die Nachricht von dem Schiffbruche Lerwick, die bekannte Hauptstadt der Shetland-Insel Mainland. Sogleich wurde ein Schoner ausgerüstet und nach Feira gesandt.

In drei Fahrten brachte dieß Schiff die Unglücklichen nach Lerwick. Zuerst weigerten sich Viele, ohne ihre in dem Wrack begrabene Habe die Insel zu verlassen; sie gefährdeten sogar das Leben des Kapitäns. Nach und nach sah man indessen ein, daß an eine Bergung der Effekten nicht zu denken sei; nur dann und wann gelang es, von der Klippe aus einige Gegenstände, theils Schiffsutensilien, theils Passagierkisten aufzufischen. In der Fluthzeit war das Wrack fast ganz unter Wasser; zur Ebbe war aber auch nicht in den Schiffsraum zu kommen; jeder Versuch, an Bord zu gehen, war mit Lebensgefahr verbunden, da der Hintertheil des Schiffs, dessen Mitte nur von den Felsen zusammengehalten ward, von den Wogen hin und her geworfen wurde.

Am 3. Juni verließen die letzten Passagiere und die Mannschaft Faira, um sich ebenfalls nach Lerwick zu begeben.

Der Zuwachs von nahezu 500 Personen zu der Bevölkerung dieses Ortes, der so schon übervölkert ist, war äußerst bedenklich. Die Bequemlichkeiten waren, wie man leicht denken kann, sehr beschränkt, und da die armen Auswanderer meistens nur mit den Kleidern, die sie auf dem Leibe trugen, gerettet wurden, demnach kein Zeug wechseln konnten, ohne Betten und Bettwäsche waren, und schon dadurch, daß sie mehrere Tage lang dem Wetter ausgesetzt gewesen, schwer gelitten hatten, war die Gefahr, daß ansteckende Krankheiten unter ihnen ausbrachen, nicht gering. Sie wurden in einem Theile des Stadthauses und des Gefängnisses, so wie in zwei Zimmern auf dem Fort, auch in einigen Lagerhäusern, die sofort ausgeräumt wurden, untergebracht. Nach den letzten telegraphischen Nachrichten ist der Gesundheitszustand befriedigend gewesen; allein manche herzzerreißende Scene ist auf Faira und Lerwick vorgekommen.

Wir erwarten die Unglücklichen mit dem Dampfer „Schwalbe" des Norddeutschen Lloyd am Ende dieser Woche. Möge doch der Aufruf, den das hiesige Auswanderer-Bureau erlassen hat, recht viele Hände zu freiwilligen Gaben willig machen, damit den Armen, die nichts als das nackte Leben gerettet haben, einige Hülfe gewährt werden könne.

Mannigfaltigkeiten.

[Berühmte Männer ohne Ahnen] hat die Geschichte in großer Anzahl aufzuweisen. Sokrates war der Sohn einer Hebamme; Euripides' Mutter war eine Obsthökerin; die Väter des Pindar und Aeschines waren reisende Flöten- und Taschenspieler; Virgil's Vater war Bäckermeister; Papst Sixtus V. verdankte sein Dasein einem Schweinehirten; Rousseau und Beaumarchais waren Uhrmachersöhne, und Thorwaldsen eines Bauern Sohn. Am merkwürdigsten tritt diese Erscheinung bei den berühmtesten Generalen Napoleons hervor: Augerau, Herzog von Castiglione, war der Sohn eines Pariser Fruchthändlers; Bernadotte, der Sohn eines Advokaten in Pau, bestieg den schwedischen Thron; Berthier Fürst von Wagram und Neuchatel, war der Sohn eines Hausdieners im Kriegspalaste; Bessiers, Herzog von Istrien, und Jourdan waren die Söhne schlichter Bürger zu Poissac und Limoges; Kleber und Kellermann deßgleichen aus Straßburg; Lannes Herzog von Montebello, nannte einen Lappenfärber seinen Vater; Lefébre, Herzog von Danzig war der Sohn eines Husaren aus Roussac; Massena, Fürst von Essling eines Weinhändlers Sohn in Nizza; Moncey, Herzog von Conegliano, entsproß einer Krämerfamilie zu Cateau Cambresis, und Murat, der König von Neapel, hatte nichts weniger als einen berühmten Stammbaum aufzuweisen, er war ein Gastwirthssohn aus La Bastide. Ebenso betrieb Ney's, des Fürsten von der Moskwa, Vater zu Saarlouis das Handwerk eines Faßbinders; Oudinot und Soult, die Herzöge von Reggio und Saint Armand, entstammten einer Kaufmanns- und Bauernfamilie; Suchot, Herzog von Albufere, war eines Fabrikanten Sohn aus Lyon, und von Viktor Perrin, dem Herzoge von Belluno,

weiß man nur so viel, daß er in einem Kaufmannsladen die Elle schwang.

Auf seinem Wohnsitze in Devon starb der frühere Rajah von Sarawak (an der Nordküste Borneo's), Sir James Brooke, Kommandeur des Bathordens. Geboren 1803, machte er den Krieg in Birma mit und kehrte, bei Rungpoor verwundet, nach England zurück. Darauf besuchte er China, unternahm auf eigene Kosten eine Expedition nach Borneo, wo er den malaiischen Rajah, Muda Hassam, bei der Unterdrückung eines Aufstandes unterstützte. Kurz darauf wurde er Rajah von Sarawak, später bei der Besitzergreifung von Labuan zum Gouverneur und Oberstkommandirenden dieser Insel ernannt. Außerdem war er britischer Generalkonsul bei dem Sultan von Borneo und den unabhängigen Häuptlingen, bis er sich 1856 nach England zurückzog.

Der Bericht des schweizerischen Generalkonsuls, Hrn. Fehr-Schmöle von St. Gallen in Toskana über das Jahr 1867 enthält eine Mittheilung über eine, von dem ausgezeichneten Techniker Bozza erfundene Behandlung des Eisenerzes, durch welche unter Anwendung einer sehr starken elektrischen Strömung eine Art Gußstahl, Metallo elettro Bozza genannt, erzeugt wird, der spezifisch schwerer, härter und weit billiger sei als Stahl. Bei den Experimenten, die die italienische Kriegsmarine jüngst in Spezzia mit Bozzas Projektilen gegen Eisenplatten von 15 Centimetres Dicke in Konkurrenz mit den Erzeugnissen von Armstrong, Krupp und denen der österreichischen Werke vornehmen ließ, hat derselbe einen schönen Sieg davongetragen. Armstrong selbst soll sich günstig darüber geäußert, die italienische Regierung neue Versuche angeordnet und die französische dießfällige Unterhandlungen angeknüpft haben.

Aus Koburg schreibt man der Vossischen Zeitung: „Der Herzog hat sich bewogen gefunden, aus speziellem Interesse für die Bühne vom 1. Sept. an persönlich die Oberleitung seines Hoftheaters zu übernehmen und haben in Folge dessen der Generalintendant Baron Gustav v. Meyern-Hohenberg, so wie der Hofschauspieldirector Friedrich Haase ihre Aemter niedergelegt, da ihre bisherigen Machtvollkommenheiten mit dieser höchsten Entschließung nicht wohl vereinbart werden konnten."

Schießversuche, welche auf dem Schießplatze zu Aachen gleichzeitig mit einem Chassepot- und einem Zündnadelgewehr angestellt wurden, haben ergeben, daß das Erstere das Letztere an Schnelligkeit übertrifft (in ³/₄ Minuten wurden mit Ersterem 10, mit Letzterem 8 Schüsse abgegeben), ihm aber an Sicherheit im Treffen nachsteht (Letzteres hatte 7, Ersteres nur 5 Mal das Ziel getroffen.)

Aus New-York, 28. Mai, wird berichtet: In Marshfield, Ohio, führte eine Bande einen frechen Raub aus. Von einem auf dieser Station haltenden Zuge kuppelte sie die Lokomotive und einen der Adams-Expreß-Company gehörigen Wagen los, fuhren in aller Eile davon, warfen die Agenten der Kompagnie während der Fahrt hinaus und raubten 97,000 Dollars an baarem Gelde.

Nach der „Düss. Ztg." hat am 28. Mai d. J. Herr Borelly an der Pariser Hülfs-Sternwarte zu Longchamp-Marseille den 99. der kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter entdeckt. Der Planet ist 13. bis 14. Größe angegeben, also nur mit den größten Fernrohren wahrzunehmen.

Das neue Opernhaus in Paris hat 40 Mill. Franken gekostet; zur Vollendung sind noch 20 Mill. erforderlich.

Charade.

Wenn mein begehrend Herz voll Sehnsucht Deiner harrt,
So dünket mir die Zeit, was die zwei Ersten nennen.
Die Letzten ruf' ich stets, willst du dich von mir trennen.
Wer fühlt das Ganze wohl in deiner Gegenwart?

Auflösung der Charade in Nr. 124:

Dieweilen ich im Leidensdrang
So manche Nacht verbringe,
Und mit dem Tod oft stundenlang
Um's Bischen Leben ringe;
So brenne ich — damit ich seh' —
Und kunstgerecht zu Leibe geh'
Dem unverschämten Flegel —
Ein „Nachtlicht" in der Regel.

M. M.

Redakteur Gustav Weffert. — Druck und Verlag der A. Mailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 136 Montag, 15. Juni 1868.

Des Spielers Weib.*)

Nach dem Englischen von E. Streben.

I.

An einem schönen Augustabend des Jahres 185.. langte der junge Arthur Monrose in dem Bezirke des prachtvollen Schlosses Hetham an, herzlich froh, den Glanz, den Lärm und das Getreibe einer Londoner Saison hinter sich zu haben.

Sein Vater und der jetzige Besitzer des Schlosses waren Vettern und Beide, da sie früh verwaist, von dem Großvater wie Brüder auferzogen worden. Mit der größten Liebe und Sorgfalt hatte dieser sie umgeben, denn sie waren die einzigen Sprossen seines Hauses und Namens, der was Alter und Ehre betraf, zu dem besten Adel des Landes zählte. Die Knaben wuchsen zu Männern auf und mit erhöhter Freude betrachtete er die edlen Jünglinge, welche dazu bestimmt waren, seinen Namen fortzupflanzen.

Ein schwerer Schlag, der den Stolz des Großvaters tief verwundete, traf den alten Hetham indessen bald durch die Verheirathung Arthurs, des ältesten Enkels, welcher zwar die einzige Tochter eines Pairs von England heirathete, aber deßhalb seinen Namen aufgeben mußte, einen Namen, für den Helden gefochten und geblutet hatten.

Seine ganze Zärtlichkeit wandte sich nun Mark Hetham, dem jüngsten Enkel zu, und erhöhte sich zehnfach als dieser fünf Jahre später eine Gattin erwählte, die durch ihre Herkunft, Schönheit und Tugend des Hauses würdig war, in das sie als Herrin eintrat. Bald nach dieser Verbindung fing der Großvater an zu kränkeln, und ob er auch noch die Freude hatte, zwei liebliche Mädchen auf seinen Knieen zu schaukeln, so schien doch sein tiefer Herzenswunsch, einen Erben seines Namens zu besitzen, unerfüllt bleiben zu wollen.

Ein plötzlicher Tod hatte seinen ältesten Enkel hingerafft, dem die Gattin bald folgte. Das hinterlassene Söhnchen, der kleine Arthur Monrose aber kam in das Haus seines Urgroßvaters und wurde der Spielkamerad der lieblichen kleinen Harriett und der sanften Rosa. Da tröstete den alten Mann der Gedanke, daß Arthur sich einst mit Harriett, als der zukünftigen Erbin verbinden und dann den Namen Hetham wieder annehmen werde.

Mark Hetham aber stimmte nicht mit ihm darüber ein und sagte oft:

„Ich liebe Arthur wie meinen Sohn und sollte Gott mir keinen Erben schenken, so soll der Sitz ohne Bedingung auf Arthur übergehen!"

Sanft tadelte der Greis diese Grundsätze und hielt fest an den seinigen.

Nach einem solch' freundlichen Streite und wenige Tage vor seiner Abreise nach London, wo er auf das Drängen seiner Lieben, sich der Behandlung eines der besten Aerzte überlassen wollte, sah er mit gedankenvollem Lächeln dem Spiel der Kinder und den kleinen Aufmerksamkeiten Arthurs zu, als er plötzlich ausrief:

„Merke es wohl Mark, Harriett muß Erbin sein, Du müßtest denn einen Sohn bekommen! Arthur ist wirklich ein herrlicher Knabe und wäre die Zierde des Namens, dessen ihn sein verstorbener Vater beraubt hat, aber dieser Fehler war zu groß, als daß er in der Weise übersehen werden könnte, wie Du es willst. Nein, wenn er jemals den Namen Hetham wieder annimmt, so soll dies nur geschehen, indem er der Gatte Harriett's wird. Ah, liebliche Rosa, ich spreche nicht von Dir, Du brauchst nicht so seine Wange zu streicheln und ihm so sanft in die Augen zu sehen. Und Du", indem er sich zur Mutter der beiden schönen Mädchen wandte, „theure Mary, willst Du mir versprechen, einst allen Deinen Einfluß auf Deine Tochter zu Gunsten dieses Knaben anzuwenden, so daß ich die Hoffnung mit mir nehme, daß später meine Wünsche in Erfüllung gehen?"

Diese erwiderte lächelnd, indem sie ihre großen dunkeln Augen mit zärtlicher Bewunderung auf den schönen Knaben richtete, der die kleine sanfte Rosa gegen die etwas herrschsüchtige ältere Schwester warm vertheidigte: „Wenn er sich nicht sehr ändert, so wird mein Einfluß kaum nöthig sein. Mag sich Ihr Wunsch erfüllen, verehrter Großvater, aber ich gestehe, daß ich mich vor jedem Einfluß auf die Neigung meiner Kinder hinsichtlich einer Verheirathung fürchte:"

„In der That", bemerkte Mark Hetham lachend: „Ich denk, da ist nicht viel Gefahr, daß Harriett ihren Willen aufgeben wird, wenn sie es vermeiden kann.

*) Jeder ohne Genehmigung des Verfassers erfolgte Wiederabdruck wird gerichtlich verfolgt.

Sieh, wie sie ihn schon über ihre kleine sanfte Rosa geltend macht, welche im Gegentheil aussieht, als ob sie nie einen anderen haben würde, als den derer, die sie liebt. Ich verspreche dem armen Arthur kein leichtes Leben unter der Herrschaft dieser blitzenden Augen."

„Ah, Harriett wird ein reizendes Mädchen werden", erwiderte der alte Mann, „aber verderbt sie nicht! Fern sei es von mir zu wünschen, daß dieser lebhafte Geist durch zu große Strenge gehemmt, oder unterdrückt werden sollte, aber diese unruhigen Augen und die hohe Stirn verrathen schon jetzt ein Temperament, das der scharfsinnigsten Leitung bedarf. Denke immer daran, meine theuere Mary, daß ein sanftes und feinfühlendes Herz das Schönste an einem Weibe ist, in jedem Alter, in jedem Stande, von der Königin auf dem Throne bis herab zu der Bäuerin in der Hütte! Erinnert Euch, meine geliebten Kinder, an das, was ich gesagt habe, wenn ich im Grabe liege und erzieht diese lieblichen Mädchen mit umsichtigem Ernst, je nach der Eigenthümlichkeit ihres Gemüthes und ihrer Anlagen! Mögen sie werden, wie ihre Mutter, meine vortreffliche Mary — dann sind meine heißen Wünsche erfüllt."

Wenige Tage nach dieser Unterredung reiste der ehrwürdige alte Hetham ab und kehrte nur zurück, um in die Gruft seiner Ahnen gelegt zu werden.

Der kleine Arthur Monrose blieb nicht lange mehr im Schlosse Hetham. Seine hocharistokratischen Verwandten wollten von nun an seine Fortbildung übernehmen, die freilich nur darin bestand, daß sie ihn auf die Hochschule nach Eton schickten, und ihm, als er kaum das Knabenalter verlassen hatte, ein Offiziers-patent auswirkten. Sein Regiment erhielt bald darauf den Befehl, nach Indien auszurücken, und dies gereichte dem jungen Manne zum Glücke, denn da er alle Eigenschaften besaß, im geselligen Leben zu glänzen, so wäre er in London durch den Wechsel von Wohlleben und Müßiggang in einen Wirbel von Ausschweifungen gerissen worden, die leicht die Grundlage seines Charakters, dem die Natur die edelste Form gegeben hatte, hätten vernichten können.

Nach sieben Jahren kehrte er zurück, ausgezeichnet in der Armee, geehrt und geliebt von Allen, die ihn kannten, seine angeborene Charakterfestigkeit verstärkt, und sein Geschmack durch Reisen gebildet und veredelt.

Zuerst war es seine persönliche Schönheit, die ihm die Gunst der ersten Zirkel, in der er sogleich gezogen ward, gewann. Er wurde ausgezeichnet von den Großen, und die schönsten und reichsten Damen wetteiferten um seine Aufmerksamkeit. Aber sein Herz war zu gesund, sein Geist zu fein, als daß ihn der frivole leichtfertige Weltton hätte befriedigen können, daher wandte er sich zu Mark Hetham, dem ruhigen, feingebildeten Manne, der gerade in London war, und dessen Einladung, einige Wochen auf seinem Landsitze zuzubringen, er mit größter Freude Folge leistete, ja sogar beschloß, da Hetham noch länger durch Geschäfte in London zurückgehalten wurde, diesem voranzugehen, und die Familie desselben von dessen längerem Ausbleiben zu benachrichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Chorinsky.

Die Anklageschrift gegen den Grafen Gustav Chorinsky liegt vor, schreibt die „A. Z." vom 3. Juni. Sie führt eine Reihe von Thatsachen auf, welche aus dem Prozeß Ebergenyi und aus dem Polizeibericht des Hrn. v. Burchtorff bereits bekannt sind. Nur folgende Stellen der Anklageschrift wollen wir hervorheben: Aus Allem, heißt es, geht hervor, daß Graf Gustav Chorinsky den Mord nicht nur gewollt und gefördert, sondern geradezu veranlaßt hat. Es wurde deutlich, daß er die Bekanntschaft mit Julie v. Ebergenyi gesucht und angeknüpft, daß er diesem Verhältniß, welches sie wohl kaum ernster aufgefaßt haben würde, als die zahlreichen anderen ähnlichen Verbindungen, durch den stürmischen Drang seiner Leidenschaft, durch seine Auffassung solcher Verhältnisse, jene ernste Wendung gab: „ich will, ich werde, ich muß dich heirathen." Es wurde gezeigt, wie in Folge dieses Andrängens sie hierauf einging, wie sie eine Verlobung feierten, wie der Graf um ihre Hand warb, hiebei das in seiner Ehe vorhandene Hinderniß den Eltern und Verwandten verheimlichte, und statt dessen einen Prozeß vorschützte, der jedoch einer glücklichen Lösung nahe sei. Wir sehen ihn lange vor dem Tode seiner Frau mit der Geliebten Vorbereitungen zur Heirath treffen. In seiner Ehe bestand das Hinderniß der neuen, so sehnlich gewünschten Verbindung, er mußte daher zunächst auf dessen Beseitigung verfallen, zumal da ihm seine frühere Verheirathung schon längst als eine Thorheit, sein Eheband als eine qualvolle Fessel, die ihn von Zukunft, Glück und Reichthum schied, erschien, und die neue Leidenschaft den alten unmenschlichen Haß gegen sein Weib zu neuer Gluth angefacht hatte. Er trat zu diesem Zweck mit dem ihm bekannten und verpflichteten Rampacher, später durch diesen mit Dickers in Verbindung, er suchte aus gleichem Grund später mit Julie Hülfe bei Lo Presti, und flehte diesen sogar kniefällig um seine Mitwirkung an. Er sagt in seinem Verhör, daß begreiflicherweise der Rücktritt Lo Presti's von seinem Versprechen, der hierdurch bedingte Aufschub ihm gräßlich war. Seine Geliebte, die in ihren zahlreichen Verhören, trotz ihrer vollkommenen Hülflosigkeit, ihn nie der Mitschuld bezichtigte, sagt doch einmal, daß er etwas für die Ratten haben wollte, und daß, als die Sendung in Folge eines Ver-

sehens zurückgeschickt wurde, er von der weiteren Verfolgung dieses Weges abrieth. Er war es, der bei der verfänglichen Sendung jener Schachtel mit kandirten Früchten diese siegelte, mit verstellter Schrift adressirte und Rampacher zur Bestellung übergab, nun er konnte den damaligen Aufenthalt seiner Frau ermittelt haben, er brachte das übrig gebliebene Gift in jenem Packet nach Szetsen, er holte, als seine Geliebte über das Schicksal der Schachtel in banger Sorge war, Rampacher herbei, um sie zu beruhigen. Als endlich die Reise nach München beschlossen war, besorgte er die Umwechselung des Geldes, die Paßkarten, den Empfehlungsbrief. Er schrieb am 18. November, dem Tage vor der Abreise: „Ich muß noch heute Einiges mit dir besprechen . . . . ich werde dir heute noch einige Hotels in M..... aufschreiben, wir werden Beide beten, daß uns Alles glücke, und nicht nachlassen, wir müssen uns jetzt heirathen, denn ich könnte so nicht fortleben."

Er besorgte den Wagen zur Eisenbahn, und veranstaltete, daß sie ihre von hier aus zu schreibenden Briefe nicht unter seiner Adresse, sondern an Rampacher schickte. Er schrieb, während sie hier den Mordanschlag ausführte, jene drei Ergüsse nieder, die beredte Zeugen seiner vollkommenen Kenntniß ihres Vorhabens sind, seiner Angst um sie, seiner Besorgniß des Fehlschlagens, seines wahrhaft teuflischen Hasses gegen seine Frau, seiner Furcht, daß es ihrer Liebenswürdigkeit gelingen könnte, die Mörderin umzustimmen und von ihrem Vorhaben abzubringen. Er bereitete inzwischen jene Freundin seiner Frau, welcher er den Empfehlungsbrief für seine meuchelmörderische Buhlerin abgelockt hatte, durch das unwahre Vorgeben, daß nach erhaltener Mittheilung seine Frau sehr gefährlich krank sei, auf deren durch Mord nahe bevorstehenden Tod vor, und suchte den vielleicht widersprechenden Inhalt einer etwaigen Antwort auf den Empfehlungsbrief von vornherein durch die Vorspiegelung zu paralysiren, daß sie von ihrem gefährlichen Zustande nichts ahne.

Wie seine Geliebte nach dem Mord, offenbar in der Absicht, sich wieder in den Besitz des sofort ihre Spur verrathenden Empfehlungsbriefes zu setzen, eine Menge der in letzter Zeit an Mathilde Chorinsky gelangten Briefe an sich raffte, so traf auch er Veranstaltung, daß eine etwaige, den Empfehlungsbrief erwähnende Zuschrift seiner Frau an die Mariott ihm ausgehändigt werde, ja er war sogar bemüht, derartige Briefe schon bei den Briefträgern aufzufangen. Gleichzeitig sann er darauf, einem aufkeimenden Verdachte mit einem falschen Alibi-Beweis zu begegnen, wie er denn auch nach seiner Verhaftung von hier aus durch Telegramm und Schrift die Angehörigen Juliens zur eidlichen Bestätigung ihrer Anwesenheit in Szetsen vom 19. bis 22. November zu bestimmen versuchte. Nach ihrer erfolggekrönten Heimkehr fand ihn Rampacher in höchster Aufregung und Furcht, weil bei der schleunigen Flucht der Mörderin ungewiß geblieben, ob Mathilde wirklich todt oder nur betäubt war, reiste dann in seinem Auftrage mit dem nächsten Zuge hierher, um diese qualvolle Ungewißheit zu heben. Die durch die hiesige Polizei vermittelte Gewißheit ihres Todes belebte seinen Muth wieder so weit, daß er mit seinem Vater, im falschen Gefühle seiner vierfachen Unangreifbarkeit als Ausländer, Offizier, Edelmann und Sohn des Statthalters von Niederösterreich, die vom Anstand gebotene Reise hierher zu machen wagte. Dann folgten die bekannten Briefe Chorinsky's an die Ebergenyi.

Die Anklageschrift schließt: „Demgemäß ist Gustav Graf v. Chorinsky Frhr. v. Ledske, früher Oberlieutenant im k. k. österreichischen 12. Infanterieregiment, angeklagt des mit Todesstrafe bedrohten Verbrechens der Theilnahme an dem durch Julie Ebergenyi von Telekes am 21. November v. J. an seiner Gattin Mathilde v. Chorinsky Ledske verübten Verbrechens des Mords."

Mannigfaltigkeiten.

Der bekannte Polytechniker Professor Böttger zu Frankfurt veröffentlicht ein von ihm neuerdings sehr vereinfachtes Verfahren der Vergoldung des Glases, dessen Ausführung selbst für in chemischen Arbeiten weniger Geübte, so wie für Physiker, z. B. zur Anfertigung von Sonnenblendgläsern oder überhaupt von Gläsern zu anderweiten optischen oder industriellen Verwendungen, mit keinerlei Schwierigkeiten mehr verknüpft ist. Das ursprünglich von Wernike herrührende Verfahren war etwas komplizirt und besonders die Anfertigung der dabei benöthigten Reduktionsflüssigkeit umständlich und nicht leicht von Jedermann ausführbar. Nach der nunmehrigen Vereinfachung dagegen ist dasselbe außerordentlich leicht in Ausführung zu bringen, da sämmtliche dazu erforderliche Ingredienzen als Handelsartikel zu beziehen sind. Es unterscheidet sich auch noch vortheilhaft dadurch von dem Wernicke'schen Verfahren, daß man die spiegelnde Goldschicht bei gewöhnlicher mittlerer Temperatur schon innerhalb einiger Minuten, nämlich nach erfolgtem Mischen der betreffenden Flüssigkeiten schon innerhalb 6, höchstens 10 Minuten im schönsten Glanze hervortreten sieht. Es sind drei Flüssigkeiten dazu erforderlich, nämlich: 1) eine Goldsolution von bestimmter Konzentration, die man erhält, indem man das aus 1 Grm. Feingold bereitete möglichst säurefreie Goldchlorid in 120 Kubikcent. destillirten Wassers löst; 2) eine Aetznatronlösung, bestehend aus 6 Grm. Natronhydrate gelöst in 100 Kubikcent. Wasser; 3) die Reduktionsflüssigkeit, welche man durch Auflösen von 2 Grm. Stärkezucker in 24 Kubikcent. destillirten Wassers, dem man noch 24 Kubikcent. 80proz. Alkohol und 24 Kubikcent. käuflichen Aldehyd

von 0,870 spec. Gew. zusetzt, gewinnt. Will man ein doppelwändiges oder irgend ein anderes gewöhnliches Hohlglas, eine Glaskugel, ein Cylinderglas und dergleichen mit einer spiegelglänzenden Goldschicht bekleiden, so braucht man den inneren Raum dieser Gläser nur etwa bis zur Hälfte mit der zur Vergoldung dienenden Gesammtflüssigkeit anzufüllen und dann die betreffenden Gläser während 6—10 Minuten anhaltend so zu bewegen, daß die Flüssigkeit die Innenwände derselben genau bespült. Zu dem Ende schüttet man von der Goldsolution 4 Raumtheile in ein besonderes Milchglas, setzt derselben 1 Raumtheil Aetznatronlösung und hierauf $^{1}/_{18}$ Raumtheil von der Reduktionsflüssigkeit zu, und schüttet dann behende das ganze Flüssigkeitsquantum in das zu vergoldende wohlgereinigte Hohlglas. Hat man es mit einem Planglase zu thun, so braucht dasselbe nur wagrecht auf das Niveau der eben erwähnten Gesammtflüssigkeit gelegt und nicht tiefer als bis zur Wanddecke des Glases, ca. 6—10 Minuten, eingetaucht zu werden.

Das österreichische Ackerbauministerium hat einen Preis von 3000 fl. öst. W. — bis zum 30. Juni 1868 steht die Bewerbung offen — ausgeschrieben für eine zweckmäßige, bisher noch nicht zur Anwendung gekommene Methode der Denaturirung des Kochsalzes (Steinsalz, Soolsalz und Seesalz) zum Zwecke der Herstellung eines geeigneten Viehsalzes. Die Denaturirung muß folgende Bedingungen erfüllen: 1) Das durch dieselbe hergestellte Viehsalz darf den Thieren weder zuwider im Geschmacke oder Geruche, noch ihrer Gesundheit und Körperbeschaffenheit im Mindesten schädlich sein. 2) Zusätze von wirklichen Giftstoffen — unorganischen wie organischen — sind, wenn auch in unschädlichen Perzentualgehalten, gänzlich ausgeschlossen. Der oder die Zusatzstoffe dürfen sich aus dem denaturirten Salze mechanisch gar nicht, chemisch aber nur sehr schwer durch ein komplizirtes und kostspieliges Verfahren ausscheiden lassen. 4) Das denaturirte Salz muß zum Speisegebrauche für Menschen vollkommen unbrauchbar sein. 5) Die Kosten der neuen Denaturirung dürfen diejenigen der bekannten, seither üblichen Verfahren derselben nicht bedeutend überschreiten.

Die neue Welt, die uns bereits die Nähmaschine erfand, bereitet ein neues Geschenk für uns vor in Gestalt der Strickmaschine. Bis jetzt hat man nur solche Strickmaschinen gekannt, welche ein ganz gleichmäßiges röhrenförmiges Gewebe zu liefern vermochten. Die neue amerikanische Strickmaschine von Lambs dagegen ist nicht rund, sondern langgestreckt und arbeitet auf beiden Seiten. Bei der vollen Breite enthält sie auf der einen Seite 50 Nadeln; auf beiden Seiten zusammen können also durch jede Kurbel-Umdrehung 100 Schlingen gemacht werden. Rechnet man auf jede Kurbel-Umdrehung eine Sekunde, so ergibt dieß für eine Minute 6000 Schlingen. Dadurch wird es begreiflich, daß man mit dieser Maschine an einem Tage 36 Paar Strümpfe anfertigen kann, während die Handstrickerin, wenn sie noch so fleißig und noch so geübt ist, täglich nicht zwei Paar fertig bringt. Außerdem kann man je nach Bedarf fest oder locker stricken. Die Maschine nimmt wenig Raum ein und wird an den Tisch angeschraubt. Man kann mit der Maschine abnehmen und zunehmen, den Keil, die Ferse, das Bein, den Rand des Strumpfes machen. Eben so lassen sich gerippte, wollige und durchbrochene Gewebe jeder Art mit der Maschine herstellen und auf diese Weise Shawls, Decken, Besätze, Kinderkleider, Handschuhe und Anderes mit Leichtigkeit anfertigen.

Topschider, wo der Fürst von Serbien ermordet worden, ist ein großer Park mit einem Komplexe von Gebäuden. Der Name ist türkisch (Top-tschi-der) und bedeutet so viel als Artilleriepark, wie denn auch, so lange Belgrad türkische Besatzung hatte, die Artillerie dort untergebracht war. Von Belgrad führt, eine halbe Stunde lang, eine schöne Straße hin. Links liegt der kultivirte Theil mit einem einfachen, zwei Stock hohen Gebäude, das acht Fenster Front und eine Terrasse gegen die Straße zu hat. Dieses Haus wurde zuerst vom Fürsten Milosch als Jagdquartier benutzt. Milosch hat sich oft in Topschider aufgehalten, während sein Nachfolger Alexander Karageorgiewitsch sich um dasselbe gar nicht kümmerte. Fürst Michael hatte die gleiche Vorliebe für diesen schönen Sommersitz, wie sein Vater, und that sehr viel zur Verschönerung desselben. Die Anlagen rechts von der Parkstraße sind großentheils noch im Naturzustande. Auf einem Hügel befinden sich eine Restauration und auf einem eingefriedigten Platze ein artesischer Brunnen und ein Lusthaus mit einer berühmten Fernsicht. Dort erhebt sich auch der Kasernenbau, von welchem das Ganze den Namen erhalten und welcher, wie schon gesagt, früher eine Art Arsenal, jetzt als Gefängniß für schwere Verbrecher verwandt wird.

Räthsel.

Vom Geist der Thätigkeit und Ordnung stets vertrieben,
Wird von der Faulheit nur ein Plätzchen mir gewährt.
Wie sonderbar, daß mich die Menschen gar nicht lieben,
Da Mancher doch wie, von And'rer Blut sich nährt.

Redakteur Gustav Weikert. — Druck und Verlag der F. Wallishausser'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 137 | Dienstag, 16. Juni | 1868.

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

„Ihr habt Groningen — er ist fester, stärker als ich!" murmelte Lothar fast mit einer Regung von Neid gegen die Ueberlegenheit des ältern Freundes und Verwandten.

„Meinst Du, daß von dieser Verbindung noch die Rede —"

„Wagte er es, sie zu lösen!" fuhr Lothar auf. Es gewährte ihm eine Art der Erleichterung, einen Gegenstand des Zornes, der Rache zu finden, gleichviel in wem. Nur Jemand, an dem er seine namenlose Verzweiflung auslassen, kühlen konnte — in Blut — im Tode — sei's auch im eigenen!

Gretchen richtete sich auf. „Nicht er — ich selber. Soll ich ihn in unser Unglück mit verwickeln?"

„Er wäre ein verächtlicher Feigling, wenn er Dich ließe. Und doch — Recht hätte er — Recht hast Du. Meine arme Schwester! Meine arme Mutter!" Er umschlang Beide fest.

„Noch bin ich nicht arm!" sagte Frau Margareth. „So lange Ihr mir bleibt, beklage ich mich selber nicht, mögen Sie auch Alles sonst nehmen. Vater, sehen Sie mich an, sehen Sie auf!"

„Das schmerzt mehr wie die Kugel im Arme, wie der Arm unterm Messer der Chirurgen — das riß mir am Herzen!" murmelte der Alte. „Damals wußte ich freilich auch, wofür ich blutete und Schmerzen litt, jetzt — ?" Er schüttelte den Kopf. „Es ist Alles aus."

„Haben Sie schon vergessen? „Und was auch rings in Trümmern geht, wir wissen, daß Dein Wort besteht!" Wie viel ärmer und hülfloser waren wir Beide, als wir auszogen, unser Brod zu erwerben! Stand Gott uns nicht damals bei? Und jetzt sollten wir verzagen, nicht „treu und festen Muthes sein?" O Vater —" Sie vermochte nicht weiter zu reden; die Erinnerung, daß Er, durch den ihnen damals Hülfe ward, dahin sei — für immer; daß ohne seinen Tod dieß Alles nicht über sie kam, war zu überwältigend. Und hätten ihre brennenden Augen nur Thränen gehabt!

Schweigend blickten Alle vor sich hin, nur Gretchens Schluchzen mischte sich in das Geflüster des Waldes, in den Jubelchor der befiederten Sänger.

Der Rechtsgelehrte wollte und mußte sie aufrütteln aus der dumpfen Verzweiflung.

„So ungern ich es berühre — ohne Zweifel wird die Generalin nicht säumen, von dem Rechte Gebrauch zu machen, das ihr dieses Urtheil verleiht. Ich weiß nicht, wie Sie über die Erbschaftsansprüche denken, die man den Kindern zugesteht, und ob ich dieselben geltend machen soll —"

Lothar fuhr auf. „Alimente nehmen hahaha! Wir danken dafür — ich wenigstens!" Er blickte auf seine Schwester.

Diese trocknete ihre Thränen. „Sie wissen wohl, Justizrath, daß ich lieber auf's Aeußerste darben und arbeiten würde, als einen kleinen Theil dessen annehmen, was uns von Gottes- und Rechtswegen trotz aller Gerichtsaussprüche ganz gebührt."

Lothar drückte ihre Hand.

Der Justizrath hatte es nicht anders erwartet. „Was aber nun? Wir müssen an die Zukunft denken—"

Mutter und Kinder blickten einander rathlos an.

Die Erstere sprach zuerst.

„Wir werden schon Hülfsquellen und Subsistenzmittel finden — in uns, außer uns, Gott verläßt Niemand, der sich selber nicht verläßt. Haben wir nur erst Zeit zur Besinnung, so findet sich Alles!"

„Wir haben ja noch den Leierkasten! murmelte der Alte. „Du machst ein Lied von der Geschichte, Margareth, und wenn wir es singen, weinen selbst die Steine vor Erbarmen!"

Bestürzt und ungewiß blickte sie ihn an. War das Ironie oder hatte sein armer alter Kopf diesen Stoß nicht ertragen?

„Und die Verfassung half also auch nichts!" fuhr er wie im Selbstgespräche fort und schüttelte und nickte abwechselnd mit dem schneeigen Haupte. „Dachte immer, was Schwarz auf Weiß stehe, sei fest und sicher. Aber man kann's doch deuten wie man will — wie Alles, was bloß auf dem Papier steht. Und es ist der höchste Gerichtshof, es gibt keine Berufung dagegen."

„Doch, Vater, doch! Sie erhob sich mit frischer Kraft und bei jedem Worte gewann sie mehr die gewohnte Sicherheit. „Sie werden vergessen den Richterstuhl Gottes! Und auch hienieden gibt es eine höhere

Instanz als ein Gericht —: die öffentliche Meinung! An sie appellire ich von der Nichtigkeitserklärung meiner Ehe! Appellire an alle denkenden und fühlenden Menschen, ob jung oder alt, ob Mann oder Weib. Die glückliche Braut am Altare, die treue Mutter im Kreise der Ihrigen, die trauernde Matrone am Grabe des Lebensgefährten — wie der junge Mann, der seine Schwüre der Geliebten weiht, der Familienvater, dessen Sorgen die Gattin theilt und verscheucht, und der Greis, der im Liebesglück seiner Kinder und Enkel wieder jung wird —: sie Alle mögen entscheiden, ob eine Ehe nichtig ist, nichtig sein kann, die zwei Herzen fest und unauflöslich band; der die doppelte Sanktion innigster Harmonie — Einssein der Gatten und der Segen der Kirche zu Theil geworden. Sie Alle werden, wie ich selber, meine Ehe nicht als ungültig betrachten! Die ganze gebildete Welt wird und muß zu mir stehen — da verschmerzt sich dieser Schlag. Der Buchstabe tödtet, der Geist nur macht lebendig, das erkannte man schon vor Jahrtausenden. Und wenn der Buchstabe des Gesetzes hier diktirt, was gegen den Geist der Zeit, der Bildung und Aufklärung und die natürlichsten Menschenrechte ist — nicht auf mich, nicht auf die Meinigen fällt die Schmach davon. Ich werde darum die Stirn nicht minder hoch tragen."

„Du darfst es — sie trägt eine Märtyrerkrone!" rief Lothar und kniete nieder vor ihr und küßte den Saum ihres Kleides in fast anbetender Liebe. „Besäße ich Deine Stärke! — Verleihe mir etwas davon, Du Heilige."

Sie hob ihn auf — lächelnd fast. „Brausekopf! Stärke ist nicht angeboren; sie kommt erst mit der Uebung und Du hattest bisher keine Uebung. Dieß ist hart — furchtbar hart. Aber ein muthiges Herz läßt sich durch nichts beugen; das Unglück ist nur dazu da, es zu läutern. Wir bedürfen wohl Alle der Läuterung. Vor Allem aber bedürfen wir jetzt Deiner, mein Sohn."

„Für welche Carriere entschließen Sie sich?" fragte der Justizrath, bemüht, die Gedanken von diesem einen Punkte abzulenken.

„Ich werde Jurist!" rief Lothar. „Meine Rache an der Menschheit sei die Vertheidigung aller Unterdrückten."

Jener schaute etwas bedenklich drein. Frau Margareth lächelte trübe. Zum Studiren bedurfte es eines größeren Vermögens als sie jetzt besaßen. Indeß mochte sie ihm diese ihn erheiternde Idee nicht nehmen.

Schon waren sie so weit gefaßt, um über Zukunftspläne zu berathen. Damit fand sich denn auch der Muth und die Fähigkeit, die nächsten Schritte zu erwägen. Vorläufig bot der Justizrath sein Haus als Asyl an. Einer Begegnung mit der Generalin mochte sich Niemand aussetzen, daher war schleuniger Aufbruch von Reichenstein nicht allein räthlich, sondern nothwendig.

Der Wagen kam, die Herrschaft heimzuholen. Der Justizrath konnte eine Bitte um Vergebung für seinen Unterlassungsfehler, der an dem ganzen Unglück Schuld sei, nicht unterdrücken. Alle drei beruhigten ihn darüber. Er küßte beiden Margarethen die Hand, drückte sie den Männern und schied.

Der Invalide nickte und kopfschüttelte noch immer vor sich hin — ziemlich theilnahmlos für Alles, was um ihn her vorging. Seine Tochter mochte ihn so nicht allein lassen und nahm ihn nach dem Schlosse mit. Er machte keine Einwendung.

Gretchen ruhte nicht früher, bis sie das Schwerste vollbracht hatte, was dieses unerwartete Urtheil für ihre Person mit sich führte. Sie schrieb an Groningen, sandte ihm seinen Ring zurück, sagte ihm zugleich Lebewohl für immer!

(Fortsetzung folgt.)

Die dritte Wanderversammlung der technischen Lehrer Bayerns

hat während der Pfingstfeiertage zu Regensburg stattgefunden und war von 57 Lehrern gegen 47 im Vorjahre besucht, was als erfreuliches Zeichen der Lebensfähigkeit dieser Wanderversammlungen und als sprechender Beweis des Gefühls der Zusammengehörigkeit dieser Lehrer angesehen werden muß. Der Zweck, der hiebei verfolgt wurde, war wie in den Vorjahren, sich gegenseitig kennen zu lernen, Meinungen und Erfahrungen auszutauschen, die Kabinete, Lehrattribute, Bibliothek und Sammlungen der an dem Versammlungsorte befindlichen Gewerbschule zu besichtigen, um daraus bei Neuanschaffungen in der Heimathsschule mehr oder weniger Nutzen zu ziehen, hauptsächlich aber, wegen möglichst zeitgemäßer und zweckentsprechender Konstitution und Vertheilung des Lehrstoffes zu berathen, um die auf gemeinschaftlicher Erfahrung basirten und von der Versammlung durchberathenen Vorschläge zur Abänderung und Einführung in den einzelnen Disziplinen dem k. Staatsministerium zur Einsichtnahme und Berücksichtigung zu unterbreiten. Nachdem in letzterer Beziehung bei der I. Wanderversammlung zu Würzburg vorerst Referenten für die einzelnen Fächer gewählt worden waren, an welche innerhalb der Zeit bis zur nächsten Versammlung die Gutachten der betreffenden Lehrer vom ganzen Königreiche Bayern eingesendet wurden, fanden in der II. Wanderversammlung zu Fürth die Anträge und Vorschläge in Beziehung auf den mathematischen, physikalischen, chemischen und naturgeschichtlichen Unterricht ihre Erledigung. Die III. dießjährige Wanderversammlung beschäftigte sich hauptsächlich mit Abänderungen im Lehrplane der Handelskurse, indem Einführung des Zeichnenunterrichts im I. Handelskurs und fakultative Fortsetzung desselben im II., Einführung von Algebra im I. und III. Handelskurs gemeinschaftlich mit

den Schülern der gewerblichen Abtheilungen, hauptsächlich in Hinsicht auf den einjährigen Freiwilligendienst, nebst einigen sonstigen unwesentlicheren Abänderungen im Unterrichte der neueren Sprachen und dem des Schönschreibens für nothwendig erachtet wurde, was als Ausdruck des Wunsches der Versammlung dem königl. Staatsministerium vorgelegt werden soll. Es wurde ferner ein Antrag über einheitliche Vorbildung der Lehrer an den Gewerbe- und Handelsschulen gestellt, welcher im Interesse der Stellung der Lehrer an diesen Anstalten angenommen wurde. Bezüglich der staatlichen Stellung der Lehrer an den Gewerbschulen wurde kein Antrag gestellt, sondern die Versammlung beschloß, in Hinblick auf die Fürsorge und das Wohlwollen, welches das k. Staatsministerium besonders in neuerer Zeit diesen Schulen so evident zuwendet, vertrauensvoll weiteren Entschlüssen von dieser Seite entgegenzusehen. Einen nicht unwichtigen Theil der Besprechung bildeten die Aussichten, die in Beziehung auf Gehaltsaufbesserung den Lehrern an den Gewerbschulen sich darbieten.*) Daß die Wünsche der Studienlehrer beim letzten Landtag nach dieser Seite hin erfüllt worden sind, ist bekannt. Weniger bekannt dürfte sein, daß die Lehrer an den Gewerbschulen durch allerhöchste Erlasse vom 3. August 1848, 6. Mai 1851 und 13. Dezember 1862 im Gehalte den Studienlehrern an den mit Gymnasien verbundenen Lateinschulen gleichgestellt worden sind. Eine Folge hievon war, daß die Landrathsversammlungen anno 62 ausdrücklich die zur Gleichstellung der Lehrer an den Gewerbschulen mit den Studienlehrern nöthigen Geldmittel bewilligten. Es ist nun Angesichts der immer wachsenden Preise der Lebensmittel und aller sonst zum Leben durchaus erforderlichen Bedürfnisse gewiß nicht unbillig, wenn auch die Lehrer der Gewerbschulen in dieser Hinsicht eine Verbesserung ihrer materiellen Lage anstreben. Eine Begutachtung dieses Wunsches bei den demnächst zu berufenden Landraths-Versammlungen ist von Seite des königlichen Staats-Ministeriums, wie sicher verlautet, zu erwarten, und man gibt sich allgemein in den dadurch influenzirten Kreisen der festen Hoffnung hin, daß die Landräthe — im Hinblick auf die durch die letzte Reorganisation der Gewerbschulen sich immer mehr steigernde Frequenz derselben, im Hinblick auf die Bedeutung, die diese Schulen durch die neue soziale Gesetzgebung erlangt haben, im Hinblick darauf, daß den Absolventen dieser Schulen der einjährige Freiwilligendienst ohne Prüfung offen steht, worin sie mit den Absolventen der II. Gymnasialklasse gleichgestellt sind, endlich im Rückblick darauf, daß die Landräthe stets diesen Schulen und ihren Leistungen besonderes Augenmerk und volle Berücksichtigung angedeihen ließen — auch den Lehrern dieser Schulen, von deren Berufsfreudigkeit in erster Linie das Gedeihen derselben abhängt, eine Erleichterung ihrer Existenz gerne verschaffen werden. Für das nächste Jahr wurde in Folge der äußerst regen Betheiligung der Pfälzer Gewerbschulen an den Wanderversammlungen Speyer als Versammlungsort und Kaiserslautern als Abhaltungsort der IV. Wanderversammlung gewählt und zwar wurde der Abhaltungstermin wegen der für die Pfingstferien zu kurz zugemessenen Zeit auf die letzte Woche des Augusts verlegt.

*) Im vergangenen Jahre waren die bayerischen Gewerbschulen und die damit verbundenen Fortbildungsschulen von 9208 Schülern besucht.

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

(Aus der Schützenfest-Correspondenz, Organ für das dritte deutsche Bundesschießen in Wien.)

Wien, 18. Juni 1868.

Seine Majestät der Kaiser hat bei der letzten Audienz eine Deputation des Zentralkomites empfangen, welche die Ehre hatte, Allerhöchstdemselben die Einladung zum Besuche des dritten deutschen Bundesschießens zu unterbreiten. Seine Majestät gewährte der Deputation die äußerst huldvollste Aufnahme und erkundigte sich unter wohlwollendster Entgegennahme der Einladung über alle Vorarbeiten, besichtigte die Pläne sofort in Gegenwart der Deputation und ließ sich detaillirte Aufklärungen zu denselben geben.

Der Gemeinderath der Stadt Wien hat nunmehr beschlossen, für das dritte Deutsche Bundesschießen im Namen der Stadt Wien zwei Ehrengaben zu stiften und zwar:

1) 300 Stück Dukaten in Gold,
2) 1000 Stück Vereinsthaler in Silber nebst entsprechender Dekorirung.

Ferner hat der Gemeinderath dem Zentralkomite das dermalen bestehende Versorgungshaus in der Alserstraße und das von der Kommune erst kürzlich angekaufte Esterhazipalais auf der Mariahülferhauptstraße zur Unterbringung von Schützengästen zur Verfügung gestellt und den Magistrat beauftragt, wegen Ausmittlung weiter geeigneter Räumlichkeiten in städtischen Gebäuden sofort die Einleitung zu treffen.

Ehrengaben wurden weiters angemeldet:

Von der Landeshauptstadt Linz.

Vom Bürgerschützenverein in Berlin zwei Ehrengaben, Werth 50 Thlr.

Von der Mainzer Schützengesellschaft, Werth 700 fl. rhn.

Von den Hamburger Schützen und Schützenfreunden zwei Ehrengaben, Werth 1700 Thlr.

Vom Freihandschützen-Verein in Hannover ein silberner Tafelaufsatz im Werthe von 75 Thlr.

Vom oberschwäbischen Schützen-Verein in Biberach ein silberner Pokal im Werthe von 150 fl. in Silber.

Von der neuen Leipziger Schützen-Gesellschaft eine Ehrengabe im Werthe von 100 fl.

Mannigfaltigkeiten.

[Oberst Graf Erbach-Fürstenau.] Der in der Schlacht bei Königgrätz durch einen Granatschuß sehr schwer am Kopf verwundete k. k. Oberst des 2. Kürassierregiments Edgar Graf zu Erbach-Fürstenau hatte dieser Tage in Boden immer noch in Folge seiner Verwundung eine schmerzhafte Operation zu bestehen. Ein großer, schon seit langen Monaten aus der bereits vernarbten Wunde hervorgewachsener Knochensplitter wurde ausgeschnitten, bei welcher Gelegenheit nebst mehreren Knochentheilen auch Splitter des Geschosses, ja sogar ein etwa 2 Zoll langes Stück Metall zum Vorschein kam, welches als Bestandtheil des Helmes erkannt wurde. Die Operation war sehr geschickt und glücklich.

[Der kluge Meister.] In der Linienstraße zu Berlin verbreitete sich vorgestern das Gerücht, ein Tischler habe seinen Lehrling vergiften wollen, und nur die rechtzeitige Hülfe eines Arztes habe die tödtliche Wirkung des Giftes verhindert. Die Geschichte klärte sich jedoch dahin auf, daß der Meister eine Flasche mit Getreidekümmel für seinen alleinigen Gebrauch in der Werkstatt stehen hatte, die aber, wie er bemerkte, noch von einem Anderen stark in Anspruch genommen wurde. Dieß konnte nur von einem seiner drei Lehrlinge geschehen sein, und um diesen herauszufinden, hatte der Meister den Kümmel mit einer kleinen Dosis eines Brechmittels versetzt, was denn auch die Wirkung hatte, daß der Näscher heftige Uebelkeit bekam und Geschrei machte, daß er vergiftet sein müsse.

Dem „Russischen Wjedomosti" schreibt man aus Murom (Gouvernement Wladimir), daß daselbst bei Planirung des Platzes vor der Stadt-Kathedrale von Arbeitern zwei Töpfe — ein kupferner und ein eiserner — ausgegraben worden seien; sie enthielten silberne Münzen, 110 Pfund an Gewicht, mit dreierlei arabischen Aufschriften und lagen 25 Schritte von der Kathedrale entfernt, auf dem historischen Wojewodenberge in einer Tiefe von zwei Arschinen. Ueber diesen Fund hat das Stadthaupt von Murom die archäologische Kommission in Kenntniß gesetzt. Man muß annehmen, Wolga-Bulgarien hätten die Münzen im 11. und 12. Jahrhundert dort niedergelegt, weil Murom um diese Zeit in Handelsbeziehungen zu den Bulgaren gestanden, die mit dem Mohamedanismus zugleich die Schrift der Araber annahmen und auf ihre eigenen Münzen prägten.

Zur Warnung für Schmuggler sei mitgetheilt, daß die englischen Behörden, bei aller Nachsicht, die sie der Revidirung von Passagiergut angedeihen lassen, noch immer ein scharfes Auge auf Frachtgüter haben. Noch jüngst wurde ein Deutscher, Louis Boos, welcher versucht hatte, 6 Centner Tabak einzuschmuggeln, belangt. Der Thatbestand ist folgender: Am 4. Juni langten auf dem Zollamte hierselbst sechs Ballen Hopfen aus Ostende an, die indessen bei näherer Untersuchung ergaben, daß sie je zwei Ballen Tabak, schlau versteckt, in ihrem Innern bargen. Der Adressat wurde verhaftet und vor einem der Londoner Zuchtpolizeigerichte zu einer Geldstrafe von 450 L. verurtheilt, bis zu deren Erlegung er selber „unter Bond" gehalten werden soll.

In verflossener Woche war unter den Anzeigen in den englischen Zeitungen angekündigt, daß ein gewisser M. Andrew Cooze gegen Einsendung von sechs Pence (18 Kreuzer) „zwei schön gravirte, kolorirte Porträts Ihrer Maj. der Königin von England" liefere. Andern Tages erhielt Hr. Cooze einige Tausend Einsendungen mit dem betreffenden Gelde. Die Gemäldeliebhaber erhielten unfrankirt in einer Enveloppe — zwei Briefmarken mit dem Bildniß der Königin.

Charade.

Die ersten Beiden sind als Zahl bekannt,
Das zweite Paar, es ist für Andere garant.
Das Ganze ist ein wohlbekanntes Land.

Auflösung der Räthselfrage in Nr. 125:

Das „Vorurtheil" ist eine Meinung oder ein Urtheil,
Ohne hinlänglichen Grund, und stiftet oft viel Unheil.
Der Autor zählt es, als kluger Mann,
Zu den moralischen Disteln und Brennesseln —
Vor denen nichts aufkommen kann.

M. M.

[illegible] — Druck und Verlag der J. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 138 | Mittwoch, 17. Juni | 1868.

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

Die Familie besuchte, wie allabendlich, das Grab des Vaters. Der Friedhof lag so heimlich da, das junge Laub, vom Abendsonnenstrahl angeglüht, schimmerte so goldig und rauschte so harmonisch — Alles war wie gestern und wie es morgen wieder sein würde. Doch welche Veränderung war seit gestern vorgegangen in den Verhältnissen der vier Personen, die an dem blumengeschmückten Hügel standen? Und morgen...? Der Unglückliche hat ein Grauen vor jedem kommenden Tage, selbst wenn er nicht weiß, was derselbe bringt.

Darauf saßen sie noch lange beisammen. Margareth sprach von der Vergangenheit und den Gründen, aus welchen sie in die Heirath gewilligt hatte. Es war ihr Bedürfniß, sich zu rechtfertigen vor den Kindern, daß sie dieses Elend über sie gebracht. Als bedürfte sie einer Rechtfertigung in den Augen der Ihrigen! Selbst Gretchen vergaß das eigene Leid, um einzustimmen in des Bruders Ausruf: „Wie wirst Du die Trennung von hier ertragen!"

„Ich habe ja Lothars Zeichnung," sagte sie und zwang sich zu einem Lächeln. „Und dann nehme ich eine noch kostbarere Erinnerung an die Heimath mit mir, ja die Heimath selbst — Euch!" Und jetzt war ihr Lächeln nicht erzwungen, sondern hell, strahlend wie in früheren Tagen. Es schwand jedoch wieder bei dem Seufzer: „Dürftet Ihr nur nicht leiden dabei!"

Als endlich Gretchen sich in den Schlaf geweint hatte, der Großvater von seiner Schwäche überwältigt war und selbst Lothar, erschöpft von der furchtbaren Aufregung dieses Tages, dem Schlummer erlag, stand sie abwechselnd bald am einen, bald am andern Fenster des Eckzimmers und schaute hinüber auf die Burgruine und den Dorfkirchhof, die beide in dem duftigen Mondenlicht wie in der Luft schwebend erschienen. Ihr ganzes Leben spann sich noch einmal vor ihr ab und das Lied der Nachtigallen drunten im Garten klang in ihre Träume und Gedanken hinein, wie es so manchen köstlichen, wahrhaft lebenswerthen Moment der Vergangenheit begleitete. Sie hätte das einstige Glück nicht hingeben mögen — es schien ihr selbst um diesen Preis nicht zu theuer erkauft. Aber daß ihre Kinder so furchtbar büßen sollten, was nicht sie, was Niemand verschuldet hatte! Die Standhaftigkeit, die sie ihnen gegenüber zeigen mußte, wich. Es war auch zu hart, es war unerträglich für eine feinfühlende Frau, was sie da leiden sollte, härter noch als der Verlust, der sie zur Wittwe machte. Zur Wittwe —? Da sie nicht seine Gattin gewesen, war sie ja nicht einmal seine Wittwe! Sie preßte die Hand auf das zuckende Herz, auf die heißen trockenen Augen. Das höchste Leid hat keine Thränen.

Der grauende Morgen fand sie noch am Fenster.

VIII.

„Reinhard! — Ich hoffte, Du würdest — Sie würden mir — uns die Trennung nicht erschweren!" rief Gretchen beim Anblick Groningens.

„Wer spricht von Trennung? Nur Dein Brief, der mich Dir noch inniger verband. Glaubst Du wirklich, ich könnte und würde Dich lassen? Nie und vollends nicht jetzt, in diesem Augenblick."

„Es muß doch sein!" seufzte sie.

Lothar reichte ihm die Hand. „Wir danken Dir herzlich dafür, daß Du uns bei dem Unglück nicht verlassen willst. Aber wir können Dein Opfer nicht annehmen, können nicht zugeben, daß Dein alter Name sich unserer Schande eint. Wir wollen unsere Schmach allein tragen."

„Schmach — Schande? Lothar!"

Dieser hatte sich umgesehen. Die Mutter war nicht im Zimmer. „So ist's, oder dünkt es Dich nicht eine solche, ein Mädchen von illegitimer Geburt heimzuführen? Mit allem Uebrigen nahm man uns auch die Ehre — ließ uns nicht einmal den Namen des Vaters!" Es kostet ihn Anstrengung, das auszusprechen, langsam, fast tonlos fielen die Worte von seinen Lippen.

Gretchen brach in Thränen aus.

„Nur der Leierkasten blieb uns!" murrte Schrödter in sich hinein. Stundenlang saß er auf einem Fleck und starrte vor sich hin, ohne daß die Bemühungen seiner Tochter und Enkelin ihn seinem Brüten auf mehr als Augenblicke entreißen konnten. „Das Vaterland hat einen schönen Dank für seine Vertheidiger," sagte der Verstorbene oft."

„Ich bitte Dich, Lothar," sprach inzwischen warm

Digitized by Google

Groningen zu seinem Schwager, „laß Dich jetzt nicht von jenen scheinbar edlen, doch im höchsten Grade übertriebenen Vorstellungen hinreißen, die sonst Deiner Jugend, Deiner Stellung und Deinem romantischen Sinn so gut standen. Verwechsele die wahre Ehre nicht mit der falschen, oder doch bloß äußerlichen, formellen.

Ueber den Satzungen dieser, die Brauch und Herkommen schrieb, stehen jene ewigen Gesetze, die dem Gewissen eingegraben sind, steht das Recht. Handelt es sich darum, dieses hoch zu halten, so scheue ich mich nicht, mit den konventionellen Formen in Widerspruch zu treten — sie zu brechen, wenn es sein muß. Nur kleinliche Seelen halten, ausgenommen vielleicht in der Verirrung einer schwachen Stunde, den Schein für das Wesen — wir gehören hoffentlich Alle nicht zu ihnen. Welcher vernünftige Mensch wird Euch dieses Unglück zur Last legen? Nun, wo keine Schuld ist, da ist auch keine Schmach und Schande. Unverdientes Unglück adelt vielmehr — adelt wenigstens öfter als unverdientes Glück. Meine Braut steht höher noch als vorhin, wenn irgend möglich und nicht in meinen Augen allein. Nicht nur dem gläubigen Christen, jedem Menschen raubt der schmähliche Kreuzestod Christi nichts von seiner Glorie. Im Gegentheil! Still, Gretchen — warum sollte das Blasphemie sein? Ist nicht jedes Martyrium ein Erlösungsakt für die Andern? die Märtyrer veralteter Institutionen trugen zur Abschaffung der Mißbräuche hauptsächlich bei. Da Ihr zu diesen Märtyrern zählt, gehöre ich natürlich auch dazu und ohne Scheu vor damit etwa verbundenen doch bloß äußerlichen Demüthigungen.

„Das Alles ist schön und gut, aber Dein Oberst würde den Konsens nicht geben — nicht geben können, auch wenn er gern wollte."

„Ich habe nicht die Absicht, ihn darum anzugehen, denn —"

„Ich bin arm!" fiel Gretchen ein.

„Das heißt, Du hast nun ebenso wenig die 15,000 Thaler wie ich selber. Wir müssen also ohne diese durch das Leben zu kommen suchen, wie unzählige Andere, die trotzdem glücklich sind. Hoffentlich werden wir es auch, trotz alledem und alledem!"

„Du willst Deinen Abschied nehmen?"

„Gewiß — was kann ein Offizier im Frieden auch thun? Ein Wirkungskreis und sei er noch so bescheiden, wird sich schon finden. — „Hand auf's Herz, Lothar, würdest Du an meiner Stelle anders denken und handeln? Was ist das also für eine Grille, mich unnütz zu quälen!"

„Nicht ich hatte die Idee — mach' es mit ihr und der Mutter aus!" sagte Lothar fast in demselben leichten Tone, in welchem die letzten Worte gesprochen worden. Allerdings zweifelte er einen Augenblick, daß er diese Charakterstärke haben würde — ihn drückte die Schmach zu furchtbar. Im nächsten Moment indeß schon mußte er sich sagen, daß, wenn er liebte, er sich auch durch keine äußern Rücksichten abhalten ließe von dem, was Pflicht und Liebe zugleich heischten. Warm, brüderlich drückte er die Hand des Freundes. Freute er sich doch nicht allein für die Schwester, sondern fühlte sich selber erleichtert.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Kissingen.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Krieg des Jahres 1866.)

(Fortsetzung.)

„Die gezogene 6 Pfünder-Batterie Redenbacher mit der ihr als Bedeckung überwiesenen 3. Eskadron des 2. Chevauxlegers-Regiments war circa 500 Schritte nordöstlich von Kissingen auf den Ausläufen des Sinnberges Front gegen Garitz aufgefahren. Die noch übrigen zwei Geschütze der 12 Pfünder-Batterie Schuster wurden unter Oberlieutenant Gößner rechts vorwärts der Batterie Redenbacher zur Bestreichung der Straßen von Garitz und Claushof postirt und denselben ebenfalls eine halbe Eskadron Chevauxlegers zugetheilt. Der Kommandant des mehrgenannten Chevauxlegers-Regiments, Oberstlieutenant Horadam, stand mit den beiden ihm verbliebenen Eskadronen (2. und 4.) nordöstlich von Kissingen. Er hatte den Auftrag, sich dem etwa aus der Stadt vorbrechenden Feinde entgegenzuwerfen." Reserve. Diese bildeten das 3. Bataillon (Pöllath) des 15. Regiments, das 6. Jägerbataillon (Guttenberg) und das 3. Bataillon (Dietrich) des 9. Regiments, welche zwischen Winkels und Kissingen standen; das 3. Bataillon (Leoprechting) des 4. Regiments war in Nüdlingen. Erster Moment von 9—11 Uhr: Am frühen Morgen des 10. Juli war von der Kissinger Brücke aus eine circa 12 Mann starke Rekognoszirungspatrouille entsendet worden, welche sich auf dem Altenburg-Berge gegen Garitz zu etablirte, um das Terrain westwärts zu beobachten. Etwa um 8 Uhr kamen aus Garitz preußische Reiter hervor, welche sich diesem Posten näherten, aber durch dessen Feuer zu wiederholtenmalen zurückgejagt wurden. Dieß mochte eine halbe Stunde gedauert haben, als auch Infanterie aus eben genannter Ortschaft debouchirte, plänkelnd gegen den Altenburg-Berg vorging, und sowohl das dort stehende kleine Piket, als auch den zur Seite der Brücke in einem Hause postirten Halbzug hinter die Saale zurückzwang, dann in die Vorstadt von Kissingen nachdrängte und dieselbe besetzte. Sobald man dort des Feindes ansichtig ward (9 Uhr), eröffneten die längs der Saale aufgestellten Kompagnien, verstärkt durch die 9. Kompagnie des 11. Regiments, welche aus ihrer Reserve-Stellung im Innern der Stadt in erste Linie auf den

linken Flügel vorgezogen wurde, um mit einem Zug den eisernen Steg und die dortigen Badekabinete, mit dem andern die Strecke bis zum südlichen Ende des Kurgartens zu vertheidigen, das Feuer, welches die in den Häusern der Vorstadt postirten Preußen lebhaft erwiderten. Nach kaum viertelstündiger Dauer des Gefechts wurde der an der Brückenbarrikade befindliche Halbzug zurückgenommen und links der Straße in den Anlagen gedeckt aufgestellt, weil derselbe hinter der mehr gegen das rechte Ufer hin angelegten Barrikade in den beiden Flanken zu sehr gefährdet war. Um halb 10 Uhr konnte man vom Standpunkte der am Hange des Sinnberges aufgefahrenen gezogenen Batterie aus das Vorrücken zweier preußischer Bataillone aus Garitz wahrnehmen, und sofort eröffnete der Kommandant dieser Batterie, Hauptmann Redenbacher, auf 2500 Schritte das Feuer gegen dieselben. Schon die ersten Granaten trafen. Die Bataillone lösten sich, allein sie gingen nicht rückwärts, sondern suchten eiligen Laufes in großen Schwärmen die schützenden Häuser der Kissinger Vorstadt zu gewinnen, welche sie, obschon belästigt durch die Geschosse der feuernden gezogenen Batterie, so wie später durch Granatkartätschen aus den beiden Geschützen des Oberlieutenants Gößner, rasch erreichten. Für wenige Augenblicke schwieg nun der Kanonendonner, nur das Kleingewehrfeuer im Thal dauerte ununterbrochen fort; aber schon um 10 Uhr fuhr eine gezogene preußische 4 Pfünder-Batterie am Hange des Staffelsberges auf und begann mit der gegenüberstehenden bayerischen den Geschützkampf. Unterdessen hatten die in die Gebäude der Vorstadt eingedrungenen Preußen sich angeschickt, in dichten Gruppen gegen die auf der Brücke errichtete Barrikade anzustürmen, und gaben hiedurch den beiden Geschützen des Lieutenants Halder Gelegenheit, erfolgreich in Aktion zu treten. Einige Kartätschenlagen zwangen sie, von ihrem Vorhaben abzustehen. Sie suchen nun wiederum Schutz in den Häusern, und besetzen insbesondere den seitwärts der Brücke, also nicht in der bisherigen Schußlinie der beiden Geschütze gelegenen bayerischen Hof sehr zahlreich mit Schützen. Halder hingegen bringt seine 12 Pfünder bis an das Ende der Straße vor, wendet das feuernde Geschütz halbrechts gegen den bayerischen Hof und zieht das abgefeuerte jedesmal hinter die Ecke zurück, um es in gedeckter Stellung laden zu lassen. Bald ist es ihm gelungen, das genannte Haus zu säubern und den Feind am Sammeln dichterer Haufen zu verhindern. . . ." Auf der Linie Friedrichshall-Hausen hatte sich kurz nach Beginn des Kampfes bei Kissingen das Gefecht gleichfalls entsponnen; der Waldrand die Gradirhäuser entlang wurde vom Feinde besetzt und namentlich aus dem Cascadenthale gegen den Fluß vorgedrängt. „Das 5. Jägerbataillon eröffnete nun allseitig sein Feuer und das 2. Bataillon des 11. Regiments in Hausen, welchem unmittelbar kein Feind gegenüberstand, sekundirte dasselbe kräftig, indem es den im Wirthshause hinter der Brücke stehenden Reservezug zur Verstärkung vor an die Barrikade zog, und, geschützt durch das als Brustwehr dienende steinerne Brückengeländer, ein flankirendes Feuer unterhielt. Zugleich wurden die bisher im Innern des Ortes postirten beiden Kompagnien in der südlich des Klosters angränzenden Gradirhäuser beordert, um ebenfalls am Gefechte Theil zu nehmen, und die 4 Geschütze des Oberlieutenants von Zu-Rhein begannen den Ausgang des Cascadenthales mit Granatkartätschen zu bewerfen. So wurden die Preußen genöthigt, unter dem Schutze des Waldes zu verbleiben, welcher hier bis hart an die Saale hinabreicht. Das Kleingewehrfeuer zwischen den an beiden Ufern in gedeckten Positionen gegeneinander stehenden Tirailleurlinien dauerte fort, aber das Geschützfeuer mußte als nunmehr wirkungslos eingestellt werden." . . . „2. Moment von 11—1½ Uhr. Die Spitze der zur Unterstützung gegen Kissingen dirigirten Abtheilungen der 2. Infanteriedivision, bestehend aus 1. Eskadron des 4. Chevaurleger-Regiments unter Rittmeister Frhr. v. Egloffstein nebst 2 gezogenen Geschützen, war im Galopp vorausgeeilt und traf schon um 10 Uhr in Winkels ein. Die beiden Geschütze nahmen alsbald nördlich dieser Ortschaft am oberen Hang des Sinnberges Position, und betheiligten sich am Kampfe gegen die am Staffelberge aufgefahrene preußische Artillerie, die Eskadron marschirte in einer an der Straße gelegenen Mulde auf. Eine halbe Stunde später langte das 7. Jägerbataillon an und nahm gedeckte Stellung neben der Eskadron. Nach einer weiteren Viertelstunde kamen im Trab auch die übrigen Geschütze der Batterie Zeller herbei, um ein paar hundert Schritte links der bereits feuernden gleichfalls in Aktion zu treten; die Schußdistanz betrug jedoch über 4000 Schritt. Auch der Divisionär selbst, Generallieutenant v. Feder, war inzwischen angekommen. Der Feind hatte bald nach 10 Uhr durch Eintreffen der Brigade Wrangel Verstärkung erhalten, und es gewann mehr und mehr den Anschein, als werde sein Hauptstoß gegen Kissingen gerichtet sein. Diese Vermuthung wurde noch bestätigt durch eine Meldung von den gegen Reiterswiesen entsendeten Kompagnieen des 15. Regiments, welche vom östlichen Fuße der Bodenlaube aus Rekognoszirungs-Patrouillen auf die Ruine und den Finstererberg ausgeschickt hatten; denn Letztere konnten dort deutlich wahrnehmen, daß zahlreiche feindliche Infanteriemassen hinter Garitz aufmarschirt stunden, während Kavallerie und Artillerie sich gegen die Saale bewegten. Es wurden daher die in Reserve gestellten Bataillone jetzt näher herangezogen. Das 6. Jägerbataillon erhielt vorläufig eine schußfreie Stellung hinter dem Kirchhof angewiesen, wohin ihm gegen 11 Uhr das 3. Bataillon des 9. Regiments folgte."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der zoologische Garten in **Antwerpen** besitzt seit längerer Zeit zwei prächtige bengalische Tiger, von denen einer, um nach London befördert zu werden, in einen soliden Transport-Käfig gebracht worden war. Nachts zwischen 3 und 3½ Uhr sahen Eisenbahnbeamte ein Thier über die Mauer springen, die den Eingang zum zoologischen Garten von der Eisenbahn trennt. Es war der Tiger, dem zuerst ein Abtrittskarren in den Wurf kam; er fiel über das Pferd her, an dessen Weichen er sich festkrallte, während er ihm einen Biß am Schenkel versetzte. Der Fuhrmann, der sich zuerst auf sein Pferd gerettet hatte, erhielt durch die Tatze eine Wunde am Schenkel und flüchtete sich auf den Karren, während das Pferd in der Angst dem Marktplatze von St. Jacques zueilte. Der Tiger, der dem Pferde nachsetzte, traf einen Mann, einen Gärtner, der gerade von der Straße St. Jaques herzukam, warf sich auf ihn, zerriß ihm Brust und Beine mit den Krallen, packte ihn an der Gurgel und versetzte ihm eine tödtliche Wunde. Der Tiger schleppte die Leiche noch eine Strecke fort und ließ sie dann liegen, um in den Hof von St. Anna einzubrechen. Indeß hatte der Direktor des zoologischen Gartens, Vekemans, sich mit seinen Leuten aufgemacht und traf das Thier an der Ecke des Marktplatzes von St. Jakob am Hause von Verstregen. Gegenüber hatte ein Nachtwächter mit einigen anderen Personen Zuflucht in einem Krämerladen gefunden und das Thier drohte, durch die Fenster einzudringen; es machte Halt, setzte dann jedoch seinen Lauf fort, bis es Vekemans mit seinen Leuten gelang, dasselbe in den Hof von St. Anna zu treiben. Hier wurde es von vier mit Gewehren bewaffneten Männern umstellt. Als die Leute auf Entfernung von 12 Fuß dem Tiger nahe waren, setzte er sich, als wolle er sich sprungfertig machen. Vekemans schoß nun zuerst; drei Schüsse fielen nach einander. Der erste Schuß fehlte, bei dem zweiten fuhr das Thier zurück, der dritte versetzte ihm die Todeswunde, doch schleppte es sich noch fort, bis es noch einen Schuß erhielt, an dem es verendete. Aus einem anderen Berichte erhellt, daß der Tiger, nachdem er entwichen war, auf dem Bahnhofe umherging; ein Nachtwächter hielt ihn für einen großen Hund und ließ ihn ruhig gehen; mehrere Arbeiter, die den Tiger erkannten, sprangen auf eine Lokomotive und wurden nicht weiter behelligt.

Wie das Steuersystem unter Anderem auch auf die Schärfung den Geistes und der Erfindungskraft einwirkt, sehen wir an Amerika. Vor einiger Zeit legte der Kongreß einen Eingangszoll auf Muldenblei, von dem Bleibüsten, als Kunstwerke, natürlich ausgeschlossen waren Was war natürlicher, als daß man Formen für Büsten berühmter Amerikaner nach Spanien sendete und kein Muldenblei mehr, sondern nur noch Kunstwerke fabrizirte? Die Regierung machte allerdings vor Kurzem eine dießfällige Klage anhängig, dieselbe wurde aber zu ihren Ungunsten entschieden.

Am 20. Juni wird die Besitzung Château-Lafitte vor dem Ziviltribunal der Seine auf Basis des Ausgebots von 4,500,000 Franken verauktionirt. Dieses Besitzthum, welches, wie Jedermann weiß, die edelsten von allen edlen Bordeauxweinen erzeugt, gehört den Erben des Herrn Sequin, die sich in drei Gruppen theilen. Es trägt einen jährlichen Gewinn von 400,000 Franken. Man spricht davon, daß sich eine französische Gesellschaft gebildet habe, um den Engländern den Besitz eines Weinbergs streitig zu machen, auf den Frankreich mit Recht stolz sein kann.

Charade.

Lächeln wirst du wohl geschwind,
Hörst du von der Ersten sagen,
Die als seltsam Modekind
Ward in alter Zeit getragen.

Meine Zweite wird verwandt
An der Schiffe stolzen Masten,
Muß auch auf dem festen Land
Zieh'n und heben große Lasten.

Keine Ehre ist's für dich
Läßt du dich ins Ganze nehmen;
Dennoch muß gar Mancher sich
Willenlos dazu bequemen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 127:

Das „Herz“ ist kein Himmel
Und ist keine Hölle:
Trägt man's nebst dem Kopf —
Auf der richtigen Stelle.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. Ph.

Redakteur Gustav Weiffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 139 Donnerstag, 18. Juni 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

II.

Es war an jenem erwähnten Abende, als der junge Mann sich dem herrlichen Stammschlosse näherte, einer Gebäulichkeit, wie sie vorzugsweise England aufzuweisen hat. Ihr Anblick erfüllt den Reisenden, der lange in fremden Ländern war, mit Bewunderung, und das Schloß Helham in Cumberland namentlich war von allen Reizen umgeben, wie sie Berge, Wald, Seen und Bäche im Verein gewähren können.

Als der Wagen, welcher Arthur nach dem Schlosse brachte, durch die hohe Allee leicht und schnell dahinfuhr und dann vor der Heimath seiner Kindheit still hielt, erschien es ihm, als habe er das Alles erst kurz vorher verlassen, und wären ihm die beiden Mädchen so klein als damals entgegengesprungen, er würde sich darüber nicht verwundert haben.

Das Dienstpersonal mit der ehrwürdigen Haushälterin an der Spitze, stand an dem großen eichenen weitgeöffneten Portal, um ihren Herrn, den sie erwartet, zu empfangen.

Als sie aber einen Fremden in dem Angekommenen erkannten, so führten sie ihn ehrerbietig in die große Halle, von deren Wänden manches Porträt einer hohen Dame, oder eines tapferen Ritters seiner Ahnen herabblickte.

Man kann sich oft einer gewissen Befangenheit nicht erwehren, wenn man sich nach langer Abwesenheit als ein fast Unbekannter selbst vorstellen muß; deßhalb war Monrose froh, daß er Helham's Billet der alten Haushälterin Fräulein Higgins übergeben konnte, um es der Gattin Helham's zu überbringen.

Die alte Frau, als sie in dem großen, männlich schönen Manne den kleinen Knaben erkannte, der das Haus seit elf Jahren verlassen, um den sie um seiner selbst und um seines Vaterswillen so sehr geliebt hatte, ging bald von ihrer ehrerbietigen Steifheit in die größte Freude und Bewunderung über; sie konnte nicht fertig werden, ihr Erstaunen und Entzücken über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, auszudrücken, wobei sie ganz vergaß, ihm zu sagen, daß die Damen abwesend seien, aber bald zurückkehren würden. Sie führte ihn nun durch das große mit Eichenholz getäfelte Vorzimmer in den prächtigen Salon, wo sie noch ein wenig mit ihm plauderte, und ihn dann verließ, um die für ihn bestimmtem Zimmer einzurichten.

Arthur ging an das offene Fenster, um die prachtvolle Umgebung zu betrachten, die wie ein schöner Traum in sein Gedächtniß zurückkehrte. Er trat hinaus auf die Terrasse, um die weiche Abendluft, die mit dem Dufte der ringsumher blühenden Blumen erfüllt war, besser zu genießen.

Vor der Terrasse breitete sich ein sanft abfallender, mit sammetgrünem Rasen bedeckter Hügel aus, an dessen Fuße ein kleiner ruhiger See lag, dessen Spiegel zwischen künstlichen Felshügeln, Wasserlilien und Gebüschgruppen, die das Ufer schmückten, hindurchschimmerte.

Arthur ging den kleinen gewundenen Pfad hinab und stand am Rande des Wassers still, ganz verloren im Anschauen dieser wundervollen Natur. Bald wurde indessen seine Aufmerksamkeit durch zwei weiße Schwäne gefesselt, die mit gehobenen Flügeln und gestreckten Hälsen von Jemand gefüttert zu werden schienen, da Brocken Brodes auf der Oberfläche des Wassers schwammen. Das Laubwerk eines überhängenden Baumes entzog aber diese Person Arthurs Blick. Er näherte sich leise und erblickte — die Gestalt eines jungen Mädchens, welches unter den Zweigen jenes Baumes auf einer Bank saß und die Schwäne fütterte.

Als das Mädchen Arthurs Fußtritte hörte, drehte es sein Gesicht nach ihm um, über das sich eine sanfte Röthe ergoß, da ihm ein Fremder so unerwartet gegenüber stand. Es stand auf, verneigte sich und schien auf eine Frage zu warten.

Arthur wußte sogleich, daß eine Helham vor ihm stand, aber welche von den Schwestern konnte er nicht sagen, obgleich die sanften blauen Augen und die milden Züge ihn mehr an die kleine Rosa, als an die feurige Henriett erinnerten, welch' letztere zugleich seine Qual und seine Wonne gewesen war.

Er hielt sich indeß nicht durch Nachdenken auf, sondern trat vorwärts und sagte:

„Ich fürchte, Sie kennen mich nicht mehr, Fräulein Helham, obgleich Sie sich Arthur Monrose's noch erinnern werden, der in vergangenen schönen Tagen in

dieser herrlichen Heimath mit Ihnen lebte, und da unter Glücklichen der Glücklichste war. Ich glaube wohl annehmen zu dürfen, daß ich nicht mit Harriett Hetham, sondern mit ihrer Schwester spreche."

„Arthur Monrose!" rief Rosa erfreut und streckte ihm zugleich beide Hände entgegen. „Sie haben ganz Recht", fuhr sie freundlich lächelnd fort, „ich bin Rosa und erinnere mich Ihrer, wenigstens kommt es mir so vor. Ich konnte Sie ja nicht ganz vergessen, da ich Ihren Namen so oft von allen Denen habe nennen hören, die Sie kennen. Mama und Harriett sind noch auf dem See, wir erwarten den Vater, und da er manchmal noch in einem kleinen jenseitigen Dörfchen verweilt, von wo aus er überfährt, so sind sie dahin gegangen in der Hoffnung, ihm zu begegnen."

Arthur war jetzt genöthigt, ihr mitzutheilen, daß und warum die Rückkehr ihres Vaters sich verzögern werde, über welche Mittheilungen sich der Ausdruck einer unangenehmen Enttäuschung über ihre Züge verbreitete. Schnell jedoch wurde sie dieser Bewegung Meister und begütigend versicherte sie ihm, wie sehr sich ihre Mutter freuen werde, den wieder zu sehen, von dem sie stets mit der größten Liebe und Hochachtung spreche. „Und", fügte sie hinzu, „mein Vater hat uns ordentlich eifersüchtig gemacht, so viel Schönes hat er in seinen letzten Briefen über Sie geschrieben."

Die Unterhaltung wandte sich nun ihren beiderseitigen Jugenderinnerungen zu, und als Arthur mit Hochachtung und der dankbarsten Liebe von ihrem Vater sprach, verklärte sich ihr sonst so ruhiges Gesicht wahrhaft, so daß Arthur meinte, nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Die Zeit verging bei der angenehmen gemüthlichen Unterhaltung schnell, ohne daß es Beide bemerkten, bis sie ein leiser Ruderschlag und die Töne einer von einer reizenden Stimme begleiteten Guitarre aus der Unterhaltung aufschreckte.

„O, da sind sie!" rief Rosa, und nach einigen Minuten erschien ein kleines Boot, das bisher durch ein buschiges Inselchen ihren Blicken verborgen gewesen war. Es war noch zu weit entfernt, um die Gesichter der Darinsitzenden unterscheiden zu können, doch sah man, daß diese unverwandt nach dem Platze sahen, wo Arthur und Rosa standen.

Eine süße, wenn auch schwächere Stimme, vermischte sich mit den klaren, reinen Tönen, die Arthur schon vorher entzückt hatten und augenscheinlich hielten die Damen den jungen Mann für den Vater, denn sie sangen des Letzteren Lieblingsliedchen, womit er gewöhnlich bei seiner Rückkehr hier empfangen wurde, und während die eine mit ihrem weißen Taschentuche wehte, legte die andere die Guitarre weg und ergriff ein Ruder, um den Lauf des Schiffchens zu beeilen. Wie sie so stand, hoch aufgerichtet, den schönen Kopf, in dessen vollen Locken der Wind spielte, zurückgeworfen, die rosi- Lippen wie zu dem Ausruf: Vater! halb geöffnet, erschien sie wirklich wie Walter Scott's „lady of the lake". Arthur hielt den Athem an, fürchtend, die schöne Erscheinung möchte verschwinden, und wirklich ging eine schnelle Veränderung mit ihr vor. Denn als sie bemerkte, daß es nicht ihr Vater war, verwandelte sich ihr freundlicher Gesichtsausdruck in einen Blick überraschter Prüfung, den sie auf den Fremden warf; sie hörte auf zu rudern. Wie sie aber dem unverwandten, bewundernden Blick Arthurs begegnete, da zeigte die erhöhte Farbe, die sich kräuselnde Oberlippe, und das kaum merkliche Aufwerfen des Kopfes, daß sich das reizende Mädchen ihrer Schönheit nicht wenig bewußt, und mehr gleichgültig gegen, als eitel auf die Bewunderung derselben war.

Das Boot landete, Rosa eilte auf ihre Mutter zu und sagte leise zu ihr: „Liebe Mama, der Vater kehrt noch nicht zurück, hat Dir aber durch Arthur Monrose geschrieben."

„Arthur Monrose!" rief Frau Hetham, während ein Strahl der Freude über ihr Gesicht fuhr, das, obgleich nicht mehr in der Blüthe der Jugend, doch noch immer außerordentlich schön war. Es war dasselbe Gesicht, in welchem Arthur in seiner Kindheit nur Güte gelesen hatte und dessen Züge seinem Gedächtniß in späteren Jahren nie entschwunden waren. Sie reichte ihm die Hand, um sich aus dem Boote helfen zu lassen, begrüßte ihn mit warmer Herzlichkeit, und betrachtete ihn, als wollte sie in dem schönen Manne eine Aehnlichkeit mit ihrem geliebten Arthur entdecken.

Dann wandte sie sich zu ihren Töchtern:

„Rosa hat die Bekanntschaft mit ihrem Vetter schon erneuert", sagte sie, „aber Harriett Du mußt ihn ebenfalls bewillkommen."

Harriett, die diesen Vetter mehr mit einem neugierigen als freundlichen Blicke betrachtet hatte, streckte kalt ihre Hand aus, schlug ihre schönen Augen nieder, als er sie begrüßte, und glaubte ihm damit Ehre genug erzeigt zu haben, denn sie wandte sich schnell zu ihrer Mutter, die des Vaters Brief las, und fragte in dem Tone eines verzogenen Kindes, wenn es sich in einem Vergnügen getäuscht sieht, nach der Ursache von des Vaters längerem Ausbleiben.

Mary Hetham beantwortete die Fragen ihrer Tochter, und nahm dann Monrose's Arm.

„Ich bin weder so flink, noch so stark", sagte sie, während sie den Hügel hinaufstiegen, „als zu der Zeit, wo ich mit Euch hier auf und ab lief. Während aber meine Gesundheit und Behendigkeit abgenommen hat, hast Du an Kraft zugenommen, und mußt mir nun helfen. Harriett und Rosa müssen in Zukunft meine Stelle vertreten, obgleich sie sie damals verschmähten, weil ihre kleinen Beinchen mit dem raschen Knaben nicht Schritt halten konnten. Doch was sagst Du zu Deinen früheren Spielkameraden?"

Arthur drückte die Hand, die auf seinem Arme lag und sprach sich in warmem Lobe über Rosa aus: „Sie

ist so lieblich, wie in der Kindheit und besitzt noch die gewinnende Sanftmuth, die sie schon als Kind auszeichnete."

Mary Hetham horchte diesem Lobe mit befriedigendem Lächeln, aber als er schwieg, sah sie auf ihre andere Tochter, zögerte aber ihn nach seiner Meinung über diese zu fragen.

Die Augen Monrose's folgten der Richtung ihres Blickes und blieben auf die Schwestern gerichtet, die Arm in Arm auf und ab gingen: ein Maiblümchen und eine frische Rose. Er wandte sich zu ihr und sagte: Harriett ist schön!" — wunderschön! „Aber", fügte er innerlich hinzu, „ich ziehe die sanfte Lilie der stolzen Rose vor."

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Kissingen.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Krieg des Jahres 1866.)

(Fortsetzung.)

„In der Feuerlinie waren inzwischen die 4. Schützen- und die 7. Kompagnie des 15. Regiments, welche sich gänzlich verschossen hatten, durch die 6. Kompagnie des nämlichen und die 11. des 11. Regiments an der Brücke abgelöst und gleichfalls hinter den Kirchhof beordert worden. Der noch disponible Zug der 5. Kompagnie des 15. Regiments wurde zur Besetzung des Saal-Ufers und der Häuser vorgezogen. Die Reservestellung in der Stadt bei der ersten Querstraße hatten die drei noch beim Kirchhofe placirten Kompagnien des 11. Regiments zu übernehmen, von denen die 6. Schützenkompagnie rechts, die 12. Kompagnie links der Hauptstraße, und die 10. in den Kurgarten hinter den Arkadenbau gestellt wurde. Gegen die Batterie Redenbacher war seit Kurzem eine zweite gezogene Batterie aufgefahren, und die nun an Zahl überlegenen und mit gedeckt aufgestellten Protzen äußerst günstig placirten feindlichen Geschütze nahmen die bayerische Batterie, deren Wägen auf dem ansteigenden Hange jeden Schutzes entbehrten, dergestalt unter ihr Feuer, daß dieselbe sich eine andere Position suchen mußte. Sie fand eine solche auf 1200 Schritte rückwärts, und setzte dort ihre Aktion fort. Sowohl die ihr als Bedeckung zugetheilte Eskadron, als auch die beiden 12 Pfünder unter Oberlieutenant Gößner, welch' letztere nicht nur dem Feuer gedeckt stehender Plänkler, sondern auch jenem der zuletzt aufgefahrenen Batterie ausgesetzt waren, ohne dasselbe erwidern zu können, weil sich die Entfernung für das glatte Rohr zu groß erwies, folgten nach und die beiden Geschütze fanden rechts rückwärts der Batterie Redenbacher in einer Mulde geschützte Stellung. Unmittelbar nach der Ankunft des 3. Bataillons vom 9. Infanterieregiment hinter dem Kirchhofe wurde das 6. Jägerbataillon zur Verstärkung des linken Flügels vorgeholt. Die 4. Kompagnie kam auf den Kurplatz, die übrigen drei wurden, da bereits Abtheilungen der Brigade Wrangel von Garitz sich südöstlich ausdehnend fast bis an den Fluß hinausgerückt waren, auf dem Stationsberge längs des Waldsaumes so aufgestellt, daß sie theils hinter dem südlichen Häuserstreifen von Kissingen, theils über denselben hinaus gegen die Arnshauser Straße standen; der rechte derselben aber ward kurze Zeit darauf durch die $1^1/_2$ Kompagnien (6. Schützen- und 1 Zug der 5. Schützen-) vom 3. Bataillon des 9. Regiments verstärkt. Gegen halb 12 Uhr wurde auch das 7. Jägerbataillon und das mit 4 Kompagnien noch bei Winkels stehende 3. Bataillon des 15. Regiments nach Kissingen beordert, ersteres um ebenfalls auf den Stationsberg zu rücken, dieses, um links des Kirchhofes auf dem Zimmerplatze Reservestellung zu beziehen. Von dort aus schoß letzteres die 6. Schützenkompagnie am Hange des Stationsberges etwas vor, und betheiligte sich durch dieselbe sogleich an der Beschießung des jenseitigen Ufers...." Gegen 12 Uhr schien der Angriff des Feindes zu erlahmen. Seine Geschütze verstummten und räumten den Platz; auch das Infanteriefeuer im Thale begann nachzulassen, und General v. Zoller glaubte an einen Umschwung des Gefechtes, da er auf Verstärkung durch die 2. Division und auf ein Eingreifen der 4. Division (Hartmann) rechnete; allein die wirkliche Verstärkung, welche in das Gefecht eingriff, war das 7. Jägerbataillon, die Eskadron Egloffstein und 6 Geschütze der Batterie Zeller. „In der Feuerlinie waren nach und nach wieder neue Ablösungen nothwendig geworden. Die 6., bald auch die 8. Kompagnie des 15. Regiments hatten ihre Munition nahezu verbraucht. Sie wurden durch die 11. und 12. des 9. Regiments ersetzt und zu den bereits hinter dem Kirchhof aufgestellten 2 Kompagnien ihres Bataillons (Brückner) zurückbeordert. Vom 3. Bataillon des 15. wurde die 11. Kompagnie zur Verstärkung der im nördlichen Vertheidigungs-Rayon stehenden 3. Schützenkompagnie dieses Regiments vorgezogen, und eine der beiden an der Winterleite stehenden Kompagnien vom 11. Regiment (die 8.) kam als Soutien der an der Brücke und in den Anlagen fechtenden Plänkler hinter das Kurhaus...." „Inzwischen aber hatte der Gegner eine neue Bewegung eingeleitet. Unter dem Schutze des Waldes zogen sich nämlich die gegen den Altenburg-Berg dirigirten Truppen an den Südostfuß des Hanges, wo etwas oberhalb der Lindes-Mühle bei einem gegen Westen ausspringenden Bogen des Flusses ein Steg über die Saale führt, dessen Belag abgetragen war. Hier wollten die Preußen den Uebergang versuchen. Um Mittag hatten sie ihre Vorbereitungen beendigt; die stehengebliebenen Tragbalken

des Steges wurden rasch mit Tischplatten, Brettern u. s. w., welche man aus der nahegelegenen Villa Bay herbeigeholt hatte, überdeckt und die Ueberschreitung begonnen. Die am Kurgarten feuernden Kompagnien haben zwar dieses Unternehmen augenblicklich wahrgenommen, und die ihnen zunächst stehenden Souliens eilen nach dem bedrohten Stadttheile; die 4. Kompagnie des 6. Jägerbataillons besetzt die Häuser am Saale-Ufer links des Kurgartens und die 10. Kompagnie des 11. Regiments wirft sich in einen Garten am südlichen Eingange der Stadt, auch die Jäger am Stationsberge im Verein mit den auf ihrem rechten Flügel stehenden Schützen des 9. Regiments suchen, wenn gleich auf sehr große Entfernung, den Feind an seinem Vorhaben zu verhindern; — allein trotzdem setzt dieser, sekundirt durch gleichzeitiges heftiges Feuern seiner am Ufer stehenden Plänkler, den Uebergang ununterbrochen fort, und schreitet, sobald er sich dießseits des Flusses etwas gesammelt hat, zum Angriffe gegen die Südseite der Stadt und gegen den Stationsberg. Die 10. Kompagnie des 11. Regiments muß sich bald aus dem Garten, in welchem sie zu sehr exponirt ist, in die nächsten Gebäude zurückziehen, die Preußen hingegen, deren im Ganzen $2\frac{1}{2}$ Bataillone, nämlich je 1 des 15. und 55. Regiments nebst zwei Kompagnien Lippe-Detmolder den Fluß passirt haben, dringen unter dem Schutze starker Plänklerschwärme vor, und eine Abtheilung, welche längs des dichtbewachsenen Saalufers bis an den Südeingang von Kissingen gelangt ist, setzt sich rasch in einem von den Bayern nicht besetzten Hause fest. Die hier stehende 10., verstärkt durch die rasch herbeigeeilte 12. Kompagnie des 11. Regiments leistet zwar den hartnäckigsten Widerstand; allein von der großen Uebermacht immer mehr gedrängt, vielfach umgangen und abgeschnitten, müssen diese Abtheilungen endlich den Platz räumen und ziehen sich nach sehr großen Verlusten auf die am Hange des Stationsberges stehende 6. Schützenkompagnie des 15. Regiments zurück. Auch die 4. Kompagnie des 6. Jägerbataillons kann sich nun nicht lange mehr halten, und als die hinter der Apotheke bereitstehende 6. Schützenkompagnie des 11. Regiments zur Unterstützung an der Rückseite des Kurgartens vorgehen will, wird sie mit furchtbarem Feuer empfangen. Sie sucht die Gebäude an der Ostseite der Straße zu gewinnen; allein auch diese sind schon vom Gegner besetzt, so daß die Kompagnie, von allen Seiten mit feindlichen Geschossen überschüttet, sich durch die Häuser und Gärten den Weg in's Freie bahnen muß, wobei sie fast gänzlich aufgerieben und versprengt wird." . . . „Der Kurgarten, in Front und Flanke mit Uebermacht angegriffen und heftigst unter Feuer genommen, ist nicht länger mehr zu behaupten; die 9. Kompagnie des 11. Regiments sammelt sich daher am Kursaal und zieht sich, vom Feinde auf 50 Schritte gefolgt, gegen den nördlichen Stadttheil zurück. An der Kolonade schließt sich ihr die wegen Munitionsmangel abgelöste und eben erst im Zurückgehen begriffene 8. Kompagnie des 15. Regiments an, und beide vereint erreichen auf Umwegen durch die noch vom Kampfe freien Straßen den Kirchhof. Gleich hinter ihnen folgt auch die 12. Kompagnie des 9. Regiments, welcher die in die Arkaden des Kurhauses eingedrungenen Preußen unaufhörlich feuernd bis gegen den Straßendamm auf dem Fuße nachrücken. Die hierselbst fechtende 11. Kompagnie des 9. Regiments versucht nun mit einem Zuge Front gegen das Kurhaus zu nehmen, während der andere sein Feuer über die Saale fortsetzt; allein die Uebermacht ist zu groß, und auch diese Kompagnie muß, um nicht abgeschnitten zu werden, weichen, und durch die nördlichen Straßen die Rückseite der Stadt zu gewinnen suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Kapitän Blakely, Erfinder des nach seinem Namen benannten Geschützes, ist nebst seiner Familie in Peru dem gelben Fieber zum Opfer gefallen.

Der kaiserlich russische Kollegienrath Hr. Dr. Winnecke in Karlsruhe hat in der Nacht von Samstag auf Sonntag (13. auf den 14. d. M.) einen teleskopischen Kometen in der Nähe von Perseus aufgefunden. Der Komet zeigt eine schwache Schweifspur und einen sehr kleinen Kern in stärkeren Fernröhren. Der Encke'sche Komet tritt gleichfalls gerade jetzt wieder in den Beobachtungskreis; derselbe hat jedoch keinen Schweif.

Eine junge Holsteinerin studirt jetzt in Philadelphia Zahnheilkunde und will sich nach ihrer Rückkehr aus Amerika in einer preußischen Stadt als Zahnärztin niederlassen.

Logogryph.

Des Seemanns Führer wendet
Sich immer nach mir hin.
Versetze meine Zeichen,
So ändert sich mein Sinn;
Dann schütz' ich von den Blumen
Die holde Königin.

Redakteur Gustav Wettel. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 140 Freitag, 19. Juni 1868.

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

„Mutter!" rief Groningen, da er Frau Margareth erblickte, die schon längst eingetreten war. „So schlecht kannten Sie mich und wollten mir doch Ihr Kleinod anvertrauen? Gehören wir nicht im Leid zusammen wie früher im Glück, wie wir auch künftig das Glück, das uns hoffentlich wird, gemeinsam genießen?"

Er mahnte sie an das, was ihr Gatte einst gesagt, als sie sich sträubte, sein Weib zu werden, und fragte Gretchen, ob sie ihn unter ihren Vater stelle? Da stets zurückhaltende Naturen beredter sind als andere, nachdem sie einmal zu sprechen begannen, redete er lange fort. Es hätte dessen kaum bedurft — Mutter und Tochter ließen sich gern überzeugen, gaben sich schon überwunden nach seiner Frage an Gretchen, ob sie ihn nicht mehr liebe? Würden Sie gezaudert haben, ihm treu zur Seite zu stehen, wenn ihn ein derartiges Unglück getroffen hätte?

Frau Margareth schien vorhin schon erhaben über jedes irdische Leid, oder doch fähig, sich darüber zu erheben. Wie Verklärung lag es jetzt auf ihren Zügen — ihre Kinder erblickten fast einen Glorienschein um ihr Haupt. In dem Glück der Tochter, die ja gern Alles, Alles überwand, nun ihr der Geliebte blieb, fand sie vollends Kraft, den bittern Abschied zu überstehen. Nur Lothar machte ihr Sorge. Sein außerordentlich reges und empfindliches Ehrgefühl war sonst ihre Freude und ihr Stolz gewesen — die Bürgschaft, daß er nie mit einem Unrecht sich beflecken würde. Jetzt bangte sie gerade deßhalb um ihn. Die mannigfaltigen Konflikte mit der Außenwelt, denen sie ihn nicht entziehen konnte; all' die Demüthigungen, denen er, das durfte sie sich nicht verhehlen, in Zukunft entgegenging — wie mußten sie auf seine reizbare Seele wirken!

Sie hatten ihre Papiere und das, was sie mitnehmen wollten, geordnet, und gingen nun, um von der Pfarrersfamilie, vom Friedhof und von manchem lieben Plätzchen Abschied zu nehmen — Abschied! ...

Nur Lothar, der vorhin der Mutter und Schwester beim Packen geholfen, war noch nicht fertig und blieb zurück. Zur Erleichterung der Mutter — sie meinte, er käme minder schwer darüber hinweg, wenn er nicht im Pfarrhause vorsprach, nur im Fluge noch einen Abschiedsblick auf des Vaters Grab warf. Denn sie hatte beschlossen, früher abzureisen als die Kinder meinten, um so das Trennungsleid abzukürzen.

Die Pistolen, das Geschenk der Mutter, fielen ihm in die Hände. Voll Schmerz und Bitterkeit dachte er daran, wie anders es damals war. Damals —

Lärm, Weinen und Wehklagen unterbrach ihn. Im Dorfe hatte ein Herr aus der Residenz, den Viele gar nicht mehr, in dem Andere den Sohn eines ehemaligen Inspektors erkannten, von dem Prozesse und dessen Ausgange erzählt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, man würde statt der bisherigen Herrschaft Baroneß Regine als Gebieterin erhalten. Wer abkommen konnte, eilte nach dem Schlosse — bestürzt, noch immer nicht das Unerwartete und Unerhörte glaubend. Die Dienerschaft wußte zwar nur, daß die Herrschaft gestern verstört heimgekommen sei und heute zu einer Reise sich rüste. Das sagte indeß genug. Sie stürmten hinein — Lothar konnte sich ihrer kaum erwehren, sie wollten seine Hände, seine Rockzipfel küssen. Aufrichtig war dieser Schmerz — aufrichtig das Bedauern, die gute Herrschaft durch eine minder gute ersetzt zu sehen, wie die Theilnahme an dem Geschick der so hochverehrten, so herzlich geliebten Familie. Doch wohlthuend waren alle diese Aeußerungen der Landleute und Diener nicht — wenigstens nicht für Lothar. Er fühlte sich tödtlich verletzt durch dieses Bedauern — verlangte er denn Mitleid? Bedauernswürdig sein — sogar diesen schlichten Leuten — wie tief, o, wie tief war dann er und seine Familie gesunken! Dazu kam, daß die guten Menschen, so ehrlich sie es immerhin meinten, doch eben nur das Zartgefühl von — Bauern besaßen. Worte fielen, Ausdrücke wurden gebraucht, die den ohnehin Aufgeregten außer sich brachten. Er schickte sie endlich Alle fort mit dem energischen Bedeuten, er habe nicht Zeit und wolle jetzt allein sein.

Mit pochendem Herzen, Schweißtropfen auf der Stirn, warf er sich in einen Sessel und die bittersten Gedanken wirbelten durch sein Gehirn, die brennendsten Qualen zerrissen seine Brust. Er hatte das Alles längst gewußt und sich's seit gestern unaufhörlich wiederholt, was Groningen gesagt — o ja! Allein man weiß Manches und empfindet es doch so anders, wenn es, zur Thatsache verkörpert, überwältigend an uns herantritt.

Vorhin noch hatte Lothar sich zu überreden gesucht, es seien meist eingebildete Güter, die er und die Seinen verloren hatten. Alles im Leben sei nur genau so viel werth, wie man es schätze. Er hatte die trefflichsten Vorsätze gefaßt, mit stoischem Gleichmuth Alles zu ertragen, was auch geschehen würde — seinen Angehörigen eine feste, zuverlässige Stütze zu sein. Jetzt war das vergessen, empfand er nur das ganze Gewicht der Schmach, die über ihn gekommen war — es drückte ihn zu Boden. Wenn er sich das Zusammentreffen mit Bekannten und Unbekannten dachte, die Alle um sein Schicksal wußten, ihn bemitleideten — wenn sie nicht etwa hämisch die Achseln zuckten!... Er hätte sich vor allen Blicken verbergen mögen — gleichviel, wohin, nur wo ihn Niemand — Niemand — Niemand sah! Hastig sprang er auf, als wolle er diesem Asyl zueilen. Wirr jagte eine Vorstellung die andere. Groningen habe gut reden über Ehre und Schande — bleibe immer der Freiherr von Groningen; kein Mensch denke daran, ihn — zum Bastard zu stempeln. Uebrigens — Gretchen bedurfte nun seiner, des Bruders, nicht mehr, fand in dem Verlobten eine bessere Stütze, einen wirksameren Schutz. Die Mutter auch! Dieser zweite Sohn war ihr ebenbürtiger — kam ihr nahe an Seelenstärke. Er war ihrer gar nicht würdig, vermochte sich nicht zu dieser Höhe aufzuschwingen, ward närrisch, wie der arme Großvater, in dessen Kopfe unaufhörlich der Leierkasten spukte. Mit grausamem Hohn gegen sich selbst nahm er dessen Idee auf, stellte sich vor, wie er sich etwa ausnehmen würde, wenn er mit dem alten Invaliden singend die Straßen durchzöge. Erschrocken über die Lebhaftigkeit, womit seine erregte Phantasie ihm das Bild vorgaukelte, als sehe er es leibhaftig vor sich, fast entsetzt über sich und den geringen Widerstand, den er dem hellen Wahnsinn entgegenzustellen vermochte, warf er sich in einen Sessel, schloß die Augen und wollte gar nicht mehr denken.

Es ging nicht. Unaufhörlich widerhallten vor seinen Ohren die erstaunten Aeußerungen der Dörfler darüber, daß eine Heirath nicht „richtig" sei, die ihr Herr Pastor selbst eingesegnet hatte, bei der Alles zugegangen war, wie es sein mußte bei Hochzeiten, wie sich die älteren von ihnen als Augenzeugen erinnerten; daß der junge Herr Baron, der dem selbigen Herrn wie aus den Augen geschnitten sei, den Herrn Vater nicht beerben solle, als wäre er nicht ein „rechter" Sohn von ihm. Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Hände in ohnmächtigem Zorn! Vor seinen Augen tauchte Hortensens Bild auf. Er sah das spöttische Lächeln, mit dem sie damals weiter schritt — hörte den Rath, sich unter des Großvaters Sippschaft eine Lebensgefährtin zu suchen. Daneben stand ihre — und seine — Tante und blickte ihn an, hochmüthig, von Oben herab, wie noch kein Mensch auf ihn geblickt hatte außer ihr, wie sich von nun an jedoch wohl manches Augenpaar auf ihn heften würde!

Unwillkürlich blickte er auf — in der Thür stand ein Fremder. Bei der im Hause herrschenden Aufregung war er unbemerkt bis hierher gedrungen.

Mit dem Instinkt der Höflichkeit, der dem Gebildeten in allen Lagen treu bleibt, erhob sich Lothar.

„Ist Baroneß Hortense Reichenstein nicht hier?" fragte der Eintretende.

Hortense? Was sollte die Frage — der Athem fehlte ihm noch. Unangenehm berührt von dem Wesen des äußerlich höchst respektabeln Mannes schüttelte er nur den Kopf.

„Nicht — aber wo ist sie denn? Excellenz meinte, sie würde sich hierher gewandt haben bei ihrem unerklärlichen Verschwinden!" sprach Jener mehr zu sich selber als zu Lothar. Zu diesem fügte er hinzu: „Ich bin der Anwalt der Frau Generalin von Echtershagen Excellenz und sehe wohl —"

„Mein Name ist Reichenstein!"

„Alias Baron Reichenstein, jetzt Lothar Schrödter!"

„Herr ...!"

„Nun ja, was sehen Sie mich so an? Sie wissen doch, daß nur Kinder aus rechtmäßigen Ehen den Namen des Vaters führen dürfen."

(Fortsetzung folgt.)

Sr. Maj. König Ludwig II. von Bayern in allertiefster Ehrfurcht gewidmet zur „Völkerwanderung."

Von Dr. Hermann Lingg.*)

Erhabener, der König du zugleich
In deinem Lande bist, von Gott berufen,
Und König in der Ideale Reich!
Empfang dieß Lied an deines Thrones Stufen!
Aus ferner Zeit her dämmert's sagenbleich
Von größtem, was die deutschen Stämme schufen,
Wie sie um Heldenkön'ge sich geschaart,
Die vorgeleuchtet ihrer kühnen Fahrt.

Sie hoben sich aus meerumrauschter Wiege
Empor wie Eichen aus dem Bergesschooß,
Wo sie geträumt vom Ruhm der künft'gen Siege,
Im Grund, der ihrer Vorzeit Nacht umschloß;
Als ob der Fluth ein Schlachtengott entstiege,
So urgewaltig, kühn und riesengroß,
Und wie geweckt zu einem Weltgerichte,
Betraten sie das Walfeld der Geschichte.

---

*) Der Dichter hat nunmehr den dritten Band seines großen Epos „Völkerwanderung" und damit dieses selbst beendigt. Nachdem der König die Widmung des Gedichts angenommen, hat Herm. Lingg obiges Widmungsgedicht, welches die „Allg. Ztg." mittheilt, an seinen königlichen Gönner gerichtet.

Wie sie von Meer zu Meer, von Nordlands Belt
Bis an den Saum der Wüste vorgedrungen,
In Trümmer schlugen eine morsche Welt,
Und aus den Trümmern Kronen sich errungen,
Wie sie Gesetz' und Rechte neu bestellt,
Und wie sie dann, in Kämpfen unbezwungen,
Der Milde und Gesittung sich gebeugt,
Das hat die Welt, durch sie verjüngt, bezeugt.

So großen Vorwurf in ein Bild zu bringen,
Ich hab's gewagt, und mit der Worte Macht
Ein Chaos zu gestalten, zu durchdringen,
Und zu erhellen jene ferne Nacht.
Wenn mir's gelang, darf ich den Dank dir bringen?
Durch deine Huld, Herr! ward mein Werk vollbracht,
Du hast's gewährt, daß dir dieß Lied ertöne,
Daß sich das Werk mit deinem Namen kröne!

Nach andrem Ziel zwar ringt die Menschheit jetzt,
Als dort im Sturme wilder Kriegsgedränge,
Ein Höh'res hat sie sich zum Ziel gesetzt,
Und ihre Hymnen sind nur sanfte Klänge;
Vergieb darum, wenn sich wie blutbenetzt
Dir nah'n, o Herr! die düsteren Gesänge!
Man sieht oft gern in blüh'ndem Lebensglück
Auf längstvergang'ner Zeiten Grau'n zurück.

Nicht ganz verloren aber ging die Sage,
Nicht ganz verklungen ist das Heldenlied,
Denn welchem Erdenloos und welcher Klage
Die Dichtung einen höhern Werth beschied,
Da lebt und blüht es fort in fernste Tage,
Da kämpft noch hoch zu Roß der todte Cid,
Und Throne, die ihr Zauberkranz umsponnen,
Schau'n leuchtend durch der Zeiten Nacht wie Sonnen.

Die Muse mit der Künste heitern Reih'n
Kam stets, den Ruhmsaal deiner hohen Ahnen
Und dein erlauchtes Herrscherhaus zu weih'n,
Du fürchtest in den Reigen ihrer Bahnen
Die zartbeschwingte, die Musik, noch ein,
Zum Adlerflug der tonbegabten Schwanen,
Und wiesest aber nicht aus deiner Gunst
Die Schwestern, Poesie und Bildnerkunst!

Darf sich da nicht des Dichters Wunsch erheben,
Wenn volles Dankgefühl das Herz ergießt,
Es möcht' sein Lied auch ein'ge Strahlen geben
Zum Glanze, der dein Königshaupt umfließt?
Es mög', o Herr und König, dich umschweben,
Wenn Dunkel um die Bergeshöh'n sich schließt,
Weihvoll im gold'nen Licht der Dämmerungen
Ein Heldengeist der Völkerwanderungen!

Erhör' denn auch der Himmel unser Fleh'n,
Sein Segen sei stets um dein Thun gebreitet,
Von Ihm, in dessen Hand die Fürsten steh'n,
Und der die Völker und ihr Schicksal leitet!
In dieser Zeit voll Kampf und Untergeh'n,
Und in dem Kampf, den Licht und Dunkel streitet,
Wie Groß' und Edles nur dein Sinn erkor,
Geh' siegreich aus jedem Kampf hervor!

München, 7. Juni 1868.

Mannigfaltigkeiten.

Vor etwa 8 Jahren wurden die ersten Cementplatten zum Dachdecken angekündigt; sehr Viele, namentlich auch Bautechniker, fanden diese Idee ganz unpraktisch. Freilich waren auch die ersten Platten, welche zum Vorschein kamen, etwas plump, hatten ein großes Gewicht und gaben viel Bruch. Heute steht es aber mit dieser Frage anders; es ist ausgemacht, daß die Cementdächer die gefälligsten, dauerhaftesten und deßhalb auch wohlfeilsten sind, nur muß man zu denselben geeigneten Cement verwenden und solchen entsprechend behandeln. Wer in den letzten 5 Jahren die Strecke von Salzburg über Rosenheim nach Kufstein und Innsbruck passirt ist, Dem sind wohl auch die blendend weißen Dächer aufgefallen, welche sich von der saftig grünen Landschaft so scharf abgränzen; Das sind Cementdächer. Aber auch in der Gegend von Nürnberg sieht man solche jetzt hie und da auftauchen, solche von graulicher Farbe, welche aus Staudacher Cement, und solche von bräunlicher Farbe, welche aus dem in nächster Nähe Nürnbergs vorkommenden, auch als vorzüglich bekannten Neumarkter Cement gefertigt sind. Letztere verdienen bezüglich ihrer Farbe den Vorzug. Cement-Dachplatten werden in sehr verschiedener Größe und Form dargestellt. Die beliebtesten Formen sind die eines Quadrates, eines Rechteckes und eines wellenförmig gebogenen Rechteckes, welches im Durchschnitt ein wenig gekrümmtes S bildet. Bei den quadratischen Platten ist die Nase an einer Ecke angebracht und jede Platte wird so gelegt, daß eine Diagonale senkrecht zu stehen kommt. Sehr beliebt sind auch die S-Platten, weil sie große Tragfähigkeit haben und das Eindringen des Wassers von der Seite gut abhalten. Bautechniker, Bauherren und Arbeiter rühmen als besondere Vortheile der Cementdächer, die große Festigkeit der Platten, das schnelle und leichte Eindecken und die Ersparung von Latten und Nägeln, weil die Cementplatten größer als die Ziegeln gemacht werden. Winterfröste, Schnee, Regen u. s. w. üben auf die Cement-Dachplatten keinen Einfluß, weil sie nicht, wie die Ziegeln, hygroskopisch sind, sondern mit den Jahren immer härter werden. Die Cementdächer haben dort, wo sie schon längere Zeit in Verwendung sind, fast jedes andere Dachdeckungsmaterial verdrängt. Trotz häufigen und warmen Empfehlungen hat man hier den Cement-Dachplatten die verdiente Beachtung noch nicht geschenkt, weil dieses vorzügliche Deckungs-

material eben noch zu wenig bekannt ist; es ist deren allgemeine Einführung aber nur eine Zeitfrage, ebenso wie man noch vor 50 Jahren die vielseitige Anwendbarkeit des Cements noch nicht kannte, heutzutage aber der Verbrauch dieses geschätzten Baumaterials immer riesigere Dimensionen annimmt.

Die „Elberfelder Zeitung" erzählt aus dem Wiener „Arbeitsblatt" nachfolgende Geschichte: „Im vorigen Jahre faßten die Bergleute in Lugau (Sachsen), dem Orte, der durch Einsturz des Gottesgnadenschachtes und Verschüttung von über hundert Arbeitern eine traurige Berühmtheit erlangt hat, den Beschluß, ihren Arbeitgebern den Wunsch auszusprechen, daß sie in Zukunft von den ihnen vorgesetzten Beamten nicht mehr wie bisher mit „Du", sondern mit „Sie" angeredet werden möchten. Die Bergleute wurden von den Arbeitgebern barsch abgewiesen mit dem Bemerken, daß unter solcher Aenderung die Disziplin leiden würde. Die Arbeiter wandten sich nun an ihren, hauptsächlich durch die Arbeiterstimmen zum norddeutschen Reichstage erwählten Abgeordneten Schriftsteller Wilhelm Liebknecht in Leipzig mit der Bitte um Rath. Ein solcher wurde ihnen, und sie faßten in Folge desselben in einer stark besuchten Versammlung den Beschluß: „Jedem, der in Zukunft mit „Du" einen Arbeiter anredet, von welchem er mit „Sie" angesprochen wird, ohne Weiteres hinter die Ohren zu schlagen." Dieser Beschluß wurde noch selbigen Tages den Arbeitern mitgetheilt. Vom folgenden Morgen ab redete kein Bergbeamter einen Arbeiter mehr mit „Du" an. Die beschlossene Gewaltmaßregel ist nicht in einem Falle zur Ausführung gebracht und die Disziplin ist geblieben, wie sie vorher war."

Mit den Lehrgedichten ist man bereits auf den Hund gekommen. Ein in Stuttgart erschienenes Opus dieser Art betitelt sich: „Der wohlerzogene Hund, oder Kynopädie, Lehrgedicht von Seb. Arf mit 15 Abbildungen von Losbor." Ueber den Zweck des Werkes sagt der Dichter (!): „So wird gewissenhaft des Hundes Lebensgang nach Körper und nach Geist geschildert im Gesang. Wie auch sein Unterricht, die Heilung der Gebresten verhandelt werden soll nach Kräften auf das Beste." Zuerst kommt die physische Erziehung von den ersten Lebenstagen des Hundes an. Ein weiteres Kapitel gibt medizinischen Unterricht von der Sucht des jungen Hundes bis zur schrecklichen Tollwuth, z. B.: „Hat er mit Würmern Noth, wird Leinöl sie verschreiben, In seine Mahlzeit magst Hagbutten Du vertreiben, Doch mit dem haar'gen Kern auch füge etwa zu Ihm zur Abwechselung das Haasenbalgragout." Wenn die Lehren nicht besser sind, als die Verse, dann wird auch das Hundegeschlecht von diesem Poem nichts profitiren.

Vor dem Magistrat des Polizeigerichts in Wolverhampton erschienen dieser Tage zwei junge, hübsche Mädchen unter der Anklage des ungesetzlichen Faustkampfes. Beide liebten einen und denselben jungen Mann, und da keine von ihnen denselben ihrer Nebenbuhlerin überlassen wollte, waren sie darüber einig geworden, es durch einen Faustkampf entscheiden zu lassen. Eine große Menschenmenge hatte sich auf dem Kampfplatze eingefunden, auch die Ursache und der Preis des Kampfes — der junge Mann — war erschienen und erregte nicht geringe Aufmerksamkeit. Verschiedene Gänge waren schon von den weiblichen Gladiatoren unternommen worden, der Sieg war schwankend, da erschien die Polizei und verhaftete die Kämpfenden. Der Polizeirichter verurtheilte die Mädchen zu einer Geldstrafe von zwei Schillingen und in die Kosten.

[Ein 94jähriger Ehekandidat.] Vor einigen Tagen heirathete, wie der „Pesther Lloyd" meldet, in Szegedin ein Israelite im Alter von 94 Jahren eine 70jährige Frau. Der alte Mann hatte nunmehr das vierte Weib, während auch die Frau sich zum vierten Male verheirathet. Die Nachkommenschaft des Mannes ist eine besonders zahlreiche. Er hat nicht weniger als 96 Enkel und die Familie, deren Stammvater er ist, besteht aus 125 Seelen.

Logogryph.

Ich zeige dir ein großes weites Grab,
Doch nicht mit Moder nur und Todtenbeinen!
Auch reiche Schätze sanken mit hinab,
Als mir der Tag des Schreckens mußt erscheinen.

Nun nimm' der Zeichen Letztes weg von mir,
Und füg' mir an — zwei and're Zeichen,
Dann nenn' ich einen großen Römer dir,
Der einem größern Römer mußte weichen.

Auflösung der Charade in Nr. 128:
Perlmutter.
Richtig gelöst von M. M. und A. Ph.

Redakteur Gustav Meissel. — Druck und Verlag der A. Waitand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 141 Samstag, 20. Juni 1868.

Ein Paragraph des Landrechts.

(Fortsetzung.)

Er wußte das allerdings — es hatte ihn jedoch noch Niemand beim Namen seiner Mutter angeredet und es war ihm, als thäte sich die Erde auf unter seinen Füßen. Des unverschämten Tones hätte es nicht bedurft.

„Wo ist Ihre Mutter? Die Exzellenz folgt mir auf dem Fuße und es wäre gut, fände sie die ganze Sippe nicht mehr. Ihre Mutter — ich weiß nicht, soll ich sie Frau oder Fräulein nennen, also Madame Schrödler —"

Lothar stürzte auf ihn zu — ihn hinauszuwerfen — zu erwürgen — er wußte selbst nicht was. Jener hielt es nicht für gerathen, die Verwirklichung seiner Absichten abzuwarten, schlüpfte hinaus und warf die Thür hinter sich ins Schloß.

Wie wahnsinnig schlug Lothar mit den Fäusten gegen diese. Dann stürzt er zum Tische zurück, ergreift eine der noch daliegenden Pistolen und ladet sie in fliegender Hast. Er denkt nichts mehr, hat nur das elementare, alles verschlingende Gefühl: das könne er nicht ertragen. Rasch setzt er das Pistol auf die Brust, da reißt Jemand seine Hand zurück. Gleichzeitig geht der Schuß, erklingt ein Schrei, sinkt seine Mutter blutüberströmt in seine Arme.

„Muttermörder!" bebt es von seinen fahlen Lippen... Wie im Traum — und welchem höllischen Traum! — preßt er die theure Gestalt an sich, seine ganze Kraft konzentrirt sich in dem Vorsatze, sie zu halten. Wie im Traume sieht er die durch die zweite Thür Hereinströmenden, Gretchen, ihren Verlobten, die Leute; sein gläserner Blick hängt an dem Blut, das dem mütterlichen Munde entquillt. Wie im Traume hört er das Durcheinader von Geschrei, Klagen und dem Ruf der Wirthschafterin:

„Ein Blutsturz! O, meine Ahnung, wenn ich die gnädige Frau so husten hörte, mit solchen Rosenwangen sah. Hat sie die Kugel auch nicht getroffen, er weiß doch, daß er ihr Mörder ist!

„Einen Arzt, den ersten besten, dann den Hausarzt! Jagt die Pferde zu Schanden!" gebietet Groningen gleichzeitig. Die Diener eilen davon. Er läßt das Zimmer räumen bis auf die zur Hülfsleistung Erforderlichen. Auch Advokat Bender, der neugierig herbeigekommen ist, fügt sich, obwohl innerlich murrend, dem Befehle des Offiziers. Seine Patronin ist ja noch nicht hier — er geht ihr entgegen.

Die Bewußtlose wird in ihr Zimmer gebracht — auf einen Divan gelegt. Hausmittel stillen die Blutung. Lothar läßt die Mutter nicht aus den Armen, hält ihr Haupt an seiner Brust. Gretchen reibt ihre kalten Hände, die Wirthschafterin breitet Tücher über die blutige Kleidung, um der Kranken, wenn sie die Augen öffnet, diesen beängstigenden Anblick zu entziehen.

Der alte Schrödler kommt eben hinzu. „Sagte ich es nicht? Die Steine weinen nicht nur aus Erbarmen — es fließen Blutstropfen, wenn Margareth ein Lied aus der Geschichte macht!" Seine fixe Idee beherrscht ihn.

Sie öffnet die Augen und lächelt die Ihrigen an. Allen sinkt eine Bergeslast vom Herzen, Lothar beginnt wieder zu athmen nicht allein — zu leben, sich seiner bewußt zu sein.

„Schon vorhin — am Grabe wurde mir so eigenthümlich. Als ich mein Zimmer erreichte — an meinem Arbeitstische — ist auch Blut —" flüsterte sie.

„Gnädige Frau, nicht sprechen, das schadet!" mahnt Frau Krafft und bemüht sich, ihre Thränen zu verschlucken.

Lothar fühlt sich wie neugeboren. Nicht erst aus Schrecken über seine verbrecherische Absicht ergoß sich der Mutter Lebensquell — es geschah schon vorher, wie ein Blick ihn überzeugt. Er ist nicht ihr Mörder!

„Mir nicht, gute Krafft, schadet nichts mehr!" lächelt Frau Margareth. „Ich bleibe hier, neben meinem Gatten! Meine Schwägerin wird es gestatten. Meine Seele ist bei Euch, wo Ihr auch weilen mögt, meine Kinder! Lothar —" ihre Stimme wird den Andern unverständlich. „Du hast das — vorhin — gut zu machen."

„Ich weiß es, Mutter, und ich werde es thun! Nur einen Augenblick konnte ich so feige sein. Die einzige Sühnung dafür ist, das Kommende, so unsäglich Schwerere, standhaft zu ertragen. Ich bin auf Alles gefaßt auf Alles, Mutter!"

Ein zärtlicher Blick ist die Antwort. „Wie gleichst Du Deinem Vater — als Mann!“

Diese Stunde hat ihn allerdings zum Manne gereift. Die Jugend liegt hinter ihm, auch ihre Thorheiten, ihr Schwanken und Aufbrausen. Er zwingt jetzt sogar den Schmerz um die Sterbende nieder.

„Um Gotteswillen, so komme ich wirklich zu spät!“ fragt eine bebende weibliche Stimme. Hortense hat den Leuten die Schreckenskunde nicht glauben wollen, nicht glauben können.

„Ersuche die Generalin, uns jetzt nicht zu stören,“ sagte Lothar. Alle glaubten, sie sei mit ihrer Tante gekommen.

Sie erschrickt über den Klang seiner Stimme, über den Ernst seines Wesens, über das todtblasse Antlitz an seiner Brust.

„Ich kam so freudig — Ihr bleibt nun hier — ich bleibe auch, wenn Ihr mich wollt! Tante Margareth, verstehst Du mich?“

Die Augen bejahen es, die tief zurückgesunkenen, doch noch immer strahlenden und zärtlich blickenden Augen.

„Hortense, wo warst Du?“ erklingt eine zweite Stimme. Unter andern Umständen hätte der Eintritt der Exzellenz Aufregung verursacht, jetzt hat Niemand Zeit und Sinn für sie, wendet nur die Wirthschafterin den Kopf nach ihr.

Hortense tritt ihr entgegen. „Beim König, Tante Regine!“

Der Invalide horcht auf.

Ich hatte es Dir gesagt, daß ich nimmer die Früchte dieses Prozesses genießen werde. Du zuckest die Achseln. Nun, ich war beim Könige, ich erzählte ihm, daß der alte Mann hier damals die Batterie genommen habe. Glücklicherweise hatte ich durch Erkundigungen erfahren, ein ehemaliger Kamerad Schröders sei als pensionirter Hauptmann in der Residenz — ihn hatte ich als Zeugen mitgebracht. Aus Rücksicht auf Deinen Gemahl hörte der König mich wohlwollend an und fragte dann: „Der Brave ist avanzirt?“ „Er ist's, wenn Ew. Majestät es wollen — sonst nicht!“ erwiderte ich und erzählte weiter — Alles, auch den Prozeß. Das Auge des Monarchen leuchtete auf. „Er hätte die Fahne führen müssen, die er so hoch gehalten, so tapfer geschwungen! Diese Versäumniß mache ich hiermit gut, indem ich ihn zum Unteroffizier ernenne. Ein preußischer Unteroffizier hat die Anwartschaft auf Subalternbeamtenstellen, ist mithin nicht zum niedern Bürger- oder Bauernstande zu rechnen. Damit fällt die Erforderlichkeit der Dispensation fort. So ist wohl Alles in Ordnung?“ Ich dankte ihm kniend und eilte hierher — da ist das Patent!“

(Schluß folgt.)

Das Gefecht bei Kissingen.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Krieg des Jahres 1866.)

(Fortsetzung.)

Jetzt aber begann der Feind auch am eisernen Steg und über die Barrikade auf der Hauptbrücke die Saale zu passiren. Zwei bayerische Kompagnieen hielten noch die nördlich des Straßendammes gelegenen Häuser besetzt und feuerten unausgesetzt fort; allein der ganze südliche Theil der Stadt war schon im unbestrittenen Besitze des Gegners, so daß Generalmajor von Ribaupierre, welcher in der Absicht, die etwa noch nicht zurückgenommenen Theile seiner Truppen herbeizuholen, vom Kirchhof aus vorgeritten war, plötzlich auf der Hauptstraße auf eine geschlossene preußische Abtheilung stieß, und von ihr auf 25 Schritte mit einer Salve begrüßt wurde. Es war höchst Zeit, wenn die beiden Kompagnieen noch aus der Stadt kommen wollten. Der einen (11. des 11. Regiments) gelang es, durch ein Seitengäßchen ohne besonderen Verlust den Kirchhof zu erreichen, die andere aber (5. des 15. Regiments), welche die beiden Eckhäuser an der Brücke besetzt hatte, vermochte nicht mehr, die in den oberen Stockwerken placirten Leute an sich zu ziehen. Nur ein Theil derselben schlug sich durch. Nunmehr befanden sich die an den nördlichsten Häusern fechtenden Kompagnieen (3. Schützen- und 11. des 15. Regiments) noch allein in Kissingen. Sie bemerkten den Abzug der übrigen nicht früher, als bis sie plötzlich mit Ungestüm in ihrer linken Flanke und im Rücken angefallen wurden, und waren also förmlich abgeschnitten. Ein großer Theil derselben wurde in den Häusern und auf dem Rückzuge gefangen; Wenige nur entkamen aus der Stadt.“ ...

„Mittlerweile war auf bayerischer Seite das 7. Jägerbataillon, über die Winterleite vorrückend, auf dem Stationsberge angelangt. Zwei Kompagnieen desselben wurden als Plänkler vorgezogen, und eröffneten, sobald ihr rechter Flügel, an die 6. Schützenkompagnie des 15. Regiments sich anschließend, den sogenannten Stationsweg überschritten hatte, ein lebhaftes Feuer. Die beiden anderen Kompagnieen blieben als Reserve geschlossen an der Winterleite zurück. Kurz nach Beginn dieses Feuers fiel der Kommandant dieses Bataillons, Major Philipp Graf Isenburg. In der Absicht, den etwas vorgeschobenen rechten Flügel persönlich zu dirigiren, hatte er eben die Plänklerkette erreicht, als eine feindliche Kugel ihn in die Stirne traf. Der linke Flügel dieser Tirailleurs alignirte sich allmälig mit dem bereits engagirten rechten, und gelangte so über den Rücken des Stationsberges theilweise in den Wald, konnte sich jedoch vorläufig am Gefecht nicht betheiligen, weil er in zweiter Linie, nämlich hinter den an der Lisière aufgestellten Abtheilungen des Gen-

Jägerbataillons und des 9. Infanterieregiments stund. Auf die linken Flanken dieser beiden Linien stieß nun die von der Bodenlaube aus unternommene umfassende Umgehung der Preußen. Die nächststehenden Soutiens wurden zwar sofort ausgedehnt und schlossen sich im Hacken an die zwei Hauptlinien an, aber ihrem Feuer gelang es nur eine kurze Zeit hindurch den Feind aufzuhalten; er verstärkte sich rasch, und zugleich bewarf eine Zwölfpfünder-Batterie, welche an der Villa Bay gegenüber der Hauptfront aufgefahren war, den Waldsaum mit Granaten. Die Jäger leisteten wohl tapferen Widerstand; allein wie erwähnt, war schon die ganze südliche Hälfte von Kissingen in den Händen der Preußen und der Gegner drängte immer heftiger, besonders von der Seite gegen den Waldrand vor. Das 6. Jägerbataillon begann daher endlich die Südwestspitze des Waldes zu räumen. Gegen 1 Uhr befanden sich alle Abtheilungen desselben im Rückzug und wurden von der auf dem linken Flügel stehenden 2. Kompagnie des 7. Jägerbataillons aufgenommen. Aber auch dieses Bataillon kann das Vordringen des Feindes nicht lange verhindern, sondern muß, fortwährend in Front und Flanke angegriffen, den Stationsberg verlassen und sich auf die Winterleite zurückziehen. Um halb 2 Uhr war Kissingen sowohl, als der Stationsberg den Bayern entrissen, einzig und allein der Kirchhof befand sich noch in ihren Händen. Hinter ihm sammelten sich die aus der Stadt Zurückweichenden und ergänzten nun auch ihre Munition aus den oben von Winkels beigeschafften Vorräthen." Nachdem bald nach Mittag es unzweifelhaft erschien, daß der Hauptstoß der Preußen auf Kissingen gerichtet sei, wurde beschlossen, die bei Münnerstadt in Reserve belassene 1. Division herbeizurufen; bis zu ihrem vollständigen Eintreffen mußten jedoch mehrere Stunden verstreichen. Zur selben Zeit wie bei Kissingen war auch bei Friedrichshall das Feuer schwächer geworden, und es erlosch auf einige Zeit gänzlich. General Graf Pappenheim wurde hier verwundet und übergab an Oberst v. Brück das Kommando. Nach halbstündiger Pause begann der Kampf wieder mit erneuter Stärke. . . Bald nach 12 Uhr traf auf dem zwischen Haard und Hausen hinlaufenden Höhenzug auch der Generalmajor v. Hanser mit dem früher bezeichneten Theile seiner Brigade nebst der ihm zugewiesenen Kavallerie, 6 reitenden, 2 fahrenden Zwölfpfündern und 8 gezogenen Geschützen ein. 2 Kompagnien des 3. Jägerbataillons (Höggenstaller) wurden in die rechte Flanke gegen Großenbach entsendet, um die Verbindung mit den in Waldaschach und Steinach stehenden Abtheilungen herzustellen; die beiden andern verstärkten den Posten in Hausen, und zwar die eine, indem sie sich rechts und links an die verrammelte Brücke stellte, die andere, indem sie am südlichen Dorfausgange eine zunächst der Gradirhäuser erbaute Barrikade besetzte. Auf einer vorspringenden Kuppe des Höhenzuges, am „Hundsbrunnen", fuhr die gezogene Batterie Girl auf, ohne jedoch vorerst wirken zu können, und in die Waldparzelle zu beiden Seiten wurde rechts die 1. Schützenkompagnie des 10. Regiments, links ein der genannten Batterie als Partikularbedeckung zugetheilter Zug desselben Regiments gelegt. Generalmajor v. Hanser erhielt gegen 1 Uhr den Befehl, zur Unterstützung nach Hausen vorzurücken; er ließ die reitende Batterie Hellingrath, begleitet von $1\frac{1}{2}$ Eskadronen, in dieser Richtung abrücken und folgte mit den beiden Bataillonen des 10. Regiments; diese beiden Bataillone führte jedoch General v. Hanser auf die dringende Aufforderung des Generals von Zoller nach Kissingen. 3. Moment. Halb 2 bis 3 Uhr. Nach Wegnahme der Stadt Kissingen ließen die Preußen von ihrem Nachdrängen ab und brachten immer mehr geschlossene Abtheilungen auf das linke Saale-Ufer; die bei Winkels aufgefahrenen 14 Geschütze setzten jedoch den Geschützkampf fort und ging die Batterie Zeller gegen 1 Uhr noch weiter vor. Der verrammelte Kirchhof wurde von der 9. und 10., so wie von einem Zuge der 5. Schützenkompagnie des 9. Regiments besetzt gehalten; hinter demselben stand General v. Ribaupierre mit den ihm unterstellten Truppen, welche folgendermaßen vertheilt waren: „Nördlich der Münnerstädter Straße das 2. Bataillon des 15. Regiments mit nur 4 Kompagnien, weil die 3. Schützen- und 5. Kompagnie fast gänzlich aufgerieben waren und deren sehr geringe Reste ihr Bataillon erst am Abende wieder erreichten; südlich derselben das 3. Bataillon des 11. Regiments, wovon die 9. und 11., so wie die ihm zugetheilte 3. Kompagnie weniger gelitten hatten, während die 10. und 12. außerordentlich gelichtet und von der 6. Schützenkompagnie nur einige Mann zurückgekommen waren. Weiter rückwärts an der nämlichen Straße hatten sich die 11. und 12. Kompagnie aufgestellt. Links zunächst des Kirchhofes als Soutien der dortigen Besatzung standen 3 Kompagnien vom 3. Bataillon des 15. Regiments (von der 11. Kompagnie war fast nichts übrig geblieben), wovon die 8. Schützenkompagnie noch etwas am Hange hinaufreichte. An letztere anschließend folgten auf der Winterleite die 1. und 2. Kompagnie des 7. Jägerbataillons, theilweise untermengt mit Schützen vom 3. Bataillon des 9. Regiments und mit Jägern des 6. Bataillons, welche sich auf dieselbe zurückgezogen hatten. Endlich war auch die 4 Kompagnie des letztgenannten Bataillons, nachdem sie Kissingen geräumt, dorthin gegangen, um sich ihrer Abtheilung wiederum anzuschließen."

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltigkeiten.

In Moskau hat ein seit 20 Jahren daselbst angesiedelter Ingenieur, Namens Stollenberg, eine Ent-

[Erfin]dung gemacht, die, wie die Börsen-Zeitung meint, zu einer der wichtigsten der Neuzeit werden kann. Er ersetzt nämlich, und hat es auf der dortigen Gartenausstellung bewiesen, die bisherigen Brennmaterialien beim Kochen: Holz, Torf, Kohle, Coaks &c., durch eine Leitung von Luft durch Kohlenwasserstoffgas in einem ganz einfachen Apparate, wo die Luft sich entzündet, und hell und in lang gestreckter Flamme brennt. Einen Kochofen mit solchem Apparate hatte er zehn Tage lang, von 10 Uhr Morgens bis Abends 6 Uhr, für die Bedürfnisse des Ausstellungs-Büffets hingestellt. Auf drei großen Oeffnungen wurde das Kochen der Speisen bewirkt, die rascher als sonst von der intensiven Hitze gar wurden und während der ganzen Zeit nur für 5 R. Kohlenwasserstoffgas erforderten. Eine reine blaue Flamme hat eine viermal stärkere Leuchtkraft, als das bisher im Gebrauch befindliche Gas. Die Hauptsache der Erfindung ist Ersparniß des theuern Brennmaterials und die Erzielung derselben Resultate mit einer verhältnißmäßig viel geringeren Flamme.

Die größte Tiefe, in welche ein Taucher ohne Lebensgefahr mit den jetzigen Apparaten zu dringen vermag, beträgt ungefähr 190 Fuß, dabei muß er seinen Körper noch mit einem Gewicht von etwa einem Zentner belasten. Bei einer mittleren Tiefe von 90 Fuß kann ein Taucher ohne besondere Beschwerde seine Geschäfte verrichten. Auf dem englischen Schiffe „Royal George" arbeitete ein solcher bei der genannten Tiefe. Bei 60—70 Fuß Tiefe kann ein Mann durchschnittlich anhaltend zwölf Stunden am Werke sein, er kommt alsdann von Zeit zu Zeit an die Oberfläche, ruht etwa 10 Minuten aus und begibt sich wieder in die Tiefe, in welcher er im Ganzen etwa 7 Stunden am Tage zubringt. Ein englischer Taucher wagte sich im Mittelmeere bis zu einer Tiefe von 165 Fuß und verblieb am Meeresgrund während 25 Minuten. Green, ein amerikanischer Taucher, inspizirte in einem der kanadischen Seen ein gesunkenes Schiff in einer Tiefe von 170 Fuß; er überzeugte sich übrigens, daß der Aufenthalt in solcher Tiefe mit Lebensgefahr verbunden ist. Der Druck des Wassers auf die Hände, mit denen man unter der Glocke arbeitet, ist nämlich alsdann so groß, daß er ein Zurückströmen des Blutes nach dem Kopfe, Ohnmachten und Erstickungsanfälle verursacht. Man hat schon allerlei Versuche gemacht, diese Mißstände zu beseitigen. Ein geschickter italienischer Arbeiter hat das Modell zu einem Taucherkostüm vorgelegt, das nach seiner Angabe im Stande sein soll, dem Wasserdruck Widerstand zu leisten. Bis jetzt aber hat es sich noch nicht als vollständig praktisch bewährt. Das Meer zieht dem Menschen noch immer hartnäckig seine Gränzen, über die hinaus es seines Abgrundes Geheimnisse verbirgt.

Räthsel.

In aller Welt bin ich allein,
War gestern, werde morgen sein.

Auflösung der Räthselfragen in Nr. 129:

Als Noah in der Arche war
Dereinst — mit all' den Seinen,
Auch von den Thieren je ein Paar,
Den „großen wie den kleinen", —
Daneben auch noch viel Bagag'
Nebst Lebensmitteln und Fourag',
Was all' der Arche weiter Raum —
So groß er war — konnt' bergen kaum:
Da war die Welt am engsten!

Als Josua der Sonn' rief zu:
Es ist Jehovas Wille,
Daß heut' in deinem Laufe du
So lange haltest stille,
Bis daß ich der Philister Heer
Gezüchtiget mit Schwert und Speer!
Wozu die Sonne auch bereit
In größter Unterwürfigkeit;
Und aus der Höh' in guter Ruh'
Dem grausem Blutbad schaute zu:
Da war der Tag am längsten!

Als Samson einst — in runder Zahl —
Dreihundert Füchs' gefangen,
(Man staune nicht! denn dazumal —
Ist so was — leicht gegangen)
Sie mit den Schweifen zwei und zwei
Zusammen dann gebunden,
Und einen Strohwisch auch dabei
Zugleich mit eingewunden,
Den er darauf in lichten Brand
Mit einer Fackel setzte,
Und brennend ins Philisterland
Die armen Viecher hetzte
In hunderttausend Aengsten;
Ich weiß nicht mehr genau das Jahr —
Allein ich weiß: den Füchsen war
Zu jener Zeit am bängsten.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. S.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 142 | Montag, 22. Juni | 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

III.

Wie veränderlich ist der Mann! Als Arthur am Theetisch saß, wanderten seine Augen trotz dem Vorzuge, den er Rosa gegeben hatte, dennoch stets zu der stolzen Rose, und als Harriett mit freundlichem Lächeln ihn einlud, an ihre Seite Platz zu nehmen, brachte dies eine solche Veränderung in ihm hervor, als ergösse sich ein warmer heller Sonnenschein über eine vorher regnerische Landschaft. Die Ursache von Harrietts Freundlichkeit lag in dem Lobe ihres Vaters, das er gegen Rosa ausgesprochen, und die es ihrer Schwester beim Nachhausegehen mitgetheilt hatte. Sie wußte, daß dies Harriett freundlich gegen ihn stimmen würde, obgleich sie nur geäußert hatte: „Und wer sollte unsern Vater nicht ehren? Ist er nicht der beste aller Männer? Der müßte blind oder schlecht sein, der seine Verdienste nicht anerkennen wollte!"

„Fräulein Higgins hat uns viele Anekdoten aus den fröhlichen Jahren erzählt, wo wir noch als Kinder zusammenspielten, Herr Monrose, oder — Arthur; ich glaube, ich darf Sie so nennen, obgleich wir nur weitläufig verwandt sind," sagte Harriett, als Arthur neben ihr Platz genommen. „Nach Fräulein Higgins Aussage betrug ich mich recht unartig gegen Sie. Wirklich, ich erinnere mich", rief sie lachend, und ihre dunkeln Augen wie zum Nachsinnen erhebend, als ob sie so sich die Vergangenheit klarer zurückrufen wolle. „Ja, jetzt erinnere ich mich, ich war eifersüchtig auf Rosa, die stundenlang auf Ihrem Schooße sitzen, Ihre Backen streicheln, und den hübschen Geschichtchen zuhören konnte, die Sie ihr erzählten. — Ja, Du brauchst nicht roth zu werden Rosa — es ist wahr. Ich glaube nicht", sagte sie, sich an Arthur wendend, „daß ich Sie je persönlich angriff, wahrscheinlich konnte Sie das kleine Ding nicht reizen, desto mehr aber tyrannisirte ich meine kleine Schwester, so daß Sie oft ganz bös und ihr eifriger Vertheidiger wurden."

„Den wird sie auch ferner stets an mir finden, nur wünsche ich, daß es ein anderer Feind wäre", erwiderte Arthur lächelnd, „denn obgleich ich älter und tapferer geworden bin, so zweifle ich doch, ob ich einem solchen Feinde — und solchem Feuer — widerstehen könnte", und er legte mit der Miene des Schreckens die Hand auf seine Augen, wie um sie vor den feurigen Blicken zu schützen, die lachend auf ihn gerichtet waren.

In dieser Weise ging die Unterhaltung noch eine Weile fort, bis Mary Hetham etwas Musik zu hören wünschte. Harriett trug mit ihrer herrlichen Stimme, die durch gediegenen Unterricht vortrefflich gebildet war, ein Lied vor, das die Zuhörer entzückte. Auch Rosa sang. Ihre Stimme war lieblich, aber bei weitem schwächer.

Mrs. Hetham lehnte ermüdet von dem Nachmittagsspaziergange im Sopha, hörte zu und ergötzte sich an Arthurs Bewunderung ihres Lieblings. Plötzlich fragte sie Arthur: Haben Sie Ihr Talent zur Musik, das Sie als Knabe besaßen, fortgebildet!"

„Ich habe nie den Geschmack an der Musik verloren, da noch dazu mein Regiment ziemlich musikalisch war; unser Musikchor gehört zu den Besten, ich wünschte, Sie könnten es hören."

„Da dies nicht möglich ist", unterbrach ihn Harriett, „so wäre es gut, wenn Sie uns eine Probe Ihres Talents gäben. Wie angenehm, daß Sie Musik lieben, da diese bei uns die meiste Zeit ausfüllt."

Arthur versicherte, daß er jetzt unmöglich singen könne, da er lange nicht geübt, und auch früher mehr im Chor gesungen habe; doch Harriett wollte keine Entschuldigung hören, so daß Mutter und Schwester vermitteln mußten und seine Weigerung auf die Ermüdung der Reise schoben.

„Ein Anderesmal soll er uns nicht entkommen!" fügte Rosa hinzu.

Harriett richtete ihre großen Augen auf ihn, die Aerger und Erstaunen über seine Kühnheit ausdrückten, ihrem Willen nicht Folge geleistet zu haben. Sie verließ still das Instrument, als wäre es überflüssig, ihn weiter zu bitten; da bat Rosa leise: „Ach, singe doch, liebe Harriett!"

Sei es, daß Arthur diese sanfte Bitte, sei es, daß ihn jener Blick der imponirenden Schönheit bestimmte, genug er ging an das Piano, suchte in den Noten und ergriff ein Duett von Mendelssohn. Rosa war ihm gefolgt und rief fröhlich:

„O, ich sehe in Ihrem Gesichte, daß Sie dies singen können und wollen. Harriett, bitte, komme schnell, Arthur will das Mendelssohn'sche Duett singen, zu dem wir so oft die zweite Stimme wünschten. Wie wird sich Papa freuen, es ist sein Lieblingsstück!"

Harriett, die eben den Mond betrachtete, wie er sein magisches Licht über die Landschaft ergoß und sich im See widerspiegelte, hatte allen Groll vergessen und war im nächsten Augenblick am Piano, an dem sich gleich darauf beide Stimmen in einem wundervollen Vortrage vereinigten. Harriett lächelte Arthur wieder zu und dieses Lächeln, so wie die reizenden Töne, raubten ihm trotz seiner Ermüdung noch einige Stunden Schlafes.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Paragraph des Landrechts.

(Schluß.)

Der Alte sinkt auf die Knie, um das Papier zu empfangen. Die zitternde Hand vermag es kaum zu halten, Thränen entstürzen seinen Augen. „Den letzten Blutstropfen für den König und das Vaterland! Es lebe der König! — Jetzt ist Alles gut, Gretelieb!"

Er wankt zu ihr, taumelt aber entsetzt zurück, beim Anblick ihres vom Tode gezeichneten Antlitzes. In seiner halben Bewußtlosigkeit war ihr Erkranken an ihm vorübergegangen.

Hortense beugt sich über sie. „Daß ich nun so Dich finden muß, Tante Margareth!"

„Du hast mir den Tod leicht gemacht, mein Kind — Gott lohne es Dir und — Lothar!" spricht die Kranke mühsam, doch wie verklärt.

Lothar bietet ihr die Hand — in heißer Dankbarkeit für den der Sterbenden gewährten Trost; ihm ist sonst Alles gleichgültig. Gretchen umarmt sie innig.

„Ich gehe voran!" flüstert Margareth ihrem trostlosen Vater zu.

„Und ich folge bald!" murmelt er. Seine Kraft ist völlig gebrochen.

„Bald! Adieu, meine Kinder — Alle! Adieu, Regine!"

Die Generalin hat Hortensens Erzählung gleichsam versteinert. Also sie, um derentwillen, wie sie sich jetzt selber überreden will, sie diesen ganzen Prozeß geführt und das Andenken ihres Bruders auf so skandalöse Weise in den Mund der Leute gebracht hat — sie verbündet sich mit ihren Gegnern, macht Alles zu Schanden! Das ist zu bitter, zu demüthigend.

„Exzellenz, diese Standeserhöhung erfolgte erst nach dem Erkenntniß — dasselbe ist mithin aufrecht zu erhalten —" flüstert ihr Advokat. „Wenigstens —"

„Schweigen Sie, kein Wort weiter will ich davon hören! Selbst wenn das Urtheil in Kraft bleibt — sieht Hortense aus, als würde sie die Güter für sich behalten? sich einen ebenbürtigen Gatten wählen, der den Namen ihres Geschlechtes fortführt? Sie gehört zu diesen — zu —"

Ihr Name schlägt an ihr Ohr. Plötzlich steht vor ihrem Geiste die Vergangenheit. Da liegt todtkrank ihr zweiter Bruder, dem ältern und dem Vater hat sie die Augen zugedrückt und muß sich nun selber legen und ihren Liebling den Händen selbstsüchtiger Miethlinge überlassen. Er wäre damals schon gestorben ohne sie, die jetzt auf derselben Stelle mit dem Tode ringt.

„Lothar ruft — ich bringe ihm Deinen Gruß, Regine!"

Wie überwältigend ist der Anblick eines Sterbenden! Gleich einem Zauber zieht es Regine näher. Sie will sich über Margareth neigen, da quillt ein Blutstrom von deren Lippen und wie von Furien gejagt, stürzt sie hinaus, an dem eben eintretenden Prediger vorüber — fort, dem grausigen Anblick zu entfliehen! Umsonst, vor ihrem innern Auge haftet er beständig.

Der Arzt erscheint, doch vermag seine Kunst nur den Zufall für den Augenblick zu beseitigen, nicht seine Wirkungen, nicht seine Ursachen in der Vergangenheit...

Die Thüren sind geöffnet; in den Nebenzimmern liegen die Diener und die Dorfbewohner betend auf den Knieen — das Sterbelager umgeben die Angehörigen in stummem Weh. Die Schauer des Todes senken ihr Schweigen auf diese Räume, nur durchzittert vom leisen Weinen der Frauen. Zum Fenster herein nickt blühender Wein, senden Frühlingsblumen ihre Düfte, die Maienlüfte ihr mildes Wehen, ergießt die Abendsonne ihre Purpurstrahlen — der letzte Gruß der Natur an ein brechendes Menschenherz.

Sie läßt den Divan weiter rücken — dahin, wo sie die Ruine des Reichenstein'schen Stammschlosses wie die vom Abendwehen bewegten Wipfel der Kirchhofsulmen im Auge hat. Lange ruht ihr Blick träumerisch auf den Trümmern, dann bewegen sich ihre Lippen — sie scheint zu phantasiren — denen, die ihren Lebenslauf nicht kennen. „Wie die rothen Wogen aufquellen — wie heiß der blutige Kampf! — Kein ärgerer Wütherich — Du hast Recht, Lothar — als das Vorurtheil, ein allesverschlingender Drache! Auch mein Herzblut ist darunter, doch nicht als Sklavenblut! — Noch herrscht er und verschlingt seine Opfer! — Ich komme, Lothar — mir fehlt der Muth nicht, nur die Körperkraft. Es war zu viel für Dein treues Weib... Gott kennt die rechte Zeit zur Freiheit — auch zum Tyrannentod! Er wird sein deutsches Volk befreien, wie mich! Singt, Kinder, es ist ja mein Geburtstag!"

Lothar stimmt Körners Lied an — die Seinen fallen ein. Ihr Antlitz leuchtet, die Augen hängen starr

und starrer an dem Friedhofe drüben. Der Sohn fühlt sie leise zucken in seinen Armen — sein Herz zuckt gleichfalls in Todespein. Dennoch klingt seine Stimme klar und fest:

„Nicht leichten Kampfes siegt der Glaube,
Solch' Gut will schwer errungen sein;
Freiwillig tränkt uns keine Traube,
Die Kelter nur erpreßt den Wein."

Der Gesang bricht ab. In überwallendem Schmerz wirft Gretchen sich über den Körper der Mutter — die Bebungen desselben sind vorüber.

„Und will ein Engel himmelwärts — erst bricht im Tod ein Menschenherz!" spricht der greise Pfarrer feierlich.

„Amen!" stöhnt der Vater, widerhallt es von den Lippen der Andern.

Lothar schließt die gebrochenen Augen, legt die Rechte wie zum Schwur auf das Herz, welches nun für immer zu schlagen aufhörte. „Du hast die Ruhe verdient, Märtyrin eines Wahnes. Ich aber und Alle, die mich hören, wir wollen ihn aufnehmen den Kampf mit dem Vorurtheil, mit Allem, was uns als Fessel aus vergangenen Jahrhunderten überkam — sei es der Paragraph eines Gesetzes, sei es traditioneller Brauch. Nicht erst aus Gnaden soll das Recht uns werden, sondern weil es uns gebührt! Recht, Freiheit und Humanität, das ist der Wahlspruch der Gegenwart. Helfen wir an unserm Theil, daß es der Codex der Zukunft werde!"

„Amen!" bebt es von den Lippen der Trauernden. Amen! Wer stimmt nicht aus vollen Herzen ein?

Das Gefecht bei Kissingen.

(Aus der offiziellen Darlegung über den Antheil der bayerischen Armee am Krieg des Jahres 1866.)

(Fortsetzung.)

Hinter der Infanterie stund links der Straße etwas vorwärts von Winkels die mehrerwähnte Eskadron des 4. Chevauxlegerregiments und hinter ihr dicht am Westende dieses Dorfes jene Division des 5. Chevauxleger-Regiments, welche vom Gros der 2. leichten Brigade getrennt und gegen die Männerstädter Straße entsendet worden war. Winkels selbst war mit dem 1. Bataillon (Hugenpoet) des 12. Regiments besetzt, nämlich eine Schützen- 1. und 2. Kompagnie an der Lisière, die übrigen Kompagnien links und rückwärts der Ortschaft in Reserve. Bald nach 1 Uhr begannen die Preußen den Kirchhof zu beschießen; als der Stationsberg und die Stadt genommen waren und der Gegner sich unter dem Schutze der Häuser gesammelt und die erforderlichen Verstärkungen an sich gezogen und die Reserve vom jenseitigen Ufer herbeigeholt hatte, begann der Angriff heftiger zu werden und schien für den nächsten Moment der alleinige Zweck zu sein, auf den alle Kräfte sich konzentrirten. Er sammelte sich in immer größeren Massen an der Ostseite von Kissingen, das Feuer gegen den Kirchhof wurde immer bedeutender und auch vom Stationsberg herab drängten die feindlichen Plänkler gewaltig, so daß das 3. Bataillon des 15. Regiments gezwungen wurde, sich im Hacken rückwärts zu biegen. Generallieutenant v. Zoller wollte zwar dem Vorbrechen der Preußen dadurch Einhalt thun, daß er die bereitstehende Eskadron des 4. Chevauxlegerregiments zur Attake beorderte; allein diese stieß auf einen Hohlweg, den zu überschreiten für Kavallerie unmöglich war und mußte unter dem heftigsten Feuer kehren und zurückreiten. Die bayerischen Kompagnien im Kirchhofe leisteten hartnäckigen Widerstand; allein schon ist der Feind zur Seite desselben vorgedrungen, die rückwärts befindlichen Abtheilungen aber sind zu wenig zahlreich und zu erschöpft, um einen erfolgreichen Gegenstoß zu führen, um 2 Uhr muß sich die Besatzung zur Räumung entschließen. Die Mauern des erhöht liegenden Kirchhofes sind nach 3 Seiten hin sehr hoch, nur gegen Süden, also längs der Männerstädter Straße, nicht. Der dortige Ausgang sollte zum Rückzug dienen. Unter heftigem Feuern der Besatzung wird die Verrammlung desselben rasch entfernt, die an den Mauern angestellten Plänkler sammeln sich in einem dichten Haufen und unter Hurrah brechen sie mit gefälltem Bajonnet aus dem Thor und bahnen sich — wenn auch mit schweren Verlusten — durch die vorgedrungenen feindlichen Tirailleurs den Weg zu den rückwärts stehenden Truppen. Generallieutenant v. Goeben zog jetzt auch die Brigade Wrangel in erste Linie vor und ließ dieselbe rechts der Straße sich entwickeln, um über die Hänge der Winterleite gegen die linke bayerische Flanke zu wirken: die Brigade Kummer hingegen sollte längs der Straße vorgehen. Vor dieser entschiedenen Uebermacht mußten die stark gelichteten bayerischen Bataillone nun den Rückzug gegen Winkels antreten, der zwar gleich im Beginne auf Befehl des Feldmarschalls eingestellt, allein nach einem fruchtlosen Versuche, wieder vorzurücken, von Neuem angeordnet und in nachstehender Weise ausgeführt wurde: Die Kompagnien des 9. und die Kolonne des 11. Regiments machen den Anfang und gehen jene an der Hauptstraße, diese südlich derselben zurück. Ihnen folgt Generalmajor v. Ribaupierre mit zwei Kolonnen des 15. Regiments, welche sich durch Plänklerschwärme decken. Die Batterie Zeller und Redenbacher richten ihre Geschütze gegen die feindliche Artillerie und wo thunlich auch gegen die Infanterie. Die am Hange der Winterleite stehenden Jäger des 7. Jägerbataillons trachten durch ein wohlgenährtes Plänklerfeuer zur Verzögerung des Vordringens des Gegners nach Kräften beizutragen, und Schritt für Schritt setzt der General seinen Rückmarsch längs der

Straße fort. Eine zu seiner Unterstützung versuchte nochmalige Attake der Eskadron Egloffstein aber mißlingt; — noch ehe dieselbe an den Feind kömmt, erhält sie Schnellfeuer, so daß sie weichen muß. Unterdessen haben sich preußische Plänkler nördlich der Chaussee auch gegen den Sinnberg und die Batterie Zeller dirigirt, die in ihrer vorgeschobenen Stellung äußerst isolirt ist. Sofort werden deßhalb die nächsten an der Lisière von Winkels postirten Kompagnien (beide Schützen- 1. und 2.) des 12. Regiments in die am Sinnberg liegenden Weinberge vorgeholt. Auch die von ihrem mißglückten Angriffsversuche zurückkommende Eskadron (die beiden Schwadronen des 5. Chevauxlegers-Regiments waren schon früher hinter Winkels zurückgenommen worden) wendet sich jetzt nach dieser Seite, um die lästigen Tirailleurs zu vertreiben. Im Schwarm jagt sie den Hang des Sinnberges hinab und setzt über eine Hecke, die ihr im Wege liegt, da erhält sie plötzlich Rückenfeuer. Ein Trupp feindlicher Plänkler, welcher hinter der Hecke Deckung gegen die angreifenden Reiter gesucht, ist von diesen nicht bemerkt und übersprungen worden, hat sich aber jetzt erhoben und feuert auf dieselben. Rasch wendet die Eskadron und haut ein. Die Plänkler suchen Schutz in einem Hohlwege, werden aber dorthin verfolgt und ein Theil niedergemacht oder gefangen. Der Rest eilt zurück." Die Eskadron zog sich nunmehr hinter Winkels. „Auch die an der Chaussee fechtenden Kompagnien des 15. Regiments hatten vor dem unter verstärktem Gewehr- und Geschützfeuer immer heftiger werdenden Drängen des Feindes weiter zurückweichen müssen. Da ward nahe vor Winkels Generallieutenant Zoller getödtet. Es war ihm kurz vorher ein Pferd unter dem Leibe erschossen worden und er hatte jenes einer Chevauxlegers-Ordonnanz bestiegen, als ihn in unmittelbarer Nähe des Feldmarschalls eine Granate niederwarf. Gleich darauf wurde Generallieutenant v. d. Tann durch einen Prellschuß am Halse verwundet, stellte jedoch seine Funktion nur auf einige Augenblicke ein. An Stelle des gefallenen Divisionärs übernahm Generalmajor v. Ribaupierre das Kommando...." Vor Winkels suchte Generalmajor v. Ribaupierre sich nochmals zu setzen, mußte aber von Uebermacht gedrängt und in der Flanke angegriffen, abermals weichen. „Auf der Winterleite waren die Preußen gleichfalls Herr geworden. Auch die beiden ursprünglich in Reserve gestandenen Kompagnien des 7. Jägerbataillons (3. und 4.), welche eben dort in die Feuerlinie eintraten, konnten nur einen momentan günstigen Erfolg erzielen; als der Feind Winkels erreichte, mußten sie schleunigst zurück. Das letztgenannte Bataillon zog sich über den Nordhang der Winterleite östlich an Winkels vorüber auf die Hauptstraße, nur ein Zug unter Oberlieutenant König führte seinen Rückzug auf den Höhen aus. Die $1^1/_2$ Kompagnien des 9. Regiments waren mit Ausnahme eines kleinen Theiles gleichfalls oben geblieben, und das sechste Jägerbataillon nahm seinen Weg über den Oster- und Schlegelsberg gegen die Chaussee. Wenn gleich dieser letzte Stoß die taktische Ordnung der zum größten Theil seit 8 Uhr Morgens ohne Ablösung im Kampfe stehenden Truppen allmählich gelöst und ihre Widerstandskraft gebrochen hatte, wenngleich dieselben beim Ersteigen des steilen zwischen Winkels und Nüdlingen liegenden Kammes noch manchen schweren Verlust erlitten, so machten die meisten Abtheilungen, oben angelangt, doch noch einmal Front gegen den Feind. Allein das unverminderte Feuer, das dieser nachschickte, ließ die erschöpfte Mannschaft nicht mehr eigentlich zum Stehen kommen. Der Rückzug auf Nüdlingen mußte fortgesetzt werden. Während sich die eben beschriebenen Ereignisse abwickelten, hatte das Gefecht auch bei Friedrichshall und Hausen eine andere Physiognomie angenommen. Bei dem seit frühem Morgen fast unausgesetzt im Feuer stehenden 5. Jägerbataillon trat schon gegen $^1/_2$2 Uhr stellenweise ein sehr fühlbarer Mangel an Munition ein, weßhalb die 3. Kompagnie aus dem Badgebäude zurückgenommen und näher an die anderen herangezogen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Das Ganze ist, — so spricht ein großer Dichter,
Der Menschheit ewige Beglaubigung.
Nimm ihm den Kopf, so ist's von anderem Gelichter,
Und dient dem Hungernden zur Sättigung.

Auflösung der Charade in Nr. 130:

Lieber Freund! du konntest sparen
Dein „Vergißmeinnicht";
Denn zu bleiben, was wir waren,
Ist ja Freundespflicht.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. Ph.

* * *

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 143 Dienstag, 23. Juni 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

IV.

Mark Hetham war zurückgekehrt. Hatte Arthur schon am ersten Abende die Bewohner des Schlosses sehr liebenswürdig gefunden, so steigerte sich seine Hochachtung, als er die hohe Bildung des Geistes und Herzens derselben näher kennen lernte, immer mehr. Er lernte hier die Segnungen eines glücklichen Familienlebens kennen, das wohl unter allem Erdenglück das Vollkommenste enthält.

Wenn auf den tropischen Meeren die Luft am klarsten, die Sonne am glänzendsten ist, so zeigt sich oft ein kleines handgroßes Wölkchen, und wehe dem Schiffer, der es nicht beachtet, denn es ist der Vorbote des furchtbaren Tornado. Ein solches Wölkchen zeigte sich am Horizonte des häuslichen Himmels der Familie Hetham, dessen Klarheit seit der Verheirathung fast nie getrübt war: jeder Wunsch hatte sich erfüllt, und wenn man auch hätte denken können, daß noch ein Erbe des Namens, ein Sohn fehlte, so dachte Mark Hetham nicht daran, wie er überhaupt allen Besitz nur schätzte, insofern er das Glück seines Weibes erhöhte, das er über Alles liebte und das diese Liebe in demselben Grade erwiderte; nur war dessen Liebe noch reiner und erhabener, da sie in einer tiefen und wahren Religiosität wurzelte. Aber wie jeder purpurne Granatapfel innerlich ein faules Fleckchen enthält, so ist auch das lichtvollste Gemüth nicht frei von einem kleinen Schatten. In dem Herzen Mary Hetham's entstand dieser Schatten aus zu großer Mutterliebe. Diese vortrefflichste aller Tugenden, wenn sie sich mit Kraft paart, sinkt ohne dieselbe bis zur Sünde herab.

Die Erziehung Harriett's hatte die größte Aufmerksamkeit gefordert, denn von der frühesten Jugend auf hatte dieselbe einen Willen gezeigt, dem sie gern Alles untergeordnet sah. Wie Harriett sich täglich mehr an Schönheit, Liebenswürdigkeit und einnehmendem Wesen entwickelte, so wand sie sich mehr um das Herz der Mutter, die nur darauf dachte, wie sie ihren Liebling vor jeder Unannehmlichkeit und jedem Kummer schützen könnte. Und wie wirkte diese übertriebene Liebe auf das kleine Mädchen? Bald kannte dieses keinen anderen Willen, als den seinigen und kein Leid, als wenn dieser Wille nicht durchging, was aber selten geschah, denn schon im Kinderzimmer hatte sie sich durch ihre kindliche Grazie, ihre Fröhlichkeit, die meistens von einem silbernen Lachen begleitet war, das Alle umher mit fröhlich machte, die Herzen gewonnen. Jedes that, was sie wollte, nur um sie stets bei guter Laune zu erhalten. Ganz so war es später beim Unterrichte. Erst verstand die Gouvernante das Temperament ihrer Schülerin nicht, und trat ihrem Eigenwillen mit großer Strenge entgegen, aber von Natur sanft fing sie, an sich von ihrer unbeugsamen Widerspenstigkeit und dem Blick ihrer großen dunklen Augen, wenn diese in Aerger auf sie gerichtet waren, zu fürchten. Sie gab nun ihrerseits nach und der Versuch gelang. Der Güte von Miß Williams konnte Harriett nicht widerstehen, und diese wurde von ihrem Talent, ihrem natürlichen Verstand und ihrer Liebenswürdigkeit überrascht, sobald sie ihr zu Willen war. Das junge Mädchen hatte starke Gefühle, und Alle, die es liebte, liebte es mit Leidenschaft, aber bis jetzt waren dieß nur sein Vater, seine Mutter und Schwester gewesen, und da diese Alles thaten, was es wollte, so wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob diese Liebe oder sein Eigenwille den Sieg davon getragen hätte, falls sie in Streit gerathen wären. Wie heilsam es gewesen wäre, hätte sich in die Liebe zu den Eltern auch ein wenig Furcht gemischt, das zeigte sich, als sie einst ihrer Mutter Herz tief verwundete, das Herz, das sich gerne für sie verblutet hätte; dadurch aber hatte sie das Innerste des Herzens ihres Vaters getroffen, denn er strafte sie mit so strengem Blick und Worten, daß sie erzitterte und ihm unter heißen reuevollen Thränen gelobte, sie wolle nie wieder so etwas thun und sich nicht eher beruhigte, bis er ihr verzieh.

„Ich kann Dir Alles vergeben, meine Tochter," sprach er, „nur kränke Deine Mutter nicht, das verzeihe ich nie."

Wie gut wäre es gewesen, wenn er ihr bei anderer Gelegenheit eben so kräftig entgegengetreten wäre, denn lange, lange Zeit verging, ehe sie sich gegen ihre Mutter wieder vergaß; auch regelte ihr zunehmender klarer Verstand in etwas ihr heftiges Temperament.

Harriett hatte das achtzehnte Jahr erreicht. Das Jahr vorher hatten die Eltern eine Saison in London

mit ihrer Tochter zugebracht und diese in die große Welt eingeführt. Da Mary Helham von sehr zarter Gesundheit war, so hatte sie stets ihren friedevollen, heiteren Landsitz nur dann verlassen, wenn die höhere Ausbildung ihrer Töchter es erforderte; auch den Aufenthalt in London hatten sie für Pflicht gehalten, denn sowohl als reiche Erbin, wie durch ihre Talente und persönlichen Reize konnte das junge Mädchen Ansprüche auf die glänzendste Partie machen, und die höchsten Zirkel der Gesellschaft boten die Gelegenheit dazu. Sie wurde überall mit Auszeichnung empfangen, Alles huldigte der jungen Schönheit, so daß sie eine Zeit lang in Entzücken schwamm. Schon fürchteten die Eltern, das Leben der großen Welt möchte ihr den Geschmack an den einfachen reinen Freuden rauben, die ihr bisher ihre Tage verschönert hatten; allein darin irrten sie sich.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Panik vor dem Feinde.

Un soldat averti en vaut deux.
(Maréchal Bugeaud.)

Der Divisionsgeneral Trochu, eine militärische Autorität Frankreichs, hat in seinem zu Anfang des vorigen Jahres erschienenen Buche „L'armée française en 1867" der Panik vor dem Feinde ein eigenes Kapitel gewidmet, dessen Wiedergabe auch in einem nichtmilitärischen Blatte um so mehr Berechtigung haben dürfte, je weniger Rücksichten in seinem Urtheile auch der Laie der Truppe angedeihen zu lassen pflegt — exempla sunt odiosa" —, in deren Reihen die Panik gewühlet hat. Ich halte es für nützlich, sagt Trochu, als ein Beispiel von hunderten, einen der schlagendsten Effekte vor Augen zu führen, welchen im Kriege auf die Gewohnheiten und den moralischen Werth der Truppen jene Sorgfalt der Erziehung übt, die ich mit so großer Beharrlichkeit empfehle. Es erscheint nothwendig, einige Auseinandersetzungen vorausgehen zu lassen. Bei den Armeen, welche dem Feinde gegenüberstehen, ist die Panik in der Regel nur eine partielle. Aber es kann vorkommen, daß sie um sich greift, daß sie allgemein wird und so den Erfolg eines einzelnen Gefechtsmomentes, oder gar das Resultat des Kampfes selbst auf's Spiel setzt. Jedenfalls wirken die Paniken auf den Geist der Truppen, bringen diese dazu, an sich selbst zu zweifeln und schwächen ihr Selbstvertrauen und ihre Spannkraft. Ich habe eine große Anzahl von Paniken gesehen, worunter einige von sehr gewichtigen Folgen. Und doch, wenn sie in einem Feldzuge vereinzelt bleiben, spricht die Kriegsgeschichte von nichts weniger, als gerade von ihnen. Sie erwähnt von derartigen Ereignissen höchstens die bedeutendsten und diese nur ganz beiläufig und in wenigen Zeilen, ohne aus ihnen eine Folgerung, oder eine Lehre zu ziehen. Wer z. B. weiß in Frankreich, daß in der Nacht vor der Schlacht bei Austerlitz und einen Tag nach der Schlacht von Solferino partielle Paniken statthatten. Die erstere verursachte, daß sich zwei Divisionen von uns gegenseitig mit beträchtlichem Verluste beschossen und zwar in einer Auflösung, die sehr ernste Folgen haben konnte, wenn sie sich fortpflanzte. Die Folgen der zweiten konnten nicht wohl sehr bedeutend werden, denn die Sonne beleuchtete die Scene und der, seit 14 Stunden auf dem Rückzuge begriffene Feind hatte den Mincio fast vollständig überschritten; aber sie versetzte die rückwärts befindlichen Ambulancen und Konvois der Armee in eine klägliche und unbeschreibliche Unordnung. Das Stillschweigen der Kriegsberichte in Bezug auf die Paniken erklärt sich von selbst. Der Feind, welcher nicht säumen würde, daraus Nutzen zu ziehen und darüber Glossen zu machen, hat in der Regel nie von ihnen Kenntniß und die Bülletins der dabei in Mitleidenschaft Gezogenen erwähnen sie natürlich nicht. Ein Uebel aber ist nicht bekämpft, dadurch, daß man es nicht zugesteht, nicht erörtert. Doch bei den Armeen denkt man nicht eher an ein Heilmittel gegen die Paniken, als wenn letztere sich manifestiren, d. h. wenn man nichts mehr gegen sie vermag. Ich glaube Nutzen zu stiften, indem ich auf einige Details eingehe über die Ursachen der Paniken, über ihre Folgen und über die Mittel, ihnen zuvorzukommen. Die Uebereinstimmung im „Wollen" und die Einigkeit im „Handeln", welche bei den Massen vorwiegend zu machen, so schwer, ja man könnte behaupten, beinahe unmöglich ist, greifen bei ihnen mit einer Schnelligkeit, mit einer unglaublichen Gleichzeitigkeit Platz, sobald ihre Sicherheit plötzlich durch das Gefühl einer unvorhergesehenen Gefahr beeinträchtigt wird, welcher sich zu entziehen sie das Bedürfniß empfinden. Diese Erscheinung läßt sich auf ihren Ursprung durch einen zweifachen Naturtrieb zurückführen, der allen Menschen, gleichviel ob sie energisch oder zaghaft sind, innewohnt. Es ist der Trieb der Selbsterhaltung, verbunden mit jenem der Nachahmung. Eine größere Anzahl Leute, deren verschiedene Individualitäten weder in Beziehung noch in Verbindung zu einander stehen, z. B. Neugierige bewegen sich nach einer und derselben Richtung hin. Plötzlich macht die Spitze der Kolonne unter der Herrschaft eines begründeten oder unbegründeten Schreckens kehrt und flieht. Und die Mitte und das Ende dieser Kolonne, welche nichts bemerkt haben, welche die Ursache dieses unerwarteten Umkehrens nicht zu fassen vermögen — weichen gleichfalls heftig zurück und fliehen, wie fortgetrieben durch unsichtbare Gewalten. Im Kriege nun, auf die Massen, die in allen ihren Theilen durch die militärische Organisation und die Gewohnheit verbunden sind, wirken derlei Erscheinungen mit unwiderstehlicher Kraft und geben Veranlassung zu der heillosesten Verwirrung. Unter ge-

wissen Verhältnissen, z. B. bei Nacht, und wenn eine Infanterie mit geladenen Gewehren von der Panik ergriffen wird, ist großes Unglück kaum zu vermeiden. Die Paniken sind so alt, als die Geschichte, wie dieß schon ihr der griechischen Mythologie entlehnter Name darthut. Alle Armeen haben ihrer gehabt und, ich möchte sagen, werden ihrer haben. Junge Truppen sind den Paniken selbstverständlich mehr unterworfen als kriegsgewohnte: Der Grad der Erregbarkeit ihres Temperaments ist ebenfalls von theilweisem Einfluß; aber keine Truppe entgeht der Panik, wenn ihre Stunde geschlagen hat, und die öffentliche Meinung in den Armeen befindet sich auf falscher Bahn, wenn sie die Truppe verhöhnt, welche der Panik gewichen ist, oder wenn sie sich geneigt zeigt, den Werth einer solchen Truppe auf Grund dieses Ereignisses zu beurtheilen. Ich werde nachweisen, daß die Verantwortlichkeit der Kommandoführung zukommt, und zwar beinahe immer, weil ihr das moralische Uebergewicht, die Erfahrung und die nöthige Vorsicht abgingen. In Wirklichkeit tritt die Panik nur unter den nachfolgenden Umständen ein: 1) bei Nacht, im Angesicht des Feindes. Deßhalb erfordert jede Unternehmung, welche zum Zwecke hat, unter obigen Bedingungen Truppen in Bewegung zu setzen, die sich von Gefahren umgeben wissen, neben der sorgfältigsten Auswahl der Offiziere und der Mannschaft eine Unzahl von Vorkehrungen, Vorsichtsmaßregeln und Erinnerungen (d'avertissements). 2) Bei Tag, in Gegenwart des Feindes, nach einer Niederlage, oder nach einem unentschiedenen Kampfe, der große Verluste im Gefolge gehabt, das Vertrauen der Soldaten erschüttert und in ihrem Gemüthe einen peinlichen Eindruck zurückgelassen hat. 3) Zu jeder Tageszeit, wenn sich die Truppen dem Feinde gegenüber in einer Lage befinden, deren Ungunst sie selbst durchfühlen, wenn in solcher Lage nahe Gefahr ihrer wartet, so zu sagen auf sie lauert, welche dann der Vorstellung des Soldaten immer vergrößert erscheint. Zum Beispiel eine größere Kavallerietruppe, auf Rekognoszirung des Feindes, den sie in der Nähe weiß, bewegt sich in tiefer Kolonne vorwärts in einem von Gräben und Wald begränzten Engpaß, wo sie fühlt, daß ihre spezielle Thätigkeit vollständig aufgehoben ist und zu gleicher Zeit erwarten kann, den Wald mit Infanterie sich anfüllen zu sehen. Schon zu weit vorgerückt, um sich an die eigene Infanterie anzulehnen, beunruhigt sie ihre Isolirung. Eine Rückwärtsbewegung ihrer Plänkler, oder ihrer Avantgarde, eine unerwartete Erscheinung in den Bäumen, ein zufällig losgegangener Pistolenschuß, kurz das geringste unvorhergesehene Vorkommniß können einen theilweisen Rückzug bewirken, welcher bald Alles mit fortreißen wird und zwar in einer Auflösung, die genau zur Größe der Truppe im Verhältniß steht. (Ganz wie einer noch nicht lange vergangenen Wirklichkeit entnommen.) Wenn die Panik die Truppen entschieden ergriffen hat, so vermag keine Anstrengung ihre Folgen unmittelbar aufzuhalten. Aber die Erfahrung lehrt, daß es gewisse Mittel gibt, ihre Entstehung zu verhüten und hier findet der Hauptgrundsatz des Marschalls Bugeaud: „un soldat averti en vaut deux", zuverlässig die glücklichste Anwendung. Ich habe gesagt, jeder Offizier ohne Unterschied des Grades, der, wenn Krieg in Aussicht steht, das Kommando einer Truppe übernimmt, müsse, um sich in den Besitz des für ihn unentbehrlichen moralischen Uebergewichtes zu setzen, seinen Soldaten beweisen, daß er neben einer reichen Erfahrung auch Charaktervorzüge besitze, und zwar durch die Art und Weise, wie er die Ausbildung seiner Untergebenen betreibt. Was nun die Panik anlangt, so sagt er ihnen im Voraus das „Wie" und „Warum". Er zergliedert und macht ihnen begreiflich die Nichtigkeit der Eindrücke, welche durch Trugbilder hervorgerufen werden. Er beweist ihnen durch Beispiele deren Gefahr für das allgemeine Wohl und deren Lächerlichkeit vom Standpunkte der militärischen Selbstliebe aus. Ich habe oft bestätigt gefunden, daß Truppen, auf obige Weise vorbereitet, für die Panik nicht leicht empfänglich sind. Sie entgehen derselben aber ganz bestimmt, wenn der erfahrene Chef, sobald er Umstände gewahr wird, welche Panik veranlassen könnten, bevor diese wirklich eintritt, seine Lektion durch spezielle Verhaltungsbefehle für die Lage des Augenblicks geeignet erneuert und so die Gemüther im Voraus vor Ueberraschungen sichert.

Socialwissenschaftliche Literatur.

Johann Joseph Roßbach, seit Jahrzehnten gründlicher Forscher auf allen Gebieten der Geschichte und Wissenschaft von Gesellschaft, Staat, Kirche, bei allen Kennern der betreffenden Literatur ein Schriftsteller anerkannter Befähigung und rühmlichster Leistung, hat seinen ältern Schriften „vom Geiste der Geschichte" — (Vier Bücher, Geschichte der politischen Oekonomie. Würzburg. 1856. — Vier Bücher, Geschichte der Familie. Nördlingen. 1859.) — jüngst die ihre: würdige Fortsetzung gegeben.

„Geschichte der Gesellschaft von Dr. Joh. Jos. Roßbach. I. Theil: Die Aristokratie." (Würzburg. 1868.) VIII. 283 S.

Der Autor dieser „Geschichte der Gesellschaft" *) gehört nicht etwa jener Schule oder auch „Clique" der „Historischen" an, welche alle rechten Historiker und alle unbefangenen Nichthistoriker bei ihren tendenziösen Staats- und Gesellschafts-Restaurationsversuchen, trotz ihrer

*) Dieselbe hat — beiläufig bemerkt — der Verfasser seinem langjährigen Freunde, dem der „Bresl. Ztg." wie der Prov. Schlesien wohlbekannten Schriftsteller Ad. Franz gewidmet.
Der Ref.

„hohen Connexionen“ und noch höherer Protektion“, von der Gründlichkeit, Aufrichtigkeit und Unbefangenheit ihrer Geschichtsforschungen und „geschichtlichen Lehren“ nicht überzeugen konnten; nein, J. J. Roßbach ist ächter und rechter Historiker, dem es überall um die objektive Wahrheit der Geschichte und um unparteiische Anwendung und Verwendung ihrer unverfälschten Lehren auf und für Gesellschaft und Staat der Gegenwart zu thun ist. Die neueste Periode politischer und socialer Kultur als „die Periode des Freistaates“*) gegenüber den überwundenen Perioden des Patriarchal- und Feudalstaates bezeichnend, spricht der Verfasser allen auf Geburt und Privilegium ohne Dienst für, ohne Verdienst um Staat und Gesellschaft gegründeten Prätensionen der Aristokratie, insbesondere des Adels, die gegenwärtige Berechtigung ab. „Jedes und alles Recht“, — lautet seine Schlußdeduktion aus der Geschichte der Aristokratie der Völker und Staaten alter und neuerer Zeit, — „jede und alle Lebenstellung, hervorragende oder niedere, ist im letzten Grunde nur ein Dienst für Andere. — Die Aristokratie muß, wenn sie Bestand haben will, der Menschheit dienen oder sie stirbt ab wie ein faules Glied; — der Adel, der sich nicht im Dienst für Andere bewährt, ist im sittlichen Bewußtsein kein Adel mehr (S. 271); eine Aristokratie ohne Gewähr der Tüchtigkeit, der Tugend, ist eine Täuschung. — Der Standpunkt auf der Höhe der Zeit allein ist die ächte Adelsprobe (S. 272). — Die reine, sittliche Aristokratie ist das Bollwerk der Freiheit, wie der Ordnung, sie ist eine providentielle Institution“. (S. 275).

Diese durch Gründlichkeit und Allseitigkeit der Forschung, durch ebenso unbefangene als richtige Konsequenz der Folgerung, durch ebenso elegante als freimüthige Sprache ausgezeichnete „Geschichte der Aristokratie“ verdient die vollste Beachtung, das lebhafteste Interesse in den weitesten Kreisen unserer ebenso wahrheits- als reformbedürftigen „Gesellschaft“, und zwar um so mehr, als die „gottgewollte Aristokratie“, — die „Aristokratie der Zukunft“ (S. 283), wie sie der Verfasser, als die allein „historisch berechtigte“ Aristokratie unserer Gesellschaft bezeichnet, ihre persönliche Vertretung im Adel wie im Bürgerstande leider erst spärlich findet, und unseren politischen und sozialistischen „Reformen“ oft noch die Weisheit abgeht, die uns die „Geschichte der Gesellschaft“ predigt, die Erkenntniß, daß „die Bedrückung einer Gesellschaftsklasse durch die andere für diese zuletzt zum Verderben werde, daß nur in der Achtung der Menschenwürde in Allen und der Solidarität aller Klassen, in der Herrschaft sittlicher Gesetze allein der Friede im Leben der Menschheit ruht.“

*) Ob diese Bezeichnung nicht besser, wenigstens für die neueste Zeit und die monarchischen Staaten mit „Rechtsstaat“ zu vertauschen sein möchte, sei dem Verfasser der „Geschichte der Gesellschaft“ hiermit anheimgegeben.
Der Ref.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt dem „Constitutionnel“ aus Brüssel unterm 14. d. Mts.: Man hat nicht unterlassen über die Kaiserin Charlotte die widersprechendsten und unwahrsten Nachrichten zu verbreiten. Ich glaube in der Lage zu sein, Sie genau über die unglückliche Fürstin zu unterrichten und Ihnen folgende Einzelheiten als zuverlässig geben zu können: Die Kaiserin Charlotte fährt fort in Laeken zu wohnen, wo die königliche Familie seit einem Monat sich aufhält. Die unglückliche Fürstin, deren Körpergesundheit nichts zu wünschen übrig läßt, geht mehrmals täglich im Park spazieren, oder auf dem Lande, bisweilen mit dem König, bisweilen mit der Königin, welche sie häufig weite Wagenfahrten machen läßt. An den Empfangstagen erscheint die Kaiserin nicht, denn nur vollständige Ruhe wird ihr nach wie vor anempfohlen. In ihrer Familie wird die allergrößte Sorge um sie getragen. Man wacht besonders darüber, von ihr einen jeden Gegenstand ernstlicher Besorgniß oder schmerzlicher Aufregung fern zu halten. Sie liest und schreibt häufig und macht viel Musik. Außer ihren Verwandten empfängt sie Niemanden. Dank diesem Leben voller Ruhe hat sich der Zustand bedeutend verbessert seit sie in ihr Vaterland zurückgekehrt ist, und wenn sie einstmal ganz die Vernunft wieder erhalten haben wird, so wird dies unter dem günstigen Einfluß dieses schonenden Verfahrens und dieser Ruhe des Familienlebens geschehen sein.

In London begann am 15. d. das große Händel-Musikfest in den Räumen des Krystallpalastes in Sydenham. Gegen 20,000 Besucher waren erschienen. Der Messias kam zur Aufführung. Die schwierigen Solopartien waren den bewährten Leistungen der Sängerinnen Tietjens, Rudersdorff, Sainton-Dolby, und den Sängern Sims Reeves, Cummings und Santley anvertraut. Die Ouvertüre zum Messias wurde vom Orchester, welches 420 Streich-Instrumente zählt, mit musterhafter Präzision exekutirt. Nicht minder bewundernswürdig waren die Leistungen der Solisten und des Chores. Wohl noch nie zuvor hat der Messias eine so glänzende Aufführung erlebt.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 144 Mittwoch, 24. Juni 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Eines Tages überraschte sie Harriett mit der Bitte, London zu verlassen, da sie sich so sehr nach ihrem stillen Hetham sehne. Anfangs zögerte der Vater, allein sie sagte, sie sei müde bis zum Tode von diesem Getriebe, und ihr Wunsch wurde wie gewöhnlich erfüllt. Und während die Augen mancher besorgten Mutter eines Sohnes am anderen Morgen den Namen Hetham unter den Abgereisten mit unangenehmer Täuschung las und andere hoffnungsvoll im Ballsaal oder in der Oper den glänzenden Stern suchten, der mit solchem Glanze eine kurze Zeit geglänzt hatte, flog Harriett ihrer schönen Heimath zu, eben so glücklich und froh, die Gesellschaften und Bälle hinter sich zu haben, wie Rosa ihr Stundenzimmer, in welchem diese, da sie jünger war, ihre meiste Zeit mit den ersten Lehrern Londons im Unterrichte zugebracht hatte.

Bald nach der Rückkehr wurde Mary Hetham's Gesundheit immer schwächer, die hektischen Rosen ihrer Wangen färbten sich höher, verklärten aber zugleich ihr Gesicht zu jüngerer Schönheit, doch da sie fast nie klagte und ihren Lieben stets ein ruhiges heiteres Antlitz zeigte, um sie nicht zu betrüben, so merkten diese die Abnahme ihrer Kräfte bei Weitem nicht so, wie es wirklich der Fall war. Mußte sie sich bei'm Spaziergange auf ihres Mannes Arm stützen, so war er zu glücklich, um ihren matteren Schritt zu bemerken; konnte sie nicht mehr das schöne Pferd besteigen, das die volle Grazie ihrer schönen Gestalt so oft gezeigt hatte, so freuten sich die Töchter, ihre Mutter in dem kleinen Ponywagen spazieren zu fahren, und ihr süßes dankbares Lächeln, das sie der Sorgfalt ihrer Kinder schenkte, ließ diese die Gefahr nicht ahnen.

In London hatte Mark Hetham die besten Aerzte konsultirt, welche sich über die Gesundheit seiner Gattin nicht beunruhigend ausgesprochen, sondern nur sorgfältige Pflege und Ruhe anempfohlen hatten, — und beides genoß sie ja im hohen Grade. Selbst Harriett vergaß sich selbst und that Alles, was die Annehmlichkeit der Mutter erhöhen konnte. Und Rosa! Sie erfüllte die Prophezeihung des Vaters, als sie noch Kind war. Ihr Wille wird immer der jener sein, die sie liebt. Aber sie wurde auch wieder geliebt, eben so sehr, als Harriett, nur in einer andern Art, sie nahm die Liebe Anderer demüthiger, sanfter und dankbarer auf. Weniger schön als Hariett besaß sie doch jene liebliche Frische, die Jedermann ergötzt, und ihr gutes Herz, ihr rücksichtsvolles Benehmen, ihre Einfachheit, gewannen alle Herzen.

„Wir sind während des Monats nach meiner Rückkehr so froh und glücklich zusammen gewesen,“ sagte Mark Hetham eines Morgens, als sie beim Frühstück saßen und sich die Neuigkeiten der angekommenen Briefe und Zeitungen mittheilten, „so zufrieden in unserem kleinen Kreise, daß wir die Pflichten der Gastfreundschaft ganz vergessen und seit Ewigkeit nicht eine Seele eingeladen haben. Jetzt müssen wir Jemand haben, Arthur, der uns die Rebhühner schießen hilft. Mein Gewissen hat sich indeß beruhigt, wenn ich bedachte, wie wohl diese Ruhe der Frau da thut,“ und ein herzinniger Blick glitt über Mary Hetham.

„O Mark!“ sagte diese bittend. „Laß uns so bleiben, wie wir jetzt zusammen sind. Ich bin überzeugt, die Rebhühner beklagen sich nicht; nach dem Schießen zu urtheilen, das ich den ganzen Tag höre, scheint es, daß Du aller Welt Erlaubniß zum Jagen gibst.“

„Und was sagst Du dazu, Harriett?“ fuhr Mark Hetham fort, „sollten wir unserem Vetter nicht ein ländliches Fest zum Ersatz für die Londoner Vergnügungen geben, die er uns zu Liebe verlassen hat?“

„Ich weiß nicht, wie mein Vetter darüber denkt, doch was mich betrifft, so habe ich letztes Jahr genug sowohl an Stadt-, als an Landvergnügungen gehabt. Ich war nicht sobald der Stadt entronnen, als uns auch bald dieselben Gesichter und derselbe Ton hierher folgte.“

„Schossen Sie Alle Rebhühner?“ fragte Arthur schelmisch; denn er hatte von ihren vielen Eroberungen gehört.

Sie erröthete und erwiderte ziemlich übermüthig:

„Sie hätten vielleicht gern anderes Wild geschossen, doch wenn das ihre Absicht war, so mußten sie unverrichteter Sache zurückkehren.“

„Ich will Ihnen den Beweis geben, wie wenig müde ich des jetzigen Lebens bin,“ sagte Arthur, „indem ich die Einladungen, die ich so eben erhalten habe, ausschlage, und hier bleibe, wo ich,“ und dabei warf

er einen schüchternen Blick auf Harriett, „fünf Wochen solch vollkommenes Glück genossen habe, daß sie mir wie eine vergangen sind."

Alle drückten ihren warmen Beifall aus, nur sie, auf die sein Blick fiel, hatte eine Zeitung genommen und schien ganz verloren im Lesen, so daß Niemand die tiefe Röthe oder die glänzenden Augen sah, die sie dahinter verbarg.

„Ich habe Euch noch nichts von dem Zuwachs gesagt," bemerkte Mark Hetham, „den unser Kreis erhalten wird. Der Gast hat sich selbst eingeladen, und obgleich Ihr Alle Misanthropen geworden zu sein scheint, so glaube ich doch, daß die Damen nichts einwenden werden, wenn ich den einnehmenden, unwiderstehlichen Fred Carlton nenne."

„Kommt er wirklich," rief Mary Hetham in einem Tone, der eine Mischung von Interesse und Angst enthielt.

Hariett ließ die Zeitung fallen und selb Rosa hielt mit dem Kaffee-Einschenken inne.

Die Sensation, die diese Anmeldung hervorgerufen hatte, war so groß, daß sie Arthurs Neugierde lebhaft erregte.

Wer ist denn dieser furchtbare Fred Carlton?" fragte er.

„Stelle Dich ja nicht bloß, durch eine solche Frage", erwiderte Mark Hetham, „denn Fred Carlton nicht kennen, heißt selbst nicht gekannt sein, wenigstens in der Jagdwelt."

„Nun, ich muß gestehen, in diese Welt bin ich bis jetzt nicht viel eingeführt gewesen. Die Monrose's waren nie große Jäger. — Ich kann mich nicht erinnern, ihn irgendwo gesehen zu haben; doch ja, ich habe seinen Namen nennen hören, und einmal ist er mir sogar in der Oper von einer schönen Verwandten gezeigt worden. Ich wußte indessen nicht, daß er ein so hervorragender Charakter noch ein solch intimer Freund von Ihnen ist, sonst würde ich mehr Interesse an ihm genommen haben."

„Nicht nur ein Freund," erwiderte Mark Hetham, „sondern auch ein Verwandter: er ist mein Neffe — der Sohn meiner Schwester, die ich sehr liebte, und um ihretwillen liebe ich ihn, — obgleich verschiedener Geschmack, so wie andere Richtung und Umstände uns getrennt haben."

„Ich weiß nicht, welche Wirkung die Landluft bei ihm hervorbringen wird," sagte Harriett, „aber ich muß sagen, als ich ihn in London sah, habe ich nichts so Einnehmendes an ihm bemerkt. Vor allem ist er sehr alt, mehr als dreißig, und —"

„Sei barmherzig, Hariett! Was meinst Du damit, Männer über dreißig Jahr, alte Männer zu nennen?" rief Mark Hetham lachend.

„Ich erinnere mich indeß recht gut, daß Rosa und ich, als wir noch Kinder waren, ihn für den Inbegriff aller Vollkommenheit hielten; denn er verschaffte uns manchen Feiertag und manches Vergnügen, wir durften ihn necken und mit ihm spielen, wie wir wollten, dann küßte er uns und nannte uns schön, und das ganz offen gestanden, gewann immer mein Herz, während Rosa dabei ganz gleichgültig blieb."

Die ganze Gesellschaft lachte über das offene Geständniß und sie fuhr fort: „Und einige Jahre später, wenn das Haus voll von Gästen und Mima mit ihnen beschäftigt war, wurden wir armen Kinder in das Schulzimmer verbannt. Welche Freude war es da, wenn an einem regnerischen langen Nachmittage das schöne fröhliche Gesicht zur Thür hereinguckte, und Miß Williams um Erlaubniß fragte, eintreten zu dürfen! Ich bin überzeugt, sie freute sich auch, obgleich sie immer erst ernst aussah; doch bald mußte sie über seine drolligen Geschichten gerade so lachen wie wir. Erinnerst Du Dich noch Rosa wie roth sie immer bei seinen angenehmen Komplimenten wurde? Sie galten nicht ihrer Schönheit, dazu hatte er zu feinen Takt, um nicht zu wissen, was ihr am besten gefiel, er machte sie ihr über den Erfolg ihrer Erziehung, indem er uns als Muster aller Kinder pries."

(Fortsetzung folgt.)

Ein unterfränkisches Gesangsfest.

* Lohr, 28. Juni.

Wohl sind die Festtage aus Anlaß des 25jährigen Bestehens unseres Gesangvereins vorüber, aber noch lange werden sie in der Erinnerung Derer fortleben, die an diesem Feste Theil genommen haben. Groß war ihre Zahl, denn wir feierten nicht bloß ein lokales Fest, sondern vielmehr ein Sängerfest unterfränkischer Gesangsgenossen. Aus allen Gauen waren die Sänger herbeigeeilt, um das Fest zu verherrlichen. Von ihnen allen galt der dem hiesigen Gesangverein vom Schweinfurter Gesangverein dargebrachte Sängergruß:

„Wir haben hoch erfreut den Ruf vernommen,
Der aus dem Alltagsleben uns geweckt —
Wir sind im raschen Flug zu Euch gekommen,
Uns hat kein Hinderniß zurückgeschreckt,
Denn wer ein Freund des Edelsten und Schönen,
Läßt bei Vereinen gern ein Lied ertönen."

Schon am Samstag, als dem Vorabende des Hauptfesttages, hatten sich viele Gesangesbrüder in unserer freundlichen Mainstadt, die ihren vollen Festschmuck entfaltet hatte, eingefunden. Das Gros der auswärtigen Sänger traf jedoch im Laufe des Sonntags Vormittags hier ein, alle herzlichst begrüßt von den hiesigen Sängern und Einwohnern. Vertreten waren 20 Vereine mit über 300 Sängern, nämlich: Liederkranz, Liedertafel und Melomania von Aschaffenburg, Liederkranz von Aub, Gesangverein von Großwallstadt, Liedertafel

von Kissingen, die Gesangvereine von Klingenberg, Königshofen und Marktheidenfeld, Sängerbund von Miltenberg, Liederkranz von Ochsenfurt, die Gesangvereine von Rothenfels und Schweinfurt, Concordia von Schweinheim, die Gesangvereine von Stadtlauringen und Stadtprozelten, so wie Liedertafel und Sängerverein von Würzburg.

Nachdem am Sonntag Vormittag 10 Uhr die letzten Sängergäste mit der Bahn von Aschaffenburg eingetroffen, und diese nach der Stadt unter dem Vorantritt eines Musikkorps geleitet worden waren, versammelten sich um 11 Uhr sämmtliche Gäste in der eigens erbauten, prachtvoll dekorirten und äußerst günstig situirten, d. h. zwischen den schattigen Gärten der Herren Alter und Waigand gelegenen Festhalle. Hier wurde ihnen vom Lohrer Gesangverein ein Willkomms-Gruß unter Musikbegleitung dargebracht, nach dessen Schluß Herr Bürgermeister Schiele sie im Namen der Stadt durch eine herzliche Ansprache begrüßte.

Nach diesem mit Beifall aufgenommenen Begrüßungsakte fand im Gundlach'schen Saale die Hauptprobe der aufzuführenden Festgesänge statt. Gegen 2 Uhr begann sodann im Waigand'schen Gartenlokale das gemeinschaftliche Mittagsmahl, an dem wohl über 200 Personen Theil nahmen. Die gute Küche, der treffliche Tischwein (Haelocher), gewürzt durch eine gutbesetzte Tafelmusik verfehlten nicht, ihre Wirkung zu äußern, und es herrschte ein allgemeiner Frohsinn, der noch erhöht wurde durch vielfache Toaste. Den ersten derselben brachte der Vorstand des Lohrer Gesangvereins, Herr Rechtskonzipient Mörschell auf Se. Majestät den König*), den zweiten der rühmlichst bekannte Komponist Herr H. Neeb aus Frankfurt (der gleich seinem ebenbürtigen Kollegen, Hrn. Valentin Becker von Würzburg das Fest zu verherrlichen, hierher gekommen war) auf das deutsche Vaterland, den dritten Toast Herr Lehrer Blum, Dirigent des hiesigen Gesangvereins, auf die Festgäste aus.

Mittlerweile war es halb 4 Uhr geworden, und es war Zeit zur Aufstellung des Zuges, der sich dann auch um 4 Uhr durch die Straßen der Stadt in Bewegung setzte. Es war eine imposante Erscheinung, diese Hunderte von Sängern mit ihren Vereinsfahnen und in ihrer Mitte die Festjungfrauen in geordnetem Zuge, unter dem Schalle zweier Musikchöre, durch die Straßen der Stadt sich bewegen zu sehen; nur wollte es uns bedünken, daß die Sänger, mit Ausnahme der Auber, die fortwährend muntere Lieder ertönen ließen, etwas zugeknöpft erschienen. Möglich, daß auch der Impuls zu einer erhöhten Munterkeit fehlte, da ihnen nur selten ein Hoch von Seiten der aus den Fenstern sehenden Zuschauer zugerufen, und ihnen ebenso selten ein Sträußchen von Damenhand gespendet wurde. Doch vor dem Hause, in welchem Herr Neeb sein Absteigquartier genommen hatte, kam der allgemeine Jubel der Sänger zum Durchbruch, als der gefeierte Komponist am Fenster erschien. Ebenso wurde Herrn Bürgermeister Schiele von den Sängern im Vorbeimarsch eine Ovation dargebracht. Nachdem der Zug seinen Rundgang vollendet hatte und wieder auf dem Festplatz angelangt war, bestieg Herr Rechtskonzipient Mörschell die Rednertribüne, um die sich die Sänger im Halbkreise geschaart hatten, und hielt die Festrede, die öfter durch Bravorufe unterbrochen wurde, namentlich an den Stellen, in welchen die Zusammengehörigkeit aller deutschen Volksstämme betont wurde. Hierauf erfolgte die Aufführung der Gesammtchöre und nach dieser die der Spezialchöre. Die Aufführung ging in der gelungensten Weise von Statten und ernteten die Sänger den reichsten Beifall.

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen, und es gewährten jetzt die Festhalle, der Festplatz und die angränzenden Gärten durch die prachtvolle Beleuchtung einen überraschenden Anblick. Während die Erstere mit zahlreichen Gasflammen beleuchtet war, die in dem Wasserstrahl des auf dem Festplatze befindlichen künstlichen Springbrunnens sich tausendfältig widerspiegelten, erfolgte die Beleuchtung in den Gärten durch farbige Ballons in den mannigfachsten Gestalten.

Zu bedauern war nur, daß viele Sänger mit Eintritt der Nacht ihre Rückfahrt in die Heimath wieder angetreten hatten. Indessen herrschte auf dem Festplatz das regste Leben bis zur späten Mitternachtsstunde.

Gestern, als am zweiten Tage des Festes, fand ein zahlreich besuchter Festgottesdienst statt, während dessen eine von Herrn V. Becker komponirte Messe unter dessen persönlicher Direktion zum Vortrage kam. Nach diesem Festgottesdienste fanden sich die hiesigen Sänger mit ihren Gästen in der Festhalle zu einem gemüthlichen Beisammensein ein. Ein Festball schloß die Feier des Tages. Auch hierbei herrschte die ungezwungenste Heiterkeit, die noch dadurch erhöht wurde, daß kurz vor Beginn des Balles folgendes Telegramm verlesen wurde:

„Se. Majestät der König lassen den in Lohr versammelten unterfränkischen Gesangsvereinen für die dargebrachte Huldigung Allerhöchstihren Dank und freundlichen Gruß entbieten. Lipowsky."

Heute soll eine kleine Nachfeier, bestehend in einer Partie zu Wasser, unser Fest beschließen, ein Fest, wie wir inniger und fröhlicher hier noch keines gefeiert haben, und das bei allen Theilnehmern die feste Ueberzeugung begründet haben dürfte, daß auch in kleinen Städten durch Opferwilligkeit und Gemeinsinn Großes zu erreichen ist.

---

*) Derselbe wurde auf allgemeinen Wunsch Sr. Majestät dem König telegraphisch übermittelt.

Mannigfaltigkeiten.

Zu dem gegenwärtigen Momente, wo das tragische Ende des Fürsten Michael von Serbien die politische Welt so sehr beschäftigt, dürfte eine Statistik der in den letzten 20 Jahren auf regierende Häupter verübten Attentate nicht ohne Interesse sein. Am 26. November 1848 wurde auf den Herzog von Modena ein Mordanfall versucht. — Am 12. Juni 1849 wurde ein Mordversuch gegen den Prinzen von Preußen gemacht, als er sich in Minden-Ingelheim aufhielt. — Am 22. Mai 1850 feuerte der Feuerwerker Sefeloge einen Schuß auf den verstorbenen König von Preußen, zerschmetterte jedoch sich selbst den rechten Vorderarm. — Am 28. Juni 1850 schlug der Ex-Lieutenant Robert Pate mit einem schweren Stocke so heftig nach der Königin von England, ohne sie gefährlich zu verletzen. — Am 24. September 1852 wurde in Marseille eine Höllenmaschine entdeckt, welche bei der (am 25. September) erfolgten Ankunft Napoleon III. verwendet werden sollte. — Am 18. Februar 1853 wurde der Kaiser Franz Joseph auf einem Spaziergange von Johann Libenyi mit einem Messerstich in den Nacken verwundet. — Am 5. Juli 1853 fand ein Attentat in Paris gegen Napoleon III. statt, als er eben in die opéra comique fuhr. — Am 20. März 1854 schlitzte ein Unbekannter dem Herzog Ferdinand Karl III. in Parma mit einem Dolch den Bauch auf; 23 Stunden später starb der Herzog unter den schrecklichsten Schmerzen. — Am 28. April 1855 feuerte Ivan Liverari auf dem Camp Elysees zwei Pistolenschüsse nach Napoleon III. ab, ohne Erfolg. — Am 28. Mai 1856 wollte Raymond Fuentus eben einen Pistolenschuß auf die Königin von Spanien abfeuern, als er von einem Polizei-Agenten am Arme ergriffen und festgehalten wurde. — Am 8. Dezember 1856 stach der Soldat Agesilaus Milano bei einer Revue mit dem Bajonnet nach dem König Ferdinand II. von Neapel. — Den 7. August 1857 wurden Bartoletti, Tibaldi und Grille, die aus England nach Paris gereist waren, um Napoleon III. zu tödten, verurtheilt. — Am 14. Januar 1858 schleuderten Orsini, Rudio, Pieri und Gomez Bomben gegen Napoleon III. in Paris, dieser wurde nicht getroffen, eine Menge anderer Personen aber getödtet und verwundet. — Am 14. Juli 1861 feuerte der Student Oskar Becker in Baden-Baden auf den gegenwärtigen König von Preußen zwei Pistolenschüsse, ohne ihn zu treffen. — Am 18. Dezember 1862 schoß der Student Aristides Drustos in Athen einen Revolver auf die Königin Amalie von Griechenland ab, ohne sie zu treffen. — Am 24. Dezember 1863 wurden Greco, Trabuco, Imperatore und Scaglione in Paris verhaftet, sie waren von London dorthin gereist, um Napoleon III. zu tödten. — Am 14. April 1865 wurde der Präsident der Vereinigten Staaten, Abraham Lincoln, im Theater zu Washington von Wilkes Booth getödtet. — Am 6. April 1866 fand in Petersburg ein Attentat auf den Kaiser von Rußland durch Karakasoff statt; ferner am 6. Juni 1867 ein Mordversuch auf den Kaiser von Rußland in Paris durch den Polen Berezowski mittelst eines Pistolenschusses; endlich fand am 10. ds. der Mordanfall auf den Fürsten Michael von Serbien statt.

Der brittische Konsul in Calais, Hr. Hotham, hat der Regierung seine Ansicht über den projektirten Brückenbau zwischen Dover und Calais schriftlich eingesandt. In dem betreffenden Schreiben behandelt er diesen Plan mit großer Verachtung (den projektirten Tunnelbau berührt er mit keinem Wort), empfiehlt dafür aber desto dringender eine Erweiterung des Hafeneingangs von Calais, damit die jetzigen kleinen Postdampfer durch größere ersetzt werden könnten. Dadurch würde es möglich, die Ueberfahrt selbst bei schlimmem Wetter in einer Stunde 10—20 Minuten, und bei zweckmäßiger Beschleunigung des Eisenbahndienstes die Reise von London nach Paris in 8½ Stunden zurückzulegen. (Herr Hotham wird wohl recht haben: es wird eben auch in diesen Dingen heutzutage maßlos geschwindelt, wie in so vielen andern.)

Räthsel.

Schmutzig bin ich in des Landmanns Hütte;
Eitle Mädchen sammeln gern mich um sich her.
Bei den Fürsten üb' ich steife Sitte,
Oft nehm' ich den Mond in meine Mitte,
Aber wie verschämt in seinem Putz ist der.

Auflösung der Charade in Nr. 131:

Der „Schlaf“ ist ein Bedürfniß, besonders bei der Nacht;
Der „Trunk“ ein Laster, welches macht,
Daß wir an Leib und Geist erschlaffen,
Und manchen Bettelmann.
Wer sich den „Schlaf“ durch „Schlaftrunk“ muß verschaffen —
Ist übel d'ran.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der F. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 145 Donnerstag, 25. Juni 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

„Ja," sagte Rosa, „doch wurde sie stets ernst, wenn sie an Deinem Rothwerden sah, daß er uns heimlich Komplimente machte; sie verwies es ihm und sagte, wir seien schon zu groß, um noch hören zu dürfen, daß wir gescheidt und schön seien."

„Nun, ich liebte ihn darum nur noch mehr, denn ich glaube, ich ließ mich damals gern bewundern," sagte sie mit leichtem Erröthen, denn sie sah Arthurs Augen auf sich gerichtet, mit dem fragenden Blicke: „Und bis Du nicht jetzt auch noch gern bewundert?"

„Niemand versteht es besser, seine Komplimente für die passend zu machen, denen er sie macht, als Fred Carlton;" sagte Mark Hetham. „das ist, glaube ich, die Ursache, welche ihn zum Liebling aller Damen macht."

„Nun," entgegnete Harriett, die wenigen Male, die ich ihn letztes Jahr traf, oder dann, wenn er uns in London besuchte, und das war nicht oft, habe ich ihn sehr krank aussehend gefunden; in dem mageren gelbbleichen Gesichte war nichts von der früheren Schönheit geblieben, als die prachtvollen Augen, die ich schon als Kind bemerkte. Und wenn er sich auf einem Balle angenehm zu machen suchte, so schien er es mit Anstrengung und gemachter Heiterkeit zu thun, und bei einem Morgenbesuche sprach er stets so eifrig mit Dir, Papa, daß —"

„Daß er keine Zeit zu den schönen Komplimenten behielt, die ihm einst das Herz seiner Cousine gewonnen hatten; Komplimente, die sie zu jener Zeit von so vielen Anderen auch hörte."

„Nein, Papa, das meine ich nicht," sagte sie ihren Kopf aufrichtend. „Er würde bald, wie die Anderen auch, gefunden haben, wie wenig Werth ich jetzt darauf lege."

Es ist nicht sowohl London, wo er seine Pfeile in die Frauenherzen senkt, als auf den Landsitzen, wo er die Letzteren zu den Fasanen und Hasen rechnet, die er fühllos verwundet, ohne selbst eine Wunde davonzutragen. Fred Carlton ist ein guter Schütze, und selten, sehr selten fehlt er das Ziel. In London haben seine Gedanken und sein Herz eine andere Richtung, die ihn weniger zum Verderben des schönen Geschlechts, desto mehr aber zu seinem eigenen führt. Armer Junge! Kein Wunder, wenn seine Backen eingefallen und seine Lebhaftigkeit erzwungen ist. Er hat viel zu verantworten. Seinen Reichthum und seine Gesundheit hat er unterschätzt und vergeudet, seine Zeit und Talente schlecht angewandt. Als Du ihn zum Letztenmale sahst, Harriett, da kämpfte er mit dem Elend eines ruinirten Spielers."

„Armer Fred!" seufzte Mary Hetham. „Es ist wirklich betrübend, ihn auf einer solchen Bahn von Irrthum und Thorheit zu erblicken."

„Ich glaube, er hat seine Verhältnisse einigermaßen arrangirt, wenigstens für den Augenblick, doch nöthigen sie ihn, sich eine Zeit lang von der Welt zurückzuziehen," fuhr Mark Hetham fort, „deßhalb bittet er mich ihm das „Schloß Carlton," wie er das kleine Parkhäuschen nennt, das er bei seinem Hiersein stets bewohnt hat, zu überlassen, da, wie er sagt, seine Gesundheit und sein Geist der Erholung bedürfen, welche er am besten in Ruhe und Zurückgezogenheit, und in dem Umgange mit unserer Familie zu finden hofft."

„Ach, ich fürchte," sagte Mary Hetham, in sanftem, mitleidsvollen Tone, „daß er nach seiner Uebersättigung im Genusse keinen Geschmack mehr an den einfachen, wenig aufregenden Zerstreuungen finden wird, die wir ihm bieten können."

„Da stimme ich nicht mit Dir überein," erwiderte ihr Gatte. „Ich schmeichle mir, daß unsere Gesellschaft durchaus nicht so langweilig ist, als Du sie schilderst, liebe Mary, und ich versichere Dich, daß sich Fred eben so viel Vergnügen davon verspricht, wenn wir zusammen auf den See fischen gehen, Ausflüge in die Berge machen, oder in gemüthlichen Abenden, an welchen uns Harriett und Rosa durch Musik und Gesang erfreuen, beisammen sind und endlich von der Rebhühnerjagd mit Arthur und mir, als von den Abenden in den besten Londoner Salons, oder bei den Derby und St. Leger Wettrennen."

Hariett kräuselte verächtlich ihre Oberlippe bei dem Gedanken, daß ihre Gesellschaft und Anziehungskraft in eine Linie mit solchen Vergnügen gestellt werden könnten.

Mark Hetham stand auf und gegen das Fenster tretend, schlug er einen Gang nach dem Parkhause vor.

Digitized by Google

„Ein stiller Spaziergang wird Dir wohlthun, liebe Mary, ich muß dort alles zum Empfange eines solchen verwöhnten Gastes ordnen lassen, und der Geschmack der Damen ist in solchen Fällen von großem Werthe.“

Die ganze Gesellschaft war bald auf dem Wege und genoß die frische belebende Luft eines herrlichen Septembermorgens.

Ihr Weg führte über einen Anger, der mit duftiger Haide bedeckt war, und an den Park gränzte.

Arthur, an jedem Arme eine Cousine, schritt auf dem sanften weichen Fußpfade im festen schnellen Soldatenschritt fröhlich dahin, während Mark Helham seinen Schritt nach dem langsamen seiner Frau mäßigend hinterher folgte. Mrs. Helham hörte mit Vergnügen auf die frohen Stimmen der drei Vorangehenden, und der Vater betrachtete sie mit innerem Stolze. „Wie schön unsere Harriett ist,“ sagte er.

Diese Worte führten zu einem Gegenstande der Unterhaltung, den sie nicht oft berührten, wie nahe er auch ihrem Herzen lag. Es betraf den Wunsch des Großvaters, der nicht allein ihr Wunsch, sondern auch ein heißer Wunsch geworden war. Es war eine Hoffnung und ein Wunsch, die den reinsten Beweggrund hatten, nicht Stolz oder weltlicher Vortheil, sonst würde ihre Wahl nicht auf den jungen Offizier gefallen sein, der weder das Vermögen noch den Rang ihrer Tochter erhöhen konnte, welches Beides sie aber wohl hätten beanspruchen können. Sie gaben Arthur unter Allen den Vorzug, in Zukunft der Beschützer und Führer ihrer geistvollen eigenwilligen Harriett zu werden. Sie wußten wohl, daß von dieser Wahl das Glück ihres Kindes abhängen würde. Sie brauchte einen ruhigen aber festen Charakter, um dem ihrigen zu begegnen, und eine starke unveränderliche Liebe, um das heiße Herz zu befriedigen. Sie hätte Gleichgültigkeit oder Vernachlässigung nie ertragen können, es würde ihren stolzen Geist gebrochen, oder ihre warme Liebe in bitteren Haß verwandelt haben. Schwache Unterwürfigkeit würde sie verachtet, und Tyrannei würde aus ihren rebellischen Gefühlen eine Furie gemacht haben.

Die Eltern kannten recht gut die Fehler ihres Kindes, und darum wählten sie den milden, liebevollen, männlichen und großherzigen Arthur Monrose. Aber sie hielten sich von jeder Einmischung fern, ja Niemand ahnte ihren Wunsch; sie überließen die Erfüllung desselben der Zeit und den Umständen und verloren deßhalb die Hoffnung nicht, weil sie in dem Betragen Arthurs nur die liebevolle ruhige Aufmerksamkeit eines Bruders, und Harrietts leichtes und frohes Annehmen derselben, als sei dieß eine verstandene Sache, sahen.

Nachdem die Gesellschaft ungefähr eine Viertelstunde über den Anger zurückgelegt hatte, standen sie an einem kleinen Haine, dem Zufluchtsorte von Fasanen und Hasen, und da stand Carlton-Schloß.

Der erwartete Bewohner desselben hatte ihm einstmals lachend diesen hohen Titel gegeben, als er es früher zu seiner Wohnung wählte. Hier unter dem niederen Strohdache, in diesen kleinen einfachen Zimmern, deren Stille nur durch das Rauschen der Wipfel oder den Gesang der Vögel unterbrochen wurde, wollte der Erwartete nachdenken über den Verlust seines Vermögens, seiner Zeit, seiner Freunde, seiner Gesundheit. Durch was aber dieser Verlust herbeigeführt worden? Es war dieß die Wirkung einer verwerflichen Neigung, gegen die er seine Grundsätze, seine moralische Kraft nicht aufgerufen hatte, um sie zu unterdrücken, und die um sein Verderben, der Zerstörer seines Glückes, der Verderber seines einst edlen Herzens, seiner tugendhaften Vorsätze geworden war. Es war das Laster des Spiels.

Ja, Fred Carlton begann seine Laufbahn mit den glänzendsten Aussichten. Er wurde geliebt und bewundert von Allen, die ihn kannten. Sein Geist, sein Witz, seine Talente, sein herzliches warmes Wesen, seine schöne Persönlichkeit, und überhaupt etwas Einnehmendes, das ihm angeboren war, machten ihn unwiderstehlich und gewannen ihm alle Herzen. Er wurde mit offenen Armen von der Welt empfangen, er gefiel ihr und sie gefiel ihm. Ein Glück für ihn, wenn er damit zufrieden gewesen wäre!

In der großen Welt gibt es eine Gattung Menschen, die für großmüthig und ehrbar gelten, deren Größe und Ehre aber dem übertünchten Grabe gleicht. Sie beherbergen unter dieser Decke die Schlechtigkeit, die Ausschweifung und alle anderen Laster, und dieser Gattung war Fred Carlton zum Raube geworden.

Er hatte früh die Genüsse aller Art, welche ein Leben unter reichen und vornehmen jungen Männern gewährt, kennen gelernt; eine gewisse Uebersättigung hieß ihn immer neue Aufregung suchen und diese Aufregung verschaffte ihm — das Spiel. Was er aber unternahm, unternahm er mit ganzer Seele. Mit der natürlichen Energie seines Temperaments stürzte er sich in den Strudel des Spiels, um sich nie wieder daraus zu erheben. Durch seine sorgenlose Freigebigkeit wurde er das Opfer der Raubthiere, die ihn umzingelt hielten. Treue Freunde warnten ihn, er hörte sie nicht! Das Glück, das ihm von der Wiege an gelächelt hatte, schien ihn zu verlassen, und im Alter von dreißig Jahren war der einst freie hochherzige Mann der niedrige Sklave seiner Leidenschaft. Sein schönes Stammschloß wurde verkauft, um seine drängenden Gläubiger zu befriedigen, und er würde ihretwegen haben flüchten müssen, hätte er nicht an Mark Helham eine Stütze gefunden. Und das Herz des Spielers? Es war der Krebskrankheit dieser schrecklichen Leidenschaft, die alle guten Säfte der Sittlichkeit verzehrt, und nur Eiterbeulen des Lasters zurückläßt, verfallen. Aber die schöne Außenseite blieb, und obgleich er genöthigt gewesen, sich aus den ersten Zirkeln zurückzuziehen, deren Stolz und Zierde er war, und obgleich die Mütter ihre Töchter jetzt ebenso sorgfältig vor dem ruinirten Spieler

hälsten, wie sie früher den reichen vornehmen Fred Carlton als eine vorzügliche Partie gesucht und angezogen hatten, so blieb er doch noch immer der Unwiderstehliche, ja jetzt um so Gefährlichere für jedes Herz, das er zu erobern wünschte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein italienischer Briganten-Prozeß.

Die Räuberbande Gaetano Manzi's lange Jahre der Schrecken des Principato Citeriore oder der Provinz Salerno, empfängt endlich ihren verdienten Lohn. Ihr Hauptmann Manzi und 19 zugleich mit ihm gefangene Genossen seiner Frevel sind in Salerno vor das Kriminalgericht gestellt worden. Der Prozeß dauerte vom 2. bis zum 26. Mai; es wurden 91 Zeugen für die Anklage und 32 für die Vertheidigung verhört. Viele der Ersteren zögerten Anfangs, ihre Aussagen unverhüllt abzugeben, da sie die Rache der Freunde Manzi's fürchteten. Diejenigen Thaten, durch welche die Bande das weiteste Aufsehen erregt hat, sind nicht ihre schlimmsten; denn sie bestehen nur in Freiheitsberaubung und Erpressung. Jedermann erinnert sich der Entführung der beiden Engländer Moens und Aynsley im Frühjahr und des Herrn Friedrich Wenner und eines Gefährten im Herbst 1865; für die Ersteren mußte das ungeheure Lösegeld von 128,000 Lire, für die Letzteren das noch größere von 180,000 Lire erschwungen werden. Schlimmer waren die zahlreichen Raubmorde. In der Anklage werden Gaetano Cambrile, Giuseppe Trincaro, Giuseppe Torio und mehrere ungenannte Opfer angeführt, welche von Manzi und den Seinigen ermordet worden sind. Dazu kommen gewaltthätige Plünderungen und Erpressungen, welche mit den obengenannten die Summe von 460,000 Lire ausmachen; wobei noch viele Fälle dem Gerichte unbekannt geblieben sein mögen. Es ist zu verwundern, daß die Räuber, nachdem sie ein so glänzendes Geschäft gemacht, sich nicht zur Ruhe setzten, um in einem fremden Lande gemächlich von ihren Zinsen zu leben. Gar nicht aufgeführt sind brutale Mißhandlungen, wie z. B. das vielfach vorgekommene Abschneiden der Ohren und ähnliche Verstümmelungen, die an den Gefangenen verübt wurden. Die Provinz Salerno schwebte in beständiger Furcht vor den Frevelthätern, die, plötzlich aus einem Hinterhalte hervorschießend, einen Reisenden, ein Haus oder ein ganzes Dorf angegriffen und sich eben so schnell mit ihrer Beute in ihre Schlupfwinkel im Gebirge zurückzogen. Leider steht es so traurig nicht um die Provinz Salerno allein: das ganze südliche Italien von der römischen Gränze bis zur sizilianischen Meerenge hinab ist mehr oder weniger von solchen Landplagen wie Gaetano Manzi heimgesucht.

Als der Präsident des Gerichtshofes sein Resumé geschlossen, hatte er nicht weniger als 311 einzelne Fragen den Geschwornen zur Erwägung vorzulegen. Nach fünfstündiger Berathung fällte die Jury ihren Wahrspruch, und in Uebereinstimmung mit diesem und den Anträgen des öffentlichen Ministeriums wurden Manzi, Olivieri und de Angelis zum Tode, neun ihrer Genossen zu lebenslänglicher, fünf zu 20—25jähriger Kettenstrafe und zwei Helfershelfer zu 10- und 12jährigem Gefängnisse verurtheilt. Die Geschwornen hatten sich ihrer Obliegenheiten mit großer Pflichttreue entledigt, was um so mehr anzuerkennen ist, als mehrere von ihnen in der unmittelbaren Nachbarschaft des von Manzi bisher unsicher gemachten Bezirkes wohnen und sich möglicher Weise der Rache des noch nicht eingefangenen Restes der Bande aussetzen. Gegen die Advokaten, welche die Vertheidigung der Angeklagten übernommen hatten und dafür im Voraus gut bezahlt worden waren, gab sich im Volke eine sehr entrüstete Stimmung kund; mit anderen namhaften Rechtsgelehrten hatte sich auch der Professor Enrico Pessina als Sachwalter der Räuber dingen lassen. Der Gerichtshof war während der ganzen langen Verhandlungen von Zuhörern aller Stände angefüllt, unter die sich auch viele Ausländer, natürlich der Mehrzahl nach Engländer, gemischt hatten.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus München: Der talentvolle Thiermaler Karl Oswald Rostosky ist am 21. ds. nach kurzem Krankenlager einem heftigen Typhus im allzufrühen Alter von 29 Jahren erlegen. Geboren zu Leipzig, hatte er sich zuerst als Xylograph ausgebildet, dann aber mit seiner Uebersiedelung nach München der Malerei zugewendet, zu deren weiteren Ausbildung seine vielen Illustrationen und Holzstockzeichnungen die Mittel liefern mußten. Seine Zeichnungen, welche in verschiedenen illustrirten Zeitungen, in „Ueber Land und Meer", im „Daheim", insbesondere aber in den „Fliegenden Blättern" von Braun und Schneider und in den weltbekannten „Münchener Bilderbogen" gern gesehen wurden, ergingen sich oft in heiteren Einfällen der Laune am liebsten jedoch in der fein empfundenen Darstellung des stillen Lebens der Thierwelt.

[Schießversuche.] Auf dem sandigen Strande von Shoeburyneß, abwärts von der Themsemündung, haben Schießversuche begonnen, deren Ergebniß von allgemeinem Interesse sein wird. Es handelt sich näm-

lich darum, auf experimentalem Wege zu untersuchen, ob übereinander geschraubte Eisenplatten ebenso große Widerstandskraft gegen Geschosse bieten, wie eine solide Eisenplatte von gleicher Stärke. Bisher wurde diese Frage fast nur auf theoretischem Wege erörtert, dießmal sind jedoch Scheiben angefertigt worden, welche den verschiedenen Theorien entsprechen und gegen welche die stärksten Geschütze, die England besitzt, in den Kampf geführt werden sollen. Die ursprüngliche Ansicht, daß eine massive, 15 Zoll starke Eisenplatte genau dreimal so viel Widerstandskraft besitze, wie eine aus drei fünf Zoll dicken Platten gleicher Qualität hergestellte Eisenplatte, zählt heute nur wenige Vertreter mehr, und was etwa noch von fünfzölligen Platten gelten mag, gilt ganz bestimmt nicht von Platten stärkeren Durchmessers. Die Hauptschwierigkeit bestand bisher in der Kunst, die einzelnen Platten schußfest aneinander zu schrauben, und ist sie auch bis zu einem gewissen Grade überwunden worden, so gelang es bisher doch noch immer nicht, die Zusammenfügung allen Erfordernissen entsprechend zu bewerkstelligen. Gelänge nur erst dieses, dann wären zwei Uebelstände beseitigt, a) der leidige Kostenpunkt, insofern als die Kosten bei der Herstellung von Platten, die mehr denn fünf Zoll im Durchmesser halten, um ungefähr 1 L. per Tonne für jeden Zoll steigt, und b) weil, abgesehen von dem Kostenpunkte, Platten von großer Dicke bisher immer nur aus zwei aneinandergeschweißten Stücken hergestellt werden konnten und aus diesem Grunde nicht immer den gewünschten Grad von Verläßlichkeit besaßen. Ueber alle diese Fragen werden die begonnenen Schießproben Auskunft geben. Als Objekte derselben sind Scheiben angefertigt worden, welche den neuen, ganz aus Eisen bestehenden Forts am Eingange der Rhede von Plymouth entsprechen und, wie oben bemerkt, sollen die stärksten Geschütze, die England bisher erzeugt hat, gegen sie ins Feld geführt werden. Vor Allem das neunzöllige, mit denen die meisten englischen Panzerschiffe neuester Konstruktion bewaffnet werden, dann das zehnzöllige und schließlich noch das zwölfzöllige, besser als Sechshundertpfünder bekannt, obwohl dieses Geschütz schwerlich so bald allgemein in Gebrauch kommen wird. In Bezug auf die Schießdistanz wird mit 3000 Fuß begonnen werden, um allmählig bis auf 1500 zurückzugehen. Widerstehen die Scheiben auf diese Distanz, dann verringert man sie wohl bis auf 1000 Fuß und darunter, trotzdem es nicht anzunehmen ist, daß Kriegsschiffe sich auf so geringe Entfernung in einen Kampf mit starken eisernen Landbatterien einlassen werden. Es sind dieß sehr kostspielige Experimente, doch gewiß keine überflüssigen, da von ihnen die Methode abhängt, welche bei dem Baue und der Panzerung der neuen Küstenbefestigungen zur Anwendung kommen soll.

Die in der brasilischen Stadt Porto Alegre erscheinende „Deutsche Zeitung“ erzählt folgendes unglückliche Ereigniß, welches sich in Rio Claro zugetragen hat: In der Nähe des Dorfes hielt sich dort eine Urutuschlange auf, welche schon mehrere Leute angegriffen hatte. Eines Tages gingen zwei Kolonisten, ein alter und ein junger, auf die Jagd, und als sie an dem gedachten Orte vorbeigingen, kam die Schlange ebenfalls auf sie zu. Der Alte rief dem Jungen zu, er solle schießen, und dieser drückte auch auf die Schlange los; während dessen verwickelte sich der Alte in eine Schlingpflanze und fiel zu Boden. Der Junge hatte die Schlange gefehlt, und da ihm diese auf den Leib rückte, ergriff er rasch sein Messer und machte ihr glücklich den Garaus. Er rief nun seinen Gefährten, auf den er in der Hitze des Kampfes mit der Schlange nicht mehr geachtet hatte. Wie groß aber war seine Bestürzung, als er denselben todt hingestreckt am Boden fand. Der Schuß, welcher die Schlange fehlte, war demselben über den Augen in den Kopf gegangen und hatte ihn augenblicklich getödtet.

[Eine neue Druckmaschine.] In unseren Atelier, sagt die „Times“, haben wir eine Presse geprüft, welche Alles übertrifft, was bisher auf dem Gebiete der Druckerei erfunden und geleistet worden ist. Endloses Papier wickelt sich um eine Rolle, welche je nach Bedarf der Presse Papier liefert. Die Maschine kann auf diese Weise in einer einzigen Stunde 46,000 Bogen liefern, so etwas Unerhörtes ist noch nicht dagewesen; aber dabei schneidet die Maschine auch noch die Bogen ab, falzt sie und liefert einen nach dem andern fertig ab.

Logogryph.

Wie heißt das Wort, das mit demselben Zeichen
Bald anfängt und bald schließt;
Und doch in jeder Form, ein Name sonder Gleichen,
Dasselbe ist?

Auflösung des Räthsels in Nr. 132:

„Müßigang“ ist aller Laster Anfang.

M. M.

* * *

Redakteur Gustav Mallert. — Druck und Verlag der L. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 146 Freitag, 26. Juni 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

VI.

Wir kehren zu dem kleinen Waldhäuschen zurück. Montrose stand am umrankten Fensterchen, aus dem zwei liebliche Mädchenköpfe wie zwei Rosen herausschauten, die lauernd von einer alten Frau, welche ungesehen hinter den Thürpfosten stand, beobachtet wurden. Sie war eine unheimliche Erscheinung. Fast zum Gerippe abgezehrt und ganz krumm gezogen, schien sie kaum noch der Erde anzugehören.

„Schneiden Sie mir die Traube, Arthur," rief Harriett, „sie wird mich nach unserem Spaziergange erfrischen."

Es kostete einige Mühe, sie zu erreichen, denn sie hing ziemlich hoch; die alte Frau folgte den Bewegungen des jungen Mannes mit ihren kleinen trüben Augen, als wäre sie neidisch, daß Harriett die Traube bekam.

„O, Arthur, sehen Sie, da ist eine viel schönere, da über der Thür, ich muß die haben, statt der," rief das launische Mädchen.

„Meinen Sie die? Die ist nicht halb so reif. Aber Rosa, jetzt muß ich Ihnen eine ebenso schöne suchen."

„Rosa kann die nehmen, wenn ihr das gut genug ist, was ich nicht haben will. Ich möchte einmal gern die haben, und haben will und muß ich sie, nur schnell mein Herr!" fügte sie im scherzenden Kommandoton hinzu.

„O, gib sie nur her!" rief Rosa, „ich werde nicht so dumm sein, die schönste Traube wegzuwerfen, Schwesterchen, weil Du sie nicht gewollt hast," und sie lachte herzlich über das getäuschte Gesicht der Schwester, als diese die gewünschte Traube ungenießbar fand. „Jetzt tauschtest Du wohl wieder gern mit mir?"

„O nein!" rief Harriett, „Arthur mußte sich viel mehr Mühe geben, die sauere Traube zu erlangen, und das ist ein Trost. Ich mache mir nie viel aus Dingen, die Jedermann haben kann, aber," sagte sie mit schelmischem Tone auf die Frucht in Rosa's Hand deutend: „Ich wäre nicht so kleinlich gewesen, das zu nehmen, was andere weggeworfen haben, Schwesterchen!"

Sie hielt plötzlich inne, denn Rosa's Lächeln folgte ein anderes, so unheimlich, fast hyänenartig, daß Harriett sich die Ohren zuhielt und Arthur erschreckt auffuhr.

Die alte Frau, die den Mädchen ganz gut bekannt war, schien froh zu sein, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben. Sie trat heran und sagte: „Das ist recht, Miß Rosa, man muß nicht zu stolz sein, Hochmuth kommt vor dem Fall; später werden Sie vielleicht etwas Besseres aufheben, als Trauben, die Andere weggeworfen haben, weil sie immer etwas Besonderes wollen. Mag es ihr dann gerade so gehen wie mit der saueren Traube," damit warf sie einen satanischen Blick auf Harriett, und schlug die Thüre dröhnend zu.

Harriett zuckte mit verächtlichem Lächeln die Schultern und antwortete auf Arthurs Frage, was die alte Frau so bitter gegen sie mache?

„O, ich habe sie schon als Kind beleidigt, weil ich mich manchmal über ihre Häßlichkeit lustig machte, und häßliche Leute sind in der Regel sehr empfindlich. Sie können sich von ihrem Haß gegen mich keine Vorstellung machen. Ich würde indessen ihre Beleidigungen nicht dulden, wenn sie vollkommen bei Verstande wäre, aber es ist nicht ganz richtig bei ihr."

„Das wird aber für Carlton kein Vergnügen sein, bei ihr zu wohnen," sagte Arthur, „sie kann unmöglich Ruhe und Wohlsein befördern."

„Sie ist die Wittwe eines Dieners meines Großvaters, der sich vom Vater das Versprechen geben ließ, für sie bis an ihr Lebensende zu sorgen, und da verwaltet sie das kleine Haus, wenn es Niemand bewohnt, das sie aber zu verlassen hat, wenn es gebraucht wird. Als nun Fred Carlton vor einigen Jahren zum Besuch kam und da zu wohnen wünschte, fing sie Streit mit dem Diener an, der sie heraus haben wollte und bestand darauf zu bleiben. Fred, den dieß belustigte und der gewöhnlich nach dem Impuls handelt, war gutmüthig genug, sie wohnen zu lassen. Freilich klagte er manchmal nachher scherzend, daß sie ihn durch ihr lautes Wesen oft störe; auch hat sie seinen Hund vergiftet, weil er ihre Katze biß, und er mußte den Lohn seines Dieners erhöhen, weil dieser wegen ihr nicht bleiben wollte."

Mark Hetham nebst Gattin war endlich angelangt, und alle zusammen gingen, um die alte Judith aufzusuchen, und sie mit der Reinigung des Hauses zu beauftragen. Sie fanden sie in einer kleinen Küche, ihr

Essen rührend, während eine große schwarze Katze neben ihr saß, so daß sie nicht undeutlich an die Hexe in Macbeth erinnerte.

Beide sahen nicht sehr freundlich aus, doch als Mark Hetham in freundlichem Tone seine Aufträge gab und scherzend sagte, daß es derselbe Gast sei, von dem sie sich nicht habe vertreiben lassen, so grüßte sie und sah dann ihrer Katze zu, die von den beiden Mädchen gestreichelt wurde. Von Rosa ließ sie es sich gefallen, gegen Harriett aber zischte und kratzte sie. „Ah," rief das alte Weib," sie weiß, was süß und sauer ist. Weiß sie es nicht, Miß Rosa, mein Engelchen?" und damit warf sie einen bösen Blick auf Harriett.

Die Gesellschaft verließ das Häuschen und man unterhielt sich über die alte Judith und ihren Haß gegen Harriett, so wie ihre Zuneigung zu Rosa. Diese Abneigung kam einfach daher, daß Judith der kleinen Harriett einst, als sie ins Waldhäuschen kamen, ein Stück Kuchen geben wollte, die Kleine aber, nachdem sie die dürre gelbe Hand und die verkrüppelte Person bemerkte, verzogen und rücksichtslos rief: „Ich kann nichts aus einer so häßlichen Hand essen. Ach, wie glücklich bin ich, Miß Williams, daß ich nicht so häßlich bin!" und mit diesen Worten den Kuchen zurückgab. Judith hatte diese Aeußerung des Kindes gehört und von dieser Zeit an konnte sie es nicht mehr leiden.

VII.

Die erste Hälfte des Herbstes war vorüber, und mit ihr die schönste Zeit, die man zu Ausflügen in die reizende Umgegend benutzt hatte; die dürren Blätter vom Novemberwinde getrieben raschelten unter den Fußtritten, die Vögel waren fort, aber Monrose konnte sich noch nicht trennen. Fred Carlton war noch nicht angekommen; „dringende Geschäfte," so schrieb er, hielten ihn noch in London zurück, leider war es der Spieltisch, dem noch einige Tausend, die er aufgetrieben, geopfert, oder wenn das Glück ihm wohl wollte, damit eben so viel entzogen werden sollte.

Der gesellige Kreis in Hetham war noch derselbe. Man reihte sich jeden Abend bei einer duftenden Tasse Thee um das erwärmende Feuer und Musik, Gesang und heitere Unterhaltung wechselten mit einander ab. Aber waren die Herzen Aller auch unverändert geblieben? Mit den Herzen von zwei der Schloßbewohner war in den letzten drei Monaten allerdings eine Veränderung vorgegangen, aber so allmählig, daß sie es selbst kaum bemerkten, bis endlich Arthur sich es nicht länger verhehlen konnte, daß sein Herz nicht mehr frei war, denn es pochte in raschen Schlägen, und ein süßer Schauer durchrieselte ihn, wenn eine geliebte Stimme sein Ohr traf.

War es die der stolzen Harriett? Hatte das stolze Mädchen sich herbeigelassen, ihr Herz einem Manne zu weihen, von dem sie nie Worte der Liebe und Bewunderung gehört, der ihr nur die Aufmerksamkeit eines Bruders geschenkt hatte? Harriett, die so viel Gesuchte die so viel Gehuldigte!

Hätte man nicht weit mehr glauben können, daß aus der unschuldigen aber innigen Zuneigung, welche Rosa zu Arthur im Herzen trug, die Liebe entstanden wäre?

Dem war aber nicht so. Es war wirklich die glänzende ältere Schwester, die ihr Herz der ersten Liebe gebeugt hatte; eine Liebe, der sie erst gern entflohen wäre, aber umsonst. Und wie eine edle Zuneigung Herz und Gemüth stets verfeinert, so gab sie auch ihrer Schönheit einen neuen Reiz. Ihre feurigen Augen blickten ruhiger und milder; durch ihre melodische Stimme klang ein weicherer Ton.

Und Arthur? Warum fiel er ihr nicht zu Füßen und gestand ihr seine Liebe? Hatte er nicht den Muth, da er doch sehen konnte, daß er nicht zurückgewiesen werden würde?

Nein, ein anderes Gefühl kämpfte in seinem Herzen, das getheilt war zwischen Stolz und Ehre.

Die Ehre sprach: Wer ist es, die Du wählen willst? — Die reiche Erbin der Herrschaft Hetham. Sie, für welche die Eltern vielleicht eine glänzende Bestimmung hofften. Und er? Ein verhältnißmäßig armer Verwandter. Es war ein schmerzlicher Gedanke. Und sollte er die Gastfreundschaft, die große Güte dieser treuen Freunde mißbrauchen? Sollte er die Blüthen ihrer Hoffnung knicken, indem er seine Liebe der so hoch begabten Harriett antrug und die ihrige zu gewinnen strebte?

Und der Stolz sprach: Was wird die Welt sagen: Arthur Monrose heirathet eine Erbin. Er versteht seinen Vortheil und ist gescheidter als wir dachten, da er die Freuden Londons verließ, um einen ländlichen Aufenthalt in Cumberland zu nehmen. Ein goldener Köder lockte ihn in die Einsamkeit von Hetham. Er hat seine Karten gut gespielt, er hat die Erbin gewonnen.

„Ich muß Hetham verlassen," sprach er zu sich selbst, „ich darf solche schmutzige, niedrige Beweggründe nicht einer Liebe unterlegen lassen, die, Gott weiß es, so uninteressirt, so rein ist. Ach, daß sie arm wäre!"

Aber obgleich er sich vornahm, abzureisen, der Zauber, der ihn band, war zu stark, und Woche um Woche verging, und immer noch war er im Schlosse zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Richard Wagner's Meistersinger.

Der Musikreferent der „A. Abdztg.", ein entschiedener Freund der Wagner'schen Muse, berichtet über den Inhalt der Dichtung, den musikalischen Gehalt der jüngsten Wagner'schen Schöpfung und über den Erfolg

der ersten Aufführung: Das Buch erfreut, wie alle Operndichtungen Wagner's, zunächst durch glückliche Stoffwahl, durch einfache klare und dennoch spannende Anlage und einen richtigen Blick für alles Scenisch-Wirksame von seltenster Schärfe. Den Plan zur Dichtung entwarf Wagner, wie er selbst im Vorwort zu den „Drei Operndichtungen" (Leipzig 1852) berichtet, unmittelbar nach vollendetem Tannhäuser und übergab ihn schon in dem ebengenannten Werke (S. 91 ff.) der Oeffentlichkeit. „Wie bei den Athenern, heißt es dort, ein heiteres Satyrspiel auf die Tragödie folgte, erschien mir plötzlich das Bild eines komischen Spieles, das in Wahrheit als beziehungsvolles Satyrspiel meinem „Sängerkrieg auf Wartburg" sich anschließen könnte. Es waren dieß die „Meistersinger zu Nürnberg" mit Hans Sachs an der Spitze. Ich faßte Hans Sachs als die letzte Erscheinung des künstlerisch produktiven Volksgeistes auf und stellte ihn der meistersingerlichen Spießbürgerschaft entgegen, deren Pedantismus ich in der Figur des „Merkers" (Beckmesser) einen persönlichen Ausdruck gab. Dieser Merker war der von der Zunft bestellte Aufpasser, der die den Regeln zuwiderlaufenden Fehler mit Strichen aufzeichnen mußte; wem so eine gewisse Anzahl von Strichen zugetheilt war, der hatte „versungen". Der Aelteste der Zunft (Pogner) bot nun die Hand seiner Tochter (Eva) demjenigen Meister an, der bei einem bevorstehenden Wettsingen den Preis gewinnen würde. Dem Merker, der bereits um das Mädchen freit, entsteht ein Nebenbuhler in der Person eines jungen Ritters (Walter von Stolzing), der, von der Lektüre der Minnesinger begeistert, sein Schloß verläßt, um in Nürnberg die Meistersingerkunst zu erlernen. Er meldet sich zur Aufnahme in die Zunft; zur Prüfung bestellt, singt er ein enthusiastisches Lied zum Lobe der Frauen, das bei dem Merker aber unaufhörlichen Anstoß erregt, so daß der Aspirant schon mit der Hälfte seines Liedes versungen hat. Sachs, dem der junge Mann gefällt, vereitelt dann — in guter Absicht für ihn — einen verzweiflungsvollen Versuch, das Mädchen zu entführen; hiebei findet er aber auch Gelegenheit, den Merker, der Sachs wegen eines noch nicht fertigen Paares Schuhe grob angelassen hatte, entsetzlich zu ärgern. Als nämlich der Merker Nachts dem Preismädchen ein Ständchen bringen will, fängt Sachs, dessen Haus dem Pogner's gegenüberliegt, ebenfalls zu singen an." (Endlich entspinnt sich aus dem nächtlichen Lärm, der die Nachbarn in ihrer Ruhe störte, eine große Prügelei, wobei namentlich der unglückliche Merker sehr schlecht wegkommt. Sachs hingegen hat sich mit Beginn des Tumultes in sein Haus begeben, und als endlich auch Eva und dem Junker Walther Gefahr droht, springt Sachs heraus, stößt die halbohnmächtige Eva auf die Treppe ihres Hauses und zieht alsdann den Junker zu sich in den Laden. Des andern Tages kommt der trostlose Beckmesser zu Sachs. Er findet ein von Walther gedichtetes und von Sachs niedergeschriebenes „Werbelied", hält nun Sachs selbst für seinen Nebenbuhler und beruhigt sich erst, als ihm dieser das Gedicht zu freier Benutzung überläßt); „nur ermahnt er ihn, genau auf eine passende Weise zu achten, nach der es gesungen werden müsse. Der eitle Merker hält sich darin für vollkommen sicher und singt nun vor dem öffentlichen Meister- und Volksgerichte das Gedicht nach einer unpassenden und entstellenden Weise ab, so daß er entscheidend durchfällt. Wüthend hierüber, wirft er Sachs Betrug vor. Dieser erklärt, das Gedicht sei durchaus gut, nur müsse es nach einer entsprechenden Weise gesungen werden. Der junge Ritter leistet dieß und gewinnt die Braut." Der „schnell erfundene und entworfene Plan" wurde jedoch damals nicht weiter verfolgt, da sich Wagner vor Allem zu „Lohengrin" hingedrängt fühlte, und nach Vollendung dieses Werkes mit dem „Ring der Nibelungen" und „Tristan und Isolde" beschäftigt war. So kam es, daß Wagner erst im Jahre 1861 das Buch vollendete und während des Frühjahrs 1862 mit der Komposition begann. Natürlich dienen auch in dieser die schon in „Lohengrin" und „Tristan" zur Geltung gebrachten Grundsätze als Richtschnur. Demnach weicht der formelle Theil der Musik von dem sonst üblichen Opernstyl wesentlich dadurch ab, daß alle in sich abgeschlossenen Formen nur dort in Anwendung gebracht werden, wo es sich um lyrische Ruhepunkte handelt und folgerichtig die Darlegung des melodischen Inhalts in allen rein dramatischen Situationen dem Orchester überlassen bleibt. Weiterhin finden sich auch dießmal alle jene Eigenschaften, die den früheren Werken Wagner's so intensive Wirkung verschafft haben: Innigkeit des melodischen Ausdrucks, reiche Harmonie und Glanz der Instrumentation, mit einem Worte umfassendste Beherrschung des gesammten Kunstmaterials. Alles erscheint mit sichtendem Ernste zu einem bruchlosen Ganzen abgerundet, in dessen einzelnen Theilen — je nach den dramatischen Anforderungen — hier das Formal-Schöne, dort das Charakteristische vorherrscht. Hiezu gesellen sich blühende Züge von Humor, energische Lebensfrische, kurz der lebendigste Sinn für dramatische Wahrheit. Jede Figur, jede Situation erscheint klar und anschaulich individualisirt, und hieraus allein erklärt sich das Ueberzeugende, bis zum Schluß Fesselnde hinreichend, zumal da sich die Tondichtung von Akt zu Akt steigert. Was schließlich die Darstellung betrifft, so ist hier nur das Beste zu sagen: die scenische Einrichtung zeugte von Einsicht, die Ausstattung von Geschmack, und Solisten, Chor und Orchester leisteten unter der geistvollen Direktion des Herrn v. Bülow ganz Vorzügliches. Obenan sind die Träger der drei hervorragendsten Rollen, die Herren Betz (Hans Sachs), Hölzl (Beckmesser) und Nachbaur (Walther v. Stolzing) zu stellen. Bei vollendetem Gesangsvortrag entfalteten sie in Allem, was dramatische Belebung und charakteristischen Ausdruck anlangt, durchwegs ein Verständniß, wie es nur bei Künstlern ersten Ranges anzutreffen ist. Ein gleiches

Lob gebührt Herrn Schlosser (David), Herrn Bausewein (Pogner), so wie den Damen Mallinger (Eva) und Diez (Magdalena).

Mannigfaltigkeiten.

Aus Bonn vom 23. Juni wird gemeldet: Ein in weiten Kreisen bekannter Künstler, der Universitäts-Zeichenlehrer und Hofmaler des Kronprinzen von Preußen Nikolaus Christian Hohe, ist gestern Mittag 1 Uhr nach schweren Leiden hier verschieden. In Bayreuth im Jahre 1798, wo sein Vater, der Kunstmaler Johannes Hohe, eines bedeutenden Rufes genoß, geboren, auf verschiedenen Kunst-Akademieen und Reisen ausgebildet, hat er während der größten Zeit seines Lebens, länger als 40 Jahre, in unserer Stadt seine erfolgreiche Wirksamkeit entfaltet.

Aus Abessinien wird der „Köln. Ztg“ unterm 12. Mai über den beschwerlichen Rückzug der englischen Armee u. A. geschrieben: „Die den verschiedenen Stationen zugetheilten Kommissariatsbeamten, häufig Indier, hatten natürlich keine Ahnung, daß die Campagne so schnell ihr Ende erreicht haben würde, und jetzt in der kurzen Zeit ist es ihnen nicht möglich gewesen, hinreichende Vorräthe an Heu und Korn aufzukaufen. Die Folge davon ist, daß die Transportthiere und die Pferde der Kavallerie in großer Zahl sterben oder liegen bleiben, und an manchen der schwierigsten Pässe ist der Weg vollständig garnirt mit den Leichen von Pferden, Maulthieren und Kameelen. Auch die Elephanten können eine Geschichte von dem abessinischen Feldzuge erzählen. Die ehrwürdigen Bursche sind so dünn als möglich geworden; zwei derselben sind den Anstrengungen schon südlich von Dschidda erlegen, und mehrere weigern sich am Morgen hartnäckig, ihre Last in Empfang zu nehmen. Merkwürdig ist es dann, anzuschauen, wie man die wüthenden Thiere zur Raison bringt. Der Arbeitverweigerer wird an den Beinen gefesselt, zwei andere Elephanten erhalten je einen starken Prügel und beginnen nun auf Kommando ihren heulenden Kollegen mit den furchtbarsten Streichen zu traktiren.“

Die Nachricht, daß Lopez eine Armee von Frauen gebildet habe, bestätigt sich, und sind auch noch keine Berichte über deren Kopfstärke eingetroffen, ist es doch gewiß, daß eine große Anzahl Frauen und Mädchen in Lopez' Lager als Reserven untergebracht sind. Auch die Kommando's befinden sich in weiblichen Händen: Fräulein Elisa Lynch hat den höchsten Posten einer Brigade-Generalin. Wie romantisch die Erzählung von einer Amazonen-Armee auch klingen mag, ist sie doch nicht weniger wahr, und der „Buenos Ayres Standard“ verleiht nur der öffentlichen Meinung Ausdruck, wenn er nach Aufzählung der Arbeiten, die Frauenhände schon früher verrichtet, und der Mühsale, die die weiblichen Streiter jetzt zu überstehen haben, dem General Lopez in recht kernigen Worten seine Meinung sagt.

[Die Geschichte vom Erzbischof von Auch], die in den letzten Tagen durch die Zeitungen ging und auch von uns reproduzirt wurde, steht, wie die „Köln. Blätter“ mittheilen, unter der Ueberschrift: „Der muthige Erzbischof von Auch“ wörtlich in dem „Kölnischen Lesebuch“, welches in den dreißiger Jahren zuerst gedruckt wurde.

Charade.

Erste Sylbe.

Ich bin nicht viel, mag wenig scheinen,
Doch kann ich von Bedeutung sein;
Ich trage bei, wenn's heißt vereinen,
Auch find'st Du mich im edlen Wein.

Zweite Sylbe.

An mir kannst Du mein Land erkennen,
Wie mich die Phantasie ersann;
Willst Du indeß als Zahl mich nennen,
So wende mich bei Schlägen an.

Das Ganze.

Wir sollen nach dem Ganzen streben,
Im engen Kreis, im großen Sinn,
Dann geht im Frieden unser Leben,
Nur Segen bringend, einst dahin.

Auflösung des Räthsels in Nr. 134:

Das Bett ist schätzbar seinem Herrn,
Die Herrin schätzt es nicht minder;
Zwar schätzen es nicht — doch lieben es auch
Die großen und kleineren Kinder;
Doch macht es auch Sorge, und macht viel Verdruß,
Demjenigen, welcher es hüten muß.

M. M.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 147 Samstag, 27. Juni 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Arthur's Betragen gegen Harriett hatte sich geändert, er war zurückhaltend, und sein Ton kälter; er vermied sorgfältig mit der allein zu sein, in deren Gesellschaft er sich bisher so frei bewegt hatte. Er unterhielt sich jetzt ausschließlich mit Rosa, er ging und ritt an ihrer Seite.

Und Harriett sah dieß Alles und wunderte sich. Durfte man sie übersehen, so zurückstoßen? Sie, die von Allen Gehuldigte. Konnten ihre Reize Dem keine Liebe einflößen, der ihre erste besaß? Was konnte die Ursache sein? Hatte ihm ihr Stolz, ihr oft launisches Wesen mißfallen? Aber nein. In seiner Gegenwart hatte sie sich nie so sehen lassen. O, daß sie es gewesen wäre! Warum hatte sich ihr gewöhnlich so unbesiegbares Herz hier so leicht gefangen gegeben?

Eine Zeit lang wurde ihr Geist durch den Gedanken an ihre unerwiderte Liebe ganz niedergeschlagen. Aber nicht lange, denn dazu war sie nicht geschaffen. Nein, sie erhob ihr gesunkenes Köpfchen, und beschloß der Sache auf den Grund zu kommen und die Wahrheit zu entdecken. Wenn sie aber fand, daß ihre Liebe nicht geschätzt und erwidert wurde, so wollte sie sie aus ihrem Herzen reißen, koste es, was es wolle. Bei dem ersten Blick, den sie in ihr Herz warf, durchfuhr es sie wie ein Schlag. Ihre Schwester war es, der jetzt alle Worte, alle Aufmerksamkeit, jedes Lächeln galt, das ihr sonst allein gehört hatte.

Hatte ihre sanfte, anspruchslose Schwester sie ihres Platzes beraubt? Ein trauriges Gefühl überkam sie, als sie sich erinnerte, wie sie schon als Kind auf Arthurs Liebe zu Rosa eifersüchtig gewesen war.

Aber nein! Bei weiterer Ueberlegung war sie beruhigt, sie dachte tiefer darüber nach, und ein seliger Schauer durchrieselte sie und sagte ihr, daß sie geliebt sei. Und sie lächelte wieder so stolz, so bezaubernd über ihre Blindheit, daß sie seine Verlegenheit, seine zitternde Stimme, wenn er mit ihr sprach, seine von ihr abgewendeten Augen, für etwas Anderes hatte halten können, als für Liebe, die sich verbergen will.

„Und warum fürchtet er sich? O, der Feigling! Denkt er, ich liebe ihn nicht? Nun, mag er es glauben. Die Ungewißheit wird ihn diese Liebe noch höher schätzen lassen!"

Wie lange der scheinbar frohe leichte Sinn, den sie wieder angenommen hatte, da ihr die Ueberzeugung geworden war, daß sie die vollständige Macht über Arthurs Herz besaß, gedauert haben würde, wissen wir nicht, — wir wollen nur sagen, daß, nachdem sie für die Feigheit, wie sie es nannte, manche kleine Rache an Arthur ausgeübt hatte, von den Umständen ihre eigenen Waffen gegen sie selbst gerichtet wurden.

VIII.

Es war ein regnerischer Nachmittag, wie es in England deren so viele zu dieser Jahreszeit gibt. Doch wie traurig das Wetter auch war, den jungen Leuten war es willkommen, da es entschieden zum Zuhausebleiben nöthigte.

Harriett und Rosa hatten sich solche Tage immer zu vertreiben gewußt, aber nie waren sie so angenehm vergangen, als seit dem Besuche Arthurs. Dann wanderten sie durch die Bildergallerie oder vergnügten sich am Ballspiele, und ihr jugendliches Lachen schallte fröhlich durch das Haus. Und wenn da Harriett an die Thür gelehnt stand, athemlos, mit gerötheten Wangen, den lockigen, klassischen Kopf zurückgebogen, dann war sie wirklich ein Bild majestätischer Schönheit.

Nicht minder angenehm verflossen die Stunden, wenn Arthur ihnen, während sie mit einer Handarbeit beschäftigt waren, von seinen Reisen erzählte, oder ein neues Erzeugniß der Literatur vorlas.

Heute indessen saßen sie still in dem Boudoir ihrer Mutter; Harriett, wie es schien, so beschäftigt mit ihrer Arbeit, daß sie den klatschenden Regen nicht bemerkte und auch nicht zu wünschen schien, daß die tiefe Stille, in der es sich so hübsch sinnen ließ, unterbrochen werden möchte. Aber die Augen Rosa's wanderten öfters der Thüre zu, ob sie dort nicht den gewohnten Schritt oder das Anklopfen hören möchte, das an solchen Tagen nie ausgeblieben war. Endlich rief sie zu Harriett gewandt: „Ich wundere mich nur, warum Arthur gar nicht kommt, uns vorzulesen!"

Keine Antwort erfolgte, und nach einer Pause fuhr Rosa fort: „Soll ich ihn rufen?"

„Ich glaube gar," rief Harriett schnell, „vielleicht unterhält er sich irgendwo besser! Doch wie Du willst; ich will ein wenig singen." Sie schob den Rahmen

zurück, stand auf und ging an das Fenster, doch bald wandte sie sich von der trüben Aussicht weg und ging nach der Thüre.

„Liebe Harriett!" sagte Mrs. Hetham, die mit Schreiben beschäftigt war, willst Du so gut sein und mir den zweiten Band von Walther Scott's Leben aus der Bibliothek holen? Selbst das Schreiben spannt mich ab, das Wetter bekommt mir gar nicht gut. Ich will mich ein wenig auf das Sopha legen und Du, meine kleine gute Rosa, liest mir ein Weilchen vor."

Harriett lächelte, nickte, verließ das Zimmer, und trat in das im gothischen Styl gehaltene Bibliothekzimmer, an dessen Wänden die Erzeugnisse alter und neuer Literatur in reicher Auswahl prangten. Mark Hetham und Arthur waren mit Schreiben beschäftigt, sie erhoben aber Beide ihre Augen bei dem leichten Tritte der Eintretenden, und der Erste begrüßte sie mit zärtlichem Lächeln. Sie warf einen schelmisch lächelnden Blick auf Arthur, bei welchem die Grübchen ihrer Wangen sichtbar wurden, aber er gab ihr nur einen traurigen zurück und schrieb weiter, während sie zum Büchergestell ging. Das Buch stand etwas hoch und indem sie es herunternahm, fielen vielleicht zwanzig oder dreißig nach. Bei dem Lärm sprang Arthur auf, und Harriett sah mit halberschreckter, halblustiger Miene auf die daliegenden Bücher.

„Da, Mr. Monrose haben Sie etwas für mich zu thun, wenn Sie dadurch nicht in der angenehmen Beschäftigung, die sie den ganzen Morgen in Beschlag genommen hat, gestört werden."

„Angenehm?" murmelte er in leisem traurigen Tone, indem er sich bückte, um die Bücher aufzuheben, „weit entfernt von angenehm."

„Nun, warum thun Sie es dann?" fuhr sie fort, „ich thue nie Etwas, was mir unangenehm ist."

„Pflicht gegen sich und Andere erfordert gar Manches, was uns sehr widerwärtig sein kann," war die Antwort.

Harriett sah ihn einen Augenblick verlegen an, dann sagte sie lachend: „O, ich glaube, es ist ein Wink, daß ich Ihnen bei der unangenehmen Pflicht die Bücher aufzuheben helfen soll; aber da Sie heute so pflichttreu sind, so will ich Ihnen das überlassen, denn es ist für mich weder angenehm Rückenschmerz zu bekommen, noch eine Predigt zu hören. Der Pfarrer Clifton ißt heute bei uns, da können wir noch viel davon haben, wenn wir es wünschen."

Sie wandte sich zum Gehen, küßte aber erst ihren Vater und sagte schmeichelnd: „Da — habe ich jedenfalls eine Pflicht erfüllt, die mir nicht schwer wird."

Ihr Vater legte die Feder nieder und indem er sie mit dem Arm umschloß, küßte er sie zärtlich. —

„Geh nicht fort!" sagte er. „Was? Du mußt? das ist schlimm! Du kommst herein, störst uns, und läufst dann gleich wieder fort!"

„Mama wartet auf das Buch," erwiderte Harriett.

„Wenn Du unartiges Mädchen eine halbe Stunde früher gekommen wärest, so hättest Du vielleicht etwas Gutes statt Schlimmes gethan," fuhr ihr Vater fort. „Du hättest dann diesen Herrn da", indem er auf Monrose deutete, „vielleicht an einer unrechten That verhindert."

„Was? An der Pflicht, deren er sich eben erst so heldenmüthig gerühmt hat?"

„Ich kann keine so große Pflicht darin sehen. Arthur hat an seinen Onkel geschrieben" und damit nahm Mark Hetham einen Brief vom Tisch auf, „worin er ihm meldet, daß er nächsten Samstag zum Besuch bei ihm eintreffen werde. Und von dort aus will er noch andere Freunde besuchen. Du weißt aber doch, daß er mir versprochen hatte, bis über Weihnachten zu bleiben."

Keine Antwort erfolgte und er fuhr fort: „Es ist ein recht miserabler Junge. Er weiß, daß ich ihn ganz nothwendig brauche, um Fred Carlton zu unterhalten, der die nächste Woche kommt. Ich habe große Lust, den Brief ins Feuer zu werfen; er ist aber so eigensinnig darin, daß er dann nur einen anderen schreiben würde. Was sagst Du Harriett? Wollen wir es wagen?"

Wieder erfolgte keine Antwort, allein die kleine Hand, die er in der seinigen hielt, wurde so kalt, daß er sie ansah; und wie er die auf ihn gerichteten, ängstlich fragenden Augen, die weißen Lippen und Wangen erblickte und das Zittern ihres ganzen Körpers fühlte, wollte er beunruhigt fragen, ob sie unwohl sei, doch da durchfuhr ihn ein plötzlicher Gedanke. Er schwieg, küßte sie aber noch inniger, und sagte mild: „Ich sehe, Du möchtest der Mutter gern das Buch bringen, ich will Dich nicht länger aufhalten. Geh' mein Kind!"

Arthur hatte sich niedergesetzt, während Mark Hetham mit Harriett sprach, und drehte ihnen den Rücken zu, verlor aber kein Wort der Unterhaltung und hatte fast athemlos auf die Antwort Harriett's gehört. Noch peinlicher wurde seine Ungewißheit durch die Pause, die auf Mark Hetham's Frage erfolgte, und als er sich endlich wagte, umzudrehen, sah er gerade noch den Zipfel ihres Kleides in der Thür, die sie hinter sich zuzog.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gift-Prozeß.

Der Buchbindermeister Wittmann in Posen ist vor dem dortigen Schwurgerichte angeklagt, sechs Personen binnen sechs Jahren aus Habsucht durch Gift um's Leben gebracht zu haben, und zwar seine vier Ehefrauen und zwei Kinder. Wittmann ist am 11. September 1836 in Koblenz geboren, und in Deutsch-Crone (Westpreußen) erzogen, wo sein Vater noch jetzt Gefangenwärter des Kreisgerichtes ist. Von 1851—55 erlernte

er in Czarnikau die Buchbinderei und hielt sich in den folgenden vier Jahren als Gehülfe in Posen, Stettin, Wollin, Cammin und zuletzt in Berlin auf, wo er am 5. November 1859 das Zeugniß als Buchbindermeister erhielt. Als Geselle hatte er die längste Zeit in Wollin zugebracht, hier zu getrennten Zeiten 1 und 3/4 Jahre bei dem Buchbindermeister Pirsch in Arbeit gestanden und seine spätere erste Ehefrau, Emilie Marie geborne Gehm, kennen gelernt, welche seit Jahren dem unverheiratheten Pirsch die Wirthschaft führte. Während Wittmann später besuchsreise in Wollin war, starb Pirsch plötzlich am 1. Januar 1859 und überließ sein in Hausgeräth und Handwerkszeug bestehendes Vermögen der damals noch unverehelichten Emilie Gehm, der er dasselbe, mit Rücksicht auf die ihm unentgeltlich geleisteten Dienste, in einer notariellen Urkunde bei Lebzeiten zugesichert hatte. Nach dem Tode des Buchbindermeisters Pirsch verabredete Wittmann mit der unverehelichten Gehm, daß er nach absolvirter Meisterprüfung das Geschäft übernehmen und sich mit ihr verheirathen wolle, und eine Tante der Gehm, die Wittwe des Seematrosen Harder gab dem Wittmann zu seinem Aufenthalte in Berlin die Summe von 75 Thalern.

Dem Abkommen gemäß etablirte sich Wittmann bereits im November 1859 an Stelle des verstorbenen Pirsch als Buchbindermeister in Wollin und verehelichte sich am 16. Februar 1860 mit der mehrfach genannten Emilie Gehm, mit deren Mitteln er seine Niederlassung in Wollin ermöglicht hatte. Das Vermögen seiner Ehefrau hatte sich inzwischen durch den Tod der vorerwähnten Wittwe Harder vermehrt, welche kurze Zeit nach Wittmanns Ankunft in Wollin, und zwar ebenso plötzlich wie Pirsch verstorben war, und in ihrem zwei Monate zuvor errichteten Testamente die Emilie Gehm und deren Schwester Ulrike zu Erbinnen eingesetzt hatte. In der ersten Ehe sind dem Angeklagten zwei Söhne geboren worden: 1) Hugo August Heinrich Johannes, geboren den 4. November 1860; 2) Louis Emil Paul, geboren den 1. September 1862. Bald nach der Geburt des zweiten Kindes, und zwar am 17. September 1862, verstarb die erste Ehefrau des Angeklagten und hinterließ ihn und ihre beiden Kinder zu ihren alleinigen Erben. Am 1. Februar 1863 erkrankte das älteste der beiden Kinder, Hugo August Heinrich Johannes Wittmann, und verstarb bereits am 2. Februar 1863, indem es den Angeklagten als alleinigen Erben hinterließ. Am 15. Juni 1863 verheirathete sich Wittmann zum zweiten Male mit der unverehelichten Auguste Charlotte Höhn, Tochter des Tischlermeisters Höhn in Deutsch-Crone. Diese erkrankte bereits wenige Monate nach der Verheirathung und starb am 22. Dezember 1863, eine Woche nach Errichtung eines Testaments, durch welches sie ihren Ehemann zum alleinigen Erben ihres für seine Verhältnisse nicht unbedeutenden Vermögens ernannt hatte. Am 1. April 1864 verheirathete er sich zum dritten Male mit der unverehelichten Auguste Kornotzky, Tochter des Tuchmachers Kornotzky aus Jastrow, die ihm ein bedeutend größeres Vermögen in die Ehe brachte. Diese wurde im Sommer 1865 von einem todten Kinde entbunden, und starb am 12. August 1865, indem sie den Angeklagten und ihre Mutter zu ihren Erben hinterließ. Schon am 17. Oktober 1865 verheirathete Wittmann sich zum vierten Male, und zwar dießmal mit der verwittweten Schiffskapitän Böse, Emma Katharina Elisabeth, geb. Schmidt, die ihm aus ihrer ersten Ehe ein 20 Monate altes Kind, Georgine Auguste Alwine Böse, zubrachte und mit diesem ein die Verhältnisse der früheren Ehefrauen übersteigendes Vermögen hatte. Schon wenige Tage nach der Verheirathung erkrankte dieses Kind und starb am 23. Oktober 1865, indem es allein von der Mutter beerbt wurde.

Nunmehr gab Wittmann, der schon vorher ausgesprochenen Absicht gemäß, seinen Wohnsitz in Wollin auf und zog nach Posen, indem er aus erheucheltem Zartgefühle für seine Ehefrau die Kindesleiche dorthin transportiren ließ, wo sie auf dem evangelischen Kirchhof beerdigt wurde. Am 13. Juli 1866 wurde die Frau Wittmann in Posen von einer Tochter entbunden, erkrankte dann plötzlich am 17. September und starb am 18. September 1866, nachdem sie durch ein wenige Monate zuvor errichtetes Testament ihren Ehemann zum alleinigen Erben eingesetzt hatte. Inzwischen war der Bürgermeister Falk zu Wollin verstorben, welcher bei der großen Zahl und der Auffälligkeit von rapiden Todesfällen in der Wittmann'schen Familie durch verschiedene Personen dringend zur Einleitung einer Untersuchung aufgefordert worden war, in dieser Beziehung aber nichts gethan hatte. Anfangs August 1866 trat der neue Bürgermeister Fischer sein Amt in Wollin an und machte schon in demselben Monate der Polizeidirektion zu Posen von dem gegen Wittmann herrschenden Verdachte Mittheilung. Während dieser die Vorbereitungen zur Beerdigung seiner Ehefrau traf, und, unter dem Vorgeben, diese sei an der Cholera gestorben, dazu bereits den Tag nach ihrem Tode bestimmt hatte, ermittelte die Polizei, daß bei der Krankheit der Frau Wittmann ein Arzt nicht zugezogen war, daß Wittmann auch andere Hülfe nicht in Anspruch genommen hatte; und der angeregte Verdacht war durch die schnelle Beseitigungsweise der Exkremente, so wie durch das Aussehen der Leiche bestätigt worden. Am 19. September 1866 wurde daher die Beerdigung der Verstorbenen, wozu der Geistliche in der Wittmann'schen Wohnung sich bereits eingefunden hatte und der Leichenwagen vor dem Hause stand, polizeilich inhibirt und unter Festnahme des Angeklagten eine Haussuchung in seiner Wohnung vorgenommen.

Bei dieser Nachsuchung wurde in einer verschlossenen Kiste ein Stück weißer, porzellanartiger Masse in der Größe einer Kinderfaust und im Gewichte eines Viertelpfundes vorgefunden, welches bei der chemischen

Untersuchung als arsenige Säure oder sogenannter weißer Arsenik anerkannt wurde, und vermöge seiner Quantität geeignet war, noch Hunderte von Menschen zu tödten. Nunmehr wurde die Obduktion der Leiche der vierten Wittmann'schen Ehefrau veranlaßt und dabei ermittelt, daß sie nicht an der Cholera, sondern an einer akuten Magen-Darmentzündung gestorben war. Durch die demnächst stattgehabte chemische Analyse wurde eine sehr große Quantität weißen Arseniks in dem Körper der Verstorbenen gefunden, welches nach dem Gutachten der Gerichtsärzte unzweifelhaft den Tod herbeigeführt hat. Nach diesen Ermittlungen, denen sich andere anreihten, hat successive die Ausgrabung der Leichen der drei vorverstorbenen Ehefrauen des Angeklagten, ferner die der Leiche seines verstorbenen Kindes aus erster Ehe stattgefunden, nachdem zuerst die in Posen beerdigte Leiche seines Stiefkindes aus der vierten Ehe ausgegraben worden war. Ueberall wurden die Leichen unangegriffen von Würmern in einem Zustande mumienartiger Vertrocknung vorgefunden, überall wurde in den noch erhaltenen Eingeweiden der Leichen durch die sorgfältig angestellten chemischen Analysen die Existenz von Arsenik mit Evidenz festgestellt, und in allen fünf Fällen haben die Gerichtsärzte ihr Gutachten dahin abgegeben, daß die Verstorbenen durch Einflößen von Arsenik ihren Tod gefunden haben. Die Untersuchung hat ergeben, daß Wittmann in Wollin, wo er bis zum 1. April 1861 in der Große'schen Apotheke gewohnt, Gelegenheit gehabt hat, sich Arsenik zu verschaffen, resp. zu stehlen.

Mannigfaltigkeiten.

Nach dem nunmehr definitiv festgestellten Resultate der letzten Volkszählung beträgt die Bevölkerung Bayerns 4,824,421 Seelen. Die Zahl der Familien ist 1,247,546, so daß also 3.88 Köpfe auf je eine Familie treffen (wobei übrigens, wenigstens beim Zivilstande, jede selbstständige Person, gleichviel welchen Geschlechtes, für eine Familie gezählt ist.) Der Regierungsbezirk Oberbayern zählt 218,202 Familien und 827,669 Seelen, Niederbayern 142,617 F. und 594,511 S., die Pfalz 152,976 F. und 626,066 S., die Oberpfalz 126,052 F. und 491,295 S., Oberfranken 141,723 F. und 533,060 S., Mittelfranken 155,363 F. und 579,688 S., Unterfranken 158,874 F. und 584,972 S., endlich Schwaben 151,739 F. und 585,160 Seelen. Ausgeschieden nach dem Zivil- und Militärstande ergibt sich eine Bevölkerung von 4,708,649 Seelen und 1,242,329 Familien vom Zivil- und 115,772 Seelen und 5217 Familien beim Militärstande. Nach Alter und Geschlecht getrennt findet sich, daß es Männer und Jünglinge über 14 Jahre beim Zivilstande 1,588,523, beim Militärstande 1686, beim Zivilstande 675,554; ferner Weiber und Mädchen über 14 Jahre beim Zivilstande 1,752,076, beim Militärstand 3117, endlich Mädchen unter 14 Jahren 692,496 beim Zivil- und 1770 beim Militärstande gibt. Das weibliche Geschlecht zählt demnach gegenüber dem männlichen um 74,497 Köpfe mehr.

Früher war die Bestimmung getroffen worden, daß die französischen Originalstimmgabeln von der Kasse der kgl. Hofmusikintendanz zu beziehen seien. Nachdem jedoch in der Fabrikation dieser Stimmgabeln Verzögerungen eingetreten sind, so mußten behufs beschleunigter Erledigung der zahlreichen Bestellungen und gesicherter Erreichung des Zweckes andere Einrichtungen getroffen werden, und wurde die Fabrikation verifizirter Stimmgabeln dem Instrumentenfabrikanten Herrmann Kalsch in München übertragen. Die von demselben angefertigten Stimmgabeln werden bei der königl. Hofmusik-Intendanz geprüft und nach Erprobung mit einem Stempel an beiden Enden der Gabel versehen. Der Preis einer solchen Stimmgabel beträgt 1 fl. 24 kr.

Die New-Yorker Gesellschaft zur Unterdrückung der Hazardspiele berichtet, daß noch 1017 Spielhäuser und 165 Farobanken dort bestehen, in welchen jährlich 30,000,000 Doll. verspielt werden.

Räthsel.

Sag an! wie heißt die Stadt,
Die Frühling in der letzten Sylbe hat?

Auflösung der Charade in Nr. 135:

Werden die Räthsel deßhalb geschrieben,
Damit sich And're im Denken sich üben, —
Dann ist ihr Nutzen erheblich;
Doch wenn gleich nach der ersten Zeile
Den Leser befällt die „Langeweile",
Dann ist ihr Zweck nicht löblich.

M. M.

Gleich richtig gelöst von A. Ph.

Redakteur Gustav Weisert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 148 | Montag, 29. Juni | 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

IX.

Niedergeschlagen verließ Harriett die Bibliothek. Einige Worte hatten ihr Glück und ihre Hoffnungen vernichtet; doch mit Seelenstärke behauptete sie eine ruhige Haltung, bis sie ihren Auftrag ausgeführt hatte.

Ruhig trat sie in das Boudoir der Mutter, legte das Buch auf den Tisch und entfernte sich ohne bemerkt zu werden. Fast erstarrt durch den Schlag, der sie getroffen, war sie kaum noch bei Besinnung, und mußte sich im Vorzimmer an den Tisch halten, um stehen zu können.

Die schmerzliche Wirklichkeit trat vor ihre Seele und mit ihr die Tiefe ihres Elends. Annähernde Tritte schreckten sie auf, sie flog in das Empfangszimmer, warf sich in einen Sessel und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, während Thränen, brennende Thränen durch die Finger rieselten.

„Er geht, ja, er geht! Der grausame, undankbare Arthur, ohne mir zu sagen, daß er mich liebt. Ich kann und will die Schande nicht ertragen, daß ich einen Mann liebe, der mich verschmäht, verachtet; ich, die durch ein einziges Wort Viele zu Füßen sehen könnte! Und muß ich mich so erniedrigen, daß ich über die von einem bloßen Knaben verschmähte Liebe weine? Denn was ist er mehr als ein Knabe?“ rief sie in aufgeregtem Trotz.

„Aber, o Arthur! Dein junger Geist besitzt mehr Werth, mehr Seelenadel, als einer von den reichen, betitelten, leichtsinnigen Wellingen sich rühmen kann, die der Reichthum zu meinen Füßen lockte. Selbst in diesem Augenblicke, wo ich dich so gerne hassen möchte, kann ich es nicht! Es ist unmöglich! Wo, wo ist mein Stolz?“ und wieder barg sie das Gesicht in den Händen, wie um ihre brennende Scham zu verstecken. So saß sie lange; die Gewalt der inneren Bewegung schien sie ganz übermannt zu haben.

Plötzlich sprang sie auf, ein neuer Gedanke schien sie belebt zu haben.

„Ich weiß, daß du mich liebst, Arthur!“ rief sie aus, oder denkst du, wenn ich das nicht fühlte, daß ich nicht Stolz und Kraft genug besäße, dich aus meinem Herzen zu reißen? Nein, da muß ein anderer Grund vorliegen,“ fuhr sie fort, „irgend ein Bedenken, das er in seinem redlichen Herzen hat. Du fürchtest vielleicht, meine Eltern würden dir die reiche Erbin versagen? Nun, stolzer Arthur, verdiene ich nicht, daß du die Anfrage wagst? Bin ich das kleine Opfer nicht werth, das du deinem Stolze bringst? Und doch ist es natürlich! Es ist ein gar bitteres Gefühl, abgewiesen, verschmäht zu werden. Aber um ein wenig falschen Zartgefühls willen sollst du nicht gehen. Da ein Wort, ein einziges kleines Wort von mir oder von meinem Vater — denn mein Vater würde nicht, dürfte ihn mir nicht versagen!“ — Die schönen Augen sprühten Feuer und sie stampfte mit dem kleinen Fuße bei dem Gedanken, daß ihr Wille einen Widerstand erfahren könnte. „Ja,“ fuhr sie fort, „ich will zu meinem Vater gehen, ich will ihm Alles sagen.“

Sie erhob sich, als beabsichtige sie ihren Entschluß sogleich auszuführen, allein der Muth fehlte ihr; aufgeregt durchschritt sie einige Male rasch das Zimmer, dann sank sie wieder muthlos in den Sessel um noch einmal den Schritt zu überlegen, den sie thun wollte.

Die Glocke rief zum Mittagessen, sie hörte sie nicht, ja sie bemerkte kaum, daß ein Diener die Lampe auf den Tisch stellte, und das Feuer schürte. Endlich wurde sie aus ihrem Nachdenken durch Tritte und das Oeffnen der Thüre geweckt, sie sah auf und Arthur Monrose stand vor ihr.

Er wurde sie nicht gewahr, obgleich er nahe an ihr vorbei zu dem Kamin ging. Er stützte seinen Arm auf die Marmorplatte, und überließ sich einem tiefen Nachdenken, ja, es schien Harriett, als ob er eine Thräne wegwische, und deutlich hörte sie einen tiefen Seufzer. Endlich zog er eine kleine Brieftasche heraus, öffnete sie und betrachtete den Inhalt. Es war ein kleiner goldener Ring, mit einem einzigen aber sehr schönen Diamanten, der seiner Mutter gehört hatte. Lange war es sein einziger Wunsch gewesen, ihn an den Finger einer seiner Cousinen stecken zu können, und als er diesen einst gegen Harriett äußerte, so antwortete sie kalt, denn es war einer ihrer launenhaften Tage: „Ich habe schon einen Diamantring, Papa hat mir ihn zum letzten Geburtstage geschenkt.“

Aber jetzt durchrieselte sie ein Schauer der Freude

bei dem Gedanken, ein Geschenk aus seiner Hand zu erhalten, und den Worten der Liebe zu lauschen, die es begleiten würden; und obgleich ihr fast das Herz stockte, so beugte sie sich doch vorwärts und sagte leise: „Arthur!“

Er fuhr auf und erröthete tief, als ob er auf einer schlimmen That ertappt worden wäre; dann näherte er sich und sagte, indem er mit Erstaunen ihre in Unordnung gerathenen Haare und ihre erhitzten Wangen betrachtete, auf denen die Spuren vergossener Thränen noch sichtbar waren: „Ich hatte keine Idee, daß Sie im Zimmer wären. Ich habe diesen kleinen Ring heruntergebracht, um Rosa zu fragen, ob sie mir das Vergnügen machen will, ihn noch zu tragen, ehe ich — abreise — da —“

(Fortsetzung folgt.)

Die Enthüllung des Lutherdenkmals am 25. Juni zu Worms.

Schon am Nachmittag des 24. Juni wimmelte es in den Straßen der ehemals freien Reichsstadt Worms von Fremden, welche die Eisenbahnzüge von allen Seiten herbeigeführt hatten, und den Festgottesdiensten, welche Abends 5 Uhr zur Vorfeier in drei Kirchen abgehalten worden, konnten viele nicht anwohnen, da schon frühzeitig alle Räumlichkeiten derselben überfüllt waren. Abends 8 Uhr wurden die eingeladenen Gäste, deren es wohl 2000 sein mochten, in der Festhalle durch Dr. Eich begrüßt, welcher in seiner Ansprache namentlich die Freiheit der Gedanken, welche ja Luther gewollt habe, betonte. Es sprachen dann noch einige Redner, unter welchen namentlich Professor Schenkel aus Heidelberg lauten Beifall erntete.

Der nächstfolgende Tag wurde als Hauptfesttag durch Glockengeläute und Choralmusik von den Thürmen der Stadt eingeleitet. Es war ein herrlicher Junitag, der die Tausende und aber Tausende in die Mauern Worms einziehen sah.

Die bunte Menge war gewiß schon bevor der Gottesdienst in der überfüllten Dreifaltigkeitskirche begann, über 20,000 Menschen gestiegen. Es war ein förmliches Menschengewoge durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt entstanden. Alle Häuser waren auf das Prachtvollste geschmückt, wobei die Katholiken und selbst die Israeliten ihren protestantischen Mitbürgern nicht zurückstanden.

Als nach 9 Uhr Vormittags auch die fürstlichen Gäste, die Könige von Preußen und Würtemberg, die Großherzoge von Hessen und Sachsen-Weimar, der Kronprinz von Preußen, die Prinzen Wilhelm von Baden, Wilhelm von Hessen, so wie der Prinz Holstein, Gouverneur von Mainz, angelangt waren, begann der Festgottesdienst in der Hauptkirche, welchem dieselben sämmtlich mit ihrem Gefolge anwohnten. Den Gottesdienst hielt Hr. Generalsuperintendent Dr. Hoffmann aus Berlin in Anwesenheit einer andächtigen Volksmenge, die man auf 4 bis 5000 Zuhörer taxiren darf.

Nach dem Festgottesdienste gegen 12 Uhr Mittags wurde der Festzug eröffnet. Zuerst kamen die Sänger, welche zur Mitwirkung bei dem Feste aus Heidelberg, Mannheim, Speyer, Neustadt, Landau, Frankenthal, Mainz, Alzey und Darmstadt hierhergekommen waren; ihnen folgten Abtheilungen von Schulkindern, weiß gekleidete Mädchen, welche Kränze für das herrliche Denkmal trugen, Hunderte von evangelischen Geistlichen aus Nah und Fern, der Ausschuß, die Künstler, welche an dem Denkmale thätig waren, für es dachten und sorgten, Direktor Schnorr von Carolsfeld und Professor Hähnel aus Dresden, die Künstler Donndorf, Kietz und Schilling von dort u. s. w., das Komite, der Gemeinderath der Stadt Worms, die Fakultäten der Universitäten und die höchsten Staatsbeamten. Unter dem Geläute der Glocken näherte sich der Festzug allmählig seinem Ziele, dem Platze, worauf das noch unenthüllte Luther-Denkmal stand.

Um 1 Uhr fuhren die Fürsten, von Hochrufen begrüßt, auf den Festplatz. Der Großherzog von Hessen saß neben dem Könige von Preußen; der Großherzog von Weimar neben dem Könige von Würtemberg, der Kronprinz von Preußen neben dem Prinzen Wilhelm von Baden.

Die Enthüllungsfeierlichkeit eröffnete Hr. A. Oppermann aus Zittau (Rietschels Biograph.). In klaren kernigen Worten schilderte dieser die Geschichte des Lutherdenkmals und die Größe der Aufgabe, welche sich damit der Ausschuß und der geniale Erfinder des Denkmals, der große Bildhauer Ernst Rietschel, vor Allem unsterblich geworden, durch dieses Werk, gestellt hatte. Rietschel, der Epopoe dieser großen künstlerischen Schöpfung, starb darüber und seine Schüler Donndorf und Kietz führten unter Schnorrs und Hähnels Leitung mit Schilling dieß einzige Werk aus.

Eine Stelle in der Einleitungsrede Oppermanns konnte gewissermaßen gegen die Gewaltthätigkeit des Jahres 1866 gedeutet werden. Er sagte nämlich: „Luthers Gestalt mahnt unser Gewissen zum Widerstand gegen jede Gewalt, mag sie gekleidet sein in Purpur oder Stahl.“ Nach Oppermann, nur schönstens unterbrochen durch Händels Halleluja, vorgetragen von einem herrlichen Männerchor, wie dieser Vortrag durch den 66. Psalm eingeleitet wurde, folgte Hr. Dekan Keim aus Worms mit einer längeren Festrede, die den zwanzig und mehr Tausend Zuschauern ein umfassendes Bild von Luther's Leben und Wirken gab. Nach beendeter Festrede stimmte die Versammlung den Choral: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ an, unter dem Donner der

Kanonen und dem Geläute der Glocken sank die Hülle, welche das Denkmal bis dahin verdeckt hatte. Ein einstimmiger bewundernder Jubelruf der Tausende von Zuschauern begrüßte diesen Moment. Darauf hielt der Prälat Zimmermann aus Darmstadt eine Rede, worin er die Bedeutung des Denkmals im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen entwickelte und übergab es dann an die Stadt Worms und ihre Bürger. Wiederum ward ein Kirchenlied allgemein gesungen und dann erwiderte der Bürgermeister der Stadt Worms auf die vorige Rede und die Uebergabe des Monumentes. Diese Rede ward jedoch eigenthümlich gestört, indem die fürstlichen Personen sich auf die Plattform des Monumentes begaben, um sich dasselbe näher zu besehen. Dieß verursachte zuerst in der Nähe des Königs von Preußen, dann in einigen weiteren Kreisen ein lebhaftes Hochrufen, und es wurde das „Heil Dir im Siegerkranz" angestimmt und recht lebhaft gesungen, wobei die Musik mitwirkte. Doch galt diese Ovation nicht dem Könige von Preußen, wie dienstbeflissene Federn dieß auszustreuen suchten, sondern dem Landesherrn, dem Großherzog von Hessen. Nachdem dieser Zwischenfall vorübergegangen, konnte dann die Rede des Bürgermeisters zu Ende geführt werden. Sie war insofern bedeutsam, als er, selbst Katholik, mit schönen Worten das großartige Geschenk annahm, welches die Stadt Worms mit aller Dankbarkeit hegen und pflegen werde, „eingedenk der großen Wohlthaten, welche Luther, dieser größte Deutsche für Alle gebracht habe in seinem Ringen nach Wahrheit und in seiner Bibelübersetzung." Der allgemeine Gesang des Liedes: „Ach bleib mit deiner Gnade" schloß die großartige Feier, worauf circa 1800 der Festgenossen der großen Restaurationshalle und dem dort bereiteten Festbankette zueilten. Rasch griff man allseits zu, um sich zu erholen, denn vom frühen Morgen an war ein Jeder in Bewegung gehalten, um alles Große und Schöne zu hören und zu sehen, was inmitten eines ungeheuern Menschengedränges — es dürften 60—70,000 Fremde anwesend gewesen sein — geboten worden war. Zu verwundern war es darum kaum, daß nur wenige der zahlreich gehaltenen Toaste und Tischreden die erregte Stimmung aller Anwesenden auf kurze Zeit zum Schweigen brachten. Man wollte ausruhen.

Am Abend war das Denkmal beleuchtet. Zugleich beleuchteten die Bürger ihre Häuser. Hier zeigte sich wieder der feine Sinn, den man schon bei der Ausschmückung der Häuser bewundert hatte. Unter den mannigfachen Inschriften waren besonders merkwürdig die einiger Judenfamilien. An einem Haus stand: „Wir glauben all' an Einen Gott". An einem zweiten: „Vater laß' uns alle einig sein". Andere hatten in der sinnigsten Weise Haus und Garten mit Lichtern und bunten Lampen geschmückt.

Die Schlußfeier dieses Festes fand bei gleich prachtvollem Wetter am 26. Juni Morgens um 8 Uhr auf dem Lutherplatze statt. Die nimmer müden und jetzt nach erquickendem Schlaf in der kühlen Nacht doppelt frischen Festgäste, namentlich auch die Umwohner unserer Stadt, hatten sich in großer Zahl eingefunden. Um die Kanzel zunächst standen die Schulkinder der Stadt und die übrige Zuhörerschaft, die im Laufe der Feier ihre Gränzen immer weiter ausdehnte, bedeckte den größten Theil des geräumigen Platzes, es waren sicher an 4000 Zuhörer. Von der Musik des in Worms garnisonirenden Infanterieregiments begleitet, stimmte die Versammlung das Lied an: Lobet den Herrn ꝛc. Mächtig rauschten die Töne um das herrliche Denkmal, an dessen glänzenden Gestalten alle Augen hingen.

Als die letzten Töne verklangen, betrat der Festprediger, Hauptpastor Baur aus Hamburg (ein geborner Hesse und früher Professor in Gießen) die Kanzel, um in seiner mächtig ergreifenden, glücklich den Volkston treffenden Predigt dem Feste den würdigen Schluß zu geben.

Nach dieser Predigt und nach dem Choral „Nun danket alle Gott!" ward unter den Schulkindern eine Denkmünze, das Luther-Denkmal tragend, vertheilt. Am Freitag Mittag ward Mendelssohns „Paulus" aufgeführt. Gesangvereine von Worms, Alzey, Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg, Mannheim, Speier, Neustadt, Frankenthal, zusammen über 600 Männer und Frauen bildeten den Chor: das Orchester, 100 Musiker, bestand aus der Kapelle des Mannheimer Theater, aus Heidelberger, Wormser und anderen Künstlern. Die Rolle des Evangelisten wurde von zwei Damen, Fräulein Scheuerlein aus Magdeburg (Sopran), Fräulein Hausen aus Mannheim (Alt) und von Herrn Dr. Gunz (Tenor) aus Hannover gesungen. Die Rolle des Paulus (hoher Baß) sang Herr Karl Hill, früher in Frankfurt a. M., jetzt Kammersänger in Mecklenburg; die Rolle des Stephanus, Ananias, Barnabas (Tenor) Herr Dr. Gunz. Zwei Männer aus dem Volk (tiefer Baß) wurden durch Herrn Dilt aus Mannheim vertreten. Die Leitung hatte Herr Vinzenz Lachner, Kapellmeister des Mannheimer Theaters übernommen.

Der Hochzeitstag.

Romanze aus dem Böhmischen des Ladislav Celakovsky, übersetzt von Alfred Waldau.

Herabgelassen ist die Brücke
Und offen steht die Burg am Stein:
Im Thore weilt die schönste Jungfrau,
Verklärt vom Abendsonnenschein.

Betrübten Sinns, umflorten Blickes
Die bunten Gaben sie empfängt

Die Groß und Klein von Näh' und Ferne
Zur Zier des Hochzeitsfestes schenkt.

Sie ist's, des Burgherrn jüngste Tochter,
Ludmila ist's, die holde Maid:
O süßes Antlitz, daß du lächelst
In klarer Wonne allezeit! —

Die Hochzeitsgaben seh'! Hell blinket
Das Garn, der Honig duftet lind:
Doch schade, daß des Lebens Güter,
Wo Liebe fehlt, nur Wermuth sind!

Ein Schäfer naht und legt der Jungfrau
Ein weißes Lamm zu Füßen hin:
„O nimm des armen Mannes Gabe
Und froh und gnädig sei Dein Sinn!"

Die Jungfrau nimmt das Lamm, das weiße,
Und sagt dem Schäfer herzlich Dank;
Er schreitet auf der Brücke heimwärts,
Sie aber seufzet trüb und bang:

„O geh' mit Gott, Du junger Schäfer,
Geh' hin zu Deiner Lämmerschaar!
Wie glücklich wird die Holde werden,
Die Du einst führest zum Altar!"

Und nach dem Hirten kam zum Thore
Ein Jäger, der trug grüne Tracht:
„Zu Deiner Kurzweil, o Jungfrau,
Hab' ich dieß schmucke Reh gebracht!"

Die Jungfrau nimmt das Reh, das braune,
Und sagt dem Jäger artig Dank;
Er schreitet auf der Brücke heimwärts,
Sie aber seufzet trüb und bang:

„Du schöner Jäger, allem Glanze
Entsagt' ich gern, ich arme Braut,
Dürft' ich Dein Antlitz nur berühren,
Ach einmal nur so süß und traut!" —

Nun bringt der Fischer seine Gabe
Und reicht sie dar mit frohem Gruß:
„O nimm sie hin, es sind die besten,
Die heute fing mein Netz im Fluß!"

Die Jungfrau nimmt die Silberfische
Und sagt dem Fischer freundlich Dank;
Er schreitet auf der Brücke heimwärts,
Sie aber seufzet trüb und bang:

„Jenseits des See's, Du schmucker Fischer,
Blinkt Deine Hütte mild und still —
Dein Hochzeitsmorgen blahe heit'rer,
Als jener, der mir dämmern will!" —

Und Abend ward's und Nacht und Morgen,
Das Sonnenroth am Himmel flammt':
In der geschmückten Schloßkapelle
Von Statten ging das heil'ge Amt. —

Beendet ist die fromme Feier,
Verklungen ist der Brautgesang;
Schon ruht die Geige, schweigt die Flöte,
Schon hörst Du nicht den Becherklang.

Im Burghof steht der Reisewagen
Und steh'n vier Rappen wohlgeschirrt:
Ha, wie die feur'gen Renner stampfen
Das harte Pflaster, daß es klirrt!

Die junge Frau besteigt den Wagen,
Der Ritter setzt sich ihr zur Seit':
Nun schießt das Viergespann von dannen,
Und fährt mit Windesschnelligkeit.

Und Gärten, Wiesen, Büsche, Aecker,
Sie schwanden hin in wildem Flug;
Bald konnt' nicht mehr dem Wagen folgen
Der hochzeitliche Reiterzug.

Nun zeigen auf der Kátov-Höhe
Die Rappen sind beim Waldesrand,
Und drüben geht zur Rast die Sonne
Gleich einer Braut im Goldgewand.

Dann geht's vorbei an Kluft und Dämmen,
An denen sich die Welle bricht:
Da bäumen sich die Rappen schnaubend,
Die Mähnen wehen lang und dicht.

Und jäh, als führ' des Blitzes Flamme
Aus schwarzer Wolkenschicht herab,
Stürzt Herr und Frau sammt Pferd und Wagen
In's tiefe dunkle Wellengrab. —

Der Schäfer sah's, als bei der Heerde
Auf grüner Höh' er sinnend stand;
Er sah's erblassend, starr und sprachlos,
Der Hirtenstab entfiel der Hand.

Der wilde Sturz erschütternd hallte
Tief in den grünen Wald hinein:
Der Jäger lief entsetzt zur Stelle
Und wünscht ein todter Mann zu sein.

Der Fischer aber, der am Ufer
Still flocht sein Netz zu reichem Fang,
Nun starrt' er trostlos in die Fluthen
Und rang die Hände bleich und bang.

* * *

Redakteur Gustav Weissenk. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 149 Dienstag, 30. Juni 1868.

Des Spielers Weib.

(Fortsetzung.)

Arthur hielt inne, denn Harriett hatte sich plötzlich erhoben, und sah ihn mit ihren großen dunklen Augen durchdringend an, während das Blut ihr bis zur Stirn stieg, und die Hand, die auf der Stuhllehne lag, heftig zitterte, dann gab sie ihren gehemmten Gefühlen Worte: „Rosa," rief sie, „warum ist es immer Rosa? Und warum wird Harriett übersehen — vermieden — verschmäht? Sagen Sie mir die Ursache, Arthur, antworten Sie mir, ich befehle es Ihnen!" Und sie bestrebte sich mehr Unwillen und weniger Sanftmuth in ihren Ausdruck zu legen, aber umsonst. Glänzende Tropfen kamen und löschten das Feuer der sprühenden Augen und sie sagte in sanftem bewegten Tone: „Ich bin nicht an solche Behandlung gewöhnt, Arthur! niemals bin ich in der Lage gewesen, zu bitten — irgend Jemand zu bitten, mich nicht zu hassen — aber — aber — Sie reisen ab — und ich möcht nicht — möchte nicht so kalt scheiden. Ich bin oft unliebenswürdig, launenhaft gewesen, aber gewiß nicht in dem Grade, um zu verdienen, daß Sie mich hassen."

„Sie hassen?" rief Arthur aufgeregt.

„Ja wirklich!" unterbrach ihn Harriett schnell und unzusammenhängend sprechend: „Ich wollte Sie nicht aus einem Hause vertreiben, in dem Sie sich, wie Sie sagen, so glücklich fühlen. Ich bin die Ursache zu Ihrer Abreise, denn gegen mich allein haben Sie sich verändert, gegen mich, die sich jetzt herbeiläßt, Sie zu bitten, Sie nicht zu hassen. Ich, die sich bis jetzt weder um Liebe noch um Haß bekümmert hat, außer bei ihren Eltern, oder ihrer Schwester."

Wieder wollte der arme Arthur, der ganz außer sich war vor Ueberraschung, Freude und Aufregung sprechen, aber das erregte Mädchen fuhr fort, ihre Gefühle in Worten ausströmen zu lassen: „Ich habe Ihre Freundschaft schätzen gelernt, Arthur, und ich möchte Sie nicht gern verlieren. O, wie glücklich waren wir einst, und wie unglücklich fühle ich mich jetzt! Sagen Sie mir, ehe Sie gehen, mit was ich Sie beleidigt habe und warum Sie mich hassen?

Sie sank auf den Sessel zurück und bedeckte ihr brennendes Gesicht mit der einen Hand, während Arthur die andere hielt und an sein Herz drückte. Er schwieg nicht länger, — er war geliebt — konnte er noch zweifeln? Und was konnte ihn nun noch abhalten, seine Liebe zu erklären?

Und er erklärte sie ihr, auf seinen Knieen vor ihr liegend, goß er sie aus, sprach er von seinen Zweifeln, seinen Bedenken, seiner Furcht.

„Ja, Du theure süße Geliebte, Deine lieben Worte haben die Fesseln gebrochen, die mir Stillschweigen auferlegten. Ich wagte nicht, zu Deiner Liebe empor zu blicken. Bevorzugt, wie Du in jeder Beziehung gegen mich bist, so reich begabt, so glänzend, so schön! Aber ich bewundere Dich, ich bete Dich an! Ach, sage noch ein Wort, ein kleines Wort, sage mir, daß Du meine Kühnheit verzeihst!"

Harriett saß wie versteinert da, über die Wirkung, die ihre Worte hervorgebracht hatten. Fast unbewußt erlaubte sie ihm, ihr die Hand vom Gesicht zu ziehen, den Ring daran zu stecken und sie wiederholt an seine Lippen zu pressen; aber was sie sagen wollte, wurde unterbrochen, denn die Thüre öffnete sich und der Diener meldete den Pfarrer Clifton.

Wie ein gescheuchtes Reh sprang sie zur entgegengesetzten Thür hinaus, die Treppe hinauf in ihr Zimmer, sank auf einen Stuhl und betrachtete wie im Traum das glänzende Kleinod an ihrem Finger. Plötzlich brach sie in einen Strom von Thränen aus, und dann überflog ihr Gesicht ein stolzes glückliches Lächeln, wie ein Sonnenstrahl nach einem Regenschauer.

Als Harriett eintrat, saß Rosa am Kamin und las; sie sah sich um bei deren Eintritt, und war erstaunt über die außerordentliche Bewegung, die Harriett verrieth.

Sie näherte sich ihr, legte den Arm um ihren Hals und küßte ihre brennende Wange; zugleich aber auch zog der glänzende Ring ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie wurde roth und verstummte, dann legte sie ihre Arme um der Schwester Nacken, vergrub ihr Gesicht an ihrer Brust und sagte: „Ah! Du hast mir meinen Ring gestohlen, Du böse Schwester!" und Harriett fühlte, wie schmerzlich sie weinte; sie umarmte sie zärtlich, und erzählte ihr, wie Alles gekommen sei, und als Rosa ihr Gesicht erhob, so glänzten ihre liebevollen Augen gerade so freudig, wie die der glücklichen Harriett.

Rosa verließ sie und entschuldigte die Abwesenheit ihrer Schwester beim Essen mit Kopfweh, aber Arthur ersah aus ihrem Lächeln, daß sie Alles wußte. Er saß ernst und still an ihrer Seite, wie auch Mark Hetham. Mrs. Hetham und der Pfarrer führten die Unterhaltung fast allein.

Gleich nach dem Mittagessen, das für Alle, nur nicht für den Pfarrer lang und langweilig war, eilte Mrs. Hetham in das Zimmer ihrer Tochter, und fand sie blühend und glücklich auf dem Sopha liegend, fröhlich plaudernd mit Mrs. Higgins, die, wie sie sagte, gleich nach der Besorgung des Essens mit einer guten Tasse Kaffee, als dem besten Mittel gegen Kopfweh, zu ihrem lieben Fräulein geeilt sei. Die Mutter schalt sie freundlich über die Unruhe aus, die sie im Hause gemacht habe, und bestand darauf, daß das Kammermädchen die rebellischen Haare, die um Kopf und Schultern flogen, ordnete, dann ging sie, auf den Arm ihrer Tochter gestützt in den Salon. Hier fanden sie den Pfarrer, der sich allein im Zimmer befand.

Etwa eine Stunde später trafen Mr. Hetham und Arthur ein. Welch eine Veränderung war mit ihnen vorgegangen, sie schienen verkörperte Bilder des Glückes zu sein. Alle Furcht, alle Bedenken waren verschwunden. Arthurs Antrag war von dem Vater der Geliebten nicht nur nicht genehmigt, gebilligt, sondern willkommen geheißen und freudig aufgenommen worden; denn er sah in demselben der Erfüllung seiner liebsten Wünsche entgegen; die Mutter strahlte vor Freude, die Freude verbreitete sich über das ganze Haus.

Gern würde Arthur jetzt den Brief an seinen Onkel zurückbehalten haben, aber da dieß zu spät war, so mußte er seinen Besuch machen, aber nur vierzehn Tage blieb er aus, dann kehrte er wieder in die Arme seiner geliebten Braut zurück.

Die Eltern wünschten, daß sich die jungen Leute näher sollten kennen lernen, ehe die öffentliche Verlobung gefeiert würde. Arthur, nicht ganz zufrieden damit, beruhigte sich durch das Versprechen, daß, sei die gegenseitige Liebe nach einigen Monaten noch dieselbe, der Hochzeitstag bestimmt werden solle, ehe er noch im Frühjahre in sein Regiment wieder eintrete.

X.

Zwei Tage vor Weihnachten, an einem klaren, frostigen Nachmittage rollte fliegend ein Wagen durch das kleine Dörfchen N., begleitet von dem Geschrei der weißköpfigen Dorfjugend und dem Bellen aller Hunde, vom Kettenhunde herab bis zum kleinen halbjährigen Pinscher der Obstfrau. Selbst die älteren Leute des sonst so stillen Ortes waren neugierig und traten an die Thüren. Es wird Besuch für die Herrschaft sein, war die allgemeine Meinung. Und so war es auch, denn der Jagdwagen hielt vor dem großen eisernen Parkthore, das augenblicklich von einer alten Frau in schneeweißen Haaren weit geöffnet wurde, aber der Wagen fuhr nicht hinein. Der wichtigthuende Bediente gab nur einen kleinen Auftrag vom Bock herunter, der Reisende steckte seinen Kopf aus dem Wagen, nickte familiär und lustig der Frau zu, und rief in lautem Tone: „Glückliche Weihnacht! Mrs. Grand. Wie geht es, liebe Frau? Ei der Tausend, immer noch frisch und munter, — Ein wirkliches Immergrün, — Ist die Familie im Schlosse wohl? Geht Alles gut? Weg mit Euch Buben! S'ist teufelskalt," und indem er schnell die Wagenfenster schloß, murmelte er lachend: „Das alte Weib ist taub wie ein Stock, schade, Pulver und Blei an sie zu verschwenden!"

Der Postillon knallte, die Pferde zogen an, der Wagen umkreiste den Park und stand in wenigen Minuten vor der ländlichen Thüre von „Carlton-Schloß."

Der Reisende sprang aus dem Wagen, und wurde von Mark Hetham und Monrose, die im Jagdkostüm zu seinem Empfange bereit standen, bewillkommt.

Während die alte Judith mit Hülfe einer jungen Magd ihrem Gast behülflich war, und die Reiseeffekten hineintragen ließ, wurde Monrose von Mark Hetham dem berühmten Fred Carlton in aller Form vorgestellt, demselben Fred Carlton, von dem er so viel gehört hatte und der ihm jetzt warm die Hand schüttelte und das Vergnügen ausdrückte, seine Bekanntschaft zu machen. Sie traten in das kleine, behaglich eingerichtete Zimmer ein, und während sich der Angekommene am hellbrennenden Feuer wärmte, sah er sich mit großem Wohlgefallen im Zimmer um.

„Nun, ich muß sagen, hier ist es allerliebst!" rief er aus, „aber welche Mühe habe ich Ihnen gemacht! Doch ich war unter allen Umständen entschlossen, Weihnachten mit Ihnen zu feiern. Ich kann nicht sagen, wie glücklich ich bin, daß ich hier bin, ich dachte schon, es wäre gar nicht mehr möglich, aus der Stadt fortzukommen. Ich allein hätte es auch nicht fertig gebracht."

„London ist jetzt wohl sehr leer?" fragte Monrose.

„Nicht eine Seele dort," erwiderte Carlton, „ich dachte nicht anders als meine miserablen Geschäfte und die höllischen Nebel müßten mich tödten; viel fehlt auch nicht, ich fühle mich außerordentlich krank. Wie frisch Du aussiehst, alter Freund," fuhr er lebhaft fort, indem er Mark Hetham einen derben Schlag auf die Schulter gab. „Auf Ehre! Niemand würde Dich für zehn oder fünfzehn Jahre älter halten, wie mich — wirklich wunderbar! — Alles wohl zu Hause?"

Mark Hetham konnte nicht sagen, daß Alle wohl wären, er schüttelte traurig den Kopf, als er von dem Gesundheitszustande seiner Frau sprach.

„Ach ja! Es thut mir wirklich sehr leid, zu hören, wie leidend die arme Mary ist — die liebe Mary. — Nun, wir wollen uns gegenseitig recht pflegen, — es kann unmöglich schlimmer mit ihr stehen, als mit mir! Ja, es ist wahr, — ganz wahr, ich bin ein vollständiges Wrack, es ist ganz vorbei mit mir; aber neben-

bei: Wann eßt ihr zu Mittag? Um sieben? Nun ich ich werde da sein. Ich bin so hungrig, als wäre ich den ganzen Tag gelaufen, die Landluft thut mir schon gut. Ich werde mich gleich ankleiden."

(Fortsetzung folgt.)

Das Soolbad „Orb".

Unser Soolbad ist unter den Bädern das, was unter den Blumen „das Veilchen" ist. Still, bescheiden, fast schüchtern liegt es da, rings umschlossen von Bergen, eine anmuthige Kessellandschaft, eine Idylle, einfach, aber reizend, wie wenige.

Die Heilkraft seiner Quellen ist von Koryphäen der Balneologie der der Quellen von Kreuznach würdig an die Seite gestellt worden. Warum aber fragt Jeder, ist Orb als Bad noch so unbekannt? Die Antwort ist einfach die: unser Badeort ist bis jetzt vom Schwindel noch nicht beleckt worden. Der Mangel einer Eisenbahn und die Abgeschlossenheit von dem angränzenden Hessen auf der einen und vom Mutterlande auf der anderen Seite hielten es bisher verborgen. Die Spekulation fand es nicht der Mühe werth, diese Perle aufzusuchen, weil ihr die bisherigen, mangelhaften Verkehrswege nach Orb eine zu geringe Ernte versprachen.

Noch fehlt uns Spiel, Musik und Tanz. „Die Welt, namentlich die kranke, will getäuscht sein." Im Strudel der Leidenschaften will man, krank an Geist und Körper, gesunden! Welcher Paroxismus! Und doch war es bisher leider so. Das wird nun bald anders werden, nachdem die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes den Stab über das Spiel in den Bädern gebrochen hat. Hört das alles zersetzende Spiel erst in den Bädern auf, dann verliert sich auch für den wirklich Kranken für solche Bäder die Täuschung. Der Kranke wird dann nur noch ein eigentliches Heilbad und unter diesen ohne Nebenrücksicht auf Sinnenrausch die heilsamsten aufsuchen. Dann wird er sicher auch unser Orb, welches durch Eröffnung der Hanau-Bebraer-Eisenbahn von der Station Wächtersbach in einer halben Stunde zu erreichen ist, als eins der wirksamsten Soolbäder Deutschlands aufsuchen.

Durch die Annexion an Preußen und die nunmehrige Zugehörigkeit zu der Provinz Hessen ist für Orb ein neues, regeres Verkehrsleben erschlossen. Schon finden sich aus der Provinz Hessen Badegäste ein, deren Namen früher in der Kurliste Nauheims und anderer Bäder zu lesen waren.

Es sei mir vergönnt, damit unser Orb auch in weiteren Kreisen bekannt werde, das Resultat der vom Professor Dr. Scherer in Würzburg gemachten chemischen Analyse der Orber Soolquelle, so wie das Expose eines bewährten Arztes über die Krankheitsfälle, für welche die Orber Soole als Heilmittel sich bewährt hat, hier aufzuführen.

Nach Scherer sind in 16 Unzen oder 7,680 Gran Wasser enthalten:

an festen Theilen	175,5955	Gran
„ kohlensaurem Kalk . .	12,6022	„
„ kohlensaurem Magnesia .	0,1336	„
„ kohlensaurem Eisenoxydul	0,4131	„
„ schwefelsaurem Kalk . .	10,2689	„
„ schwefelsaurem Kali . .	4,4434	„
„ schwefelsaurem Natron .	1,7564	„
„ Chlornatrium	136,5780	„
„ Chlormagnesium . . .	8,6627	„
„ Jodmagnesium . . .	0,0004	„
„ Brommagnesium . . .	0,1152	„
„ Kieselsäure	0,0338	„
„ Maganoxydul . . . } „ Thonerde, Lithion . . } „ Strontian, Bor- und Quellsäure . . . . . } „ Ammoniak . . . . . }	1,5777	„

Nebstdem hat Scherer eine beträchtliche Menge freier Kohlensäure gefunden, welche Hofrath Kastner auf 11 Gran in 16 Unzen Soole berechnet, während Scherer bei 15,5° Celsius in der gleichen Quantität Soole 63,51 Kubikzoll Kohlensäure entdeckte.

Das Expose des Arztes aus den von ihm beobachteten Erfolgen über die Krankheitsfälle, für welche die Orber Soolquelle Heilung gibt, lautet:

A. Die flüssige Soole ist indizirt:

a. Bezüglich ihres Eisengehaltes; bei

I. Veränderung der Blutmischung, demnach bei

1) Anämie, mag sie nun durch große Säfteverluste oder depaszirende Krankheiten, wie Typhus, Intermittens, Skorbut, Purpura, Puerperalfieber, Syphilis und Metallcacherien u. s. w. bedingt sein.
2) Chlorose.
3) Skrophulose, sei es, daß sie sich auf der Haut, in den Drüsen, an den Augen, Knochen oder Ohren manifestirt. Es zählen darum auch die verschiedenen Lupus- und Eczemformen hierher.
4) Rachitis.

II. Den durch diese Bluterkrankungen hervorgerufenen Nervenleiden, also:

α) Chorea,
β) Hypochondrie und Hysterie;

b. Bezüglich des Jodgehaltes; bei den

1) chronischen Rheumatismen an den Gelenken, Muskeln, Sehnen und Sehnenscheiden;
2) tertiär syphilitischen Zuständen;
3) Drüsenschwellungen;
4) Leiden der weiblichen Genitalien, besonders Katarrhen des Uturus und Exudaten nach dem Puerperalfieber.

Digitized by Google

c. In Ansehung der Mittelsalze; bei
1) allen katarrhalischen Affektionen des Darmkanals;
2) Leiden der Leber.

B. Die dunstförmige Soole
a. aus Inhalationsapparaten;
b. an den Gradierbauten bei chronischen Lungenleiden, also Emphysem, Bronchektasie, Tuberculose, Katarrhen der Luftröhre.

C. Die freien Gase der Soole, namentlich die Kohlensäure, harren noch ihrer Anwendung, die anderwärts gegen Paresen und Paralysen erfolgreich sich zeigte.

Bei solchen Heilmitteln, und bei den überaus günstigen klimatischen Verhältnissen (Salz und Waldesluft) wird Orb sich bald einer Frequenz erfreuen, die es in die Reihe der ersten Heilbäder Deutschlands erheben wird.

Die Saline geht vom 1. Juli d. J. an vom Staate in das Eigenthum der Stadt über und soll von dieser vorerst weiter betrieben werden.

Auch in dieser Beziehung wird das Bad Orb einen Vorzug vor den übrigen Soolbädern genießen, da in Folge der eingeführten Salzsteuer und der Konkurrenz des Steinsalzes die meisten Salinen eingestellt werden müssen.

Das Einathmen der dunstförmigen Soole an den Gradirbauten hat aber ohne Zweifel den wohlthätigsten Einfluß bei allen chronischen Lungenleiden und wirkt für jeden Leidenden erquickend und erfrischend.

Ich schließe mit den Worten Scherers in seinem Werkchen: Untersuchung der in der Soolbadanstalt Orb verwendeten Philipps-Quelle ꝛc. Würzburg. Druck der Stahel'schen Buchdruckerei 1861.

„Möchten diese Zeilen dazu dienen, die Aufmerksamkeit nicht nur den Hülfesuchenden und Aerzte, sondern auch Jener, die an der Spitze der Verwaltung des Landes stehen, auf diese Badeanstalt zu lenken, damit nicht wegen Unzulänglichkeit der Mittel eines Privatmannes und mangelnder Aussicht auf Unterstützung von Seiten des Staates eine für das Wohl der leidenden Menschheit einerseits, und für die Hebung der sozialen Verhältnisse des Städtchens Orb andererseits so wichtige Anstalt nach und nach zu Grunde gehe. Die Erfahrung sowohl, als die Wissenschaft, sprechen gleichmäßig zu Gunsten derselben."

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Ball in der Unterwelt.] Graf Baworowski faßte die originelle Idee, in der in der österreichischen Kriegsgeschichte berühmten, an der romantischen Donaustraße bei Alt-Orsova liegenden Veterani-Höhle ein Ballfest zu veranstalten, die er auch nach einer Schilderung in der „Tem. Ztg." am 21. Juni in gelungener und glänzender Weise zur Ausführung brachte. Der kreisförmige Boden der geräumigen, bei 20 Fuß hohen Grotte, welche im Durchmesser über 60 Fuß mißt, war zum Tanzen hergerichtet, die Felsenmauern der Höhle prangten in reichem Schmucke von grünem Reisig und Guirlanden. 500 Kerzen beleuchteten den romantischen Festsaal. Die Nebenhöhle war mit Magnesiumlicht erleuchtet. Das Ganze machte auf die glänzende Ballgesellschaft einen zauberhaften Eindruck.

Wie der „Wes. Ztg." aus Bergen mitgetheilt wird, hat die norddeutsche Yacht „Grönland", unter Kommando des Kapitäns Goldewey von Bremen, am 24. vor. Mts., begünstigt von einer frischen südlichen Kühlte, ihre Nordfahrt angetreten, indem sie zunächst ihren Kurs auf Jan Mayen, 71 Grad nördl. Br. und 8 Grad westl. Länge von Greenwich, nahm, um dann die Ostküste von Grönland anzusegeln und so weit wie möglich nach Norden vorzudringen. Dieses kleine, aber starke Fahrzeug ist reichlich und gut auf ein Jahr verproviantirt und hat eine Besatzung von 12 Mann, von denen zwei norwegische Grönlandsfahrer von Tromsö sind. Auch ist das Schiff mit Waffen gut versehen, namentlich mit Zündnadelgewehren und Revolvern. Diese Nordfahrt, welche vielleicht einer größeren Expedition als Vorläuferin dienen soll, hat bis jetzt eine Ausgabe von etwa 6000 Speziesthaler, oder 9000 Thaler verursacht und kann, wenn Alles gut geht, bis Ende September oder Anfangs Oktober beendet sein.

Der schwäbische Dichter Wilhelm Hauff, welcher bekanntlich das Seinige zum Ruhme des Bremer Rathskellers beigetragen hat, soll jetzt in den Räumen desselben ein Medaillon-Denkmal erhalten. Die Sache wurde in der Bremer Bürgerschaft angeregt und von dieser empfehlend dem Senate überwiesen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 136:

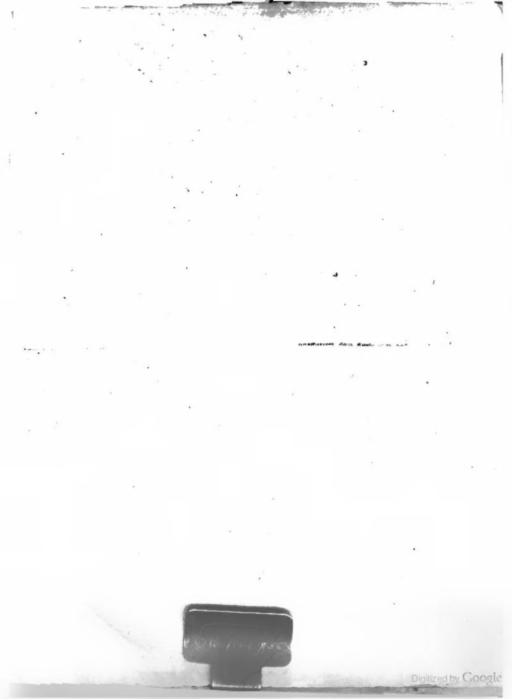
Wenn sich die „Spinne" von And'rer Blut ernährt —
Folgt sie dabei dem Selbsterhaltungstrieb;
Doch wenn ein Mensch vom Blut des Andern zehrt —
Ist an der Menschheit er der allerschlimmste Dieb.

M. M.

Berichtigung: In der Auflösung der Charade Nr. 135, zweite Zeile, soll es heißen: „Damit sich And're im Denken üben," — statt: Damit sich And're im Denken sich üben. —

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google